Digitized by Google

<36608350490013

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Zehnter Band.

To bis Zz.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz frischen Drucke ist es durchaus nöthig, wenn die Bände gleich gebunden werden sollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da sie sonst, selbst wenn beim Schlagen Maculatur dazwischen gelegt würde, doch abschwärzen müßten, was wegen des frischen und engen Drucks nicht anders seyn kann. Anm. v. 1. März 1820.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. Fein Druckp. in ord. 8. Prän. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2 Fein Schreibp. in ord. 8. Prän. Preis für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Fein weiß Med. Druckp. in Median Format. Prän. Preis für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Preis für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Preis für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelassen, und wird außerdem das Werk blos im Ganzen verkauft;

2) Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können $\frac{1}{7}$ des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

3) für die Besitzer der vier ersten Auflagen ist das Neue dieser fünften in besondere Supplemente gesammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben sind. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (an 120 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Nach diesen Bestimmungen sind die, bei den fünf ersten Bänden dieser fünften Auflage gemachten, zu berichtigen.

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Zehnter Band.

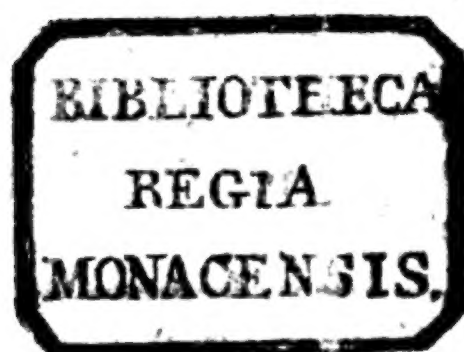
To bis Zz.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1820.



Literarische Anzeigen.

Der Herausgeber des Conversations-Lexicons empfiehlt folgende Werke seines Verlags den Besitzern desselben, indem er sich überzeugt hält, daß sie die beigefügten Urtheile werden bestätigt finden.

I.

Schutzschrift für die evangelische Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die Weimarschen Landtagsverhandlungen. Von D. Fr. Aug. Köthe. Preis 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.)

Ein kräftiger Unmuth über die Unterjochung, unter welcher die evangelische Kirche seufzt, und über die fortschreitende Verweltlichung der kirchlichen Verhältnisse, ein lebendiger Eifer für das, was den Staaten und der Kirche frommt, hat den Verfasser dieser Schutzschrift getrieben, die Noth und die Klagen der Kirche auszusprechen, und neue auf Geschichte und Erfahrung, auf gesundes Rechtsgefühl und Vernunftgrundsätze gestützte Verhandlungen zur Wiedereinsetzung der evangelischen Gemeinde in ihre unveräußerlichen Rechte und ihre gekränkte Freiheit, einzuleiten. Obwohl er ausging von Verhältnissen in seinen nächsten Umgebungen, so ist doch Alles nicht blos aus örtlichen, sondern aus höhern, allgemeinkirchlichen und wissenschaftlichen Gesichtspunkten aufgefaßt, und bringt Gegenstände zur Sprache, die für die evangelische Kirche von hoher Wichtigkeit sind.

Im 1. Abschnitt wird das Verhältniß zwischen Staat und Kirche historisch, wie beide sich als Gegensätze entwickelt haben, und philosophisch, wie der Gegensatz aufzuheben und ein vernunftmäßiges Verhältniß zwischen beiden, durch Zurückführung auf einfache Grundsätze, herzustellen ist, anschaulich gemacht. Der 2. Abschnitt vertheidigt die Rechtsansprüche der Kirche und der Geistlichkeit auf Vertretung bei den Landtagen. Der 3. Abschnitt stellt ächtprotestantische Grundsätze über die Gränzen der landständischen Befugniß zu Beschlüssen hinsichtlich kirchlicher Angelegenheiten auf, was um so nöthiger scheint, als ein sichres und wohlbegründetes Urtheil darüber sich noch nicht gebildet haben mag, ohne dieses aber die Freiheit der evangelischen Kirche selbst durch das ehrwürdige Institut der landschaftlichen Verfassung gefährdet werden könnte.

In allen drei Abschnitten ist Veranlassung gewesen, die wichtigsten Zeitangelegenheiten der evangelischen Kirche theils zu berühren, theils zu erörtern, und so scheint diese Schrift auch als ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Verhältnisse, nicht bloß Theologen und Geistlichen, sondern auch Staatsmännern und Rechtsgelehrten, überhaupt allen Gebildeten, welche für die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt, und für die kirchlichen insbesondere Sinn haben, zur Prüfung empfohlen werden zu dürfen. Zum Schluß sind

die Weimarschen Landtagsverhandlungen über kirchliche Angelegenheiten einer freimüthigen aber bescheidenen Prüfung unterworfen worden.

II.

Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben; ein Buch für Eltern und Erziehende. Herausgegeben von dessen Vater, dem Prediger Dr. K. Witte. Zwei Bände in Umschlag geheftet, Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Die gebildete Welt beobachtete den frühen Gelehrten Karl Witte mit gespannter Aufmerksamkeit. Thoren hielten ihn für ein Wunder; einige Gegner läugneten anfangs die Thatsachen, verdrehten sie dann, weissagten allerlei Uebel, und nahmen zuletzt zu Hemmungen und Verläumdungen ihre Zuflucht. Indeß, der junge Mann steht an Körper und Geist ungewöhnlich ausgebildet da. Sein gutes Herz geben selbst jene Widersacher zu. Die ganze Bildungsweise war aber kein Wunder, sondern von der Wiege an vorher bedacht, und so viel als möglich bestimmt; ging also ganz natürlich zu. Es fragt sich folglich: Wie verfuhr dabei der Vater? Griff die Mutter mit ein? und wie weit? Welche Umstände der — schweren — Zeit und des — einsamen — Ortes machten die Aufgabe schwierig? Welche wirkten günstig? Wer beförderte die Unternehmung? Wer suchte sie zu hindern? Was bewirkten diese? was jene? — Wie bildete sich das Kind, der Knabe, der Jüngling in den verschiedenen Hinsichten aus? — Wurde das Reinmenschliche in ihm nicht, wie so oft geschieht, durch Sprachen und Wissenschaften erdrückt? Wie steht es mit seiner Gesundheit und Heiterkeit?

Ueber alles dies hat sein Vater und Erzieher, der Prediger D. Karl Witte, sich in dem Werke ausführlich und klar ausgesprochen. Es ist jedem Gebildeten leicht verständlich und anziehend geschrieben. Die rücksichtlose Wahrheitsliebe beweis't, daß der Verfasser weniger die Mitwelt, als die Nachwelt, im Auge hatte. Das Werk ist vom Verleger gut ausgestattet, brochirt und mit einem zierlichen Umschlage versehen, und eignet sich deshalb sehr zweckmäßig zu einem angenehmen Geschenk.

III.

Catechismo de' Gesuiti esposto ed illustrato in conferenze storico - teologico - morali. Approfitto della Gioventù priva già da tanto tempo di una buona educazione. Ultima edizione corredata dall' Editore con note. Preis 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

Was es mit der Ultima edizione etc. für eine Bewandniß habe, wird der Leser eben so leicht errathen, als sich ihm die Ueberzeugung aufdringen wird, daß der Verfasser ein tiefgelehrter, helldenkender und zugleich vornehmer catholischer Geistlicher seyn müsse, da ihm

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Neuen Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage herauskommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

V.

Supplemente zum Conversations-Lexicon für die Besitzer der ersten, zweiten, dritten und vierten Auflage. Enthaltend die wichtigsten neuen Artikel und Verbesserungen der fünften Auflage. In vier Abtheilungen. Preis auf Druckpap. 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Kr.) Auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Die fünfte Auflage des Conversations-Lexicons ist gegen die frühern Ausgaben nicht nur durch Hinzufügung einer großen Anzahl neuer Artikel in ihrem Umfange bedeutend erweitert worden, sondern hat auch durch gänzliche Umarbeitung und Vervollständigung früher behandelter Gegenstände auf das wesentlichste gewonnen. Die günstige Aufnahme, deren das Conversations-Lexicon sich erfreuete, hat den Unternehmer und die Verlagshandlung veranlaßt, nicht Mühe noch Kosten zu sparen, um ein so gemeinnütziges Werk der Vollkommenheit näher zu führen, so viel es seinem Wesen nach, nur immer diesem Ziele näher gebracht werden kann. Die Mängel, welche bisher, besonders in den geographischen und statistischen Artikeln, gefunden wurden, sind jetzt, nach fast durchgängiger Umarbeitung derselben, gehoben. Die neuhistorischen, neubiographischen und alle solche Gegenstände, welche im Laufe der Zeit ihr Entstehen und ihr Gedeihen finden, sind mit dieser vorgeschritten, und Alles, was sonst noch einer Verbesserung bedurfte, ist mit dem sorgsamsten Fleiß berichtigt worden.

Auf diese Weise mußte die neue Auflage einen großen Vorzug erlangen, den die Besitzer der ältern bei einiger Vergleichung leicht finden, und gewiß ungern vermissen werden. Die Verlagshandlung ist daher darauf bedacht gewesen, auch diesem Mangel abzuhelfen, indem sie die Lücken der vier ersten Auflagen durch Supplemente auszufüllen gesucht hat. Es werden dieselben aus vier Abtheilungen bestehen, von denen die beiden ersten bereits in allen Buchhandlungen zu haben sind. Sie enthalten alle neuen Artikel (an 2000), welche in die fünfte Auflage aufgenommen worden sind, zugleich aber auch alle wesentlichen Verbesserungen und Erweiterungen, deren oben gedacht ist. Die Sorgfalt, mit welcher diese Supplemente zusammengestellt sind, wird sich aus eigener Prüfung leicht ergeben; daß dieselben sehr reichhaltig sind, geht wohl schon aus dem Umfange hervor, welcher ungefähr 120 Bogen betragen wird. Deßungeachtet ist die Verlagshandlung bemüht gewesen, diese, den Besitzern aller frühern Ausgaben des Conversations-Lexicons unentbehrlichen, Ergänzungen möglichst billig zu liefern, und kosten alle vier Abtheilungen auf Druckpapier nur 2 Thlr. 16 gr. (4 Fl. 48 Kr.), auf Schreibpap. 3 Thlr. 8 gr. (6 fl.)

Auch diese Supplemente sind, ungeachtet die Auflage, nach der sie gebildet worden, mit Königl. Würtembergischen Privilegien gegen den Nachdruck versehen ist, von dem Nachdrucker Erhard genannt Macklot in Stuttgart nachgedruckt worden, und es kann wohl auch ein Zeichen unsrer Zeit genannt werden, daß derselbe obendrein die Unverschämtheit hat und haben darf, sich in seinen Anzeigen „den Verleger" und meine Original-Ausgabe „den Leipziger Abdruck" zu nennen, und sogar schon den Tag

der Erscheinung von den Abtheilungen seines Nachdrucks zu versprechen, die selbst im Original noch nicht erschienen!! Ich vertraue daher mein Eigenthum abermals blos der Ehre meines deutschen Vaterlandes an.

VI.

Die Allgemeinen Medizinischen Annalen des neunzehnten Jahrhunderts erhalten mit dem Jahre 1820 eine neue Form, indem durch sie

Kritische Annalen der Medizin als Wissenschaft und als Kunst

eingeleitet werden sollen.

Sie zerfallen demnach

1) in Kritische Annalen der Heilkunde, in denen die gesammte neueste medizinische Literatur, so weit nachzukommen, in Jahresfrist, von sachkundigen Gelehrten, vom Standpunkte des rationellen Empirismus aus, mit besonderer Berücksichtigung des Gewinnes, der der Wissenschaft dadurch zu Theil worden ist, gewürdigt wird;
2) in ein Medizinisches Correspondenzblatt, welches ärztliche Verhandlungen über ausgezeichnete Gegenstände der Heilkunst, nebst solchen Mittheilungen befaßt, welche für ausübende Aerzte und Wundärzte, in Beziehung auf ihre Kunst, eine nahe gelegtes Interesse haben.

Eine nähere Darlegung des Plans theilen auf Verlangen alle solide deutsche Buchhandlungen mit, und ist auch unter besondern Adressen an deutsche Aerzte und Wundärzte versandt worden.

Der Preis (6 Thlr. 16 Gr. (oder 12 Fl.) der Jahrgang) und die Versendungsweise (monatlich durch Buchhandlungen und Postämter) bleibt die bisherige.

VII.

Mémoires et Considérations sur les principaux événemens de la revolution française. Ouvrage posthume de Mad. la Baronne de Staël. III volumes in 12mo sehr sauber gedruckt, in dem Format meiner Ausgabe des de l'Allemagne derselben Verfasserin. (Mit dem Bildniß der Verfasserin.) Preis auf Schreibp. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) und auf Velinpap. 4 Thlr. 12 Gr. (8 Fl. 6 Kr.)

VIII.

Examen critique de l'ouvrage de Mad. de Staël, ayant pour titre: mémoires et considérations sur les principaux événemens de la revolution française, par Bailleul. 2 volumes. Preis auf Schreibp. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.) auf Velinp. 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.)

außer der umfassendsten und genauesten Kenntniß des Gegenstandes auch Quellen zu Gebote gestanden, die ihrer Natur nach nur Geistlichen vom höchsten Range zugänglich sind. Der Gegenstand aber, welchen der Verfasser behandelte, ist kein andrer, als der Orden der Jesuiten. Mit strenger Wahrheitsliebe und echtchristlicher Gesinnung werden die verderblichen Grundsätze, Lehren und Einrichtungen dieses berüchtigten Ordens geschichtlich und dogmatisch dargestellt, und gezeigt, wie das ganze Wesen desselben unverträglich sey mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, welche Besorgnisse daher dessen Wiederherstellung bei jedem wohlgesinnten Catholiken erregen müsse. Kein Vorurtheilsfreier wird das Buch, das einen Reichthum von neuen und interessanten Details in einer anziehenden Form vorträgt, ohne große Belehrung über den Orden, über die Ansichten und Absichten der römischen Curie und über den Zustand der catholischen Kirche überhaupt, aus der Hand legen. Das Ganze zerfällt in acht Abschnitte, welche handeln: 1) von den Privilegien der Gesellschaft; 2) von ihren Constitutionen; 3) und 4) von ihrer Politik; 5) von ihrem theologischen System in Hinsicht auf das Dogma; 6) von ihrem Moralsystem; 7) von ihrer geheimen und 8) von ihrer öffentlichen Geschichte.

IV.

Für Freunde der Spanischen Litteratur, eine Handausgabe des Calderon im Original betreffend.

Die seit einigen Jahrzehenden in Deutschland, England und Frankreich begonnene und täglich wachsende Liebe zur Spanischen Litteratur, und die Anerkennung und Würdigung der klassischen Schriftsteller derselben, hat sich durch die von verschiedenen Gelehrten dieser genannten Nationen angewandten Bestrebungen, korrekte und kritische Ausgaben Spanischer Klassiker zu besorgen, genugsam bewährt. Diese Bemühungen sind um so erfreulicher und rühmlicher, da die Seltenheit Spanischer Bücher und die Schwierigkeit sich selbst die bekannteren zu verschaffen immer fühlbarer wird, und da, bei der jetzigen Lage der Dinge in Spanien, und bei der Richtung, welche die neuere Spanische Litteratur genommen, kaum zu erwarten steht, daß von Spanien aus für neue Abdrücke der ältern Schriftsteller gesorgt werde. Es scheint deshalb wohl an der Zeit zu seyn und keiner Entschuldigung zu bedürfen, wenn Unterzeichneter, durch den Verleger ermuntert und unterstützt, es unternommen, eine vollständige und korrekte Ausgabe eines Spanischen Schriftstellers zu besorgen, auf den in neuerer Zeit die Augen aller Gebildeten vorzüglich und mit Recht gerichtet sind, die des Calderon. Seine sämmtlichen Schauspiele (mit Ausschluß der Autos sacramentales) sollen unter dem Titel:

Las Comedias de D. Pedro Calderon de la Barca etc.

in 8 bis 10 saubern Duodezbänden erscheinen, von denen in jeder Leipziger Oster- und Michaelismesse einer ausgegeben werden wird. Die vorhandenen seltenen Ausgaben sollen verglichen, die beste Lesart in den Text aufgenommen, und sinnlose Stellen nach besten Kräften wiederhergestellt werden. Die ungleiche und veraltete Orthographie wird mit der von der Madrider Akademie im Jahre 1792 bestimmten

vertauscht werden, welche vor der neuesten von dieser Akademie im Jahre 1815 angenommenen unstreitig bedeutende Vorzüge hat, und die ganz regellose und deshalb oft sinnentstellende Interpunktion wird einer richtigern, auf einfache Regeln gegründeten weichen. Am Ende eines jeden Bandes werden die bemerkenswerthesten Varianten der verschiedenen Ausgaben aufgezeichnet, und ein Versuch gemacht werden, durch kurze Bemerkungen zur Erklärung des oft schwierigen Dichters die Bahn zu brechen.

Der erste Band, den der Verleger mit einem von Massol in Paris sauber gestochenen und gewiß Vielen willkommenen Bilde des Calderon geziert hat, wird außer der Lebensbeschreibung des Dichters folgende Stücke enthalten:

La vida es sueño.
Casa con dos puertas mala es de guardar.
El Purgatorio de San Patricio.
La gran Cenobia.
La devocion de la Cruz.
La puente de Mantible.
Saber del mal y del bien.
Lances de amor y fortuna.
La Dama Duende.
Peor está que estaba.

Leipzig, im August 1819.

J. G. Keil.

Ich werde dieser Ausgabe des Calderon besondere Sorgfalt widmen. Es wird dazu ganz neue Schrift genommen, und zwar sogenannte Petit antiqua. Der Druck ist gedrängt, so daß 48 Zeilen auf die Duodezseite kommen. Ich lasse zweierlei Ausgaben veranstalten, die eine auf dem feinsten Median Druckpapier, aus der Fabrik der Herren Ebart und Strehmann in Berlin; die andere auf französischem feinen Median Schreibpapier. Da Satz und Druck bereits begonnen haben und damit ununterbrochen fortgefahren wird, so kann noch in diesem Jahr der erste Band ausgegeben werden. Ich werde alle Stücke (wenigstens versuchsweise die des ersten Bandes) auch einzeln abdrucken lassen und kann also sowohl auf die einzelnen Stücke als auf den ganzen ersten Band in allen Buchhandlungen Bestellung gemacht werden. Dieß letztere ist nöthig, da ich es nicht in Commission versende. Der Preis der einzelnen Stücke wird brochirt 16 gr. (1 Fl. 12 Kr.) seyn. Der Preis eines ganzes Bandes dagegen 3 Thlr. (5 Fl. 24 Kr.) für die Exemplare auf feinem Druckpapier, und 3 Thlr. 16 gr. für Exempl. auf franz. Schreibpapier. Uebrigens verlange ich weder Subscription noch Pränumeration. Bestellungen können indessen schon jetzt durch alle solide Buchhandlungen gemacht werden, da ich mich selbst mit der Versendung einzelner Exemplare an Particuliers nicht befassen kann.

Leipzig im August 1819.

Dieser erste Band der vollständigen Original-Auflage des Calderons ist am 1sten März 1820 ausgegeben worden.

Brockhaus.

---

eine Gabe, die er nicht nur selbst rastlos übte, sondern auch Andern mitzutheilen redlich beflissen war. Seine Schriften zur Bildung künftiger Religionslehrer, so wie seine homiletischen und katechetischen Uebungsschulen haben viel genützt. Insonderheit aber waren es seine Vorlesungen über die populäre Dogmatik und Moral, wo er seine Meisterschaft im populären Unterrichte am glänzendsten darlegte und die er um so brauchbarer dadurch machte, daß er ihnen sein so sehr geschätztes, so allgemein verbreitetes und in so vielen öffentlichen Schulen eingeführtes christliches Lehrbuch für die Jugend zum Grunde legte, welches er da genau durchging, erklärte und zeigte, wie es beim Unterrichte gehandhabt werden müsse. Diese Vorlesungen wurden daher nicht nur vorzüglich werth gehalten und zahlreich besucht, sondern er wurde auch oft und von vielen Seiten her aufgefodert, ihren Inhalt durch den Druck bekannter und dadurch sein Lehrbuch selbst gemeinnütziger zu machen. Allein Mangel an Zeit, sein hohes Alter, andere literarische Arbeiten, vielleicht auch Abneigung gegen abermalige Bearbeitung eines Werkes, das bereits durch die wiederholten Beschäftigungen damit den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, ließ ihn nicht dazu kommen. Ein anonymer Brief, den er in dem letzten Jahre seines Lebens erhielt und in dem sich der gebildete und religiöse Geist einer edeln Mutter ausspricht, enthielt die Bitte an ihn, wenigstens die beim Religionsunterrichte zu gebrauchenden biblischen Sprüche mit Erklärung herauszugeben. Dieser Brief bestimmte ihn, mit seinem dritten Sohne, dem Herrn Pfarrer zu Oelzschau, Rücksprache zu nehmen und ihm den Antrag zur Uebernehmung dieser, seiner Meinung nach, allerdings verdienstlichen, Arbeit zu machen. Als ihn dieser an die in seinen Vorlesungen über populäre Dogmatik und Moral hierzu schon reichlich vorhandenen Materialien und überhaupt an die schon oft an ihn ergangene Bitte erinnerte, diese Vorlesungen durch den Druck gemeinnütziger zu machen, mit der Bemerkung, daß die Erfüllung dieser Bitte auch die der im Briefe geäußerten in sich schließen würde, so zeigte er sich dazu sogleich bereitwillig unter der Bedingung, daß sein Sohn die Bearbeitung des Werkes für den Druck übernehme, worauf er diesem, der sich mit Freuden dazu verstand, die dahin gehörigen Handschriften zu diesem Zweck einhändigte. Der bald nachher erfolgte Tod des verehrten Greises, so wie die viele Mühe und Sorgfalt erfodernde Uebertragung der so oft überarbeiteten und verbesserten Handschrift in eine zum Abdruck geeignete, verzögerte bisher die Erscheinung des Werkes. Gegenwärtig ist es vollständig unter dem Titel erschienen: D. Johann Georg Rosenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. Das Werk besteht aus zwei Octavbänden, deren ersterer die christliche Glaubens- und der andere die christliche Sittenlehre abhandelt. Die Absicht des Verfassers war, practisch zu zeigen, wie die Lehren der christlichen Religion allgemein faßlich vorgetragen werden können. Er liefert daher einen Commentar zu seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend, in welchem der Text desselben nebst den biblischen Stellen zergliedert, erläutert und weiter ausgeführt wird, nebst eingestreuten Bemerkungen und Winken für tiefer denkende und forschende Kenner der Religion überhaupt, so wie für künftige Religionslehrer insbesondere. Es finden hier

also diejenigen, welche als Prediger, Schullehrer, Erzieher, Väter oder Mütter Religion faßlich lehren wollen, ein vollständiges Handbuch — so wie diejenigen, die als denkende Freunde der Religion über den einst in der Jugend erhaltenen Religionsunterricht hinausgehen und Religion gründlich lernen wollen, ein unterrichtendes Lehrbuch; gelehrte Theologen werden nicht ohne Interesse lesen, wie einer der Würdigsten und Erfahrensten aus ihrer Mitte über manche in unsern Tagen zur Sprache gebrachten theologischen Gegenstände dachte, ungelehrte Laien aber mit Verwunderung wahrnehmen, wie viel sich bei der schon im Lehrbuche so faßlichen und vollständigen Darstellung der Religionslehre gleichwohl noch denken und lernen lasse; wer das Lehrbuch selbst besitzt und gebraucht, erhält hier einen Schlüssel, der ihn tiefere Blicke in den geschickt angelegten und sorgfältig ausgeführten Bau des Ganzen thun und ihn unter dem Gewande des leichtesten und verständlichsten Vortrages, gleichwohl eine in strenger Ordnung, Kürze und Gründlichkeit entworfene Skizze eines religiösen Unterrichts entdecken lassen wird; — wer hingegen das Lehrbuch nicht besitzt, erhält ein Buch, welches auch ganz frei und unabhängig von jenem betrachtet und gebraucht werden kann. Der Name seines würdigen Verfassers, der gemeinnützige Zweck und Inhalt dieses Werkes, sein so wohl aufgenommener Vorbote — das Lehrbuch, endlich selbst das religiöse Bedürfniß unserer Zeit, wo ein rein biblischer, klarer, nüchterner Religionsunterricht um so nöthiger, als seltener zu werden scheint: — Alles dies vereinigt sich, es zu einer, wie wir hoffen, für Viele willkommenen Erscheinung zu machen.

XIV.

Leben August von Kotzebue's. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. Preis 2 Thlr. 12 gr. (4 Fl. 30 Kr.)

Dieses vollständig entwickelte biographische Gemälde eines der vielbesprochensten Männer unserer Zeit, darf eine nähere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da theils die Züge des Kotzebueschen Charakters dargestellt sind mit den Werken des Mannes selbst, theils sein Leben nicht vereinzelt erscheint, sondern, wie es seyn muß, in Verbindung gestellt wird mit allen bedeutenden Erscheinungen unserer Tage. Hieraus ergibt sich auf der einen Seite Treue und Wahrheit; auf der andern ein allgemein geschichtlicher Werth. Der Zeitgeist wird streng gewürdigt, damit der für Wahrheit empfängliche Leser auch in diesem Bilde erkennen mag, daß ohne sittliche Haltung selbst das thätigste, ruhmvollste Leben eine Truggestalt ist, deren Nichtigkeit, früh oder spät anerkannt, manchem Irrenden zur Warnung gereichen muß. —

Die vorstehend angezeigten Werke sind in allen deutschen Buchhandlungen zu den beigesetzten Preisen zu erhalten.

IX.

Neuestes, vollständigstes und wohlfeilstes chemisches Wörterbuch.

In der Jubilate-Messe 1819 ist auch der vierte und letzte Theil, des mit so allgemeinem Beifalle aufgenommenen chemischen Wörterbuchs des Herrn Professor John in zwei Abtheilungen fertig geworden, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu erhalten. (Dieser vierte aus zwei Bändchen bestehende Theil, kostet 3 Thlr. 16 Gr. oder 6 Fl. 36 Kr.) Das Ganze aus 4 Theilen in 5 Bändchen bestehende Werk kostet 11 Thlr. oder 19 Fl. 48 Kr.

X.

Childe Harold's Pilgrimage, a Romaunt in four cantos by Lord Byron. 2 volumes (vol. I. Childe Harold. vol. II. Notes to Childe Harold). Preis 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Kr.

XI.

(Friedrich von Gentz) Seiner Königl. Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. (Am 16. Nov. 1797.) Neuer wörtlicher Abdruck nebst einem Vorwort und einem Nachwort über das Damals u. Jetzt von einem Dritten geschrieben am 16. Nov. 1819. Preis 12 gr. oder 54 Kr.

XII.

Für Freimaurer.

Der Freimaurerei fehlt es eben so wenig an einer reichen Litteratur, als allen andern Fächern des menschlichen Wissens; Nichts ist dem Uneingeweihten mehr vorbehalten, da alle geheime Gebräuche, Dogmen, Erkennungs-Zeichen und Worte vielfältig gedruckt, öffentlich zum Verkauf ausgeboten werden, und der denkende und forschende Maurer sowohl, als der angehende Lehrling finden eine Menge der besten Hülfsbücher zu ihrer Leitung. Nur ein allgemeines Handbuch, was durch eine zweckmäßige Bearbeitung und Vollständigkeit, die Neugierde des Nichtmaurers befriedigt und den studirenden Geweihten ein treuer Gehülfe seyn könne, fehlt noch.

Meine vieljährigen Erfahrungen, Studien, Reisen und Verbindungen in den Orden, der Besitz einer reichen Sammlung maurerischer Bücher und Manuscripte in mehreren Sprachen, und meine

individuellen Verhältnisse, die mir Gelegenheit verschafften wichtige Logenarchive benutzen zu können, haben mich eitel genug gemacht um zu hoffen den Mangel eines solchen Handbuchs durch eine

Encyclopädie der gesammten Freimaurerei und aller damit in wirklicher oder vorgeblicher Verbindung stehenden geheimen Gesellschaften in alphabetischer Ordnung,

abhelfen zu können. — Schon im Jahr 1812 begann ich diese mühsame Arbeit und fühle die Ueberzeugung mit Vorsicht, Unpartheilichkeit, Geduld und Fleiß sie so fortgesetzt und beendigt zu haben, daß sie dem wissenden Meister und dem forschenden Lehrling, deren Bedürfniß ich dabei immer vorzüglich im Auge hatte, angenehm und nützlich seyn kann.

Das Ganze wird in zwei mäßigen Bänden in groß Octav bei Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen und in 3000 bis 4000 Artikeln Ursprung, Geschichte, Geographie, Statistik, Systeme, Secten, Grade, Hierarchie, Hieroglyphen, Symbole, Gebräuche, Terminologie, Bibliographie und Biographien der berühmten und berüchtigten Personen der Freimaurerei enthalten, wobei ich jedoch zur Beruhigung der ängstlichen Brüder zu bemerken für nöthig finde, daß ich das Geheimniß der Rituale so wie der Zeichen, Worte und Griffe getreu respectirt habe.

Der Druck ist bereits begonnen und da das Manuscript ganz bereit liegt, so ist dessen Beendigung zur Leipziger Michaelismesse 1820 ziemlich mit Gewißheit vorauszusehen; da aber die Auflage sehr klein gemacht ist, so glaube ich die Brüder einladen zu dürfen, durch Vorausbestellung bei ihren Buchhändlern ihrer Exemplare sich zu versichern.

Im Februar 1820.

C. Lenning.

XIII.

D. J. G. Rosenmüller's Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Theilen. gr. 8. Erster Theil 1817. (XX und 442 S.) Die Glaubenslehre. Zweiter Theil 1819. (575 S.) Die Sittenlehre. Preis beider Theile 5 Thlr. 12 Gr. oder 6 Fl. 18 Kr.

Allen Freunden und Beförderern der Religion glauben wir hohe Freude zu machen, wenn wir ihnen die vollständige Erscheinung eines Werks ankündigen, welches von dem verewigten Rosenmüller herrührt, einem Manne, der durch Lehre, Schriften und Beispiel zur Kenntniß und Verbreitung des ächten Christenthums so segensvoll gewirkt und der Freunde, Schüler und Verehrer allenthalben so viele hat. Was diesen Mann als Religionslehrer am unvergeßlichsten macht, ist seine von Allen anerkannte, von Vielen bewunderte, von Wenigen erreichte Gabe, die Religionslehren, unbeschadet der Gründlichkeit, allgemein faßlich und verständlich vorzutragen, —

In der Verlagshandlung dieses Conversations-Lexicons erschienen bis jetzt (1. April) im Laufe des Jahres 1820 und werden ferner in demselben und späterhin erscheinen:

A. Fortsetzungen.

Annalen, medicinische. Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer. Jahrgang 1820.
Calderon's Schauspiele, übersetzt vom Freiherrn E. F. G. O. von der Malsburg. 3r Bd. u. ff.
Constitutionen, die, der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. 3r Theil u. flg.
Dante Alighieri, die göttliche Comödie. 3r und letzter Theil: das Paradies. Herausgegeben von C. L. Kannegießer.
Dichter-Proben, brittische. Nr. 2. (enthält unter andern die Belagerung von Corinth und die Finsterniß, nach Lord Byron.)
Ebert's allgemeines bibliographisches Lexicon. 2te Lieferung u. ff.
Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Literatur. 2r Jahrgang (geleitet von F. A. Brockhaus) VI. VII. VIII.
Isis. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1820.
Kreyßig's System der practischen Heilkunde. 3r Theil u. folgende.
Pierer's medicinisches Realwörterbuch. 4r Bd. und folgende.
Saalfeld's allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. 4r (und letzter) Band, oder 7te und 8te (und letzte) Abtheilung.
Schopenhauer, Johanna, Gabriele. 2r (und letzter) Band.
Steffen's Caricaturen des Heiligsten. 2r (und letzter) Theil.
Taschen-Encyclopädie, deutsche. Vierter (und letzter) Theil. Mit 12 Kupfern.
Theater, classisches, der Franzosen. Nr. 2. (enthaltend Semiramis von Voltaire, übersetzt von Peucer.)
Winckell's Handbuch für Jäger. Zweite Auflage. 2r und 3r (und letzter) Theil.
Wolfart's Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. 3n Bandes 1s u. 2s Heft (V. VI.) und folgende.
Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. 5n Bandes 3s u. 4s Heft (XIX. u. XX. der ganzen Folge) u. folgende.
Urania. Taschenbuch für 1821. Mit 6 Kupfern.

B. Neuigkeiten.

Apollo der Leukopetraer. Ein Beitrag zur griechischen Anthologie, enthaltend sechs bisher unbekannte alte Gedichte, entdeckt, übersetzt und erläutert vom Prof. Krug. 2te Aufl.
Benzenberg, über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem.
Beurtheilung der Voßischen Schrift wider Stolberg und einiger andern damit verwandten Schriften. (Aus dem Hermes VI.)
Calderon's Schauspiele (im Original) 1r Bd. u. ff.
Chezy, Helmina von, die drei weißen Rosen. Romantisches Gedicht in drei Gesängen.
Ebert's Geschichte und Beschreibung der Königlichen Bibliothek in Dresden. Mit vielen Kupfern. (Wird ein Buch für Bibliomanen.)
Encyclopädie der gesammten Freimaurerei. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. In 2 Bänden.
Ewald über alte Mystik und neuern Mysticismus.

Förster, Dr. Friedrich, der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt. Ein deutscher Heldenspiegel.

Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 1r Band (Tancred und Balduin III.)

Gentz, an F. v., Friedr. Wilh. III. bei der Thronbesteigung im J. 1797. Nebst einem Vorwort über das Damals und Jetzt.

Haupt, Leopold, Landsmannschaften und Burschenschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studirenden auf den deutschen Hochschulen. Nebst den nöthigen Urkunden.

Henning, L. von, und L. Wieland, Sammlung denkwürdiger englischer und französischer Parlamentsreden, in deutscher Uebersetzung, mit dem Originaltext und mit historischen Einleitungen.

Holberg's Werke. Neu herausgegeben von Oehlenschläger.

Hufeland, über die naturgemäße Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach dem Englischen des Darwin und nach eigenen Beobachtungen.

Klopstock's Nachlaß. Ein Denkmal für seine Verehrer.

Körte, das Leben L. N. M. Carnot's. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt.

Köthe, für häusliche Erbauung. Erster und zweiter Band.

—— Lehrbuch der practischen Theologie. Zwei Bände.

—— Gesch. d. Kirche, von d. frühesten bis a. d. neuesten Zeiten. 4 Bde.

Krug, Prof., Handb. d. Philosophie u. d. philos. Literatur. 2 Bde.

Derselbe, System der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Literatur, encyclopädisch dargestellt. Zwei Bände.

Derselbe, Geschichte der Philosophie neuerer und neuester Zeit, vornämlich unter den gebildeten europäischen Völkern.

Lucchesini, Marquis von, Geschichte der Entstehung des Rheinbundes. A. d. Italienischen.

Mosch, die Bäder und Heilbrunnen Deutschlands und der Schweiz. Ausgabe für 1820. Zwei Theile mit 50 Kupfern.

Müllneriana. Verhandlungen über eine Rezension des Yngurd im Hermes, zwischen Hrn. Hofrath Müllner, Hrn. Prof. Krug und Hrn. Brockhaus. 2te Aufl.

Oehlenschläger, Aladdin. Dramatisches Gedicht. Neue Auflage.

Desselben Reise nach Paris und Italien.

Pradt, de, le Congrès de Carlsbad. 2 Vols.

Quellen, die, des deutschen Staats- und Privatrechts, in dem Zeitraume vom September 1814 bis zum 20. September 1819. Mit einer Einleitung von Grävell.

Sakontala, oder: der verhängnißvolle Ring; indisches Drama des Kalidas in sechs Aufzügen. Metrisch für die Bühne bearbeitet von W. Gerhard.

Schmelzing's Staatsrecht des Königreichs Bayern. 2 Bände.

Schopenhauer, Johanna, Boisserée's Gemäldesammlung.

Schulze's, Ernst, sämmtliche poetische Schriften. Vier Bände. Neue Auflage. Mit Kupfern.

Vaux, eines englischen Diebsgenie's, Memoiren. A. d. Englischen.

Verfassungs-Urkunde der Jenaischen Burschenschaft. (Aus Haupt's Landsmannschaften 2c. einzeln abgedruckt.)

Vico's Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. A. d. Italienischen von Weber.

Volkssagen und Mährchen der Deutschen und Ausländer. Von Lothar.

Drittes
Verzeichniß der Pränumeranten
enthaltend
die Abnehmer der 5ten Auflage
vom 1. Nov. 1818 bis 29. Febr. 1820.*)

			Exempl.
Aachen.	Hr. Buchhändler F. W. Forstmann		6
	= —— J. A. Mayer		97
Aarau.	= —— H. R. Sauerländer		220
Abo.	siehe Rußland.		
Altena.	Hr. Buchbinder G. Rüdiger		2
Altenburg.	= Hoforganist Barthel		1
	= Buchbinder C. Laurentius		1
	= Hofrath Dr. J. F. Pierer		10
	= Buchbinder C. Reuter		2
	Die Schnuphasesche Buchhandlung		15
Altona.	Hr. Buchhändler Fr. Bechtold		2
	= —— K. Busch		71
Amberg.	= —— Uhlmann		8
Amsterdam.	= —— J. Müller et Comp.		16
	= C. A. Pielstiker		1
	= Buchhändler C. G. Sülpke		25
Annaberg.	Die Freyer'sche Buchhandlung		1
	Hr. J. C. Köselitz		2
Ansbach.	= Buchhändler W. G. Gassert		19
Arnstadt.	= Fr. Klüger		2
Arnswalde.	= Conrector Fr. Reich		2
Arolsen.	= Buchhändler A. Speyer für:		
	Hrn. Rector Buhl } in Arolsen	1	
	= Cand. Hesse } in Arolsen	1	
	= Canzellist Jäckel } in Arolsen	1	
	= Secr. Prentzel } in Arolsen	1	
	= Rentmeister Dreves in Billinghausen	1	
	= Hofr. Wigand in Corbach	1	
	Mdm. Luckemeyer in Elberfeld	1	
	Hrn. Oberförster Beck in Helsen	1	
	= —— Gombson in Schmillinghausen	1	
	Ungenannter	1	
		——	10
Aschaffenburg.	Hr. Buchhändler D. Knode		11

*) Die beiden ersten Verzeichnisse dieser Art, welche die Pränumeranten auf die 1ste bis 4te Auflage enthalten, befinden sich im 5ten und 10ten Bande der 4ten Aufl.

		Exempl.
Augsburg.	: Buchhändler A. Bäumer	4
	: J. M. Eßlinger	26
	: Gramich et Comp.	1
	Die v. Jenisch et Stagesche Buchhandlung	4
	Die Math. Rieger'sche Buchhandlung	1
	Hr. J. C. Wirth	6
	Die J. Wolff'sche Buchhandlung	25
Ballenstädt.	Hr. Assistenzrath Gottschalk	16
Baltimore.	: N. Sauerwald	12
Bamberg.	Das Comptoir der Zeitung	3
	Die Göbhardt'sche Buchhandlung	51
	Hr. Buchhändler C. F. Kunz	6
	: —— J. G. Neukirch	20
Basel.	Die Schweighäuser'sche Buchhandlung	6
Bautzen.	Hr. Buchhändler C. H. Schulze	8
Berlin.	: —— Achenwall et Comp.	2
	: —— F. L. Albanus	1
	: —— C. F. Amelang	105
	: —— C. H. G. Christiani	47
	: —— F. Dümmler	52
	: —— Duncker et Humblot	74
	: —— Th. J. C. F. Enslin	78
	: —— Fink	82
	Die C. G. Flittner'sche Buchhandlung	53
	Hr. Buchhändler Gebr. Gädicke	1
	: Prof. F. W. Gubitz	1
	: Buchbinder A. W. Guhl	9
	: Buchhändler Haude et Spener	44
	: —— G. Hayn	2
	: Antiquar C. Heymann	24
	: Kunsthändler Jacoby	1
	: C. Jäkel	7
	: Buchhändler W. Laugier	133
	: Stadtrath Fr. Maurer	1
	Die Maurer'sche Buchhandlung	112
	Hr. M. H. Mendheim	1
	: Buchhändler E. S. Mittler	183
	: —— A. Mylius	33
	: —— G. C. Nauck	20
	Die Nicolai'sche Buchhandlung	105
	Hr. Buchhändler F. Oehmigke	2
	: —— Th. Petri	2
	: —— A. Rücker	111
	Die Sander'sche Buchhandlung	31
	Hr. Buchhändler A. W. Schade	1
	: —— A. M. Schlesinger	57
	: —— C. G. Schöne	2
	Die Schüppel'sche Buchhandlung	1
	Hr. Kunsthändler S. Schropp et Comp.	6
	: Buchbinder H. F. Schwartz	19
	: Buchhändler J. F. Sommerbrodt	73
	: —— C. A. Stuhr	30
	Die Voß'sche Buchhandlung	1

		Exempl.
Berlin.	Hr. Dr. K. Witte d. ältere	2
	= Buchhändler L. W. Wittich	3
	= Professor Dr. Wolfart	2
Bernburg.	= G. Lambrecht	1
	= Prof. Sachse	10
Biberach.	= Gutermann zum Blumenstrauß	1
	= Fr. Lieb	1
	= Chr. Lieb	1
	= Schönfärber Petsch	1
	= Rock et Graner	1
	= Ch. F. Stail	1
	= J. D. Stecher	1
Bonn.	= Buchhändler A. Marcus	10
	= —— E. Weber	49
Bösa (Nieder-)	= Prediger Cannabich	1
Brandenburg.	= Buchhändler J. J. Wieske	5
Brandbg. (Neu-)	= Loholm	1
Braunschweig.	= Buchhändler L. Lucius	77
	= —— G. C. E. Meyer	7
	= —— Al. Pluchart	8
	= —— F. Vieweg	154
Bremen.	Das Comptoir für Literatur	125
	Hr. Buchhändler J. G. Heyse	98
	= L. von Kapff	1
	= C. F. Stelling	7
Breslau.	= Buchhändler W. A. Holäufer	162
	= Prof. Dr. Kayßler	7
	= Buchhändler J. Fr. Korn	70
	= —— W. G. Korn	117
	= —— J. Max et Comp.	36
	= —— E. G. Meyer	2
	= —— R. F. Schöne	17
	= Prof. H. Steffens	1
Brieg.	= Capitain v. Stutterheim	7
Bromberg.	= M. Stoldokowski	1
Brüggen.	= Dr. Benzenberg	1
Brünn.	= Buchhändler J. G. Gastl	25
	= —— L. F. Haller	27
	= —— J. G. Traßler	26
Brüssel.	= —— J. Frank	26
Cadiz.	= P. Ambrogio	6
Carlsbad.	Die Franieck'sche Buchhandlung	4
Carlsruhe.	Hr. Buchhändler G. Braun	35
	= —— Ph. Macklot	7
	= —— D. R. Marx	26
	= Hofbuchdr. C. F. Müller	12
Caschau.	= Buchhändler O. Wigand	7
Cassel.	= —— J. J. Bohné	4
	= Antiquar H. Jacobi	2
	= C. Klocke	1
	= Buchhändler J. M. Meßner	2
	= Geh. Staatsminister v. Schmerfeld	1
Castellaun.	= J. M. Peters	6

		Exempl.
Celle.	: Bürgermeister Schulze	1
Chemnitz.	: Buchhändler C. G. Kretschmar	2
	: —— W. Starke	2
	: Candidat C. G. Uhlig	1
	: J. C. Weisbach	1
Christiansfeld.	: J. R. Uttendörfer	3
St. Christoph.	: Chirurg A. Mulzer	3
Cleve.	: Buchbinder F. Oellig	6
Coblenz.	: Buchhändler H. J. Hölscher	47
	: Postsecr. Stephan	1
Coburg.	: Buchhändler Biedermann	2
	: —— J. D. Meusel et Sohn	4
	: Buchbinder Riemann	1
	Die Sinner'sche Buchhandlung	2
Cöln.	Hr. Buchhändler J. P. Bachem	64
	: —— M. Dumont-Schauberg	13
	: —— H. Rommerskirchen	26
	: —— J. G. Schmitz	7
Constanz.	: —— W. Wallis	32
Copenhagen.	: —— Fr. Brummer	5
	Die Gyldendal'sche Buchhandlung	10
	Hr. Buchhändler Chr. H. Nöer	1
Cöthen.	Die Aue'sche Buchhandlung	6
Cottbus.	Hr. Postsecr. Lutze	11
Cracau.	: C. Löwenthal	7
Crefeld.	: Buchhändler P. Giesbers	3
	: Abr. ter Meer	1
Danzig.	: F. S. Gerhard	18
	: Buchhändler G. A. Krause	13
Darmstadt.	: —— Heyer et Leske	123
Delitzsch.	: Buchdrucker L. Meyner	1
Dessau.	: Buchhändler C. G. Ackermann	11
	: Buchdrucker J. C. Fritsche	1
Dillenburg.	: L. Haas	10
Dortmund.	: Buchhändler C. F. Köppen	12
Dresden.	: Gerichtsactuar Albrecht	1
	Die Arnold'sche Buchhandlung	129
	Hr. Hauptmann Becker	2
	: Geh. Legationsrath Beigel	1
	: Kammersänger Benelli	1
	: Hofrath Böttiger	1
	: Dr. u. Bibliotheksecr. F. A. Ebert	2
	: Sen. u. Polizeyrath Friedrich	1
	: Kämmerey-Secr. Gebhard	1
	: Kupferstecher Gottschick	1
	: J. P. Hacault	1
	: A. H. Hammerdörfer	1
	: Prof. Hasse	3
	Die Hilschersche Buchhandlung	17
	Hr. Schuldirector Krug	1
	: Diaconus Leonhardi	1
	: W. A. Lindau	6
	: Minister von Nostitz u. Jänkendorf	1

		Exempl.
Dresden.	Hr. B. F. Pockmann	3
	= Kunsthändler H. Rittner	1
	= Hofjuwelier Roßbach	7
	= Plankammer-Director v. Schlieben	30
	Frau Hofräthin Tittmann	1
	Die Walther'sche Hofbuchhandlung	3
Drossen.	Hr. Postmeister Greck	1
Düsseldorf.	= Arnz et Comp.	1
	= Buchhändler J. H. C. Schreiner	17
Egeln.	= Postcommissair Ackermann	1
Eger.	= Buchhändler J. Kobrtsch	8
Eibenstock.	= Rector Ficker	10
Eichstädt.	= Buchhändler J. M. Beyer	2
Eisenach.	= —— J. F. Bärecke	22
Eisenberg.	= —— W. Schöne	3
Elberfeld.	= —— H. Büschler	26
	= Fr. Hoffbauer	1
	Hrn. J. J. Platzhoffs Erben	1
	Hr. Buchhändler J. C. Schaub	11
	Hrn. Joh. Simon's Erben	1
Elsterwerda.	Hr. Justiz-Amtmann Seuff	1
Erdmannsdorf bei Chemnitz.	= Prediger Liebmann	4
Erdmannsdorf in Schlesien.	Frau Gräfin v. Gneisenau	1
Erfurt.	Die Keyser'sche Buchhandlung	27
	Die Maring'sche Buchhandlung	2
	Die K. Pr. Postamts Zeitungs-Expedition	7
Erlangen.	Hr. Buchhändler C. Heyder	7
	= —— Palm et Enke	25
Essen.	= —— G. D. Bädeker	52
Flensburg.	= H. Göttig	1
	= Buchhändler J. C. Korte-Jessen	14
Frankfurt a. M.	Die Andreä'sche Buchhandlung	123
	Hr. Buchhändler F. Boselli	20
	= —— H. L. Brönner	45
	= —— P. W. Eichenberg	12
	= J. Noé du Fay	1
	= Buchhändler Gebhard et Körber	1
	= —— P. H. Guilhauman	15
	= Cl. Heerdt	7
	Die Hermann'sche Buchhandlung	66
	Die Jäger'sche Buchhandlung	50
	Hr. Buchhändler B. Körner	47
	= Em. Müller	1
	= Buchhändler J. D. Sauerländer	99
	= —— W. Schäfer	12
	= C. H. Schultz	3
	= Buchhändler J. D. Simon	66
	= —— J. P. Streng	41
	= —— Fr. Varrentrapp	45
	= —— Gebr. Wilmans	4
Frankfurt a. O.	Die Hoffmann'sche Buchhandlung	49

		Exempl.
Frankfurt a. O.	Hr. Prediger Wehmer	7
Freyberg.	Hr. Buchhändler Craz et Gerlach	6
Freyburg im Breisgau.	Die Herder'sche Buchhandlung	16
	Die Wagner'sche Buchhandlung	2
Fürth.	Hr. Buchhändler Fr. Korn	3
Gabel.	: F. G. Lorenz	9
St. Gallen.	: Buchhändler Huber et Comp.	27
Gardelegen.	: Prediger Viering	7
Gatterstedt.	: Krug von Nidda	1
Gera.	: Buchhändler W. Heinsius	5
	: Director A. G. Rein	1
Gießen.	: Buchhändler G. F. Heyer	24
	: —— C. G. Müller	3
Glogau.	Die neue Günter'sche Buchhandlung	48
Görlitz.	Hr. Buchhändler C. G. Anton	1
	: W. Menzel	1
Goslar.	: Buchdrucker Kircher	13
Gotha.	Die Becker'sche Buchhandlung	2
	Hr. Buchhändler C. Gläser	6
	Die Hennings'sche Buchhandlung	3
	Hr. Geh. Cabinetsrath Madelung	1
	: Buchhändler J. Perthes	3
Göttingen.	: —— R. Deuerlich	32
	Die Dieterich'sche Buchhandlung	52
	Hr. Buchhändler Vandenhöck et Ruprecht	90
Grätz.	: —— Fr. Ferstl	88
Greifswalde.	: —— E. Mauritius	28
	: P. H. C. Schmidt	5
Greitz.	: Chr. H. Plietz	1
Grimma.	: Major Krug v. Nidda	7
Gröbel.	: Holzverw. C. Ch. Schubert	1
Gunstedt.	: Schullehrer J. G. Schleiffer	1
Gütersloh.	: A. Bertelsmann	8
Haag.	: Buchhändler H. C. Volcke	3
Halberstadt.	: Dr. Fr. Cramer	1
	: Buchhändler F. A. Helm	30
	Die Vogler'sche Buchhandlung	57
Halle.	Hr. Stadtrath Bertram	1
	: Dr. H. Friedländer	1
	: Buchhändler Hemmerde et Schwetschke	74
	: Staatsrath u. Prof. v. Jakob	1
	: Buchhändler C. A. Kümmel	12
	Die Renger'sche Buchhandlung	9
	Die Ruff'sche Buchhandlung	1
	Die Schimmelpfennig'sche Buchhandlung	2
	Hr. Prof. C. J. Schütz jun.	1
	Die Waisenhaus Buchhandlung	13
Hamburg.	Hr. Buchhändler J. G. Herold	41
	: —— Hoffmann et Campe	61
	: Antiquar J. H. Nestler	52
	: Buchhändler Perthes et Besser	174
Hamm.	: —— Schultz et Wundermann	29

			Exempl.
Hanau.	Hr. C. J. Edler		5
	Hr. J. H. Hoy's Fr. Wittwe		2
Hannover.	= Buchhändler Gebr. Hahn		224
	= Hospital-Inspector G. Harrys		7
	Die Helwing'sche Hofbuchhandlung		92
Heidelberg.	Die akademische Buchhandlung		16
	Hr. Buchhändler Mohr et Winter		17
	= —— A. Oswald		7
Heilbronn.	= P. Bruckmann et Comp.		7
	= Buchhändler Claß		5
Heiligenstadt.	= Buchbinder Delion		7
Helmstädt.	Die Fleckeisen'sche Buchhandlung		23
Hettstädt.	Hr. Stadt-Controlleur Kirchhoff		7
Hildburghausen	= Buchhändler Kesselring		2
Hildesheim.	= —— Gerstenberg		3
Hirschberg.	= —— H. W. Lachmann		12
	Die Thomas'sche Buchhandlung		1
Hof.	Hr. Buchhändler G. A. Grau		113
	= Postsecr. Thannhäuser		8
Hohenstein.	= Rahlenbeck		1
Hoyen.	= Amtsauditor Amann		7
Hückeswagen.	= H. W. Kocher		7
Innsbruck.	Die Wagner'sche Buchhandlung		17
Jena.	Hr. Buchbinder W. Cloß		1
	Die Cröker'sche Buchhandlung		16
	Hr. Dr. H. E. Katterfeld		1
	= Dr. J. F. Katterfeld		1
	= Buchhändler Aug. Schmid		13
	Dem. Henr. Schubart		1
Kiel.	Die akademische Buchhandlung		11
Kirchheim-Bolanden.	Hr. A. Gießen		7
Klagenfurt.	= Buchhändler J. Sigmund		10
Klingenthal.	= Ch. A. Heß		1
Königsberg.	= Buchhändler Gebr. Bornträger		129
	= —— A. W. Unzer		155
Landshut.	= —— Ph. Krüll		13
Langensalza.	= Apotheker Reißig		1
Laubach.	= Bibliothekar J. C. G. Richter		5
Lauban.	= Trautmann		1
Lauterbach.	= Apotheker F. Klügel		16
Leipzig.	= Buchhändler C. Andrä für:		
	Hrn. M. Höpfner in Leipzig	1	
	= Postsecr. Müller in Zeitz	1	
	= Oberhofgerichtsr. v. Zehmen a. Grabzig	2	
			4
	Hr. Buchhändler J. A. Barth		20
	Die Baumgärtnersche Buchhandlung		2
	Hr. Fr. Behrens		1
	= Bergmann, Lehrer am Taubst. Inst.		1
	= Bergmann et Gerischer		7
	= C. G. Böttger		1

		Exempl.
Leipzig.	: Buchhändler Breitkopf et Härtel	11
	Hr. C. E. Brescius	7
	Das lit. Central-Comptoir	1
	Hr. Buchhändler C. Cnobloch	39
	: —— W. Engelmann	58
	: —— Fr. Fleischer	26
	: —— Gerhard Fleischer	11
	: Antiquar Frank	2
	: Buchhändler C. F. Franz	3
	Hrn. Füllmich's Erben	2
	Hr. W. Gerhard	1
	: Buchhändler J. F. Gleditsch	52
	: —— G. J. Göschen	2
	: —— H. Gräff	2
	: —— G. A. Grieshammer	9
	: —— C. H. F. Hartmann	106
	: Häseler	1
	: Buchhändler F. L. Herbig	26
	Die Hertel'sche Buchhandlung	1
	Die Hinrichs'sche Buchhandlung	25
	Hr. Ober-Postamts-Rath Hüttner	1
	: Finanz-Procurator Jacobi	1
	: C. Freiherr v. Jacobi-Klöst	1
	Das Industrie-Comptoir	6
	Hr. W. Kattermann	1
	: Student Kiefer	3
	: Buchhändler C. Klein	78
	: B. L. Koch	1
	: Buchhändler H. A. Köchly	3
	: —— C. F. Köhler	7
	: —— Ch. C. Kollmann	15
	Die Kühn'sche Buchhandlung	1
	Hr. Buchhändler P. G. Kummer	210
	: Hofrath Küstner	2
	: Buchhändler W. Lauffer	7
	: —— F. A. Leo	2
	: —— A. G. Liebeskind	36
	: Lieutenant v. Lindenau	7
	: M. Lindner	1
	: Landsteuer-Einnehmer Mannsfeld	6
	: M. F. T. Märker	1
	: R. Melly et Comp.	2
	: Merck Dürbig et Comp.	1
	: Buchhändler J. G. Mittler	13
	: —— Im. Müller	4
	: Hofr. Meth. Müller	1
	: Regierungsrath A. Müller	1
	: Oehme	1
	: T. Oettler	1
	: Buchhändler C. F. Peters	3
	: Prof. Pölitz	1
	: Dr. F. A. B. Puchelt	2
	: Dr. Puttrich	1

				Exempl.
Leipzig.	Hr. Queitsch			1
	: Antiquar Rau			1
	: Buchhändler C. H. Reclam			96
	Die Rein'sche Buchhandlung			13
	Hr. Kupferst. F. Roßmäßler jun.			1
	: Seb. Salzgeber			1
	: A. L. Schettler			7
	: Buchhändler J. B. Schiegg			1
	: Antiquar F. Schmidt			22
	: Regiments-Chirurgus Schwabhäuser			1
	: Buchhändler Th. Seeger			2
	: Seyffert			1
	: Ober-Güterbeschauer Siebig			1
	Die Sommer'sche Buchhandlung			3
	Hr. Buchdrucker W. Staritz			4
	: Buchhändler Steinacker et Wagner			14
	: M. Stimmel			1
	: Lieutenant Stockmann			1
	: J. Sühring			138
	: C. Tauchnitz			1
	: F. W. Tecklenburg			1
	: Buchdrucker B. G. Teubner			414
	: T. Trautwein			3
	: B. Trinius			1
	: L. de Villers			2
	: Antiquar P. Vogel			2
	: Buchhändler W. Vogel			35
	: —— L. Voß			
	für:			
	Hrn. Oberamtman Hasenöhrl		1	
	: Waisenverw. Pollack		1	
	: Gerichtsact. Roth	in Kamnitz	1	
	: Oberamtschreiber Seibel	in Böhmen	1	
	: Dechant Wenzl		1	
	: Kaufmann Jenichen		1	
	: Dr. Merian in Prag		1	
	: Dreßler in Leipzig		1	
	Ungenannte		6	
			——	14
	Die Weidmann'sche Buchhandlung			1
	Hr. Proclamator J. A. G. Weigel			4
	Fr. Wittwe Weinoldt			1
	Hr. Prof. A. Wendt			1
	: Theater-Cassierer Werner			1
	Die Weygand'sche Buchhandlung			1
	Hr. J. G. Wolff et Comp.			2
	: J. F. Zeising			4
Lemberg.	: Buchhändler C. G. Pfaff			42
Lemgo.	Die Meyer'sche Buchhandlung			25
Leutensdorf (Ober-)	Hr. J. Frey			6
Lewalde.	: J. G. Richter			1
Lichtenstein.	: Cämmerer J. G. Amthor			1

		Exempl.
Liegnitz.	Hr. Buchhändler J. F. Kuhlmey	131
	= Prof. Mosch	1
Lingen.	= Buchhändler F. A. Jülicher	15
Linz.	= —— E. Haslinger	25
Livorno.	= A. D. Blecker	7
London.	= Buchhändler Bohte et Comp.	2
	= J. C. Hüttner	1
	= Buchhändler Treuttel et Würtz	1
Lübeck.	= Dr. Lembke	29
	= Buchhändler B. G. Niemann	15
	= —— J. J. v. Rohden	54
Ludwigsburg.	= J. Knapp	1
Ludwigslust.	= Dr. C. W. Scott	3
Lüneburg.	= Buchhändler Herold et Wahlstab	9
Luxemburg.	= Lieutenant F. Wolff	10
Magdeburg.	Die Creutz'sche Buchhandlung	68
	Hr. Buchhändler W. Heinrichshofen	89
	= —— F. Rubach	41
	= Prediger Störig	10
Mainz.	= Buchhändler Fl. Kupferberg	47
	Die S. Müller'sche Buchhandlung	6
Malta.	Hr. P. Lehnhardt	2
Mannheim.	= Buchhändler T. Löffler	7
	= —— Schwan et Götz	19
Marburg.	= —— J. C. Krieger	24
Marienwerder.	= Kummer	9
Meiningen.	= Buchhändler Fr. Keyßner	4
Meißen.	= —— F. W. Gödsche	8
Memel.	= Assessor J. F. Golendzio	16
Merseburg.	= Capitain Schulze	1
Pr. Minden.	= Buchhändler J. Körber jun.	40
Mirow in Litthauen.	siehe Rußland.	
Moskau.	—— ——	
Mühlhausen.	Hr. F. Danner.	1
München.	= Buchhändler E. A. Fleischmann	25
	= —— J. Giel	3
	= —— J. J. Lentner	6
	= —— J. Lindauer	16
	= J. Richter	5
	= Buchhändler C. Thienemann	27
	= J. G. Zeller	3
Münster.	Die Aschendorf'sche Buchhandlung	2
	Die Coppenrath'sche Buchhandlung	47
	Hr. Buchhändler Fr. Theissing	6
Nassau-Diez.	= J. W. Eibach	7
Naumburg.	= Dr. Messerschmidt	2
Neuburg a. D.	= Hofrath Hebberling	8
Neuhoff.	= Ziese	1
Neustadt a. O.	= Buchhändler C. Wagner	1
Neustadt in Schlesien.	= Kreissecr. Pätzolt	7
Neustrelitz.	= Buchhändler Violet	18

		Exempl.
Neuwied.	Hr. Dr. Bernstein	1
Neuzedlisch.	= J. Glauber	3
Norden.	= H. C. Storch	17
Nördlingen.	= Buchhändler C. H. Beck	2
Nürnberg.	= —— Bauer et Raspe	11
	= J. G. Leyckam	1
	= Buchhändler Monath et Kußler	8
	Die Raw'sche Buchhandlung	1
	Hr. Buchhändler Riegel et Wießner	42
	= —— Schneider et Weigel	2
	Die Stein'sche Buchhandlung	21
Offenbach.	Hr. Buchhändler C. L. Brede	2
Offenburg.	= Postverwalter Sichler	4
Ohlau.	= Kammerherr Ed. Graf Hoverden	7
Oldenburg.	= Buchhändler Schulze	5
Oelsnitz.	= C. F. Fickelscherer	1
Oschersleben (Groß=)	= Apotheker Fr. Engelmann	7
Osnabrück.	= Buchhändler C. Crone	3
	= Postsecr. v. Geismar	15
	= W. v. Gülich	1
Oettingen (Neu)	= Dr. Schmelzing	17
Paderborn.	= Buchhändler J. Wesener	2
Pappenheim.	= Secret. Fr. Wagner	7
Paris.	= Baudouin	1
	= Hesse	1
Passau.	= Buchhändler A. Pustet	3
Perleberg.	= Buchbinder J. Frank	11
Pesth.	= Buchhändler Eggenberger	2
	= —— C. A. Hartleben	12
	= —— G. Kilian	31
St. Petersburg.	s. Rußland.	
Pirna.	Hr. Archidiaconus Bartzsch	1
	= G. Pescheck	1
Plauen.	= Amts=Registrator C. Hellwig	1
Posen.	= Lieutenant Aug. Pierer	40
Potsdam.	= Buchhändler Horvath	17
	= Regierungssecr. F. L. Wehle	1
Prag.	Die Buchler'sche Buchhandlung	23
	Die Calve'sche Buchhandlung	35
	Hr. Buchhändler C. W. Enders	43
	Die Haas'sche Buchhandlung	12
	Hr. Buchhändler J. Krauß	190
	= —— C. Widtmann	33
Prenzlau.	Die Ragoczy'sche Buchhandlung	24
Preßburg.	Hr. Buchhändler A. Schwaiger	8
Pyrmont.	= —— G. Uslar	28
Quedlinburg.	= —— G. Basse	6
	= —— F. J. Ernst	28
Ratibor.	= —— C. H. Juhr	13
Regensburg.	= J. G. Brauser	12
	= G. W. Henle	7

		Exempl.
Regensburg.	Hr. Geh. Rath Baron v. Leykam	1
	= Regierungs-Expeditor F. J. Lobenhoffer	7
	= Buchhändler Montag et Weiß	7
	Frau Fürstin von Thurn u. Taxis Hoheit	2
	= — Esterhazy, geb. Prinzessin von Thurn u. Taxis Durchl.	1
	Die Fürstl. Thurn u. Taxis'sche Bibliothek	1
	Hr. Kammerherr v. Uechtritz	1
	= Oberrechnungsrath Wiener	7
Reichenbach.	= Accis-Inspector C. L. Baumgarten	1
Reval.	siehe Rußland.	
Riga.	— —	
Rochlitz.	Hr. Köhler et Comp.	1
Rom.	= Buchhändler J. Mayer	10
Ronneburg.	Das literarische Comptoir	1
	Die Post-Expedition	1
Rostock.	Hr. Candidat A. H. Reinecke	7
	= Buchhändler K. C. Stiller	83
Rothweil.	Die Herder'sche Buchhandlung	9
Rudolstadt.	Die Hofbuchhandlung	26
Rußland.	Da in Rußland das Einbringen des C. Lex. nur auf Spezial-Erlaubniß gesetzlich zugestanden ist, so finden wir es gerathen, die dahin gegangenen Expl. nur im Allgemeinen der Zahl nach anzugeben.	674
Salzburg.	Die Mayr'sche Buchhandlung	15
Salzwedel.	Hr. Assessor Oelze	10
Schleswig.	= Buchhändler R. Koch	31
Schlettau.	= Forstmeister F. v. Einsiedel	1
Schleusingen.	= Conrector Schmidt	2
Schneeberg.	= Buchdrucker A. F. Fulde	2
Schönbrunn.	= Prediger Faber	1
Schwedt.	= Rendant Mittelhusen	1
Schwelm.	= Buchhändler M. Scherz	6
Siegen.	= J. H. Vorländer	7
Sondershausen.	= Buchhändler B. F. Voigt	115
Sorau.	= Dr. Nürnberger	8
Speyer.	= Buchhändler J. C. Kolb	13
Stendal.	= Franzen et Grosse	1
Stockholm.	= Buchhändler A. Wiborg	20
Stolberg bei Aachen.	= J. A. Schleicher	1
	= M. Seeger	27
Stralsund.	= Buchhändler C. Löffler	56
Straßburg.	= — F. G. Levrault	3
	= — Treuttel et Würtz	13
Straubingen.	= — C. Schmidt	1
Strehlitz in Schlesien.	= Gen. Commissionssecr. Jekel	1
Stuttgart.	Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung	1
	Hr. Rechnungsrath Härlin	1
	Frau Louise v. Herder	1
	Hr. Buchhändler F. C. Löflund	51

		Exempl.
Stuttgart.	Hr. Oberrechnungsrath Ludwig	7
	Die Metzler'sche Buchhandlung	21
	Die Sattler'sche Buchhandlung	1
	Hr. Buchhändler J. F. Steinkopf	4
Sulzbach.	Die Seidel'sche Buchhandlung	3
Teſſin.	Hr. Dr. C. F. Hinke	3
Torgau.	= G. W. Opitz	2
Triest.	= Dr. Ferd. Heisler	33
Tübingen.	= Buchhändler H. Laupp	20
	= ——— C. F. Oſiander	9
Ulm.	= ——— J. Ebner	132
	Die Stettin'sche Buchhandlung	52
Upsala.	Hr. Buchhändler Em. Bruzelius	264
Uttig.	= Schullehrer B. Krause	14
Voigtsberg.	= Amts-Actuar W. A. Herold	7
Wackerbarts-ruhe.	= Dr. C. Lang	1
Warschau.	= Hofrath v. Busse	1
	= Buchhändler N. Glücksberg	21
Warendorf.	= P. Hueßman	11
Weilburg.	= Buchh. W. L. John	7
Weimar.	= Buchhändler Gebr. Hoffmann	18
	Das Industrie-Comptoir	1
	Das geographische Institut	2
Weißenfels.	Hr. Hofr. Dr. A. Müllner	1
	= Justiz-Amtmann Richter	1
	= Hptmann v. Rohrscheidt	1
	= Warmann	1
Wertheim.	= Buchdrucker Holl	11
Wesel.	= Buchhändler J. A. Klönne	46
Wien.	= ——— B. Ph. Bauer	39
	Die C. F. Beck'sche Buchhandlung	22
	Hr. Matth. Edler v. Collin	1
	= J. C. Endris	1
	Die Gerold'sche Buchhandlung	284
	Hr. Buchhändler C. Haas	6
	= ——— J. G. Heubner	122
	= ——— C. G. Kaulfuß	21
	= ——— C. Kupfer	8
	= ——— J. Mayer et Comp.	40
	= Gebr. Meisl	1
	= Buchhändler J. G. v. Mösle Fr. Wwe.	4
	= ——— P. J. Schalbacher	39
	= ——— C. Schaumburg et Comp.	58
	= ——— Tendler et Comp.	60
	= ——— F. Wimmer	10
Wiesbaden.	= Canzellist G. Roth	14
	= Buchhändler L. Schellenberg	3
Wiesenburg.	= Amtshauptmann C. v. Zezschwitz	1
Wilhelmshöhe.	= Schullehrer Sinzinger	14
Wilna.	siehe Rußland.	
Winterthur.	Die Steiner'sche Buchhandlung	7
Wismar.	Hr. G. F. Hermann, Lehrer am Lyceo	17

			Exempl.
Wittenberg.	Hr. Buchhändler S. G. Zimmermann		1
Wolfenbüttel.	= Buchbinder Ch. Eichhorn sen.		6
Würzburg.	= W. Mosthaff		7
	= J. Speeth		12
	Die Stahel'sche Buchhandlung		43
Wurzen.	Hr. Anton Sommer		1
Zeitz.	= C. Schulze		7
Zerbst.	= Buchhändler A. Füchsel		10
Zittau.	= Diaconus Petri		3
	= Buchhändler J. D. Schöps		17
Zörbig.	= C. G. Jäger		1
Züllichau.	= Buchhändler Darnmann		77
Zürich.	= —— Geßner		1
	= Orell Füßli et Comp.		29
	Die Trachsler'sche Buchhandlung		2
	Hr. Buchhändler Ziegler et Söhne		50
	= Diaconus Zimmermann		6
Zwickau.	= Buchhändler Gebr. Schumann für:		
	Hrn. Zolleinnehmer Bähr in Reichenau	10	
	Ungenannte	8	
			18
	Personen in verschiedenen Plätzen, die die Nennung ihres Namens durchaus verbeten haben.		179
	Totalbetrag der Pränumeranten auf die 5te Auflage vom 1. Nov. 1818 — 29. Februar 1820		Ex. 13589

Vorrede.

Wir halten es für angemessen, den in der Vorrede zum ersten Bande versprochenen ausführlichern Bericht über diese fünfte Ausgabe unsers Werks mit einigen schon in den verschiedenen frühern Vorreden zu den vier ersten Ausgaben mitgetheilten allgemeinen und historischen Nachrichten über dasselbe in Verbindung zu bringen, wodurch sowohl der Zweck und die Tendenz, als auch die successive Ausbildung desselben von seiner Entstehung an, angedeutet und bezeichnet werden.

Die erste Idee zu unserm Werke wurde um das Jahr 1796 von dem nun verstorbenen D. Löbel gefaßt. Von welchem Gesichtspunkt derselbe ausging, gibt er in der Vorrede zur ersten Auflage auf folgende Weise an.

„Vor dreißig, vierzig Jahren, als im Allgemeinen größtentheils nur eine gewisse Gattung von Kenntnissen, nämlich die politischen, Gegenstand der Conversation war, mochte Hübners Zeitungs- und Conversations-Lexicon mehr als hinreichend seyn, das erwähnte Bedürfniß zu befriedigen; allein zu einer Zeit, in welcher eine Menge Gegenstände aus den verschiedensten Wissenschaften in das gesellige Gespräch eingedrungen sind, hat sich der

Begriff der Conversation mit dem Gebiete derselben gar sehr erweitert. Zu einer Zeit, in welcher ein allgemeines Streben nach Geistesbildung, wenigstens nach dem Scheine derselben, (zugleich die Ursache und die Folge der immer mehr sich verbreitenden Annäherung der Geschlechter und Stände in ihren Begriffen an einander,) das Weib wie den Mann, den Nichtgelehrten wie den Gelehrten in einen gemeinschaftlichen Conversations-Kreis führt; in welchem man gewisse gemeinschaftliche Begriffe und Kenntnisse bei einem jeden schon aus Höflichkeit voraussetzt, deren Mangel zwar nicht selten Statt findet, aber doch ohne Schaam nie verrathen wird, zu einer solchen Zeit, muß ohne Zweifel ein dem gegenwärtigen Umfange der Conversation angemessenes Wörterbuch für dieselbe mehr als jemals nothwendig und nützlich seyn. — Mit der Conversation hält, wenigstens bei dem männlichen Geschlechte, die Lectüre gleichen Schritt; nur daß der Schriftsteller bei seinen Lesern noch mehr Begriffe voraussetzen zu dürfen glaubt, als es bei der Conversation der Fall ist."

„Indem wir es versucht haben, durch gegenwärtige Erklärung der in das gemeine Leben übergegangenen wissenschaftlichen Kenntnisse und Begriffe die Theilnahme an einer lehrreichen Unterhaltung und zu gleicher Zeit die Benutzung schätzbarer Schriften zu erleichtern, haben uns im Allgemeinen folgende Grundsätze vorgeschwebt: erstlich mit sorgfältiger Vermeidung der Einseitigkeit uns so viel als möglich über alle gemeinnützigen Zweige des menschlichen Wissens zu verbreiten, zweitens aber aus diesen verschiedenen Kenntnissen bloß das Gemeininteressante heraus zu heben, wovon vorzüglich im gemeinen Leben die Rede ist.

Dieser zweite Gesichtspunkt enthält zugleich die Ursache, warum aus einer Wissenschaft mehr, aus der andern weniger Begriffe ausgehoben sind."

„Der Zweck eines solchen Wörterbuchs kann auf keinen Fall der seyn, vollständige Kenntnisse zu gewähren; es wird vielmehr dieses Werk — welches eine Art von Schlüssel seyn soll, um sich den Eingang in gebildete Cirkel und in den Sinn guter Schriftsteller zu öffnen — aus dem weitschichtigen Gebiete der Geographie, Geschichte, Mythologie, Philosophie, Naturlehre, der schönen Künste und andern Wissenschaften, bloß diejenigen Kenntnisse enthalten, welche ein jeder als gebildeter Mensch haben muß, wenn er an einer guten Conversation Theil nehmen und ein Buch lesen will, wiefern gewisse wissenschaftliche Begriffe unter den Begriffen des gemeinen Lebens das Bürgerrecht erlangt haben."

Nach diesen Zwecken und Ansichten hatten D. Löbel und seine Mitarbeiter nicht ohne Geschick die Ausführung des Werks in seiner ersten Auflage unternommen und einige Bände durchgeführt, als Erstern der Tod übereilte und die Fortsetzung in weniger geübte Hände kam. Es wirkte überdies sehr nachtheilig auf das Ganze, daß dem damaligen Verleger hinlängliche Geldkräfte fehlten, um die Vollendung zu beschleunigen. Als das Werk 1807 durch Ankauf des Verlagsrechts in die Hände des jetzigen Eigenthümers kam, waren erst 5 Bände, jeder 36 bis 40 Bogen stark, fertig, über deren Herausgabe volle 11 Jahre verflossen waren. Der nunmehrige Eigenthümer ließ es vor allen Dingen seine Sorge seyn, die erste Auflage zu vollenden,

was auch unter der frühern Redaction in 2 Jahren geschah, während welcher der 6te (und letzte) und zwei Supplementbände erschienen.

Wie mangelhaft und unvollkommen unter so störenden Umständen das Conv. Lex. auch in seiner ersten Gestalt erscheinen mußte, so bewies doch der Beifall, welchen ihm dessen ungeachtet das Publikum schenkte, deutlich genug, daß das Bedürfniß eines Hülfsmittels, wie es hier dargeboten worden, vorhanden sey.

1812 wurde eine neue Ausgabe nöthig, und da sich nicht sogleich ein Redacteur, wie ein Werk dieser Art ihn erheischt, für die Leitung desselben finden wollte, so faßte der mitunterzeichnete Eigenthümer den Entschluß, sich selbst und allein an die Spitze der neuen Unternehmung zu stellen und Kräfte und Urtheil dabei zu versuchen. Unter dieser seiner alleinigen Leitung erschien auch der erste Band, und der zweite war bis zur Hälfte vollendet, als der zweite Unterzeichnete und Mitredacteur gewonnen wurde. Seit diesem Zeitpunkte haben beide der Unternehmung, die jetzt sich immer mehr ausbildete, ununterbrochen vereint vorgestanden.

So leicht es einzusehen war, daß die Grundsätze der ersten Redaction unter dem D. Löbel, welche sich auf den bloßen Standpunkt des gemeinen Lebens gestellt hatte, nicht mehr befolgt werden konnten, da die Ansprüche desjenigen Publikums, für welches das Buch zunächst bestimmt war, sich seit 1796 in einem hohen Grade gesteigert hatten, so schwer war die Aufgabe, nach welchen Grundsätzen

die neue Redaction verfahren sollte, praktisch zu lösen. Die vorige Redaction hatte sich darauf beschränkt, aus dem Gebiete der Geographie, Geschichte, Mythologie, Naturlehre und der schönen Künste diejenigen Gegenstände auszuwählen, von welchen sie annahm, daß sie für den Kreis ihrer Leser, den sie aber sehr niedrig gezogen hatte, paßte. Die neue Redaction fand dieses Ausgewählte durchaus unzureichend, und, auf dem jetzigen Standpunkt der Gesellschaft und der Wissenschaft, nur selten noch brauchbar. Das Vorhandene erfoderte also zuerst Erweiterung und meistentheils vollständige neue Bearbeitung. — Außerdem glaubte die neue Redaction aber vor allem die Biographie sehr erweitern und auch auf lebende merkwürdige Zeitgenossen — in so fern diese in der Literatur oder der Welt zu den sogenannten public Characters gehören — ausdehnen zu müssen; nicht minder glaubte sie der Politik und Diplomatik, der neuesten Zeitgeschichte, der Staatswirthschaft, der Religionsphilosophie, der classischen und der modernen europäischen Literatur, der Archäologie, der Anthropologie und populären Medizin, der Mathematik, den Natur-, Handels- und Kriegswissenschaften, und selbst der Jurisprudenz eine Reihe von Artikeln widmen und die wichtigsten Gegenstände aus dem unermeßlichen Gebiete dieser Doctrinen, welche Gegenstand der mündlichen Unterhaltung oder der Lectüre für höher gebildete Cirkel oder Individuen werden können, auf eine angemessene, zwar einfache, jedoch nie zum Gemeinen herabsinkende, immer den neuesten Standpunkt bezeichnende Weise abhandeln zu müssen.

So schwierig die so gefaßte Aufgabe schon an und für sich war, so wurde sie es dadurch noch mehr, daß sie in einer immerhin nur kleinen Bändezahl gelöset werden mußte; daß ferner eine Vereinigung über die Artikel, welche man zu geben habe, kaum möglich war, indem jedes Individuum darüber andere Foderungen zu haben schien; und endlich daß das Ganze in einer möglichst kurzen Zeit ausgeführt werden mußte, wenn es harmonisch ausfallen und dem Vorwurfe und Fehler aller ähnlichen seitherigen Wörterbücher und Encyclopädien, daß der Anfang nirgends zum Ende und kaum zur Mitte passe und sie dadurch im Grunde immer wenig Brauchbarkeit darbieten, begegnet werden sollte. — Der Unternehmer glaubte ferner dem Werke einen so niedrigen Preis geben zu müssen, daß es Jedem, der seiner intellectuellen Cultur nach zu den gebildeten Ständen gehört, zugänglich sey. Ihm schwebte bei diesem allen die Idee vor, ein Werk zu liefern, das nicht für einzelne Personen der Gesellschaft, sondern für Alle und Jeden auf einer gewissen Stufe der Bildung passend und anziehend seyn, das sich zwar allenthalben vom Gemeinen entfernen, aber sich auch eben so sehr durch einfache, klare und verständige Behandlung empfehlen solle.

Man wird zugestehen, daß Muth und Vertrauen zu sich selbst und zum Publikum, Kenntniß der Welt, der Zeit und der Literatur, und eine große Thätigkeit und Ausdauer dazu gehörten, um mit den beschränkten Kräften und Mitteln, die damals dem Unternehmer zu Gebote standen, an die Lösung dieser so gestalteten Aufgabe zu gehen, zumal in der bedenklichen Zeit von 1812, der zwar bald die Morgenröthe von 1813, aber auch zwei Kriegsjahre folgten,

die für literarische Unternehmungen nirgends günstig waren und alles doppelt erschwerten.

Die Bändezahl, welche in der ersten Ausgabe 6, und mit den beiden Supplementbänden 8 betragen hatte, wurde, als nun zur Ausführung geschritten wurde, zwar nur auf 8 und in der Folge auf 10 als Maximum normirt, allein es wurden diese Bände von 36 nach und nach bis auf 60 und mehr Bogen verstärkt, und eine so compendiöse und raumbenutzende Einrichtung des Drucks gewählt, daß der Bogen noch einmal so viel faßt, als früher.

Die Bestimmung der aufzunehmenden Artikel übernahm der Unterzeichnete B. in letzter Instanz selbst; denn es war nur sachverwirrend, darüber viel mit Andern zu rathschlagen. Indem jeder sein Fach herausgehoben wissen wollte, der Theolog, Jurist, Mediciner, Philolog, Militär, der Kaufmann, der Landwirth, der Politiker, machte jeder in seiner Art andere Ansoderungen, und es blieb für die beiden Redactoren nichts übrig, als sich dabei am Ende ihrem individuellen Takt zu überlassen, zwar alle darüber laut werdenden Stimmen zu hören, jedoch nur dem zu folgen, was ihnen die eigne Beachtung der Welt, der Literatur und der Wissenschaft darüber anrieth.

Die Aufgabe, das ganze Werk in etwa zwei Jahren zu vollenden und ihm dadurch die erfoderliche Harmonie zu geben, gehörte zu den schwierigsten, wie nur derjenige ganz beurtheilen kann, der sich je mit der Redaction literarischer Werke, die mit Hülfe vieler Mitarbeiter und nach alphabetischer Ordnung zusammen zu stellen sind, beschäftigt hat. Dessen

ungeachtet würde die Foderung, mit dem Ganzen in ein paar Jahren fertig zu werden, wohl gelös't worden seyn, wenn nicht erstlich jene schon gedachten Kriegsjahre, und dann der Beifall des Publikums selbst störend darauf eingewirkt hätten. Erstere unterbrachen die Communicationen mit den Mitarbeitern oft Wochen ja Monate lang, so daß in dieser Zeit die Redactoren sich fast allein mit ihren eignen Kräften und Materialien zu helfen suchen mußten. Die einige Zeit weiterhin stets nöthigen neuen Drucke, erst einzelner Bände und dann zu wiederholtenmalen des Ganzen, nahmen aber die Aufmerksamkeit und die Zeit der Redactoren so sehr in Anspruch, und beschäftigten in gleichem Grade die für sie disponibeln Pressen so sehr, daß die Förderung der Hauptfortsetzung nothwendig darunter leiden mußte. Dennoch wurde die 2te, 3te und 4te Ausgabe in 10 Bänden, welche das Sechsfache der ersten Ausgabe in sich fassen, in Zeit von 6 Jahren vollendet, während die erste 13 Jahre bedurft hatte. Diese 5te Ausgabe ist in 2 Jahren neu redigirt worden, und das Publikum hat nur 18 Monat auf die Vollendung des Ganzen zu warten gehabt.

Den Preis setzte der Unternehmer endlich so niedrig, und er gab denjenigen, welche sich für die Verbreitung des Werks besonders interessiren wollten, so günstige Bedingungen, daß dabei alles erschöpft scheint, was die Billigkeit nur irgend erheischen konnte. Dennoch gelang es ihm nicht, sein Eigenthum vor den Nachdruckern zu sichern. Der verstorbene König von Würtemberg autorisirte einen Nachdruck, und obgleich der jetzt regierende König dem Unternehmer ein Privilegium gegen die Wiederholung desselben ertheilte,

so war dies doch bei der Unvollkommenheit der würtembergischen Gesetzgebung und der Begünstigung des Nachdrukkerwesens durch das würtembergische Ministerium ohne Erfolg, und der Nachdrucker durfte unter dem Vorgeben, einen Auszug des Werks liefern zu wollen, einen zweiten Nachdruck veranstalten. Dabei hat jedoch das Publikum mehr als der Eigenthümer verloren, indem diese Nachdrücke den Absatz der Originalausgabe nicht unterbrachen, wohl aber die Redaction und den Unternehmer in ihren Anstrengungen für das Werk dadurch hemmten und störten, daß sie dieselben nöthigten, stets ein Auge auf die Operationen der Nachdrucker zu halten, um nicht von diesen, die bloß Setzer und Drucker anzustellen brauchten, die Sorge für den Text aber ihnen überließen, überflügelt zu werden.

Auf mancherlei Einrichtungen, die, wenn sie auch unbedeutend scheinen, doch den Gebrauch eines solchen Werks sehr erleichtern und seine Brauchbarkeit erhöhen, wurde nicht minder Rücksicht genommen. So erhielten die Wörter und Namen aus dem Griechischen und Lateinischen, wo es nöthig war, eine Bezeichnung, die dem Unkundigen die richtige Aussprache angibt; in die Columnentitel wurde das volle erste und letzte Wort gesetzt; jedem Bande wurde zur schnellen Uebersicht des Inhalts ein Register beigefügt u. s. w.

Nach diesen und andern hier mehr angedeuteten als ausgeführten Ideen verfuhren die beiden Unterzeichneten bei der Arbeit, welche sie auf folgende Art unter sich theilten.

Der erste Unterzeichnete B. übernahm außer dem Mer-

kantilen und Technischen auch die äußere Leitung des Ganzen im Allgemeinen; er zunächst bezeichnete die aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter sie, deutete Quellen und Materialien dafür an, sorgte für die Anschaffung dieser, und correspondirte häufig mit ihnen über die nach seiner Ansicht aufzufassenden Gesichtspunkte. Er verglich bei neuen Auflagen die von wohlwollenden Freunden eingegangenen Bemerkungen, und beachtete vor allem die Zeit und ihre Erscheinungen mit Sorgfalt und mit Rücksicht auf die für das Werk daraus resultirenden Gegenstände. Außerdem hatte er die höchste Aufmerksamkeit auf die gesammte europäische Literatur gerichtet, und sobald die Unterstützung des Publikums es zuließ, wurde jedes neue Werk, welches Ausbeute für das Lexicon hoffen ließ, angeschafft. Nicht bloß die deutschen, sondern auch fast alle wichtigeren ausländischen Zeitschriften wurden in Beziehung auf das Werk beständig von ihm durchlaufen und aus ihnen alles angemerkt, was für dasselbe passend oder näherer Erwägung werth schien. Er nahm ferner die von den Mitarbeitern eingehenden Artikel in Empfang und conferirte über ihre Aufnahme nach Inhalt, Form und Umfang mit dem zweiten Unterzeichneten. Eigenen Ausarbeitungen unterzog er sich dagegen nur selten und nur im Fach der neuesten Zeit- und Literär-Geschichte und Biographie. (In letzterer übernahm er jedoch bei der 4ten und 5ten Auflage die letzte Redaction.) Eine große Thätigkeit, ein besonders auf das Praktische gerichteter Blick, eine allgemeine encyclopädisch-literarische Bildung, ein viel bewegtes Leben, bedeutende Reisen, Kenntniß der neuern Sprachen und der neuern europäischen Literatur, verbunden mit einem lebendigen Eifer für alles, was

Kunst und Literatur und deren Förderung betrifft, machten ihn zur Leitung dieser nicht für die Schule, sondern für die Welt bestimmten Unternehmung vielleicht vor vielen Andern geschickt.

Die innere Leitung im Ganzen und im Einzelnen, mithin die eigentliche Redaction der Artikel hatte dagegen der zweite Unterzeichnete. Ihm lag es zunächst ob, in die vielen Hunderte der designirten Artikel aus jeder Doctrin eine gewisse Harmonie zu bringen, die Lücken derselben anzugeben, die Verweisungen anzuordnen und die gleichbezeichnenden auszumerzen. — Wo sich nach gedruckten Hülfsmitteln Artikel entwerfen, bearbeiten oder ausziehen ließen, faßte er dieselben in der Regel ab, und es rühren daher mehrere Tausende von ihm her. (Nur die wichtigern derselben hat er mit seiner Chiffer signirt.) Die Beiträge fremder Mitarbeiter wurden, nachdem darüber mit dem ersten Unterzeichneten mehr oder minder im Allgemeinen conferirt worden, von ihm stylistisch und materiell näher geprüft und nach Befinden dem Zweck des Werks adaptirt. Bei neuen Drucken und Auflagen machte er auf die in Verbindung stehenden Artikel aufmerksam, und suchte durch Verweisungen und Zusammenziehungen den Raum zu gewinnen und auszusparen, an welchem es immer gebrach, da die Masse der zur Aufnahme sich eignenden Artikel täglich wuchs.

Beide Redactoren behandelten ihre gegenseitigen Verhältnisse ohne alle Pedanterie und es hat in dieser Hinsicht in einer jetzt achtjährigen Dauer nie ein aus entgegengesetzten Ansichten herrührendes Mißverhältniß zwischen ihnen statt gefunden.

An Materialien für den eigenen Gebrauch, wie auch für die Mitarbeiter, wurde nach und nach alles angeschafft, was die Ausführung unterstützen und befördern konnte. Die Hülfsmittel, die wir in der deutschen Literatur fanden, glauben wir übergehen zu können, da ihre Aufzählung zu weit führen würde. Von den ausländischen wollen wir wenigstens einige nennen. So haben uns die englischen Encyclopädien, als Rees Encyclopaedia — die Encyclopaedia britannica mit Napiers reichhaltigen Supplementen — Brewster's Edinburgh Encyclopaedia — the Metropolitan Encyclopaedia — Nicholson's Encyclopaedia — und Gregory's Encyclopaedia viele Dienste geleistet; ein Gleiches gilt von dem Edinburgh Gazetteer, den beiden biographical Dictionaries von Aikin und Chalmers, dem trefflichen Annual Register von Stockdale, den Monthly, Edinburgh und Quarterly Reviews, den Monthly und New monthly Magazines, welche Werke wir nebst vielen andern dieser Sprache stets zur Hand hatten. Von französischen Werken benutzten wir insbesondere Bayle's reichhaltiges Werk, die d'Alembertsche Encyclopädie, die Biographie universelle, das Dictionnaire historique, das Dictionnaire des Sciences médicales, das Dictionnaire des hommes vivans, die Brüsseler Galerie des Contemporains, den vollständigen Moniteur und außerdem vieles, was die ältere und neueste französische Literatur darbot, so wie die interessanteste neueste französische und englische Journalistik. Auch die ältere und neuere italienische und holländische Literatur, in so fern sie uns brauchbare Materialien zeigte, blieb nicht unbeachtet und nicht unbenutzt.

Nicht so leicht als bloße Materialien waren thätige, einsichts-

volle, kenntnißreiche und den Zweck des Conv. Lex. stets berücksichtigende Mitarbeiter zu finden. Indessen wurde die Unternehmung auch darin begünstigt, und wir nennen hier dankbar die Namen derjenigen Mitarbeiter, so weit wir dazu Erlaubniß haben, welche an der zweiten, dritten, vierten und fünften Auflage Theil genommen haben, und fügen ihren Namen zugleich ihre Chiffern bei, jedoch mit der Bemerkung, daß viele Artikel absichtlich gar nicht oder mit einer andern Chiffer bezeichnet worden, auch manche Mitarbeiter, besonders solche, denen wir nur einzelne Artikel verdanken, gewünscht haben, nicht ausdrücklich genannt zu werden.

Es gehörte wol die unermüdliche Thätigkeit beider Redactoren dazu, um die unglaublichen Schwierigkeiten, die mit der Zusammenstellung eines solchen Werks verbunden sind, welches der Ordnung des Alphabets folgt und zu welchem man einer großen Anzahl von fremden, durch ganz Deutschland zerstreuten Mitarbeitern bedarf, zu überwinden. Ein einziger ausbleibender wichtiger Artikel kann dabei die ganze Unternehmung aufhalten. Es kommt hinzu, daß auch der regsamste Eifer der Thätigsten nach Verlauf einiger Zeit in der Regel zu erkalten pflegt, daher auch nur wenige Mitarbeiter mit den Redactoren die ganze Bahn durchmessen haben. — Insbesondre müssen wir auch des Umstandes gedenken, daß wir nur zu häufig auch von sonst schätzbaren Mitarbeitern, statt dem Zweck des Lexicons angemessener kurzen und bündigen Artikel, ganze Abhandlungen oder doch viel zu weit ausgesponnene Artikel erhielten, die uns entweder völlig unbrauchbar waren, oder erst wieder eine eigene, Zeit kostende, Bearbeitung foderten, oder auch wol

im Gedränge der Arbeit ganz aufgenommen wurden, wodurch öfters ein Uebelstand eingetreten, dem wir bei spätern Drucken zwar durch Abkürzungen abzuhelfen gesucht, der aber noch immer nicht gänzlich beseitigt worden ist. — Die größte Bedenklichkeit und Schwierigkeit fanden wir aber, besonders für Deutschland, in der Auffindung von biographisch-charakteristischen Notizen über unsere eigenen Zeitgenossen, die in den Welthändeln und in der Literatur zu den public Characters gehören und folglich eine Stelle in unserm Lexicon haben sollten. Auch bei der größten Mühe, die wir uns deßfalls gegeben, ist uns doch nicht alles darin so gelungen, wie wir gewünscht hätten, und unser Werk bietet auch in der fünften Auflage in dieser Hinsicht noch sehr viele, uns nicht unbekannte, Lücken dar.

Hier folgen die Namen unserer Mitarbeiter, so weit die Nennung derselben uns zugestanden worden:

D. A. Apel in Leipzig. (Al.)
Prof. Beier in Leipzig. (Ber. und B—r.)
— Benzenberg in Brüggen. (Bg.)
Hofrath von Bosse in Braunschweig (ohne Chiffer.)
Brockhaus. (B. B—s und ohne Chiffer.)
Prof. Bucher in Halle. (o.)
Rector Cannabich in Greußen. (Ch. und ohne Chiffer.)
D. Chladni in Wittenberg. (y.)
Pred. Crome in Lüneburg. (C—e.)
Depping in Paris. (Dg.)
M. Ebert in Dresden. (A—s.)
Appellationsrath D. Eichmann in Jena. (En.)

Prof. Eisenmann in München. (S. M.)
D. Ficinus in Dresden. (F.)
Prof. Carl Förster in Dresden. (K. F.)
D. Friedr. Förster in Berlin. (F. F.)
D. und Prof. Herrmann Friedländer in Halle. (Fr.)
— Otto, genannt Georgius, in Bayreuth. (V.)
— Gerstäcker in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Prof. Gilbert in Leipzig. (U.)
D. Fr. Gleich in Erfurt. (F. G.)
— Greiner in Eisenberg. (H.)
Prof. Gruber in Halle. (dd.)
D. Ludw. Hain (M. und ohne Chiffer.)
Prof. Hasse in Dresden. (K. und ohne Chiffer.)
D. Hassel in Weimar. (ohne Chiffer.)
Prof. Heinroth in Leipzig. (ff.)
Freiherr von Hormayr in Wien. (Bmr. u. ohne Chiffer.)
Frau Therese Huber, geb. Heyne. (H. g. H.)
D. Keferstein in Danzig. (ee.)
— Kosegarten in Hamburg. (ohne Chiffer.)
D. und Prof. F. A. Köthe in Jena. (K—e.)
M. Kraft in Naumburg. (M. K.)
D. und Prof. Krause in Dresden. (Z.)
Prof. Krehl in Dresden. (Kl.)
D. Kritz in Leipzig. (Dm.)
Prof. Krug in Leipzig. (D.)
— Lampadius in Freiberg. (Ss.)
Justizrath Lawätz in Altona. (ohne Chiffer.)
Prof. Leonhardi in Leipzig. (X.)
Lindau in Dresden. (R.)
Prof. Lindner in Leipzig. (W. L.)
Rath Lüders in Altenburg. (I.)

Baron von der Malsburg in Dresden. (Mlb. und ohne Chiffer.)
M. Meißner in Döhlen. (M–s–r.)
Prof. Messerschmid in Altenburg. (bb.)
M. Michaelis in Leipzig. (M. S.)
D. Mosch in Dresden. (ohne Chiffer.)
M. Mößler in Dresden. (ohne Chiffer.)
A. Müller in Dresden. (ohne Chiffer.)
Regier.Rath Adam Müller in Leipzig. (ohne Chiffer.)
D. Corn. Müller in Hamburg. (κ. μ. δ.)
Hofr. Meth. Müller in Leipzig. (K. L. M. u. ohne Chiffer.)
— A. Müllner in Weißenfels. (A. Mur. u. ohne Chiffer.)
D. Carl Murhard in Frankf. a. M. (K. M.)
Canzler D. Niemeyer in Halle. (Ll.)
D. Nürnberger in Sorau. (D. N. und ohne Chiffer.)
Hofr. Oken in Jena. (O.)
Kirchenrath Paulus in Heidelberg. (ohne Chiffer.)
M. Peschek in Zittau. (F.)
Diaconus M. Petri in Zittau. (E.)
D. Pfeilschifter in Frankfurt a. M. (ohne Chiffer.)
Lieut. Pierer in Posen. (P—r.)
Prof. Pohl in Leipzig. (P—l.)
— Pölitz in Leipzig. (Q. u. ohne Chiffer.)
D. und Prof. Puchelt in Leipzig. (B. P.)
— Puttrich in Leipzig. (B. L.)
Hofr. Reinhard in Altona. (D. H.)
D. und Prof. Rosenmüller in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Prof. Friedr. Saalfeld in Göttingen, (Cz.)
D. Schink in Berlin. (ohne Chiffer.)
Plankammer-Director von Schlieben in Dresden. (P. S.)
Pred. Schlosser in Gr.Zschocher. (S. g. r.)

Prof. Schmeißer in Frankfurt a. d. O. (S: x.)
Conrector Schmidt in Schleusingen. (St.)
Prof. Schubert in Erlangen. (C. G.)
Capitain Schulze in Merseburg. (S—z.)
D. Sievers in Paris. (Pq.)
Prof. Curt Sprengel in Halle. (ut.)
M. Stenzel in Berlin. (Stl. und ohne Chiffer.)
Prof. Sturm in Jena. (Bc.)
D. Treitschke in Leipzig. (H. L.)
Superintend., D. u. Prof. Tzschirner in Leipzig. (N.)
Musikdirector Uber in Dresden. (U—r.)
Prof. Uebelen in Stuttgart. (Y. Z.)
Varnhagen von Ense in Carlsruhe. (ohne Chiffer.)
D. Carl Venturini in Hordorf. (zz.)
Prof. Wachter in Danzig. (L.)
Adolph Wagner in Leipzig. (Wa.)
Prof. Am. Wendt in Leipzig. (T. und ohne Chiffer.)
Insp. Werner in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Fräulein Therese von Winkel in Dresden. (Wl.)
Hofr. Carl Winkler in Dresden. (Wr.)
Legationsrath von Woltmann in Prag. (G. und andere Chiffern.)
Consistorialrath Wunster in Breslau. (Wst.)
Prof. Zinserling in Warschau. (M. A.)

So dankbar wir aller hier genannten und nicht genannten Mitarbeiter gedenken, so gebietet uns doch die Rücksicht auf die literarische Verantwortlichkeit, welche zum Theil noch aus ihren Chiffern für sie hergeleitet werden könnte, zu erklären, daß durch die häufigen Redactionen und Revisionen, welche bei neuen Drucken und Auflagen unsers Werks mit

den einzelnen Artikeln Statt gefunden haben, von den resp. Redactoren und Revisoren nach der ihnen dazu gelassenen nothwendigen Freiheit so viele Aenderungen, Zusätze, Weglassungen und andere Umgestaltungen mit fast allen Artikeln vorgenommen worden, daß es nicht wohl auszumitteln seyn würde, welches der ursprüngliche Antheil gewesen, den der erste Verfasser an ihnen, wie sie in der 5ten Auflage erscheinen, noch habe.

Als bei der häufigen Wiederholung neuer Drucke der ersten Bände die Arbeit für die beiden Redactoren sich zu sehr häufte, übernahm Herr D. Sievers, jetzt in Paris, die Spezialredaction des 5ten und Hr. Prof. Zinserling, jetzt in Warschau, die des 6ten Bandes. Von den eigenen dazu gelieferten Beiträgen Beider ist jedoch bei den neuen Drucken dieser Bände wenig übrig geblieben.

Insbesondere aber fühlen sich die Unterzeichneten verpflichtet, die Herrn Prof. Hasse in Dresden und Wendt in Leipzig, so wie den Herrn Pred. Petri in Zittau als diejenigen zu nennen, welche mit vorzüglicher Treue die ganze Bahn mit ihnen durchmessen und sie stets mit Rath und That dabei auf das kräftigste unterstützt haben. Herr Prof. Hasse und Herr Prof. Wendt übernahmen auch späterhin theils mehrere Bände zu einer vollständigen Revision, theils in andern Bänden und ganzen Ausgaben die Revision einzelner Hauptfächer, und sie haben durch diese mühsame Arbeit ebenfalls unser Werk wesentlich gefördert. Herr Pred. Petri übernahm von Anfang an das Fach der Pädagogik, Kirchengeschichte und Dogmatik, und wir sind von wenigen Mitarbeitern mit der Treue und Consequenz unterstützt worden, wie von ihm.

Herr Prof. Gruber, jetzt in Halle, war zu Anfang und bis zum 5ten Bande ebenfalls einer der thätigsten und schätzbarsten Mitarbeiter und Revisoren, und wir haben es sehr bedauert, daß er späterhin durch andere Geschäfte und Berufsarbeiten abgehalten wurde, weitern Theil an unserm Werk zu nehmen.

Bei der fünften Auflage fanden noch mehrere Spezialrevisionen für einzelne Fächer Statt, deren wir ebenfalls noch gedenken müssen.

So besorgte Herr Rector Cannabich, nachdem Hr. D. H—l in Weimar seine übernommenen Verbindlichkeiten in dieser Hinsicht unerfüllt gelassen, die Revision sämmtlicher geographischen und statistischen Artikel. — Herr M. Schmidt in Schleusingen revidirte die philologischen; — Hr. Kirchenrath Paulus in Heidelberg eine Anzahl Artikel der neuern Zeitgeschichte; — Hr. D. Nürnberger in Sorau die naturwissenschaftlichen (mit Ausnahme des 6ten bis 8ten Bandes); — Hr. Plankammer-Director v. Schlieben in Dresden die mathematischen; — Hr. Capitain Schulze in Merseburg und ein Ungenannter die kriegswissenschaftlichen; — Hr. D. Greiner in Eisenberg die medizinischen; — Hr. Hofrath Müllner in Weißenfels einen Theil der auf Dramaturgie und Mathematik sich beziehenden Artikel, aus welchen wir aber bemüht gewesen sind, alle persönlichen Ausfälle, dergleichen dieser sonst vielfach unterrichtete und geistreiche Mann sich nur zu gern erlaubt, wegzulassen; und die vorhin gedachten Freunde, die Herren Hasse, Petri und Wendt die Politik, Diplomatik, neueste Staatenge-

schichte, Kirchengeschichte, Pädagogik, schönen Künste und Philosophie.

Wir erhielten auch eine große Anzahl einzelner Beiträge, die wir dankbar benutzten. So lieferte zu der 5ten Auflage ein deutscher Reisender, der Italien erst vor kurzem besucht hat, eine ganz neue Bearbeitung der wichtigsten Italien betreffenden Artikel mit besonderer Rücksicht auf Kunst und Literatur.

Dagegen mußten wir zahllose Erinnerungen wegen fehlender Artikel unbeachtet lassen. Der Scherz, mit welchem wir einst Jemanden antworteten, der uns eine lange Liste solcher im Conv.Lex. vermißten Artikel übersandte, daß wir nach Vollendung unsers Werks in 10 Octavbänden ein anderes in 100 Foliobänden herauszugeben gedächten, welches die dort fehlenden Artikel enthalten solle, mag unsere Ansicht darüber gewissermaßen andeuten.

Aus dem bisher Angeführten wird man jedoch keinesweges folgern, daß wir uns einbildeten, die Aufgabe, die wir zu lösen unternommen, wirklich vollständig gelöset zu haben.

Diese Aufgabe ist an und für sich zu schwierig, um je erwarten zu können, daß sie ohne Fehl und Irrthum verwirklicht werden dürfte; sie modifizirt sich dabei nach der Subjectivität jedes einzelnen Menschen und — endlich, schreitet die Zeit so rasch und unaufhaltsam fort und es treten fast täglich so bedeutende Veränderungen in allen Staats- und politischen Verhältnissen, in der Literatur und dem

Gesammtgebiete aller Wissenschaften ein, daß das, was heut wichtig, neu und richtig war, oft schon in wenig Monaten veraltet und ungültig ist. Eben so schnell entstehen auch neue Interessen für früher unbeachtete oder gar nicht da gewesene Gegenstände. Jedoch ist den Redactoren keineswegs unbekannt, daß auch hievon abgesehen bei dieser 5ten Auflage für mehrere wichtige Fächer bei weitem noch nicht geschehen, was wünschenswerth gewesen wäre; sie rechnen hiezu vorzüglich das unermeßliche Gebiet der Naturwissenschaften, — das Gebiet der Archäologie und der Rechtskunde. — Auch fühlen sie den Mangel eines Gesammtrepertoriums, welches zweckmäßiger und nützlicher seyn würde, als die jedem einzelnen Bande angehängten Inhaltsverzeichnisse. Es war ihnen aber nicht möglich, in der gegebenen Zeit mit einem solchen Repertorium, das an und für sich eine höchst schwierige Aufgabe ist, fertig zu werden.

Die Redactoren sind sich bei allen Mängeln ihres Werks bewußt, alle ihnen zu Gebot gestandenen und zugänglich gewordenen, so wie in dem Kreis ihrer Beurtheilung liegenden Hülfsmittel angewendet zu haben, um ihrem Werke eine würdige und der deutschen Literatur Ehre bringende Gestalt zu geben. Sie haben sich nie verführen lassen durch den ihrer Unternehmung gewordenen Beifall, in ihren Bemühungen für die stete Vervollkommnung derselben inne zu halten, sondern dieser Beifall ist ihnen vielmehr der größte Sporn gewesen, Fleiß und Sorgfalt zu verdoppeln.

Die Dankbarkeit gebietet dieses Beifalls mit einiger Ausführlichkeit zu gedenken, da er zugleich eine literarische und bibliographische Merkwürdigkeit ist, indem vielleicht seit

Erfindung der Buchdruckerkunst von keinem Werke gleicher Bogenzahl in so wenigen Jahren eine solche Masse Exemplare gedruckt und abgesetzt worden, als von dem unsrigen.

Von der ersten Auflage, welche vom D. Löbel begonnen wurde, waren 2000 Exempl. gedruckt worden, und zu dem Verkauf dieser 2000 Ex. waren 16 Jahr (1796 — 1812) erfoderlich gewesen. Dagegen war der erste Druck des ersten Bandes von der 2ten Auflage, freilich nur von 1500 Ex., da der Unternehmer vorsichtig zu Werke gehen wollte, schon vergriffen, ehe der 2te Band vollendet war. Jetzt wurden die Auflagen der folgenden Bände zwar verstärkt und die frühern Bände immer nachgeschossen; dennoch genügte keine auch noch so starke Auflage nach den gewöhnlichen Berechnungen den Bedürfnissen des Publicums. So folgte der zweiten bald die dritte, vierte und fünfte Ausgabe, und der Absatz ist von 1812 bis jetzt stets gestiegen.

Rechnet man zu den mehr als 40,000 Exempl., welche in den verschiedenen Originalausgaben gedruckt sind *), noch drei Nachdrücke, (der erste nach der ersten Auflage und mit dem Voigt'schen Handwörterbuch für Geschäftsführung [Leipzig bei Seeger; in einer neuen Auf-

*) Die Pränumerantenlisten, welche dem 5ten und dem 10ten Bande der 2ten, 3ten und 4ten Auflage und dem 10ten Bande der 5ten Auflage vorgedruckt sind, weisen allein bis Ende Februar 1820 über 33,000 Pränumeranten nach. Aus diesen Pränumerantenlisten würden sich interessante literarisch-statistische Sätze abstrahiren lassen, besonders wenn man auch über den Absatz der Nachdrücke solche Notizen hätte.

lage von Reinhardt verbessert, bei Hammerich in Altona] gemischt, von Schrämbl in Wien und die beiden andern von dem berüchtigten Nachdrucker Carl Erhard genannt Macklot in Stuttgart), so mögen nahe an 50,000 Exempl. von diesem Werke in nicht mehr als 8 Jahren gedruckt und größtentheils auch ins Publicum gebracht worden seyn, eine Erscheinung, die gewiß außerordentlich ist und als ein merkwürdiges Zeichen unserer Zeit und des Characters unsres Werks betrachtet werden kann.

Es ist außerdem auszugsweise ins Dänische übersetzt worden (Copenhagen bei Soldin); wir haben von dieser Uebersetzung die ersten 6 Bände, die bis zum Buchstaben L gehen, vor Augen. — Von einer holländischen Uebersetzung und Bearbeitung (Zütphen bei Thieme) haben wir den Prospectus erhalten, und in Paris wie in London ist man beschäftigt, dieselbe Idee auszuführen, wofür der unterzeichnete Unternehmer sich vielleicht selbst einigermaßen mit interessiren wird, wenn ihm dafür Muße und Gesundheit bleiben.

Die Zeit, wo der Herausgeber und Eigenthümer des Conv. Lex. sich über die diebischen Nachdrücke, übrigens keinesweges ohne vollgültiges Recht dazu, ereiferte, ist vorüber, und er ist mit der Strafe zufrieden, welche diese Freibeuter sich am Ende durch ihre Ungeschicklichkeit selbst zugezogen haben, indem ihnen dem Vernehmen nach ihre letzte Auflage zu Makulatur geworden oder hat verschleudert werden müssen, während von der Originalausgabe nie hat genug gedruckt werden können. Aber immerhin wird der Umstand, daß deutsche Regierungen, und unter diesen besonders die Königl. Würtembergische, nicht blos unter

dem König Friedrich, was vielleicht weniger befremden dürfte, sondern auch unter dem König Wilhelm, noch in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, zu diesem Raube an den Unterthanen anderer deutschen Regierungen förmliche Autorisationen geben, solchen Nachdruck auf vielfache Weise begünstigen und ihre eigenen Privilegia gegen denselben nicht wahrhaft handhaben mochten, ein ewiges Denkmal der Barbarei seyn, die trotz aller voll- und wohltönenden Worte noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts in einigen deutschen Staaten in den Elementarbegriffen von Recht und rechtmäßig herrschten, so wie der Geringschätzung, womit diese Regierungen einerseits Wissenschaft und Literatur, andererseits die öffentliche Meinung betrachteten *).

Rußland ist übrigens das einzige Land, in welchem unser Lexicon das Unglück gehabt hat, der Regierung in dem Grade zu mißfallen, daß es, nachdem früher die Censurbehörden sich mit dem Herausschneiden einiger hundert Blätter begnügt hatten (!), späterhin eine Zeitlang ganz

---

*) Sehr richtig sagt Pölitz in einer neuerlichen Anzeige: „Im Geiste der trefflichen Verfassung, welche Würtemberg seit dem 25. Sept. 1818 seinem Könige verdankt, würde es seyn, wenn bei der gegenwärtigen Versammlung der würtembergischen Stände ein kräftiger Mann in deren Mitte seine Stimme gegen die Ungerechtigkeit und Schmach des Nachdruckergewerbes erhöbe und wenigstens vor der Hand die öffentliche Mißbilligung desselben vor einer ehrwürdigen Versammlung bemerkte, bis endlich auch im südlichen Deutschland das Geisteseigenthum des Norddeutschen ebenso durch das öffentliche Recht gesichert und geheiligt wird, wie bereits seit Jahrhunderten das Geisteseigenthum unserer süddeutschen Brüder im nördlichen Deutschland, namentlich in Sachsen und Preußen, geschützt ist."

und gar verboten, und nachher die Einfuhr nur gegen polizeiliche specielle Erlaubniß zugestanden worden ist, wobei es auch gegenwärtig noch sein Bewenden hat. Warum diese Maßregel verhängt worden, und wie sie sich mit den gepriesenen liberalen Ansichten der russischen Regierung vereinigen lasse, wissen wir nicht aufzufinden.

Den Titel unsers Werks haben wir mehreremal modifizirt und geändert, wobei wir jedoch den des Conversations-Lexicons — der, allein gebraucht, vielen Besitzern des Werks unangenehm war und allerdings weder den Inhalt noch die Gesammt-Tendenz desselben gehörig und vollständig bezeichnete — unter welchem es einmal allgemein bekannt ist, immer beibehielten. — In der fünften Auflage haben wir den Haupttitel: „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände" angenommen, der uns den Inhalt und Zweck unsers Werks ziemlich genau, obgleich allerdings nicht ohne einige Anmaßung, gegen die wir uns aber ausdrücklich verwahren wollen, zu bezeichnen scheint.

Ueber das Format, die kleine Schrift, den fortlaufenden und nicht mit Absätzen versehenen Druck und die ungemeine Papierbenutzung haben wir vielfältige Klagen und Beschwerden hören müssen. Wollten wir aber die Bändezahl von Zehn nicht überschreiten, — was wir, ohne der allgemeinen Verbreitung des Werks Eintrag zu thun, uns nicht glaubten erlauben zu dürfen — und den Preis nicht bedeutend steigern — was uns eben so wenig räthlich schien — so konnten wir bei der Masse des Stoffs, die wir dem Werke bestimmten, keine andern Einrichtungen annehmen. Auch hat uns immer geschienen, daß, da ein Werk

dieser Art eigentlich nie hinter einander gelesen, sondern nur in einzelnen Artikeln nachgesehen wird, die kleine Schrift und der enge Druck keine zu großen Inconvenienzen darbiete. Bei der fünften Auflage sorgte der Unternehmer auch für Ausgaben mit breitem Rande und auf feineren Papieren, wie dies auf der Rückseite der Schmutztitel bei jedem Bande näher zu ersehen.

Beim zehnten Bande dieser fünften Auflage haben wir in einem Anhange noch mehrere Artikel, die entweder besonders an der Tagesordnung waren, oder auf die wir beim 7., 8., 9. und 10ten Bande im Text verwiesen hatten, indem uns im Augenblick der Zusammenstellung vollständige Nachrichten fehlten, nachgeliefert. Diese Artikel betreffen den D. Müllner in Weißenfels — Radical-Reformers — Sand den Mörder Kotzebue's — Frau von Stael — die deutsche Taschenbücher-Literatur — und die vielbesprochenen demagogischen Umtriebe. Endlich haben uns noch die neuesten so wichtigen Ereignisse in Spanien zu einem nachträglichen Artikel Anlaß gegeben.

Wir müssen zum Schluß noch der Inconvenienzen gedenken, welche bei den so schnell auf einander gefolgten Ausgaben für diejenigen entstanden, welche sich die vorhergegangenen angeschafft hatten. Daß ein Werk wie das unsrige, welches sich mit der jedesmaligen Gegenwart beschäftigt, bei neuen Ausgaben stets eine große Menge Zusätze erhalten muß, wenn es seinem Zweck nachkommen will, spricht von selbst; eben so, daß bei neuen Ausgaben, um Raum für das Neue zu finden, das allmäh-

lig Veraltende, in so fern es nicht in der Geschichte der Zeit oder der Literatur einen bleibenden Platz behält, weggelassen oder zusammengezogen werden müsse. Es ist daher unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache und des Zwecks des Werkes, daß eine neue Ausgabe, wenn die Redaction ihre Schuldigkeit thut, jedesmal auch als ein gewissermaßen neues Werk auftreten müsse. Hierüber mit dem Unternehmer unzufrieden seyn wollen, heißt die Zeit selbst und ihr riesenmäßiges Fortschreiten anklagen. Allerdings ist jetzt ein einziges Jahr reicher an historischen Erscheinungen und wissenschaftlichen Fortschritten, als es sonst ein Jahrzehend seyn mochte. — Bei diesen Verhältnissen konnten und können Unternehmer und Redactoren sich nicht bewogen finden, um den Besitzern einer frühern Auflage kein unangenehmes Gefühl zu erwecken, die späteren Auflagen unverändert zu lassen *); sie mußten und müssen vielmehr dafür sorgen, daß jede neue Ausgabe sich sowohl von innen mehr ausbilde, als auch sich der neuesten Zeit immer möglichst anpasse. — Von der andern Seite waren

*) Die einzige Ausnahme, die hierin Statt gefunden, ist bei der 5ten Ausgabe eingetreten. Die 12,000 Exemplare starke Auflage, von welcher die ersten 5 Bände am 1. Novbr. 1818 ausgegeben wurden, war auf eine dem Unternehmer selbst höchst überraschende Weise in einem einzigen Jahre völlig verkauft und ehe noch der 9te und 10te Band in dieser fünften Auflage vollendet waren. Noch mit der äußerst schwierigen Umarbeitung dieser beiden Bände beschäftigt, die sie erst Ende März 1820 beendigt haben, konnten die Redactoren sich nicht einer neuen Durchsicht des Ganzen unterziehen, und es wurde daher ein bloßer Nachschuß (unveränderter Abdruck) beschlossen, von welchem die ersten 5 Bände (mit der Jahrzahl 1820) am 1. März ausgegeben sind, und die zweiten 5 Bände am 1. Juli (1820) fertig werden sollen.

und sind sie aber auch billig genug, das menschlich motivirte Gefühl des Unangenehmen zu würdigen, das für Jemand darin liegt, ein Werk eben angeschafft zu haben, von welchem man kurze Zeit nachher erfährt, daß schon eine neue und viel bereicherte Ausgabe erschienen; und sowohl diese Würdigung als überhaupt die Erwägung, daß es Pflicht sey, die Veränderungen in der Zeit und den Wissenschaften, wie sie in der jedesmaligen neuesten Auflage angegeben, auch den Besitzer der ersten oder der vorhergegangenen Ausgaben mitzutheilen, bestimmte den Unternehmer zu einer Einrichtung, welche ihm allen billigen Ansprüchen, die man an ihn machen könnte, genug zu thun scheint. Er liefert nämlich das jedesmalige Neue, das eine neue Ausgabe enthält, für die Besitzer der frühern Auflagen in besondern Supplementen nach, die er für einen sehr billigen Preis erläßt. So wurde für die Besitzer der 1, 2 und 3ten Auflage das Neue der vierten in einem starken Supplementband gesammelt, und eben so das Neue der fünften für die Besitzer der ersten bis vierten Auflage in zwei dergleichen Supplementbänden, die, obgleich über 120 Druckbogen stark, doch nicht mehr als 2 Thlr. 16 Gr. kosten. Die Besitzer der frühern Ausgaben können auf diese Weise den neuern immer folgen, und da aus diesen vieles hat weggelassen werden müssen, was sich in den früheren befand, um Platz für das Neue zu finden, so sind sie selbst in dieser Hinsicht reicher als die Besitzer der neuesten Auflage.

Noch können wir zur Ergänzung des Conversations-Lexicons ein treffliches Werk empfehlen, das unter der Redaction des Hrn. Prof. Hasse in Dresden unter dem in

der Note *) vollständig angegebnen Titel erschienen ist, und das, mit Ausschluß der Biographie, in alphabetischer Ordnung alle Elementarbegriffe der Künste und Wissenschaften, welche zur encyclopädischen Uebersicht derselben erforderlich sind, nach einem vom Conversations-Lexicon ganz verschiedenen Plane enthält. Es ist zudem mit einer Sammlung von 50 instructiven Kupfern und mit einem trefflichen Repertorium begleitet, und liefert auch bei den Artikeln die neueste Literatur darüber, wofür die Redactoren des Conv.-Lex. zu ihrem eigenen Bedauern in ihrem Werke nicht Raum fanden.

Von öffentlichen Beurtheilungen ist uns bis jetzt nur eine von Bedeutung, die in der hallischen Literaturzeitung, zu Gesicht gekommen. Wir danken dem uns unbekannten Verfasser für das Wohlwollen und die Nachsicht, welche er darin für uns und unser Werk zeigt, und wünschen, daß künftig andere Beurtheiler gleiche Gesinnungen für unser Werk hegen mögen, indem wir selbst nur zu sehr fühlen, wie leicht es übelwollenden oder gar hämischen Rezensenten seyn würde, aus der großen Masse von Notizen, die dasselbe enthält, eine Reihe irriger aufzuführen, oder unter den 10,000 Artikeln, welche es in sich faßt, eine Anzahl noch schlecht redigirter zu nennen, oder endlich die Lücken, deren es, besonders nach jedesmaliger subjectiven Ansicht des Beurtheilers, sehr viele haben muß, aufzufinden und anzugeben. Wohl ließe sich für ein solches Werk ein Ideal aufstellen, das aber in der Wirklichkeit nicht auszuführen seyn möchte. Die Beurtheilungen dürften daher viel-

*) Deutsche Taschen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. 4 Theile mit 50 Kupfern, 1816—1820. Leipzig, bei Brockhaus. Preis 8 Thlr.

leicht immer mehr das Ganze im Auge halten müssen, als sich zu sehr mit dem Einzelnen beschäftigen.

Es sind mannichfache Speculationen auf das Conversations-Lexicon gebaut worden.

Mehrere Personen haben geglaubt, daß ein Auszug daraus sehr nützlich seyn, und ein großes Publikum finden würde. Wir sind dieser Meinung nicht, da ein solcher Auszug nicht mehr als Nomenclatur werden kann, wenn er bedeutend wohlfeiler werden soll. Umfaßte er mehrere Bände, so würde er im Preise dem Ganzen so nahe kommen, daß jeder Liebhaber doch eher zum Hauptwerk greifen möchte. Denn nur durch die Stärke der Auflage des Hauptwerks und den schnellen Umsatz ist es dem Herausgeber und Unternehmer desselben möglich, einen Preis dafür zu machen, der in der Geschichte des europäischen Buchhandels und nach dem Maßstabe der jetzigen Bücherpreise in seiner Wohlfeilheit einzig ist. Ein Auszug, der aber nur zu 1500 bis 2000 Auflage in etwa 3 bis 4 Bänden gedruckt würde, müßte fast dasselbe kosten, was das Werk selbst in 10 Bänden kostet. Dieselbe Bedenklichkeit wird sich jeder andern Unternehmung entgegenstellen, welche ein dem Conv. Lex. ähnliches Werk beabsichtigte.

Andere Personen haben sich beschäftigt, Nachträge zu demselben zu sammeln, um sie besonders herauszugeben. Keine Aufgabe ist leichter als diese, und wir haben unsere Ansicht darüber schon oben angedeutet.

Eine andere Speculation ist auf die Art gemacht worden, daß eine Sammlung in Kupfer gestochener Bildnisse von ihren Unternehmern, den Gebr. Schumann in Zwickau, als Zubehör zum Conversations-Lexicon ausgeboten wird. Bei einer klareren Gesetzgebung über literarische und

buchhändlerische Befugnisse und Nichtbefugnisse, als wir haben, würden wir diese Benutzung unseres Titels und Werks nicht zugeben; so begnügen wir uns mit der Versicherung, daß wir an dieser Kupferstichunternehmung nicht den geringsten Theil haben.

In Wien wurde 1819 ein „Conversations-Blatt" angefangen, das nach einem guten Plane angelegt schien, dessen Ausführung aber den Erwartungen nicht entsprach, welche man davon gehegt hatte. Vielleicht gelingt es dem Unternehmer dieses Lexicons, bei dem von Kotzebue gegründeten Literarischen Wochenblatt, dessen Eigenthum er eben (April 1820) an sich gebracht hat und das vom 6ten Band an in seinem Verlage und unter seiner Leitung erscheinen wird, diese Idee eines Conversations-Blattes, wenigstens in literarischer Hinsicht, glücklicher durchzuführen *).

*) Nachstehender Auszug der darüber erschienenen öffentlichen Anzeige des Herausgebers gibt seine deßfalsigen Absichten und Ansichten näher an:

Ich habe, sagt derselbe, die sich darbietende Gelegenheit, das Eigenthum des bekannten „Literarischen Wochenblatts" von den Gebr. Hoffmann in Weimar zu erwerben, benutzt, um eine längst von mir genährte Idee, die mit der des Lit. W. Bl., wie es ursprünglich war, wenigstens in einer Hinsicht Aehnlichkeit hat, ausführen zu können, ohne dazu ein neues Institut gründen zu müssen.

Diese Idee besteht in der Bildung einer eigentlich „literarisch-bibliographischen Zeitung," die das für die Europäische Literatur werde, was unsere guten politischen Zeitungen für die Europäischen politischen Tagesneuigkeiten sind, und die zugleich ein „literarisches Conversationsblatt" sey, in welchem über die neuesten Schriften, die für das größere Publikum Interesse haben, schnell und in angenehmer leichter Form Bericht gegeben werde.

Beide Zwecke wird das Lit. W. Bl. unter meiner Aufsicht und Leitung künftig zu erreichen suchen, alle anderen aber, womit dasselbe besonders in der letzten Zeit das Publikum amüsirte oder quälte, fahren lassen, und sich überhaupt bestreben, alle persönliche Polemik möglichst zu vermeiden. Auch soll es zugleich das jetzt beendigte „Conversa-

Durch die gemachten Mittheilungen glauben wir unsere Leser auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung unsers Werks gestellt zu haben, und es bleibt uns nur noch übrig, allen denen, die durch Rath und That unsere Unternehmung bisher so wohlwollend befördert haben, dafür unsern verbindlichsten Dank abzustatten.

Leipzig, den 15. April 1820.

Friedrich Arnold Brockhaus.
Ludwig Hain.

---

tions-Lexikon" in literarischer Hinsicht fortführen und ergänzen, und sich mit dem „Hermes," der „Isis von Oken," und den „Zeitgenossen," die ebenfalls entweder in meinem Verlage oder unter meiner Leitung erscheinen, in Wechselwirkung setzen.

Der Titel und die äußere Form des Lit. W. Bl. werden vor der Hand im Wesentlichen beibehalten, nur daß, vom Zeitpunkte meiner Herausgabe an, anstatt wöchentlich zwei ganze Bogen, täglich, mit Ausnahme des Sonntags, ein halber Bogen erscheinen wird. So wie bis jetzt 52 ganze Bogen einen Band bildeten, werden es künftig 104 halbe thun, und wie seither berechnet werden, d. h. zu vier Thalern der Band.

Durch die Leipziger Zeitungs-Expedition wird das Lit. W. Bl. täglich mit der Leipziger Zeitung expedirt und ausgegeben werden, so daß das Publikum (wenigstens das in Sachsen) neben der politischen Zeitung auch täglich eine literarische erhalten kann. Im Wege des Buchhandels findet dagegen nur eine wöchentliche Versendung Statt.

Obgleich der fünfte Band, an dessen Redaction ich jedoch keinen Theil habe, erst gegen Ende May vollendet seyn dürfte, so wird mit dem sechsten Bande doch schon gleich nach der (diesjährigen [1820] Jubilate-) Messe begonnen werden, u. s w.

Leipzig, den 15. April 1820.

Brockhaus.

Wir bitten die zahlreichen Besitzer des Conv.Lexikons, auch dies neue Unternehmen, welches sich gewissermaßen an dasselbe anschließt, zu unterstützen und es in ihrem Kreise einzuführen. Bestellungen darauf sind durch alle Buchhandlungen und auch durch die Postämter zu machen.

Die Redaction des Conv.Lex.

T.

Toaldo (Giuseppe), ein berühmter italienischer Mathematiker, Astronom und Meteorolog, geboren den 11ten Julius 1719 auf einem Dorfe unweit Vicenza, kam 1733 in das Seminarium zu Padua, widmete sich der Theologie, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften. Er zeichnete sich rühmlich aus, wurde in der Folge selbst Lehrer am Seminarium, und 1762 Professor der Astronomie und Meteorologie an der Universität zu Padua. Er bewirkte es, daß eine Sternwarte zu Padua erbaut wurde; auch wurden auf seine Veranlassung an vielen Orten des damaligen venetianischen Staats Blitzableiter errichtet und landwirthschaftliche Akademien gestiftet. Seine mathematischen Lehrbücher zeichnen sich durch Klarheit und Bestimmtheit aus und wurden in vielen Schulen Italiens eingeführt. Um die Meteorologie oder Witterungslehre erwarb sich Toaldo ein vorzügliches Verdienst. Er gab zuerst einen meteorologischen Versuch, und dann seit 1778 ein astronomisch-meteorologisches Journal ununterbrochen bis zu seinem Tod heraus. Im J. 1774 gab die Societät der Wissenschaften zu Montpellier die Preisfragen auf: Welchen Einfluß hat die Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen, und welche practische Folgerungen lassen sich in dieser Rücksicht aus den bisher gemachten Wetterbeobachtungen ziehen? Toaldo beantwortete diese Fragen; seine Schrift erhielt den Preis und wurde als ein classisches Werk in diesem Fache angesehen. Deutsch erschien sie unter dem Titel: Toaldo's Witterungslehre für den Feldbau, übersetzt von J. G. Steudel, 3te Auflage, Berlin 1786. Toaldo war stets ein aufmerksamer Beobachter der Natur, und ein fleißiger Schriftsteller. Er gab noch verschiedne andre astronomische und meteorologische Schriften heraus, machte im J. 1788 eine gelehrte Reise durch einen großen Theil Italiens, und starb am 11ten November 1798, geschätzt von den gelehrten und betrauert von seinen Freunden und Bekannten.

Toast (englisch), bedeutet als Zeitwort zuerst rösten, bähen, z. B. Brot; dann eine Person, auf deren Gesundheit man trinken will, mit Namen nennen, vorzüglich Frauenzimmer; das Substantiv Toast bedeutet daher nicht nur eine Gesundheit, die man ausbringt, sondern auch im besondern Sinne irgend eine berühmte Schöne, auf deren Gesundheit in Gesellschaften öfters getrunken wird. Man versteht jedoch unter Toasts nicht blos die gewöhnlichen Gesundheiten, sondern auch die sogenannten Sentiments, kurze Sätze, die auf irgend eine Person Bezug haben, und weitläuftige Trinksprüche, die bei feierlichen Gastmählern ausgebracht werden. — Bei keiner Nation ist der Gebrauch, bei jedem Gastmahle auf die Gesundheit der Anwesenden zu trinken, so allgemein und so unerlaßlich, als bei den Engländern. In Deutschland, wo die ehemals so beliebten Leberreime nur Wenigen noch dem Namen nach bekannt

sind, so wie in Frankreich und Italien, schien dieser Gebrauch bisher als veraltet blos den niedern Volksclassen überlassen zu seyn; was Fröhlichkeit in dieser Art hervorbrachte, war wenigstens von steifer Form entfernt. Aber in England ist das Gesundheittrinken allgemeine Volkssitte, und geschieht nach fest bestimmten Regeln. Kein Gast darf bei einem Mahle, so durstig er auch seyn möge, das Glas eher an die Lippen bringen, als bis der Herr des Hauses auf die Gesundheit einer der anwesenden Frauen getrunken, und diese solches erwiedert hat; die übrigen Gäste folgen diesem Beispiele der Reihe nach. Später werden auch die Gesundheiten von Abwesenden, vorzüglich der königlichen Familie, getrunken, und Trinksprüche ausgebracht. Diese Gesundheiten und Trinksprüche werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt. Bei feierlichen Gastmählern, wo nur Männer gegenwärtig sind, bringt der Wirth oder der Vornehmste der Gesellschaft den ersten Toast aus, und da es an sehr zahlreich besetzten Tafeln nicht möglich seyn würde, daß die Entferntern alle Worte deutlich genug vernehmen könnten, so wird bisweilen einer der Aufwärter dazu bestellt, jeden Trinkspruch als Echo mit lauter Stimme zu wiederholen. In Deutschland hat man auch seit einiger Zeit bei feierlichen Gastmählern die Trinksprüche eingeführt.

Tobolsk, Hauptstadt der gleichnamigen russischen Statthalterschaft in Sibirien, am Einflusse des Tobol in den Irtisch. Man theilt sie ein in die obere und die untere Stadt. Die obere liegt auf dem östlichen Ufer des Irtisch auf einem Hügel. Die untere ist größer als jene, und leidet sehr von den Überschwemmungen des Irtisch. Die Häuser sind größtentheils von Holz und nur wenige von Stein. Die gesammte Stadt zählt 2120 Häuser, 18 Kirchen, darunter eine lutherisch-deutsche, zwei Klöster und zwei Moscheen. Ohne die Verwiesenen, die Soldaten und Geistlichen, befinden sich hier über 17,000 Einwohner, die Russen, Tataren und Deutsche sind; die Tataren machen über den vierten Theil aus. Tobolsk ist der Sitz eines Gouverneurs und eines russisch-griechischen Erzbischofs, mit einem theologischen Seminarium. Alles Pelzwerk, das von den Verwiesenen gewonnen wird, bewahrt man hier auf, und liefert es sodann nach Moskau. Es ist eine Juftenfabrik hier; auch werden chirurgische Instrumente für die Armeen, Flotten und Lazarethe verfertigt. Der Handel der hiesigen Kaufleute mit China ist sehr beträchtlich; desgleichen der mit dem russischen Nord-Archipel. Die Bucharen und kalmückischen Kaufleute stehen mit der hiesigen zahlreichen Kaufmannschaft in ununterbrochnem Verkehr. Eine weitläuftige Slobode oder Vorstadt wird von Bucharen bewohnt. — Das Gouvernement Tobolsk gehört zu Asien, und hat 16,818 Quadratmeilen und 453,000 Einwohner (nach Säblowskoi 550,300). Die vorzüglichsten Flüsse desselben sind der Ob, Tobol, Irtisch, Ischim, Tura &c. Die Beschaffenheit des Clima's und des Bodens ist sehr verschieden. In den südlichen und südwestlichen Gegenden ist es im Sommer warm und angenehm, selbst im mittlern Landstrich ist die Luft gemäßigt, obgleich der Winter mit vielem Schnee begleitet ist. Die ganze größere nördliche Hälfte ist einer heftigen, furchtbaren Kälte unterworfen. Im kurzen Sommer hat man zwar an manchem Tage einige warme Stunden, aber sobald der Wind aus dem Eismeere bläs't, welches oft geschieht, so wird die Kälte schneidend. Die südlichen und die südwestlichen Landstriche

sind sehr fruchtbar, und tragen Getraide und Flachs in großem Überflusse; ihre grasreichen Weiden begünstigen die Viehzucht, daher man beträchtliche Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht unterhält. Hin und wieder zieht man sogar Kameele. Wild und Fische sind in Menge vorhanden. Auch der mittlere Strich läßt den Fleiß des Landmanns nicht ganz unbelohnt. Im höhern Norden aber ist der Boden ganz unfähig zur Cultur. Er ist da mit dichten morastigen Waldungen bedeckt; diese hören näher gegen das Eismeer hin nach und nach gänzlich auf; kaum sieht man noch Moose und einzelne Stauden; nie thauen diese eisigen Wildnisse auf. Ihr Reichthum besteht in kostbaren Pelzthieren, in Wild und Fischen, auch in Rennthierheerden, welche von den Ostiaken und Samojeden in der Wirthschaft und zum Fahren gebraucht werden. Außer den Russen wohnen in diesem Gouvernement Tataren unter mancherlei Benennungen, als Turalinzen, Tobolskische Tataren, Bucharen und andere, ferner Samojeden, Wogulen, Sirjänen und obische Ostiaken.

Toccator, Toccato, Toccata nannte man sonst ein Clavier- oder Orgelstück, in welchem beide Hände im Vortrag einer Notenfigur häufig abwechseln. Es bestand gewöhnlich in freier Phantasie. Toccatina hieß es bei kleinerem Umfang und weniger Ausführung. Beide Namen sind jetzt veraltet. — Toccato (touquet) nennt man in den Aufzügen der Trompeterchöre die vierte Stimme, welche in Ermangelung der Pauken die Grundstimme bildet.

Tockay, ein Marktflecken in der Sempliner Gespannschaft in Ober-Ungarn, am Einfluß des Bodrog in die Theiß. Er hat 2800 Einwohner mehrerer Confessionen, und ist der Sitz eines Postamts. Von ihm führen die vortrefflichen Weine, welche man Tockayer nennt, den Namen. Der eigentliche Tockayerberg heißt seit 1741 Theresienberg, und erzeugt ganz vorzüglich guten Wein. Den allervorzüglichsten giebt der Szarwaschbezirk, der mit Säulen umgeben ist, welche der doppelte Adler ziert. Aber bei weitem die wenigsten Weine wachsen bei dem Flecken; die meisten erzeugen die Berge von Mada, Tarczal, Zombor ꝛc., welche zu der vier Meilen sich fortziehenden Bergkette Hegy-allya gehören. Jede dieser Ortschaften hat einige Arten, welche sich entweder durch Stärke und Haltbarkeit, oder durch Feinheit im Geschmack auszeichnen. Man schätzt das jährliche Erzeugniß des ganzen Tockayer Weingebirges auf 110,000 Eimer. Die besten der erwähnten Weine nennt man Essenzen, und sie entstehen aus dem, was von den Trockenbeeren ohne Presse abfällt. Auf diese folgt der Ausbruch, ein ebenfalls sehr guter Wein; hierauf der Maschlasch oder der geringere, und zuletzt der gemeine Wein.

Tod wird gewöhnlich als dem Leben geradezu entgegengesetzt, als ein Aufhören desselben angesehen. Wenn wir aber diesen Begriff des Todes an den Zustand halten, der gewöhnlich mit diesem Namen belegt wird, und wenn wir keineswegs sogleich ein vollkommnes totales Aufhören aller Lebenserscheinungen wahrnehmen (denn die Erscheinungen, die dem Momente des Todes folgen, die der Fäulniß, sind immer noch als Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen anzusehen, und nicht, wie oft angenommen wurde, rein chemische Erscheinungen), sondern vielmehr nur einzelne Functionen (die Bewegung und Empfindung, und alle die, welche von diesen beiden abhängen), verschwinden und schweigen: so ergiebt sich, daß

der Begriff des Todes zu weit ausgedehnt, und der Übergang vom Leben zum Tode auch schon so genannt werde. Ja wenn wir am Ende in höherer Ansicht die ganze Natur als belebt erkennen, so muß wohl der Begriff des Todes, wie er oben aufgestellt wurde, aus derselben ganz verschwinden, und der Zustand, der diesen Namen trägt, ist nichts als ein Zerfallen des organischen Einzelwesens, ein Wechseln der Form, wobei es in einen größern Lebenskreis oder Organismus wieder aufgenommen wird, und nur als Individuum verschwindet. Es geht aber dies nicht so gar schnell, sondern wird in den meisten Fällen durch Krankheiten oder die Verhältnisse des Alters vorbereitet; nur wo das Centrum der Bewegung, das Herz oder das der Empfindung, das Hirn (und dies auch nur an einigen Stellen) verletzt wird, erfolgt ohne vorhergehende wahrnehmbare Krankheit plötzlich bisweilen der Zustand, der Tod genannt wird. — Herz und Hirn sind es wohl auch eigentlich, von denen der Tod ausgeht; diese sterben zuerst entweder beide zugleich oder eins von beiden; weil aber das wirkliche und vollkommne Aufhören ihrer Thätigkeit nicht so sehr in die Augen fällt, als die Respiration, die vom Herzen und Hirn abhängt, so setzt man willkührlich das Moment des Todes auf den Augenblick, wo der letzte Athemzug bemerkt wird. In den Organen der Empfindung und Bewegung werden deßhalb die Folgen des Todes zuerst sichtbar, die Muskeln strecken sich, und werden steif, Kälte und Blässe verbreiten sich über den ganzen Leichnam, das Auge hat seinen Lebensglanz, der ganze Körper seine Turgescenz verloren. Man kann jedoch aus diesen Veränderungen nicht mit voller Sicherheit schließen, daß der Tod wirklich eingetreten sey, und seine Herrschaft begonnen habe. Denn es lehrt die Erfahrung, daß ein dem beschriebenen äußerlich ganz gleicher Zustand bisweilen nur vorübergehend sey, und es wird derselbe Scheintod oder Asphyxie genannt. Nur erst die nach einigen Tagen eintretende Fäulniß, als letzte Stoffverwandlung und Auflösung des organischen Körpers, ist das sicherste Zeichen des wirklichen Todes des Individuums. Es beginnt dieselbe in dem Unterleibe und in den Genitalien, indem beide aufgetrieben, locker und weich werden, und sich entfärben, auch die Haut verändert sich, wird hie und da roth, bekommt Blasen, das Blut wird wieder flüssiger, und ergießt sich aus dem Munde, der Nase, den Augen, Ohren und After. Nach und nach zerfallen und entmischen sich dann auch die übrigen Theile, am letzten die harten, die Knochen, Zähne rc. — Im Anfange dieses Herganges entbindet sich Stickgas und Ammonium; bei fortschreitender Fäulniß erhält das Wasserstoffgas im gekohlten, geschwefelten, gephosphorten Zustande die Oberhand, und veranlaßt den heftigen Gestank, so wie auch das Leuchten, das an faulenden Körpern bisweilen beobachtet wird. Zuletzt endlich wird nur kohlensaures Gas ausgeschieden, und es riecht dann der faulende Körper wie frischaufgegrabene Erde. So bleibt endlich eine fettige, talgartige Erde, und eine schleimige seifenartige Substanz zurück, die sich dem Humus beimischt, und welche mit den übrigen Excretionsstoffen zur Fruchtbarkeit desselben beiträgt, weil auch in diesen Rückständen des Organismus das Leben noch nicht ganz erloschen ist, sondern vielmehr fortwirkt, und neue, sowohl thierische als vegetabilische Organismen mit sich entstehen läßt und sie erhält. Ob nun gleich auch die Fäulniß als eine Lebenserscheinung anzusehen ist, so steht sie doch, wie jede andre, unter dem Einflusse der Außenwelt;

besonders sind Luft, Wärme und Wasser nöthig, wenn die beschriebnen Veränderungen erfolgen sollen; wo diese Bedingungen fehlen, da verwandelt sich der Körper in Adipocire, eine fettige Wachsmasse, und dies geschieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderst der Körper mumienartig ein; so werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, besonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwohl noch nicht gehörig erklärt, sind einige Begräbnißplätze, z. B. der Bleikeller in Bremen, dadurch, daß in ihnen der Prozeß der Fäulniß entweder sehr langsam oder gar nicht von Statten geht. Auch ist es bekannt, daß einige Substanzen, z. B. der Gerbestoff und andre, der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet sich darauf theils die Erhaltung mancher thierischen Stoffe und die Zubereitung derselben, des Leders z. B., theils auch die Aufbewahrung menschlicher Leichname durch Einbalsamiren. B. P.

Tod (Mythologie). Die Erscheinung des Aufhörens menschlicher Lebensthätigkeit konnte nicht anders, als einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther der überlebenden machen. Ihre Ansicht von dieser Erscheinung richtete sich immer nach der Stufe und Beschaffenheit ihrer Cultur, und wie sich die Ansichten der Menschen über ihr Verhältniß zur Natur, und über die Bestimmung des ewigen Geistes, der sie beseelte, änderten, änderte sich auch ihre Vorstellung von dieser Erscheinung, ihren Ursachen und Wirkungen. Die Griechen hatten für den Tod mehrere Gottheiten, die Keren und den Thanatos; jene waren Göttinnen des Todesgeschicks (wie die Walkyren in der nordischen Mythologie), oder die Nothwendigkeit zu sterben, in so fern sie besonders den Menschen vor den Jahren trifft, dieser ist der Zustand des Todes selbst, oder der natürliche Tod. Nach Homer sind Schlaf und Tod Zwillingsbrüder (die Ähnlichkeit ihrer Erscheinung), und nach Hesiod Söhne der Nacht. Als solche sind sie auf Kamäen u. dgl. oft der Gegenstand der bildenden Kunst. Namentlich wird der Tod zur Zeit der heitern Blüthe der Kunst auf Grabmälern als freundlicher Genius mit der umgekehrten Fackel gebildet. Nach einer aus dem Orient entsprungenen Meinung wurde insbesondere der Tod in der Jugend als Entführung durch liebende Götter vorgestellt und abgebildet, und nach Zeit und Art des Todes oder nach dem Geschlecht des Verstorbenen bestimmten Göttern zugeschrieben, z. B. dem Jupiter, oder dessen Adler, wenn Blitz und Wetter, den Nymphen, wenn das Wasser ihn getödtet hatten (man denke an Ganymed und Hylas), der Aurora, wenn es am Morgen, der Selene, wenn es bei Nacht geschehen war (man denke an Cephalus und Endymion), dem Apoll, wenn es ein junger Mann war 2c. Und in der That waren solche Bilder geeigneter, die Hinterlassenen zu trösten, als die leidigen Trostgründe der Schulphilosophen, oder die Schreckensbilder der spätern Dichter und Künstler. Siehe die classischen Abhandlungen von Lessing (Sämmtl. Schrift. Band X. S. 190) und Herder unter dem Titel: wie die Alten den Tod gebildet. Euripides brachte in der Alcestis den Tod sogar auf die Bühne, gehüllt in ein schwarzes Gewand, in der Hand einen Stahl, womit er dem Sterbenden das Haar abschnitt, und ihn so den unterirdischen Göttern weihte. Die spätern römischen Dichter schildern ihn mehr von seiner schrecklichen Seite, wie er die hungrigen Zähne fletschet, mit

blutigen Nägeln seine Opfer bezeichnet, ein Ungeheuer an Gestalt, ganze Schlachtfelder überschattend. Die Hebräer haben ebenfalls einen furchtbaren Todesengel, Samael mit Namen, der auch der Fürst der Welt genannt wird, und mit dem Teufel zusammenfällt; die frühsterbenden Frommen aber entführt er mit einem sanften Kuß; Henoch wird lebendig gen Himmel geholt. — Unsere heiligen Bücher schildern den Tod der Guten als eine Rückkehr in die Heimath, Eingehen zur himmlischen Seligkeit. Gleichwohl hat man ihn in der neuen Kunst häufig als scheußliches Todtengerippe mit der Sense, womit er die Sterblichen gleich Gräsern wegmäht, abgebildet. Die geschmackvollere Kunst ist davon zurückgekommen, und schließt sich hierin mehr an jene Darstellung der Alten an, oder bedient sich der Allegorie vom Schmetterling.

Todeskampf (Agonie), wird der Zustand genannt, der unmittelbar dem Tode selbst vorhergeht, in welchem der Tod gleichsam mit dem Leben ringend und dasselbe besiegend gedacht wird. Nach Maaßgabe der Veranlassungen, die den Tod herbeiführen, ist dieser Zustand durch verschiedene Erscheinungen ausgezeichnet, welche bald in einer völligen Ermattung und Abspannung aller Lebensverrichtungen, bald in einem furchtbaren Sturme und in einer höchst unregelmäßigen Thätigkeit derselben bestehen, welche endlich nach sehr kurzer Rast den Tod herbeiführt. Das Bewußtseyn ist bald schon lange vor dem Tode erloschen, bald dehnt es sich durch den ganzen Todeskampf hindurch aus, und erlischt erst mit dem Ende desselben. Das Ansehen dessen, der mit dem Tode kämpft, ist schon leichenähnlich, das Gesicht blaß, gelblich, schmutzig, die Augen hohl, die Haut der Stirn angespannt, die Nase spitzig und weiß, die Ohren und Schläfe zusammengefallen; ein kalter, klebriger Schweiß bricht an der Stirn und den Extremitäten aus, die Ausleerungen des Stuhls und Urins geschehen unwillkührlich und bewußtlos, der Athem wird röchelnd, stockt und hört endlich ganz auf und auf diesen Augenblick setzt man den Eintritt des Todes selbst. Die Dauer dieses Zustandes ist sehr verschieden, bald nur minutenlang, bald sich mehrere Tage hinausdehnend. — Wo wirklicher Todeskampf einmal eingetreten, da ist keine Rettung mehr, nur erleichtern läßt sich dieser Zustand durch freundliche Zusprache, Tröstung, Gebet, Theilnahme, die auch bei dem nicht fehlen soll, dessen Bewußtseyn erloschen zu seyn scheint; denn man kennt jetzt viele Zustände, in denen kein Bewußtseyn vorhanden zu seyn schien, und aus denen doch sogar Erinnerung übrig blieb; ja wer will sagen, ob auch mit dem letzten Athemzuge schon in jeden Falle das Bewußtseyn aufhört? So lange der Sterbende schlucken kann, mag man ihm ein wenig Wein von Zeit zu Zeit einflößen. Arzneimittel sind unnütz, dem Sterbenden unangenehm und nur in den Fällen zulässig, von denen man es nicht mit Gewißheit erkennen kann, ob der Todeskampf zugegen sey, oder nur eine noch besiegbare Schwäche. Grausam ist auch die Gewohnheit, dem Sterbenden das Kopfkissen wegzuziehen. B. P.

Todesstrafe (poena capitalis). Die Strafe am Leben ist in allen ältern und neuern Staaten angewendet und für nöthig geachtet worden. Nur ein mißverstandenes Gefühl von Menschlichkeit konnte in den neuern Zeiten Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe erregen; und dies geschah, seit Beccaria sein Buch von den Verbrechen und Strafen herausgegeben hatte. Wenn aber

von der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe überhaupt die Rede ist, so wird damit gefragt, ob die Strafe überhaupt bis zum Tode gehen könne, oder, was gleichviel ist, ob es Fälle gebe, in welchen die Staatsgewalt auch den Tod, als Folge der Übertretung eines Gesetzes, verfügen, und über jemand verhängen könne, oder ob die Todesstrafe **überhaupt** ungerecht sey; **nicht**, ob sie nur in einzelnen Fällen, und in welchen unzulässig sey; denn es wird keinem einfallen zu behaupten, daß die Todesstrafe überall rechtmäßig und zweckmäßig zugefügt, oder im Gesetze für mögliche Verbrechen bestimmt worden sey. Was nun die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen überhaupt anlangt, so muß dieselbe in der Angemessenheit einer solchen Strafe an gewisse Verbrechen bestehen, denn das rechtliche Princip der Bestrafung (s. d. Art. **Strafe**) ist ein Princip der **Ausgleichung**, und lautet, **wie das Verbrechen, so die Strafe**. Hiernach also soll die Strafe als **Folge** mit der Gesetzübertretung unzertrennlich verbunden, und durch **Größe** und **Beschaffenheit** derselben bestimmt seyn. Giebt es nun Verbrechen, welche den Tod beabsichtigen, und zur Folge haben, Mord und Todtschlag, so ist auch der Tod ihre vollkommen angemessene Strafe. Denn giebt es einmal eine Strafgewalt, und kommt dieselbe dem Staat als Rechtsgesellschaft, um seines Zweckes willen, nothwendig zu, und ist die Anwendung derselben nur durch das **Verbrechen** bestimmt, so muß dieselbe sich auch auf das Leben der Bürger erstrecken, gegen welches von dem pflichtvergessenen Bürger gefrevelt werden kann; und das unmittelbare Verbrechen gegen das Leben der Bürger wird am natürlichsten mit dem **Leben** des Verbrechers gebüßt. Denn wer das Leben eines Bürgers willkührlich vernichtet, sey nun der Mord nur Mittel, oder Zweck, der hebt die Grundbedingung der bürgerlichen Gesellschaft und des Rechts auf; er macht sich also, weil das Recht gegenseitig ist, durch seine Handlung selbst der Rechte, die er zerstörte, des Lebens überhaupt verlustig. Allein auch daraus geht hervor, daß das Verbrechen gegen die Existenz des Staats, welches man im strengen Sinne **Hochverrath** nennt, in so fern dasselbe nämlich die Aufhebung der Wirksamkeit des Rechtsgesetzes in einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft, und damit aller Sicherheit bezweckt, ebenfalls mit dem Tode bestraft werden könne. Hierzu fügen Einige auch das Verkaufen eines Menschen in die Sklaverei, welches jedoch an und für sich durch Beraubung der Freiheit, nach dem Gesetze der Ausgleichung, angemessener bestraft zu werden scheint. Obige Verbrechen sind es also, für welche die Todesstrafe rechtmäßige Strafe ist. Die Gründe dagegen, welche man angeführt hat, um die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe zu beweisen (die meisten derselben findet man in **Bergks** Übersetzung des Beccaria 2. Theil, S. 65 u. ff.), sind größtentheils von einem ganz falschen und einseitigen Standpunkte aus hergenommen. Man behauptet nämlich z. B., man könne nicht am Leben **strafen**, denn das Leben sey ein **unveräußerliches Recht**. Allein alle Rechte schlechthin sind nur wirksam unter der Bedingung der gegenseitigen **Anerkennung** der **Persönlichkeit**, von der alle Rechte abhängen, mithin auch das Recht auf Leben; wer daher am Leben gestraft wird wegen eines begangenen Mordes, der **veräußert** sein Recht nicht, sondern die Strafgewalt entzieht ihm das Recht, dessen er sich durch rechtswidrige Handlung verlustig gemacht hat, weil sie überhaupt die rechtmä-

ßige Gewalt gegen alle Störung der Rechtsgesellschaft ausübt. So kann man also auch nicht sagen, es könne niemand am Leben bestraft werden, weil sich niemand zur Todesstrafe anheischig machen könne. Allerdings kann sich niemand zur Todesstrafe anheischig machen, in so fern er sich nicht zum Verbrechen anheischig machen darf, sondern der Staat ist befugt, sie zuzufügen, in so fern sie überhaupt das dem Verbrechen angemessene Übel ist, welches als Folge mit demselben verbunden werden muß; und der Verbrecher ist ihr unterworfen, weil jeder Mensch den Gesetzen einer Rechtsgesellschaft, als dem ausgesprochenen allgemeinen Willen ihrer Glieder und der zu ihrer Geltendmachung wirksamen Gewalt des Staats unterworfen ist, und als Bürgschaft eines solchen Rechtsvereins jeder sein Leben einsetzen soll. Die hier angeführte Einwendung ist vorzüglich die des Beccaria, der den Staat auf Verträge gegründet, und behauptet, man könne nicht durch Verträge einwilligen, sich im Fall eines Verbrechens das Leben nehmen zu lassen. Rousseau leitet dagegen in seinem Contrat social die Todesstrafen aus eben diesen Verträgen her. Andere Einwendungen gegen die Todesstrafe sind hergenommen von der politischen und moralischen Ansicht der Strafe. Man sagt nämlich, die Todesstrafe schrecke nicht ab, und bessere auch nicht. Indessen ist nur die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen erwiesen, so würde die Nichterreichung dieser mit der Strafe sich verbindenden Zwecke im Einzelnen kein Grund gegen die Anwendbarkeit der Todesstrafe seyn. Allein es läßt sich die Behauptung, daß die Todesstrafe diese Zwecke nicht erfülle, gar nicht unbedingt im Allgemeinen, sondern nur in Beziehung auf einzelne Fälle, mithin nur auf dieselbe Weise aufstellen, wie man dies auch von jeder andern Strafe behaupten kann, weil kein Mittel gewisse Zwecke überall erreicht; wiewohl es gewiß ist, daß die Todesstrafe für die Mehrheit der Verbrecher wirklich die abschreckendste ist. So wenig man nun aller andern Strafen entbehren kann, welche man abschaffen müßte, wenn jener Grund gültig wäre, so wenig kann derselbe die Todesstrafe für zweckwidrig, geschweige denn für unrechtmäßig erklären. Aber man hat ferner gesagt, man bedürfe der Todesstrafe nicht, da man sie durch andere Strafen ersetzen könne, ohne die Handlung des Verbrechers in der Strafe nachzuahmen. Hierauf ist zu antworten, da zwischen dem Verbrechen und der Strafe, vermöge des rechtlichen Princips derselben, eine nothwendige Proportion Statt finden muß, so ist die Handlung des Mörders und die Todesstrafe in dem Erfolg zwar gleich, aber als Handlung selbst, d. i. in Beziehung auf Gesinnung und Zweck derselben unvergleichbar. Diese Nothwendigkeit der Retorsion, welche in dem Begriffe der rechtlichen Strafgewalt liegt, hört auf, wenn man an die Stelle der Todesstrafe eine andere Strafe an sich setzen wollte. Man sagt, man könne sich vor den gefährlichsten Menschen sichern durch Landesverweisung oder lebenslängliches Gefängniß. Aber erstens setzt dies voraus die nicht zu erweisende Behauptung, daß die Strafe den Zweck habe, die bürgerliche Gesellschaft vor nachfolgenden gesetzwidrigen Handlungen des Verbrechers zu sichern. Und dann können in der That die angeführten Strafen die Todesstrafe nicht absolut ersetzen. Denn abgesehen davon, daß die Rückkehr des Verwiesenen nicht ganz verhindert, und die Landesverweisung eine Ungerechtigkeit gegen andere bürgerliche Gesellschaften werden kann, in welche der gefährliche

Verbrecher flüchtet, so behält der landesverwiesene Mörder selbst alle Rechte, welche er frevelhaft verletzt hat, und verliert blos die bürgerlichen Rechte hinsichtlich desjenigen Staates, in welchem er verbrochen hat; ein Verlust, der nur als zweckmäßige Strafe des Verbrechens gegen denselben individuellen Staat, und zwar nur so lange angesehen werden kann, als noch die Vaterlandsliebe in einem hohen Grade lebendig ist. — Die Todesstrafe wirkt auch sicherer als Landesverweisung und lebenslängliches Gefängniß. Was das lebenslängliche Gefängniß anlangt, welches man statt der Todesstrafe vorgeschlagen hat, so ist dieses die natürlichste Retorsion der Verbrechen, welche an der Freiheit der Bürger begangen werden, und da es Fälle giebt, in welchen das Schreckliche einer schnellen Todesstrafe noch übertreffen kann, so ist die Behauptung der Philanthropisten, welche die Todesstrafe durch eine mildere, und wie man sich ausdrückte, weniger grausame Strafe ersetzen wollten, auch in Beziehung auf die lebenslängliche Einsperrung unbegründet, die doch dem Staate noch die Last auflegt, den Mörder, der das Leben vermöge seiner Handlung verwirkt hat, auf öffentliche Kosten zu erhalten. Wenn man endlich ganz auf gemeine Weise gesagt hat, daß der Gemordete durch die Hinrichtung des Mörders nicht wieder lebendig werde, so hat man die Strafe ganz materiell als Ersatz und das Verbrechen gegen das Leben gleich einer Privatinjurie betrachtet, deren Bestrafung von dem Willen des Verletzten abhängig ist. Allein die Strafe ist rechtmäßig, abgesehen von einem materiellen Vortheil, welchen verletzte Personen dabei erhalten können, das Verbrechen aber bringt die Ungleichheit zwischen dem rechtlichen und unbescholtenen, und zwischen dem gewisser Rechte unwürdigen Bürger zu Tage, und ruft die Strafgewalt des Staats auf, dem letztern diese Rechte zu entziehen; so wie das Verbrechen insbesondere, welchem die Todesstrafe als rechtmäßige Strafe entspricht, ein Verbrechen gegen die ganze Rechtsgesellschaft ist, die durch den Mord des Einzelnen, oder durch den unmittelbaren Angriff auf ihr eigenes Bestehen, in den Bedingungen ihrer Wirksamkeit angegriffen wird, und den höchsten Grad von Gefährlichkeit hat. Wenn nun überhaupt die Todesstrafe nicht unrechtmäßig und zweckwidrig ist, so kann sie doch nach Beschaffenheit der Fälle modificirt, ferner in eine andre verwandelt, ja durch Begnadigung gehoben werden, wenn sie an sich dem gegebenen Falle nicht entsprechen würde. Dieses ist der Fall z. B. bei sehr ungleichen Verhältnissen der Personen, oder wenn der Mord noch mit einem andern Verbrechen, oder Anzeigen besonderer Rechtswidrigkeit verknüpft ist. Hier wird eine Schärfung der Strafe (poena capitalis qualificata) eintreten, wodurch zugleich auch das Volk auf die Größe des Verbrechens aufmerksam gemacht wird. Diese Schärfung kann in einer Verbindung der Todesstrafe mit einer Polizeistrafe bestehen, oder die Art und Vollziehung der Todesstrafe betreffen; z. B. Hängen ist eine entehrendere Todesart als Köpfen. Aber so wie überhaupt die Retorsion, welche bei der Strafe Statt findet, nicht materiell zu nehmen ist, so kann der Staat ohne seine Würde als Rechtsinstitut aufzugeben auch keinesweges die Todesart mit besondern Qualen (Rädern, Kneipen mit Zangen), Vierteln, Ersäufen, Verbrennen, und Mißhandlungen des Verbrechers verbinden, wodurch die strafende Gerechtigkeit in eine grausame, blutige Rachgewalt ausarten, und die Menschheit, wie Kant sagt, in

der leidenden Person zum Scheusal gemacht würde. Guillotiniren, Enthauptung durch das Schwert und Erschießen würden daher die einfachen Todesstrafen seyn. Im übrigen aber muß man bei Bestimmung und Beurtheilung Art und Vollziehung der Todesstrafe, auch Culturstufe und Sitte der Völker nicht ganz aus den Augen lassen, besonders was die Gefährlichkeit eines Verbrechens für den Staat und den Zweck der Abschreckung betrifft. Nach eben diesem Grundsatze werden die Strafen zu betrachten seyn, welche der Mörder noch an seinem Leichnam erfahren kann, z. B. Aufstecken des Körpers auf den Schandpfahl, unehrliches Begräbniß. Zwar sagt man, ein Todter sey kein Object der Strafe; allein so wie der Mensch im bürgerlichen Verein ein Recht auf Ehre noch nach seinem Tode hat, so kann ihm diese bürgerliche Ehre auch mit der Todesstrafe und nach dem Tode durch besondere symbolische Handlungen entzogen werden. In gebildeten Staaten aber sucht man den Ekel und Widerwillen, den der Anblick des getödteten und verstümmelten Verbrechers erregt, und welcher leicht in Abscheu gegen die rächende Gerechtigkeit übergehen kann, zu vermeiden, und achtet das Verbrechen mit dem Tode abgebüßt. — Daß übrigens die Vollziehung der Todesstrafe öffentlich seyn müsse, ergiebt sich aus der Beziehung der Verbrechen auf das Volk. Dem Volke muß die Gewißheit gegeben werden, daß das Verbrechen nicht straflos bleibe; die hierdurch entstehende Ansicht von der Strafgerechtigkeit wirkt sicherer und stärker im Volke, als selbst die Härte der Todesstrafen; die geheime Vollziehung der Todesstrafen aber würde in vielen Fällen zum grausamen Mißbrauch der Gewalt führen. Die Todesstrafe kann, wie oben angedeutet worden, unter gewissen Umständen auch in eine mildere Strafe verwandelt und (jedoch nur in seltenen Fällen) durch Begnadigung gehoben werden Dies kann natürlich nicht der Fall seyn ohne Milderungsgründe, d. h. ohne solche Umstände, durch welche gewisse Bedingungen, die bei der Anwendung des Gesetzes vorauszusetzen sind, aufgehoben werden, oder in Hinsicht auf die Unvollkommenheit der Criminalgerechtigkeit überhaupt; und die Anwendung dieser Milderung geschieht, wenn diese Milderungsgründe nicht selbst im Gesetz angedeutet worden sind, meistens von Seiten des Fürsten selbst, dem als Gesetzgeber die Erkenntniß über diesen Fall unmittelbar zusteht, und erscheint dann als ein Werk der Gnade, weil niemand nach dem Gesetze Erlaß der vom Gesetz im Allgemeinen bestimmten Strafe mit Gewißheit erwarten darf. Hieher würde gehören der Fall, wo es entschieden ist, daß jemand einen andern getödtet hat, um selbst getödtet zu werden; denn hier würde, weil die Strafe der Absicht des Verbrechers in diesem Falle nicht angemessen seyn würde, eine andere Strafe eintreten; nicht aber gehört hieher der Fall, wenn einer, der gemordet hat, sonst unbescholten lebte, und seine Gesinnung für den Staat nicht weiter gefährlich scheint; der Richter findet in dem Gebiete der Gesinnungen keine bestimmte Gränze. Eher wird die Härte der Verhältnisse die Strafe des Kindermords mildern, der von der Mutter an dem neugebornen unehelich erzeugten Kinde begangen wird. Eine völlige Begnadigung wäre aber wohl dann möglich, wo wegen einer dringenden, aber vorübergehenden Lage des Staats das Wohl desselben geböte, gewisse in Hinsicht derselben besonders gefährliche Handlungen, z. B. Subordinationsfehler im Kriege, mit Todesstrafe zu belegen, und andere Verdienste des Fehlenden, oder das Verschwinden dieser Umstände, oder end-

lich die Menge der Theilnehmer an einem solchen Vergehen gegen den Staat oder eine regierende Person die Begnadigung empfähle. Größtentheils wirkt in solchen und ähnlichen Begnadigungsfällen auch Rücksicht auf die Familie des zu Bestrafenden. So ungerecht diese Rücksicht werden kann, wenn sie für sich zum Begnadigungsgrund gemacht wird, eben so ungerecht ist es, wenn man die mit der Todesstrafe verbundenen Wirkungen, als Verlust der bürgerlichen Ehre, der Standesrechte oder des Vermögens auf die Familie ausdehnt; denn kein Unschuldiger darf durch den Schuldigen leiden, so weit die menschliche Gerechtigkeit Schuld und Unschuld unterscheiden kann. Bekannt ist dagegen die Constitution der Kaiser Arcadius und Honorius, welche den Verlust des Vermögens, des Erbfolgerechts und der bürgerlichen und Standesehre der Kinder des Verbrechers mit der Strafe des Hochverraths verbanden, von welcher Grausamkeit man längst abgegangen ist. — Was nun die Praxis überhaupt anlangt, so hat man nirgends die Todesstrafe ganz entbehren können, ja selbst da, wo man sie aus einseitigem Menschlichkeitsgefühl abschaffen wollte, ist man genöthigt gewesen, sich ihrer wiederum zu bedienen, und zwar aus dem Grunde, weil nach der herrschenden Ansicht des sinnlichen Menschen der Tod das größte Übel ist, dem selbst das mühsamste Leben, so lange demselben zu entgehen noch Hoffnung übrig bleibt, vorgezogen zu werden pflegt, mithin weil die Todesstrafe die abschreckendste ist. Indessen ist es gewiß, daß in einem Staate auch dahin gewirkt werden soll, die Todesstrafe immer mehr entbehrlich zu machen, nämlich dadurch, daß man durch moralische und polizeiliche Anstalten zur Verminderung der Verbrechen wirke, auf welche die Todesstrafe gesetzt ist. Die vordem und jetzt nur noch zum Theil in Deutschland üblichen Todesstrafen sind: 1) Enthauptung durch das Schwert, 2) Erschießen, besonders beim Militär, 3) der Galgen oder das Henken, 4) Rädern von unten (die schärfere Strafe) und von oben, 5) Säcken oder Ersäufen, 6) Vierteln, 7) Verbrennen, 8) Pfählen. Die fünf letztern kommen fast nicht mehr vor; — die dritte (in England und Italien häufig) und die vierte, zum Theil als geschärfte Todesstrafe. Die sonstigen Schärfungen, als Schleifen zur Gerichtsstätte auf der Kuhhaut, Reißen und Kneipen mit glühenden Zangen, u. a. sind als barbarisch ganz abgekommen; dagegen findet sich noch das Abhauen der Hand vor der Tödtung, das Aufstecken des Kopfes und der Hand des Enthaupteten auf den Pfahl, oder das Flechten des Körpers auf das Rad, Verbrennen des Körpers nach der Enthauptung (nebst Zerstreuen der Asche in die Luft, alte Strafe des Hochverraths in England), Begraben des Enthaupteten unter dem Galgen oder unter der Richtstätte, endlich (wiewohl nur hier und da) das Niederreißen des Hauses und die Errichtung eines Schandpfahls (das sonst sogenannte Zimmerbrechen). T. — Die Vollstreckung der Todesstrafe pflegt in catholischen Ländern gewöhnlich drei Tage nach der Intimation oder Verkündung des Urtels, in protestantischen Ländern später zu geschehen. Auch wird der zum Tode Verurtheilte gewöhnlich nach geschehener Verkündigung des Urtels in ein besseres Gefängniß gebracht, von dieser Zeit an weniger streng gehalten, mit bessern Nahrungsmitteln erquickt, und durch einen Geistlichen seines Religionsbekenntnisses zum Tode vorbereitet. Die Befugniß eines zum Tode Verurtheilten, über sein Vermögen zu verfügen, steht, soweit dasselbe nicht zum Ersatz des von ihm etwa sonst angerichteten Schadens angewendet werden muß,

oder aus andern gesetzlichen Gründen dem Gericht verfallen ist, nicht zu bezweifeln. Wenn ein zum Tode Verurtheilter weder Verwandte noch eine Disposition hinterließ, so fallen seine Güter dem peinlichen Gerichte, falls dieses mit dem Jure fisci versehen ist, anheim. — Sollte ein zum Tode Verurtheilter sein Geständniß widerrufen, so wird ihm in der Regel freilich noch eine Vertheidigung zugestanden, aber in dem darauf erfolgenden die Todesstrafe bestätigenden Urtel zugleich auf wirkliche Vollziehung der Strafe, und Nichtbeachtung eines nochmaligen ungegründeten Widerrufs erkannt. Das Letztere kann jedoch nur hinsichtlich derjenigen Ursachen des Widerrufs geschehen, die man falsch befunden hat; denn sollte ein zum Tode Verurtheilter sein Bekenntniß aus andern scheinbaren Ursachen auch zum zweiten- und drittenmale vor gehegtem peinlichen Halsgericht widerrufen, so kann dennoch die erkannte Todesstrafe nicht vollzogen, sondern es muß ihm zu einer neuen Vertheidigung eine hinlängliche Frist zugestanden werden. Bei dem ersten Widerruf muß dies selbst dann geschehen, wenn er auch erst auf dem Richtplatze selbst erfolgen sollte. Nach eröffnetem Todesurtel wird dem Verbrecher gewöhnlich so viel Zeit verstattet, daß er seine Angelegenheiten noch in Ordnung bringen kann. Die Vollziehung des Urtels wird gleichfalls dann aufgeschoben, wenn man den Verurtheilten zu der Entdeckung der Mitschuldigen, oder zu der Anstellung der Confrontation, oder zu Entdeckung dem Staat vortheilhafter Geheimnisse noch nöthig haben sollte. Nach dem Gerichtsgebrauch pflegt man das eröffnete Todesurtel nicht sogleich zu vollstrecken, wenn der Inquisit, wohl gar mit Beziehung auf das jüngste Gericht und den Richterstuhl Christi, seine Unschuld betheuert, sondern der Grund einer solchen Berufung wird vorher genauer untersucht, und dieselbe als Widerruf des Geständnisses betrachtet. Wenn bei einer Todesstrafe Aufruhr und Tumulte zu besorgen sind, so wird die Vollziehung entweder aufgeschoben, oder geschieht mit landesherrlicher Bewilligung im Stillen. Eine überfallene Krankheit kann die Vollziehung der Todesstrafe verhindern, besonders wenn der Kranke des Gebrauchs seines Verstandes und seiner Sinne beraubt ist; fühlt sich der Verurtheilte blos schwach, oder will man das Zudrängen des Volks vermeiden, so pflegt man ihn zum Richtplatze zu fahren. Der Schlag, wodurch dem Verurtheilten kurz vor der Execution seine Besinnung geraubt wird, ist, so lange dieser Zustand dauert, ein Aufenthalt und Hinderniß der Urtelsvollstreckung. Eben so wenig kann ein Missethäter, der in Raserei oder Wahnsinn verfällt, hingerichtet werden; er bleibt bis zu seiner Herstellung in sicherer Verwahrung. Schwangerschaft ist gleichfalls eine temporäre Verhinderung der Todesstrafe, die man in diesem Falle erst nach den geendeten sechs Wochen der Entbindungszeit zu vollstrecken pflegt. Nach der richtigen Meinung vieler Rechtsgelehrten darf der Schwangern ein wider sie ergangenes Todesurtel nicht vor ihrer Entbindung bekannt gemacht werden. Beharrlicher Unglaube ist kein Grund des Aufschubes einer Todesstrafe, allein wenn Aussichten zur Sinnesänderung da sind, so wird dem Verurtheilten noch einige Frist gestattet. Der Übertritt eines Juden u. s. w. kann jedoch weder eine Erlassung, noch Milderung der Strafe bewirken. Indessen pflegt man selbst dort die letztere aufzuschieben, wo der Verurtheilte zu einer andern als der herrschenden Religion übertreten will. Sollte ein Urthelsverfasser vielleicht auf eine an dem Orte des Ge-

richts ungewöhnliche Todesstrafe erkannt haben, so darf der Richter sie nicht vollziehen, sondern muß es dem Urtelsverfasser melden, und auf Erkennung einer andern Strafe antragen. Ehe man zur Vollziehung der Todesstrafe (Execution) schreitet, muß der Richter die nöthigen Gerichtsplätze in den gehörigen Stand setzen lassen, und die zur Execution erfoderlichen Leute annehmen. Dies ist ein Recht, welches mit der peinlichen Gerichtsbarkeit verbunden ist, selbst wenn die Lehnbriefe nichts davon sagen. Es geht auch dadurch nichts verloren, daß die alten Gerichtsplätze verfallen oder umgestürzt sind. Dem bloßen Civilrichter steht aber die Anlage solcher Gerichtsplätze nicht zu. Die Anlegung derselben geschieht, nach alterthümlichem Herkommen, mit gewissen Feierlichkeiten, die der Richter selbst mit einigen Hieben ins Holz und dem Legen des Grundsteins beginnt, und wo möglich an größern, freien Plätzen, wo das Volk die Vollziehung sehen kann. Zweckmäßig ist es, daß diese da geschehe, wo das Verbrechen begangen worden; wenn jedoch keine Gerichtsplätze daselbst vorhanden sind, so kann dies mit landesherrlicher Erlaubniß auch in einer andern, demselben Landesherrn unterworfenen Gerichtsbarkeit geschehen. Ist das Verbrechen ein sehr schändliches und anstößiges, so pflegt man auch die Execution an Privat- und abgelegenen Örtern zu vollziehen. An Sonn-, Fest-, Feier- und öffentlichen Freudentagen finden in der Regel auch keine Executionen Statt. Während der Fasten- und Adventszeit können Todesstrafen vollstreckt werden. Bei Verurtheilten, die als Christen sterben, wählt man gewöhnlich den Freitag, als den Todestag des Heilandes, oder den Dienstag. Vor der Vollziehung der Strafe selbst wird das hochnothpeinliche Halsgericht gehegt, welches nach den verschiedenen Gewohnheiten eines jeden Orts mit mancherlei Feierlichkeiten, die noch von den altdeutschen Gebräuchen herstammen, verbunden ist. Einige davon sind von Carl V. in der peinlichen Halsgerichtsordnung feierlich bestätigt, und werden, um den Eindruck bei den Zuschauern zu vermehren, an den meisten Orten noch beobachtet. Zu den noch üblichen Feierlichkeiten gehört die Zusammenberufung der Richter und Beisitzer (bei früher Tageszeit) durch das Läuten der Malefizglocke, durch Trompetenschall, oder ein anderes Zeichen, wodurch zugleich die unter dem Gerichtszwang Befindlichen die Nachricht erhalten, daß peinliche Verbrechen öffentlich gerügt und bestraft werden sollen. Die peinliche Gerichtsordnung erfodert zur Besetzung des hochnothpeinlichen Halsgerichts sieben bis acht Schöppen, manche Landesordnungen noch mehrere. In Ermangelung besonderer Vorschriften genügen vier bis fünf Beisitzer, und in einigen Fällen, wo der Thatbestand des vollendeten Verbrechens hinlänglich erwiesen, der Thäter völlig ausgemittelt, und zur Todesstrafe auch ein bloßer Conatus (ein Versuch) hinreichend ist, wie beim Vatermorde, würde selbst die Gegenwart zweier Beisitzer und des Gerichtsschreibers hinreichen. Wenn Richter und Beisitzer an dem für die Haltung der peinlichen Gerichte bestimmten Orte zusammengekommen sind, und das Gericht selbst mit der nöthigen Wache bedeckt ist, nimmt der Richter sein entblößtes Schwert oder den Stab in die Hände, und fragt die Schöppen (Beisitzer), ob das peinliche Gericht zur peinlichen Handlung wohl besetzt sey. Nach Bejahung dieser und einiger andern Fragen erfolgt die feierliche Eröffnung des hochnothpeinlichen Halsgerichts, welches die Frohnboten öffentlich bekannt machen müssen. Hierauf tritt der

Digitized by Google

bestellte Ankläger, den man auch Blutschreier, Zeterschreier, zu nennen pflegt, vor Gericht, bittet um Erlaubniß, klagen zu dürfen, und um Vorführung des Angeklagten. Sodann erfolgt an den meisten Orten das Wehe rufen über den Angeklagten, welches gewöhnlich der Ankläger oder der Scharfrichter mit verschiedenen Formalien verrichtet. Dieses Zetergeschrei stammt aus den Zeiten der Fehden, in welchen die beleidigte Familie damit den Todtschläger ihres Verwandten oder Freundes verfolgte, um seiner habhaft zu werden, und sich rächen zu können. Nach erfolgtem Zetergeschrei (wo solches nämlich üblich ist) wird der Gefangene in Fesseln und unter genugsamer Bedeckung vorgeführt. Hierauf wird er entfesselt, und über die wesentlichsten Dinge der Missethat befragt. Beharrt er bei seinem Bekenntniß, so wird ihm das Urtel von dem Gerichtsschreiber öffentlich vorgelesen, und er zur Vollstreckung dem Nachrichter auf Eid und Pflicht übergeben. Auch wird erfoderlichen Falls dem Nachrichter alle Sicherheit versprochen, und öffentlich bei schwerer Strafe verkündigt, ihm nichts Leides zu thun. Sodann endigt man gewöhnlich mit dem Zerbrechen des Stabes über dem Angeklagten, dem Umwerfen, oder wenigstens doch dem Umlehnen der Tische, Stühle und Bänke. Diese Formalitäten bewirken jedoch keinesweges, wie man häufig glaubt, die Unabänderlichkeit des Todesurtels, sondern dienen blos zur Bestätigung des Urtels auf so lange, als die Sachen sich im gegenwärtigen Zustande befinden. Ein gegründeter Widerruf, eine rechtliche Vertheidigung, eine landesherrliche Begnadigung oder Veränderung der Strafe können noch auf dem Richtplatze die Vollziehung des Urtels aufheben oder aufschieben. Den Stab zerbricht der Richter gewöhnlich selbst, und wirft ihn vor sich hin. Hierauf begeben sich die sämmtlichen Gerichtspersonen nach der Fehmstatt, oder dem Richtplatze. Der Missethäter wird unter Begleitung von Geistlichen, und unter einer gehörigen Bedeckung dahin abgeführt. Das anfängliche Mißlingen der Execution hebt die Todesstrafe an sich nicht auf. Der Scharfrichter kann aber, wenn er sein Amt nicht recht verwaltet, mit Gefängniß, Absetzung vom Dienst, am Vermögen oder sonst willkührlich bestraft werden. Dem Richten durch das Schwert ist bei der einfachen Todesstrafe das Guillotiniren vorzuziehen. Nach der Vollstreckung des Todesurtels hält gewöhnlich der Richter oder der Prediger die Warnungsrede an die Umstehenden, wobei er sich jeder Beurtheilung der peinlichen Gesetze, oder des richterlichen Verfahrens zu enthalten hat. Sodann fragt auch der Scharfrichter gewöhnlich den Richter: ob er das Urtel nach dessen Willen und pflichtmäßig vollstreckt habe. Hierauf ertheilt der Richter die gesetzmäßige (in der peinlichen Halsgerichtsordnung vorgeschriebene) Antwort. In dem bei der Vollziehung abzuhaltenden Protokoll müssen zur Rechtfertigung des ganzen Verfahrens von dem Gerichtsschreiber die Zeit, die Umstände und die Förmlichkeiten, welche bei der Execution Statt hatten, genau verzeichnet werden. Bei den Römern wurden die Leichname der Hingerichteten gewöhnlich beerdigt. Die Gehängten bleiben in Deutschland meistens am Galgen, die Geräderten werden auf das Rad geflochten, die Geviertheilten bleiben vor Jedermanns Augen an den vier Landwegen liegen, und die Körper der Enthaupteten werden in der Regel auf dem Richtplatze oder nicht weit davon in einem gemeinen Sarg eingescharrt. Doch pflegt man häufig in besser eingerichteten Staaten solche Körper an die Anatomien abzuliefern. N. P.

Todi (Maria Francesca), eine der berühmtesten Sängerinnen des 18ten Jahrhunderts, geboren zu Lissabon um d. J. 1748, sang zu London, Paris, Potsdam (1780) und Petersburg mit außerordentlichem Beifall, nahm dann einen Ruf nach Berlin an, wo sie als Andromeda, Medea 2c. glänzte, erhielt aber ihren Abschied, als sie auf 6000 Rthlr. Gehalt bestand. Sie bereiste noch in ihren letzten Lebensjahren Italien, Holland und England, und starb 1793 in ihrem Vaterlande. Ihre Stimme, mehr Alt als Discant, war schön, klar und hinreißend; ihr Gesang, der rein, kunstmäßig und im Adagio ganz vorzüglich war, machte sie eine Zeit lang zur Rivalin der Mara. Den Künstlerstolz trieb sie, wie manche ihrer Mitschwestern, bis zur höchsten Ausschweifung.

Todsünden nennt die römische Kirche diejenigen Sünden, welche den ewigen Tod oder die Verdammniß nach sich ziehen, und zählt deren sieben.

Todte Hand (nach dem Latein des Mittelalters: manus mortua), heißen im deutschen Privat= und Staatsrechte alle Stiftungen und Corporationen, besonders geistliche (z. B. Klöster, Kirchen), in Beziehung auf die unbeweglichen Güter, welche sie besitzen. Denn in so fern ihre von Zeit zu Zeit abgehenden Glieder immer wieder durch andere ersetzt werden, mithin sie selbst, ungeachtet des Absterbens einzelner Glieder, fortdauern, so bleiben jene Güter immerfort in ihrem Besitz und können nicht leicht wieder in Handel und Wandel kommen, wie das Eigenthum einzelner wirklicher Personen, folglich sind sie für den Staat und für die Volksindustrie todt und ohne großen Nutzen, und die Anstalt, der sie angehören, ist im Gegensatz jener Personen gleichsam eine todte Hand, die sie unter sich festhält und dem lebendigen Verkehr entzieht. Es ist daher die Veräußerung liegender Güter an die todte Hand oder zur todten Hand, als dem gemeinen Wesen nachtheilig, in vielen Ländern eingeschränkt worden, und wird nicht ohne besondere Erlaubniß des Staats gestattet. — Im Lehnrechte ist todte Hand die Unfähigkeit des Leibeigenen, über seine Habe zu testiren, und das daraus folgende Recht des Leibherrn oder eines Dritten, einen Theil der Verlassenschaft (mortuarium) des Leibeigenen oder Gutsunterthanen zu fodern. Die Leibeigenen haben todte, d. i. keine freien Hände, über ihre Sachen zu disponiren und zu testiren (s. Leibeigenschaft). Daher pflegte man ehedem, um anzuzeigen, daß man in einer Sache uneingeschränkte Befugniß habe, und unter keiner Leibeigenschaft, Hörigkeit oder Curatel stehe, den Zusatz beizufügen, daß man seine Urkunden mit eigner Hand, manu propria, unterschrieben, welches jetzt größtentheils einen andern Sinn hat.

Todten=Austragung, (Todtenfest, Tod=Austreiben), ein altes slavisches Fest, das im Monat März, oder zu Anfange des Frühlings, mit welchem die Slaven ihr Jahr anfingen, wie Einige glauben, zum Andenken der Verstorbenen gefeiert wurde. Noch jetzt wird in einigen ehemals slavischen Ländern (Lausitz, Böhmen, Schlesien, Polen) am Sonntage Lätare, welcher daher der Todten=Sonntag genannt wird, das Todtenfest mit der fast überall gebräuchlichen Ceremonie gefeiert, daß man einen Strohmann, der den Tod vorstellen soll, in Prozession und mit Gesang durch das Dorf trägt, und ihn endlich vor dem Dorfe ins Wasser wirft, oder verbrennt. Diese Feierlichkeit wird jetzt gewöhnlich nur von Kindern oder jungen Leuten begangen. Ehemals wurde auch in eini=

gen deutschen Ländern, z. B. in Franken, eine ähnliche Ceremonie, jedoch nur von Kindern, gefeiert. Die Meinung, daß diese Feier eigentlich das Frühlingsfest bedeutete, und daß man dadurch anzeigen wollte, der Winter sey nun mit Gewalt verdrängt, hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Auch die Lieder, die dabei gesungen werden, haben Beziehung auf das Ende des Winters und den Anfang des Frühlings. Daß dieser Gebrauch erst nach Einführung des Christenthums entstanden, und daß das zur Schau herumgetragene Symbol des Todes die Abschaffung des Götzendienstes bedeute, wird dadurch widerlegt, daß diese Ceremonie überall an dem nämlichen Tage gefeiert wird, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß der Götzendienst auch überall an dem nämlichen Tage abgeschafft worden seyn möchte (S. Antons Versuch über der ältern Slaven Ursprung. Leipzig, 2 Thle. 1783 und 1789.)

Todtengericht war bei den alten Ägyptern eine merkwürdige, diesem Volke eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (B. 1. 92.) beschreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, sondern nur auf die Hauptstadt des Reichs, Memphis, beschränkt gewesen zu seyn scheint. Ehe der Leichnam eines Verstorbenen beerdigt werden konnte, versammelten sich an einem bestimmten Orte, nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem besondern Kahne an das jenseitige Ufer übergefahren wurden, vierzig Richter, und es stand Jedermann frei, vor ihnen den Verstorbenen anzuklagen. Fanden die Richter die Anklage gegründet, hatte besonders der Verstorbene Schulden hinterlassen, so wurde ihm das gewöhnliche ehrliche Begräbniß verweigert, und die Verwandten mußten die Leiche bei sich in der Stille beisetzen. Wurde hingegen von dem Verstorbenen viel Rühmliches gesagt, und wurden die wider ihn angebrachten Klagen als falsch befunden, so wurden die Ankläger bestraft, und die Beerdigung geschah mit aller Feierlichkeit. Diesem Todtengerichte waren nicht blos Privatpersonen, sondern die Könige selbst unterworfen. Eine vortreffliche Einrichtung, zur Tugend aufzumuntern und vom Laster abzuschrecken! — Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Griechen ihre Dichtungen von der Unterwelt, von den Höllenrichtern, dem Charon ꝛc. von dieser Sitte entlehnt haben. — In England giebt es eine andere Art des Todtengerichts. Es ist nämlich ein eigner königlicher Beamter, Coroner, angestellt, dessen Geschäft es ist, die Veranlassung eines jeden gewaltsamen Todes, er möge durch Selbstmord oder durch fremde Hand verursacht worden seyn, zu untersuchen. Zu diesem Behuf muß der Coroner jedesmal eine Jury von 12 Personen (Geschworne) versammeln, die dann über den vorliegenden Fall entscheiden. Bei den in England so häufigen Selbstmorden ist diese Einrichtung sehr nothwendig.

Todtenkopf (sphinx atropos, Linn.) ein schöner Schmetterling, der besonders auf Jasmin sich gern aufhält; er hat seinen Namen von der einem Todtenkopfe ähnlichen Zeichnung, die sich auf seinen Schultern findet. (S. auch den Art. Caput mortuum.)

Todtentanz nennt man eine Reihe allegorischer Gemählde, in denen die verschiedenen Gestalten und Wirkungen des Todes in verschiedenen Lebensverhältnissen, besonders als Tanz, den der Tod anführt, dargestellt werden. Die Idee solcher Todtentänze scheint ursprünglich deutsch zu seyn und der Poesie anzugehören, später auch in England und Frankreich von Dichtern und bildenden Künstlern behandelt wor-

den zu seyn. Die Franzosen haben einen solchen Tanz la Danse Macabre genannt, man sagt von einem wenig bekannten deutschen Dichter Eremius Macaber. Ein solcher war an den Wänden des Kirchhofes der unschuldigen Kinder um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gemahlt, welchen das Capitel von St. Paul zu London copiren ließ, um seine Klostermauern damit zu schmücken. Man findet dergleichen oft auch auf den catholischen Begräbnißplätzen. Der berühmteste war der in Fresco gemahlte Todtentanz auf einer Mauer des Predigerkirchhofes in der Vorstadt St. Johann zu Basel, der schon früher durch überstreichen sehr verdorben worden war, und nun ganz zerstört ist. Durch Mißverständniß hatte man dieses Gemählde für das Werk des berühmten Hans Holbein gehalten. Allein es ist schon längst bewiesen, daß dieser Todtentanz fast sechzig Jahre vorher, ehe Holbein geboren wurde, zum Andenken der Pest, welche 1431 zu Basel während der Kirchenversammlung daselbst herrschte, und mehrere Mitglieder des Raths hinraffte, von einem unbekannten Künstler gemahlt worden ist, und zwar so, daß der Tod alle Stände, vom Papst und Kaiser herab bis zum Bettler, zum Tanze auffodert, welches durch erbauliche Reime gedeutet wurde. Das Gemählde enthielt gegen 60 Figuren in Lebensgröße. Man hielt in der Folge einen Mahler, Glauber, ebenfalls ohne Grund, für den Verfertiger desselben. Dieser Johann Glauber oder Klauber soll ihn nach andern Nachrichten nämlich nur vollendet, ein anderer, Hans Bock, ihn im Jahre 1480 erneuert (er scheint späterhin mit Ölfarben übermahlt worden zu seyn), und noch ein anderer, Hans Hugo Klauber, im J. 1520 (nach Andern 1568) die letzte Hand dar gelegt haben, dessen Name unter einer der Figuren zu lesen war. Er ist von Joas Dennecker (Augsburg 1544) und von Matthäus Merian dem ältern (1621) in 44 Blättern in Kupfer gestochen worden; die neueste Ausgabe von Merians Werke ist 1726 erschienen. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel ist eine Copie dieses Gemähldes in Wasserfarben vorhanden. Holbein hat vielleicht von diesem Gemählde die erste Idee zu seinem Todtentanze genommen, von welchem die Originalzeichnungen in das Cabinet der Kaiserin von Rußland, Catharina II., gekommen sind. Einige wollen behaupten, daß Holbein selbst diese Zeichnungen in Holz geschnitten habe. Der neueste Stich dieses Holbeinschen Todtentanzes in 33 Blättern ist in den Oeuvres de Jean Holbein par Chr. de Mechel, T. I. Bâsle 1780. Auch in andern Städten der Schweiz wurden im 15ten Jahrhunderte ähnliche Abbildungen gemacht. (S. Müllers Geschichte der Schweizer, B. 4.) Zu Dresden ist an der Mauer des Neustädter Kirchhofs noch jetzt ein ähnlicher Todtentanz zu sehen. Er besteht aus 27 halberhabenen, aus Sandstein gearbeiteten Figuren, welche Personen beiderlei Geschlechts aus allen Ständen vorstellen. Die Arbeit des Bildhauers hat etwas mehr Verdienst, als die später hinzugefügten unpoetischen Reime. In neuern Zeiten hat man dieses Kunstwerk wieder aufgefrischt.

Todter Winkel heißt sehr päßlich ein einspringender Winkel bei Festungswerken, welcher von dem Feuer keines andern Werkes bestrichen wird.

Todtes Kapital (Nationalökonomie), Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche nicht gegen andere Güter jeder Art augenblicklich umsetzbar sind. Dem todten Kapitale steht das lebendige (s. diesen Art.) entgegen, welches die Eigenschaft einer

solchen Umsetzbarkeit besitzt. Der gemeine Sprachgebrauch verwechselt häufig das todte Kapital mit dem müßigen. Beide Gattungen sind aber wesentlich von einander verschieden; unter müßigen Kapitalen müssen nämlich blos solche verstanden werden, welche nicht in Thätigkeit gesetzt sind, sondern ruhen, eine solche Unthätigkeit aber kann eben sowohl bei dem lebendigen als todten Kapitale Statt finden. (S. Kapital.) K. M.

Todtes Meer ist ein großer Landsee in der zum türkischen Reiche in Asien gehörigen Provinz Syrien, der schon aus der biblischen Geschichte bekannt ist, indem hier das schöne Thal Siddim mit Sodom, Gomorra und andern Städten durch einen vulkanischen Ausbruch in den Abgrund versenkt wurde, und hierauf dieser See entstand, welcher von den Anwohnern Bahharet Luth, d. i. Loths Meer, genannt wird. Er ist 11 Meilen lang, in der Mitte 3 Meilen breit, und hat nach Seetzens Angabe sechs Tagereisen im Umfange. Dieser See erstreckt sich von Norden nach Süden zwischen hohen Bergen, deren Boden aus Sand und Salz besteht, unter welchem man tiefer eine Lage von zähem, stinkendem, schwarzem Peche findet; daher hier keine anderen Pflanzen als Kali wachsen und die ganze Gegend eine Wüstenei ist. Einige Stunden von dem Südende ist der See so seicht, daß man im Sommer hindurch waten kann. Das Wasser ist überall klar und hell, aber äußerst salzig und von ekelhaftem Geschmacke. Am Ostufer legt sich das Salz in fußdicken Schollen an und alle Steine an den Ufern sind voll Incrustate, denen der Gradirhäuser ähnlich. Alles, was in die Nähe des Sees kommt, selbst die Kleider der Reisenden, pfleget mit einer Salzkruste überzogen zu werden, so stark ist die unsichtbare beständige Ausdünstung des Wassers. Zuweilen steigen auch Dampfsäulen von Zeit zu Zeit aus demselben auf. Das Wasser des todten Meeres übertrifft an Salzgehalt alle bekannten Gewässer der Erde, und seine starke Anschwängerung mit bittern Salzen ist die Ursache, daß darin weder Thiere noch Pflanzen leben können, zugleich ist es dadurch bei so vergrößertem eigenthümlichen Gewichte fähig, Lasten zu tragen, die auf dem Ocean untersinken würden. In 100 Theilen Wasser sind 42,80 Theile Salz, davon 24,40 salzsaure Bittererde, 10,60 salzsaure Kalkerde und 7,80 salzsaures Natrum. Dies bestätigt das beschwerliche Untertauchen im See, das neuere Reisende versichern; dies erklärt die merkwürdige Erscheinung, daß die schwerere Uferwelle des Sees nicht so leicht als anderwärts spielt, plätschert und an dem Ufer emporschlägt, und der Wind dieses Meer nicht so leicht wie andere Seen in Bewegung setzt. Aus der Tiefe des Sees quillt Asphalt oder Judenpech in sehr großer Menge durch die unterirdische Hitze geschmolzen hervor, welches durch die Kälte des Wassers aber wieder verdichtet wird, und wovon Seetzen erzählt, daß es zuweilen Stücke groß für Kameelladungen sind. Nach demselben Reisenden ist es porös, als wäre es vorher flüssig gewesen, und wird vorzüglich nur in der kalten und stürmischen Jahreszeit ausgeworfen. Verschieden von diesem ist das Pech einer zweiten Art, welches nur aus der Erde gegraben wird, wenige Schritte vom todten Meere, wo es in kleinen Stücken mit Salz, Kieseln und Erde vermengt liegt, nicht den Glanz und Naphthageruch von jenem hat, und erst beim Gebrauche zum Theriak gereinigt wird. Mit dieser zweiten Art (man nennt es Anotanon) scheint die ganze Nordküste des Sees umgeben zu seyn. Die vielartige Benutzung des Asphalts in alter und

neuer Zeit zu Arznei, wie zu Bereitung des Theriak, der Mumien, (zum Einbalsamiren), zum Kalfatern der Schiffe, zur Sculpturarbeit, zur Färbung der Wolle, hat dieses Material bis heute zu einem wichtigen Handelsartikel gemacht. Der dortige Kalkstein mit dem Bitumen durchdrungen (Stinkkalk), welcher die brennbare Masse so verbirgt, daß sie nur durch Reibung hervorgelockt werden kann, ja sich auch entzündet und bis zur Kohle glüht, ohne zu verbrennen, dieser sogenannte sodomitische oder Mosestein ist eben dieser geheimen Kräfte wegen im Oriente überall als mysteriöser Stein betrachtet, und als Material zu Amuleten seit den ältesten Zeiten verarbeitet worden. Aus ihm besteht ein großer Theil der Amulete, die man in den Catacomben zu Saccara gefunden hat, und noch gegenwärtig liefert er das meiste Material zu den Rosenkränzen, die jährlich zu Jerusalem für den Orient verfertigt, und in ganzen Schiffsladungen auch nach dem Occident versendet werden. Dieser See nimmt den Hauptfluß von Palästina, den Jordan, auf, und hat keinen Abfluß; das Wasser, das ihm zuströmt, geht wieder durch die starken Ausdünstungen fort, welche durch die unterirdische Hitze des hier gewiß noch brennenden vulkanischen Feuerheerds erzeugt werden.

Toga (von tegere, bedecken), das weite mantelartige Obergewand von Wolle, welches die römischen Bürger in Friedenszeiten öffentlich trugen, und zwar in der spätern Zeit fast ausschließend das männliche Geschlecht. Unter den Kaisern kam die Toga überhaupt in Abnahme. Da nur freigeborne römische Bürger die Toga tragen durften, so war es ein Ehrengewand, und zugleich ein Merkmal, das den Römer von andern Völkern unterschied; daher gens togata — das Volk in der Toga — so viel als das römische Volk. Weil aber zugleich dieses Gewand nur vom Bürger im Frieden getragen wurde (der Krieger trug dafür das sagum), so bezeichnet das Wort toga bisweilen auch den friedlichen Bürger und den Friedenszustand überhaupt im Gegensatze des Krieges. Übrigens wurde die Toga über die linke Schulter geworfen, und ging unter dem rechten Arme weg, so daß dieser gänzlich frei blieb. Mit einer eignen Geschicklichkeit wußten die Römer dies Gewand so zu behandeln, daß der Faltenwurf ein gefälliges Ansehen bekam. Sie war von unten bis an die Brust zugenäht, und da die Römer keine Taschen trugen, so diente ihnen der Bausch (sinus genannt), welchen sie vorn in der Gegend der Brust bildete, zum Aufbewahren und Verbergen kleinerer Dinge, die sie mit sich führten. Die Verschiedenheit der Farbe, Feinheit der Wolle und Verzierung bezeichnete Stand und Lage der Personen. Gewöhnlich trug man sie weiß (alba t.). Reichere trugen sie weit, ärmere enger. Diejenigen, welche sich um ein Staatsamt bewarben, pflegten eine glänzendweiße Toga (toga candida) zu tragen; daher nennt man noch jetzt diejenigen, welche sich um ein öffentliches Amt bewerben, Candidaten. Trauernde trugen eine schwarze, gerichtlich Angeklagte eine schmutzige, abgetragene, graue, oder überhaupt unscheinbare Toga (toga sordida). War sie mit einen Purpurstreif eingefaßt und verziert, so hieß sie toga praetexta; eine solche Toga trugen alle höhere obrigkeitliche Personen und Priester, auch war sie eine Auszeichnung der Knaben und Mädchen, jener bis zum 17ten, dieser bis zum 14ten Jahr, wo dann erstere sie mit der sogenannten toga virilis, der männlichen, d. h. der gewöhnlichen einfach weißen Toga, die auch pura und libera hieß, vertauschten. Die

Triumphatoren trugen eine mit Gold und Purpur verzierte Toga (toga picta, auch palmata). Unter den Ältern hat Ald. Manutius über die Toga, neuerlich v. Seckendorf über die Grundform der Toga geschrieben.

Toggenburg (Tockenburg), in der Schweiz, war ehemals der Name einer besondern Grafschaft, die aus verschiedenen Thälern bestand, und zwischen der Landschaft des ehemaligen Stifts St. Gallen, dem Thurgau und den Cantons Zürich und Appenzell lag. Die Länge derselben betrug 10 Stunden, die größte Breite 3 Stunden; die Bevölkerung bestand aus 900 Menschen. Die Grafen von Toggenburg gehörten im 15ten Jahrhunderte unter die reichsten und mächtigsten Landeigenthümer in der Schweiz. Zweimal gab die Grafschaft zu blutigen Fehden zwischen den verbündeten Cantons Veranlassung. Gegenwärtig macht das ehemalige Toggenburg den 4ten und 5ten District des Cantons St. Gallen aus.

Toilette (französisch; eigentlich das Diminutiv von toile), ein Tuch, das über einen Tisch gebreitet oder gehängt wird, auf welchem sich die zum Putz für Weiber gehörigen Sachen befinden; dann die Sachen, die auf einem solchen Tische stehen, und zum weiblichen Putze gehören, auch der Putz- oder Nachttisch selbst. Daher wird Toilettenstütze (pilier de toilette) im Scherz ein Mensch genannt, der sich gewöhnlich bei der Toilette einer Dame einfindet. Endlich versteht man unter Toilette auch alles und jedes, was zu einem ordentlichen Anzuge gehört; daher der Ausdruck, seine Toilette machen (sich ordentlich und wie es sich gehört, anziehen).

Toise, ein französisches Längenmaaß von 6 Fuß oder 3 Ellen, an dessen Stelle das Metre trat.

Tököly (Emmerich Graf von), ein edler Ungar, berühmt durch seine Anstrengungen, sein Vaterland von österreichischer Herrschaft zu befreien, war der Sohn Stephans, Grafen Tököly, eines lutherischen Edelmanns, der sich nach der Hinrichtung des Grafen Zrini und anderer ungarischen Edelleute, die einer Verschwörung gegen Österreich sich schuldig gemacht hatten, an die Spitze der Mißvergnügten stellte. Der General Heister wurde gegen ihn geschickt, und Tököly zog sich in sein Schloß Kas zurück, wo er belagert ward. Er starb während dieser Belagerung, nachdem er noch vorher so glücklich gewesen war, seinen Sohn, damals 15 Jahr alt, zur Flucht aus dem Schlosse zu verhelfen. Emmerich Tököly ging nach Siebenbürgen, wo er sich bei dem dortigen Fürsten durch seinen Muth und sein Betragen so beliebt machte, daß derselbe ihm den Oberbefehl über ein Corps Truppen, welches er den ungarischen Mißvergnügten zu Hülfe sandte, übertrug. Die letztern wählten ihn 1678 zu ihrem Oberfeldherrn, und fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis er sein Vaterland von der deutschen Herrschaft befreiet habe, brach er mit einer sich täglich verstärkenden Armee in Oberungarn ein, eroberte mehrere Festungen und die Bergstädte, ließ Mähren durch eine Abtheilung seiner Truppen verwüsten, und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, sogar bis in Oberösterreich vor. Der Kaiser half zwar einigen Beschwerden auf dem Reichstage zu Ödenburg 1681 ab, aber Tököly setzte seinen Widerstand fort, begab sich in den Schutz Sultan Muhameds IV. und wurde von diesem 1682 zum Könige von Ungarn erklärt. Ein Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte war hiervon die Folge, worin die Türken sogar 1683 bis Wien vordrangen, und diese Kaiserstadt belagerten, aber bald gänzlich ge-

schlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld des ganzen Unglücks auf Tököly schieben, dieser reis'te jedoch selbst nach Adrianopel, und bewies dem Sultan seine Unschuld so klar, daß man ihm allen Schutz verhieß, und den Großvezier strangulirte. Tököly selbst setzte den Krieg unglücklich gegen die Kaiserlichen fort, verlor mehrere entscheidende Schlachten, wurde deshalb 1685 von den Türken gefangen genommen, und das Heer der Mißvergnügten zerstreute sich. Er erhielt, als unschuldig, seine Freiheit wieder, aber von seinen Anhängern verlassen, konnte er nichts Erhebliches ausrichten. Das Glück lächelte ihm aufs neue, da er von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen bestimmt wurde. Er drang in dies Land ein, schlug den kaiserlichen General Heusler und wurde von den Siebenbürgen wirklich zum Fürsten erwählt; allein der Markgraf Ludwig von Baden vertrieb ihn wieder. So war er unaufhörlich den Launen, bald der Pforte, bald des Schicksals, Preis gegeben, wurde in Ketten nach Adrianopel geschickt, und nachher wieder zum Fürsten von Widdin ernannt; begab sich nach dem Frieden von Carlowitz 1699 nach der Türkei, wo er auf einem Landgute bei Nicomedien wohnte und den 13ten September 1705 sein unruhiges Leben endete. Er war ein Mann von hohem Muthe, scharfer Beurtheilungskraft, gereifter Einsicht und einer Gegenwart des Geistes, die ihn nie verließ. Mit diesen Eigenschaften waren ein schönes Äußere und sehr einnehmende Sitten verbunden, welches alles ihn wohl zu einem glücklichern Erfolge seiner Bemühungen für sein Vaterland berechtigt hätte. Indessen muß Ungarn doch in ihm den Wiederhersteller seiner alten constitutionsmäßigen Freiheit verehren. „Es ist unser Unglück gewesen, Bruder, sagte er zu dem Fürsten Demetrius Cantemir, in dem Dienste eines Souverains gewesen zu seyn, dessen Wille veränderlicher ist, als das Licht, welches er in seinem Wappen führt."

Toledo, die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens im Königreiche Neucastilien, auf einem Felsen, am Tajo, der zwischen hohen und felsichten Ufern die Stadt auf drei Seiten umgiebt. Die Stadt ist dieser Lage wegen sehr ungleich; das nöthige Wasser wird aus dem Flusse durch Esel auf den Felsen hinauf getragen. Toledo war ehemals sehr ansehnlich, hatte 200,000 Einwohner und war der Sitz maurischer Könige, deren alte Residenz, der Alkazar, jetzt in ein Hospital verwandelt worden ist. Die Stadt ist dermalen sehr verfallen, hat zwar viel Kirchen und Klöster, aber nur 25,000 Einwohner. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, der den Titel als Primas von Spanien führt, 8 Bischöfe unter sich hat, und sonst 300,000 Ducaten jährliche Einkünfte bezog. Die Universität, die sich hier befand, ist seit 1808 aufgehoben. Unter den Gebäuden zeichnet sich die in gothischem Geschmack erbaute Domkirche aus, mit einer Bibliothek, worin 700 seltene Handschriften. In der Nähe der Stadt finden sich noch Überreste römischer Alterthümer. Es giebt hier Seidenfabriken und eine dem Könige gehörige Degenklingenfabrik.

Toleranz, s. Duldung und Freiheit (kirchl.)

Tollheit (auch Tobsucht, Raserei, Wuth, mania, genannt) ist die Form von Geisteszerrüttung oder Seelenstörung, welche durch Wuth, Toben, Kühnheit und durch die Neigung zu zerstören und Andre anzufallen ausgezeichnet ist. Die Tollheit kommt gewöhnlich in einzelnen Anfällen, die bisweilen gewisse Perioden halten und zwischen denen der Kranke entweder an einer andern Form von Seelenstörung leidet oder auch ganz gesund zu seyn scheint. Die Anfälle kündigen sich meistens

durch ein Gefühl von Zusammenschnüren in den Präkordien, durch Brennen in den Eingeweiden, Gefräßigkeit oder Ekel vor Speisen, Gesprächigkeit, Röthe und wilden Blick der Augen, Unruhe und Herumlaufen an. Im Anfalle, der gewöhnlich plötzlich eintritt und schnell seine Höhe erreicht, spricht der Kranke fürchterliche Dinge, schreit und heult, tobt wild herum, bricht in Gezänk und Verwünschungen aus, zerreißt mit ungewohnter Kraft seine Bande und zerstört, was ihm aufstößt. Auch die nächsten Bekannte, Verwandte und Freunde werden angefallen, entweder mit heftigem Zank und Drohungen oder auch thätlich mit Waffen, den Händen und Zähnen; sie werden hart gemißhandelt, oft getödtet. Kann sich die Wuth nicht gegen Andre äußern, so wendet sie sich oft gegen den eignen Körper; der Kranke verwundet sich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand 2c. Auf der Höhe des Anfalls wird das Gesicht blaß, gelblich, die Augen von Blut unterlaufen, die Zunge trocken, Schaum tritt vor den Mund, der Puls wird groß und fieberhaft, der Schlaf von schrecklichen Träumen (von Feuer und Brand, Schlachten und Zank) unterbrochen. — Der Ideengang hält gewöhnlich den ganzen Tag hindurch an und ändert sich erst den folgenden. — Die Dauer der Anfälle ist sehr verschieden, bald nur eine oder einige Stunden, bald mehrere Tage; sie endigen sich gewöhnlich mit Abspannung, oft mit einem langen und tiefen Schlaf. — Die Veranlassungen, welche diese Krankheit herbeiführen, sind allzu mannichfaltig, die Curmethoden allzu ungewiß, als daß darüber hier etwas gesagt werden könnte. Daß aber diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgesetzt sind, ganz vorzüglich sorgfältig bewacht und auch in den Zwischenzeiten in Aufsicht gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Während der Anfälle sind Zwangsmittel nothwendig, um Unglück zu verhüten. B. P.

Tolly (Barclai de), s. Barclai de Tolly.

Tomback ist eine Metallmischung von röthlichgelber Farbe. Die Siamer werden für die ersten Erfinder desselben gehalten. Sie nehmen das beste chinesische Kupfer und Gold dazu und schätzen es auch höher als Gold. In Europa ward es erst im 17ten Jahrhundert durch eine Gesandtschaft, die von dort an Ludwig XIV. geschickt wurde, bekannt und nachgemacht. Zu dem europäischen nimmt man Kupfer, Messing und etwas gutes Zinn oder Zink, welches zusammen verschmozen wird.

Tombuktu, ein berühmtes Negerreich in der afrikanischen Landschaft Nigritien oder Sudan, zu beiden Seiten des Nigerstromes, wohin von den nordafrikanischen Küstenländern viele Handelskarawanen ziehen, welches aber den Europäern noch bis jetzt fast gar nicht bekannt ist. Mungo Park, der bis dahin vordringen wollte, erreichte dieses Ziel nicht. Auch jetzt sind wieder brittische Reisende mit einer nähern Untersuchung dieses den Geographen räthselhaften Landes beschäftigt (s. d. Art. Niger). Die neuesten Nachrichten über dieses Land und seine Hauptstadt verdanken wir dem amerikanischen Schiffer Riley, der sie während seiner Sklaverei in der Zahara von seinem Herrn, einem Araber, erhielt und sie mitgetheilt hat, und wonach wir hier Tombuktu schildern wollen, in Verbindung mit dem Berichte des amerikanischen Matrosen Adams, der einige Monate zu Tombuktu gewesen ist. Der Boden des Reiches Tombuktu ist fruchtbar und wohl bewässert, und wird mit Karsten bearbeitet. Guineakorn, Gerste, Reiß, Datteln, Feigen, Kokosnüsse, Rüben, Kartoffeln und Bohnen werden hier gezogen. Zahme Thiere sind Rindvieh,

Ziegen, deren Fleisch die vorzüglichste Fleischspeise ist, Esel, Kameele, Dromedare und ein kleines Kameel, Heirie genannt, Hunde und Kaninchen. Von wilden Thieren findet man Elephanten, Antilopen, Wölfe, Paviane, Füchse, Stachelschweine, Tiger, Löwen. Die Neger leben in kleinen Städten, die mit Rohr eingezäunt sind. Ihre Wohnungen von Rohr erbaut, sind kleine runde mit Koth übertünchte Hütten. Sie werden von einem Könige beherrscht, der Schegar heißt, welches gleich bedeutend mit Sultan ist. Weder der König noch seine Unterthanen sind Muhamedaner. Er hat eine Leibwache von 100 Mann mit Maulthieren beritten und mit guten Flinten bewaffnet und von 100 Mann zu Fuß, mit Flinten und langen Messern versehen. Die Hauptstadt und Residenz des Königs, Tombuktu, ist eine sehr große Sadt, die nach des Arabers Bericht sechsmal so viel Einwohner als Souera im Reiche Marocco hat (also 216,000), womit auch die Aussage des amerikanischen Matrosen Adams übereinstimmt, der sie so groß als Lissabon schätzt. Sie ist auf einer ebenen Fläche erbaut, die an allen Seiten von Hügeln umgeben ist, ausgenommen im Süden, wo die Ebene sich bis an die Ufer des Jolibib (des Nigers) ausdehnt, von welchem Flusse die Stadt nördlich eine Stunde entfernt liegt. An der Westseite der Stadt fließt ein kleinerer Fluß. Die Stadt ist mit einer starken Mauer umgeben, deren Steine mit Thon zusammengefügt sind. Das Haus des Königs ist sehr groß und hoch. Es giebt noch eine Menge anderer von Stein erbauter Häuser, die auf der einen Seite Boutiken haben, wo man Salz, Messer, blaues Tuch, Haiks und eine Menge anderer Dinge verkauft, mit vielen goldnen Zierrathen. Aber der größte Theil der Häuser ist aus großem Rohr erbaut, das so dick wie eines Manns Arm ist und auf den Enden steht, so daß es erst von dünnerem Rohr und dann von Dattelbaumblättern überdeckt ist. Diese Häuser sind rund, und gehen oben in eine Spitze aus, die einem Steinhaufen gleicht. Die Einwohner der Stadt sind keine Moslemin, nur in einer durch eine starke Mauer von der übrigen Stadt getrennten Abtheilung wohnen Moslemin. Alle Mauren und Araber, denen verstattet, wird, nach Tombuktu zu kommen, müssen sich des Nachts entweder in diesem Stadtviertel aufhalten, oder die Stadt ganz verlassen. Tombuktu ist eine eben so reiche als große Stadt. Sie hat vier Thore, welche den ganzen Tag geöffnet und sorgfältig bewacht, des Nachts aber verschlossen sind. Die Einwohner von Tombuktu treiben einen lebhaften Handel mit allen Karawanen, welche von Marocco und den Küsten des mittelländischen Meeres kommen. Von Algier, Tunis, Tripoli 2c. werden alle Arten von Tuch, Eisen, Salz, Flinten, Schießpulver, Blei, Schwerter oder Säbel, Tabak, Opium, Gewürz, Räucherwerk, Ambraschnuren und andere Schmucksachen, nebst noch einigen andern Artikeln gebracht. Diese Kaufleute bringen dafür in ihre Heimath zurück Elephantenzähne, Goldstaub, verarbeitetes Gold, Senegalgummi, Straußfedern, sehr kunstreich verfertigte Turbane und Sklaven, welche sehr wohlfeil verkauft werden. Diese Stadt hat auch mit Wassanah (einer weit südöstlich, am Niger liegenden noch größern Stadt) einen lebhaften Handel in allen jenen Artikeln, die sie selbst erst durch die Karawanen erhalten hat, und sie erhält dagegen Sklaven, Elephantenzähne, Gold 2c.

Ton, Tonart, Tonleiter, Tonsystem, in musikalischer Hinsicht (denn auch in mahlerischer, declamatorischer und prosodischer Hinsicht redet man von Ton) bedeutet den Klang in Rücksicht des

Verhältnisses von Höhe und Tiefe im allgemeinen und jeden einzelnen Klang unsers Tonsystems insbesondere. Der Ton in dieser Bedeutung — und dies ist die musikalische Grundbedeutung — wird durch die größere oder geringere Schnelligkeit gleichartig wiederkehrender Schwingungen des elastischen Körpers, welche unser Ohr afficiren, bestimmt. Die musikalischen Töne unterscheiden sich von den Sprachtönen besonders dadurch, daß diese kurz herausgestoßen, jene aber mehr durch einen anhaltenden Druck herausgezogen werden, und daher dem Gehör eine bestimmtere Empfindung ihrer Höhe, Bildung und ihrer Verhältnisse einprägen. Die Verschiedenheit des einen Tons von dem andern in Hinsicht der Höhe und Tiefe bildet das *Intervall* (s. d. Art.). Da aber in der Tonkunst nicht alle Töne brauchbar sind, sondern nur diejenigen, durch welche eine Zusammenstimmung möglich ist, so hat man die *musikalischen Töne* in ein System (*Tonsystem*) gebracht, welches daher den ganzen Inbegriff der in der Musik brauchbaren, durch Höhe und Tiefe verschiedenen, Klänge in abgemessener Ordnung aufgestellt bezeichnet. Diese abgemessene Ordnung und mithin das Tonsystem selbst ist erst eine Erfindung der Zeiten, wo über die Töne genauere Nachforschungen angestellt, und ihre Verhältnisse an musikalischen Instrumenten festgestellt wurden; denn der Naturmensch folgt nur seiner Empfindung, wenn er Töne hervorbringt, ohne von einer bestimmten Abmessung zu wissen: was auch daraus erhellt, daß die Lieder der Wilden in unser heutiges diatonisches Tonsystem so wenig passen wollen. Da nun das Instrument nicht wie die menschliche Stimme alle verschiedenen Töne ohne besondre Vorrichtung angiebt, so mußten diejenigen, welche durch Instrumente eine bestimmte Melodie hervorbringen wollten, gewisse Töne denselben gleichsam auf bestimmte Weise zutheilen, und in regelmäßiger Folge festsetzen: Saiten mußten zu Hervorbringung gewisser Töne auf bestimmte Weise gestimmt, ihnen eine bestimmte Länge gegeben, und Löcher auf Blasinstrumenten in abgemessenen Zwischenräumen ausgehöhlt werden. Zuerst wird man die einfachsten, von Natur am leichtesten in die Ohren fallenden Tonverhältnisse auf diese Weise fixirt haben. So sagt die Fabel, Hermes habe die Lyra mit vier Saiten bespannt, und sie in das Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave gestimmt; und wahrscheinlich waren diese Töne zur einfachsten Begleitung der Stimme hinreichend. Nach und nach fügte man die noch fehlenden Töne der Octave ein. In diesem ersten System nun, welches vier Saiten oder Töne begriff, lagen zwei Quarten, welche die beiden äußersten Töne bildeten z. B. a d e a. Daher nannte man dies System, oder die Abtheilung der Töne nach Quarten, *Tetrachord*. Die Vermehrung der Töne scheint ebenfalls durch Quarten fortgeschritten zu seyn, so daß man z. B. der Saite d ihre noch fehlende Quarte g gab, und unterwärts dem Ton e die Quarte b, indem man immerfort nach Quarten stimmte. Nun hatte g seine reine Quarte noch nicht; um aber nicht über die Octave hinauszugehen, nahm man dieselbe in der Octave von g unterwärts; diese bekam die Quarte f und so hatte man die ganze Octave, die in den Tönen

	A	B	C	D	E	F	G	a	
in dem Verhältnisse von	1	$\frac{8}{9}$	$\frac{27}{32}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{81}{128}$	$\frac{9}{16}$	$\frac{1}{2}$	bestand.

Da man aber die Quarten auf verschiedene Arten in kleinere Inter-

vallen theilte, so entstanden daraus die Ton- oder Klanggeschlechter, nämlich 1. das enharmonische, bei welchem die Quarte so getheilt war, daß die zwei ersten Intervallen kleiner als unsere halben Töne waren (s. Enharmonisch), z. B. nach Ptolemäus

H	♮H	C	E
1	$\frac{45}{46}$	$\frac{15}{16}$	$\frac{3}{14}$

2. Das chromatische, in welchem die Quarte so eingetheilt wurde, daß die zweite Saite gegen die erste, und die dritte gegen die zweite Intervalle bildeten, die etwas kleiner waren, als ein halber Ton, die vierte gegen die dritte aber ein Intervall, das ungefähr mit unserer kleinen Terz übereinkommt (s. Chromatisch). 3. Das diatonische, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen. Das neuere diatonische System ist diejenige Tonabtheilung, nach welcher die Octave in sieben Töne eingetheilt wird, welche aus fünf ganzen und zwei halben Stufen (Tönen — daher auch ein Ton oft so viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) besteht, und man in denselben nie in kleinern, als halben Tönen, auch nie durch zwei halbe Töne hinter einander fortschreitet. Da nun die Alten die Halbtöne (Semitonia) cis, dis, fis, gis in ihr System noch nicht aufgenommen hatten, und die Tonleiter, oder die fortschreitende Reihe der acht Töne der Octave (welche man vom Grundton an aufwärts durch Zahlen bezeichnet und benennt, z. B. Secunde, Terz ꝛc.) etwa folgende war:

C D E F G A b B c

indem die siebente Stufe einen doppelten Ton, klein und groß B, hatte, aus welchem letztern späterhin aus Irrthum H geworden ist, so erhielten sie dadurch 2 Hauptarten oder modos des Klanggeschlechts, nämlich die harte und die weiche (in einem andern Sinne reden wir von einer harten oder weichen Tonart. Siehe weiter unten.) Wurde nämlich an der Doppelsaite B der höhere Ton (jetzt h) genommen, so hieß der Gesang hart (cantus durus), wurde der tiefere genommen, so entstand der weiche Gesang (cantus mollis). Da man nun jeden der 7 Töne der Octave zum Grundton (tonica) — auch dieser wird oft der Ton schlechthin genannt, wenn man sagt, ein Stück gehe aus dem oder jenem Ton — nehmen kann, und hierbei die halben Töne des diatonischen Systems immer eine verschiedene Lage erhalten, so entstehen daraus 7 verschiedene Tonarten. Die alten Kirchensänger, welche in ihrer Melodie die Gränzen einer Octave nicht überschreiten durften, erhielten dadurch, daß sie bald von dem Grundton zur Quinte und Octave, bald von der Quinte des Grundtons (Dominante) zur Octave und Duodecime aufstiegen, eine Verdoppelung ihrer Tonarten, nämlich die authentische und plagalische. Hätte nun jeder Ton ihres Systems seine reine Quinte und Quarte gehabt, so würden in allem 14 Tonarten, nämlich 7 authentische und 7 plagalische gewesen seyn; weil aber dem H die Quinte, dem F die Quarte fehlte, so konnte jener nur plagalisch, dieser nur authentisch seyn, daher gab es überhaupt nur 12, nämlich 6 authentische und 6 plagalische Tonarten der alten Kirchenmusik, davon jede einen eigenthümlichen Charakter hatte. Jede dieser sogenannten Tonarten der Alten, oder sogenannten Kirchentöne, hatte ihren eigenen griechischen Namen, und sie sind in folgender Übersicht enthalten:

Auth.	d	e	f	g	a	h	c	d		dorische
Plag.	A	H	c	d	e	f	g	a		hypodorische
Auth.	e	f	g	a	h	c	d	e		phrygische
Plag.	h	c	d	e	f	g	a	h	e	hypophrygische
Auth.	f	g	a	h	c	d	e	f		lydische
Plag.	c	d	e	f	g	a	h	c		hypolydische
Auth.	g	a	h	c	d	e	f	g	a	myxolydische
Plag.	d	e	f	g	a	h	c	d		hypomyxolydische
Auth.	a	h	c	d	e	f	g	a		äolische
Plag.	e	f	g	a	h	c	d	e		hypoäolische
Auth.	c	d	e	f	g	a	h	c		ionische
Plag.	G	A	H	c	d	e	f	g		hypoionische

Tonart.

Wir haben noch viele Choralmelodien in diesen Tonarten (s. Prinz musikalische Kunstübung). Nach dem alten diatonischen System nun konnte kein Ton, b ausgenommen, vergrößert werden. Das Gefühl dieser Unvollkommenheit und das Bedürfniß der Transposition veranlaßte die Erfindung neuer halber Töne zwischen den ganzen Stufen. Man theilte daher die Octave in 12 Stufen, so daß sie mit Wiederholung des Grundtons 13 Stufen und Saiten erhielt. Hätte man nun jeder Saite des Instruments auch seine reine, sowohl kleine als große, Terz, reine Quarte und Quinte geben wollen, so würde man noch viel mehr Zwischensaiten bekommen, und durch den Gebrauch der Viertelstöne, durch welche z. B. es und dis verschieden seyn würden, die Ausübung der Tonkunst unendlich erschwert haben. Man blieb also bei den 13 Tönen und Saiten stehen, so daß jeder der zwölf Töne der Octave zum Grundton in der harten und weichen Tonart gemacht werden kann, doch so, daß nicht alle Intervallen ihre vollkommene Reinheit erhalten, sondern bald dieser, bald jener Ton auf eine fast unbedeutende Weise höher oder tiefer gebraucht wird. Dieses nennt man die Temperatur des Tonsystems. Sie wird bei Sulzer definirt als eine wohlüberlegte kleine Abweichung von der höchsten Reinheit eines Intervalls, um es dadurch in Verbindung mit andern desto brauchbarer zu machen, und insbesondere als die Einrichtung eines ganzen Tonsystems, nach welcher einigen Tönen etwas von ihrer genauen Reinheit, die sie in Absicht auf gewisse Tonarten haben sollten, benommen, damit sie auch in andern Tonarten brauchbar sind, und alle in möglichster Harmonie bleiben. Die Anfoderungen an die Temperatur sind, daß jeder der 12 Töne des Systems als Grundton in der harten und weichen Tonart gebraucht werden könne, ohne die Anzahl der Saiten zu vermehren, daß die Octave völlig rein sey, und die Quinte nicht merklich von ihrer Reinheit abweiche. Gleichschwebend heißt die Temperatur, bei welcher alle 12 halbe Stufen des Systems gleich abgemessen werden, durch welche mithin allen reinen Quinten etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit entzogen, und den Quarten zugefügt wird (hier sagt man die Quinten schweben abwärts), auch eine große Terz um so viel zu hoch gestimmt wird, als die andere; ungleichschwebend, wenn einige Quinten und Terzen von einander abweichen, so daß einige ein wenig höher, die andern tiefer sind. Nun kann man aber auf der Tonleiter entweder durch die großen oder kleinen Terzen aufsteigen (und diese Beschaffenheit der Tonleiter wird bei uns im

engern Sinne **Tonart** (modus) nämlich die Aufsteigung durch die große Terz die große, harte, oder **Durtonart**, die durch die kleine, die kleine weiche oder **Molltonart** genannt). Es giebt also hiernach in der neuern Musik 24 Tonleitern oder **Tonarten** im weitern Sinne (Gattungen der zu einem Tonstücke verbindungsfähigen Töne, in Beziehung auf den Grundton). — Die Dur= und Molltonart haben jede ihren eigenthümlichen Charakter; jene dient mehr zum Ausdruck fröhlicher und lebhafter, diese zum Ausdruck weicher und trauriger Empfindungen. Die uncultivirten Völker lieben die letztere. Nicht minder hat jede Tonleiter, nach der Verschiedenheit ihres Grundtons und dessen Lage und Verhältniß im Tonsystem, ihren eignen Grad der Härte und Weichheit und ihren besondern, zum Ausdruck gewisser Empfindungen vorzüglich geeigneten Charakter. Ersteres hängt damit zusammen, daß die harten und weichen Tonleitern nicht für alle Töne völlig gleich sind, indem weder die Terzen, noch die Sexten in jedem Tone gleiche Verhältnisse haben. Dieser Vortheil eines innern Unterschiedes der Tonleiter findet aber nicht bei der **gleichschwebenden** Temperatur Statt, bei welcher vielmehr die Tonleiter Cdur und Amoll sich in den andern Tönen wiederholt. Folgendes ist die Übersicht aller Tonleitern in beiden Tonarten, wobei zu bemerken ist, daß 1. in der Durtonart sowohl auf= als absteigend dieselben Töne, nur in umgekehrter Folge, berührt werden, in der Molltonart aber beim Aufsteigen die große Sexte und Septime berührt wird; die letztere, um einen Leitton (Subsemitonium) zu haben, die erstere, um die unharmonische Fortschreitung der übermäßigen Secunde zu vermeiden, daher bei der aufsteigenden Folge mehr Versetzungszeichen vorkommen; 2. beide Arten der Tonleiter eine Octave von fünf ganzen und zwei halben Tönen enthalten, und daß die verschiedene Lage der letztern, welche bei den Alten nicht in alle Töne versetzt werden konnten, nebst den dadurch veränderten Verhältnissen der Reinheit, eine verschiedene Schattirung in den Tonleitern hervorbringen.

Tabelle der Tonleiter in Hinsicht der Verhältnisse ihrer Töne und nach ihrer Vorzeichnung.

Durtonarten:

Cdur	ohne Vorzeichnung	C	D	E	F	G	A	H	C
G =	mit 1 Kreuz	G	A	H	C	D	E	#F	G
D =	= 2 =	D	E	#F	G	A	H	#C	D
A =	= 3 =	A	H	#C	D	E	#F	#G	A
E =	= 4 =	E	#F	#G	A	H	#C	#D	E
H =	= 5 =	H	#C	#D	E	#F	#G	#A	H
Fis	= 6*) =	#F	#G	#A	H	#C	#D	#E	#F
Cisdur	= 7 =	#C	#D	#E	#F	#G	#A	#H	#C
Gisd.**)	= 8 =	#G	#A	#H	#C	#D	#E	##F	#G
Disd.	= 9 =	#D	#E	##F	#G	#A	#H	##C	#D

*) Grundton und Octave zählen nur ein Kreuz.

**) In Gisdur findet man ein Doppelkreuz, welches zwei einfache gilt. Letzteres ist auch bei den folgenden Tonleitern zu bemerken.

Durtonarten mit Erniedrigungszeichen.

F	mit 1 b	F	G	A	bH	C	D	E	F
Bdur	„ 2 „	bH	C	D	bE	F	G	A	bH
Esdur	„ 3 „	bE	F	G	bA	bH	C	D	bE
Asdur	„ 4 „	bA	bH	C	bD	bE	F	G	bA
Desdur	„ 5 „	bD	bE	F	bG	bA	bH	C	bD
Gesdur	„ 6 „	bG	bA	bH	bC	bD	bE	F	bG

In dieser Tabelle sind 16 Durtonarten aufgeführt; da aber cis und des, dis und es, as und gis, ges und fis auf den meisten Instrumenten (Clavierinstrumenten) nur durch einen Ton dargestellt werden, und überdies wegen Erschwerung der Übersicht Tonstücke seltner aus cis, dis und gis geschrieben werden, wo die Kreuze zu 7 bis 9 steigen, geschweige denn noch weiter, so führt man oft nur 12 Tonleitern an.

Tabelle der Molltonarten.

In absteigender Folge

A moll	ohne Vorzeichnung	A	G	F	E	D	C	H	A
E „	mit 1 Kreuz	E	D	C	H	A	G	#F	E
H „	„ 2 „	H	A	G	#F	E	D	#C	H
Fis „	„ 3 „	#F	E	D	#C	H	A	#G	#F
Cis „	„ 4 „	#C	H	A	#G	#F	E	#D	#C
Gis „	„ 5 „	#G	#F	E	#D	#C	H	#A	#G
Dis „	„ 6 „	#D	#C	H	#A	#G	#F	#E	#D

In aufsteigender Folge

A moll	ohne Vorzeichnung	A	H	C	D	E	#F	#G	A
E „	mit 1 Kreuz	E	#F	G	A	H	#C	#D	E
H „	„ 2 „	H	#C	D	E	#F	#G	#A	H
Fis „	„ 3 „	#F	#G	A	H	#C	#D	#E	#F
Cis „	„ 4 „	#C	#D	E	#F	#G	#A	#H	#C
Gis „	„ 5 „	#G	#A	H	#C	#D	#E	##F	#G
Dis „	„ 6 „	#D	#E	#F	#G	#A	#H	##C	#D

Molltonarten mit b

In absteigender Folge

D moll	mit 1 b	D	C	bH	A	G	F	E	D
G „	„ 2 „	G	F	bE	D	C	bH	A	G
C „	„ 3 „	C	bH	bA	G	F	bE	D	C
F „	„ 4 „	F	bE	bD	C	bH	bA	G	F
B „	„ 5 „	bH	bA	bG	F	bE	bD	C	bH
Es „	„ 6 „	bE	bD	bC	bH	bA	bG	F	bE
H „	„ 7 „	bA	bG	bF	bE	bD	bC	bH	bA
Des „ *)	„ 8 „	bD	bC	bbH	bA	bG	bF	bE	bD
Ges „	„ 9 „	bG	bF	bbE	bD	bC	bbH	bA	bG

*) Das Doppel b wird ebenfalls 2 gerechnet.

D moll mit 1 b	In aufsteigender Folge	D	E	F	G	A	♮H	♯C	D
G = = 2 =		G	A	♭H	C	D	♮E	♯F	G
C = = 3 =		C	D	♭E	F	G	♮A	♮H	C
F = = 4 =		F	G	♭A	♭H	C	♮D	♮E	F
B = = 5 =		♭H	C	♭D	♭E	F	♮G	♮A	♭H
Es = = 6 =		♭E	F	♭G	♭A	♭H	♮C	♮D	♭E
H = = 7 =		♭A	♭H	♭C	♭D	♭E	♮F	♮G	♭A
Des = = 8 =		♭D	♭E	♭F	♭G	♭A	♮♭H	♮C	♭D
Ges = = 9 =		♭G	♭A	♭♭H	♭C	♭D	♮♭E	♭F	♭G

Auch hier werden gewöhnlich es und dis, as und gis, des und cis, ges und fis moll als gleich angenommen, wie die Durtonarten dieser Töne.

Bei Sulzer werden auch die Tonleitern in Hinsicht des ihnen eignen Grades von Härte und Reinheit in folgende Übersicht gebracht, wobei zugleich die natürlichsten Ausweichungen aus einem Grundton in einen andern durch Zusammenstellung sich ergeben, welche der Tonsetzer kennen muß, um in jedem Fall den zum Ausdruck seiner musikalischen Empfindungen und Gedanken angemessensten Ton zu finden. Unter den Durtönen sind C G D F die reinsten, und zwar C der reinste, G weniger ꝛc. A E H Fis sind härter, B, Cis, Gis, Dis die härtesten. — Unter den Molltönen sind A E H D die reinsten, und zwar im höchsten Grade A ꝛc., Fis Cis Gis Dis weicher, C G F B die weichsten. Die reinsten Töne, setzt er hinzu, sind zum pathetischen Ausdruck weniger geschickt, hingegen mit Rücksicht auf den besondern Ausdruck der Moll- und Durtonart zum lärmenden, kriegerischen, gefälligen und scherzhaften Ausdrucke brauchbar. Die weniger reinen Töne sind nach den Graden ihrer geringern Reinheit oder größern Härte und Weichheit zum Ausdruck stärkerer oder gemischter Empfindungen geschickter, und die härtesten und weichsten sind von den gewaltsamsten Wirkungen. — Was den Charakter der einzelnen Töne betrifft, so hat der geniale Schubart eine interessante Charakteristik derselben (in seinen Ideen zu einer Ästhetik der Musik, Wien 1806, S. 377) geliefert, wobei er bemerkt, daß jeder Ton entweder gefärbt ist, oder nicht; Unschuld und Einfalt drücke man mit den letztern, sanfte melancholische Gefühle mit bTönen, wilde lebhafte und starke Gefühle mit bekreuzten Tönen aus. Der Tonsetzer muß den verschiedenen Charakter der Tonarten hauptsächlich kennen lernen; denn jede Empfindung hat ihre Tonart, die ihr am angemessensten ist, weshalb die Versetzung eines guten Tonstücks in einen andern Grundton (Transposition) nie ohne Nachtheil geschieht. Schubarts Charakteristik ist wenigstens ein geistreicher Versuch, dies genauer zu bestimmen. — Um endlich am Schlusse dieses Artikels eine noch bisher unberührte Bedeutung des Ausdrucks Ton anzuführen, so bemerken wir, daß man in der Musik durch Ton auch die Art des Klanges bezeichnet, welchen die Töne eines Instruments oder einer Stimme haben. Man sagt ein Sänger, ein Instrumentalist hat einen schönen Ton, wenn der Ton, welchen er durch seine Stimme, durch sein Instrument hervorbringt, wohltönend, mannichfaltig, voll und dem Charakter seines Instruments, seiner Stimme

vollkommen angemessen ist; dagegen redet man auch von einem schlechten, dumpfen ꝛc. Ton, von einem Kehlton, Nasenton ꝛc. Vergleicht man die menschliche Stimme mit Instrumenten, so hat jene unstreitig einen schönern, das ist bedeutsameren, der größten Mannichfaltigkeit des Ausdrucks fähigen Ton; denn sie ist dem Gefühle in ihrer Entstehung unmittelbar verwandt. Der Ton der Instrumente ist um so vollkommner, je mehr er sich der menschlichen Stimme annähert. Blasinstrumente haben einen andern Ton als Saiteninstrumente, und unter diesen wieder einen andern Schlaginstrumente, einen andern Instrumente, deren Saiten gerissen oder gezupft werden. Der Tonsetzer muß diese Verschiedenheit des Tons der Instrumente kennen, um sie der Idee seines Tonstücks gemäß zu benutzen.

Tonart, s. Ton.

Tonica. Durch dieses Wort wird in der Musik der bleibende Grund- oder Hauptton jedes Stückes bezeichnet, in welchem Gesang und Harmonie fortgehen und den Satz schließen. Einige nennen Tonica (Nebentonica) den Grundton jeder Tonart, in welche ein Stück ausweicht. Der fünfte Ton (aufwärts gerechnet) von der Tonica ist die Dominante, welche sonst auch tonische Tonica genannt wurde. Beide Töne haben ihre eignen Accorde. Der Accord der Tonica ist allezeit der vollkommne Dreiklang. — In der Arzneikunde nennt man Tonica (remedia) tonische Mittel, Arzneien, durch welche die verloren gegangene Elasticität der Fibern des Magens und der Eingeweide, so wie des ganzen Körpers wieder hergestellt werden sollte.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter, s. Ton.

Tonne, ein großes Faß; ein Gefäß von bestimmtem Maaße, meistens für flüssige Dinge, das aber in verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. In Sachsen ist eine Tonne Bier der vierte Theil eines Fasses, und enthält 90 Kannen. Auch der Landwein wird bisweilen nach Tonnen, zu 100 Kannen, berechnet. Öl, Butter, Schmalz, Heringe werden auch nach Tonnen berechnet. In Niederdeutschland, Ostfriesland und Dänemark ist Tonne ein Getraidemaaß. In Dänemark sind die Abgaben von den Ländereien nach Tonnen Hartkorn (wie in Sachsen nach den Hufen) festgesetzt; man versteht da unter einer Tonne Hartkorn so viel Land, als mit 3 Tonnen Korn, Gerste und Hafer besäet werden kann, und das gewöhnlich 112,000 Quadratfuß enthält, aber nach Beschaffenheit des Bodens auch verschieden ist. — Eine Tonne Goldes sind 100,000 Thaler oder Gulden, je nachdem in einer oder der andern Münzsorte gerechnet wird. — In der Schifffahrt bedeutet Tonne 1. das Maaß des körperlichen Raumes eines Schiffes, nämlich einen Raum von 42 Quadratfuß; 2. das Maaß der Last, oder Schwere, welches ein Schiff tragen kann. In dieser Bedeutung ist eine Tonne so viel als eine Last von 2000 Pfund. Wenn daher von einem Schiffe gesagt wird, daß es 200 Tonnen führe, oder 200 Tonnen groß sey, so heißt dies so viel, als es kann eine Ladung von 4000 Centnern, à 100 Pf., oder 400,000 Pfund tragen. Zwei Tonnen, oder 4000 Pfund machen eine Schiffslast. Bei den Schiffern heißt Tonne (Schiffstonne, Baake, Boye) ein starkes, mit eisernen Reifen beschlagenes Gefäß, wie eine Tonne, nur mit dem Unterschiede, daß es an einem Ende spitziger ist, als an dem andern, welches mit

Ketten an einem Anker oder schweren Stein gehangen, und in das Meer, oder in die Mündungen großer Ströme, wo Untiefen oder Felsen sind, gesenkt wird, um durch die oben auf dem Wasser treibende oder schwimmende Tonne das Fahrwasser zu bezeichnen, und die Schiffer zu warnen. Diese Tonnen haben nach Beschaffenheit der Umstände und Jahreszeiten verschiedne Farbe, und es giebt schwarze, weiße und rothe Tonnen. Die rühmlichst bekannte patriotische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe in Hamburg stellte im J. 1815 eine Preisaufgabe über die bessere Einrichtung der Tonnen und Eisbogen auf der Elbe auf.

Tonnengewölbe nennt man in der Baukunst eines der stärksten, aber dabei einfachsten Gewölber, das, einen halben Cirkel bildend, auf zwei mit einander parallel laufenden Wänden anschließt. Sehr oft findet man in gothischen Kirchen und Gängen dergleichen Gewölbe angebracht.

Tonsur. Seit den ältesten Zeiten gehörte ein kahlgeschornes Vorderhaupt unter die Ehrenzeichen des Priesterstandes, doch nicht der ersten christlichen Lehrer, die, um sich von heidnischen Priestern zu unterscheiden, die Haare nur nach Männerart kurz geschnitten trugen. Büßende ließen sich den Kopf kahl scheren, und nach ihrem Beispiele thaten dies auch die Mönche bis in das 6te Jahrhundert. Um diese Zeit ging mit mehreren andern Eigenheiten des Mönchslebens auch die Gewohnheit, sich eine Platte scheren zu lassen, auf die christlichen Kleriker über. Man unterschied ein kahlgeschornes Vorderhaupt unter dem Namen der Tonsur des Apostels Paulus von der kreisförmigen Platte auf dem Scheitel, die man Tonsur des Apostels Petrus nannte. Jene war in der griechischen Kirche, bei den Britten und Irländern üblich, diese in der römischen und den von ihr abhängigen Kirchen. Auf einer Synode zu Toledo im Jahr 633 wurde letztere den Klerikern gesetzlich vorgeschrieben, und die priesterliche Krone (corona clericalis) genannt. Die römische Tonsur blieb seitdem in der occidentalischen Kirche Priestern und Mönchen gemein, und wurde ein Mittel zur Unterscheidung der höhern Würden des geistlichen Standes von den niedern. Diese tragen sie kleiner — die ersten Anfänger nur im Umfange eines halben Kopfstücks, die Priester im Umfange einer Hostie — die Bischöfe am größten, so daß bei dem Papste fast das ganze Vorderhaupt kahl ist, und nur ein schmaler Kreis von Haaren über der Stirn stehen bleibt. Das Abscheren geht der Ordination voran, und wird wöchentlich oder doch vor jedem hohen Feste wiederholt, um den Nachwuchs der Haare auszurotten. Die Geistlichkeit der griechischen Kirche blieb bei ihrer alten Sitte. E.

Tontine, eine Art von Leibrenten, s. Leibrenten.

Topas ist gewöhnlich von weingelber, seltner von fleischrother, blaßröthlich violblauer, gelblichweißer, aschgrauer und blaßgrüner Farbe, und steht als Edelstein in keinem besonders hohen Werthe. Er hat seinen Namen von einer Insel im rothen Meere, welche bei den Römern und Griechen Topazos genannt wurde; aber die Alten nannten ihn nicht Topas, sondern Krysolith, hingegen unsern Krysolith bezeichneten sie mit dem Namen Topas. Er findet sich ursprünglich nur in Urgebirgen, und macht einen eignen Gemengtheil einer besondern Gebirgsart aus, die sich bei Falkenstein im sächsischen Voigtlande findet, und Topasfels genannt wird. Außerdem kommt er in Sibirien, im Ural, und bei Nertschinsk, und in Brasilien und Na-

tolien vor; an den letztern Orten der blaue und rothe. Diese letztern werden am meisten geschätzt, die sächsischen aber oft weiß gebrannt, und zu Schnallensteinen verarbeitet. Die gebrannten brasilianischen Topase werden blaßroth, und dann für Ballas-Rubine verkauft. Ein brasilianischer gelber Topas von einem Karat Schwere kostet 4 Thaler, ein dergl. gebrannter 6 Thaler, ein natürlich rother 10 Thaler. Die sächsischen kosten in der Niederlage zu Freiberg das Pfd. Ringsteine 26 Thaler. Der meergrüne Topas heißt auch Aquamarin.

Töpferkunst (Töpferhandwerk) lehrt aus Thon, der mit Wasser geknetet ist, Geräthschaften formen, und im Feuer hart brennen. Das hohe Alter dieser Kunst ergiebt sich aus verschiedenen Stellen der Mosaischen Geschichte. Zeitig schon verfertigten die Griechen zu Samos, Athen und Corinth Töpferwaare. Demeratus, Vater des Tarquinius Priscus, unterrichtete die Etrurier und Römer in dieser Kunst, deren damalige Vollkommenheit die etruskischen Vasen bezeugen. Seit der Erfindung des Porzellans steht sie unläugbar auf einer noch höhern Stufe. Die verschiedenen Geräthe, welche sie liefert, theilt man in folgende: 1. gemeine Töpferwaare, 2. Delft und Fayence, 3. Steingut, 4. Porzellan, 5. Pfeifen, 6. Schmelzgefäße, 7. Ziegelsteine. Gemeine Töpferwaare, bestehend in Schüsseln, Tellern, Töpfen, Kacheln u. s. w., wird aus gemeinem eisenhaltigen Thone bereitet, der im Feuer sich poros, und nicht weiß brennt. Wegen dieser Porosität erträgt das Geschirr die schnellen Abwechselungen der Kälte und Hitze, die man ihm zumuthet, ganz gut. Der Thon wird durch Einweichen, Kneten und Schlagen, damit er eine gleichförmige Masse werde, durch Absonderung aller Steine vorbereitet; einem sehr fetten, der sich nicht poros genug brennt, wird auch Lehm oder Sand zugesetzt. Die runden Gefäße werden dann aus ihm auf der Scheibe gedreht. Diese ist eine perpendiculäre Drehbank, bestehend aus einem untern massiven Rade, das der davor sitzende Töpfer mit seinen Füßen in Bewegung setzt, und welches ein kleineres, oberes (Weilbank) in Umdrehung bringt. Auf diese legt der Arbeiter feuchte Tonklöße, drückt in sie ein Loch, dreht sie mit nassen Händen größer, glättet sie durch Holzschienen, bringt auch wohl Zierrathen mit der Schablone an. Henkel und Füße werden aus freier Hand angesetzt, Teller und Schüsseln durch die Bechertraube geformt. Alle nicht runde Geräthe werden durch hölzerne oder Gypsformen gestaltet. Diese fertige Waare wird an der Luft, so weit es möglich, getrocknet, dann in den Ofen gebracht und gebrannt. Anfangs wird nur mäßig geheizt, später aber der Ofen bis zum Glühen erhitzt. Durch diesen einfachen Brand werden alle unglasurten Geräthe gahr. Solche aber, die nicht poros bleiben sollen, bekommen einen glasartigen Überzug (Glasur, s. d.), bestehend gemeinhin aus 3 Th. Bleiglätte und 2 Kiesel, und die unschädlich (d. i. unauflöslich) ist, sobald kein stärkerer Zusatz von Blei dabei Statt findet. Weiße Glasur erfodert Beimischung von Zinn und Pottasche, die blaue Zafera, die grüne Kupfer, die gelbe und rothe Eisenocker, die dunklen Braunstein. Bleifreie Glasur kann aus Flußspath, Schwerspath, Gyps, Glaspulver bereitet werden. Fayence oder Delft ist unechtes Porzellan, das zwar seinen Namen von Faenza in Italien hat, aber wohl dort nicht erfunden ward (s. d. Art.). Der Thon dazu muß sich weiß und weniger poros brennen, als bei der gemeinen Töpferwaare, mit der in der Bereitung übrigens alles übereinkommt. Die Waare bekommt eine weiße Zinnglasur, auch wohl Mahlerei dar-

über. Wird der Thon mit den verlangten Eigenschaften nicht natürlich vorgefunden, so setzt man ihn aus mehrern fein gemahlenen Thonsorten, Gyps, Mergel, Sand u. s. w. zusammen; nach der Zubereitung schlägt man ihn in Tücher, und läßt ihn eine Zeit lang liegen. Das Drehen wird mit größerer Genauigkeit, auch wohl mit Hülfe eiserner Instrumente, vorgenommen; das Brennen geschieht in Kapseln, damit die im Ofen herumfliegende Asche die Glasur nicht beflecke. Der Ofen selbst hat zwei Stockwerke, die mit einander durch Züge in Verbindung stehen; in dem untersten werden Kapseln, im obern aber die Fayence selbst gebrannt. Nach dem ersten Brande bekommt die Waare einen Anstrich von Glasürmasse. Farben werden alsbald nach dem Eintrocknen derselben aufgetragen, und beides mit einander gebrannt. Einzubrennende Kupferstiche werden mit Hausenblase angeleimt, das Feuer zerstört das Papier, und läßt den Stich zurück. — Steingut (s. d.) ist durch und durch dicht, steinartig, und wird mit Kochsalz ohne Blei glasurt. Seine Farbe ist verschieden. An mehreren Orten von Europa, z. B. in Lüneburg, Bunzlau, Hohenleipe, wird farbiges Steingut gemacht, auch gehören hieher die steinernen Krüge, worin Selters-, Eger-, Bitterwasser verfahren wird. Der Thon dazu ist fetter, als zur Fayence, wird größtentheils künstlich zusammengesetzt, die übrige Bereitung ist nebst dem Ofen wie bei der Fayence. Nur das white stone ware oder weiße englische Steingut, wird aus völlig eisenfreiem Thone gebrannt, und ist wohl auch mit etwas Blei glasurt. Seine Erfindung geschah 1690 zufällig durch einen Töpfer in Staffordshire; diese ist auch so gut benutzt worden, daß seitdem der nördliche Theil der Grafschaft über 9 Meilen weit mit einer Menge Flecken und Dörfern angefüllt ist, die fast nichts als Töpfer und Steingutfabriken enthalten, und daher Potterie heißen. Diese verarbeiten jährlich an 100,000 Centner Kiesel von der Küste Hull. Wedgewood zu Etrurien in derselben Grafschaft erfand eine andre Sorte Steingut, die nach ihm Wedgewood benannt ist. Er bereitete es von allen Farben, als: weißes Biscuit oder jasper, sanftes weißes oder white-china, porphyrähnliches oder terra cotta, strohfarbiges oder bamboo, blaugraues oder basaltes. Es zeichnet sich durch seine Härte, indem es am Stahle Funken giebt, und durch seine Unauflöslichkeit in Säuren aus. Außer Kaffee- und anderm Trinkgeschirr u. s. w. findet man davon auch im Handel Cameen, Büsten, Mörser, Trichter, Schaalen u. a. Porzellan ist die feinste Sorte Töpferarbeit (s. d. Art.). Pfeifenbrennerei ist ebenfalls als ein Zweig der Töpferkunst anzusehen. Roman Pano, ein spanischer Mönch, lieferte 1496 das erste Modell zu irdenen Pfeifen aus Domingo nach Spanien. Später sahen die Engländer dergleichen in Virginien. 1621 legte Jacob I. von England eine Fabrik davon an, etwas später die Holländer eine zu Tergau. Pfeifenthon muß sich vollkommen weiß brennen, wird gut geschlämmt, und zu einem zähen Teige ausgeknetet. Dieser Teig wird in gleichgroße Stücke, jedes zu einer Pfeife, getheilt, solche Stücke von dem Roller in die Pfeifengestalt (Welger) gebracht, darauf durch den Former oder Kaster mit Draht durchstochen, und ihm in einer messingenen Form die gehörige Figur gegeben. Hier wird der Kopf mit dem Stopfer ausgehöhlt, die geformte Pfeife nochmals geebnet, geglättet, bezeichnet und mit Glasröhren polirt (geglaset). Sind die Pfeifen an der Luft ausgetrocknet, so schichtet sie der Töpfer in Thonkasten zwischen Pfeifenbrocken, setzt solche in

einen backofenähnlichen Brennöfen, und brennt sie hart. Nach dem Brennen erhalten sie wohl noch durch Tragantschleim, Wachs oder Fett, eine vollkommnere Politur. Schmelzgefäße sind von zweierlei Art. Hessische Tiegel bereitet man zu Almerode in Hessen aus geglühtem, gemahlenen Sande mit ⅓ Thon, und brennt sie 18 Stunden lang. Passauer Tiegel bestehen aus gleichen Theilen Graphit und Thon, und sehen schwarzgrau aus. Ziegelsteine oder Backsteine werden aus Lehm gemacht. Dieser ist eine Thonart, welche viel Eisen enthält, und sich daher im Feuer roth brennt. Der Lehm wird eingeweicht (es ist sehr gut, wenn er einen Winter über durchfrieren kann), durchgetreten, der fette mit Sand vermischt, alle Kalknieren vorzüglich zerrieben, weil diese im Brennen die Steine sonst zersprengen, dann in hölzernen Formen von dem Ziegelstreicher geformt, die Ziegel in der Trockenscheuer lufttrocken gemacht, und in Öfen oder Haufen gebrannt. Man setzt dazu die Backsteine kreuzweis mit geringen Zwischenräumen zum Durchströmen der Hitze, fängt mit gelindem Halbfeuer an zu heizen, steigt bis zum Glühen der Steine (Mittelfeuer), und verstärkt dieses bis zur Erscheinung einer weißen Flamme (Ganzfeuer) an der obern Öffnung. Gewöhnlich dauert ein Brand neun Tage. Die Ziegel haben von ihrer Form und ihrem Zwecke verschiedene Namen. Ägyptische Luftsteine werden nur an der Luft getrocknet. Brunnenziegel und Kesselziegel sind mondförmig; Falz- oder Mauerziegel haben eine parallelepipedische Gestalt; Pflasterziegel sind vier- oder sechseckig, und dienen zum Auspflastern der Fußboden; Keilziegel haben eine keilförmige Gestalt; Biberschwänze sind unten rund, oben aber durchlöchert zum Aufnageln; Kaffziegel sind sehr breite Biberschwänze mit einer Öffnung in der Mitte. Hohlziegel sind concave Dachziegel zum Decken der Forste. Ochsenmäuler sind Dachziegel von einer runden, gedrückten Gestalt. Paßziegel, Pfannenziegel, Schlußziegel sind wie ein ∽ gebogen, sehr gut zum Dachdecken, aber sehr schwer von Gewicht. Sehr dauerhaft sind glasurte Ziegel, die in China mit Blei, sonst auch mit Kalk, Gyps oder Flußspath überschmolzen werden. Klinker Backsteine haben einen Zusatz von Kalk, und werden bei sehr starkem Feuer gebrannt; sie sind sehr hart und dauerhaft. Dasselbe gilt von den Mundsteinen oder solchen Ziegeln, die zufällig am Mundloche des Ofens gestanden, und einen sehr starken Feuergrad ausgehalten haben. Fs.

Topik. Der Ausdruck Topik hat eine doppelte wissenschaftliche Bedeutung, eine rhetorische und theologische. Was die erste betrifft, so pflegten die alten griechischen und römischen Lehrer der Redekunst unter dem Namen Topik eine systematische Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Sätze vorzutragen, welche sowohl bei der Ausarbeitung jeder öffentlichen Rede, als bei besondern Gattungen rednerischer Vorträge zu einem Leitfaden für die Wahl und Erfindung zweckmäßiger überzeugender Gründe und Beweise benutzt werden konnten. Sie unterschieden Beweisplätze (locos argumentorum, τόπους, Quellen der Beweise, fontes argumentorum,) und Gemeinplätze (locos communes). Unter den ersteren verstanden sie allgemeine Begriffe, aus welchen der Redner mit Hülfe seiner Urtheilskraft, welche den gegenwärtigen bestimmten Fall, den Gegenstand der Rede mit jenen allgemeinen Ansichten vergleicht, hinreichende Beweise für seine Behauptung zu entwickeln im Stande sey, z. B. das Ähnliche, das Unähnliche, das Entgegengesetzte, oder Ursache und Wirkung, oder Gattung und Art u. dgl. Gemeinplätze nannte man dagegen allgemeine Sätze, welche dadurch gebildet werden,

daß wenn die vermittelst der Beweisquellen aufgefundenen Beweise, die sich zunächst auf bestimmte Personen und Thatsachen beziehen, auf die ganze Gattung überträgt. Ein solcher locus communis war z. B. bei den gerichtlichen Reden der Alten, die sich mit einer Anklage oder mit einer Vertheidigung beschäftigten, der Satz: alle Rechtssachen sind in so fern von gleicher Wichtigkeit, als sie die Frage betreffen: was ist Rechtens? Man sammelte daher in der Topik theils die Beweisquellen, theils die Gemeinplätze, von welchen der Redner sowohl zur Belehrung des Verstandes, als zur Rührung und Erschütterung der Gemüther Gebrauch machen konnte. Vergl. Aristoteles Rhetorik, B. 1, vorzüglich Cap. 2, 3; den Verfasser der rhetorischen Bücher ad Herennium I. 2. 3. Buch; Cicero de inventione 1. Buch, Cap. 6 — 15, Cap. 24 — 52, und 2. Buch; Ebend. Topica und partitiones oratoriae Cap. 1, 2, 3, 9 — 15; Ebend. Bücher de oratore B. 2, Cap. 30 folg. Quinctilians Werk Institutiones oratoriae B. 5. Ob sich gleich die Topik der Alten immer zunächst auf die griechische und römische Staatsberedsamkeit, insbesondere die gerichtliche bezog; so finden wir doch in ihren Anweisungen auch manchen, für unsere Redner, selbst für den geistlichen, brauchbaren und interessanten Wink. Schätzbare Beiträge zu einer für unsere Rhetorik geeigneten, besonders homiletischen Topik haben verschiedene neue Schriftsteller geliefert. Mehrere sind bereits in Schotts kurzem Entwurf einer Theorie der Beredsamkeit, zweiter Ausgabe, Leipzig 1815, 8. S. 102 folg. angeführt worden. Außerdem müssen in eben dieser Hinsicht auch noch die neueren Schriften von Kästner: Topik, oder Erfindungswissenschaft, Leipzig 1816, 8.; Reinbeck Handbuch der Sprachwissenschaft, 2 B. 1. Abtheilung, Essen und Duisburg 1816, 8. S. 10 folg.; Kaiser Entwurf eines Systems der geistlichen Rhetorik, Erlangen 1816, 8., S. 52 folg. genannt und verglichen werden. Im theologisch-dogmatischen Sinne aber ist Topik eine Theorie der Grundsätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der biblischen Beweisstellen zu beobachten hat. Denn, um die reine biblische Glaubens- und Sittenlehre aufzustellen, in welche nichts Fremdartiges hineingetragen wird, muß der Theolog nothwendig bei jeder einzelnen Lehre, die für eine biblische erklärt wird, vor allen Dingen über die Frage mit sich einig werden: ob es auch in der That Stellen der heiligen Schrift gebe, in welchen diese Lehre ausdrücklich vorgetragen wird, oder aus welchen sie leicht und natürlich durch eine Schlußfolge abgeleitet werden kann und muß. Da es nun hier nicht sowohl auf die Menge der Stellen ankommt, die man für eine Lehre anführt, als auf die Richtigkeit ihres Textes, ihre Deutlichkeit, ihren Zusammenhang mit der Lehre, welche als eine biblische dargethan werden soll, ihre beweisende Kraft: so bedarf der Theolog auch bestimmter Grundsätze, nach welchen er entscheidet, ob eine Stelle für einen solchen Zweck angewendet werden könne oder nicht, und einer zweckmäßigen Methode in der Darlegung der Art und Weise, wie aus der angeführten Stelle (wo dies nicht selbst einleuchtet) der zu beweisende Lehrsatz folgt.

Topisch, örtlich, von dem griechischen Worte τοπος (topos), der Ort; daher topische Mittel, in der Medicin, örtliche Mittel, solche, welche auf einen leidenden Theil des Körpers selbst angewandt, und daher den allgemeinen Mitteln entgegengesetzt werden, deren Wirkungen sich auf den ganzen Körper, oder doch auf einen beträchtlichen Theil desselben beziehen. Die topischen Mittel sollen

nur auf die Stelle wirken, wo sie angebracht werden, dahin gehören z. B. Bähungen und Aufschläge, Einreibungen, Ätzmittel, Blasen ziehende Mittel u. s. w.

Töplitz, s. Teplitz.

Topognom, Ortsweiser, ein von dem dänischen Generaladjutanten von Ries erfundenes Werkzeug, das zu Ortsbestimmungen dient.

Topographie, die örtliche Beschreibung eines Landes, einer Gegend, einer Stadt u. s. w. Gewässer, Berge, Wälder, besonders angebaute Plätze, einzelne Wohnungen, Wege, Brücken, Gassen, und ihre Verbindung unter einander, sind die wesentlichsten Gegenstände derselben. Unter einer topographischen Zeichnung oder Aufnahme denke man sich demnach eine solche, wo alle diese Gegenstände im Grundrisse bestimmt und genau angegeben sind. Man unterscheidet sie von generellen Rissen, wo diese Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum von Rissen besonderer Zweige, als Cameralrisse, militärische Risse, Wasserbaurisse, wo jedesmal die darauf Bezug habenden Gegenstände besonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargestellt sind. P. S.

Tora (Thora), Hathorah (hebräisch), das Gesetz. Man versteht darunter die fünf Bücher Mosis, weil in diesen das eigentliche geschriebene Gesetz der Juden enthalten ist. In den Synagogen ist die Tora die pergamentene Rolle, auf welcher die fünf Bücher Mosis geschrieben sind, und woraus am Sabbath gewisse Abtheilungen vorgelesen oder gesungen werden. Dieses geschriebene Gesetz ist von der Cabala oder den mündlichen Überlieferungen unterschieden, die Gott dem Moses auf Sinai mitgetheilt haben soll, und die in der Folge im Talmud gesammelt worden sind.

Toreutik (τορευτικη). Da dieses Wort so höchst verschieden und bald im weitern, bald im engern Sinne genommen wird, so wollen wir hier die Ansichten einiger vorzüglichen Archäologen darüber mittheilen. Zuerst Ernesti in seiner Archaeologia literaria Cap. V. nimmt es in so weiter Bedeutung, daß es beinahe dem Begriffe der Bildnerei gleich kommt, nur daß er als Nebenart derselben noch die Plastik im eigentlichen Sinne anführt. Er rechnet zur Toreutik die Bildhauerkunst (in Stein), (ars statuaria); die Bildnerei in Edelstein, Metallen, und Elfenbein (caelatura) und in Holz (sculptura), doch setzt er hinzu, daß man diese Namen nicht durchgehends gleich gebraucht habe. Er sagt, die Griechen nennen τορευτὸν und γλυπτὸν, was mit dem Meißel oder einem ähnlichen Instrumente gearbeitet wird. Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst sagt, Toreutik sey die erhabene Arbeit in Silber und Erz genannt worden; die erhabene Arbeit auf Edelsteine dagegen αναγλυφὸν; beides ohne hinlänglichen Grund. Eschenburg und Heyne verstehen darunter die Bildgießerei. Letzterer führt in seinen antiquarischen Aufsätzen 2. B. S. 127 an: τορεύειν, welchem das lateinische caelare entspreche, sey bei den Alten nur von erhabenen Gußarbeiten gebraucht worden. Nach Schneider (griech. Handwörterbuch) ist es erwiesen, daß τορευω und τορευμα nur von halb oder ganz erhobener Arbeit in Metall gebraucht werden, welche durch Formen und Gießen, nicht durch Graben oder Graviren gemacht wird. Von einigen Schriftstellern wird es auch von erhabenen Figuren auf (irdenen und gläsernen) Gefäßen und geschnittenen Steinen gebraucht. Die spätern Griechen, wie Pausanias, brauchten es auch von ganz runden Figuren. Plinius aber hat unter toreutice überhaupt Bildnerei in

Bronze verstanden. Endlich hat man angenommen, daß es auch von dem Überarbeiten und Vollenden der gegossenen Bilder mit dem Meißel gebraucht worden sey; so z. B. Veltheim.

Torf. Unter diesem Namen kennt man in der nördlichen Halbkugel eine verbrennliche Erdart, welche auf sumpfigen Wiesen gefunden wird. Ganz unrichtig wird in einigen Gegenden Deutschlands auch die Braunkohle mit jenem Namen belegt, da doch beide wesentlich verschieden sind. Der Torf besteht in halbverweseten Wurzeln der Sumpfpflanzen, von brennbaren Stoffen durchzogen, die zum Theil als wirklicher Schwefel, oft aber nur als Erdharz erscheinen, und bisweilen blos in einer Verbindung des Wasserstoffs mit dem Kohlenstoff und den Extractivtheilen der Sumpferde besteht. Es ist merkwürdig, daß es nur in den kältern Gegenden der Erde und in den höhern Regionen der Gebirge Torf giebt. Ja wir glauben annehmen zu können, daß in den Gegenden, welche nicht über 200 Schuh sich über die Meeresfläche erheben, nur dann Torf vorkommt, wenn solche Wiesen über dem 45. Grad Norder-Breite liegen. Denn je weiter nach Norden, desto häufiger wird der Torf, so daß die ganze Nordküste von Asien, bis auf 100 Meilen ins Land hinein, fast aus einem zusammenhängenden, über 800 Meilen langen Torf-Moor besteht. Dies hat höchstwahrscheinlich seinen Grund darin, daß der frisch fallende Schnee die schnellere Verwesung und Verdünstung der brennbaren Theile oder des Wasserstoffs hindert. Diese treten daher an den Extractivstoff des Bodens und bilden dergestalt dieses Brennmaterial. Immer wird man auf den Torfwiesen Wasser von brauner Farbe und von einer gewissen Fettigkeit finden, welches sich nicht leicht mit dem Regenwasser vermischt. Sehr oft sieht man auch gelbrothe Ochererde mit der Torfart gemischt. Der Sauerstoff des in der Ocher zum Theil verkalkten Eisens verbindet sich mit dem Wasserstoff des Torfs zum Schwefelkies, daher man von dem besten Torf immer einen sehr starken Schwefelgeruch bemerkt. Solche Wiesen, wo Torf steht, sind gemeiniglich mit eigenthümlichen Pflanzen bedeckt. Unter den Mosen sind es die Gattungen sphagnum und splachnum, unter den Gräsern die Gattungen eriophorum, scirpus schoenus und einige Riedgräser, welche Torfboden anzeigen. — Das Torfstechen geschieht nach gewissen Regeln. Zuerst muß man Abzugsgräben für das Wasser machen, welches am besten bei trockener Witterung geschieht. Dann muß man den Boden ebenen. Dies geschieht durch Abstechen der obersten ungleichen Schicht, die ohnehin den schlechtesten Torf enthält, weil auf ihn die atmosphärische Luft viel stärker eingewirkt hat, als daß er die nöthige Menge verbrennlicher Theile enthalten sollte. Die darauf folgende nun geebnete Schicht sticht man in gleichförmigen, vierkantigen Stücken aus, und setzt sie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der anderen abzustechen, bis die untersten Lagen keine Reste von unverweseten Pflanzen zeigen. Bei dieser Arbeit muß dahin gesehen, werden, daß theils das Wasser nicht zu stark abfließe und die Torfwiese also ganz trocken gelegt werde, theils aber darf man die stehen bleibende Schicht nicht zu hoch unter Wasser liegen lassen, weil das gewöhnliche Wasser den Torf auszehrt und verdirbt; sondern die Torfschichten müssen, ehe sie gestochen werden, von ihrem eigenen Wasser, dem vorher angeführten braunen und fettigen, durchzogen seyn, da dies die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief stechen, weil man sonst auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich aber steht Sand, oft wahrer Flugsand un-

ter dem Torfe. Sticht man zu tief, so hat man außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß kein neuer Torf nachwächst, da es dann an den nöthigen Wurzeln solcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß aber immer dahin sehen, daß sich der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5 bis 10 Jahren geschieht, und auf diese Art kann unter günstigen Umständen eine Torfwiese, wenn sie richtig behandelt wird, eine unerschöpfliche Quelle von Feuerungsstoff werden. Daß man aber eine Wiese, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen könne, scheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen, so wie das eigenthümliche Wasser dieser Wiesen, schwerlich durch Kunst erzeugt werden können.

Torgau, eine an dem Elbstrom, über welchen eine halb steinerne und halb hölzerne Brücke führt, gelegene stark befestigte Stadt, gehört zum Merseburger Regierungsbezirk der preußischen Provinz Sachsen, und war bis 1815 königlich sächsisch. Sie hat fünf Kirchen, ein Lyceum, 700 Häuser und 4000 Einwohner, ohne die Besatzung. Im dreißigjährigen, so wie im Befreiungskriege 1813, nachdem es vorher vom Könige von Sachsen zur Festung umgeschaffen war, litt Torgau viel. Es wurde 1813 von den Preußen belagert und den 10ten Januar 1814 an dieselben übergeben. Innerhalb der Stadt liegt das Schloß Hartenfels und dabei das Fort Zinna. Hier verfertigten Luther und seine Freunde 1530 die Torgauer Artikel, Grundlage der Augsburgischen Confession, und das Torgauische Buch, das gegen den Cryptocalvinismus gerichtet war, ward hier von mehr denn 8000 Geistlichen unterschrieben und publicirt. Die Stadt ist der Sitz eines Rent-, Justiz-, Forst- und Postamts. In alten Zeiten war die Tuchmanufactur und Brauerei sehr beträchtlich, und das Torgauer Bier berühmt; die Tuchmanufactur hat sich erhalten. Der Elbhandel ist beträchtlich, und hat in gewissen Artikeln Stapelrecht. Bei Torgau, eigentlich bei den Dörfern Zinna, Siptitz, Usnig ꝛc. fiel am 3ten November 1760 eine wichtige Schlacht zwischen den Österreichern und Preußen zum Nachtheil der erstern vor.

Torricelli (Evangelista), ein sehr berühmter Philosoph und Mathematiker, wurde 1608 zu Faenza, wo sein Vater Bürger war, geboren. Er legte sich sehr eifrig auf Mathematik, und kam in seinem 18ten Jahre nach Rom, wo er unter der Leitung Benedetto Castelli's, der dort Professor jener Wissenschaft war, fortstudirte. Nach Lesung von Galilei's Werke „über die Bewegung" schrieb Torricelli eine Abhandlung, worin er seine Ansichten von diesem Gegenstande entwickelte. Castelli theilte diese Abhandlung dem Galilei mit, der voll Bewunderung den Verfasser zu sich einlud. Nicht lange genoß Torricelli den Umgang jenes großen Mannes, indem Galilei schon drei Monate nachher starb. Er wollte deshalb nach Rom zurück; allein der Großherzog Ferdinand II. ernannte ihn zum Lehrer der Mathematik und Philosophie zu Florenz. Hier setzte er seine mathematischen und physikalischen Studien mit dem größten Eifer fort, wurde jedoch schon 1647 in einem Alter von 39 Jahren durch einen frühen Tod den Wissenschaften entrissen. Indessen hat er genug gethan, um seinen Namen unter den ausgezeichnetsten Naturkundigen zu verewigen. 1644 gab er seine „Abhandlung über die Bewegung" vermehrt, nebst anderen mathematischen und physikalischen Werken heraus. In dieser Sammlung zeigt er sich nicht blos als einen würdigen Nachfolger Galilei's, sondern er hat auch durch eigene Entdeckungen die Naturwissenschaft ungemein be-

reichert. (Vergl. die beiden folgenden Art.) Die Mikroscope, welche er machte, waren von außerordentlicher Vollkommenheit, und auch in Verfertigung der Linsengläser für die Teleskope, um deren Verbesserung er sich ungemeine Mühe gab, besaß er eine seltene Geschicklichkeit. Die genauere Darstellung dieser und anderer Erfindungen Torricelli's findet man in den „Lezioni academiche," welche Tommaso Bonaventuri 1715 zu Florenz in Quart nebst dem Leben Torricelli's herausgegeben hat. Er schrieb übrigens seine Muttersprache mit Reinheit und Eleganz, und war in Hinsicht seines Betragens höflich, gefällig und zuvorkommend, so daß er sich die Liebe und Achtung Aller, die ihn persönlich kannten, erwarb.

Torricellische Leere. Die wichtigste Entdeckung, mit welcher Torricelli (s. d. vor. Art.) die Naturwissenschaften bereichert hat, ist die wahre Theorie des Barometers. Sein großer Vorgänger Galilei hatte zwar bereits wahrgenommen, daß das Wasser in den Saugpumpen nicht höher als 32 Fuß steige; aber zu den Gründen dieser Erscheinung hatte sich sein Geist, gefesselt durch die Vorurtheile der Aristotelischen Philosophie, nicht erheben können. Torricelli kam auf den glücklichen Gedanken, sie vom Drucke der Luft abzuleiten. Um seine diesfallsigen Versuche mit mehr Bequemlichkeit betreiben zu können, wählte er, statt des Wassers, Quecksilber, womit er eine hinreichend lange, oben zugeschmolzene gläserne Röhre, nach Art der Behandlung unserer jetzigen Barometer (s. d. Art.), füllte. Daher heißt der, bei diesem Versuche leer werdende, obere Theil der Röhre die Torricellische Leere. D. N.

Torricellische Röhre wird, aus den voraufgehenden Gründen, das Barometer genannt, welches auch in der That nichts weiter ist.

Torso (italienisch), eigentlich der Kröbs von einem Apfel, einer Birne und dergl., dann der Rumpf oder Rest einer Statue, welcher Kopf, Arme und Füße fehlen. Der Torso des Hercules in Belvedere des Vaticans zu Rom ist das berühmte Fragment einer Statue des Hercules, das von Kennern für eins der größten Meisterwerke des Alterthums gehalten wird. „Auf das äußerste gemißhandelt und verstümmelt," sagt Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst, „und ohne Köpf, Arme und Beine, wie diese Statue ist, zeigt sie sich noch jetzt denen, welche in die Geheimnisse der Kunst hineinzuschauen vermögend sind, in einem Glanze von ihrer ehemaligen Schönheit. Der Künstler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers, und eine Natur männlich vollkommner Jahre in diesem Hercules gebildet. — Er hat, wie die Stellung des übrigen Restes urtheilen läßt, mit gestütztem und aufwärts gerichtetem Haupte gesessen. — Man könnte sagen, daß dieser Hercules einer höhern Zeit der Kunst näher kommt, als selbst der Apollo." Eine griechische Inschrift nennt den Künstler Apollonius als Verfertiger dieses Meisterwerks, das gegen Ende des 15ten Jahrhunderts zu Rom gefunden wurde.

Torstensohn (Leonhard), ein berühmter schwedischer General im 30jährigen Kriege und einer der besten Zöglinge aus des großen Gustav Adolphs Kriegsschule. Als Capitän der Leibcompagnie kam er (1630) mit seinem Könige nach Deutschland, machte unter ihm und nachher unter Banner, alle Feldzüge mit Ruhm und Glück mit, stieg immer höher und commandirte bisweilen abgesonderte Corps. Er ging 1639 nach Schweden zurück, und wurde zum Reichsrath ernannt, nach Banners Tode aber wurde ihm 1641 von der schwedischen Regierung das Generalcommando übertragen. Er fand hier die schwe=

dischen Angelegenheiten in einer schlimmen Lage, fast alle Bundesgenossen waren zurückgetreten. Aber die Verstärkung an Truppen und das Geld, das Torstensohn mitbrachte, setzten ihn in den Stand, den Krieg bald in die Erblande des Kaisers zu versetzen. Er lieferte den Kaiserlichen bei Schweidnitz (den 21sten Mai 1642) ein glückliches Treffen, mußte deßungeachtet aber vor ihrer Übermacht sich nach Sachsen ziehen. Hier belagerte er Leipzig, wurde (den 23sten October 1642) bei Breitenfeld in eben der Gegend, wo Gustav Adolph seinen ersten großen Sieg (1631) erfochten hatte, von den Kaiserlichen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm angegriffen, und schug sie mit einem Verluste von 9000 Mann. Die Folge dieses Sieges war, daß fast ganz Sachsen wieder in die Gewalt der Schweden kam, und daß der Krieg nach Schlesien und Mähren versetzt wurde. — Die dänische Regierung hatte schon seit einiger Zeit feindselige Gesinnungen gegen Schweden und besonders die Absicht gezeigt, durch Unterhandlungen zu bewirken, daß Schweden keine Besitzungen in Deutschland behalten möchte. Strenge Untersuchungen der schwedischen, den Sund passirenden Schiffe, welche die dänische Regierung befohlen hatte, gaben die Veranlassung zum völligen Ausbruch zwischen beiden Staaten. Torstensohn marschirte unerwartet und schnell im December 1643 aus Schlesien nach Holstein, und bemächtigte sich, da man in Dänemark auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war, des ganzen festen Landes, die Festungen Glückstadt und Krempe ausgenommen. Doch wurde die Absicht, etwas gegen die dänischen Inseln selbst zu unternehmen, durch einen allzu gelinden Winter vereitelt. Dieser lange, gegen 100 Meilen betragende, und in einer rauhen Jahreszeit ausgeführte Marsch Torstensohns ist immer bewundert worden. Das Talent des Feldherrn abgerechnet, läßt er sich nur daraus erklären, daß die Armeen damals verhältnißmäßig weit mehr Reiterei hatten, als in den folgenden Kriegen, und daß man keine Magazine mit sich führte, sondern, wie in den neuesten Zeiten, auf Requisition lebte. Der kaiserliche General Gallas rückte mit einer Armee den Schweden nach, und glaubte sie in Jütland und Schleswig aushungern zu können; aber Torstensohn zog sich unerwartet bei ihm vorbei nach Deutschland, wohin ihm Gallas folgte, aber von Torstensohn an verschiedenen Orten so umsetzt wurde, daß er viel Menschen und Pferde durch Hunger verlor, und zuletzt mit nur wenigen Truppen in Böhmen ankam. Torstensohns kühner Zug hatte viel zu dem nachher (den 23sten Aug. 1645) zu Bromsebrö mit Dänemark geschlossenen, für Schweden sehr vortheilhaften Frieden beigetragen. Bald nach Gallas Niederlage drang Torstensohn in Böhmen ein, in der Absicht, sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Ragoczki, zu vereinigen, der kurz vorher mit dem Kaiser in Krieg gerathen war. Eine kaiserliche Armee unter Hatzfeld und Götzen kam ihm entgegen, aber Torstensohn schlug sie (24sten Februar 1645) bei Jankow (Jankowiz) mit einem Verluste von 9000 Mann, und kam Wien so nahe, daß er der Stadt gegenüber stand, und die Schanze an der Donaubrücke eroberte. Die Schweden vereinigten sich in Österreich ungehindert mit Ragoczki; aber dieser machte bald darauf Friede mit dem Kaiser, und Torstensohn belagerte Brünn vergebens. — Vom Podagra heftig geplagt, war Torstensohn öfters genöthigt, sich während der Actionen in einer Sänfte tragen zu lassen. Eben diese Kränklichkeit nöthigte ihn auch im Jahre 1646 das Commando an die Generale Wrangel und Königsmark abzugeben und nach Schweden zurückzugehen, wo ihn die Königin Christina in den Grafenstand erhob und ihn zum

Statthalter verschiedener Provinzen ernannte. Er starb 1651, noch nicht völlig 48 Jahr alt, und hinterließ nicht nur den Ruhm eines großen und glücklichen Feldherrn, sondern auch eines Kenners und Beförderers der Wissenschaften und Künste. Er war Strateg im eigentlichen Verstande; vorzüglich wußte er die Artillerie gut zu gebrauchen, und dadurch viel zur Entscheidung des Sieges zu bewirken.

Tortur, Folter, scharfe Frage oder **Marter**, nennt man im Criminalrecht die Zufügung körperlicher Schmerzen vor Gericht, durch welche man von einem Verdächtigen das Geständniß eines Verbrechens zn erzwingen sucht. Man findet dieses barbarische Zwangsmittel schon bei Völkern alter Zeit, besonders bei den Juden, bei den Rhodisern, Atheniensern, Römern. Man bediente sich desselben jedoch nur gegen die Sclaven (Servos) und die Größe der Anzeigen bestimmte vornehmlich den Grad der Tortur. Die alten Deutschen wußten anfänglich nichts von derselben, und bedienten sich statt dessen der Ordalien oder Gottesurtel. (M. s. Ordalien.) Als nachher mit der Einführung des römischen Rechts auch die Tortur in Deutschland aufgenommen wurde, bediente man sich derselben ebenfalls blos gegen Knechte; gegen die Freien behielt man die Ordalien bei. Nach Aufhören der letztern aber und mit dem wachsenden Ansehen des fremden Rechts wurde sie auch auf Freie ausgedehnt. Die peinliche Halsgerichtsordnung (Art. 8) bestätigte ihren Gebrauch im allgemeinen, in eigentlich peinlichen, besonders in Capitalfällen. Man hat jedoch mit milder werdenden Sitten, und vornehmlich durch die Beispiele von tyrannischem Mißbrauch einer solchen richterlichen Gewalt empört, das Ungerechte und Zweckwidrige dieser barbarischen Erfindung in der neuern Zeit und seit des Thomasius Angriffe auf sie immer mehr einsehen gelernt, und sie ist daher zur Ehre der Menschheit in den meisten cultivirten Ländern heutiger Zeit, besonders in Deutschland, entweder gesetzlich abgeschafft worden, oder außer Gebrauch gekommen. Sie ist zweckwidrig; denn sie soll ein Mittel seyn, die Wahrheit zu erforschen; und man setzt doch bei Anwendung derselben schon voraus, daß der Gefolterte Verbrecher sey; denn man will ihn zwingen, dies als Wahrheit zu gestehen; sie soll, wie der obige Ausdruck sagt, Frage seyn, und man legt doch dem Gefolterten die Antwort peinigend in den Mund. Ist nun der Gefolterte schuldig, übersteht er aber die Marter durch einen starken Körper, oder ist er unschuldig, aber die Marter erpreßt ihn das falsche Geständniß, daß er Verbrecher sey, so ist in beiden Fällen die Wahrheit nicht erforscht worden, und da dies oft der Fall seyn wird, je nachdem der Gemarterte stark und muthig oder kraftlos und schwach ist, so giebt sie dem Gerichte keine Gewißheit; denn ein erzwungenes Geständniß ist kein Beweis. Eine freiwillige Bestätigung des erzwungenen Geständnisses kann ohnehin nicht Statt finden, wenn eine zweite Tortur droht; der Widerruf ist in den meisten Fällen fruchtlos und hört auf bei der folgenden Tortur. Bliebe aber der Gequälte durch seltenen Muth und glückliche Körperbeschaffenheit noch nach der dritten ausgestandenen Tortur der Aussage von seiner Unschud treu, so hätte er dessen ungeachtet dadurch die letztere nicht bewiesen. Daraus ergiebt sich aber auch, daß sie höchst ungerecht sei; denn sie behandelt den Verdächtigen als einen Verbrecher, sie fügt Martern zu, für die es, wenn der Gefolterte unschuldig ist, keinen Ersatz giebt, und die ihm oft auf Lebenszeit seine Gesundheit rauben, sie straft grausam ohne Verbrechen. Sie ist aber auch

selbst ungerecht im Falle, daß der Gefolterte schuldig ist; denn sie schärft und verlängert die Strafe ungerechter Weise durch eine grausame Vorbereitung und straft vor dem vollkommenen Beweis die Schuld. Indessen, entgegnet man, fehlt es an andern Mitteln, das noch fehlende Geständniß vom hartnäckigen Inquisiten herauszubringen und nur so müsse man die Tortur betrachten. Allein die Mangelhaftigkeit der richterlichen Untersuchung entschuldigt nicht die Ungerechtigkeit der Tortur. Wenn es hartnäckige Inquisiten giebt, welche durch starke Anzeigen als höchst gefährliche und verbrecherische Menschen erscheinen, und die, ohne sich von diesem Verdachte reinigen zu können, dennoch kein Geständniß ablegen, so ist es natürlich zweckmäßig, sie in fortdauernde polizeiliche Aufsicht und Verwahrung zu stellen, bis Schuld oder Unschuld erwiesen ist. Und wenn bei dieser Maaßregel dennoch mancher schuldige Inquisit seiner Strafe entgeht, so ist es doch besser, daß viele Schuldige unbestraft bleiben, als daß ein Unschuldiger gestraft und gemartert werde. Bei denjenigen alten Völkern, bei welchen die Tortur üblich war, hat man viele Arten derselben gehabt, von denen manche überaus grausam waren. Die gewöhnlichsten Torturinstrumente in Deutschland waren, der Daumenstock oder die Daumenschrauben, die Beinstiefeln oder die Beinschraube, die Leine oder Schnüre, die Leiter mit oder ohne gespickten Hasen, das meklenburgische Instrument (welches nie in Meklenburg, wohl aber in vielen andern Ländern üblich, und höchst grausam war), das Bambergsche Instrument, der Mannheimer Bock, der Schwefelfaden, der Lüneburgsche Stuhl, der Halskragen, die pommersche Mütze, das doppelte spanische Fußband und die Folter mit dem Feuer. Ungeachtet mehrerer Localbenennungen waren diese Marterinstrumente doch fast allgemein in Deutschland üblich, und beurkunden eben so sehr die Hartherzigkeit der Menschen, als ihre Erfindsamkeit in Qualen für andere. Im Meklenburgischen bediente man sich einer Bank, worauf der entkleidete Inquisit festgebunden lag, in den übrigen deutschen Ländern einer Leiter, an welche er mit Händen und Füßen angebunden war, um die Tortur bei ihm anzuwenden. Die alten Rechtsstühle pflegten durch gewisse Formeln sowohl die Arten, als die Grade der Tortur auszudrücken. Indessen war man in Hinsicht der Grade sehr uneinig, und es kam hier viel auf örtliche Gewohnheiten an. Rasende, Wahnsinnige, Taubstumme wurden nur dann (oder sollten nur dann) gefoltert werden, wenn man sich von ihrem Wahnsinn, ihrer Stummheit u. s. w. überzeugen wollte. Gleichfalls waren und sind der Regel nach von der Folter ausgenommen: 1. Kranke, 2. mit der fallenden Sucht oder dem Schlage Behaftete; 3. Schwangere und Kindbetterinnen (letztere konnten jedoch in wichtigern Fällen mit dem ersten Grade der Tortur belegt werden), 4. alle Leute, die ihr Gedächtniß verloren haben. Alle diese wurden mit einer außerordentlichen Strafe belegt. Gemildert wurde die Folter 1. wegen körperlicher Schäden oder Mängel, 2. bei Frauenspersonen, die selbst ihre Kinder stillen u. s. w. Nach römischem Rechte waren die Viri illustres und clarissimi von der Tortur frei, und diesen Grundsatz wollte man auf Adeliche, fürstliche Räthe, Geistliche u. s. w. in Deutschland anwenden. Indessen blieb doch bei ihnen die Folter (mit Vorbewußt oder Einwilligung des Landesherrn), wenn schwere Verbrechen vorhanden waren, zulässig. Um auf die Tortur erkennen zu können, war erfoderlich: 1. eine moralische Gewißheit des Corporis

delicti, 2. ein wirklicher peinlicher Fall, 3. ein solches Verbrechen, weshalb ein gegründeter Verdacht vorhanden war, beim Mangel anderer Beweismittel, 4. eine hinlängliche Vertheidigung des Inquisiten, 5. nicht blos ein halber Beweis, sondern daß derselbe auch durch mehrere Vermuthungen und Anzeigen bestärkt seyn mußte. Ein Unterrichter durfte nur nach Befragung des Oberrichters oder der Rechtsstühle auf die Marter erkennen. Dem Gemarterten schadete sein Bekenntniß auf der Folter nicht, wofern es nicht nachher, wenn die Schmerzen vorüber waren, wiederholt wurde. Doch konnte die Tortur im Fall des Widerrufs oder falsch angegebener Umstände wiederholt werden. Ein Angeschuldigter, der, ohne ein Bekenntniß abzulegen, die Tortur überstand, mußte frei gesprochen werden. Doch konnte die Marter, wegen neuer, von den vorigen unterschiedener Anzeigen wiederholt werden. Man durfte auch in der Regel nicht zur Marter schreiten, um das Verbrechen außer Zweifel zu setzen, sondern blos um zu erfahren, ob der Inquisit die Missethat, welche an und für sich moralisch gewiß war, begangen habe. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung hatte die Tortur nur bei solchen Verbrechen Statt, worauf eine Todesstrafe stand, und nur wegen eines vorsätzlichen, nicht aber wegen eines aus Fahrlässigkeit begangenen Verbrechens war sie zulässig. Die Größe der Tortur richtete sich nach der Größe des Verbrechens, und der gesetzlich angedrohten Strafe, nach der Menge und Wichtigkeit der Anzeigen und der Halsstarrigkeit des Inquisiten. Vor dem Erkenntniß auf die Tortur mußte der letztere mit seiner Vertheidigung gehört werden. Die Eröffnung des Beiurtels, worin auf Tortur oder Territion erkannt war, mußte auf solche Weise geschehen, daß der Angeschuldigte den ihm zuerkannten Grad der Tortur nicht erfuhr, die Marter selbst wurde gewöhnlich früh Morgens oder zur Nachtzeit angestellt; Zeit und Stunde, wo es aber geschehen sollte, dem Inquisiten sorgfältig verheimlicht. Feiertage waren in der Regel hiervon ausgenommen. Wann die Tortur angestellt wurde, begab sich der Richter nebst zwei Beisitzern in die Marterkammer. Vorher ward noch ein gütliches Verhör des Angeschuldigten versucht, wozu auch häufig ein Prediger zugezogen wurde. Bei beharrlichem Läugnen wurde der Inquisit dem Scharfrichter übergeben, der ihn in die Marterkammer führte, ihm die Folterinstrumente und die Art und Weise ihrer Anwendung zeigte. Kehrte sich der Inquisit hieran nicht, so wurde er an die Leiter oder die Bank festgebunden, und sodann begann die wirkliche Folter, während welcher der Richter dem Angeschuldigten zureden mußte, zu gestehen. Der Gerichtsschreiber mußte, während der Scharfrichter und seine Gehülfen den Inquisiten folterten, alles, besonders was das Betragen des Gemarterten betraf, genau aufschreiben. Sobald der letztere sich zum Geständnisse erbot, mußten Banden und Marterinstrumente abgenommen werden. Nach dem Gerichtsbrauch durfte die Tortur nicht über eine Stunde dauern. Wenn mehrere Mitschuldige vorhanden waren, so wurde mit dem, welchen man am wenigsten verstockt und für den furchtsamsten hielt, ferner mit dem, der von zarterem Alter war, oder der die meisten Anzeigen gegen sich und die größten Grade der Tortur zu erwarten hatte, angefangen. Gewöhnlich wurde der Sohn vor dem Vater, eine Frauensperson vor einer Mannsperson gemartert. Wenn der Inquisit heftig schrie, so ward ihm, um dies zu hindern, die sogenannte Birne auf den Mund gesetzt, und ihm ein Zeichen angegeben, woran man erkennen konnte, wenn er zu einem Geständnisse

geneigt sey. Da das auf der Tortur abgelegte Bekenntniß zum Beweis nicht genügte, und nachgehends bestätigt werden mußte, so mußte der Richter die Wiederholung eines solchen Geständnisses fodern, wenn die Eindrücke und Schmerzen der Folter sich größtentheils verloren hatten. Einige Rechtslehrer behaupteten, daß es drei Tage, andere, daß es vierundzwanzig Stunden nach geschehener Folter Statt haben mußte. Die Bestätigung des auf der Tortur abgelegten Geständnisses nannte man die **Urgicht**, und sie geschah an dem gewöhnlichen Gerichtsorte. Wenn der Richter das geleistete und von dem Inquisiten nach der Marter bestätigte Bekenntniß nach aller Wahrscheinlichkeit begründet fand, so vertrat es die Stelle eines vollständigen Beweises gegen den Inquisiten, und es konnte die Verurtheilung zur peinlichen Strafe erfolgen. Wenn der Inquisit nach ausgestandener Marter widerrief, und die Ursache seines Widerrufs beweisen konnte, so wurde er frei gesprochen. Konnte er blos die Ursachen des Widerrufs wahrscheinlich machen, so wurde er außerordentlich bestraft. Ein blos von der Furcht der Tortur und den empfundenen Schmerzen hergenommener Widerruf war der Regel nach unnütz. Nach einer zweimal erfolgten Marter und zweimaligem Widerruf des abgelegten Geständnisses schritt man höchst selten zum drittenmale zur Tortur, sondern der Inquisit wurde zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt. Wenn der Inquisit die ganze angeschuldigte That sammt ihren Umständen auf der Folter, oder bei der Territion abgeläugnet hatte, und dabei beharrte, und nicht anderweitig derselben rechtlich überwiesen werden konnte, so würde er nach geleisteter **Urphede**, d. h. nach eidlicher Versicherung, sich wegen der ausgestandenen Gefangenschaft und Marter nicht rächen, und falls er des Landes oder der Gerichtsbarkeit verwiesen wurde, binnen der gesetzten Zeit nicht zurückkehren zu wollen, völlig freigesprochen, und in den Besitz seiner sequestrirten Güter und bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt. Die gegen ihn vorhanden gewesenen Anzeigen konnten weder einzeln noch zusammengenommen zur Bestärkung eines gegründeten Verdachts wider den Inquisiten dienen, und wurden für erloschen geachtet. Wer ihm die Tortur auf irgend eine schimpfliche Weise vorrückte, konnte mit der Injurienklage belangt werden. Im Anklageprozeß wurden die Kosten compensirt, im inquisitorischen fielen sie dem Gemarterten nur in so weit zur Last, als er durch unerlaubte Handlungen zu dem Verdachte Anlaß gegeben hatte. Ein Richter, der ohne genugsame Anzeigen zur Tortur geschritten, oder auch die vorgeschriebenen Gränzen nicht beobachtet hatte, wurde nicht blos bestraft, sondern auch den Umständen nach angehalten, dem Angeschuldigten Genugthuung zu leisten; denn im Fall dieser seine Unschuld bei der Tortur behaupten, oder wenigstens nicht überführt werden konnte, aber doch ein unziemliches Verfahren des Richters zu beweisen stand, so mußte der letztere dem Gemarterten nicht blos alle Schäden und Kosten ersetzen, sondern konnte auch mit der ästimatorischen Injurienklage belangt werden. Wenn der Gemarterte durch die Grausamkeiten des Richters sogar das Leben verlor, so konnte dieser bei erwiesenem Vorsatz sogar am Leben, oder sonst peinlich bestraft werden. Einem überführten Verbrecher gereichte der gesetz- und urtelswidrige Gebrauch der Tortur zum Milderungsgrunde der Strafe. — Mit der Tortur ganz nahe verwandt ist die **Territion**, d. i. die Bedrohung mit der Tortur. Man machte einen Unterschied zwischen Real- und Verbalterrition. Bei der Realterrition wurden scheinbar alle Anstalten zur förmlichen Tortur gemacht; ja

wohl auch die Marterinstrumente nach geschehener Entkleidung des Inquisiten wirklich angelegt, jedoch so, daß man ihm damit keine Schmerzen zufügte. Bei einer Verbalterrition fand nur eine ernstliche Verwarnung Statt, welche derjenigen, die vor der Tortur von dem Richter und Scharfrichter zu geschehen pflegte, völlig gleich war. Indessen fiel hier sowohl das Entkleiden, als das wirkliche Anlegen der Marterinstrumente hinweg. Die Realterrition geschahe gewöhnlich in der Marterkammer, die Verbalterrition häufig in der Gerichtsstube. Die Territion hatte Statt, wenn es an genugsamen Anzeigen zur Tortur fehlte, und zur Verbalterrition insbesondere schritt man dann, wenn jene Anzeigen nur gering oder durch andere Umstände entkräftet worden waren. Wer seines Standes halber nicht mit der Tortur belegt werden konnte, war in der Regel auch von beiden Arten der Territion frei; indessen konnten solche Personen, welche durch ihre kränkliche oder körperliche Beschaffenheit von der Tortur ausgenommen waren, doch mit derselben (sowohl wörtlich als thätlich) bedroht werden. Die Territion hatte, wie die Marter selbst, ihre Grade, welche zum Theil eben so wie bei der Folter nach den an einem Orte üblichen Torturinstrumenten bestimmt wurden. — Die Territion ist aus denselben Gründen wie die Tortur zu verwerfen; sie ist eben so wenig ein zuverlässiges Wahrheitserforschungsmittel, und was die Gerechtigkeit nicht anwenden darf, damit darf sie auch nicht drohen. Sie fällt mit der Tortur; weil die Drohung keine Wirkung hat, wenn gewiß ist, daß sie nicht ausgeführt werden darf. In den Fällen, wo vormals die Tortur oder die Territion Statt fand, tritt jetzt gewöhnlich, nach Befinden der Umstände, entweder eine außerordentliche Strafe, oder der Reinigungseid (Juramentum purgatorium) ein. N. P.

Tories und Whigs, Parteien in England, deren Ursprung unter König Jacob I. zu suchen ist, welcher von dem Erbrechte der Könige und ihrer Gewalt sehr überspannte Begriffe hatte, und dadurch mit einem großen Theil der englischen Nation in Mißhelligkeit kam, aber doch noch viele Höflinge fand, die seine Grundsätze billigten. Unter seinem Sohne Carl I. ging das Übel weiter. In dem innerlichen Kriege, der zwischen ihm und dem Parlament ausbrach, nannten die Anhänger des letztern die königlich gesinnten Tories, ein irländisches Wort, welches so viel bedeutet, als Räuber. Hiemit zielten sie besonders auf die Räuberbanden in Irland, und auf die Beschuldigung, welche man dem Könige machte, daß er die damals in Irland entstandene Empörung, mithin Rebellen und Räubergesindel begünstigte. Die von der Partei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, ein schottisches Wort, das einen kleinen Hut bedeutet, und zielten damit auf ihre Verbindung mit den Schottländern, besonders auf die puritanische Partei in Schottland, welche sich durch ihre Hüte auszeichnete, und schon gegen Jacob I. die Waffen ergriffen hatte. Inzwischen wurden diese Schimpfnamen, welche beide Theile einander gaben, wenig bekannt. Erst unter Carl II., der den religiösen und politischen Geist der Nation nicht faßte, und durch seine Despotenlaune die alten Parteien wieder erweckte, wurden Tory und Whig ansehnliche Namen und zwar 1678 bei Gelegenheit der Verschwörung gegen den König, deren die Catholiken beschuldigt wurden. Diejenigen, welche die Verschwörung für eine leere Erdichtung ansahen, wurden Tories, und die, welche sie für wahr hielten, Whigs genannt. Denn ihre Verschiedenheit in der Gesinnung wirkte auch auf

die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit jener Sache. Die Tories waren nämlich Freunde des Königs, welche, ohne Carls II. höchst leichtsinniges Benehmen zu billigen, das Vorrecht der Krone vertheidigten; die Whigs hingegen wollten der königlichen Macht das Ansehen der Gesetze entgegenstellen; sie wollten diesen mehr Kraft und dem Parlamente mehr Unabhängigkeit geben. Der geistvolle, aber höchst unmoralische Shaftesbury war die Seele der Whigs. Um sich an dem Könige zu rächen, dessen Minister und verderblicher Rathgeber er lange Zeit gewesen, bis er in Ungnade gefallen, und dem Hasse des Herzogs von York aufgeopfert worden war, trat er auf die Seite der Volkspartei, nahm die Larve der Freiheitsliebe vor, und lenkte, ohne es zu scheinen, durch die Überlegenheit seines Verstandes, den größeren Haufen, bald mit List, bald mit Kühnheit, und bediente sich jener angeblichen oder wirklichen Verschwörung, um durch Furcht die Einbildungskraft des Volks zu beherrschen, und den Glauben zu verbreiten, daß mit der Thronbesteigung des bigotten Herzogs von York die catholische Religion und der Despotismus in England triumphiren würden. (Vergl. den Art. Stuart.) Als nun Jacobs II. Regierung diese Furcht nur zu sehr bestätigte, so riefen die Whigs endlich den Erbstatthalter Wilhelm (als König von England der III.) auf den Thron. Seit dieser Zeit (1688) blieben die Whigs die herrschende Partei; allein die Macht, welche sie besaßen, wurde endlich der Königin Anna lästig, und mehrere Umstände führten den Sturz der Whigpartei im Jahre 1710 herbei. Ein Prediger, Namens Sacheverell, hatte nämlich in Gegenwart der Königin eine Predigt zu Gunsten der Tories gehalten, und sich darin gegen die letzte Revolution, gegen die Toleranz und gegen das Whigministerium heftig erklärt. Darüber kam es im Parlamente zu starken Debatten. Der Doctor wurde auf drei Jahre seines Amtes entsetzt, und seine Predigt öffentlich verbrannt; allein die Königin, welche bei dieser Gelegenheit bemerkt hatte, daß die Grundsätze der Tories der königlichen Macht weit günstiger wären, als die der Whigs, neigte sich seitdem auf die Seite der Tories; doch verbarg sie ihre Gesinnung, bis ein heftiger Zwist mit der Herzogin von Marlborough sie veranlaßte, auf die Vorschläge der Feinde des Herzogs von Marlborough (s. d. Art.), welcher als Haupt der Whigpartei war, zu hören. Nun verloren alle Whigs ihre Stellen, die jetzt an Tories vergeben wurden. Auch berief die Königin ein neues Parlament, in welchem die Mehrheit aus Tories bestand, weil diese sich für den Frieden mit Frankreich erklärt und dadurch das Volk gewonnen hatten. (S. d. Art. Utrechter Friede.) Diese Veränderung hatte den Sturz des mächtigen Marlborough zur Folge. Allein die Whigs verdrängten aufs neue die Tories aus den Stellen des Ministeriums, als vermöge der von dem Whigparlamente verfaßten Successionsacte das Haus Hannover nach Anna's Tode zum Besitz des englischen Throns gelangte. Doch dauerten die Parteien und ihre Benennungen immer fort bis in die Zeit Georgs II., da sie seltener gehört wurden, obgleich die Grundsätze beider Parteien sich entgegengesetzt blieben. Die Freunde der Stuarts verwandelten sich allmählig in die Schutzredner der Krone und der Regierung (Ministerialpartei) und die Feinde der Stuarts, oder die ehemaligen Whigs, wurden wieder, was sie ursprünglich gewesen waren, die Schutzredner der Volkssache und die Gegner der Regierung. Sie bildeten seitdem fortdauernd die Oppo-

sition (s. d. Art.). Indeß wählte der König auch oft aus den Whigs seine Minister, wenn er die Häupter der Opposition für das System der Regierung gewinnen, oder wenn er der Stimmenmehrheit der Opposition nachgeben mußte. Übrigens hatten beide Parteien viel von ihrer gegenseitigen Erbitterung und Heftigkeit nachgelassen. Nur bei wichtigen Anlässen zeigte sich die letztere aufs neue; z. B. in der Opposition gegen North (s. d. Art.), bei Gelegenheit des amerikanischen Kriegs, und noch mehr gegen Pitt (der indeß seinen Grundsätzen nach selbst mehr Whig als Tory war), während des französischen Kriegs. Seit dieser Zeit hat sich in der Opposition eine doppelte Partei gebildet: die der alten Whigs, an deren Spitze Fox und alle Gegner des Krieges mit Frankreich standen, und die der neuen Whigs oder der neuen Opposition, zu welcher Burke und die Feinde der französischen Revolution gehörten. Nach Burke's Tode trat Lord Grenville an die Spitze dieser neuen Opposition, an welche sich mehrere ausgezeichnete Männer anschlossen. Mit der alten, unter Fox, vereinigten sich die Freunde des Marquis von Landsdown und die des Prinzen von Wales. Sie hatten die Meinung des Volks für sich. Als nun der König nach Pitts Tode den Lord Grenville über die Bildung eines neuen Ministeriums befragte, so vereinigte sich derselbe mit Fox, und da beide nur auf die Stimmen von 150 Mitgliedern des Parlaments rechnen konnten, beriefen sie auch einige Tories in das neue Ministerium. So kam durch diese Art von Coalition der Parteien Lord Sidmouth in das Ministerium. Ungeachtet dieser mehrmals versuchten Neutralisirung der Parteien giebt es noch immer strenge Tories oder Verfechter der Vorrechte der bischöflichen Kirche und der Krone; gemäßigte Whigs oder Freunde der bestehenden Volksrepräsentation, und strenge Whigs oder Verfechter der Parlamentsreform, die jährliche Parlamentswahl, allgemeines Stimmrecht u. s. w. vorschlagen. Man nennt letztere auch Reformers, wie z. B. Francis Burdet ist (s. d. Art.). Folglich unterscheiden sich die Tories und Whigs noch jetzt durch ihre Grundsätze in Absicht auf Kirche und Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des bischöflichen Kirchenregiments; die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirchendiener, und die Verwaltung der Kirchensachen durch Consistorien. Die Heftigkeit der Eiferer unter den Erstern geht so weit, daß sie ihre englische Kirche für die allein seligmachende halten, von andern Protestanten sehr lieblos denken und reden, und den Catholiken vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen übertriebenen Abscheu gegen alles, was päpstlich ist, haben und die andern Protestanten als Glaubensgenossen erkennen. In Ansehung des Staats legen die strengen Tories dem Könige eine von Gott ursprünglich herrührende Gewalt, und ein unwidersprechliches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegränzten Gehorsam. Hingegen finden die Whigs die königliche Gewalt nur in der Bewilligung des Volkes gegründet, und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er solche mißbraucht, abzusetzen, und auch, wenn es die Umstände erfodern, seine Familie von der Thronfolge auszuschließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien sich von einander entfernen, so sehr nähern sich diejenigen, welche gemäßigt denken; denn es giebt beträchtliche Stufen in ihren Gesinnungen, jedoch nur wenige, die heutiges Tages in ihren Grundsätzen bis auf das Äußerste gehen. Es ist übrigens möglich, daß eine und eben dieselbe Person in Kir-

chensachen Tory, und in Staatssachen Whig ist, und umgekehrt; obgleich die kirchlichen und politischen Grundsätze jeder Partei in verschiedenen Punkten so genau mit einander verwandt sind, daß eine solche Trennung in einerlei Person wenigstens unter die seltenen Fälle gehört. K.

Toscana, ein Großherzogthum in Mittelitalien, hieß in den ältesten Zeiten, nur in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien und Thuscien. Die Hetrusker (Etrurier) vermischt mit den Tyrrhenern (einer pelasgischen Colonie aus Kleinasien) waren eins der gebildetsten Völker in Westen. Sie hatten Geschichtsschreiber und Künstler. Capua und Nola in Campanien waren Colonien dieses berühmten Handelsvolks (s. Etrurien), das eine verbündete Republik von 12 Stämmen bildete. Anfangs Feinde der Römer (s. Porsena), wurden sie endlich von diesen um d. J. 283 vor Chr. völlig besiegt. Sitten und Gesetze, die Wahl ihrer Consuln, und überhaupt billige Freiheit, ließen ihnen die Römer; nur Oberbefehlshaber gaben sie ihnen. Nach dem Falle des römischen Reichs im Abendlande (476 n. Chr.) herrschten hier Ostgothen, dann Griechen, endlich Longobarden. Hetruscien ward ein eignes Herzogthum als Lehen der longobardischen Könige. Von dieser Zeit an erhielt es den Namen Toscana. Carl der Große machte Tuscien zu einer fränkischen Provinz. Die Grafen oder Statthalter des Landes nannten sich, nachdem Ludwig der Fromme Italien in verschiedene Marken eingetheilt hatte, bald Markgrafen, bald Herzoge, und wußten ihre Würde erblich zu machen. Aber 1160 gelangte es durch Kauf an Kaiser Friedrich I. Doch die Städte suchten sich unabhängig zu machen. Florenz verband sich nebst mehrern andern Städten gegen das Reich; Pisa mit wenig andern Städten blieb dem Reiche treu (1197). Nun ward Toscana 300 Jahre lang durch den Kampf der Welfen und Gibellinen verheert. Seit der Mitte des 13. Jahrh. bildete auch Siena einen blühenden Freistaat. Darauf befeindeten sich in den Städten der Adel und die Bürger. Jener ward durch die Revolution von 1343 von aller Theilnahme am Stadtregimente in Florenz ausgeschlossen. Dann befehdeten sich die wohlhabenden und die armen Bürger. Endlich erwarb sich die durch Großhandel reiche Familie von Medici die Zuneigung der ärmeren Bürger (s. Mediceer), und die Herrschaft von Florenz, von 1434 bis 1737. In dieser Zeit waren Pisa (s. d. Art.) seit 1569, und Siena seit 1557 von Florenz unterworfen worden. Im J. 1737 gelangte, in Folge des wiener Friedens, das Land, das 1509 durch Kosmus I. von Medicis zum Großherzogthume erhoben worden, an Herzog Franz von Lothringen, und als dieser den deutschen Kaiserthron bestiegen, an das Haus Österreich. Es ward von einem Erzherzoge regiert, bis auch dieses Land von Napoleon an sich gerissen, und mit dem alten Namen Hetrurien bezeichnet ward. (Vergl. d. Art. Etrurien und Lucca.) Nach Napoleons Sturz nahm, im April 1814, der Erzherzog Ferdinand III., zeitheriger Großherzog von Würzburg, wieder Besitz von Toscana. Hierauf vereinigte der Congreß zu Wien den Staat degli Presidj, das Fürstenthum Piombino nebst Elba (s. d. Art.) und die Enclaven, welche ehemals kaiserliche Lehen waren, mit Toscana; nach dem Tode der Erzherzogin Maria Luise von Parma wird auch das Herzogthum Lucca damit verbunden werden. Der jetzt regierende Großherzog von Toscana, Ferdinand III. (geb. 6 Mai 1769), Bruder des Kaisers Franz I. von

Österreich, folgte seinem Vater Kaiser Leopold II. (s. d. Art.) in Toscana den 21sten Julius 1790; den 9ten Februar 1801 trat er in Folge des Lüneviller Friedens Toscana an den nachherigen König von Etrurien ab, erhielt dafür durch den Reichsdeputations-Schluß vom 27sten Februar 1813 Salzburg nebst Zubehör als Churfürstenthum, trat dieses Land wieder ab im Preßburger Frieden den 26sten December 1805, erhielt dafür den 1sten Februar 1806 Würzburg; endlich gab ihm der Pariser Friede von 30sten Mai 1814 Toscana zurück. Er ist Witwer. Sein Sohn, der Erbgroßherzog Leopold, geboren 1797, vermählte sich 1817 mit Maria Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen. — Das Großherzogthum Toscana ist eine Secundogenitur des Hauses Österreich (s. d. Art.). Es enthält gegenwärtig auf 410 Quadratmeilen in 30 Städten, 37 Marktflecken und 2559 Kirchspielen 1,250,000 Einwohner, also auf 1 Quadtratmeile 2981 Einwohner, darunter 16,000 Juden, vorzüglich in Livorno (s. d. Art.). Der Regent ist unumschränkt. Das Land hat weder Constitution noch privilegirte Stände. Die Einkünfte belaufen sich auf 5 Millionen Gulden. Zur Bezahlung der Landesschuld wurden unter der französischen Verwaltung die Domänen verwandt; doch ist sie noch immer bedeutend. Die Truppenzahl ist 6000 Mann, ohne die Landwehr. Die Marine ist vernichtet; doch ist Toscana in dem Schutzbriefe, den Österreich von der Pforte gegen die Barbaresken erhalten hat, mit begriffen. Als Ritterorden sind vorhanden 1. der Orden des heiligen Stephan, gestiftet 1562, erneuert 1817. 2. Orden des heiligen Joseph, gestiftet in Würzburg 1807, auf Toscana übertragen 1817, als Verdienstorden für alle Stände catholischer Religion. 3. Orden des weißen Kreuzes, gestiftet 1814 für das Militär. — Toscana ist ein mit allen Reizen der Natur ausgestattetes Land, von einem milden Clima. Die Winter sind so wenig kalt, daß nur in sehr wenigen Häusern Kamine gefunden werden. Die Luft ist größtentheils gesund; mit Ausnahme der Sumpfgegenden, namentlich um Siena. Zu großer Beschwerde gereichen die Winde Sirocco und Libeccio. Der Apennin verbreitet seine Äste in verschiedenen Richtungen durch das Land. Die flächeren Gegenden sind mit Oliven-, Citronen-, Pomeranzen-, Aprikosenbäumen und Weinstöcken u. s. w. bedeckt; die bergigern tragen Kastanienwälder. Kleine Vulkane finden sich auch hier. Besonders reich ist Toscana an Gewässern, von denen aber nur der Arno schiffbar ist; unter den Seen ist der Lago di Castiglione della Pescaja der bedeutendste, von ungefähr 20 Meilen Umfang; Canäle sind überall angelegt. Mineralquellen sind vorzüglich um Pisa und Siena, kalte und warme, auch Sauerbrunnen. Unter ihnen ist das sogenannte Bad des Königs Porsenna. Im Mineralreiche finden sich Kupfer, Eisen, Blei, Quecksilber, Zinnober, Schwefel, Vitriol, Alaun, Kalk, Gyps, Jaspis, Lasurstein, Chalcedon, Karneol, Bergerystall, Steinsalz, Seesalz und nicht unbedeutende Steinkohlenlager. Die Gebirge bestehen aus Granit, Kalk, Gyps, Sandstein, Tuffstein u. s. w. In ihnen finden sich bisweilen Höhlen und Stellen, welche mephitische und Schwefeldämpfe ausstoßen. Das Pflanzenreich enthält alle Arten vortrefflichen Getraides, Weinstöcke (bekannt ist der Wein von Monte Pulciano) und Ölbäume, deren Producte stark ausgeführt werden, die meisten Obstarten, Mandeln, Kastanien, die Brotfrucht der Gebirgsleute, Maulbeerbäume, Feigen, Apfelsinen, Pomeranzen, Citronen, Krapp, Saf-

ran, Flachs, Melonen u. s. w. An Holz hat das Land hinlänglichen Vorrath. Der Wiesenwachs ist vorzüglich gut in den Berggegenden. Der Berg Montenero bei Livorno ist besonders berühmt wegen des Schatzes von seltenen Pflanzen, den er enthält. Es giebt hier gute Pferde, treffliches Rindvieh, Büffel, gute Schafe, Schweine, aber wenig Wildpret; an Geflügel Ortolane, Schnepfen, Lerchen, Rephühner u. s. w., und viele Arten Wasservögel. — Die Toscaner sind schön gebaute Menschen, von sehr angenehmer Gesichtsbildung, zu Künsten und Wissenschaften am meisten geneigt unter allen italienischen Völkern, nicht ohne Anlage zur Dichtkunst; dabei gutherzig, artig und wohlgesittet, fröhlich und doch arbeitsam. Die Sprache der Toscaner wird für die schönste und reinste Mundart des Italienischen gehalten. In der Landwirthschaft zeichnen sie sich vortheilhaft aus, wozu die Gesellschaft des Ackerbaues viel beiträgt; die Colonien von Val di Chiama bei Arezzo, welche der Großherzog Leopold angelegt oder erweitert hat, sind für jeden Ackerbaukundigen und Staatsmann von Interesse; auch treibt man viel Seidenbau, aber der Bergbau ist in einem jammervollen Zustande. Gewerbfleiß und Handel blühen. Es giebt vorzüglich Fabriken in Seide; man zählt 80 Papiermühlen; der Florentin. Sammet, die köstlichen Blumen und Strohhüte sind bekannt. Bedeutend ist der Producten-, Speditions- und Transitohandel, besonders mit der Levante. An die ehemalige Blüthe der Künste und Wissenschaften in Toscana erinnern die Namen Dante, Petrarca, Galilei, Machiavelli, Giotto, Cimabue, Lenardo da Vinci, Michel Angelo u. A. m., deren Vaterland Toscana war. Universitäten hat das Land zu Florenz, Pisa und Siena, mit wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Zu Pisa ist eine Sternwarte; zu Florenz die Florentinische Akademie und die der schönen Künste. Es giebt mehrere Kunstvereine, auch Vorbereitungsschulen; aber für den Volksunterricht fehlt es an Anstalten. Denn man zählte im Jahr 1818 in diesem civilisirtesten Lande Italiens 750,000 Menschen (also fast drei Viertel der ganzen Bevölkerung), die weder lesen, schreiben noch rechnen können. Man will daher Volksschulen nach Lancasters Lehrart anlegen. Die allein herrschende Kirche ist die römisch-catholische. Über die Residenz- und Hauptstadt **Florenz** am Arno s. d. Art.

Totaleindruck (Gesammteindruck) ist der Eindruck, welchen ein Gegenstand als Ganzes und überhaupt hervorbringt. Insbesondre verlangt man von schönen **Kunstwerken** einen **Totaleindruck**, und fodert damit, daß alle Theile derselben, unbeschadet ihrer Mannichfaltigkeit, zur Hervorbringung eines solchen Eindrucks wirken sollen. Dieser Totaleindruck aber soll ein ästhetischer seyn, d. h. es soll das Kunstwerk das Gemüth des Gebildeten in eine harmonische Stimmung versetzen können. Dies geschieht bei den sogenannten Künsten der Zeit (Dichtkunst, Musik), dadurch, daß eine Reihe von Gedanken und Empfindungen in uns allmählig erweckt wird, durch welche eine solche in sich selbst vollendete Stimmung zu Stande kommt, und **mit dem uns in jedem Augenblicke Gegebenen**, gleichsam wie aus einem Keime, sich immer entschiedener entwickelt; bei den Künsten des Raumes dagegen so, daß wir selbst mit fortgesetztem Anschauen dessen, was als Ganzes sogleich äußerlich vor uns steht, die innere, von der Idee ausgehende und durch wechselseitige Beziehung der einzelnen sichtbaren Theile auf dieselbe bewährte Einheit, anerkennen, und zu einer harmonischen Stimmung uns angeregt finden. Ein solcher Totaleindruck findet nicht Statt, 1. wo eine unüber-

schauliche Vielheit der Theile die Auffassung des Ganzen unmöglich macht (daher z. B. ein Werk der bildenden Kunst von irgend einem Standpunkte, dem sogenannten Augenpunkte, als ein Ganzes muß wahrgenommen werden können); 2. wo der lebendige Zusammenhang der Theile (Organismus) mangelt, vermöge dessen eine das Ganze beherrschende Idee, gleichsam das Lebensprincip des Ganzen, alle Theile durchdringt, verbindet und gestaltet (s. d. Art. Organisation), mithin die Theile entweder nicht innig und kräftig verbunden, oder so heterogen sind, daß eine Verbindung unmöglich ist, und einer die Wirkung des andern vernichtet, oder endlich das Einzelne in seiner Ausbildung und Wirkung aus seinem natürlichen Verhältnisse heraustritt, die Aufmerksamkeit von dem Ganzen abzieht, und das Zufällige das Wesentliche in Schatten stellt (s. d. Art. Kunst III). T.

Totalität (Gesammtheit) bezeichnet die Eigenschaft eines Dinges als eines Ganzen (welches in der Verbindung aller seiner Theile besteht), oder den Inbegriff aller Personen oder Sachen einer bestimmten Gattung; entgegengesetzt der Singularität (Einzelheit) und Pluralität (Mehrheit). Sie ist insbesondre Eigenschaft des Kunstwerks, welches alle diejenigen Beziehungen und Gedanken enthalten soll, durch welche sich eine ästhetische Idee klar und erschöpfend ausspricht — daher sie in dieser Hinsicht auch von einigen Vollständigkeit genannt wird, wiewohl sich nie mit völliger Bestimmtheit festsetzen läßt, wie viel zur Sphäre eines ästhetischen Ganzen, sowohl den Theilen, als ihrer Beziehung zum Ganzen nach gehöre, um den darzustellenden Gegenstand, oder die Idee desselben zu erschöpfen, oder welche Theile ein Kunstwerk haben müsse, um vollständig zu seyn. Denn die Wirksamkeit des Künstlergeistes ist frei, und das Kunstwerk unendlich in seinen Beziehungen (s. Begeisterung). T.

Tōtila, König der Ostgothen in Italien, bestieg den Thron 541 nach Chr. Geb. Er schlug die römischen Heere, durchzog Italien als Sieger, und bemächtigte sich eines großen Theils desselben. Dabei verfuhr er gegen die Bewohner schonend und milde. Er war mit der Belagerung Roms beschäftigt, als Belisar erschien, und die Gothen lebhaft aber vergebens angriff. Die Stadt wurde durch Hunger auf das äußerste gebracht. Endlich öffneten einige Isaurier, welche die Wälle vertheidigten (17. December 546), dem gothischen Heere die Thore, und Totila zog mit seinen Truppen in die von der römischen Besatzung verlassene Stadt ein. Auf des Pelagius Bitten schonte der Sieger das Leben der Einwohner und die Ehre der Frauen, allein er gestattete seinen Truppen eine freie Plünderung. Erzürnt, daß Justinian seine Friedensvorschläge an Belisar verwiesen hatte, fing Totila an, die Stadt abbrechen zu lassen. Den dritten Theil der Wälle hatte er schon abtragen lassen, und wollte so eben die prachtvollsten und ehrwürdigsten Gebäude in Asche verwandeln, als er vom Belisarius eine Vorstellung gegen dieses barbarische Verfahren erhielt. Hierdurch zur Überlegung gebracht, verließ er die Stadt, und führte die Senatoren mit sich nach Lucanien fort. Als Totila sich entfernt hatte, nahm Belisarius mit seinen wenigen Truppen die Stadt ein, stellte die Wälle wieder her, und rief die zerstreuten Einwohner zurück. Auf die Kunde hievon kam auch Totila wieder, um die Stadt von neuem einzunehmen. Aber seine Angriffe waren vergebens, und er mußte

sich nach großen Verlusten zurückziehen. Darauf schlug er ein römisches Heer in Apulien, erschien mit Verstärkungen abermals vor Rom und nahm es durch Verrätherei der isaurischen Wachen ein. Jetzt verlangte er vom Justinian die Abtretung von ganz Italien, allein der Kaiser ließ die Abgeordneten nicht vor sich. Totila rüstete also eine zahlreiche Flotte aus, nahm Rhegium (Reggio) und Tarentum ein, und ging nach Sicilien über. Er unterwarf sich diese Insel, bemächtigte sich dort großer Schätze, und einer außerordentlichen Menge von Pferden und Hornvieh, bemeisterte sich auch Sardiniens und der Insel Corsica, und verheerte die Seeküsten von Griechenland. Zugleich belagerten seine Truppen Ancona, allein die gothische Flotte wurde gänzlich von einer Flotte des Justinian geschlagen, die Gothen mußten die Belagerung aufheben, und bald nachher wurde ihnen auch Sicilien wieder genommen. Justinian, jetzt ernstlich gewilligt, Italien von Totila's Gewalt zu befreien, ersetzte nach des Belisarius Zurückberufung dessen Stelle durch den Narses, einen tapfern und geschickten Feldherrn. Narses kam mit einer großen Armee nach Italien, und ging geradezu auf Rom los. Totila versammelte alle seine Truppen in der Nähe dieser Stadt, und ging dem Narses bis Busta Gallorum entgegen. Narses ließ dem Totila in Justinians Namen Verzeihung anbieten, allein der Gothenkönig antwortete auf die schimpfliche Botschaft, daß er entweder sterben oder siegen wolle. Er griff seinen Feind am nächsten Morgen (im Julius 552) an, allein die gothische Reiterei wurde in die Flucht geschlagen, und setzte auch das Fußvolk in Verwirrung. Narses nahm des Vortheils wahr, und die Gothen wurden gänzlich besiegt. Totila entfloh mit fünf Begleitern. Er wurde jedoch vom Asbad, einem Anführer der Gepiden, eingeholt, der ihn, ohne ihn zu erkennen, mit einer Lanze durchbohrte. Mit ihm sank auch der Ruhm der Gothen. Sein Charakter wird von den Schriftstellern jenes Zeitalters wegen seines Heldenmuths, seiner Mäßigung, seiner Menschlichkeit und Gerechtigkeit sehr günstig geschildert.

Tott (Baron von), ein bekannter ungarischer Edelmann. Nachdem er 1755 im Gefolge des französischen Gesandten Vergennes Constantinopel besucht und während eines achtjährigen Aufenthalts daselbst die türkische Sprache erlernt hatte, kehrte er nach Frankreich zurück, war dann eine Zeit lang französischer Resident bei dem Chan der crimmischen Tataren und begab sich nach dessen Tode wieder nach Constantinopel, wo er von der Pforte zur Verbesserung des Artilleriewesens und der Stückgießerei, so wie zur Befestigung und Vertheidigung der Meerenge gebraucht wurde und wesentliche Dienste leistete. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Frankreich, besuchte darauf in Auftrag der Regierung die levantischen Handelsplätze, zog sich dann in die Einsamkeit zurück, und starb zu Tatzmannsdorf in Ungarn 1793. Wir verdanken Tott sehr interessante Nachrichten über die Türkei, Tartarei, den Archipelagus, Ägypten, Syrien u. s. w.

Toulon, eine berühmte Stadt in der Provence am mittelländischen Meere, jezt der Hauptort eines Arrondissements im Departement des Var, mit einem vortrefflichen Hafen für Kriegsschiffe, wozu auch die Galeeren, die vormals ihre Station zu Marseille hatten, gekommen sind; liegt an einer Bucht des mittelländischen Meeres, und besteht aus dem alten und neuen Quartiere; in dem erstern ist die ehemals bischöfliche Kathedralkirche und das schöne

Rathhaus, in dem neuen schön gebauten Quartiere ist der Champ de Bataille, eine herrliche Promenade. Der alte und neue Hafen haben vermittelst eines Canals Verbindung mit einander, und sind mit einem schönen Kai und zwei Dämmen (Molos) eingefaßt. An dem Hafen findet man das große Seearsenal, große Magazine, die Schiffswerfte und die Werkstätte der Handwerker, die für die Flotten arbeiten. Ein jedes Kriegsschiff hat hier sein besonderes Magazin; die Kanonen und Segel sind aber an gewissen Orten beisammen. Das allgemeine Magazin mit seiner bewundrungswürdigen Ordnung und seinen großen Vorräthen, die geräumigen Werkstätte der zum Schiffsbau gehörigen Handwerker, und das 320 Klafter lange massive Gebäude zur Verfertigung der Taue und Schiffsseile haben wenig ihres Gleichen. Jeder von beiden Häfen hat einen engen Eingang und wird von starken Batterien beschützt. Vor dem Hafen liegt die vortreffliche Rhede, die in die alte und neue eingetheilt wird, zwischen welchen ein hoher starker Thurm steht; auch dienen mehrere Forts zur Vertheidigung derselben, so daß überhaupt Toulon von der Seeseite unangreifbar ist. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt 22,000 und die der Häuser 2400. Die Fabriken sind von keiner Wichtigkeit. Die große Segeltuchfabrik und Taudreherei arbeiten blos zum Dienste der Marine. Wichtiger sind die Fischerei und der Handel, der nach der Levante und nach Amerika getrieben wird. In der Umgegend wachsen viele Capern. Im J. 1707 wurde dieser Platz von den Alliirten unter dem Herzoge von Savoyen und dem kaiserl. General Prinzen Eugen von Savoyen zu Lande, und von der engl. und holländischen Flotte zu Wasser bombardirt, so daß die Stadt meist zerstört, und mehrere Schiffe im Hafen verbrannt wurden. Die Belagerung mußte jedoch aufgehoben werden. Nachher sind die zerstörten Werke wieder ausgebessert und noch viele Forts auf den Anhöhen angelegt worden. 1744 fiel zwischen dieser Stadt und den hierischen Inseln eine sehr blutige Seeschlacht zwischen der englischen und der combinirten französisch-spanischen Flotte vor. 1793 übergaben die gegen die revolutionäre Regierung aufgebrachten Einwohner und Soldaten in Toulon die Stadt durch freiwilligen Accord der englischen und spanischen Flotte. Beide wurden zwar bald darauf durch eine Belagerung verdrängt; aber sie zerstörten vor ihrem Abzuge einen großen Theil der Arsenale, verbrannten 20 Kriegsschiffe und Fregatten, und führten die übrigen 3 Kriegsschiffe und 6 Fregatten mit hinweg. Hierdurch und noch mehr durch die darauf erfolgte harte Züchtigung von Seiten der revolutionären Regierung verlor Toulon beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand. Die Arsenale sind jetzt größtentheils wieder hergestellt, und im Jahre 1810 wurde eine Marineschule von 300 Zöglingen hieselbst errichtet.

Toulouse, die ehemalige Hauptstadt in Languedoc, und jetzt im Departement Haute-Garonne. Sie ist eine alte Stadt, hat acht Thore, wohlgebaute Kirchen und Häuser, aber meist krumme und enge Gassen, eine königliche Münze, eine Universitätsakademie mit vier Facultäten, ein königliches Collegium, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine öffentliche Bibliothek, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, 8800 Häuser und 52,000 Einwohner. Über die Garonne, an welcher die Stadt liegt, führt eine der schönsten Brücken von 810 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, mit einem Triumphbogen, und verbindet die Stadt mit der Vorstadt St. Cyprien. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich besonders aus: der erzbischöfliche Palast, das Rathhaus oder Capitol, dessen Façade kurz vor der Revolution prächtig neu erbaut worden ist, eins der schön-

sten in ganz Frankreich, das große Schauspielhaus, die Saturninskirche mit vielen Reliquien, die Capuzinerkirche mit einer merkwürdigen Crypta, die Dominicanerkirche mit Thomas von Aquino Sarkophage 2c. Auch giebt es hier noch verschiedene Überreste von römischen Amphitheatern und Wasserleitungen. Sowohl die Garonne, als der unterhalb der Stadt hingehende Canal von Languedoc, sind dem Handel sehr vortheilhaft. Die Handlung mit Getraide, Mehl und Bauholz der Landschaft, mit spanischer Wolle und den hiesigen Manufacten von feinen Tüchern, Seiden- und Baumwollenstoffen ist freilich beträchtlich, entspricht aber nicht der zum Handel so sehr günstigen Lage der Stadt. Die Einwohner waren ehemals sehr eifrig für ihre Religion, und das hiesige Parlament verurtheilte 1762 den unglücklichen Calas. Wegen der von Paris aus zu spät angelangten Nachricht von der Thronentsetzung Buonaparte's wurde bei Toulouse noch im April 1814 zwischen den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugiesen und den Franzosen eine Schlacht geliefert, und die Stadt von den Engländern am 11ten April eingenommen.

Tournefort (Joseph Pitton de), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix in der Provence den 5. Jun. 1656, fand schon in seiner Kindheit das größte Vergnügen am Kräutersammeln, so daß er ohne Anleitung sich mit allen in der Gegend von Aix wachsenden Kräutern in sehr kurzer Zeit bekannt machte. In dem Jesuitercollegium erhielt er seine Schulerziehung, studirte nachher zu Montpellier Theologie, Anatomie und Medicin, vorzüglich aber Botanik. Der Tod seines Vaters 1676 verschaffte ihm völlige Freiheit, seiner Lieblingsneigung zu folgen, und jetzt unternahm er mehrere Reisen durch Frankreich, die Pyrenäen, England, Holland und Spanien, und eine machte er auf Kosten des Königs nach der Levante. 1683 wurde er als Professor der Kräuterkunde bei dem königlichen Garten in Paris angestellt, zu dessen Bereicherung er viele Reisen machte, und 1692 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. 1694 gab er sein erstes Werk: Elémens de Botanique ou Méthode pour connaitre les plantes in 3 Quartbänden mit vielen Kupfern heraus. Durch dieses System der Kräuterkunde erwarb sich Tournefort einen unsterblichen Namen, da er eine bessere Bestimmung der Pflanzengattungen einführte, deren Charaktere besonders von der Gestalt der Blumen hergenommen sind. Bis zu Linné's Zeiten war Tourneforts System das beliebteste, und eine Menge von Pflanzen verdanken ihm ihre Benennungen. 1700 erschien eine vermehrte Ausgabe von Tourneforts Elementen unter dem Titel: Institutiones rei herbariae, 3 Vol. 4., und 1719 eine von Anton Jussieu mit 489 Kupfern. Diesem Werke folgten seine Histoire des Plantes, qui naissent aux environs etc. Paris 1698, 12.; ferner seine Relation d'un voyage du Levant, Paris 1712, Vol. 2., 4. (deutsch, Nürnberg 1776, 3 Bde. 8.) u. s. w. Tournefort ging überall mit philosophischem Geiste zu Werke; wodurch seine Schriften um so schätzbarer werden. Durch einen unglücklichen Zufall quetschte er sich an einem schnell vorüberfahrenden Wagen die Brust, und starb an den Folgen davon den 28sten Nov. 1708.

Tournois (Livre), s. Livre.

Toussaint l'Ouverture, ein Neger auf St. Domingo, der die Talente eines Feldherrn und Gesetzgebers mit Edelmuth, Rechtssinn und Menschlichkeit vereinigte. Als Sklave geboren (1745 auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap François) hütete er die Heerden von Breda, und erlernte während dieser Beschäftigung

für sich schreiben, lesen und rechnen. Sein Durst nach Kenntnissen erwarb ihm nicht blos die Gunst seines Vorgesetzten, des Oberaufsehers der Plantagen, Bayon de Libertas, der ihn zu seinem Kutscher machte, sondern auch die Achtung und Bewunderung seiner Mitsklaven. Indessen blieb er nach seiner, im 25sten Jahre erfolgten Verheirathung Sklave seines Herrn, der ihm jedoch seinen Zustand möglichst zu erleichtern suchte. Dies benutzte er, und machte sich mit den in Libertas Bibliothek befindlichen philosophischen Schriften (worunter ihn die von Raynal am meisten anzogen), mit den Werken über Staats- und Kriegswissenschaften bekannt. Als 1791 in der Nacht vom 21. zum 22. Aug. die erste Negerempörung auf St. Domingo ausbrach, ward auch er von seinen Landsleuten zu Rathe gezogen. Er nahm aber anfangs an dem Kampfe für Freiheit keinen Antheil, sondern suchte erst seinen Herrn, Bayon de Libertas, nach dem festen Lande von Amerika in Sicherheit zu bringen. Als dies geschehen war, begab er sich zur Armee seiner Landsleute, nahm bei dem unter Biassou's Befehlen stehenden Corps Dienste und ward der nächste nach diesem im Commando. Als Biassou sich theils durch Grausamkeiten, theils durch fehlgeschlagene Unternehmungen den Haß seiner Armee zugezogen hatte, ward Toussaint l'Ouverture an seiner Stelle (1793) zum Divisionsgeneral ernannt. Hier entwickelte er eben so viel Genie, als Kenntniß der Kriegskunst, und der zur Staatsverwaltung erfoderlichen Fähigkeiten. Die Grausamkeiten in dem Kriege wider die Weißen wurden ihm mit Unrecht zur Last gelegt. Manche von den Barbareien, welche Dessalines verübte (s. Hayti), fielen auf Toussaint zurück, weil dieser, obgleich mit der obersten Gewalt in der Colonie bekleidet, nicht im Stande war, den wilden Dessalines daran zu verhindern. Unstreitig besaß kein Heerführer der empörten Sklaven so viel Gerechtigkeit und Mitleidigkeit als Toussaint. Menschlich in diesem unmenschlichsten aller Kriege, hatte er, so viel an ihm war, jede Art von Barbarei zu verhindern gesucht. Da er die Freiheit ohne Verbrechen liebte, so übte er nur dann Rache, wenn die Nothwendigkeit sie gebot. Ein engl. Offizier Rainsford giebt in seiner Geschichte der Insel St. Domingo dem Toussaint l'Ouverture das Zeugniß, daß er sich als Gouverneur und Obergeneral durch Gerechtigkeits- und Menschenliebe, durch gutes Benehmen und musterhafte Anstalten zum Besten des Landes mit Recht die Liebe der Neger erworben habe. 1796 hatte Toussaint, als er bei einem Volksaufstande in der Capstadt mit einer Armee dahin ging, den französischen, zum Gefangenen gemachten General Laveaux befreit, und als Gouverneur wieder eingesetzt. Hierdurch erwarb er sich die Achtung der französischen Regierung, und wurde zum Divisionsgeneral und Gouvernementslieutenant auf St. Domingo ernannt. Hierauf commandirte er unter Rochambeau einen Theil der französischen Armee. Die bessere Ordnung, die er allenthalben einführte, erwarb ihm viele Anhänger; auch machte er 1797 bedeutende Fortschritte gegen die Engländer, so daß ihm das französische Directorium einen Ehrensäbel schenkte, und ihn zum Obergeneral aller Truppen auf St. Domingo ernannte. Indessen widersetzte sich doch Toussaint, nachdem er 1798 noch wichtigere Fortschritte gemacht hatte, der Anerkennung der französischen Agenten, und suchte sich von ihnen unabhängig zu machen. Das Directorium stellte sich jedoch fortwährend gut gegen ihn, und auch er schien in gutem Verhältnisse bleiben zu wollen, weshalb er seine beiden Söhne nach Frankreich schickte, um sie dort

erziehen zu lassen. Als aber der Divisionsgeneral Hebouville dem General Rigaut befahl, Toussaints Befehle nicht anzuerkennen, so brach 1799 zwischen Toussaint und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten in den südlichen Departements, ein heftiger Bürgerkrieg aus; Ströme Blutes flossen; zuletzt war Toussaint Meister der ganzen Colonie. Er stellte nun die Ordnung im Norden wieder her, kündigte eine Amnestie an, entwaffnete die rebellischen Schwarzen, und schickte die ränkevollen französischen Agenten, welche durch ihre Umtriebe alle Unordnungen verschuldet hatten, den General Hedouville, Santhonax u. A. m. nach Frankreich zurück, die ihn nachher aus Rache verleumdeten. Von 40 Gefangenen verurtheilte Toussaint 13 und unter diesen seinen eignen Neffen, Moyse, zum Tode. Die Einwohner der Capstadt wollten ihn auf das feierlichste empfangen, und überreichten ihm eine Goldmünze mit den Worten um sein Bildniß: Après Dieu, c'est lui! Allein er lehnte jede Auszeichnung ab. Seine Absicht war, durch die Rettung von Frankreichs wichtigster Colonie sich die Achtung der französischen Regierung zu erwerben. Allein seine Maaßregeln erschienen dem argwöhnischen Oberconsul immer verdächtiger. Er sendete deshalb 1801 eine Flotte unter dem General Leclerc und dem Admiral Villaret Joyeuse nach Domingo ab. Toussaint ließ ihnen bei ihrer Ankunft zu erkennen geben, daß er auf keine Weise ihnen erlauben werde, in die Stadt zu kommen. Als nun die Übergabe der Stadt den franz. Befehlshabern verweigert wurde, begannen sie einen heftigen Angriff. Die Schwarzen unter dem Befehl des Generals Christoph flüchteten und warfen, mit Fackeln bewaffnet, Feuer sowohl in die Stadt, als in die übrigen Besitzungen, durch welche sie sich zurückzogen, wodurch die Colonie schrecklich verheert wurde. Vergebens schickte Leclerc dem Toussaint seine beiden Söhne, welche er aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, zu, um ihn nachgebender zu machen; daher erklärten die französischen Generale ihn und Christoph in die Acht; sie wurden geschlagen, mußten sich in die Wälder zurückziehen, und endlich Unterhandlungen anfangen. Leclerc bewilligte einen Waffenstillstand und nahm die Unterwerfung der Negergenerale unter der Bedingung an, daß Toussaint und Christoph sich nach den ihnen angewiesenen Orten begeben mußten. Dessalines und Christoph suchten jetzt, voll Haß und Neid, Toussaint ganz aufzuopfern. Ein Brief, worin Toussaint insgeheim einen Aufstand vorbereitet haben sollte, ward dem franz. General in die Hände gespielt, worauf dieser den nichts besorgenden, im Schooße seiner Familie auf seinem Landgute lebenden Toussaint und einige Andere zu Anfange des Junius durch den General Brünet verhaften, und nach Frankreich einschiffen ließ. Bei seiner Ankunft in Nantes im August 1802 besuchten ihn im Gefängnisse der Stadt der Präfect und andere Behörden, denen er in Beziehung auf sein Schicksal mit großem Nachdruck sagte: Vous avez ma tête, mais vous n'avez pas ma queue, et Vous vous repentirez de vos inconséquences. Vier und zwanzig Stunden darauf wurde er nach der Festung Jour bei Besançon gebracht, wo man ihn 1803 in seinem Zimmer, neben einem Tische hingestreckt, todt gefunden hat. Er war 58 J. alt an Gift gestorben, und hinterließ 3 Söhne. Der älteste, Isaac Louvertüre, wurde auf die Insel Belle Isle verwiesen; er steht jetzt als Rittmeister in französischen Diensten. St. Jean wird in einer englischen Kriegsschule erzogen; der dritte lebte bei seiner Mutter, die eine

Frau von seltener Bildung des Herzens war und 1816 starb, zu Agen. Toussaint war ein seltener Mann; eben so stark im Unglück als im Glück, that er nichts der Tugend Unwürdiges. Die außerordentlichsten Opfer kosteten ihm nichts, wenn er dadurch seine Landsleute aus der Sklaverei reißen konnte; mit unbegreiflichem Scharfblick entdeckte er auch die verborgensten Fallen, die man zu seinem Verderben ersann. Er war um so unerforschlicher in seinen Planen, weil er sie unter einer anscheinenden Offenheit verbarg. Der Leichtigkeit wegen, mit der er in alle vertragsame Vorschläge einging, hatte man ihm den Beinamen Louvertüre gegeben. Er baute die Grundlagen zu der bürgerlichen Bildung eines neuen Volks, mit jener Umsicht, welche beurtheilt, was dauern kann, und was untergehen wird. Sein für den Krieg wie für den Frieden gleich fähiges Genie verband in der Gefahr jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, welches selbst Unfälle unschädlich macht. Nie konnte ihn ein noch so unerwartetes Ereigniß aus der Fassung bringen, er fand schnell den sichersten Ausweg. Mit diesen Geistesgaben verband er die genaueste Kenntniß des Landes. Sein Körper war gewandt und nicht zu groß; sein Anstand war edel und kräftig; sein Gesicht voll Ausdruck, sein Blick rasch und durchdringend, seine ganze Haltung Aufmerksamkeit gebietend. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußern Erscheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Er war mißtrauisch, eine Folge seiner Verhältnisse und Schicksale; auch war er religiös und bestieg wohl selbst die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er wenig; immer beschäftigt arbeitete er mit größter Leichtigkeit. Er hatte fünf Secretäre, die täglich mehr als hundert Briefe beantworten mußten. Übrigens besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, war guter Gatte und Vater, sehr dankbar gegen seine Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben eben so zuverlässig als schlau im politischen. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zum Fanatismus, und seine Feinde fürchteten ihn. „Toussaint," sagt Gregoire von ihm, „war der Wiederhersteller des Gottesdienstes auf St. Domingo, und sein Eifer hatte ihm den Beinamen des Capuziners von Leuten erworben, denen man einen ganz andern geben könnte. . . . Daß Toussaint grausam, Heuchler gewesen sey, — ich habe keinen Beruf es zu läugnen; aber die Weißen —! Man muß in keiner Sache urtheilen, in welcher man nur eine Partei hörte. Vielleicht kommt die Zeit, wo auch die Neger schreiben und drucken lassen, oder wo irgend ein Weißer mit unparteiischer Feder erzählt *)."

Tower, eine Art von Citadelle an der Ostseite der Stadt London, nicht weit von der Themse, ist sehr alt und merklich in Verfall. Ihr Name kommt von dem Thurm, den König Wilhelm aus Quadersteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt errichten ließ. Dieses Gebäude ward nach und nach durch Zusätze mehr vergrößert und befestigt. Das Ganze umfaßt zwölf Morgen

*) Dies ist geschehen. M. s. Hist. de l'insurrection des Esclaves dans le Nord de St. Domingue, par Ant. Metral (von 1789 bis 1804) 3 Vol. Paris 1819, und des Mulatten Regis Mem. sur Toussaint Louverture, justifié par ses actions des accusations dirigées contre lui. Paris 1818.

Fläche, und ist mit einem mit Steinen ausgelegten Wall und tiefen Graben umgeben. Die Merkwürdigkeiten des Towers für den Fremden sind die wilden Thiere, als Löwen, Tiger rc. Ferner das Zeughaus, ein ungeheures zwei Stock hohes Gebäude. Das Geschütz ist im Erdgeschoß; oben ist ein herrlicher Waffensaal, 350 Fuß lang, 50 breit, voll Flinten, Säbel und Pistolen, die sämmtlich so ordentlich, als geschmackvoll aufgestellt sind, und woraus 200,000 Mann bewaffnet werden können. Die Horsearmory oder die Pferderüstkammer ist die Vorstellung der englischen Könige von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Georg II. in ihren Rüstungen zu Pferde nach dem Leben. Die spanische Armory (spanische Rüstkammer) enthält die Waffen und Rüstungen, welche der spanischen unüberwindlichen Flotte 1588 abgenommen und nach London gebracht worden sind. Auch König Heinrichs VIII. nächtlicher Spazierstock, worin sich drei Pistolen befinden, und das Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden rc., sind hier. Die hier befindlichen englischen Reichskleinodien werden nur hinter einem Gitter gezeigt, und wer sie sehen will, muß sich überdies so lange einschließen lassen; denn ein englischer Oberst Blood unter Carl II. wollte sie mit Gewalt wegnehmen, seit welcher Zeit man sich dieser Vorsicht bedient. Diese Reichskleinodien bestehen in einigen Kronen von großem Werthe, ingleichen Reichsapfel, Scepter, einem Taufbecken, worin die königliche Familie getauft wird, einem goldnen Adler, worin das Salböl für die Könige und Königinnen enthalten ist, u. s. f. Alles englische Geld wird im Tower geschlagen, und es ist keine Münze weiter im Königreiche, außer der Münzmaschine eines Privatmanns in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen geprägt werden. Im Tower ist auch ein großes und sehr sicheres Pulvermagazin, und eine Kirche, worin viele vornehme Personen, die hier enthauptet sind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Catharina Howard, beide Gemalinnen Heinrichs VIII. u. A. m. Es ist auch ein Archiv im Tower, worin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten Königs Johann bis auf Richard III. in 56 Schränken aufbewahrt werden. Gegen Erlegung einer Kleinigkeit darf man davon nachsehen, was man will. Die Stelle eines Governors oder Oberbefehlshaber im Tower ist sehr ansehnlich und einträglich. Unter ihm steht ein Lieutenant-Governor, ein Deputy-Lieutenant und ein Major. Der Tower dient zugleich zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen. Hinter dem Tower an der Themse stehen 60 Kanonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament geht, abgefeuert werden.

Toxicologie, die Lehre von den Giften, von dem griechischen Worte τοξικον, welches eine besondere Art des stärksten Giftes, womit die Alten ihre Pfeile und Wurfspieße vergifteten, nachher aber jede Art von Gift bedeutete.

Totze (Eobald), ein ausgezeichneter historischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, geboren 1715 zu Stolpe in Hinterpommern, war in Göttingen Privatdocent und Universitätssecretär, kam von dort nach Bützow, erhielt von dem Herzoge von Meklenburg den Titel eines Justizraths und starb im März 1789. Als Geschichtsschreiber besaß er viel Forschungsgeist und Beurtheilungskraft, und hat dadurch seinen Schriften einen dauernden Werth gegeben. Wir bemerken in dieser Hinsicht von ihm seine Einleitung zur allgemeinen und besondern europäischen Staatskunde,

2. Th. Bützow und Wismar 1779, 8. 4te Auflage, neu bearbeitet von W. A. Heinze. Schwerin und Wismar 1790 bis 1799; Geschichte der vereinigten Niederlande, oder neue Welthistorie, 16ter und 17ter Theil. Halle 1770, 4., Kleinere Schriften histor. und statist. Inhalts, herausgegeben von K. F. Voigt. Leipzig 1791, 8. und besonders seine Geschichte der mittlern Zeit, herausgegeben von Ebendemselben 1791.

Trabanten. Hiermit bezeichnet man 1. diejenigen himmlischen Körper, die zwar ihr Licht und ihre Wärme von der Sonne ihres Systems erhalten, jedoch nur mittelbar sich um dieselbe bewegen, indem ihr unmittelbarer Lauf um den ihnen zugehörigen Planeten geschieht. Man kennt sie auch unter dem Namen Monde oder Nebenplaneten. Unsere Erde hat einen, Jupiter 4, Saturn 7, Uranus 6. — 2. versteht man unter Trabanten eine reitende Leibwache des Fürsten, wozu gemeiniglich ausgesucht große und wohlgewachsene Jünglinge genommen werden. P. S.

Tradition, Überlieferung, kann jede Sage genannt werden, die sich nur durch mündliche Fortpflanzung von einem Geschlecht zum andern erhalten hat. Bekanntlich kam der historische Stoff aus den Zeiten vor Erfindung der Schreibekunst durch solche Traditionen bis auf die ersten Geschichtschreiber. Wie treu auch das Gedächtniß der Erzähler sie wiedergeben mochte, ihre Brauchbarkeit für spätere Historiker mußte schon darum zweifelhaft seyn, weil die Nachwelt eine durch Jahrhunderte von ihr geschiedene Vorzeit ganz zu verstehen unfähig ist. Jedes Volk bewahrt die Erinnerungen seines Daseyns vor den Anfängen seiner Literatur in Sagen, die, je später diese entstand, desto weiter zurückweisen und sich in mythisches Dunkel verlieren. Unter den Quellen der Geschichte ist daher die Tradition eine der unzuverlässigsten, dagegen hat sie der Poesie reichhaltigen Stoff und über die Bedeutung des Cultus, den die Religionen des Alterthums aus der vorgeschichtlichen Zeit in die geschichtliche mitbrachten, Aufschluß gegeben. Die catholische Kirche versteht unter Tradition das ungeschriebene Wort Gottes, d. h. die Überlieferungen aus dem mündlichen Vortrage Jesu und der Apostel, welche nicht aufgeschrieben wurden und sich durch Mittheilung von einer Generation der Bischöfe zur andern mit Hülfe des heiligen Geistes in der Kirche erhielt. Als Hauptquelle derselben werden die Kirchenväter betrachtet, die allerdings Kirchengebräuche anführen, welche die heilige Schrift nicht vorgeschrieben hat. Mehrere solche Gebräuche, z. B. die Kindertaufe, die Beichte, die Feier der hohen Feste, haben die Protestanten wegen ihrer Zweckmäßigkeit beibehalten. Nur weigern sie sich, was die catholische Kirche für apostolische Überlieferung ausgiebt, als eine von der heiligen Schrift ganz unabhängige Erkenntnißquelle des Christenthums gelten zu lassen. Dies thut die catholische Kirche; sie schreibt ihrer Tradition göttliche Autorität zu und macht sie dadurch zu einem Princip ihres Lehrbegriffs. Nach ihrem Grundsatze, daß die Kirche (nämlich die Concilien, die übereinstimmenden Kirchenväter und die Päpste) in fortwährendem Besitze derselben Offenbarung des heiligen Geistes sey, deren die Apostel genossen, thut sie es auch ganz consequent. Denn daraus folgt die vom Tridentinischen Concilium bestätigte Lehre, daß nicht nur die Echtheit der biblischen Bücher blos darum anzunehmen sey, weil die Kirche sie für echt erklärt, und daß sie allein in dem Sinne ausgelegt und verstanden werden dürfen, den die Kirche ihnen beilegt,

sondern auch alle die Dogmen und Gebräuche, welche in spätern Zeiten nicht nach Anweisung der heil. Schrift, ja, wie die Protestanten zeigen, oft sogar im Widerspruch mit dem biblischen Christenthume, durch Concilien und Päpste in der Kirche aufgebracht worden sind, als göttliche Institutionen zu achten wären. Der angegebene, bei den echtpapistischen und als orthodox geltenden catholischen Kirchenlehrern nachzuweisende Traditionsbegriff stützte das Dogma von der unumschränkten Gewalt der Kirche über Glauben, Cultus und Leben der Christen und jene Menge kirchlicher Satzungen, Gebräuche und Einrichtungen, die bei den Protestanten im Rufe schriftwidriger und schädlicher Empfindungen des Aberglaubens, der Herrschsucht und der Geldgier stehen. Die historische Kritik, wie sie von protestantischen Theologen geübt wird, darf daher an die catholische Traditionslehre nicht rühren, sie würde mit ihr das ganze System des Catholicismus umwerfen. Vielmehr muß ein unbedingter Glaube an die göttliche Autorität der Kirche und an die ihr fortwährend beiwohnende Inspiration diese Lehre heiligen und die Tridentinische Kirchenversammlung hat nicht ganz consequent decretirt, daß der Tradition nur gleiche Ehrfurcht wie der heiligen Schrift gebühre, da erstere als kirchlich anerkannte alleinige Auslegerin der letztern eigentlich das höhere normative Ansehen hat. Hieraus ergiebt sich die zur Beurtheilung der theologischen Gegensätze unserer Tage dienende Bemerkung, daß die Tradition dem echten Catholiken dasselbe ist, was die Vernunft dem Rationalisten und der wissenschaftlich ausgemittelte Buchstabe der heil. Schrift dem Supernaturalisten. E.

Traditoren wurden diejenigen Christen genannt, die sich unter den Christenverfolgungen, besonders Diocletians, des Vergehens der Auslieferung heiliger Bücher und Gefäße an die heidnische Obrigkeit schuldig machten. Meist waren es zaghafte Geistliche, die die Kirche durch Entsetzung von ihren Ämtern bestrafte. Da die Donatisten (s. d. Art.) solche Auslieferer sogar den ärgsten Ketzern gleichstellten, milderte die orthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieses Vergehen, zu dem es unter den christlichen Kaisern keine Gelegenheit mehr gab. E.

Trafalgar (Schlacht von). Im Sommer 1805 hatte sich die 24 Kriegsschiffe starke französische Flotte, welche zu Toulon ausgerüstet worden, unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadix vereinigt und war in die westindischen Gewässer gesegelt, wo sie Furcht und Schrecken verbreitete, aber ohne irgend eine Insel zu nehmen; kaum einige englische Kauffahrer und ein Cutter waren ihr in die Hände gefallen. Unterdessen hatten die Engländer der französischen Flotte Nelson mit einer etwa halb so starken Flotte nachgesandt; aber vergeblich suchte dieser die französisch-spanische Armada in Barbados, in Martinique, in St. Luzie und segelte mißmuthig nach Europa zurück. Hier hatte bei Corunna (22. Julius 1805) bereits der Admiral Calder mit 15 Linienschiffen die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht geliefert, welche aber unentschieden blieb, da ein dicker Nebel im Augenblick des Kampfes alles verdunkelte und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt; doch hatten sich die Britten zweier spanischen Schiffe bemächtigt. Die spanisch-französische Flotte lief in den Hafen von Corunna ein, wo sie sich verstärkte, so daß sie 34 Linienschiffe zählte. Calder zog sich daher zurück. Wäh-

rend dies geschah, hatte Nelson sich in London aufs neue verstärkt und segelte nun vor Cadix, wo die feindliche Flotte vor Anker lag. Es lag ihm nicht daran, was vorher schon Admiral Collingwood, der bei Gibraltar stationirt war, versucht hatte, die Flotte zu blockiren, sondern sie zu einer Schlacht zu bringen. Er zog sich daher ganz von Cadix zurück, und in der That lockte er dadurch die Flotte heraus. Den 19ten segelte sie aus dem Hafen, den 21sten traf sie Nelson beim Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Nelson hatte den Plan zu einer Schlacht seinen Unterbefehlshabern schon am 4. October aus einander gesetzt. Es bedurfte also dazu keines Augenblicks. In zwei Colonnen segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die durch mehrere Escadren verstärkte französisch-spanische von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten, und bei Annäherung der Engländer sich in einem Halbkreis ordneten. Allein Nelson wurde vom Winde, wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft besser unterstützt, als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie mit seinen zwei Colonnen an zwei Punkten, auf Pistolenschußweite lagen die Schiffe an einander; mehrere wurden geentert, andre in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet; Gravina, der spanische Admiral, starb an seinen Wunden, 19 Schiffe waren verloren, worunter eines von 130 und das andere von 120 Kanonen. Der französische Admiral Villeneuve ward gefangen, eben so Alava, der spanische Viceadmiral, und der Contreadmiral Zisneros. Dies war Nelsons letzter und glorreichster Triumph. Ein feindlicher Scharfschütze auf der Santa Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoß ihn mitten durch den Stern, der sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank er als Held, jedoch wie Epaminondas vom Siege bereits bekränzt. Collingwood übernahm statt seiner das Commando. Vier französische Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, wo sie aber den 4ten November dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Nur zehn Schiffe blieben von der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in sechs Jahren mit Mühe durch die Thätigkeit der ganzen französischen Nation geschaffen hatte. 15,000 Mann betrug der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, indeß die Engländer kaum 1800 Dienstunfähige und Todte zählten. Seit dem Tage von Trafalgar giebt es keine Flotte mehr, die der brittischen Seemacht die Herrschaft des Weltmeers streitig machen kann. * r

Trägheit, im physischen Sinne, ist das Vermögen der Körper, in ihrem Zustande zu beharren, sey dieser ein ruhiger, oder finde dabei Bewegung Statt. Man nennt dieses, zu den physischen Eigenschaften der Körper gehörende, Vermögen auch — und zwar richtiger bezeichnend — Beharrungsvermögen, Gleichgültigkeit gegen Bewegung und Ruhe. Es ist dieses aber keine Kraft, weil diese letztere Änderung des Zustandes bedingt, sondern ein inneres, jedem Körper eigenthümliches Vermögen, in dem Verhältnisse zu bleiben, in dem er sich eben befindet. Daher schreibt man den Planeten Trägheit zu, weil diese ihre einmal angenommene Bahn stets verfolgen. — Im gewöhnlichen Sinne versteht man darunter Hang zur Ruhe, oder doch zur möglichst geringen Bewegung und Anstrengung; von den Geisteskräften gebraucht, wofern diese nicht durch physische Ursachen an ihrer Thätigkeit verhindert werden, erscheint Trägheit selbst als Un-

tugend, weil die Pflicht der geistigen Wirksamkeit dadurch unausgeübt bleibt.

Tragisch — Tragödie. Das ursprünglich griechische Wort bedeutet eigentlich einen Bockgesang. Entweder weil dem Bacchus, an dessen Festen man ernsthafte, lyrische und heroische Gesänge öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil der beste Sänger (Declamator nach unserer Art zu reden) einen Bock zum Preis erhielt, wurde jenen Gedichten der seltsame Name zu Theil. Man schreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer ersten, rohesten Gestalt dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon lebte, ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Äschylus. So wie Aristoteles sie vorfand, beschrieb er sie als ein dramatisches Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht, Schrecken und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung erregt, die Leidenschaften zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet worden ist, sie giebt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften ins Klare setzt. Die künstliche Erregung jener genannten Leidenschaften, die uns in einen unangenehmen Zustand versetzen, kann wohl auf die Reinigung unseres Gemüths keinen andern Einfluß haben, als den, daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Übung scheint in der That nichts geeigneter, als ein Zustand, in welchem der Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften, und auch die Kraft fühlt, sich von ihr zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tragödie versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen, und schon darum das Bewußtseyn der inneren Freiheit weniger als die rein egoistischen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheit erregen, und indem sie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt —

Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

will sie uns das Gefühl des innern Vermögens lassen, uns davon nach Willkühr wieder zu befreien, wär' es auch nur die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit dessen, was uns bewegt. Wer hat nicht wohl einmal in seinem Leben in demjenigen Halbschlummer schon geträumt, wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anschaut, weil noch das Gefühl in uns wach ist, daß es unsere eigne Phantasie ist, welche den Traum erschafft? wo wir träumen mit dem schwankenden, schläfrigen Bewußtseyn, daß wir träumen? Gleich einem solchen Traume will der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wirken, und dadurch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenschaften das Gegengewicht halten. Da es auf eine Übung dieser Kräfte abgesehen ist; so muß er sich hüten, es mit der Erregung der sympathetischen Gemüthsbewegungen so weit zu treiben, daß wir dem Schmerz nur durch ein völliges Zerstören der traumartigen Täuschung entrinnen können. Denn sobald wir zu diesem Mittel greifen, fällt jene Übung des moralischen Vermögens weg. Wir müssen die Vorstellung, in der Lage der Handelnden zu seyn, aushalten können, selbst da, wo wir sie darin untergehen sehen, indem wir in uns noch das Daseyn der Kräfte fühlen, deren sie für den Augenblick beraubt zu seyn scheinen. Aus diesem Ge-

sichtspunkte vielleicht ist die Aristotelische Erklärung mit demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Wesen der Tragödie philosophirt worden ist. Wir pflegen die Tragödie in unserer Sprache Trauerspiel zu nennen (vergl. Schicksalstragödie), und es scheint nicht, daß die Klarheit des Begriffs bei diesem Purismus gewonnen habe. Wohl manche dramatische Schriftsteller haben das Traurige mit dem Tragischen verwechselt, und statt eines wahren Trauerspiels einen τράγος (Bock) gemacht. Es läßt sich aus der obigen Erklärung entwickeln, daß das Wesen der Tragödie nicht auf dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange, sondern auf der Größe und Erhabenheit der Hauptidee ruht, auf welche die Fabel hinweis't, und welche sie als ein lebendiges Beispiel belegt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geist an der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich ergötzen können, weil sonst nichts, als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in uns entstehen kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täuschung zu entrinnen ermögen. Die meisten neuern Kunstphilosophen haben das weniger eingesehen, als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was tragisch sey, a priori aufzulösen, und den Begriff dieses Beiworts auf ein höchstes Princip zurückzuführen. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiwortes sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Hauptidee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anschaulichmachung dient, so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zusammen. Sagt man es von der Fabel, oder einem einzelnen Theile desselben, so drückt es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Hauptidee aufzuregen geschickt sind, woraus keinesweges folgt, das jede derselben an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen betrachtet, ein erhabener Gegenstand für die Anschauung sey. Spricht man von dem tragischen Helden (des Stücks), von seinem tragischen Charakter, so weicht dessen Bedeutung noch weiter vom Begriffe des Erhabenen ab. Aristoteles will den Helden tugendhaft aber menschlich schwach. Das ist an sich nicht erhaben; aber der Held soll auch eben nicht durch seine moralische Größe uns imponiren, sondern hauptsächlich unsern Antheil, unser Mitgefühl erwecken und festhalten, damit das, was in dem Stücke mit ihm sich begiebt, mit Geist und Gemüth auf die erhabene Hauptidee uns leite. Redet man endlich von tragischen Hebeln, so versteht man darunter Mittel zu Aufregung unseres Geistes und Gemüths, die oft den Anschein des Kleinen vielmehr, als des Erhabenen an sich tragen, und bisweilen gerade dadurch um so zweckdienlicher werden, weil die Anschauung einer großen Idee uns um so mehr überrascht, wenn wir mittelst des gleichsam electrischen Stoßes der Ideenverbindung durch kleine Begegnisse daran gemahnt werden. So ist es im Lear mehr als einmal ein Einfall des Hofnarren, der wie ein Blitz das colossale Gebäu der moralischen Weltordnung erleuchtet, und unserem Geiste sichtbar macht. Schon um dieser Verschiedenheiten willen ist es eine Absurdität, den Begriff des Tragischen, als einen abstracten, in einer einzigen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverständlichen Galimathias hinauf abstrahirt, daß das Tragische ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern sey. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einseitiger Weise einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens und

der That mit dem Schicksal u. s. f. nennen. Das **Komische** menschlicher Handlungen ist in vielen Fällen nichts anderes. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überhaupt. Am sichersten bleiben wir bei der lexicographischen Erklärung stehen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig ist oder auch von ihr herrührt; ja selbst, was ihr durch seine Wirkung verwandt ist. Tragisch in dem letztbezeichneten Sinne ist Schillers Gedicht: die Kraniche des Ibicus, und die berühmte Gruppe des Laokoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können. A. Mnr.

Trajanus (Marcus Ulpius), ein berühmter römischer Kaiser, war der Sohn des Trajanus, eines ausgezeichneten Feldherrn, der in dem jüdischen Kriege unter dem Vespasian befehligte, der ihn zum Consul und Patricier machte, und ihn als Statthalter und Befehlshaber nach Syrien schickte. Der junge Trajan, in Spanien geboren, begleitete seinen Vater in einem Feldzuge gegen die Parther am Euphrat, und diente auch am Rhein. Er zeichnete sich allenthalben durch Muth aus, und suchte sich besonders durch große Märsche zu Fuß abzuhärten. Zugleich machte er sich mit allen zum Kriege nöthigen Kenntnissen bekannt, und durch sein einnehmendes Betragen bei den Soldaten beliebt, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Im Jahre 86 nach Chr. Geburt wurde er Prätor und im 91. Consul. Nachher hielt er sich einige Zeit in Spanien auf, von wo er durch den Kaiser Domitian zum Befehlshaber der Truppen in Niederdeutschland berufen wurde. Als der vortreffliche, aber schon bejahrte Kaiser Nerva zur Regierung kam, fand derselbe Niemand würdiger zu seinem Mitregenten, als den Trajan, den er deßhalb adoptirte und (97) zum **Cäsar** erhob. Trajan, damals 42, nach Andern 45 Jahr alt, besaß neben seinen übrigen Vorzügen, die ihm auf eine solche Würde Anspruch gaben, eine majestätische Gestalt, und eine sehr einnehmende, geistvolle Gesichtsbildung. Gleich nach seiner Erhebung beschränkte er die prätoniarische Garde, welche den Nerva gezwungen hatte, ihr die Mörder des Domitian zum Bestrafen auszuliefern, und ließ die Urheber des Aufruhrs bestrafen. Nerva starb bald darauf, und Trajan bestieg ohne Widerspruch (98 n. Chr. Geb.) den Thron. Nichts konnte die Güte und Freundlichkeit, womit er allen Ständen und Personen begegnete, übertreffen. Zuerst machte er allen Einwohnern Roms, die Abwesenden und die Kinder (zu deren Erziehung er Verordnungen traf) mit eingeschlossen, ein Geschenk an Korn und Geld, und gegen die Provinzen bewies er sich eben so freigebig. Um die Stadt mit Getraide hinlänglich zu versehen, erlaubte er die ganz freie Einfuhr, und dieses Mittel war so zweckmäßig, daß bei einer Theurung in Ägypten, der damaligen Kornkammer Roms, dieses Land von der Stadt aus mit Getraide versorgt werden konnte. Die verderbliche Rotte von Angebern (Delatores), welche unter der Tyrannei des Domitian hauptsächlich entstanden, und während Nerva's sanftmüthiger Regierung nicht gehörig bestraft war, fand in Trajan einen unerbittlichen Feind. Er ließ sie einschiffen und nach eben den unfruchtbaren Inseln bringen, wohin die unglücklichen Opfer ihrer Bosheit verwiesen worden waren. Auch erließ er ein Edict, worin alle künftigen falschen Anklagen mit den schärfsten Strafen bedroht wurden, und stellte die Abgabe des Zwanzigsten, welche Augustus auf die Collateralerbschaften gelegt hatte, ab. Durch Mäßigkeit und Sparsamkeit setzte er sich in Stand, Alles dies auszuführen, ohne daß die Staatseinkünfte dadurch verringert wurden. Mit der edelsten und

gewissenhaftesten Rechtlichkeit zog er alle Männer von Verdienst und Kenntnissen hervor, und vertraute ihnen die Staatsämter an. Wie er dem Saburanus als prätorianischem Präfecten das Amtsschwert überreichte, sagte er zu ihm: „dies Schwert gebe ich dir, damit du es zu meiner Vertheidigung führst, wenn ich gut regiere; aber gegen mich, wenn ich übel regiere." Auch als er schon Kaiser war, lebte er mit den Senatoren und übrigen Personen von Stande auf demselben freundschaftlichen Fuß wie vorher, weshalb Plinius auch von ihm sagt: „er besaß Freunde, weil er selbst Freund war." So wie August, besuchte auch er seine Freunde in ihren Häusern, ganz als Privatperson, und seine Freundschaft war um so uneigennütziger, da es denen, welchen er sie schenkte, frei blieb, in seine Dienste zu treten, oder für sich zu leben. Aber sein Palast war nicht blos seinen Vertrauten, sondern einem jeden offen, und allen Bürgern gab er zu jeder Zeit willig Gehör. Bei seiner Tafel waren beständig einige der geachtetsten und angesehensten Römer, die sich mit ihm auf die freieste, munterste und ungezwungenste Weise unterhielten. Seine Mahlzeiten waren einfach und mäßig, und man sahe dabei nichts von der Üppigkeit der vorigen Kaiser. Obgleich er in seinem frühern kriegerischen Leben keine gelehrte Ausbildung erhalten hatte, so kannte er doch den Werth der Wissenschaften und schätzte alle Gelehrten. Daher stiftete er auch Bibliotheken, und unter seinem Schutze blüheten die Zweige der Literatur wieder auf, die unter Domitian gelitten hatten. Diese Beweise so vieler Tugenden eines vortrefflichen Regenten, dessen einziges Streben war, sein Volk glücklich zu machen, veranlaßten den Senat, ihm einstimmig den Beinamen Optimus (der Beste) zu ertheilen, und obgleich ihm derselbe schon in den ersten Zeiten seiner Regierung beigelegt wurde, so hat er sich doch desselben als Regent nie unwürdig gemacht. Im dritten Jahre seiner Regierung nahm er zum drittenmal das Consulat an, welches er mit allen den Förmlichkeiten, die durch die republikanische Verfassung vorgeschrieben waren, verwaltete. Er band sich selbst durch einen feierlichen Eid, die Gesetze zu beobachten, und erklärte, daß sie nicht weniger verbindlich für einen guten Fürsten als für einen guten Bürger wären. Während er dieser Magistratur vorstand, hielt Plinius die vortreffliche Lobrede auf ihn, welche wir noch besitzen, und die uns das Bild eines vollkommenen Fürsten darstellt. Im folgenden Jahre, als Trajan wieder Consul war, brach ein Krieg mit dem Decebalus, dem Könige der Dacier, aus, der den Kaiser zu den Ufern der Donau rief. Eine blutige Schlacht wurde geliefert, in welcher die Römer siegten, aber nicht ohne bedeutenden Verlust. Die Verwundeten waren so zahlreich, daß Trajan seine Kleidungsstücke zum Verbinden hergab. Endlich wurde der dacische König besiegt, mußte um Frieden bitten, und wurde ein Vasall des römischen Reichs. Nun kehrte Trajan zurück, und genoß die Ehre des Triumphs, und der Beiname der Dacische (Dacicus) ward ihm gleichfalls zuerkannt. Die beiden folgenden Jahre (102 und 103) brachte er mit heilsamen Anordnungen und Verbesserungen im Innern seines Reichs zu, legte unter andern den Hafen zu Centumcellä (jetzt Civitavecchia) an, und bestellte (103) den Plinius zum Statthalter von Pontus und von Bithynien, wodurch ein Briefwechsel zwischen dem Kaiser und jenem berühmten Schriftsteller veranlaßt wurde, der den klarsten Begriff von Trajans gütiger und aufgeklärter Regierung giebt. Unter jenen Briefen befinden sich auch diejenigen, welche die Christen betreffen, und in deren einem Trajan

dem Plinius befiehlt: keine Versuche zur Entdeckung der Anhänger dieser Religionspartei zu machen; wenn sie aber vor seinen Richterstuhl gebracht würden, sie zu bestrafen; indessen sollte, wenn sie den Göttern des Staats opfern wollten, auch von Bestrafung nicht die Rede, und das Vergangene vergessen seyn. Wegen dieser Vorschriften hat man den Trajan unter die Verfolger der Christen versetzen wollen. Er suchte aber ausdrücklich ihre Verfolgung zu verhindern, indem er es verbot, Versuche zu ihrer Entdeckung zu machen, und nur dann ihre Bestrafung verordnete, wenn sie angeklagt wurden. Im Jahr 104 fing Decebalus von neuem Krieg an, und Trajan, um desto schneller in Dacien einfallen zu können, ließ bei dem heutigen Zeverin in Niederungarn eine Brücke über die Donau schlagen, welche zu den Wundern jener Zeit und den größten Werken des Alterthums gehört. Darauf fiel er in Dacien ein, eroberte die Hauptstadt des Decebalus, der sich selbst umbrachte, und verwandelte dieses Land in eine römische Provinz, welche er von andern Theilen des Reichs her bevölkerte. Bei seiner Rückkehr nach Rom hatte Crassus eine Verschwörung angesponnen, und Trajan begnügte sich damit, ihn blos zu verbannen. Seine angeborne Liebe zum Kriege, der einzige Fehler, den man ihm als Regenten mit Recht vorwerfen kann, war durch das Glück noch mehr entflammt, und der übrige Theil seiner Regierung zeigt ihn uns hauptsächlich als siegreichen Feldherrn, dessen Absicht es war, die Gränzen des römischen Reichs zu erweitern. Schon lange war das Verfügungsrecht über die Krone von Armenien ein Gegenstand des Streits zwischen den Römern und Parthern gewesen. Da nun Chosroes, der König der letztern, einen König in Armenien eingesetzt hatte, so ließ sich Trajan dies um so mehr als Vorwand zum Kriege dienen, da auch die Parther durch innere Streitigkeiten getheilt waren. Er ging (106) mit einem Kriegsheere nach Armenien, eroberte es (107), und machte es zur römischen Provinz. Nachdem er seine Eroberungen gesichert, und die Huldigungen einiger benachbarten Fürsten empfangen hatte, ging er nach Edessa, dessen König Abgarus in seinem Betragen zwischen den Römern und Parthern gewankt hatte. Durch die Verwendung seines Sohnes, eines schönen jungen Prinzen, erhielt Abgarus indessen vom Trajan eine günstige Behandlung, und der letztere unterwarf sich nachmals ganz Mesopotamien. Das steinichte Arabien wurde gleichfalls um die Zeit von Trajan als eine Provinz mit dem römischen Reiche verbunden. Auch unterwarf er sich alle die kleinen Könige im nördlichen Armenien zwischen dem Euxin und dem caspischen Meere. Im J. 114 baute er das prächtige Forum Trajanum; auch wurde zu Rom die berühmte Trajanische Säule (Columna Trajani) errichtet, die das Andenken seiner Siege verewigte, noch jetzt vorhanden ist, und nach seinem Tode auf seinem Grabe aufgerichtet ward. 115 ging er auf einer Schiffbrücke über den Tigris, unterwarf sich Adrabene und ganz Assyrien, Ctesiphon und Susa, segelte sodann mit einer Flotte auf dem Tigris bis zum Ausflusse in den persischen Meerbusen hinab, und war der erste und letzte römische Feldherr, der denselben beschiffte. Als er in den indischen Ocean kam, verheerte er die Küste des glücklichen Arabiens, und beklagte, wie er ein Schiff nach Indien fahren sah, nichts mehr, als daß er nicht jung genug sey, um auch dies Land zu bekriegen. Der Ruhm Alexanders schwebte um diese Zeit seinem Geiste vor; aber ungeachtet des Glanzes, welchen sein Kriegsglück über seinen Namen verbreitet, schmerzt es ein denkendes Ge-

müth, einen weisen, menschlichen Fürsten in einen ehrgeizigen Eroberer verwandelt zu sehen, welcher, die Rechte der Nationen nicht achtend, die theuersten Güter seines eignen Volks blos seinem persönlichen Ruhme opfert. Er fand ein eitles Vergnügen daran, seine Briefe an den Senat mit barbarischen Namen noch barbarischerer Völker zu füllen, die er dem großen Reiche einverleibt hatte; und die Erfindsamkeit der Senatoren beschäftigte sich mit neuen Ehrentiteln und den Zeichnungen neuer Triumphbogen bei seiner Rückkehr. Allein diese erfolgte nicht. Nachdem er einige Zeit mit der Wiederunterjochung mehrerer Völker verbracht, und den Parthern, die jetzt gleichfalls vom römischen Reiche abhängig gemacht waren, einen König gegeben hatte, belagerte er Atra, die Hauptstadt einer arabischen Völkerschaft. Er mußte jedoch diese Belagerung aufgeben, und sich nach Syrien zurückziehen. 117, als er mit seinem Heere wieder nach Mesopotamien gehen wollte, wurde er krank, übertrug dem Hadrian den Oberbefehl über sein Kriegsheer, und schiffte sich nach Italien ein. Er erreichte Selinus (Trajanopel) in Cilicien, wo er im August 117 im 64sten Jahre seines Alters und im 20sten seiner Regierung starb. Sein Nachfolger war Hadrian, den er adoptirt hatte. — Außer der Kriegsliebe konnte dem Trajan als Regenten kein Vorwurf gemacht werden. Er wachte mit der größten Sorgsamkeit für die Aufrechthaltung der Gesetze, war überaus gerecht, herablassend, gütig und wohlthätig; den Wohlstand seiner Unterthanen suchte er aus allen Kräften zu fördern, legte deshalb neue Städte an, bauete neue Straßen, Brücken und Häfen, ermunterte den Handel, die Wissenschaften und die Künste, zierte Rom mit herrlichen Gebäuden, und sorgte väterlich für die Erhaltung und Erziehung der Waisen. Dennoch ist es zu bedauern, daß einige Laster und Ausschweifungen, von denen die Liebe zum Trunk am wenigsten ihn schändete, seinen Charakter beflecken. Die Liebe und Verehrung der Römer für ihn war so groß, daß noch 250 Jahre nach seinem Tode die Senatoren bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers demselben wünschten: er möchte glücklicher seyn, als August, und besser als Trajan! N.P.

Trajectoria. Wenn ein Körper durch gleichzeitige Einwirkung mehrerer Kräfte in Bewegung gesetzt wird, so beschreibt er unter gewissen Umständen eine krumme Linie; diese heißt seine „Trajectoria," vom lateinischen trajicere, von einem Orte zum andern schaffen. Der durch die Kraft des Wurfs in Bewegung gesetzte Stein z. B. wird durch die, außerdem auf ihn einwirkende Kraft der Schwere von seiner ursprünglich geradlinigen Richtung allaugenblicklich abgelenkt, und, wofern der Wurf nur nicht vertical gewesen ist, in welchem Falle der Stein in der nämlichen Richtung wieder herunterfällt, zur Beschreibung einer parabolisch-gekrümmten Linie, als seiner Trajectoria, gezwungen. S. Ballistik.

Tramontane heißt der Nord- oder Polarstern.

Trancheen, s. Laufgräben.

Trankebar (Trankenbar, franz. Tranquebar), eine Stadt und Festung auf der Küste von Coromandel im Staat von Tanjore in Ostindien, gehört den Dänen und liegt südlich vom Flusse Kolaru. Im Jahr 1612 wurde zu Copenhagen eine dänisch-ostindische Compagnie errichtet, und 1616 kam das erste dänische Schiff auf der Küste von Coromandel an, wo es von dem Rajah von Tanjore gütig aufgenommen wurde. Der letztere ließ sich mit dem Oberkauf-

5*

mann Roland Krappe wegen Abtretung eines Landstrichs zur Ansiedelung für die Dänen in Unterhandlungen ein, und 1620 erhielt der dänische Befehlshaber Ove Giedda den District von Trankebarer wofür re eine jährliche Abgabe von 2000 Perdons oder 1666⅔ dänische Thaler versprach. Er legte hier die Stadt Trankebar und das Fort Dansburg an, und Krappe blieb als Gouverneur zurück. 1777 überließ die Compagnie diese Colonie an die Krone. Das dänische Gebiet begreift, außer der Stadt und Festung, den Flecken Porejaru und 30 Dorfschaften, welche die Krone theils eigenthümlich, theils pfandweise vom Rajah besaß, dem sie dafür 9650 Rthlr. bezahlte, und enthält 20 Quadratmeilen mit 50,000 Einwohnern. Die Stadt allein zählt 15,000 Einwohner, und ist der Sitz einer Missionsanstalt, König Friedrich IV. legte nämlich eine Anstalt zur Bekehrung der Heiden an, und 1705 gingen die ersten Missionarien von Copenhagen nach Trankebar ab, wo sie im Jul. 1706 ankamen. Nun wendete man sich von Copenhagen aus nach Berlin und Halle, um sich Missionarien vorschlagen zu lassen, und am letztern Orte, wo auch noch die Berichte der Missionsanstalt herauskommen, wurde eine malabarische oder eigentlich tamulische Druckerei angelegt Den Heidenbekehrern fehlte es übrigens mehr an Fortgang, als an Eifer in ihrem Geschäft. Ihre Arbeit wurde bis in die neuesten Zeiten mit ansehnlichen Geldsummen, aus Dänemark, Deutschland und England unterstützt, und seit geraumer Zeit haben sie auch eine eigne Druckerei zu Trankebar. In dieser Stadt sind fünf heidnische Tempel, eine muhamedanische Moschee, eine lutherische Hauptkirche mit zwei Predigern, eine dänisch-malabarische Missionskirche, und eine catholische Kirche. In Porejaru ist eine catholische Missionskirche, und in den übrigen Dörfern, und den angränzenden Ländern waren stets königlich dänische lutherische Missionarien mit der Heidenbekehrung beschäftigt. Man hat auch selbst aus der malabarischen Nation Landprediger, Catecheten und Schullehrer gebildet und angestellt. Trankebar ist der Hauptort der dänischen Besitzungen in Ostindien, wo auch der Gouverneur sich befindet, und treibt einen ziemlich beträchtlichen Handel. 1800 liefen in den Hafen 84 Schiffe ein. Auch befinden sich hier Baumwollenfabriken und Seesalzsiedereien.

Transfiguration, Umwandlung, wird in der römischen Kirchensprache die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor genannt, zu deren Gedächtniß sie am 6ten August ein besonderes Fest ersten Ranges feiert, welches aber erst im 12ten Jahrhundert erfunden zu seyn scheint. Papst Calixtus III. versah dasselbe 1456 zum Andenken des Siegs über die Türken mit vielen Ablässen. Unter dieser Benennung ist auch eines der vorzüglichsten Gemählde Rafaels, von dem wir auch einen sehr guten Kupferstich von Dorigny und R. Morghen besitzen, bekannt.

Transitohandel, **Durchfuhrhandel**, heißt der durch ein Land blos durchgehende Handel, an welchem dieses Land keinen andern Antheil hat, als daß es ihm durch die nöthigen Anstalten Erleichterung und Sicherheit verschafft, seine Landstraßen und Wasserfahrten demselben öffnet, dafür Abgaben erhebt und des Verdienstes genießt, zu welchem die Waarendurchfuhr längs dieser Wasser- und Landstraßen Gelegenheit giebt. Es setzt derselbe immer den Eigenhandel anderer Nationen voraus und ist im wahren Sinne des Worts kein eigentlicher Handel, sondern nur eine besondere Benennung des Eigenhandels in der erwähnten Beziehung. KM.

Transparent heißt durchsichtig, durchscheinend, und wird bekanntlich von besondern mit Öl getränkten Gemählden gebraucht, auf welche dann, wenn eine angemessene Beleuchtung dahinter gestellt wird, gewisse Gegenstände, Inschriften und dergl. sich vorzüglich herausheben. Es kann daraus der Kunst zwar nie großer Vortheil erwachsen, allein für bestimmte Zwecke ist diese Art der Darstellung besonders günstig. Die vorzüglichsten transparenten Gemählde sind unstreitig die Prospecte, die der Mahler König in Bern verfertigt hat. Sie stellen mehrere mahlerische Ansichten aus den Gebirgsgegenden der Schweiz mit überraschender Wahrheit dar.

Transporteur ist ein mathematisches Instrument zum Auftragen der Winkel. Er besteht gemeiniglich aus Messing oder Holz und bildet einen halben Cirkel, der nicht allein in seine 180 Grade, sondern jeder Grad noch in halbe und Viertel Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet ist. Oft sind sehr sorgfältig gearbeitete Transporteurs mit einem Nonius versehen, wodurch sich noch kleinere Abtheilungen bestimmen lassen.

Transspiration (gewöhnlich Transpiration) Ausdünstung, die Verrichtung der Haut, gewisse Stoffe aus dem Blute abzusondern und in Luftgestalt aus dem Körper zu schaffen. (S. d. Art. Haut).

Transsubstantiation, s. Abendmahl.

Transzendent, transzendental, Transzendentalphilosophie. — Transzendent und transzendental sind Kunstausdrücke der Philosophie. Der Etymologie nach (von transcendere) bedeuten diese Ausdrücke: was über einen Gegenstand, über eine gewisse Gränze hinausgeht; in der Philosophie, was über den Kreis der Erfahrung, oder des nicht durch den Sinn Wahrnehmbaren hinausgeht. In diesem Sinne ist jede wahre Philosophie transzendental, weil alle philosophische Untersuchungen sich über den Kreis des Sinnlichen erheben müssen. Es kommt aber darauf an, ob man in diesen Untersuchungen von der Erfahrung, oder von reinen Principien und Ideen ausgeht. Letzteres wird im engern Sinne transzendental oder rein genannt. Die Kantische Schule macht nachfolgenden dem Worte nach willkührlichen Unterschied. Transzendental nennt sie dasjenige, was zwar nicht aus der Erfahrung entsprungen ist, aber doch mit der Erfahrung zusammenhängt, weil es den Grund der Möglichkeit der Erfahrung enthalte oder (nach Kritik d. r. Vern. S. 352 u. f.) was über die Erfahrungsgränze hinausreicht; transzendent, was sich nicht mit der Erfahrung verbinden und auf sie anwenden lasse, was also — nach dieser Ansicht — die Gränze möglicher Erfahrung und des Philosophirens übersteige. Ein transzendenter Grundsatz ist nach Kant ein solcher, der die Schranke der Erfahrung aufhebt, ja sie zu überschreiten gebietet. Das Transcendente wird daher eigentlich dem Immanenten entgegengesetzt; immanente Grundsätze sind die, deren Anwendung sich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung hält. „Ich nenne alle Erkenntniß transzendental," sagt Kant (Krit. d. rein. V. S. 25), „die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnißart von Gegenständen (folglich mit formeller Erkenntniß), so fern diese a priori möglich seyn soll, überhaupt beschäftigt; und ein System solcher Begriffe würde Transzendentalphilosphie heißen, das System aller Principien der reinen Vernunft, oder" wie er sie an einem andern Orte

nennt, „Weltweisheit der reinen blos speculativen Vernunft, wovon das Practische abgesondert wird." Hiernach hat man insbesondere der Metaphysik den Namen Transzendentalphilosophie gegeben. Aber an einem andern Orte unterscheidet er das Metaphysische von dem Transzendentalen. Metaphysische Erörterung, sagt er (ebendas. S. 38) ist diejenige, welche das enthält, was den Begriff als a priori gegeben darstellt, aber metaphysische Erörterung (S. 40) ist ihm die Erklärung eines Begriffs, als eines Princips, woraus die Möglichkeit anderer synthetischer Erkenntnisse a priori eingesehen werden kann, und den transzendentalen Schein beschreibt er als einen solchen, der, obschon man ihn aufgedeckt hat, noch nicht aufhört, weil er in einer Verwechselung der subjectiven Nothwendigkeit unsrer Begriffe und ihrer Verbindung mit der objectiven (von unserm Erkenntnißvermögen unabhängigen, auch außer unserer Erkenntniß bestehenden) Gültigkeit unsrer Erkenntniß beruhe. — Indem es nun unter den philosophischen Systemen einen Realismus und Idealismus giebt, denen sich der Synthetismus zugesellt (s. Synthesis), so giebt es auch einen transzendentalen und transzendenten Realismus und Idealismus. (S. den Art. Realismus und Idealismus.) Die Kantische Philosophie nennt sich auch transzendentalen (kritischen, formalen) Idealismus. Kant selbst definirt ihn (ebendas. S. 518 u. f.) als den Lehrbegriff, welcher behauptet, daß alles, was in Raum oder Zeit angeschaut wird, mithin alle Gegenstände einer uns möglichen Erfahrung, nichts als Erscheinungen, d. i. bloße Vorstellungen sind, die so wie sie vorgestellt werden, als ausgedehnte Wesen, oder Reihen von Veränderungen außer unsern Gedanken keine an sich gegründete Existenz haben (s. Kant, Kantische Philosophie, Idealismus). Der transzendentale Idealismus behauptet also nur eine empirische oder subjective Realität der Dinge. Der transzendentale Realismus betrachtet die Erscheinungen als an sich subsistirende Dinge. — In der Mathematik heißen transzendentische (oder transscendente) Linien diejenigen Curven, deren Natur durch keine algebraische Gleichung erklärt werden kann. Descartes nannte sie mechanische Linien, und verwies sie aus der Geometrie, Leibnitz aber nahm sie wieder auf, indem er eine besondere Art von Gleichungen erfand, wodurch ihre Natur eben sowohl erklärt wird, als die der algebraischen Curven. A. Mnr.

Trapezunt (französisch Trebisonde, türkisch Tarabosan), eine Stadt in Kleinasien im ehemaligen cappadocischen Pontus oder heutigen Natolien (Anadoly) in der türkischen Provinz Amasan, der Sitz eines Paschaliks. Die Stadt liegt am schwarzen Meere zwischen zwei hohen Felsen, hat einen großen Umfang, weil sie viel Gärten in sich schließt, aber nur 15,000 Einwohner. Der Hafen wird von den Schiffen, welche auf dem schwarzen Meere Handel treiben, häufig besucht, weil er einer der besten in diesen Gegenden ist, und Reisende nehmen öfters von Constantinopel aus den Weg über Trapezunt nach Erzerum, welches nur fünf Tagereisen davon entfernt ist, und dann weiter nach Persien. Es giebt hier einen Schiffswerft, Färbereien und Kupferwerke. Ehemals hatte die Stadt ein größeres Ansehn, und gab einem kleinen Reiche, dem Trapezuntischen Kaiserthume, den Namen. Als durch die innern Streitigkeiten der griechischen kaiserlichen Familie zu Constantinopel die Kreuzfahrer (Franzosen und Venetianer) veranlaßt wurden, Constantinopel zu be-

lagern, und als nach Eroberung der Stadt (1204) die regierende kaiserliche Familie vertrieben und Balduin, Graf von Flandern, zum Kaiser ernannt wurde, errichtete, bei der allgemeinen Zerrüttung, ein Prinz aus dem vertriebenen kaiserlichen Hause, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Asien, und nahm seinen Sitz zu Trapezunt, wo er vorher nur Statthalter war. Seine Nachfolger legten sich den kaiserlichen Titel bei, und führten ihren Familiennamen der Comnene fort. Über zwei Jahrhunderte behauptete sich dieser kleine Staat, mußte aber endlich der türkischen Übermacht unterliegen. David Comnen, der zwölfte und letzte Kaiser von Trapezunt, wurde in seiner Hauptstadt 1461 von Mahomed II. belagert, und war, da früher schon das griechische Reich zu Constantinopel gefallen war, und ihm alle auswärtige Hülfe fehlte, genöthigt, sich mit allen seinen Schätzen dem Sieger zu ergeben, der das Land dem türkischen Reiche einverleibte. Wider das gegebene Versprechen führte Mahomed II. den unglücklichen David zuerst zu Constantinopel im Triumph auf, und ließ ihn dann mit seiner Familie zu Adrianopel hinrichten.

Trappe (La), Trappisten. In einem 34 Stunden nordwestlich von Paris in der Normandie (Depart. Orne) gelegenen, von Wald und Felsen eingeschloßnen Thale hatte Rotrou, Graf von Perche, schon 1140 unweit Montagne eine Cisterzienserabtei gestiftet, und sie nach dem engen, schwierigen Eingange in dieses Thal la trappe (die Fallthüre) genannt. Es giebt keinen gebahnten Weg, der dahin führt; man muß sich nach dem Sonnenstande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. Das tiefe Schweigen alles Lebens umher muß selbst den strengsten Foderungen der Entsagung genugthun. Dennoch verfielen im 16ten Jahrhundert die Mönche in ausgelassene Zuchtlosigkeit. Straßenraub, Mordthaten und das Stehlen weiblicher Kinder machten sie zum Schrecken des Landes, darum sie auch nur die Banditen von la Trappe genannt wurden. Diese im 17ten Jahrhunderte kaum noch sieben Mönche zählende Abtei fiel 1636 durch Familienverhältnisse dem zehnjährigen Junker Jean Bouthillier de Rancé als eine geschäftslose Pfründe zu. (S. d. Art.) Rancé wurde nach einer in Ausschweifungen vergeudeten Jugend durch den Tod seiner Freundin, der Frau von Montbazon (wie sein Zeitgenosse, Vegneul Marville im 3. Bde., 3. Aufl. seiner Denkwürdigkeiten der Geschichte und Literatur erzählt), so erschüttert, daß er in den Mönchsstand trat, und 1664 als regulirter Abt von la Trappe eine Reform seines Klosters unternahm, die, unter allen die härteste, viel Bewunderung bei den Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand. Am Eingange lies't man folgende Inschrift:

C'est ici que la mort et la vérité
Elévent leur flambeau terrible,
C'est de cette demeure au monde inaccessible
Que l'on passe à l'éternité.

Die Trappisten beten täglich 11 Stunden, ihre übrige Zeit bringen sie bei harter Arbeit und in schweigender Betrachtung zu. Außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander begrüßen, darf kein Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kärgliche Nahrung besteht in Früchten und Gemüsen; Fleisch, Wein und Butter ist ihnen gänzlich untersagt. Von dem, was in der Welt vorgeht, und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfahren sie nichts; ihre Gedanken müssen

stets auf Buße und Tod gerichtet seyn, und jeden Abend graben sie an ihren Gräbern. Die Prinzessin Louise von Condé stiftete auch einen weiblichen Zweig dieses Ordens. Als die Revolution sie aus Frankreich vertrieb, fanden einzelne Colonien ihres Ordens Aufnahme in Deutschland (Hamburg 1801), Rußland, England und Nordamerika, und fuhren fort, Novizen aufzunehmen. Der Abt de la Prade ging mit dem Hauptstamme ins Paderbornische mußte, sich aber 1802 auf Befehl der preußischen Regierung von da entfernen, und auch den Canton Freiburg, wohin er sich gewendet hatte, 1812 wieder verlassen. Seitdem hielten sich diese Trappisten zu Dorfeld im Münsterschen auf, und kehrten, nachdem sie ihr Stammkloster la Trappe (im October 1815) wieder an sich gekauft hatten, 1816 dahin zurück. Auch die Colonie, die sich einstweilen in England niedergelassen, ist im Sommer 1817 wieder von da zurückgekehrt. Ein Reisender, der 1818 La Trappe besuchte, fand daselbst schon 100 Trappisten, wovon nur die kleinere Hälfte eigentliche Professen oder Glieder des ersten Ordens sind, die größere aber aus Laienbrüdern und Frères donnés besteht. Letztere halten sich nur einige Zeit zur Bußübung in La Trappe auf, um ernste Eindrücke zu empfangen. Die Professen tragen dunkelbraune Kutten, Mantel und Kappen, welche ihr Gesicht fast ganz verhüllen. Die Novizen sind mitunter noch sehr jung und werden durch grausame Behandlung zum Gehorsam gegen die jetzt strenger als je gehandhabte Regel gewöhnt. Dieser Orden hat jetzt auch wieder ein weibliches Kloster unweit La Trappe. E.

Trassiren, in der Handelssprache, einen Wechselbrief von einem Orte auf einen andern ausgeben, und dafür das Geld einziehen, oder jemanden eine Summe Geldes in der Absicht geben, daß das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt werde, weswegen der Empfänger des Geldes dem, der es ihm zahlt, einen auf einen Dritten gezogenen Wechselbrief giebt, den dieser zu gehöriger Zeit zu bezahlen schuldig ist. Trassirter Wechsel (Tratta, Traite, negocirter Wechsel) ist ein Wechselbrief, in welchem der Trassirer (Trassant, Aussteller oder Ausgeber des Wechsels) einen Andern (den Trassat) ersucht, dem Vorzeiger des Wechsels (Präsentanten) eine gewisse Summe Geldes zu der bestimmten Zeit und am benannten Orte auszuzahlen. Der Trassat, auf welchen der Wechsel ausgestellt ist, wird auch Acceptant genannt, wenn er den auf ihn gezogenen oder trassirten Wechsel zu zahlen acceptirt oder angenommen hat.

Traube, s. Canone und Cartätsche. Traubenhagel, Traubenschuß, s. Cartätsche.

Trauermonumente gehören zu den architektonischen und plastischen Denkmalen (s. Denkmale) und erfodern ihrem Zwecke gemäß (den Verlust einer geliebten oder geachteten Person zu bezeichnen) ernste Formen oder Figuren, welche aber nicht nothwendig Tod und Grab in den schrecklichsten Bildern darstellen müssen. Die Griechen vorzüglich wußten diesen Zweck durch eine Menge freundlicher aber ernster Ideen zu bezeichnen (s. d. Art. Tod). Die Neuern sind auf den Sarkophag, die Ara, das Kreuz, den fackelsenkenden Genius ꝛc. größtentheils beschränkt, welche Gegenstände sie mit mannichfaltigen Veränderungen bearbeiten. Übrigens unterscheidet man Grabmale, als Denkmale, welche wirklich auf dem Grabe eines Verstorbenen stehen, von solchen Trauermonumenten, bei welchen dieses nicht der Fall ist, und die zur Verzierung eines andern Ortes,

den man dem Verstorbenen weiht, aufgestellt werden. Zu den letztern gehören also die Kenataphien.

Trauerspiel, s. Tragisch und Tragödie.

Traum nennen wir die Thätigkeit der Seele im Schlafe, in so fern wir uns deren nach dem Erwachen noch bewußt sind. Die Thätigkeit der Seele bezeugt sich uns im Wachen in der Wahrnehmung ihres Körpers und der Außenwelt durch die Aufnahme der Gefühle und Empfindungen, der Sinneseindrücke, in der Bildung von Vorstellungen, von Begriffen und Urtheilen, endlich in dem Hellwerden der Vernunft, den Ideenschöpfungen und in dem Selbstbewußtseyn. Diese Geistesthätigkeit ist in dem irdischen Leben an das Physische, und zwar an bestimmte Organe des Körpers mehr oder weniger gebunden, indem die Seele selbst auf das innigste mit dem Körper mittelst jener Organe vereinigt ist. Diese Vermittelungsorgane nennen wir das gesammte Nervensystem. Die Seele wirkt in ihnen und durch sie auf den Körper, so wie dieser durch sie auf die Seele und deren Zustand Einfluß hat. Das Nervensystem selbst bildet verschiedene Systeme in dem Körper; eins für die Bildung und Erhaltung des Körpers (das reproductive Nervensystem oder das Gangliensystem), dessen Centralpunkte in dem Unterleibe befindlich sind; eins für die Verhältnisse des Körpers mit der Außenwelt (das Cerebral- und das Vertebralsystem), dessen Mittelpunkt das Gehirn ist; endlich ein beide Systeme verbindendes, zwischen beiden sich ausbreitendes System, das sympathische Nervensystem, welches seiner Idee nach keinen Centralpunkt hat, sondern beiden Systemen angehört. (Vergl. weiter den Artikel Nervensystem). Die abwechselnd vorherrschende Thätigkeit von einem der beiden Hauptsysteme ist die Ursache der beiden verschiedenen sich einander entgegengesetzten Zustände des animalischen Lebens, des Wachens und des Schlafes; das vermittelnde oder leitende System bedingt die Möglichkeit der Erscheinung des Traumzustandes. Im Wachen herrscht die Thätigkeit des Cerebral- und Vertebralsystems vor, im Schlafe hingegen die des Gangliensystems. Im Wachen sind daher diejenigen Kräfte der Seele, welche an die Organe des Cerebralsystems, namentlich an das Gehirn gebunden sind, vorzüglich in Thätigkeit. Dahin gehören die Aufnahme der Sinneseindrücke, die freie Willkühr in den Bewegungen, das Selbstbewußtseyn, das sich in der Beziehung der Sinneseindrücke auf die Gegenstände, von denen diese Einwirkungen herrühren, in der richtigen Beurtheilung derselben, in der Zweckmäßigkeit der sich darauf beziehenden Handlungen als Besonnenheit darstellt, endlich auch die Willkühr in der Erinnerung, die wir Gedächtniß nennen. Obgleich aber in dem Wachen der freie Wille der Seele vorherrscht, so bleiben doch die Vermögen und die Thätigkeit derselben innerhalb der Gränzen beschränkt, welche ihnen die Organisation der Theile, an welche sie gebunden sind, bestimmt, so daß die Thätigkeit selbst in ihrer Ausübung von dem Zustande, in welchem sich diese Organe befinden, abhängig sind. Die Wahrnehmung der Außenwelt z. B. bleibt auf die Sinnesorgane und deren Fähigkeit beschränkt, das Gedächtniß hängt von dem gesunden oder kranken Zustande des ihm angewiesenen Hirnorgans ab. Im Schlafe versinkt das Cerebralsystem (wenigstens seiner eigenthümlichen Function nach) in Ruhe; die an die Hirnorgane gebundenen nur genannten Vermögen der Seele sind ganz, oder doch größtentheils in ihrer Thätigkeit gehemmt. So gut wir aber zugeben müssen, daß gewisse Vermögen und Thätigkeiten

der Seele an die Function bestimmter Hirnorgane gebunden sind, so steht auch nichts der Annahme entgegen, welche durch Thatsachen bestätigt ist, daß andere Vermögen der Seele an die Centralpunkte des reproductiven Nervensystems, an die großen Nervennetze des Gangliensystems angewiesen sind. Darunter setzen wir z. B. das dem körperlichen (reproducirenden) Bildungssystem analoge Vermögen der Phantasie und Imagination, welche letztere besonders als wahres Einbildungsvermögen, d. h. das Vermögen, alle abstracte Vorstellungen, Begriffe und Ideen in Bilder einzukleiden, sich darstellt; ferner das Erinnerungsvermögen, das von der Willkühr unabhängig ist; endlich das Fernsehen, unabhängig von den Sinnesorganen und von Combinationen des Verstandes, unbeschränkt von Raum und Zeit, ein Vermögen, von welchem wir etwas ähnliches bei Thierclassen finden, welche kein ausgebildetes Cerebralsystem, sondern nur ein Gangliensystem haben, z. B. bei den Insecten, der Biene, Ameise u. m. a. Wenn nun im Schlafe die Thätigkeit des Gangliensystems im Menschen erhöhter als im Wachen Statt findet, welches wirklich der Fall ist, so muß auch eine freiere Thätigkeit der mit ihm verbundenen Seelenvermögen Statt finden. Während also im Schlafe die Seele keine Wahrnehmungen von der Außenwelt durch die Sinne bekommt, keine Willkühr über die Bewegungen des Körpers, über die Richtung ihrer Geistesthätigkeit im Innern, ausübt, erhebt sich in ihr das Selbstgefühl ihres Körpers in dem Gemeingefühl, und die von ihm abhängige Gewalt der Triebe und Instincte, blüht ferner das Vermögen der Bildersprache lebendiger in ihr auf, wodurch sie alle Gefühle, Vorstellungen und Gedanken in Bildern sich denkt, erwacht das tief verborgene Fernsehen, wodurch sie im Stande ist, Blicke in das Leben entfernter Personen, selbst in die Zukunft hinaus, zu thun, regt sich das unbeschränkte Erinnerungsvermögen der Seele, welches ihr alles wieder vorzuführen im Stande ist, was irgend einmal sie berührt hat. Die Thätigkeit der Seele im Schlafe ist also wunderbar gestaltet, und weit verschieden von der Thätigkeit derselben im Wachen. Hier geht das Leben derselben mehr nach außen, mehr auf den Wechselverkehr mit der äußerlich uns umgebenden Welt und den Menschen, die Seele beherrscht ihre Thätigkeit nach den Zwecken der Vernunft und den Vorschriften des Verstandes mit klarem Bewußtseyn; dort wendet sie sich von der Außenwelt weg und ganz nach ihrem Innern, die Außenwelt ist jetzt nicht mehr für sie vorhanden, sie denkt und lebt ohne weitere Rücksicht auf die Verhältnisse und Zwecke des äußern Lebens, ohne Beachtung der Vorschriften des Verstandes, alle ihre Thätigkeit geht in lebhaften Bildern vor sich, die unzählbar in stetem Wechsel entstehen und verschwinden, und unter den mannichfaltigsten Gestalten und Auftritten alles darstellen, was in der Seele vorgeht. Nach dem Erwachen tritt jedoch der vorige Zustand der Seelenthätigkeit wieder ein, beide Systeme werden mehr von einander isolirt, das Bewußtseyn wendet sich wieder mehr nach außen, und es würde keine Erinnerung der im Schlafe vorgegangenen Geistesthätigkeit Statt finden, wir würden uns keines Traumzustandes erinnern können, wenn nicht durch das sympathische Nervensystem eine Verbindung zwischen beiden Regionen vermittelt würde, wodurch die Isolation beider in gewissen Fällen mehr oder weniger aufgehoben werden kann. Indem nämlich die Seele sich im Schlafe von der Außenwelt zurückzieht, sich ganz in

sich selbst versenkt, wird durch die erhöhte Thätigkeit des Gangliensystems mittelst jener Verbindungsnerven die Thätigkeit derjenigen Hirnorgane, welche dem Bewußtseyn der Seele dienen, in dem Grade von Erregung erhalten, daß dieses Bewußtseyn, obgleich ganz nach innen gewendet, seine Thätigkeit zum Theil zu erhalten vermag, folglich die Seele der besondern Thätigkeit im Schlafe sich nach dem Erwachen noch erinnern kann. Ist dies letztere nicht der Fall, so haben wir auch keinen Traum, d. h. wir können uns der besondern Thätigkeit unserer Seele im Schlafe nach dem Erwachen nicht erinnern. Zuweilen ist auch die Erregung des Hirnorgans nur leicht, so daß wir zwar noch einige Erinnerung haben, daß wir mancherlei Traumbilder hatten, aber sie nicht mehr deutlich unterscheiden können. Die Bedingungen, unter welchen der Traumzustand in dem Schlafenden entsteht, sind verschieden, nach der Erregbarkeit des Nervensystems, und nach dem in der Naturanlage des Menschen gegründeten leichtern Übertritt des Nervengeistes aus dem Ganglien- in das Cerebralsystem. Einige der veranlassenden Ursachen des Traumzustandes wollen wir noch kürzlich anführen. In der Zeit des Einschlafens und des Aufwachens ist der Mensch am meisten geneigt zum Traum, weil das Hirnorgan in dieser Periode entweder von den Sinneseindrücken noch erregt wurde oder nach der Erquickung und Ruhe durch den Schlaf schon wieder an sich selbst erregbarer wird. Ist der Schlaf nur leicht, mit öfterm Erwachen unterbrochen, so bleibt eher das Hirnorgan in Erregung, und die Eindrücke auf die Sinne erhalten leicht das Bewußtseyn in einem geringen Grade von Thätigkeit, mischen sich auch oft auf eigene Weise in die Traumbilder selbst. Auch stärkere Reizungen der Hirnorgane von andern Organen, besonders aus dem Gangliensystem selbst, versetzen das Hirnorgan oft in den Grad von Erregung, wodurch der Traumzustand entsteht. Daher geben die Krankheiten, besonders Fieber und Nervenkrankheiten, so häufige Veranlassungen zu Träumen, die uns um so lebhafter vorkommen, d. h. deren wir uns um so deutlicher wieder erinnern, jemehr das Hirnorgan dadurch in Erregung versetzt wurde. Auch manche innerlich genommene Stoffe, Getränke, Arzneimittel und Gifte, können dies auf eine besondre Weise bewirken, indem sie entweder mittelbar durch Beschleunigung des Blutumlaufs und Richtung desselben nach dem Gehirn, theils unmittelbar, durch heftige Erregung des Nervengeistes im Gangliensystem, eine stärkere Erregung des Hirnorgans bewirken. Allein es kann nicht geläugnet werden, daß von der Seele selbst auch die Entstehung des Traumzustandes ausgehen kann. Theils schon durch eine vor dem Schlafe noch im Wachen Statt gefundene erhöhte Thätigkeit derselben, wodurch die Hirnorgane harmonisch in stärkere Erregung versetzt wurden; — oder durch Aufnahme gewisser Einwirkungen, welche ihr Interesse durch Liebe oder Haß besonders erregen; theils auch durch ihre Thätigkeit im Schlafe selbst, vorausgefaßten festen Vorsatz (z. B. zu einer bestimmten Zeit aufzuwachen), im Schlafe vorkommende lebhafte Erregung gewisser Ideen, Affecten u. s. w., welche durch ihre Einwirkung auf das Bewußtseyn der Seele das Organ desselben zugleich in dem Grade afficiren, daß der Traumzustand entstehen kann. — **Träume** sind die Bilder und Begebenheiten selbst, welche uns der Traumzustand im Schlafe vorführt, deren wir uns nach dem Erwachen noch erinnern. Sie sind demnach die Folge der im Schlafe fortgehenden Thätigkeit der Seele, und der charakteri-

stischen Eigenthümlichkeit dieser Thätigkeit selbst. Dieses Eigenthümliche der Seelenthätigkeit im Schlaf müssen wir zuvörderst noch etwas aus einander setzen. Das Selbstbewußtseyn der Seele wendet sich von der Außenwelt, von den Sinneseindrücken ab und ganz nach innen zu auf ihre innere Thätigkeit und auf die von ihrem Körper ihr zukommenden Wahrnehmungen mittelst des sogenannten Gemeingefühls. Das Gemeingefühl, welches von dem gesammten, über den ganzen Organismus verbreiteten, reproductiven Nervensystem ausgeht, ist eben deshalb im wachenden Zustande nur ein dunkles Gefühl von dem Wohl- oder Übelbefinden des Körpers, wird aber im Schlafe erhöht; und giebt der Seele deswegen, und weil sie bei der Abwendung von den Sinneseinwirkungen sich mehr nach dem Innern zuwendet, deutlichere Wahrnehmungen und Gefühle von der Beschaffenheit und dem Zustande ihres Körpers. Hierzu kommt, daß das in der Seele ursprünglich liegende Vermögen der Bildersprache in dem erhöhten Zustande des Gangliensystems, welcher durch den Schlaf herbeigeführt wird, freier wird, und den reichlichen Stoff in den mannichfaltigsten und lebendigsten Bildern verarbeitet. Der Stoff zu den Träumen liegt theils schon in der Seele selbst, theils wird er ihr auf verschiedenen Wegen zugeführt. Schon die Sinne selbst, obgleich durch die Bande des Schlafes größtentheils gefesselt, geben doch, zumal bei nicht ganz festem Schlafe, noch einigen Stoff durch leise Einwirkungen, welchen die Seele als dunkle Gefühle aufnimmt und zu entsprechenden Bildern verarbeitet. Noch häufigern Stoff zu den Traumbildern erhält die Seele durch das erhöhte Gemeingefühl, dessen Einwirkungen sie sich unter Bildern vorstellt. Die Wahrnehmung von dem Normalzustande des Körpers im Allgemeinen stellt sie sich z. B. unter angenehmen Bildern vor, unter fröhlichen Begebenheiten, unter Bildern, die eine besondere Leichtigkeit und Gewandtheit des Körpers anzeigen, z. B. unter der Fertigkeit, nach Willkühr sich hoch in die Lüfte zu erheben. Die Wahrnehmung von einem krankhaften Zustande ihres Körpers drückt sie durch unangenehme und traurige Bilder aus, vorzüglich durch solche, die eine Schwere und Unbehülflichkeit des Körpers ausdrücken, z. B. das Versinken in tiefe endlose Gruben, die Unfähigkeit vor Verfolgungen sich durch die Flucht zu retten, u. s. w. Auch nach dem verschiedenen Charakter der Krankheiten bilden sich heftige und wilde, oder mehr schwermüthige und sanfte Träume aus. Selbst das Ausbilden einer Krankheit, die im Wachen noch nicht bemerkt wird, erkennt die Seele nicht selten im Schlafe, und bildet diese Bemerkung in Traumbildern, z. B. von drohenden Gefahren aus. Die Periode der Genesung, welche die Seele früher vorhersieht, als sie durch ihre Folgen und schon bewirkte Veränderungen dem Wachenden fühlbar und sichtbar wird, kündigt sie dagegen wieder in angenehmern und mildern Auftritten an. Den verfolgenden Schreckgestalten z. B. stellen sich schützende Genien entgegen, der wirbelnde Tumult um den Kranken verliert sich allmählig, und an seiner Stelle bilden sich muntere Gesellschaftsgruppen u. s. w. Die in dem Gemeingefühl gegründeten Instincte, Triebe und Begierden geben auch der Seele reichlichen Stoff zu Traumbildern, da diese bei der Erhöhung des Gemeingefühls sich auch um so deutlicher aussprechen. Der Durstige träumt sich an frische Quellen und an die Ufer eines Flusses, leert die vollen Becher, ohne seinen Durst zu stillen; der Hungrige sieht im Traume reichlich besetzte Tafeln. Auch die Leidenschaften ermangeln nicht, sich an den

Zauberkünsten des Traums zu ergötzen, und sich für das, was ihnen die Wirklichkeit versagt, schadlos zu halten. Doch nicht blos die Einwirkung von dem Körperlichen giebt der Seele Stoff zur Thätigkeit im Schlafe und zu den Traumbildern, auch aus sich selbst vermag sie diese sehr oft darzustellen. Schon die von der Leidenschaft gebildeten Träume sind zum Theil ein Eigenthum der Seele, wenn diese den vom Körperlichen zunächst ausgegangenen Begierden sich hingegeben hat, allein auch die rein geistigen Thätigkeiten, die Bildung der Begriffe und Urtheile, die höhern Zwecke und Ideen der Vernunft stellt sich die Seele in ihrer eigenthümlichen lebhaften Bildersprache vor. Selbst die im Wachen mehr gebundenen, im Schlafe sich freier erhebenden Vermögen der Seele, die Erinnerung und das Fernsehen, geben Stoff zur Thätigkeit im Schlafe. Daher sieht sich der Träumende oft in Auftritte der fernsten Vergangenheit zurückgeführt, die ihm das Gedächtniß im wachenden Zustande nicht wieder vorgestellt hätte; dadurch entstehen sogar Träume, welche zukünftige Begebenheiten enthalten, obgleich es schwer seyn mag, diese rein psychischen Träume von denen durch Einwirkung des Körperlichen entstandenen zu unterscheiden. Die Träume stellen allerdings meistens ein buntes Gemisch von wunderseltsamen Gestalten, schnell wechselnden Bildern, dem Anscheine nach ohne Plan, ohne Zweck und Bedeutung dar, allein sie sind deswegen doch kein leeres Spiel der Einbildung, immer liegt ihnen irgend eine Bedeutung zum Grunde, die sie in der Bildersprache der Seele, bald geradezu unter einem Bilde, bald allegorisch und symbolisch, bald ironisch, indem sie die irdischen Angelegenheiten nach dem höhern Interesse der Seele beurtheilt, darstellen, ausdrücken und deren Inhalt von dem Zustande des Körpers, den Bedürfnissen und Wünschen, Vorstellungen und Ideen desselben, Begebenheiten aus der Vergangenheit und Zukunft, moralischen Principien, Aussprüchen des Gewissens u. s. f. hergenommen ist. Tiefer als der theils zu leichte, theils zweifelsüchtige und kritisirende Geist der neuern Zeit es vermochte, drang die ältere Zeit in die Bedeutung der Träume ein, suchte sie wenigstens darin, und fand sie mehr noch in der ältesten Zeit auf eine wunderbare Weise, wie uns z. B. die Traumdeutung Josephs in Canaan und Ägypten beweis't, — als in der nachfolgenden. Die Versuche, in die Bedeutung der Traumbilder einzudringen, gaben die Veranlassung zu den **Traumbüchern**, mit deren Abfassung, Vervielfältigung und Verbreitung, so wie mit dem Gebrauche in der Folge freilich Täuschung und Betrug, Aberglaube und Frivolität ihr verderbendes Spiel trieben, und sie daher den Gebildeten und Aufgeklärten zum Spott machten, denen indessen wahrscheinlich eine fruchtbare Idee zum Grunde lag, und von denen ursprünglich die ältesten, noch in reiner Beobachtung, reifer Erfahrung und frommem Ernst verfaßten, viel Weizenkörnchen unter der Spreu verbergen. Weitere Ausführungen findet man in **Schuberts** Symbolik des Traums. H.

Trautmannsdorf (das gräfliche Haus von), ein berühmtes altes österreichisches Geschlecht, dessen Namen mehrere Schlösser oder Flecken in Tyrol, Steyermark und Österreich führen. Der tapfere **Hector** von Trautmannsdorf, Friedrich des Schönen von Österreich Mitgefangener zu Trausnitz, erhielt vom Kaiser Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten 352jährigen Adel bestätigte. **Maximilian** von Trautmannsdorf (s. d. Art.) wurde mit seinen beiden Brüdern vom Kaiser

Ferdinand II. im J. 1623 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im December 1804 erhielt das Haus nach dem Rechte der Erstgeburt für die männlichen Nachkommen die reichsfürstliche Würde; daher giebt es außer dem älteren Aste der böhmischen Hauptlinie, die fürstlich ist, noch mehrere gräfliche Linien. Die Güter des Hauses liegen in Österreich, Böhmen und im Großherzogthum Hessen; dahin gehören Weinsberg und Neustadt am Kocher, die Grafschaft Umpfenbach und die Majoratsherrschaften Theinitz, Hostau, Gitschin, Brandeis, Hirschstein u. a. m. Der jetzige Majoratsherr, Fürst Ferdinand zu Trautmannsdorf (geb. 1749), ist k. k. geheimer Rath, Kämmerer, Staats- und Conferenzminister und erster Oberhofmeister des Kaisers und Oberster aller k. k. Leibgarden. K.

Trautmannsdorf (Maximil. Graf von), geboren zu Grätz 1584, gestorben zu Wien 1650, war einer der ersten Staatsmänner und Diplomatiker seiner Zeit. Er brachte das Friedenswerk zu Münster und Osnabrück 1648 zu Stande. Früher hatte er sich standhaft gegen den kühnen Übermuth des Cardinalbischofs Melchior Clesel (Minister des Kaisers Matthias) erklärt und viel beigetragen, um dem Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) die Nachfolge nach Matthias in Österreich, Ungarn und Böhmen zu verschaffen. Im Jahre 1619 schloß er zu München den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Bayern (s. d. Art. dreißigjähr. Krieg) ab; darauf verabredete er als kaiserlicher Gesandter in Rom mit dem Papste und mit dem spanischen Gesandten die gemeinschaftlichen Maaßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenstein, der ihn sehr achtete. Trautmannsdorf hatte durch vertrauten Umgang von Jugend auf den schwindelnden Ehrgeiz dieses Feldherrn kennen lernen, und war der Erste, welcher dem Kaiser über die gefährlichen Plane Wallensteins die Augen öffnete. Darum wurde er mit dem Hofkriegsrathe von Questenberg zur nähern Untersuchung in Wallensteins Lager abgesendet. Nach der Nördlinger Schlacht (1634) bewog er den Churfürsten von Sachsen, sich von Schweden zu trennen, und schloß den Prager Frieden 1635 ab, durch den Sachsen die Lausitz erhielt. Sein größtes Werk und sein größtes Verdienst aber war der Abschluß des westphälischen Friedens. (S. d. Art.) Trautmannsdorf hatte sich bei seinem schnellen und durchdringenden Verstande vorzüglich durch Reisen gebildet. Sanft und freundlich, dabei voll Würde und Verschwiegenheit, diente er nur der Sache, ohne eitle Sorge für seinen persönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jesuiten haßten ihn, weil er duldsam war; Ferdinand II. war er treu ergeben mit der Anhänglichkeit eines Jugendgespielen. Ferdinand III. ehrte ihn, wie seinen väterlichen Freund. Bei dem Friedenswerke selbst war er die Seele des Ganzen. Vergebens reizten Servien und Oxenstierna durch ihren Siegertrotz seine persönliche Empfindlichkeit; er blieb stets gemäßigt und unerschütterlich. Sein fester Charakter und seine Ruhe hielten den Gegner in Schranken. Dadurch rettete er Österreich und Deutschland aus dem Unheil jenes verderblichen Kriegs. Gleichwohl schrieb er den Erfolg mit bescheidener Entsagung seinen gelehrten Mitarbeitern zu. Aber Vollmar hatte nur die Formen des Instruments abgefaßt; Trautmannsdorf hatte das Werk geschaffen und vollbracht. S. über ihn von Hormayr im österr. Plut. und von Woltmann in der Geschichte des westphälischen Friedens. K.

Trauung heißt diejenige Handlung, wodurch Verlobte feierlich zur Ehe verbunden und einander anvertraut werden, es geschehe dies nun blos durch obrigkeitliche Bestätigung ihres Verlöbnisses und Ehecontracts (Civiltrauung) oder durch kirchliche Copulation und Einsegnung (priesterliche Trauung). Überall, wo die Ehe als ein bleibendes rechtliches Verhältniß geachtet wird, bezeichnet man ihren Anfang mit Einweihungsgebräuchen, die bei den meisten Völkern religiöse Bedeutung haben. Wie nach den Berichten der Seefahrer fast jedes der wilden Völker, die sie kennen lernten, eigenthümliche Hochzeitfeierlichkeiten beobachtet, lehrt auch die Geschichte, daß die Sitte der asiatischen und europäischen Vorwelt Ceremonien zur Weihe des Ehebundes mit sich brachte, edlere und bedeutungsvollere freilich da, wo der Mann sich nur Einem Weibe verbindet, als unter den der Vielweiberei ergebenen Nationen. Bekannt sind die Gebete und Opfer, die die Verlobten bei den alten Griechen dem Hymen (s. d. Art.) widmeten; bei den Römern in den ältern Zeiten der Republik verbanden sich die Verlobten, während der Priester ein Fruchtopfer darbrachte, durch gemeinschaftlichen Genuß von Salzkuchen (confarreatio) und Zusammensitzen auf einer Schafhaut, um den Verein zum häuslichen und ehelichen Leben anzudeuten; nach den punischen Kriegen hielten sie jedoch auch Ehen, die nur durch Unterzeichnung des Contracts und durch die Heimführung geschlossen wurden, für gültig. Letztre war überall mit Feierlichkeiten begleitet: und auch die Mohammedaner, deren Religion die Vielweiberei verstattet, lassen ihr Gebet und Segen eines Imams über die Verlobten vorangehen. Bei den Juden, denen Moses keine bestimmte Form der Trauung vorgeschrieben hatte, bestand sie in der vorchristlichen Zeit hauptsächlich in einer feierlichen Heimführung, auf deren Prunk und Jubel viele biblische Stellen hinweisen. Erst nach der Zerstörung von Jerusalem wurde folgende, mit wenigen Veränderungen auch von den heutigen Juden beibehaltene Ceremonie zur Einsegnung der Ehe gesetzlich. Die Verlobten treten mit ihren Führern und Führerinnen unter ein Gezelt (Chuppa), worin die Braut dreimal um den Bräutigam geführt, von diesem einmal umgangen, verschleiert, und wenn Beider Hände verbunden sind, von den Anwesenden unter dem Zuruf: seyd fruchtbar! mit Getraide überschüttet wird. Reiche werfen über das Brautpaar Geldstücke, die die Armen sammeln. Hierauf bedeckt der Rabbi den Kopf der Braut mit dem Tallis oder Gebetsmantel, und spricht eine Einsegnungsformel, indem er dem Paare einen Becher mit Wein oder Bier zum Trinken reicht. Nach diesem Trunke wird der Braut vom Bräutigam ein Goldring mit den Worten angesteckt: Siehe, du sollst mir verehlicht seyn nach der Weise Mosis! — dann der Heirathscontract verlesen, und dem Paare vom Rabbi unter Aussprechung von sieben Segensformeln wiederum ein Becher gereicht, den, wenn beide ihn ausgeleert haben, der Bräutigam an die Wand, oder falls seine Braut Wittwe ist, an die Erde wirft. An diesen Trauungsact schließen sich siebentägige Gelage an, zwischen denen der Bräutigam die Braut dotirt. Achtung gegen diese jüdische Sitte und Vertrauen zur Geistlichkeit bewog schon die ersten Christen, ihre Ehen unter Mitwirkung derselben zu schließen, obwohl der Stifter des Christenthums keine Trauungsgebräuche angeordnet hat. Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts war es unter den Christen Gewohnheit,

jedes Verlöbniß dem Bischofe oder Presbyter anzuzeigen, und keine Ehe ohne priesterlichen Segen (Benedictio sacerdotalis) einzugehen. Doch fand diese Anzeige (Professio), welche späterhin (1218) zur Einführung der kirchlichen Aufgebote benutzt wurde, nur bei dem Abschluß der Sponsalien (s. d. Art.) Statt, worauf sich auch ein auf der Synode zu Carthago 389 gegebenes Ehegesetz lediglich bezieht. Zum wirklichen Anfange der Ehe wurden kirchliche Einsegnungen wohl häufig begehrt und ertheilt, aber keineswegs für wesentlich nothwendig gehalten. Im sechsten Jahrhundert kam eine besondere Trauungsliturgie in Gebrauch, und im neunten Jahrhundert erklärten bürgerliche Gesetze im griechischen und abendländischen Kaiserthum diesen religiösen Act für rathsam und nützlich, ohne darum Ehen, die ohne ihn angefangen worden waren, die Gültigkeit zu nehmen. Selbst nachdem die Kirche die Ehesachen völlig unter ihre Jurisdiction gebracht, und im zwölften Jahrhunderte angefangen hatte, die Ehe unter die Sacramente zu rechnen, legte sie immer noch mehr Gewicht auf die Anzeige und Einsegnung der Sponsalien, als auf die eigentliche Trauung, deren Ritual nächst einer Messe nur Segenswünsche und Bekanntmachung der Ehe vor der Gemeine enthielt. Erst in Trauungsliturgien aus dem funfzehnten Jahrhundert findet man die Formel: ego vos conjungo in matrimonium in nomine Dei etc. (ich verbinde euch zur Ehe im Namen Gottes u. s. w.), wodurch der Priester als Stellvertreter Gottes den Ehebund bekräftigte und das Paar förmlich copulirte. Doch wurde dieser Gebrauch bei der zweiten Ehe nicht für nöthig gehalten, und selbst bei der ersten bis zu den Zeiten der Reformation bisweilen unterlassen, da nach den Kirchengesetzen der Ehebund schon durch die vor dem Priester abgeschlossenen Sponsalien Rechtskraft erhielt. Die Reformatoren setzten aus moralischen Gründen fest, daß nach dreimaligem Aufgebot die priesterliche Trauung zum Anfang der Ehe wesentlich nothwendig sey, und daher kein ohne diese kirchliche Einsegnung geschlossener Ehebund irgend einige Gültigkeit habe. Nur in Holland, wo alle Ehen als bürgerliche Contracte vor der Obrigkeit geschlossen, und dadurch schon rechtskräftig werden, bleibt es dem Gewissen der Verlobten überlassen, ob sie die religiöse Weihe hinzufügen lassen wollen; jedoch sind kirchliche Aufgebote und Copulationen auch hier, besonders unter den Lutherischen, üblich. Die Form dieses Acts wurde bei den Protestanten durch Weglassung der Messe vereinfacht. Wesentlich ist dabei, daß der copulirende Pfarrer die Verlobten nach ihrer beiderseitigen Einwilligung fragt, und wenn sie diese gegeben haben, kraft seines Amtes für Eheleute erklärt, worauf Ermahnungen, Gebete und Segenssprüche folgen. Das Trauungsformular der anglicanischen Kirche legt den Verlobten außer dem Jawort noch einige herzliche Erklärungen gegenseitiger Liebe und Treue in den Mund, die man unter den Nachrichten von der am zweiten Mai 1816 erfolgten Vermählung der Prinzessin Charlotte von Wallis mit dem Prinzen Leopold von Coburg fast in allen öffentlichen Blättern gelesen hat. Für die catholische Kirche ließ das Tridentinische Concilium es in Ansehung der canonischen Gültigkeit der Ehen bei den oben gedachten Kirchengesetzen über die Anzeige und Benediction der Verlöbnisse bewenden, verordnete aber auch, daß die Ehen erst durch die priesterliche Trauung nach dreimaligem Aufgebot sacra-

mentalische Kraft erhalten sollten, daher sie nun bei den Catholiken auf die seit dem funfzehnten Jahrhundert übliche Art allgemeiner Gebrauch ist. Das schon bei den Hochzeitfeierlichkeiten der alten Griechen, Römer und Germanen gewöhnliche Wechseln der Ringe gehört zu den nothwendigen Formalitäten catholischer Trauungen, unter den Protestanten hat man es aber neuerdings an mehreren Orten weggelassen, da es schon bei der Verlobung erfolgt. Von den Hochzeitkränzen, die in der alten Kirche beiden Verlobten bei ihrer Einsegnung aufgesetzt wurden, ist unter den abendländischen Christen nur noch der Brautkranz als Symbol der unverletzten Jungfrauschaft übrig geblieben, und die Verweigerung desselben für solche Bräute, die nicht mehr Jungfrauen sind, ein Mittel der Kirchenzucht. In der griechischen Kirche gehören die Verlobungen, wie die Trauungen, unter die religiösen Gebräuche, die man mit Gebet und Segen in der Kirche begeht. Bei den Verlobungen ist das Wechseln der Ringe die Hauptsache, bei den Trauungen werden beiden Verlobten, falls sie zum erstenmale heirathen, grüne Kränze aufgesetzt, dann trinken sie Wein aus einem Becher, den ihnen der Priester reicht, und müssen nach beendigter Einsegnung vor dem Altar einander küssen. Alle christliche Religionsparteien halten die Gegenwart von Zeugen bei der Trauung für nothwendig. Diese wird, einzelne Dispensationsfälle ausgenommen, stets von demjenigen Pfarrer verrichtet, in dessen Kirchspiel die Braut einheimisch ist, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Confessionen; da keine christliche Religionsgesellschaft die von Pfarrern andrer Confessionen verrichteten Trauungen für ungültig hält, so daß catholische Paare von protestantischen, und protestantische von catholischen Geistlichen u. s. w. ohne canonisches Hinderniß getraut werden können. Die kleinern Secten und schismatischen Kirchen haben meistentheils die Trauungsgebräuche derjenigen Kirchen, von denen sie ausgingen, mit wenigen Modificationen beibehalten; nur die Quäker und einige Parteien der Wiedertäufer schränken sie auf ein vor ihren Ältesten zu leistendes Eheversprechen ein. In Frankreich wurde während der Revolution die Civiltrauung oder der Abschluß des Ehecontracts vor der bürgerlichen Obrigkeit für allein wesentlich zur Bekräftigung der Ehe erklärt, den bürgerlich Verehelichten aber freigestellt, ob sie sich der priesterlichen Copulation bedienen wollten. Das Concordat von 1801 bestätigte diese Einrichtung und das Gesetzbuch Napoleons dehnte sie auf alle Confessionen im französischen Reiche, die es unbedingt annahmen, aus; daher in dieser Periode viele Ehen ohne priesterliche Trauung geschlossen worden sind. Seit dem Jahre 1814 ist jedoch auch in Hinsicht der Ehen die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt worden.

E.

Travestie, Travestirung, (nach dem französischen travestir) — Umkleidung, Verkleidung — bezeichnet eine scherzhafte Darstellung (besonders in der Poesie), vermöge deren ein bereits ernsthaft behandelter Stoff (Gegenstand) seiner ursprünglichen Form entkleidet und als lächerlich dargestellt wird. Sie setzt voraus ein falsches Pathos des travestirten Gegenstandes, einen in demselben versteckten, nicht ihm willkührlich beigelegten Unsinn, den sie auf naive Weise enthüllt. Aber sie scheitert gewöhnlich an dem letztern, indem sie, nach der Art einiger dramatischer Kritiker, den zu beurtheilenden Stoff erst ins Kleine zieht, und auf niedrigere

Verhältnisse überträgt, um ihn als klein darzustellen. Die Travestie macht ein Gedicht nicht klein und verwandelt nicht das Erhabne in Unsinn, sondern sie stellt das als groß dargestellte Kleine scherzhaft als klein dar. Sie unterscheidet sich daher wesentlich von der Parodie, welche sich der vorhandenen dichterischen Einkleidung eines ernsthaften Gegenstandes zur Darstellung eines lächerlichen Stoffes bedient. Beide wirken durch den Contrast, und können, glücklich durchgeführt, ihres Zwecks, Lachen zu erregen, nicht verfehlen. Gleichwohl aber nehmen sie, bei ihrer größern Abhängigkeit von andern vorhandenen Kunstwerken, nur eine sehr untergeordnete Stelle unter den Dichtarten ein. Es ist gefragt worden, ob sie überhaupt zulässig seyen. Von der Parodie, die sich lediglich an das Äußere hält, nur mit dem Wandelbaren der Form ein heiteres Spiel treibt, möchte dies ohne Weiteres zu bejahen seyn. Anders scheint es sich mit der Travestirung zu verhalten, die sich an das Ewige der Idee wagt, und es mit keckem Übermuthe in das Gebiet des Lächerlichen hinüberträgt. Allein es scheint auch nur so; denn es liegt eben in dem Wesen des Scherzes, daß derselbe in freier Willkühr auch das Edelste und Erhabenste in seinen Kreis herabzieht. Weiß nur der travestirende Dichter seinem Gegenstande mitten unter den Umgebungen von Größe, Ansehen und Würde die schwache Seite abzugewinnen, und für denselben eine Form zu wählen, die die komische Wirkung sichert, so wird er auch seinen Zweck, Belustigung des Lesers, erreichen, und es fällt ihm weder eine Entweihung des Heiligen, noch eine Verkümmerung des Vergnügens an dem ernsthaften Kunstwerke zur Last, wie ihm seit La Mothe oft vorgeworfen worden. Wie die herrlichsten komischen Schöpfungen der Griechen aus dieser freien Herrschaft des Scherzes hervorgegangen, ist bekannt genug, und, obgleich der griechische Geist sich mehr zur Parodie hinneigte (man denke an die Batrachomyomachie, die Parodien des Matron und an unzählige Stellen des Aristophanes. Vergl. Buhle zu Aristoteles Poetik, C. 1. §. 4.), so war ihnen doch auch das Ergötzliche der Travestirung keineswegs ganz fremd, vielmehr scherzte diese in den Erzeugnissen bildender Kunst, wie in den komischen Dichterwerken, mit gleich kühner Ausgelassenheit, und der oberste der Götter durfte sich nicht weigern, auf plastischen Werken und Vasengemählden eben sowohl, als auf der Bühne in der Schellenkappe als komische Maske zu erscheinen. — Die Travestirung ist entweder rein komisch, freier Erguß des Humors, oder sie verbindet mit dem Zwecke der Belustigung den der Satire. Diese richtet sich entweder gegen den Stoff, indem sie die lächerlichen Seiten desselben durch die Einkleidung hervorhebt, oder gegen die Form, indem sie das Unstatthafte des Ernstes in Beziehung auf den dargestellten Gegenstand ins Licht stellt. Beide Zwecke schließen den allgemeinen Zweck aller Satire, Geißelung der Thorheit und des Lasters überhaupt, nicht aus. — In Hinsicht der Form ist die Travestirung entweder lyrisch, episch oder dramatisch. — Unter den Neuern ist sie am häufigsten von den Franzosen bearbeitet worden, namentlich von Marivaux, Scarron (travestirter Virgil) und Moreau; die Italiener besitzen eine travestirte Ilias von Loredano, welche dem Begriffe nicht entspricht; die Deutschen, außer mehreren kleinern lyrischen Scherzen der Art, eine zwar oft in das Gemeine herabsinkende, aber doch nicht witzlose Travestirung der Äneis von Blumauer, „ein tiefes Marsch-

land voll Schlamm, obwohl voll Salz," wie Jean Paul sie nennt. F.

Trebellius Pollio, ein römischer Geschichtschreiber des dritten Jahrhunderts, der die Biographien der Kaiser von Philippus bis Claudius schrieb. Von seinem Werke, das nachlässig und weitschweifig geschrieben ist, haben wir nur noch einen Theil übrig.

Treckschuyten (d. h. Ziehschiffe), eine Art von bedeckten Schiffen, die von Pferden gezogen (getreckt), und in den Niederlanden auf den Canälen gebraucht werden. Sie gehen zu bestimmten Stunden von einer Stadt zur andern, und haben ein großes Zimmer für alle Reisende zusammen, nebst dem aber ein Cabinet (Roef, Ruhf) für diejenigen, welche für sich seyn wollen.

Treibhäuser nennt man Gebäude, die durch künstliche Wärme nicht allein die Pflanzen warmer Climate erhalten, sondern auch Gewächse in ungewöhnlicher Jahreszeit zum Blühen und Fruchttragen nöthigen. Die Geschichte menschlicher Künste lehrt, daß diese Erfindung ziemlich neu ist. Das wesentlichste Erfoderniß eines Treibhauses ist seine Lage, da alles darauf ankommt, daß auch im Winter die seltene und niedrigstehende Sonne gehörige Wirkung thue. Man braucht zu dem Ende nicht die Wände genau nach der Mittagslinie aufzuführen. Es ist sogar gut, wenn das Haus ein wenig östlich gerichtet ist, doch muß die Abweichung von der Mittagslinie nicht bedeutend seyn. Die etwas östliche Lage hat den Vortheil, daß die Morgensonne, die äußerst erquickend für die ganze Pflanzenwelt ist, ihre Wirkung nicht verfehle. Überhaupt aber muß bei der südlichen Richtung des Hauses auch dahin gesehen werden, daß der südliche Horizont so frei als möglich sey. Dagegen muß das Treibhaus von den übrigen Seiten her geschützt seyn, besonders von Westen, weil die westlichen Stürme außer anderen Nachtheilen auch den haben, daß sie den Rauch leicht in die Schornsteine zurückdrücken, daher halten wir besonders auch auf höhere Schornsteine. Was den Baustoff zu den Treibhäusern betrifft, so ist dieser sehr verschieden. Die Wände der Nord-, Ost- und Westseite müssen entweder massiv gemauert oder von Lehm aufgeführt seyn, wo denn ihre Dicke auf eine Elle berechnet wird. In England und in einigen deutschen Gärten hat man angefangen, Treibhäuser ganz aus Glaswänden aufzuführen, wo natürlich doppelte Glaswände erfoderlich sind. Bedeutende Vortheile sehen wir davon nicht ein; dagegen sind die Nachtheile, die die geringere Wärme, und die leichtere Verletzbarkeit dieser Wände hervorbringen, überwiegend. Daß die vordere Wand ganz aus Glasfenstern bestehen müsse, versteht sich von selbst, nur ist die Frage, welche Richtung man dieser zu geben habe. Senkrechte Fensterwände an der Südseite können die Erwärmung und Wirkung des Lichts nie so verstärken, als wenn die Sonnenstrahlen, die doch selbst in den kürzesten Tagen des Winters unter einem Winkel von 23° auffallen, unter einem rechten Winkel die Fenster treffen. Daher giebt man allgemein der südlichen Fensterwand eine gegen den Horizont geneigte Richtung, und diese hat man selbst nach der Polhöhe verschieden einrichten wollen. Indessen kann man im Allgemeinen sich auf die Erfahrung berufen, daß in Deutschland und England, in Frankreich und Schweden, also etwa von 45 bis zum 56° nördlicher Breite, die Neigung der Treibhausfenster nicht unter 34 und nicht über 45° seyn dürfe. Was das Holzwerk anbetrifft, so muß dies natürlich die Fensterwand verbinden und

stützen. Ein Träger oben in der Länge des Daches, und Säulen, die zwischen den Fenstern stehen, sind nothwendig. Allein man hat dahin zu sehen, daß diese Pfeiler keinen zu starken Durchmesser haben, weil sie sonst zu viel Schatten geben. In England macht man jetzt die Fenstersäulen ganz von Eisen, welches allerdings große Vortheile hat, nicht allein weil man bei weitem nicht so dicke Säulen nöthig hat, sondern weil auch die Dauer ungleich größer ist. Sowohl Holz als Eisen müssen mit Ölfarbe angestrichen werden. Außer dem Sonnenlicht fodern die Gewächse, wenn sie gesund bleiben sollen, durchaus erneuerte Luft. Um die Luft zu erneuern, hat man bewegliche Fenster in der Glaswand, die entweder ganz aufgemacht, oder mit eisernen durchlöcherten Riegeln in einer gewissen Weite offen erhalten werden. Allein bei sehr kalter Luft darf man nicht wagen, die äußere Atmosphäre unmittelbar auf die Pflanzen treffen zu lassen. In diesem Falle pflegt man kleinere Klappfenster zu öffnen, die besonders in der schrägen obern Glaswand keinem Fenster fehlen dürfen. Da nun doch immer die äußere Luft im Winter auf die Pflanzen einen ungewohnten Eindruck macht, so sind die Engländer, als die größten Gartenkünstler neuerer Zeit, darauf gefallen, die äußere Luft dergestalt in das Treibhaus zu leiten, daß sie nur erwärmt auf die Pflanzen treffen kann. Man führt zu diesem Ende Luftcanäle an der äußern Seite der Heizröhren herum. Diese sind außer dem Hause offen, und haben an einzelnen Stellen im Hause auch Öffnungen, die geschlossen werden können. Nimmt man diese Deckel ab, so zieht die äußere Luft dergestalt hinein, daß sie nur durch die Heizcanäle erwärmt die Pflanzen berühren kann. Wir haben nur dies gegen diese Einrichtung einzuwenden: die Luft in den obern Schichten des Treibhauses wird dadurch entweder gar nicht oder nur sehr spät und unvollkommen erneuert. Diese obere Luftschicht ist allemal verdorben und wärmer. Die Gipfel also der höhern Pflanzen bleiben von schlechter und heißer Luft umgeben, wenn die untern Theile derselben, und die niedrigen Gewächse einer erneuerten Luft genießen; nicht gerechnet, daß die Luft, welche mit dem Licht und der Wärme der Sonne zugleich eintritt, immer viel wohlthätiger ist, als die, welche man von der beschatteten Erde herleitet. Bei der Anlegung der Fensterwand muß ferner Bedacht auf die Einfassung des Glases genommen werden, die Fensterrahmen müssen vorzüglich von trockenem Holze, das keinen Splint enthält, so gefertigt werden, daß sie auf das genaueste einfassen. Denn die schrägen Fenster sind der Einwirkung des Regens weit stärker ausgesetzt, werfen sich dann und vermodern auch sehr leicht, wenn das Holz nicht die gehörige Härte und Güte hat. Die einzelnen Scheiben legt man entweder in Blei oder kittet sie auf einander. Das letztere hat bedeutende Vortheile. Im Hause selbst ist das nothwendigste Stück der Heizcanal. Es wird dieser aus einem Ofen geleitet, welcher mit dem Boden des Treibhauses ungefähr gleiche Höhe hat, und nicht viel über anderthalb Fuß im Lichten Höhe haben darf. Dieser Ofen wird am besten von starken eisernen Platten zusammengesetzt. Aus ihm führt zuerst ein eiserner Canal, ungefähr eine Elle lang, in die eigentlichen Heizcanäle. Diese werden am besten von stark gebranntem Thon dergestalt zusammengesetzt, daß Platten einen Fuß ins Gevierte mit Fugen versehen, gehörig auf einander gepaßt werden. Natürlich muß in diesem Fall der Canal viereckig seyn; doch braucht man, wie leicht zu begreifen, nur für drei Seiten diese Platten zu besorgen, da die untere Seite von

dem Boden gebildet wird. Es ist indessen nothwendig, daß hier und da die Platten herausgenommen werden können, weil man das Reinemachen der Canäle anders nicht vornehmen kann. Die Länge der Canäle darf nicht über 60 Schuh seyn, weil sonst die Wärme sich zu sehr vermindert, und am Ende sich nur Rauch niederschlägt. Der Ausgang des Canals wird senkrecht in der Wand hinaufgeleitet, und ebenfalls mit einer Thür versehen, durch die man die Reinigung vornehmen kann. Der Feuerungsstoff der Treibhäuser ist natürlich Holz, wo man dies haben kann. Außerdem sind noch gute Steinkohlen sehr zu empfehlen, nur muß alles angewandt werden, daß nicht der Dampf der Steinkohlen durch die Ritzen der Platten bringe, und sich im Hause verbreite. — Es kommt ferner bei dem Anziehen der Pflanzen im Treibhause darauf an, ihnen auch von unten eine gleichmäßige Wärme mitzutheilen. Dies bewirkt man entweder durch einen Lohkasten, oder, wo die Eichenrinde nicht zu haben ist, durch Pferdedünger, auf dessen Oberfläche die Töpfe gestellt werden. Es gehört dazu ein Kasten, der dergestalt gemauert wird, daß er die gehörige Tiefe, Breite und Länge habe. Ohne diese Eigenschaften hält sich die Wärme nicht lange, und doch muß man bei Anlegung des Lohkastens darauf sehen, daß er wenigstens auf vier Monate hinreiche. Die Länge muß wenigstens 20 Fuß, die Breite wenigstens 8 Fuß, die Tiefe 4 Fuß seyn. Er wird entweder, wie gesagt, mit Lohe oder mit Pferdemist gefüllt, und die Töpfe, damit die Hitze nicht unmittelbar auf die Pflanzen wirke, werden in eine Schicht von Sägespänen eingefüttert, welche ungefähr einen Schuh hoch den Mist bedeckt. Die Hauptsorge für die Gewächse in einem Treibhause besteht immer darin, daß man sie nicht blos erhalte, sondern auch zur möglichsten Vollkommenheit bringe. Sie müssen daher blühen, Früchte tragen und sich vermehren. Diese Zwecke erreicht man zwar nicht immer, aber doch desto eher, je mehr man das Vaterland und Clima, den eigenthümlichen Boden, und die besondern Eigenschaften eines jeden Gewächses studirt. Erfahrung ist hier die beste Lehrmeisterin. Alles kommt auf schickliche Mischung der Erdarten an. Kennt man den natürlichen Standort der Pflanzen, so muß man diesen nachahmen. Wo uns die Kenntniß des natürlichen Standortes fehlt, und wir feine Gewächse zu behandeln haben, mischen wir eine Erde, die so viel als möglich substanziell, d. h. reich an Extractivstoff ist. Dies ist die Erde, welche aus verwesetem Holz entsteht, und die man am leichtesten aus Sägespänen gewinnt, oder in hohlen Weiden findet. Diese macht man noch kräftiger, wenn man ihr solche Erde zusetzt, die aus Hornspänen oder aus Kuhfladen entstanden ist. Um sie lockerer zu machen, mischt man sie mit etwas Sand. Das Begießen der Gewächse muß mit der größten Vorsicht, und nur dann unternommen werden, wenn die Erde wirklich trocken ist. Bei feineren Gewächsen muß man sich sorgfältig hüten, daß das Wasser nicht unmittelbar an den Stamm dringe. Sehr oft ist es auch nöthig, den Topf in einen Untersetznapf zu bringen, in den man das Wasser gießt, welches sich alsdann durch die Abzugslöcher der Erde mittheilt. Auf das Wasser endlich, welches zum Begießen gebraucht wird, kommt viel an. Es darf nicht gypshaltig und hart seyn. Regenwasser und Fließwasser, welches man im Winter gehörig erwärmt hat, ist das beste. — Die Temperatur des Treibhauses betreffend, so richtet sich diese begreiflich nach dem verschiedenen

Clima, und der verschiedenen Natur der Gewächse. Die wärmsten, worin Pisang und Ananas getrieben werden, muß man fast immer auf 70 Gr. Fahrenheit bringen, dagegen die andern auf 65 oder auch auf 60 Gr. eingerichtet sind. Zu dem Ende darf keinem Treibhaus ein Thermometer fehlen, dessen Grade im nördlichen Deutschland, wie in Großbritannien und Schweden, nach Fahrenheit abgetheilt sind. C. S-l.

Treibheerd, Treibeheerd, flache weite Heerde, deren man sich in der Hüttenkunst zur Scheidung des Silbers vom Blei bedient.

Tremulant, tremolo, bezeichnet in der Musik das Beben oder die allergelindeste Schwebung der Stimme auf einem Tone, welches auch auf Instrumenten nachgeahmt wird (z. B. bei der Violine durch wiederholtes Ausdrücken und gleichsam Zittern des Fingers auf der Saite und eben so auf der Taste beim Clavier); daher auch ein Zug in der Orgel, wodurch ein bebender, zitternder Ton hervorgebracht wird, der Tremulant heißt, jetzt aber weniger gebraucht wird, als sonst. S. auch den Art. Triller.

Trenck (Franz, Freiherr von der), kaiserlich königlicher Pandurenoberst, ein moralisches Ungeheuer seiner Zeit, war auf Sicilien, wo sein Vater Oberstlieutenant war, 1714 geboren, studirte bei den Jesuiten in Ödenburg, nahm in seinem 17ten Jahre österreichische, nachher russische Kriegsdienste, wurde aber wegen seiner Zügellosigkeit cassirt, und des Landes verwiesen. 1740, beim Ausbruche des Successionskrieges, erbot er sich gegen Maria Theresia ein Regiment Panduren zu errichten, welches er nachmals als Oberstwachtmeister bis 1746 befehligte. Er bildete mit seiner wilden Schaar immer die Avantgarde, warf alles vor sich nieder, und beging mit Sengen, Brennen, Morden und Plündern die fürchterlichsten Unmenschlichkeiten. Besonders empfand Bayern die Brutalität dieses barbarischen Kriegers, dessen Raubsucht und Geldgeiz keine Gränzen hatten, obgleich er sich ein Vermögen von beinahe zwei Millionen erobert hatte. Wegen seiner Pflichtwidrigkeiten ward ihm 1746 ein peinlicher Prozeß gemacht, und er ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberge zu Brünn in Mähren verurtheilt, wo er den 4ten October 1749 starb. Trenck war ein überaus schöner Mann, von unglaublicher Stärke, und zu allen Strapazen abgehärtet. Er redete sieben Sprachen sehr fertig und besaß tiefe Einsichten in allen militärischen Wissenschaften; aber in sittlicher Hinsicht war er so böse, wie es zum Glück für die Welt nur wenig Menschen giebt. Er selbst hat sein Leben bis zum Jahre 1747 unter dem Titel: Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Franz von der Trenck, Wien 1807, 8., geschrieben. Man sehe auch Franz von der Trenck, dargestellt von einem Unpartheiischen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart, 3 Bändchen, Stuttgart 1788, 8.

Trenck (Friedrich, Freiherr von der), geboren zu Königsberg in Preußen den 16ten Februar 1726, besuchte schon im 13ten Jahre daselbst akademische Vorlesungen, nahm bald Kriegsdienste, und ward beim Ausbruch des zweiten schlesischen Kriegs 1744 Adjutant Friedrichs des Großen. Weil er jedoch in Verdacht kam, mit dem kaiserlichen Pandurenobersten, Franz von der Trenck, seinem Verwandten, in einem geheimen Verständnisse zu seyn, so ließ ihn der König nach Glatz auf die Citadelle bringen. Mehrmalige Versu-

che zur Flucht vermehrten den Verdacht und Unwillen Friedrichs, allein endlich entkam Trenck ungeachtet des engen Verwahrs, und machte durch Mähren, Polen und Preußen eine Fußreise von 169 Meilen zu seiner Mutter. Darauf wandte er sich an Franz von der Trenck nach Wien, der aber bereits im Gefängnisse saß, und ihn sehr übel aufnahm. Deshalb ging er nach Moskau, und von dort nach Danzig, um mit seinen Geschwistern die Erbschaft seiner Mutter zu theilen. Hier ward er, ungeachtet er Rittmeister in kaiserlichen Diensten war, auf Ansuchen Friedrichs II. verhaftet und nach Magdeburg in ein schreckliches Gefängniß gebracht. Er versuchte sich zu befreien, zog sich aber dadurch noch ein härteres Gefängniß zu, in dem er an Händen, Füßen und Leib mit eisernen 68 Pfund schweren Fesseln angeschmiedet wurde, welche man beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges noch vermehrte. Die mit großer Klugheit angelegten Entwürfe, sich zu befreien, mißglückten ihm, und erst im December 1763 ward er aus seinem Gefängnisse entlassen, und nach Prag gebracht. Auch hier, in Wien, Aachen, Spaa, Mannheim, an welchen Orten er nach und nach sich aufhielt, zog er sich durch seine theils freimüthigen, theils vorlauten Urtheile, die er auch durch seine Schriften verbreitete, viele Verfolgungen zu, und verlor durch sie einen großen Theil seines Vermögens. Friedrich Wilhelm II. gab ihm nach seinem Regierungsantritt seine in Preußen confiscirten Güter wieder, und obgleich er nun glücklich hätte leben können, so trieb ihn doch sein unruhiger Geist beim Ausbruche der Revolution nach Paris, wo ihn Robespierre im Julius 1794 als einen Verdächtigen und angeblichen Agenten fremder Mächte guillotiniren ließ. Trenck besaß einen hohen Grad von Eigenliebe und Prahlerei, aber als Mensch verdient er wegen seiner Energie, seines Muths und seiner Standhaftigkeit Achtung. Sein wenigstens zum Theil unverdientes Schicksal ist um so mehr zu bedauern, als er unter andern Verhältnissen sich gewiß einen ehrenvollen Platz unter den preußischen Feldherrn erworben hätte. Seine Schriften wurden zum Theil mit großem Beifall aufgenommen, besonders ward seine Lebensgeschichte, die übrigens wohl nicht durchgehends lauter Wahrheit enthält, mit der Theilnahme gelesen, worauf der Unglückliche immer rechnen kann. Sie erschien in 4 Bänden, Berlin und Wien 1786, 8., und ward von ihm selbst ins Französische übersetzt (Paris 1789). Seine übrigen Schriften sind zum Theil in der Sammlung unter dem Titel: Sämmtliche Gedichte und Schriften, 8 Bände, Leipzig (Wien) 1786, 8. erschienen.

Trepaniren ist eine chirurgische Operation, welche in der Öffnung der Hirnschale vermittelst eines eigens dazu bestimmten Instruments besteht. Dies Instrument heißt der **Trepan** oder die **Trephine**, und ist eigentlich eine Cirkelsäge, oder ein hohler eiserner Cylinder, von dem Durchschnitt ungefähr eines Zolls, dessen unterer Rand, die Krone genannt, mit sägeförmigen, sehr scharfen Zähnen versehen ist. In der Mitte des Trepans geht ein sehr spitz zulaufender stählerner Stift herab; der Krone beinahe gleich, welcher die Pyramide genannt wird, um welche herum die Krone des Trepans beweglich ist. Oben ist derselbe mit einem Knopf versehen, mit welchem die Pyramide in den Knochen festgedrückt, und an welchem die Krone im Cirkel herum bewegt werden kann. Die Operation selbst wird im Wesentlichen auf folgende Art bewerkstelligt. Zuerst wird die Stelle des Schädels von Haaren ganz entblößt,

dann wird ein Einschnitt durch die Haut bis auf den Knochen, am besten in Form eines großen römischen V (V) oder T (T) gemacht und die Hautlappen werden abgelöst. Man bohrt nun mit einem Knochenbohrer eine kleine Öffnung in die Hirnschale, worein die Pyramidenkrone gesetzt wird. Darauf setzt man den Trepan perpendiculär auf, und fängt an, durch das Herumdrehen desselben im Kreise um seine Axe, den Knochen anzubohren, womit man nach den Vorschriften und Regeln der Kunst fortfährt, bis ein rundes Knochenstück losgebohrt ist, welches alsdann weggenommen wird. Die Trepanation ist vorzüglich dann als nothwendig angezeigt, wenn nach Verletzungen des Kopfes und Entzündung der Hirnhäute sich unter den Schädelknochen eine Ergießung von Eiter, oder schon vor der Entzündung ein Extravasat von Blut gebildet hat, welches durch die vorher anzuwendenden Mittel nicht wegzuschaffen ist. Auch die Niederdrückung eines Knochenstücks des Hirnschädels, die Entstehung von Knochenrissen oder Splittern an demselben, macht oft die Trepanation nothwendig. Nach der Operation wird die Wunde mit einem leichten Faserbäuschchen, das mit einer milden Salbe bestrichen wird, belegt, und so bald, als es die Umstände gestatten, zugeheilt. Die Trepanöffnung schließt sich sehr langsam. Zuerst wird aus der Lymphe, welche aus den Knochenrändern, der Knochenhaut und den Muskeln ausschwitzt, eine Membran gebildet, diese wird allmählig knorpelartig und endlich knöchern. Ehe dies geschieht, muß der Kranke, sobald die Narbe der Wunde sich gehörig gebildet hat, eine kleine weich ausgefütterte Platte von Gold, Silber oder Blei auf der Stelle tragen, damit das Gehirn gegen allen äußern Druck geschützt wird. H.

Tressan (Louis Elisabeth de la Vergne, Graf von), ein berühmter französischer Dichter und Schriftsteller, wurde 1706 in einer aus Languedoc stammenden Familie zu Mans geboren. Er kam jung nach Paris, wurde mit Voltaire, Fontenelle und andern großen und berühmten Männern bekannt, von denen er in seiner Liebe zur schönen Literatur bestärkt wurde. Er vernachlässigte jedoch darüber den Kriegsdienst nicht, wozu jeder junge Mann von Stande damals in Frankreich bestimmt war. In dem Kriege von 1741 wohnte er allen Feldzügen in Flandern bei, war in der Schlacht von Fontenoy Ludwigs XV. Adjutant, und schwang sich bis zum Generallieutenant empor. Nach dem Frieden begab er sich an den Hof des Königs Stanislaus Leczinski zu Lüneville, und glänzte dort durch seinen Geist und seine Talente als eine der vorzüglichsten Zierden dieses kleinen, aber auserlesenen Hofstaats. Der jesuitische Beichtvater des Königs, welcher seinen Einfluß fürchtete, klagte ihn des Verbrechens der Philosophie an. Als Stanislaus ihm Vorwürfe darüber machte, versetzte Tressan: „Ich bitte Ew. Majestät zu bedenken, daß in dem Gefolge der Ligue 3000 Mönche, aber kein einziger Philosoph war." Diese Antwort gefiel Niemanden mehr als Voltaire, da sie ganz in seinem Geiste gegeben war, und er hörte nie auf, Tressan zu erheben und zu bewundern. Nach Stanislaus Tode lebte der Graf in der Einsamkeit, und verwandte seine letztern Jahre auf die Abfassung einer großen Menge von Schriften verschiedener Art. Er hatte in seiner Jugend einige beißende und witzige Epigramme geschrieben, die ihm viele Feinde zugezogen hatten, und dies war vielleicht die Ursache, daß er erst in seinem fünf und siebzigsten Jahre in die französische Akademie aufgenommen wurde. Das Podagra, woran er häufig litt, endete 1782 sein Leben. Seine Liebe und seine Talente zur

Dichtkunst blieben ihm bis an seinen Tod, und la Harpe hat in seiner Correspondance littéraire von Tressan ein kurz vor seinem Ende gemachtes sehr reizendes Gedicht aufbewahrt, worin er seinen Aufenthalt zu Franconville in dem Thale Montmorency besingt. Seine Werke sind sehr zahlreich. Die Aufzählung derselben wäre hier unzweckmäßig. Einige davon sind Romane oder Rittererzählungen. Seine Umarbeitung des Amadis von Gallien und seine Übersetzung des Ariost zeichnen sich vorzüglich aus. Von seinem Chevalier du Soleil (2 Vol. 12.) erschien zu Leipzig 1781, und von seinem Chevalier Robert zu Pirna 1803 eine deutsche Übersetzung. Durch einen Versuch über das electrische Fluidum in zwei Bänden zeigte sich Tressan auch als einen sehr einsichtsvollen Physiker. Seine Oeuvres complettes erschienen zu Paris 1780 — 1791 in 12 Octavbänden.

Treue ist in moralischer Bedeutung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Gesinnungen gegen Andere. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert sich vorzüglich gegen Höhere, oder solche, die uns gleich sind, und ist eine freie Handlungsweise, gesetzt auch, daß wir ihnen äußerlich verpflichtet wären. So redet man von Kindestreue, Dienertreue, Unterthanentreue, aber auch von Treue in der Liebe und Freundschaft. In allen diesen Gestalten derselben ist ein Festhalten an der Erfüllung einer Pflicht des Wohlwollens, der Achtung und Ehrfurcht, wozu man in seinen Verhältnissen gegen Andere eine Aufforderung findet, ein Anschließen an Andere, welches Achtung der Pflicht, und einen hohen Grad der Liebe, Freundschaft oder Ehrfurcht bewährt. In den Künsten redet man von Treue besonders, wo vom Verhältnisse einer Copie zum Original die Rede ist. Eben so in der Geschichte bei Darstellungen und Schilderungen, die wir mit den vorhandenen Quellen und Überlieferungen gewisser Begebenheiten zusammenhalten. Die ästhetische Treue ist die Übereinstimmung einer Kunstdarstellung mit den Bedingungen und wesentlichen Eigenschaften, unter welchen ihr Gegenstand in Natur, Leben und Geschichte erscheint. Sie gränzt daher an Haltung und Wahrheit, und ist wie diese dem Gesetze der Schönheit unterworfen, daher sie nicht Veränderung und Verschönerung überhaupt, sondern nur die willkührliche ausschließt. Es giebt daher sogar eine gewisse Treue, welche peinlich werden kann, weil, indem sie die bloße Abhängigkeit der Darstellung von einem andern Gegenstande an den Tag legt, den selbstständigen Werth verliert, den ein Kunstproduct durch seinen freien Ursprung im Geiste haben soll. Die geographische und historische Treue ist daher nicht das oberste Gesetz einer Darstellung. (S. auch d. Art. Nachahmung und Copie.) Mehr herrscht die Treue in denjenigen niedern Gattungen der Kunst, wo die Darstellung einer bestimmten Individualität Aufgabe ist, mithin in den Portraits (s. d. Art.); und doch besteht sie auch hier mehr in der übereinstimmenden Auffassung des Ganzen, als in der sclavischen Nachahmung des Einzelnen und Veränderlichen. Göthe sagt daher trefflich: der Künstler darf keinesweges streben, daß sein Werk eigentlich als Naturwerk erscheine. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser Geist findet das Treffliche auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff. Er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft; aber der geistreiche Liebhaber

sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, und das überirdische der kleinen Kunstwelt. T.

Triangel, s. Dreieck.

Triangular- oder Trigonalzahlen, eine Classe der Polygonalzahlen, welche erhalten wird, wenn man, mit der Einheit anfangend, die Zahlen, wie sie ferner auf einander folgen, in Gestalt eines gleichseitigen Triangels

1.
2. 3.
4. 5. 6.
7. 8. 9. 10. u. s. w.

ordnet. Die auf der rechten Seite desselben folgenden:

1. 3. 6. 10.

nämlich heißen, weil sich die Anzahl ihrer Einheiten in Gestalt gleichseitiger Triangel . . . . u. s. f. ordnen läßt, Triangularzahlen. Sie sind nichts als eine arithmetische Reihe zweiter Ordnung, d. h. eine solche, wo die zweiten Unterschiede beständig werden. Denn die Unterschiede der Glieder der voranstehenden Reihe sind 2. 3. 4. . . . . und die Unterschiede dieser Unterschiede, d. h. die zweiten Unterschiede, 1 .1. . . . beständig.

Trianguliren. Wenn der Feldmesser eine weit ausgedehnte Erdstrecke aufzunehmen hat, so muß er damit anheben, eine Anzahl von Haupt- oder Fixpunkten auf dieser Strecke zu bestimmen, die er als Winkelpunkte von Triangeln betrachtet, in welche also die Strecke zerlegt erscheint. Diese Operation heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich bei denselben aus einigen gemessenen Bestimmungsstrecken die übrigen durch bloße Rechnung finden lassen, wie dies im Art. Trigonometrie gezeigt ist.

Trianon ist der Name von zwei kleinen Lustschlössern in der Nähe von Versailles, Groß- und Kleintrianon (le grand, le petit Trianon). Durch den Garten von Versailles führt ein angenehmer Spazierweg nach Großtrianon, welches im orientalischen Geschmack nur ein Stockwerk hoch erbaut ist, und durch den von außen häufig angebrachten bunten Marmor ein gefälliges Ansehen hat. Die Gärten, welche dieses Schloß umgeben, sind von dem berühmten le Notre angelegt. Am Ende des Parks liegt Klein-Trianon, das blos in einem Pavillon von römischer Bauart besteht, und einen Garten in englischem Geschmack hat.

Tribaden (griechisch), werden Frauen genannt, welche mit ihrem eigenen Geschlechte ausschweifen.

Tribonianus, ein berühmter Rechtsgelehrter unter der Regierung Kaisers Justinian, war aus Side in Pamphilien gebürtig, erwarb sich durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, besonders durch seine Kenntniß der Rechtswissenschaft, die Gunst jenes Kaisers, und schwang sich zu den höchsten Staatsämtern empor. Er war Magister officiorum, Quaestor sacri palatii und Consul, aber seine Laster machten ihn verhaßt, und wegen eines Volksaufstandes wurde er 532 nach Chr. Geb. entsetzt. Er war außerordentlich geizig und bestechlich. Durch seine Fähigkeiten und Kenntnisse gewann er sich

wieder Justinians Vertrauen, der ihm und neun andern Rechtsgelehrten die Anfertigung der verschiedenen Sammlungen der Gesetze, die den größten Theil des Justinianeischen Gesetzbuches (oder des corpus juris civilis) ausmachen, übertrug. Er soll ein heimlicher Feind des Christenthums, und dem Atheismus und der heidnischen Religion ergeben gewesen seyn, welches aber vielleicht blos auf ungerechte Beschuldigungen seiner bigotten Zeitgenossen sich gründet. Er starb 546 nach Christi Geburt.

Tribrachys, s. Rhythmus.

Tribunal hieß bei den Römern ein erhabener Ort, eine Bühne, wo der Prätor (s. d. Art.) auf seiner sella curulis saß, wenn er Gericht hielt; seine Räthe oder Gerichtsbeisitzer saßen neben ihm. Auch in den römischen Lagern hatte der commandirende General ein solches, von Rasen gemachtes Tribunal oder Bühne, wo er über die vorgefallenen Sachen entschied. Tribunal heißt also keinesweges ein Richterstuhl. — Die Franzosen haben daraus das Wort Tribune gemacht, und verstehen darunter einen erhabenen Ort, von welchem man sich andern zeigt, eine Bühne, z. B. Rednerbühne; auch eine gewisse Art Emporkirchen in großen Kirchen. Die Bedeutung Gerichtshof ist erst in den neuern Zeiten aufgekommen.

Tribunat. Die franz. Republik hatte unter ihren organischen Formen mehrere mit dem Namen von Einrichtungen der alten Republiken Roms und Griechenlands bezeichnet, ohne diese selbst ihrem Wesen nach in sich aufzunehmen. Dahin gehört auch das Tribunat. Die Constitution vom 15. Dec. 1799, welche Buonaparte und Sieyes entworfen hatten, und die den 7ten Februar 1800 für angenommen erklärt worden war, übertrug nämlich die gesetzgebende Gewalt mehr zum Schein, als in der Wirklichkeit einem gesetzgebenden Körper von 300, und einem Tribunate von 100 Mitgliedern, welche vom Erhaltungssenate aus der dritten Candidatenliste der Departementswahlen, genannt Nationalliste, ausgewählt werden sollten. Der Regierung (den drei Consuln) ward ausschließlich der Vorschlag zu den Gesetzen zugesprochen, dem Tribunate aber blos die Berathung über die vorgelegten Gesetzentwürfe, und dem gesetzgebenden Körper, nachdem diesem das Tribunat das Resultat seiner Debatten über die Gesetzentwürfe vorgelegt hatte, blos die Abstimmung über die Annahme oder Verwerfung derselben, ohne Berathung zugestanden; außerdem erhielten die Redner des Staatsraths, als Wortführer der Regierung, in beiden Versammlungen einen bedeutenden gesetzlichen Einfluß. Dem Tribunate ward jedoch das Recht, seine Vorstellungen und Wünsche der Regierung vorzutragen, gelassen, und bald war es kühn genug, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Jeder Tribun mußte wenigstens 25 Jahr alt seyn; er erhielt 15,000 Fr. jährlichen Gehalt. Jedes Jahr trat ein Fünftheil aus dem Tribunat heraus, und ward durch neue Mitglieder ersetzt; die austretenden konnten, so lange sie auf der Nationalliste standen, wieder gewählt werden. In so fern nun im Tribunate alle Gesetzvorschläge die Musterung passiren mußten, und die besten Köpfe hier einen weiten Spielraum hatten, ihre Talente glänzen zu lassen, so war dies Corps ein Schutzpfeiler der Freiheit, und mußte seinem Zweck um so mehr genügen, je mehr die größten Rednertalente und freisinnigsten Männer in demselben mit einander wetteiferten. Namentlich zeichneten sich Lucian Buonaparte, Carnot, Benjamin Constant aus. Allein ihre freimüthigen Erörterungen in demselben und ihre muthi-

gen Erklärungen gegen die Schritte des consularischen Despotismus scheiterten gar bald an der Bestechlichkeit des gesetzgebenden Körpers, der ihren Resultaten erst das Siegel aufdrücken konnte, und an den Cabalen, die Buonaparte anwandte, die besten Köpfe zu entfernen, als 1803 in die Stellen des austretenden Fünftheils nachgiebigere Männer erwählt wurden. Daher finden wir die letzten Zeichen des republikanischen Charakters des Tribunats in Carnots Rede gegen Buonaparte's Kaiserwahl, welche dennoch auf den Antrag des Tribunats, den der Tribun Curée den 30. Apr. 1804 zuerst gemacht hatte, den 4. Mai erfolgte. Sonderbar, daß der, den Cäsar gebrauchte, ihm die lebenslängliche Dictatur zu verschaffen, auch ein Tribun war und Curio hieß! Der einzige Carnot unterzeichnete das Wahlprotocoll des Tribunats nicht. Hierauf wurde das Tribunat durch das organische Senatusconsult vom 18. Mai 1804 fast ganz mit dem gesetzgebenden Körper verschmolzen, indem Napoleon die Generalversammlungen des Tribunats aufhob, und blos den drei Sectionen desselben (der Gesetzgebung des Innern und der Finanzen), unter vom Kaiser ernannten Präsidenten und Quästoren, ihre Amtsverrichtungen ließ. Seitdem verstummte das Tribunat ganz; es war gleichsam ein integrirender Theil des gesetzgebenden Körpers, vor welchem nur zwei Redner das Gutachten ihrer Tribunatssection aussprechen durften. Endlich hob der Kaiser durch das Senatusconsult vom 19. Aug. 1807 das Tribunat ganz auf, indem er die vorläufige Erörterung der Gesetze, welche durch die Sectionen des Tribunats bisher bei verschlossenen Thüren geschehen war, drei Commissionen des gesetzgebenden Körpers übertrug, und die Mitglieder des Tribunats, dessen letzter Präsident Fabre (de l'Aude) war, in den gesetzgebenden Körper versetzte; der Tribun Koch, der bekannte publicistische Schriftsteller und Professor von Straßburg, erhielt eine Pension von 4000 Fr. K.

Tribunus. Dieses Wort bezeichnete bei den Römern im Allgemeinen eine öffentliche Person, einen Vorsteher; aber nicht immer bedeutete es einerlei, sondern das damit verbundene Wort muß entscheiden, von welchem Tribun die Rede ist. So gab es Kriegstribunen und Tribunen des öffentlichen Schatzes (tribuni militares und aerarii). Jene waren Befehlshaber einer Abtheilung der Legion, gewöhnlich aus 1000 Mann bestehend, diese waren Gehülfen des Quästors, besonders bei Austheilung des Soldes. Vorzüglich merkwürdig und wichtig aber sind die Volkstribunen (tribuni plebis) die, um die Rechte der Plebejer und des gemeinen Volks gegen die Anmaßungen der Patricier zu vertreten, aus den Plebejern gewählt wurden, und zwar nicht eigentlich in die Reihe der obrigkeitlichen Personen gehörten, aber oft eine sehr bedeutende Rolle spielten, und nicht selten einen großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten. Die Veranlassung, dergleichen Tribunen anzuordnen, gab bald nach Einführung der freien Verfassung unter den Consuln die Auswanderung der Plebejer, die sich von den Patriciern gedrückt und ungerecht behandelt sahen, auf den heiligen Berg. Diese Tribunen konnten durch ihren Einspruch einer Senatsverordnung, wodurch sie das Wohl des Volkes gefährdet glaubten, die Bestätigung verweigern. Oft brachten sie auch selbst Verordnungen in Vorschlag, die dem Interesse der Patricier entgegen zu seyn schienen. So kam es, daß diese ursprünglich wohlthätige und gutgemeinte Einrichtung oft die Veranlassung wurde zu heftigen Streitigkeiten und Unruhen, vorzüglich da nicht selten Parteisucht und Leidenschaft dabei thä-

tig waren. Die Zahl der Volkstribunen wurde späterhin auf 10 bestimmt, und so wie sie nicht den Obrigkeiten beigezählt wurden, genossen sie auch keine der äußern Auszeichnungen, die mit der obrigkeitlichen Würde verbunden waren.

Tribus. Romulus theilte die Einwohner Roms in drei Abtheilungen, die er nach der Zahl **Tribus** nannte. Jede hatte ihren Vorsteher, Tribunus, und war in 10 Curien getheilt. Servius Tullius theilte die Stadtbewohner nach den vier Bezirken der Stadt in vier Theile, welche den Namen Tribus behielten. Zu diesen vier tribus urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche die Landbewohner getheilt waren, und deren Zahl nach und nach auf 31 stieg, so daß die Gesammtzahl 35 betrug.

Tribut. Das Wort Tribut kommt von dem lateinischen tribus her, womit die Abtheilungen der römischer Bürger bezeichnet wurden. (S. den Art. **Tribus.**) Der Tribut (Tributum) war in Rom nämlich eine Abgabe in Geld, welche nach den Tribus entrichtet wurde, und die jeder nach Verhältniß seines Vermögens an den Staat bezahlen mußte. Sie hing also von dem Census oder der Schätzung ab. Es gab bei den Römern drei Arten von Tribut. Die eine wurde ohne Unterschied nach den Köpfen auferlegt, und fand unter den Königen Statt. Die andere wurde nach dem Vermögen angeschlagen, und kam nach dem unter Servius Tullius eingeführten Census auf. Die dritte fand nur in außerordentlichen und dringenden Fällen Statt, und war an keine Regel gebunden, wurde oft freiwillig gegeben, und manchmal wieder zurückbezahlt. Jetzt gebraucht man das Wort Tribut hauptsächlich von solchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen, oder von solchen, welche an den Landesherrn theils von liegenden Gründen, theils von Personen (als Kopfsteuer) entrichtet werden müssen. Für die letztern Abgaben bedient man sich gewöhnlicher jedoch des Ausdrucks **Steuern** u. s. w. Figürlich nennt man auch Tribut, was einer von dem Andern als Schuldigkeit fodert, z. B. Tribut der Ehre, Tribut der Dankbarkeit.

Tridentinisches Concilium. Was auf den Concilien zu Costniz und Basel für die gute Sache der Kirchenverbesserung beabsichtigt worden war, hatte die despotische Politik der Päpste nicht zur Ausführung kommen lassen. Pius II. verbot 1460 jede Appellation an ein allgemeines Concilium, und Julius II. erneuerte dieses Verbot 1512 auf einer Synode zu Rom. Gleichwohl konnte die catholische Christenheit die Befriedigung ihres lauten Verlangens nach gründlicher Reformation der Kirche nur von einem allgemeinen, freien, d. h. von Papst und Fürsten unabhängigen Concilium hoffen, und im Laufe der deutschen Reformation gaben selbst die protestantischen Fürsten ihre Bereitwilligkeit zum Frieden der Kirche oft durch die Foderung eines solchen Conciliums zu erkennen. Am eifrigsten betrieb es Kaiser Carl V. Er hatte während seiner Regierung kein wirksameres Mittel, zugleich den Papst zu schrecken, und die Protestanten hinzuhalten, und so beider Parteien Meister zu bleiben, als daß er ein Concilium auf deutschem Boden beharrlich von jenem foderte, und es diesen verhieß; denn während der Papst die Untersuchungen, die dabei zur Sprache kommen konnten, mit Recht als die gefährlichste Klippe seines Ansehens fürchtete, durften die deutschen Protestanten aus Rücksicht gegen ihre catholischen Mitstände sich wenigstens nicht weigern, eine Vertröstung anzunehmen, die eigentlich

nur noch für Letztere Bedeutung hatte: Carl kündigte auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 den Ständen das Concilium feierlich an, und um wenigstens zu verhüten, daß er es nicht auch selbst ausschriebe, mußte man in Rom Anstalten dazu treffen. Daher setzte es Clemens VII. noch in demselben Jahre unbestimmt und sein Nachfolger Paul III. zum 27sten Mai 1537 nach Mantua an. Wegen der nicht zu bewilligenden Bedingungen des Herzogs von Mantua wurde daraus Vicenza und der 1ste Mai 1538, worauf, weil dahin keine Prälaten kamen, wieder Aufschub, erst bis Ostern 1539, und da weder Frankreich noch Deutschland den Ort genehmigten, gar auf unbestimmte Zeit folgte. Vom Regensburger Reichsabschiede 1541 gedrängt, setzte Paul es aufs neue zum 1sten November 1542, und um doch seine Bereitwilligkeit zur Wahl einer deutschen Stadt zu zeigen, nach Trient an. Seine Legaten kamen den 22sten November wirklich daselbst an, aber ein neuer Krieg des Kaisers mit Frankreich gab Veranlassung zu abermaliger Suspension auf gelegnere Zeit. Diese glaubte der Papst mitten unter Carls Rüstungen gegen die Protestanten gefunden zu haben; und schrieb das Concilium zum 15ten März 1545 aus. Die Cardinäle Del Monte, Cervino della Cruce und Polus langten zu rechter Zeit als präsidirende Legaten zu Trient an, weil aber zu wenige Bischöfe (20) und Gesandten nachkamen, vertrieb man sich die Zeit mit Rangstreitigkeiten und Spazierfahrten; der Sommer verstrich, während die Prälaten ab- und zufuhren, bis endlich auf Befehl des Papstes am 13ten December 1545 die Tridentinische allgemeine Kirchenversammlung (Sacrosancta oecumenica et generalis synodus Tridentina, praesidentibus legatis apostolicis, nannte er sie in seinem Breve) mit der ersten Session von 25 Bischöfen und einigen andern Prälaten feierlich eröffnet wurde. In den darauf folgenden vertraulichen Conferenzen traf man die Einrichtung, daß Ausschüsse von Bischöfen und Doctoren der Theologie die zu verhandelnden Gegenstände bearbeiten und vorbereiten, in Particular- und General-Congregationen (nicht-öffentlichen Sessionen der Väter) dann die entworfenen Decrete und Canones zur Berathschlagung und durch Mehrheit der Stimmen (nicht nach den Nationen, wie zu Costniz, sondern nach den Köpfen) zur Entscheidung kommen, die öffentlich in der Kathedralkirche mit Hochamt und Predigt zu haltenden Sessionen selbst aber nur Ceremonialhandlungen zur Publication und Sanction der gefaßten Beschlüsse seyn sollten. Schon diese Art der Abstimmung nach den Köpfen, unter denen die päpstlichen Creaturen aus Italien und die Titularbischöfe leicht die Mehrzahl ausmachten, und der Umstand, daß die Ausschüsse von den Legaten gewählt und instruirt wurden, hätte hingereicht, das Concilium nach dem Willen des Papstes, der eine besondre Congregation von Cardinälen zur Berathung über die Angelegenheiten dieser Kirchenversammlung in Rom niedergesetzt hatte, zu lenken; dazu kam aber noch der kräftige, stolze Herrschergeist des seinem Herren ganz ergebnen Cardinals Del Monte, dessen tägliche, ja stündliche Correspondenz durch eine ununterbrochne Courierlinie bis Rom, die ihm nach den wechselnden Entschließungen des Papstes öffentlich vorzuzeigende und geheime Instructionen für jede Wendung des Ganges der Verhandlungen zuführte, und eine Menge andrer Mittel der Intrigue und Überredungskunst, wodurch die römische Politik nach Befinden der Umstände auf die versammelten Prälaten zu wirken, und Widersprüchen zu begegnen wußte, so daß die

Klage, „das Concilium sey nicht frei," selbst von italienischen Bischöfen gehört wurde. Fürsten und Völker erwarteten von diesem Verein heiliger Männer die Abstellung alter Mißbräuche, und eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, die die Vorwürfe der Protestanten widerlegen, und sie zur Rückkehr in den Schooß der catholischen Kirche einladen sollte; die kaiserlichen Gesandten drangen ihrer Instruction gemäß ganz unverholen darauf, diesen Gegenstand zur Hauptaufgabe der Verhandlungen zu machen; in der zweiten und dritten Session den 7ten Januar und den 4ten Februar 1546 geschah aber weiter nichts, als daß man Regeln für die Lebensordnung der Väter zu Trient, Ermahnungen zur Ausrottung der Ketzer und das Nicäische Glaubensbekenntniß vorlas. Erst in der vierten am 8ten April, wo schon fünf Erzbischöfe und 48 Bischöfe gegenwärtig waren, kam es zu zwei Decreten, worin die Aufnahme der Apocryphen in den Canon der heil. Schrift vorausgesetzt, die Tradition (s. d. Art.) ihr als Erkenntnißquelle der Religion gleichgestellt, die unter dem Namen der Vulgata bekannte lateinische Bibelübersetzung für authentisch, und die Kirche für die einzige rechtmäßige Auslegerin derselben erklärt wurde. Sowohl aus diesen, als aus den Decreten der 5ten, 6ten und 7ten Session am 17ten Junius 1546, am 13ten Januar und am 3ten März 1547 über die Lehren von der Erbsünde, Rechtfertigung und den bisher noch durch kein Kirchengesetz sanctionirten sieben Sacramenten war zu erkennen, daß der Papst und seine Legaten es darauf abgesehen hatten, den Catholicismus in möglichst scharfem Gegensatze gegen die Lehre der Protestanten aufzustellen. Jedem dieser Decrete wurden mehrere Canones, d. h. Bannflüche gegen Andersdenkende beigefügt. Um den vom Kaiser nachdrücklich unterstützten Wünschen der Völker einige Beachtung zu gönnen, ließen die Legaten mit den dogmatischen Bestimmungen dieser drei Sessionen Reformationsdecrete verbinden, wodurch das Predigtwesen und die Verwaltung der geistlichen Ämter, vom bischöflichen abwärts, zweckmäßiger geordnet wurde, ohne jedoch die eingerissenen Mißbräuche an der Wurzel anzugreifen. Aber schon mit diesen halben Maaßregeln fürchteten die Legaten zu viel nachgegeben zu haben, und da heftige Auftritte und Streitigkeiten unter den Prälaten und verschiedenen Ordenstheologen, kühne Behauptungen und Anträge der kaiserlichen Gesandten und deutschen Bischöfe den Gang der Verhandlungen immer bedenklicher machten, auch eine baldige Erledigung des päpstlichen Stuhles vorherzusehen war; benutzten die Legaten das ungegründete Gerücht einer Seuche in Trient, um unter diesem Vorwande zufolge der ihnen schon längst aus Rom zugekommenen Vollmacht in der 8ten Session am 11ten März 1547 die Versetzung des Conciliums nach Bologna zu decretiren, worauf dann die Abreise der italienischen Väter sogleich erfolgte. Die feierliche Protestation des Kaisers gegen diesen Schritt nöthigte achtzehn Bischöfe aus seinen Staaten bei dem Bischof und Herrn von Trient, Cardinal Madruzzi, in dieser Stadt zurückzubleiben; während die Legaten mit sechs Erzbischöfen, zweiunddreißig Bischöfen und vier Ordensgeneralen in der 9ten und 10ten Session am 21sten April und 2ten Junius zu Bologna sich begnügten, wiederholte Prorogationsdecrete zu publiciren, ohne weiter etwas über die Gegenstände des Conciliums zu entscheiden. Die Scheinsynode zu Trient hielt inzwischen keine Session, und da der Kaiser sich standhaft weigerte, die Versammlung zu Bologna als ein Concilium anzuerkennen, auch die

daselbst befindlichen Bischöfe nach und nach abreisten, sprach der Papst endlich in einer Bulle vom 17ten September 1549 die Suspension des Conciliums aus. Nach seinem Tode bestieg der bisherige Legat del Monte am 8ten Februar 1550 selbst den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Julius III., und kündigte auf Betrieb des Kaisers die Fortsetzung des Conciliums zu Trient noch in demselben Jahre förmlich an. Sein Legat, der Cardinal Marcellus Crescentius, ein heftiger, gewaltthätiger Mensch, kam nebst zwei Nuntien nach Trient, und eröffnete das Concilium den 1sten Mai 1551 mit der 11ten Session. Diese zweite Periode desselben begann wegen der geringen Anzahl von gegenwärtigen Prälaten eben nicht glänzend, und auch nachdem, vom Kaiser bewogen, die deutschen Erzbischöfe nächst mehreren spanischen, italienischen und deutschen Bischöfen, im Ganzen 64 Prälaten, angelangt waren, konnte, weil es an Theologen fehlte, bei der 12ten Session den 5ten September 1551 nur der Gegenstand künftiger Verhandlungen entschieden werden. Frankreich hielt seine Bischöfe, wie in der ersten Periode des Conciliums, davon zurück, und legte in dieser Sitzung durch den Gesandten Jacob Amyot, wegen der zwischen dem König Heinrich und dem Papst damals obwaltenden politischen Spannung, eine feierliche Protestation gegen die Fortsetzung desselben ein. Nichts desto weniger schritten die Väter wieder zum Werke. Die als päpstliche Theologen angelangten Jesuiten, Lainez und Salmeron, hatten entscheidenden Einfluß auf die Decrete, die nun mit Beseitigung scholastischer Spitzfindigkeiten kurz und bündig über das Abendmahl, die Buße und die letzte Ölung abgefaßt, und ersteres mit 11 Canones in der 13ten Session am 11ten October, letztere beide mit 19 Canones in der vierzehnten am 15ten November publicirt wurden. Man fügte ihnen zwei Reformationsdecrete über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe hinzu, worin die Gränzen der bischöflichen Macht und die Fälle zulässiger Appellationen an den Papst bestimmt, Eingriffe in fremde Sprengel und Mißbräuche im Gebrauch des Patronatrechts und in der Kleidung der Geistlichen untersagt, und die privilegirten geistlichen Corporationen, Universitäten, Klöster, Spitäler u. s. w. von der bischöflichen Gerichtsbarkeit ausgenommen waren. Die mit den Glaubensdecreten verbundenen Canones enthielten nur Verdammungsurtheile über die Meinungen Luthers und Zwingli's, und doch hatte der Papst die Protestanten durch mehrere Nuntien zu diesem Act des Conciliums eingeladen, weil der Kaiser auf ihrer Zulassung bestand. Wirklich erschienen einige Gesandte derselben zu Trient, die brandenburgischen, um durch Schmeicheleien vom Papst die Bestätigung des Prinzen Friedrich im Erzbisthum Magdeburg zu erhalten, die würtembergischen und Deputirte aus den oberländischen Städten dem Kaiser zu Gefallen, und wohl auch getrieben vom Churfürsten Moritz, dessen eigne Gesandte noch am 7ten Januar 1552 eintrafen, und in einer Generalcongregation am 24sten Januar Gehör erhielten. Zu seinem größten Verdruß mußte der Cardinallegat einwilligen, daß auch ihre Theologen gehört und mit sicherm Geleit versehen werden sollten. Um jede Möglichkeit eines Vergleichs mit den Protestanten abzuschneiden, hatte er ein Decret über die Priesterweihe voll des ausschweifendsten Hildebrandismus entworfen; doch setzte der Kaiser es durch, daß bei der 15ten Session am 25sten Januar dies Decret nicht publicirt, sondern nur ein Aufschub der Verhandlungen bis zur Ankunft der protestantischen Theologen beschlossen wurde. Unter kai-

serlichem Schutze kamen nun auch die würtembergischen und oberländischen (städtischen) Theologen nach Trient, und die sächsischen befanden sich unter Anführung Melanchthons schon auf dem Wege. Daß aber diese Maaßregel von Seiten Sachsens nur eine Kriegslist war, um den Kaiser sicher zu machen, zeigte sehr bald der unerwartete Feldzug des Churfürsten Moritz, der den Kaiser in die Flucht und das Concilium aus einander jagte. Es beschloß daher in der 16ten Session am 28sten April seine Suspension auf zwei Jahre, ohne die Unterhandlungen mit den Protestanten auch nur angefangen zu haben. Unter diesen für das Ansehen des Papstes höchst mißlichen Umständen kam nicht nur der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede (s. d. Art.) zu Stande, sondern zwei catholische Fürsten, der römische König Ferdinand und der Herzog von Bayern, wagten es auch, die ihnen vom Concilio versagte Erlaubniß des Kelchs für ihre evangelischen Unterthanen auf eigne Hand zu ertheilen. In Frankreich schien die wachsende Macht der Protestanten ähnliche und noch größere Begünstigungen erzwingen zu wollen und weil der Papst Paul IV. (1555—1559), der nur durch blutige Inquisitionsgerichte zu herrschen wußte, von einem außerhalb der Stadt Rom zu haltenden Concilium durchaus nichts hören mochte, gingen die französischen Bischöfe schon damit um, eine Nationalsynode zur Stillung der Religionsunruhen zu veranstalten. Pauls Nachfolger Pius IV., sah sich daher genöthigt, 1560 und 1561 neue Einladungen zur Fortsetzung der allgemeinen Kirchenversammlung ausgehen zu lassen. Obgleich die Protestanten sie nicht annahmen, und auch die Krone Frankreich mit Verwerfung der bisherigen Tridentinischen Beschlüsse ein ganz neues freies Concilium foderte, wurde es nun dennoch nach zehnjährigem Stillstande von sechs Legaten des Papstes, unter denen der Cardinal Prinz Hercules Gonzaga von Mantua der vorsitzende war, mit 112 Bischöfen, meist Italiener, vier Äbten, und vier Ordensgeneralen durch die 17te Session am 18ten Januar 1562 wieder eröffnet. Die Decrete dieser Session betrafen nur die Lebensordnung der versammelten Väter, und das Vorrecht der Legaten, allein zu proponiren. In der 18ten Session am 26sten Februar wurde blos ein Decret wegen Abfassung eines Index der verbotnen Bücher publicirt, in der 19ten am 4ten Mai und der 20sten am 14ten Junius aber wiederholter Aufschub der Publication neuer Decrete beschlossen. Diese Unthätigkeit war nur ein gewöhnliches Mittel der römischen Politik, Widersprüche durch Laviren zu umgehen; denn Frankreich sowohl als der Kaiser und Bayern erneuerten ihre Anträge auf Reformation der Kirche, und Verstattung des Laienkelches im Abendmahle, der Priesterehe und der verbotenen Speisen, und in der dem Papste höchst verhaßten Behauptung, daß die bischöflichen Würden und Rechte nicht päpstlichen, sondern göttlichen Ursprungs wären, stimmten alle Bischöfe außer den italienischen überein. Durch die Überzahl der letztern wendeten sich aber die Beschlüsse dennoch bei der Abstimmung jedesmal nach den Absichten des römischen Hofes. So kamen die Decrete von der Abendmahlsfeier und vom Meßopfer, wobei vorbereitende Erklärungen in den Landessprachen erlaubt, aber die Laien mit ihrem Verlangen nach dem Abendmahlskelch an den Papst verwiesen wurden, in der 21sten und 22sten Session am 16ten Julius und 17ten September 1562 zu Stande. Zu den bei diesen Sessionen außer den Gesandten der catholischen Höfe gegenwärtigen 230 Prälaten, fand sich am 13ten November

noch der Cardinal von Lothringen mit vierzehn Bischöfen, drei Äbten und achtzehn Theologen aus Frankreich ein, und gab nicht nur der Opposition neues Gewicht, sondern trug auch vierunddreißig französische Reformationsartikel vor, die der päpstlichen Partei ungemein anstößig seyn mußten. Diese suchte daher wieder einen Ausweg im Verschieben der nächsten Session von einem Monat zum andern. Der allgemein geachtete, redliche Gonzaga, der sich bei jedem Schritte durch die römischen Instructionen gebunden fühlte, starb darüber am 2ten März 1563, und an seiner Stelle präsidirten nun die neuen Legaten, Moroni und Stavageri, welche die Väter theils mit leeren Förmlichkeiten, theils durch die Zänkereien der Theologen hinzuhalten wußten, so daß man am kaiserlichen und französischen Hofe endlich einsah, von diesem Concilio sey keine Verbesserung der Kirche, noch weniger ein Friede mit den Protestanten zu hoffen, die es auch völlig verwarfen. Überdies wurde der Cardinal von Lothringen durch geheime Versprechungen zu seinem persönlichen Vortheile für die päpstliche Partei gewonnen; und so heftig auch bisher die deutschen, spanischen und französischen Bischöfe auf der Verwahrung des göttlichen Ursprungs ihrer Rechte bestanden hatten, willigten sie doch endlich, durch die Länge der Zeit ermüdet oder durch Intriguen umgestimmt, in das ganz aus päpstlicher Ansicht abgefaßte Decret von der Priesterweihe und Hierarchie ein, das bei der 23sten Session am 15ten Julius 1563 mit acht Canones öffentliche Sanction erhielt. Mit gleicher Nachgiebigkeit ließ man bei der 24sten Session am 11ten November das Decret vom Sacrament der Ehe mit zwölf Canones, worin der Cölibat der Geistlichen geboten war, und bei der 25sten und letzten am 3ten und 4ten December die sehr eilfertig abgefaßten Decrete vom Fegfeuer, Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, den Klostergelübden, Ablaß, Fasten, Speiseverbot und Verzeichniß der verbotenen Bücher, welches nebst der Redaction eines Catechismus und Breviers dem Papst überlassen ward, durchgehen. In den bei diesen fünf letzten Sessionen publicirten Reformationsdecreten, die meist unerhebliche, oder sich von selbst verstehende, oder auch nur mit andern Worten wiederholte Verordnungen enthielten, war besonders für die Abstellung der bisherigen Mißbräuche bei Ertheilung und Verwaltung geistlicher Ämter und Pfründen gesorgt, und das nützlichste die Vorschrift, Seminarien zur Bildung der Geistlichkeit anzulegen, und die Ordinanden zu prüfen. Am Schluß der letzten Session schrie der Cardinal von Lothringen: „verflucht seyen alle Ketzer!" und das Corps der Prälaten stimmte ein: „verflucht, verflucht!" daß der Dom von ihren Verwünschungen wiederhallte. So endigte sich die Tridentinische Kirchenversammlung, deren Beschlüsse, von 255 Prälaten unterschrieben, die Trennung der Protestanten von der catholischen Kirche verewigten, und für diese die Kraft eines symbolischen Buchs erhielten. Der Papst bestätigte sie den 26sten Januar 1564 in ihrem ganzen Umfange. Der Hauptzweck dieses Conciliums, die Protestanten wieder zu gewinnen, war freilich verfehlt, und der Gegensatz gegen sie und die griechische Kirche mit einer Schärfe aufgestellt, die keine Hoffnung jemaliger Versöhnung erlaubt. Doch hatte es das Verdienst, daß durch seine Beschlüsse der Lehrbegriff des Catholicismus fester bestimmt, und doch manchen Mißbräuchen, wenn auch gerade den ärgsten und verderblichsten nicht, abgeholfen worden war. Diese Beschlüsse fanden in Italien, Portugal und Polen unbedingte, in den spanischen Staaten

durch die Observanz der Reichsgesetze bedingte Aufnahme, in Frankreich, Deutschland und Ungarn dagegen einen Widerspruch, der allmählig in stillschweigende Billigung der Glaubensdecrete von Seiten der Catholischen überging, aber der Annahme der mit manchen Landesgesetzen unvereinbaren Reformationsdecrete stets entgegengestanden hat, obwohl die wahrhaften Verbesserungen, die sie anordneten, allenthalben dankbar benutzt und in Anwendung gebracht worden sind. Zur Erläuterung und Auslegung der Beschlüsse dieses Conciliums setzte Sixtus V. 1588 eine Congregation von Cardinälen nieder, deren Fortdauer auch seine Nachfolger nöthig gefunden haben. E.

Trient (lateinisch Tridentum, italienisch Trento), eine Stadt in der Grafschaft Tyrol, welche ehemals nebst einem nicht unbedeutenden Gebiete, einem Bischofe gehörte, der unmittelbarer Reichsfürst war. Im Jahre 1803 wurde die Stadt und das ganze Bisthum von Österreich als ein weltliches Erbfürstenthum in Besitz genommen, und mit Tyrol vereinigt, mit welchem es nachher einerlei Schicksal gehabt hat, bis es seit 1814 wieder unter österreichische Herrschaft gekommen ist. Der Fürstbischof wurde durch eine jährliche Pension von 40,000 Gulden entschädigt. — Die Stadt Trient liegt in einem tiefen, von hohen, mit vielen Landhäusern und Weinstöcken besetzten Bergen umgebnen Thale, an der Etsch, über welche eine 146 Schritte lange Brücke führt. Die Stadt ist unansehnlich und düster, die Straßen sind ungleich und unreinlich; sie hat 760 Häuser und 9600, nach Liechtenstern 14 bis 15,000 Einwohner. Das ehemalige bischöfliche Schloß ist ein altes, unansehnliches Gebäude mit schönen Gartenanlagen. Die Kathedralkirche ist sehenswerth und in der Kirche Santa Maria ist ein interessantes Gemählde mit vielen Porträts der vorzüglichsten Mitglieder des hier gehaltenen berühmten Conciliums. Es ist hier ein Lyceum, an welchem von dreizehn Professoren Unterricht in den beiden höhern Facultätswissenschaften der Philosophie und Theologie ertheilt wird. Die Stadt treibt einen starken Handel, wozu die hier bereits schiffbare Etsch benutzt wird, und unterhält Seidenweberei und Seidenzwirnmühlen.

Trier (französisch Trèves, lateinisch Trevisi, von einem gallischen Volksstamme, welcher in dieser Gegend wohnte), eine alte, zu den Zeiten der Römer, und nachher unter den fränkischen Königen sehr angesehene Stadt, in einem reizenden Thale, das von zwei mit Weinstöcken bepflanzten Bergen gebildet wird, an der Mosel, über welche eine alte auf acht Schwiebbogen ruhende steinerne Brücke führt. Sie war ehemals die Hauptstadt des Churfürstenthums Trier; durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam sie mit dem größten Theile des Landes an Frankreich, seit dem Pariser Frieden aber gehört sie zu dem preußischen Großherzogthum Niederrhein, und ist der Hauptort des dritten Regierungsbezirkes dieser Provinz, und der Sitz der Regierung. Die Stadt ist weitläuftig, weil in ihrem Umfange verschiedne große Gärten sind, hat aber nur 1200 Häuser mit 13,000 Einwohnern. Unter den Gebäuden sind vorzüglich sehenswerth: die alte churfürstliche Residenz, jetzt eine Caserne; die schöne Liebfrauenkirche, eins der herrlichsten Werke deutscher Baukunst; die Kathedralkirche, von unregelmäßiger Form, mit schönen Altären und einer Gallerie von Marmor, und die Kirche zum heiligen Simeon, ein uraltes Gebäude, welches schon den Galliern zu ihren Comitien, und den Römern zum Capitol gedient haben soll. Sie hat zwei Bogengewölbe, durch die man vormals in die Stadt ging, und weil sie als

Pforte gebraucht wurde und von schwarzer Farbe ist, so erhielt sie den Namen porta nigra, das schwarze Thor, das wichtigste römische Gebäude, welches Deutschland besitzt. Gegenwärtig hat man alle spätere Verunstaltung weggenommen und dem Gebäude seine alte, reine Form wiedergegeben. Überhaupt sind in Trier noch verschiedene römische Alterthümer, als das Amphitheater, jetzt fast ganz zerstört, die Thermen, in der Nähe des heiligen Kreuzberges rc. Fünf Viertelstunden von Trier, bei dem Dorfe Igel, ist der Igelstein, das Mausoleum der Familie der Secundiner, welches sich in Form eines Obeliskes 72 Fuß hoch erhebt. Das hiesige Gymnasium besitzt eine zahlreiche Bibliothek, und eine Gesellschaft Gelehrter hat einige wissenschaftliche und antiquarische Sammlungen angelegt. Das ehemalige Bisthum Trier, welches im J. 327 zu einem Erzbisthum erhoben worden seyn soll, war das älteste in Deutschland. Der Churfürst von Trier führte den Titel eines Kanzlers des heiligen römischen Reichs durch Gallien und Arelat; seine gewöhnliche Residenz war Coblenz. Der letzte Churfürst, Clemenz Wenceslaus, ein Prinz aus dem sächsischen Hause, erhielt, nachdem sein Land ganz säcularisirt worden war, von Frankreich und einigen deutschen Regenten eine jährliche Sustentationssumme von 300,000 Gulden. Er starb 1812 zu Augsburg.

Triest (italienisch Trieste, lateinisch Tergestum), eine berühmte See- und Handelsstadt in dem zum österreichischen Staate gehörigen 1815 neu gebildeten Königreiche Illyrien, jetzt die Hauptstadt des Gouvernements Triest, ist offen und liegt an dem Triester Busen des adriatischen Meeres. Sie besteht aus der auf dem Abhange des mit einem Castelle versehenen Schloßberges liegenden Altstadt und aus der sich bis an das Meer erstreckenden Neustadt, wozu noch die neu angelegte Josephs- und Franzenstadt kommen. Die Altstadt hat noch viele enge, krumme, unreinliche Gassen, besonders in der ehemaligen Judenstadt, aber die Theresien- oder Neustadt bildet ein regelmäßiges Viereck mit schönen Häusern, großen Plätzen, breiten Straßen, und einigen Canälen, unter denen der große Canal einen vorzüglichen Anblick gewährt. Triest hat 31 öffentliche Plätze, worunter der Theresien- und der Josephsplatz in der Neustadt, der große und kleine altstädter Platz rc. sich auszeichnet, 214 Straßen, zehn Kirchen, darunter auch eine lutherische, eine reformirte und eine griechische, und 1540 Häuser (nach Liechtenstern 2406). Außer mehreren ansehnlichen öffentlichen Gebäuden, wohin die katholischen Kirchen, die Börse, der Palazzo, das Zollamt, das Schauspielhaus rc. gehören, enthält die Stadt auch viele schöne und große Privathäuser. Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt 36,000. Sie sind eine Mischung von Deutschen und Italienern, und diese Verschiedenheit spricht sich in ihrem Charakter und Benehmen sehr deutlich aus. Als Triest im Jahr 1719 zum Freihafen erklärt wurde, betrug die Bevölkerung nicht ganz 6000 Menschen; so bedeutend ist sie durch die Handelsfreiheit vermehrt worden. Kaiser Carl VI. erklärte in gedachtem Jahre Triest zum Freihafen; seine Tochter Maria Theresia bestätigte und erweiterte diese Freiheit. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können zollfrei ausgeführt werden. Der Handel ist äußerst bedeutend; daher Triest als der erste und wichtigste Handelsort der ganzen österreichischen Monarchie angesehen werden muß, wo fast alle europäische Handelsnationen Consuln unterhalten. Es sind hier siebenzehn Banken und Assecuranzen, über-

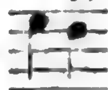
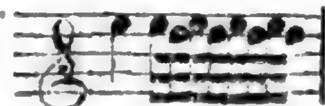
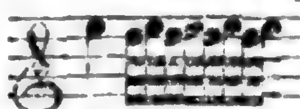
haupt 1000 Kaufleute aller Art und 1700 Mäkler. Die Geschäfte, die hier gemacht werden, gehen ins Große, und werden von Jahre zu Jahre lebhafter. Schon vor 1804 schätzte man ihren Betrag auf zwanzig Millionen Gulden. 1815 liefen 7676 Schiffe ein und über 5,500,000 Centner Waaren wurden ausgeladen und weiter verführt. Der Hafen, der durch eine starke Batterie auf dem neuen Damme vertheidigt wird, ist gut, doch sind die Schiffe darin nicht völlig gegen Stürme gesichert. Auf den vier Schiffswerften werden beständig Schiffe gebaut. Bei dem Hafen sind zwei Lazarethe (Lazaretto sporco und netto) zur Quarantäne für die aus ungesunden oder verdächtigen Gegenden kommenden Schiffe. Unter den Fabriken zu Triest zeichnen sich vorzüglich die dreizehn Rosoli-Fabriken aus; eine derselben verfertigt jährlich gegen 2000 Eimer dieses Liqueurs. Sonst giebt es hier noch eine Zuckersiederei, eine Bleiweiß-, eine Fayence-, eine Spielkartenfabrik, eine Rothgarnfärberei, eine Rumbrennerei, drei Consiturenfabriken, mehrere jedoch nur unbedeutende Buchhandlungen und überhaupt zahlreiches Gewerbe. In den Salinen bei St. Servolo, eine Stunde von Triest, werden jährlich zwischen 20 und 80,000 Metzen Seesalz erzeugt. In der Gegend der Stadt wachsen verschiedene leichte Dessertweine. Einen angenehmen Anblick gewähren die Hügel, welche die Stadt umgeben, und die alle mit schönen Landhäusern und Gärten, in denen sich der Luxus der Triestiner zeigt, bedeckt sind. Vor ungefähr 70 Jahren waren diese Hügel noch öde, nackte Steine. Mit großen Kosten wurde aus Istrien Erde auf Schiffen herbeigeführt, und so die Gegend nach und nach zum Paradiese umgeschaffen. — Nach dem Wiener Frieden (1809) wurde Triest mit seinem Gebiet zu Illyrien geschlagen; seit 1814 ist es wieder unter seinen vorigen Beherrscher gekommen.

Triglas auch **Triklaff** (nordische Mythol.), eine Gottheit der Wenden, deren Tempel auf dem Harlingsberge stand, und welche mit drei Gesichtern und einer Mondsichel dargestellt wurde. Ihr war ein schwarzes Roß gewidmet, dessen Wartung einem Priester übertragen war. Wenn ein Krieg angefangen werden sollte, so steckte der Priester dieses Gottes 9 Spieße, eine Elle von einander, in die Erde, führte dann jedes Roß dreimal darüber hin, und wenn keines dabei mit dem Fuße anstieß, so prophezeihte er daraus einen glücklichen Ausgang für den Krieg.

Triglyphen, s. **Säulen**.

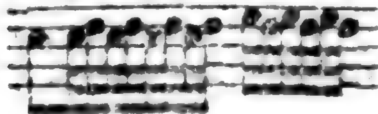
Trigonometrie. Nach seiner Etymologie bedeutet das Wort Trigonometrie nur Dreieckmessung. Der Begriff ist aber viel weiter, und fodert die Bestimmung der Lage und Entfernung aller Punkte des Raumes, wenn beides von einigen derselben bekannt ist. Der Landmesser, um uns deutlicher zu machen, mißt eine oder einige Standlinien, einige Winkel; und findet hieraus alle übrigen Bestimmungsstücke durch bloße Rechnung. Dies einzige Beispiel wird hinreichen, um auf die ganze practische Wichtigkeit der Trigonometrie aufmerksam zu machen. Denkt man sich die verschiedenen Punkte des Raums durch gerade Linien verbunden, so sind, außer der Länge dieser Linien und den Winkeln, welche sie unter sich einschließen, noch diejenigen zu betrachten, die die verschiednen Ebenen mit einander machen, auf die sie sich beziehen. Wenn der Landmesser, um wieder zum obigen Beispiele unsre Zuflucht zu nehmen, Behufs der Aufnahme eines Plans von einer Gegend, eine Anzahl Bergspitzen von ungleicher Höhe zu Fixpunkten (s. **Trianguliren**) gewählt

hat, die er sich zu Dreiecken verbunden denkt, so liegen diese Dreiecke in verschiedenen Ebenen, und müssen also in dieser Beziehung auch noch besonders berücksichtigt (auf die Horizontalebene reducirt) werden, damit die Entwerfung des Plans, auf welchem alle diese verschieden erhöheten Gegenstände in einer Ebene erscheinen, ausführbar sey. Betrachtet man dagegen die scheinbare Himmelskugel, in deren Mittelpunkte der Beobachter zu stehen scheint, so kann man sich die verschiedenen Punkte derselben durch Bogen vereinigt denken, welche von diesem Mittelpunkte aus gezogen sind; und es entstehen auf diese Weise, statt der vorher erwähnten geradlinichten, sphärische oder Kugeldreiecke, welche ihrer Seits wiederum zur Bestimmung der respectiven Lage der Kugelflächenpunkte dienen. Somit ist die allgemeine Foderung ausgesprochen, welche man an die Trigonometrie macht, die, nach der angegebenen Modification, hinwiederum auch in die ebene oder geradlinichte, und in die sphärische zerfällt und im Allgemeinen lehrt, aus drei gegebenen Bestimmungsstücken eines Dreiecks (unter denen aber, wofern von einem geradlinichten die Rede ist, eine Seite seyn muß; einer in einem besondern Falle eintretenden Ungewißheit nicht zu gedenken), die drei übrigen durch Rechnung zu finden. Wie sie dies in jedem speciellen Falle anfange, kann hier nicht gezeigt werden; der allgemeinste Begriff davon ist im Art. Sinus gegeben. Dr. N.

Triller (ital. trillo) in der Musik, ist das schnelle, gleichförmig abwechselnde Angeben zweier neben einander liegenden Töne. Der Triller ist eine angenehme Verzierungsmanier, welche eine biegsame und gewandte Kehle und eine fleißige Übung erfodert; er ist um so vollkommner, je reiner die angegebenen Töne an sich und in ihrem Verhältnisse zu einander sind, und je schneller und gleichförmiger die Abwechselung dieser Töne ist, so daß er, unbeschadet dieser Verhältnisse, wie eine einzige Bebung erscheinen, und man keinen der beiden abwechselnden Töne vor dem andern vorhören, und durch ein Übergewicht der Dauer von dem andern getrennt wahrnehmen muß. Die beiden Töne, aus welchen der Triller wesentlich besteht, sind ein oberer und ein unterer. Der untere ist der Hauptton, welcher, wie man sagt, das Trillo trägt, und welcher auch in der Notenschrift angezeigt wird, und auf welcher er schließt, z. B. *tr* der obere ist der Hülfston, und um einen ganzen oder halben Ton von dem Hauptton entfernt. Ob man den ganzen oder halben Ton aufwärts zum Hülfston nehmen soll, hängt von der Tonart ab und von der Stellung der Hauptnote. Man nimmt den ganzen Ton, wenn der Hauptton in eine Durtonart gehört, den halben, wenn er in eine Molltonart gehört, oder unterer Leitton ist. Die gewöhnliche Regel für die Ausführung des Trillers ist, daß man mit dem Hülfstone anfange, weil er dadurch reiner zu werden pflegt; mithin  ausgeführt:  Doch giebt es andre, welche ihn so:  ausführen, mithin den Hauptton zuerst anschlagen. Den Schluß des Trillers betreffend, so unterscheidet man den ganzen und den halben Triller. 1. Der ganze

Triller ist derjenige, welcher einen Nachschlag hat. Diese Art des Trillers findet gewöhnlich Statt, wo derselbe auf der vorletzten Note eines Satzes steht, mithin gewöhnlich die Hauptnote wegen des Schlußfalls einen größern Zeitwerth hat; und dieser Nachschlag, welcher dem Triller angehängt wird, wird mit dem unterwärts liegenden ganzen oder halben Tone gemacht, also ausgeführt: oder: Diejenigen, welche den Triller von unten schlagen, führen ihn in dem angegebenen Beispiele etwa so aus: Der ganze Triller ist **zusammengesetzt**, wenn er auch noch einen Vorschlag hat, der gewöhnlich noch durch ein vorn angehängtes Häkchen bezeichnet wird. Hierzu gehört: der **Triller von unten**, d. i. der einen Vorschlag von unten hat, bezeichnet oder jetzt der gewöhnlichste; und **der Triller von oben**, der einen Vorschlag von oben hat. Er wird durch ein Häkchen von oben, oder durch drei oder vier kleine Noten angezeigt, z. B. oder oder Statt des Zeichens ~ bedient man sich jetzt gewöhnlich der Abbreviatur *tr*, wenn es überhaupt angezeigt wird, was nicht immer geschieht. 2. Der **halbe** oder einfache Triller ist der, welcher keinen Nachschlag hat, und wird gewöhnlich gebraucht, wenn der Zeitwerth der Note keinen solchen zuläßt. Zu dem halben oder einfachen gehört auch der kurze oder **Pralltriller**, welcher nur bei einer niederwärts gehenden Secunde oder Vorschlag von oben vorkommt, bezeichnet durch ~, z. B. oder wie: Der **Mordent** (s. d. Art.) kommt dagegen nach Vorhalten oder Vorschlagen von unten vor. Mehrere fortschreitende Triller heißen eine **Trillerkette** (catena di trilli); ein Triller von zwei Stimmen oder Partien ausgeführt, ein **Doppeltriller**. Nach dem Gesagten ist es ein Fehler, wenn beim Triller der zweite Ton wenig oder gar nicht gehört wird; und dies nennt man auch wohl einen Bockstriller oder Tremulanten, wenn man auf demselben Tone statt des Trillers nur etwa lange fortzittert, oder der Triller enger ist als das Intervall einer halben Note verträgt. Auf den Instrumenten ist der Triller weit leichter, als beim Gesang; daher selbst einige große Sänger keinen vollkommenen Triller hatten. Doch hört man oft auch auf Instrumenten und bei sonst guten Virtuosen, besonders auf der Violine, einen zu engen oder zu weiten Triller. Um sich den Triller zu erwerben, muß man erst, bald mit schwacher, bald mit starker Stimme langsam anfangen, damit man das Tonverhältniß rein vernehme, und die Kehle sich allmählig dazu einrichte, und dann immer schneller werde. Einige schicken zu diesem Behufe dem gewöhnlichen Triller, einen umgekehr-

ten, der mit der unterliegenden Secunde gemacht wird, voraus, z. B.

 u. s. w.

Trilling (Dreiling oder Laterne) ist in der Maschinenkunst diejenige Art des Getriebes, wo die Triebstöcke zwischen zwei Scheiben eingesetzt sind.

Trillion, eine Million Billionen, oder eine Million in der dritten Potenz. Um sie in Zahlen auszudrücken, bedarf es also einer Eins mit achtzehn anhängenden Nullen.

Trinidad (franz. la Trinité), eine Insel der kleinen Antillen, welche unter allen Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, am nächsten bei dem festen Lande, unweit der Mündung des großen Flusses Oronoko (Orinoko) liegt, und vom festen Lande nur durch den Meerbusen von Paria, auch der traurige Meerbusen, das Meer des süßen Wassers genannt, geschieden wird. Colomb entdeckte sie 1498 und gab ihr diesen Namen. Die Spanier legten auf ihr eine Colonie an, um von dieser Insel aus eine Verbindung mit dem festen Lande zu unterhalten; in der Folge wurde sie eine lange Zeit vernachlässigt, und erst später, jedoch ohne sonderlichen Eifer, wieder angebaut. Die Länge der Insel beträgt 13 deutsche Meilen, ihre Breite gegen 9 bis 10 Meilen und der Flächeninhalt 78 Quadratmeilen. Das Clima wird für ungesund gehalten, doch ist es nur den Fremden nachtheilig; die Eingebornen hingegen genießen fast immer eine gute Gesundheit, und man findet viele alte Leute. Keine Insel von einem solchen Umfange ist mit einer so großen Menge schiffbarer Flüsse versehen, wohin besonders der Caroni auf der Westseite gehört. Die ganze Westseite hat sehr viele Baien. Gegen Norden enthält die Insel eine Kette von Bergen, südlich eine Gruppe von Hügeln und in der Mitte ist eine andere, deren höchster Punkt der Berg Tamana ist, bei dessen Gipfel sich ein kleiner See befindet. Der Boden ist fruchtbar, wiewohl man auch an mehreren Orten große Sümpfe oder Lagunen antrifft, welche viele Manglebäume hervorbringen. In der trocknen Jahreszeit verwandeln sich diese Lagunen in Savannen, worauf das Vieh die üppigste Weide findet, und wo sich eine große Menge von Geflügel und Erdschildkröten aufhalten. Die Insel bringt Zucker hervor, vortrefflichen Tabak, Indigo, Ingwer, indianisch Korn, viele Arten der besten Früchte, und eine vorzüglich schöne Baumwolle, deren Cultur noch vermehrt werden könnte; auch war die Insel ehemals stark mit Holz bewachsen, und hatte schöne Mahagonibäume. Als die Spanier noch die Insel besaßen, bauten sie fast blos Cacao, der von vorzüglicher Güte war, und mit welchem ein einträglicher Handel getrieben wurde. Aber im J. 1727 gingen alle Cacaobäume ein, und seitdem hat man keine wieder angepflanzt, weil man glaubt, daß die Nordwinde ihnen schädlich sind. Eine vorzügliche Wichtigkeit erhält die Insel durch ihre Lage, die sie in gewisser Art zum Schlüssel des mexikanischen Meerbusens macht, und den öffentlichen oder Schleichhandel mit Südamerika sehr begünstigt. Daher zog diese Insel auch immer die Aufmerksamkeit der andern Seemächte auf sich. Im Jahre 1595 wurde sie von den Engländern, unter dem bekannten Walter Raleigh, erobert, aber im Frieden wieder an Spanien zurückgegeben. Im J. 1676 wurde sie von den Franzosen eingenommen, geplündert und verheert. In dem am Ende des Jahres 1796 zwischen England und Spanien ausgebrochenen, für die Seemacht des letztern so verderblichen, Kriege wurde,

nachdem am 16ten Februar 1797 eine spanische Escadre in dem Meerbusen von Paria von den Engländern vernichtet worden war, die Insel am folgenden Tage von den Engländern unter dem General Abercrombie und Admiral Harvey angegriffen. Sie ergab sich am 18ten durch Capitulation, mit einer Besatzung von ungefähr 600 Mann, vielem Geschütz, Kriegs- und andern Vorräthen und 2 Millionen Piastern an baarem Gelde. Im Frieden zu Amiens (den 27sten März 1802) überließ Spanien die Insel an England als völliges Eigenthum und Souverainität. Seitdem die Insel im Besitz der Britten ist, hat sich die Cultur und die Zahl der Einwohner vermehrt. Letztere beträgt 38,000. Die vorzüglichsten Häfen der Insel sind der von Chagaramus, welcher die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann, der Hafen von Carenage, für Fregatten und Kauffahrer. Den Hafen Puerto de Espanna haben Handel und Kunst zum Haupthafen von Trinidad erhoben. Er liegt an der Westseite der Insel, ist eine der sichersten und weitesten Baien der Erde, und hat einen sehr schönen Kai, der durch eine Batterie vertheidigt wird. Von ihm hat die Hauptstadt den Namen. Die Berge, welche dieselbe beherrschen, sind befestigt. Der wichtigste Hafen nach diesem ist der von Anna parima, wo eine Stadt entstanden ist, seitdem die Insel den Britten gehört. Im Innern des Landes liegt die vormalige Hauptstadt der Insel, St. Joseph d'Oruna, mit 300 Häusern und 2000 Einwohnern.

Trinitarier heißen die Glieder des 1198 in Spanien gestifteten **Ordens von der heiligen Dreieinigkeit**, welcher neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Augustins auch die Verpflichtung übernahm, Almosen zur Loskaufung gefangner Christensklaven zu sammeln. Schon 1201 entstanden in Spanien auch weibliche Klöster dieses Ordens, der weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Skapulier und Mantel trägt. Sein milder Zweck verschaffte ihm bald bedeutenden Anwachs in Spanien, Frankreich, wo die Trinitarier wegen der Anlegung ihres Klosters zu Paris bei einer Capelle des heiligen Mathurin **Mathurinen** hießen, in Portugal, Italien und Polen, auch in Amerika und andern außereuropäischen Colonien. Er besaß im 18ten Jahrhundert mit Inbegriff der bei Gelegenheit seiner Reformen in Spanien gestifteten und seit 1636 unter einem eignen General stehenden **Trinitarier-Barfüßer** in Europa 300 Klöster. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zweck, so wie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde 1230 in Spanien der Orden **U. L. Fr. von der Gnade** (de merced) **zur Auslösung der Gefangenen** zuerst als Ritterorden errichtet, verwandelte sich aber bald in einen Mönchsorden, der auch in Frankreich und Italien, noch mehr aber in Amerika und Ostindien Fortgang hatte. Er vermehrte sich ebenfalls seit 1568 durch weibliche Klöster in Spanien und durch eine Congregation von Barfüßern, welche wie die Brüder von der alten Observanz weiße Kleidung und auf dem Skapulier unter einem goldenen Kreuze das Wappen von Aragonien tragen. Beide Orden wirkten anfangs mit Enthusiasmus und großen Erfolgen für ihren Zweck, Tertiarier schlossen sich an sie an und statteten sie mit reichen Mitteln aus. Doch allmählig gewöhnte sich der eine wie der andre, den Ertrag seiner Sammlungen und Vermächtnisse größtentheils selbst zu verzehren, und die Sache, für die er gestiftet war, mit höchst geringfügigen jährlichen Gaben von jedem Kloster abzufinden. Auch die in beiden Orden vorgenommenen Reformen wirkten mehr für ihre

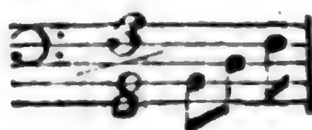
Klosterzucht als für eine genügendere Erfüllung ihres ursprünglichen Zwecks. Jetzt fangen sie an, sich wieder thätiger dafür zu verwenden, haben aber ihre meisten Klöster nur noch in Spanien, Portugal und Amerika, wenigere in Italien und auf den Inseln. Im Österreichischen giebt es nur Trinitarier-Barfüßer. E.

Trinität, s. Dreieinigkeit.

Trinklied, s. Skolien.

Trio, 1. ein Instrumentalstück von drei obligaten Stimmen, oder auch zwei Hauptstimmen und einem begleitenden Baß, z. B. Flöte, Violine, Violoncello, dergleichen man von Dreßler hat, oder Violine, Viole und Violoncell (wie von Cramer und Andern). Man nennt es dann auch eine Sonata a tre, dreistimmige Sonate, und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate (s. d. Art). Es ist aber nicht immer nothwendig dreistimmig (s. d. Art.), wie z. B. wenn das Clavier oder Fortepiano ein mitwirkendes Instrument ist, welches bei der Benennung Trio gewöhnlich nur als eine Partie gerechnet wird, da es doch wenigstens zwei Stimmen spielt (so viele Trio's für Pianoforte, Violine oder Flöte und Violoncello von Beethoven, Ries, Prinz Louis Ferdinand). Doch sollte der dreistimmige Satz immer herrschend seyn. Das Trio nähert sich in seinem Ideenumfange dem Quartett. Sonst gab es sogenannte Kirchentrio's, die im strengen und gebundenen Kirchenstyl gesetzt waren, und förmliche Fugen enthielten. Sie wurden gewöhnlich auf zwei Violinen und einem Baßinstrument ausgeführt. Die Kammertrio's hatten sonst ihre eigenen Gesetze, gewöhnlich wurde ein melodischer Satz zum Thema genommen, in den Stimmen aber mit größerer Einheit abwechselnd ausführt. 2. Bei einer Menuet bedeutet das Trio den mit der eigentlichen oder ersten Menuet abwechselnden und ihr entsprechenden Satz, welchen man daher auch sonst Menuetto alternativo oder die zweite Menuet genannt hat; er wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart geschrieben (s. Menuet), und wurde sonst dreistimmig gesetzt, daher der Name Trio (dreistimmige Menuet).

Triole ist in der Musik eine Verbindung (Notenfigur) von drei Noten, welche den Zeitwerth von zweien gleicher Bezeichnung haben. Sie wird gewöhnlich durch eine 3 über der Notenfigur angezeigt, z. B. gilt so viel als der Zeit nach; man muß also die Triole immer so eintheilen, daß der erste Ton derselben mit der ersten von den zwei gleichgeltenden zusammentrifft, der zweite zwischen hineinfällt, die letztere wieder ein wenig nachkommt. Schwerer ist es, die Triole zu vier kürzeren Noten, also z. B. die Achteltriole zu vier Sechzehntheilnoten einzutheilen. Die Triolen sind verschieden von den Tripelnoten, d. h. Noten des ungeraden Tactes, z. B. die drei Haupttheile des Dreiachteltacts. Hier sind die drei Theile, welche den Tact bilden, nicht gleich zwei andern gleicher Bezeichnung, sondern die zwei erst.. fallen auf ein Viertel, die letzte gilt ein Achtel, z. B.



Die drei Achtelnoten im Basse, im Beispiele, sind daher keine Triolen. Auch kann sich wegen ihrer selbstständigern Geltung auf jeder Tripelnote die Harmonie ändern, auf den Noten einer Triole, wo die zweite als Ausfüllung angesehen wird, nicht. Über den Vortrag der Triolen s. Leopold Mozarts Violinschule 6. Abschn.

Triolett, eine Reimform von acht Zeilen, wobei nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die beiden ersten Zeilen wiederholt werden, so daß man die erste Zeile dreimal hört, woher der Name. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen, von denen sie auch wahrscheinlich herstammt, mehr als von den Deutschen bearbeitet worden, und eignet sich für das Leichte, Scherzhafte und Naive.

Tripel ist eine zum Thongeschlechte gehörige Steinart, welche gemeiniglich von gelblich-grauer Farbe, weich und ziemlich leicht ist. Er hat seinen Namen von der Stadt Tripolis in Afrika, von wo aus er zuerst bekannt geworden ist. Er wird zum Poliren verschiedener Steinarten, der Gläser und Metalle benutzt. Finden sich grobe fremdartige Theile darin, so muß er vor dem Gebrauche erst gesiebt und geschlemmt werden. Man verfertigt auch aus ihm Formen zu Pasten und feinen Metallgüssen. Er findet sich in Böhmen, England und Auvergne; auch in den Steinkohlenwerken anderer Länder.

Triple-Allianz von 1717, s. **Quadruple-Allianz**.

Tripolis, s. **Barbaresken**.

Trippel (Alex.) einer der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit, geboren zu Schafhausen 1747, gestorben zu Rom 1793. Man bewundert in seinen Arbeiten, die von einem tiefen Studium der Antike zeugen, schöpferische Einbildungskraft, die wirksamste Bestimmtheit des Ausdrucks, das genaueste Ebenmaaß in den Umrissen und die zarteste Behandlung des Marmors im Nackenden.

Triptolemus (Mythol.), ein Sohn des Celeus, Königs von Eleusis und der Metanira. Nach Einigen hatte er andere Ältern, und zwar zum Vater den Trochilus oder Oceanus, oder Eleusinus u. s. w., zur Mutter aber die Erde, oder die Kothonea, oder Polymnia u. s. w. **Ceres**, die ihre verlorene Tochter Proserpina auf der ganzen Erde suchte, kam auch zu den Ältern des Triptolemus nach Eleusis, und ward von der eben mit einem Sohne, dem Triptolemus, nach Andern dem Demophon, entbundenen Mutter als Amme angenommen. Sie beschloß, den geliebten Säugling unsterblich zu machen, und legte ihn deswegen des Nachts ins Feuer, um alles Irdische an ihm zu zerstören. Allein sein Vater überraschte sie dabei und störte durch sein Geschrei die Stille der geheimnißvollen Handlung. Ceres bestrafte ihn dafür mit dem Tode, den Triptolemus aber beschenkte sie mit einem drachenbespannten Wagen, um als ihr Gesandter an die Sterblichen die ganze Erde zu durchziehen, und den Anbau des Getraides zu lehren. Ceres schützte zu verschiednenmalen das Leben ihres Lieblings, dem auf seiner Reise Gefahr drohte. Bei seiner Heimkehr stellte dem Triptolemus (nach Einigen) sein eigener Vater nach dem Leben, aber Ceres rettete ihn wieder und bewog den Vater, ihm das Reich abzutreten. Er war der Erfinder des Pfluges und Wagens, der Erbauer der Stadt Eleusine, und der Stifter der eleusinischen Mysterien (s. **Eleusis**). In Attika besäete er mit dem ersten Getraide das Rharische Feld, und in Arcadien lernte Arcas von ihm den Ackerbau, so wie auch Eumelus in Attika, den er gleich-

falls die Kunst, Städte zu bauen, lehrte. Triptolemus hatte zu Eleusis einen eignen Tempel, und auf dem Rharischen Felde einen Altar. Man stellte ihn vor, bald mit Kornähren in der Hand, bald steht er neben einem Pfluge, bald sitzt er auf dem mit Drachen bespannten Wagen. Die Römer bildeten aus dem Triptolemus ihren Bonus Eventus.

Trismus, Kinnbackenkrampf, eine unwillkührliche und so feste Zusammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich fest auf einander gepreßt werden, und, wenn sie noch im Anfang, oder bei geringerm Grade des Krampfes, oder bei Abwechselung desselben, sich an einander reiben, ein Geräusch entsteht, welches man Zahnknirschen nennt.

Trissino (Giovanni Giorgio), berühmt als Dichter und Gelehrter, war 1478 zu Vicenza von adelichen Ältern geboren. Erst spät widmete er sich den Wissenschaften. Demetrius Chalcondylas, dessen Andenken er später durch ein edles Grabmal ehrte, war sein Lehrer in der griechischen Sprache. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Rom. Leo X. bezeigte ihm besonderes Wohlwollen und übertrug ihm ehrenvolle Gesandtschaften an den König von Dänemark, den Kaiser Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. sandte ihn an Kaiser Carl V., der ihn sehr wohl aufnahm und mit Auszeichnungen und Ehren überhäufte. Inzwischen hatte sich Trissino zum zweitenmal verheirathet, dadurch aber seinen Sohn erster Ehe, Giulio, zu einem Prozeß gegen ihn veranlaßt, der zu Venedig gegen den Vater entschieden wurde, und diesen um einen großen Theil seines Vermögens brachte. Darüber erzürnt, verließ er die venetianischen Staaten und ging nach Rom, wo er 1550 starb. Trissino erwarb sich den Ruhm, Italien in seiner **Sophonisbe** die erste nach den Regeln des Aristoteles abgefaßte Tragödie gegeben zu haben. Sie wurde bei ihrer Erscheinung gleichsam als ein Werk, worin der Geist der Griechen sich erneut habe, mit unglaublichem Beifall aufgenommen und Leo X. ließ sie mit höchster Pracht aufführen. Dieser Enthusiasmus mußte jedoch bald schwinden, da die Sophonisbe als eine kalte Nachahmung des Alterthums dem Geiste der Nation selbst fremd blieb. Dennoch sind einzelne Scenen nicht ohne Verdienst, aber dem Ganzen sowohl, als auch besonders der Schreibart fehlt es an Kraft, Hoheit und Schwung. Trissino soll in der Sophonisbe der Schöpfer des reimlosen, elfsylbigen Verses (verso sciolto) gewesen seyn. Wie wenig er aber verstand, diesem Verse tragische Würde zu geben, beweis't die vollkommen gleiche Anwendung, die er davon in seinem, dem Plautus nachgeahmten, Lustspiel I Simillimi macht. Auf demselben Wege wie zum Drama, wollte Trissino auch zum Epos gelangen, nämlich den Homer und die Regeln des Aristoteles vor Augen. Da ihm aber Schöpfungskraft und Originalität fehlten, so konnte es ihm auch in seiner Italia liberata dai Goti nicht gelingen, ein Nationalepos aufzustellen, so volksmäßig auch der Gegenstand zu seyn scheint. Glücklicher ist Trissino als lyrischer Dichter; einzelne Gefühle weiß er zart und oft sinnreich auszudrücken. Außerdem verfaßte er eine Poetik, die noch jetzt nicht ohne Werth ist, und von gründlichen Kenntnissen zeugt, wie denn überhaupt sein Ruf als Gelehrter fester steht, als sein dichterischer. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Maffei in zwei Bänden in klein Folio.

Tritheiten werden in der christlichen Kirche diejenigen Irrlehrer genannt, die den Mißverstand der Dreieinigkeitslehre bis zur Annahme von drei Gottheiten treiben.

Triton, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite. Er war einer der berühmtesten Meergötter, und man scheint durch ihn das Brausen des Meeres haben andeuten wollen. Er blies auf einer Muschel, und besänftigte damit, wenn Neptun es ihm befahl, das aufgeschwollene Meer. Im Kriege der Götter mit den Giganten trieb er durch den Ton seines Instruments die letztern in die Flucht. Er tödtete des Äneas Steuermann Misenus, weil dieser mit ihm im Blasen wetteifern wollte. — In der ältesten Fabel war Triton eigentlich der Gott des libyschen Sees Triton. Homer erwähnt ihn nicht, aber Hesiodus besingt ihn als einen gewöhnlichen Wassergott. Amphitrite und Neptun, singt er:

Zeugeten Tritons Macht, des gewaltigen, der an des Meeres
Tiefem Grund zur Mutter gesellt, und dem herrschenden Vater
Wohnt in dem goldenen Haus', ein furchtbarer Gott.

Späterhin machte man ihn zu einem der untern Meerdämonen, der nicht allein bei den Syrten, sondern auch in andern Gegenden des Mittelmeers waltet. Endlich erscheint nicht mehr ein Triton, sondern mehrere Tritonen, die gleich den spätern Panen, Priapen und Silenen den Namen ihres Vaters geerbt hatten, die in halbthierischer Gestalt vorgestellt wurden, und den Nereiden zum Gespann und Reiten dienten. Auch wird Triton als ein Mann mit zweiendigem Fischschwanze und sichelförmigen Floßfittichen beschrieben. Pausanias schildert die Tritonen noch vollständiger: das Haupthaar grünem Sumpfkraute gleich, den Leib von feilharten Schuppen umstarrt, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nasen, weite Mäuler und Thierzähne, blaue Augen, schuppige Hände und Finger mit Klauen, an Brust und Bauch Flossen. Dabei hatten sie eine Menschenstimme und bliesen auf Schnecken. Andere lassen den Triton das Meer mit bläulichen Rossen durchjagen, und so wurde er auch mit Krebsscheeren, die dem Oceanus und der Amphitrite gleichfalls eigen sind, abgebildet. Endlich fabelte man gar wirkliche Seethiere, die gefangen und getödtet wurden, in Tritonen um.

Triumph. Eine der größten und imponirendsten Feierlichkeiten des alten Roms und die größte Belohnung siegreicher Feldherrn war der glänzende Triumphaufzug. Man unterscheidet aber einen doppelten Triumph: einen **großen** und **kleinen**. Beide mußten vom Senat mit Zustimmung des Volks bewilligt werden; und zwar wurde nach dem Gesetz der große Triumph nur einem Dictator, Consul oder Prätor gestattet, der als **Oberfeldherr** (suis auspiciis) in der Provinz im gerechten Kriege über auswärtige Feinde und zugleich freie Leute einen Sieg erfochten hatte, in welchem wenigstens 5000 Feinde in offenem Kampfe umgekommen waren. Der Feldherr mußte nach der Lex Porcia triumphalis an der Spitze seines Heeres vor Rom (ad urbem) erscheinen, und dem im Tempel der Bellona versammelten Senate dieses vortragen. Wenn ihm nun der Triumph durch einen Senats- und Volksbeschluß bewilligt worden war, so ging die Feierlichkeit vor sich. Früherhin rief der Triumphator in seinem glänzenden Schmucke, den Lorbeerzweig in der Hand, das Volk zusammen, und vertheilte unter seine Soldaten Geld, Ehrenzeichen, Armspangen, Lanzen und Kränze. Dann ging

der ganze Senat dem Sieger entgegen, der auf einem vergoldeten Wagen, gewöhnlich von vier weißen Rossen gezogen, mit einer purpurnen Tunica (t. palmata) und gestickter Toga (toga picta) bekleidet, geschmückt mit einem Lorbeerkranze, und einen elfenbeinernen Scepter mit dem Adler in der Hand, vom campus Martius aus durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt aufs Capitolium fuhr. Voraus gingen Sänger und Musikanten, darauf folgten die schön geschmückten, auserlesenen Opferthiere, hernach wurde die gemachte Beute vorgetragen oder gefahren, und die eroberten Städte und Gegenden wurden im Bilde vorgeführt, dann kamen die gefangenen Fürsten oder Feldherrn in Ketten. Darauf der Sieger. Dem Triumphator folgten seine Verwandten und Freunde und ein langer Zug anderer Bürger im Festgewand mit lautem Jubelruf, zuletzt das siegreiche Heer, zu Fuß und zu Roß, lorbeerbekränzt und mit den erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt, Io triumphe! rufend, und mancherlei Jubel- und Spottlieder singend. Einer alten Sitte gemäß, die etwas wahrhaft Rührendes hat, befand sich dicht hinter dem gefeierten Feldherrn ein Sklav, der eine goldene mit Edelsteinen besetzte Krone in der Hand hielt und ihm wiederholt die ernsten Worte zurufen mußte: Sieh hinter dich, bedenke, daß du ein Mensch bist! — Auf dem Capitolium dankte der Triumphator öffentlich den Göttern für den verliehenen Sieg, ließ die Opferthiere schlachten, und weihte dem Jupiter die Krone und einen Theil der Siegesbeute. Dann gab er gewöhnlich ein großes Gastmahl, und Abends begleitete ihn das versammelte Volk mit Fackeln und freudigem Zuruf nach Hause. Kein Wunder, daß jeder Römer nach der Ehre des Triumphes strebte, und daß er es für die höchste Auszeichnung hielt, dieser Ehre gewürdigt zu werden. Wer die Feinde zur See überwunden hatte, hielt einen triumphus navalis, wie zuerst Duillius, als er über die Carthaginienser gesiegt hatte. Diejenigen, welche triumphirt hatten (viri triumphales), genossen auch noch besondere Auszeichnungen, z. B. einen Ehrenplatz ꝛc. Bei dem kleinen Triumphe, ovatio genannt (man glaubt von ovis, ein Schaf, weil ein solches dabei geopfert wurde), fuhr der Feldherr nicht auf dem prächtigen Siegeswagen, sondern hielt seinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde mit der toga praetexta und einem Myrtenkranze geziert. Dieser weniger feierliche und glänzende Triumph wurde dann bewilligt, wenn der erfochtene Sieg nicht so bedeutend war, daß der Imperator von Rechtswegen auf die höchste Auszeichnung Anspruch machen konnte. — Seit August wurden wenige Triumphe gehalten, und nur von den Kaisern selbst; andern Feldherrn gab man Siegeszeichen.

Triumphbogen, eine Art von Ehrenpforte, die den siegreichen Feldherrn bei ihrem Triumpheinzuge in Rom errichtet wurde, anfangs einfach, dann nicht selten von Marmor und mit Figuren und Inschriften prächtig verziert. So wurden sie besonders den Kaisern errichtet, und noch sind einige zu Rom, zum Theil nur in Trümmern, vorhanden, z. B. die Triumphbogen des Constantin, des Gallienus, des Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwürdig ist, daß die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs sich auf die Besiegung der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen. Die drei angeführten Triumphbogen sind in der Form einander sehr ähnlich. Alle drei bilden ein großes Portal, zu dessen beiden Seiten sich noch zwei kleinere befinden. Die andern und

hintern Hauptseiten sind mit Säulen verziert, die ein vollständiges Gebälke mit darüber gesetzter Attika tragen. Über dem Bogen und an dem Fries des Gebälkes findet man die Abbildung der Thaten in Stein ausgehauen, welche dieses Denkmal veranlaßten. An die Stelle der Triumphbogen sind unsre leichten Ehrenpforten gekommen.

Triumvirat. Die Römer hatten mehrere Ämter, deren gemeinschaftliche Verwaltung drei Personen übertragen wurde. Als Cäsar ermordet war, ließen sich Antonius, Octavius und Lepidus von dem römischen Volke die Gewalt übertragen, den Staat wieder in Ordnung zu bringen, und sie wurden daher Triumviri reipublicae constituendae, ihr gemeinschaftliche Amtsführung aber das Triumvirat genannt. Octavius wußte sich indessen seine beiden Collegen vom Halse zu schaffen, und führte die Monarchie ein. Man nannte auch die Verbindung zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus ein Triumvirat, aber mit Unrecht, indem dieselbe blos ein Verein zwischen Privatleuten ohne Bestätigung des Staats war. Ein Triumvirat, d. h. eine dreien Personen vom Staate übertragene und bestätigte höchste gleichmäßige Staatsgewalt bestand in neuern Zeiten während der consularischen Regierung in Frankreich (aber blos dem Ansehen nach), da der zweite und dritte Consul dem ersten untergeordnet waren, und dieser sich also eigentlich ganz allein im Besitze der höchsten Gewalt befand.

Trivium, s. Schulen.

Troas, s. Troja.

Trochäus, s. Rhythmus.

Trockenheit ist der Zustand des trocknen Körpers; trocken aber ist ein Körper, dem die fühlbare Feuchtigkeit entzogen ist. Die Luft ist trocken, wenn sie keine auf das Hygrometer (s. d. Art.) wirkende Feuchtigkeit enthält. Trocken ist, wie kalt, nur ein negativer Begriff.

Troglodyten nannte man Menschen oder ganze Völkerschaften, die in Höhlen wohnten. In verschiedenen Ländern des alten Asiens, besonders in Äthiopien, auch in Ägypten, sollen Troglodyten gewesen seyn, aber die Nachrichten, welche die alten Schriftsteller über sie hinterlassen haben, sind sehr schwankend. — In der ältern Kirchengeschichte werden gewisse Ketzer so genannt, die von allen übrigen Parteien ausgestoßen worden waren, und daher ihre religiösen Versammlungen in Höhlen halten mußten. Auch Juden, denen man Schuld gab, daß sie in verborgnen Höhlen Abgötterei trieben, hat man diesen Namen beigelegt. — In der Naturgeschichte hat man dem Chimpanse, der Gattung ungeschwänzter Affen, die dem Orang-Outang ähnelt, die Benennung Troglodytes beigelegt.

Troja. Keine Stadt des grauesten Alterthums ist wohl öfter genannt und durch den Gesang der Dichter verherrlicht worden, als Troja, obwohl Neuere sogar den Zweifel erregten, ob sie jemals existirt habe. Der eigentliche alte Name der Stadt war Ilios oder Ilium, und Troja bezeichnet auch die Gegend um die Stadt; doch ist Troja als Name der Stadt selbst, bei den Späteren wenigstens, ganz gewöhnlich. Sie lag in Phrygien, in der Landschaft Troas, auf einer Anhöhe, zwischen den Flüssen Simois und Skamandros oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküste, am Fuße des Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name Troja oder Troas von Tros, einem Sohne des Erichthonius, herstamme, der sein Reich zuerst so genannt und mit Kallirhoe, der Tochter des Skamandros, vermählt, den

Ilos und andere Kinder erzeugt habe. Die Feindschaft mit Tantalos soll den ersten Grund zu dem spätern unglücklichen Schicksale von Troja gelegt haben. Als der Sitz eines kleinen Fürsten, des Königs Priamos, wäre sie vielleicht von den Griechen kaum genannt worden, hätte nicht die von Paris, dem trojanischen Königssohne, entführte Helena Veranlassung zu dem zehnjährigen Kampfe des vereinigten Griechenlandes gegen Troja gegeben, der sich mit der Eroberung und Zerstörung dieser Stadt endigte, und hätte nicht Homer durch seine Ilias diesen Kampf verherrlicht. Doch zeigt schon die Wahl des Gegenstandes, daß dieser Krieg durch die Volkssage früher bereits eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt hatte. Die Stadt war übrigens von so gewaltigen und festen Mauern umgeben, daß man ihre Erbauung den Göttern zuschrieb. Ganz genau läßt sich die Zeit des Krieges nicht bestimmen, doch geben Neuere das Jahr 1184 vor Chr. Geb. als dasjenige an, wo Troja zerstört worden. Früher sollte schon einmal Hercules diese Stadt erobert haben; doch wurde diese frühere Eroberung in Schatten gestellt durch die spätere des unter Agamemnons, Königs von Mycene, Anführung vereinigten griechischen Heeres, vorzüglich, weil der genannte berühmte Dichter sie durch seine Gesänge der Unsterblichkeit überlieferte. Unter Troja's Heldensöhnen erscheint in der Ilias Hektor, Priamos Sohn, als der edelste und tapferste. Er ist Hauptanführer und sein Tod durch Achilles Hand entscheidet über Iliums Fall. Unter den übrigen Trojanern ist Äneas vorzüglich durch seine Auswanderung nach Italien, und als Held des Virgilischen Epos merkwürdig und berühmt geworden. Noch bemerken wir, daß die höher gelegene Burg von Troja, die Akropolis, Pergamos hieß, und daß späterhin in der Gegend der zerstörten Stadt eine neue kleinere entstand, die den alten Namen führte und, so wie sie, der Pallas geweiht war. Die Stadt Neu-Ilium, ebenfalls spätern Ursprungs, wie schon der Name zeigt, lag, wie man glaubt, nicht an der Stelle des alten Troja, obwohl dies eine gewöhnliche Meinung war, und die Bewohner selbst es behaupteten. In neuern Zeiten haben Reisende an Ort und Stelle sorgfältige Untersuchungen über die wahre Lage des alten Troja angestellt, besonders zwei Franzosen, der Graf Choiseul-Gouffier und Lechevalier, auch zum Theil noch Überbleibsel zu entdecken gemeint. Nach Lechevalier stand das alte Troja oder Ilium an der Stelle, wo sich jetzt das Dorf Bunarbaschi befindet. Man vergleiche Reise nach Troas, oder Gemählde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande vom Bürger Lechevalier. Nach dem Französ. von Lenz, mit Kupfern und Karten, Altenburg und Erfurt bei Rink und Schnuphase, 1800, wo man auch eine Abbildung des Dorfes und der Umgegend findet. Ferner die Ebene von Troja, nach dem Grafen Choiseul-Gouffier und andern neuern Reisenden 2c. v. Lenz, Neu-Strelitz bei Michaelis, 1793. Vortreffliche Bemerkungen über diese altclassische Gegend finden sich auch in des Engländers Wood Essay on the original Genius and Writings of Homer.

Trokar (franz.), ein chirurgisches Instrument, das aus einer dreischneidigen Spitze oder Nadel besteht, die in eine Röhre von verschiedener Länge paßt. Man stößt die Spitze mit der Röhre zugleich an dem bestimmten Orte bis zu der nöthigen Tiefe ein, zieht dann die Spitze heraus, läßt aber in der Öffnung die Röhre stecken, durch welche nun bei Wassersüchtigen das Wasser abfließen, oder bei dem

durch zu vieles frisches Futter aufgeblähten Rindvieh die Luft aus der Bauchhöhle und aus den Gedärmen heraustreten kann.

Trollhätta heißt der große Wasserfall in dem schwedischen Flusse Gothelbe, welcher aus dem Wenersee ausläuft, und bei Gothenburg ins Meer fällt. Dieser Fall ist unter dem Ausflusse des erwähnten Stroms aus dem gedachten Wenersee, wo das Wasser bis zwölf Klafter hoch mit einem solchen Getöse herunterfällt, daß man es auf zwei Meilen weit hören kann. Dadurch wurde die Schifffahrt auf diesem Flusse unterbrochen. Daher unternahm 1793 eine Gesellschaft von Privatpersonen die Ausführung eines Canals, um den Schiffen eine Fahrt neben den Wasserfällen hin zu eröffnen. 1800 wurde er mit einem Kostenaufwande von 360,000 Thlrn. vollendet. Wie wichtig dieses Werk zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt von Schweden ist, sieht man daraus, daß 1809 die Zahl der denselben passirenden Fahrzeuge 3080, und die Schleusengelder 26,830 Thlr. betrugen. Der ganze Canal, welcher ¼ schwedische Meile lang, 22 Fuß breit, und an den niedrigsten Stellen über sieben Fuß tief ist, hat neun Schleusen. Wenn die Verbindung des Wenersees mit dem Hielmar- und Mälersee vollends hergestellt ist, so können Seefahrzeuge von Stockholm nach Gothenburg kommen, ohne den Sund zu passiren. Die ganze Höhe des Falls durch die verschiedenen Schleusen beträgt 56 Ellen.

Trommel (le tambour), das besonders bei kriegerischer Musik übliche Schlaginstrument, besteht aus einem von dünnem Holze, Messing oder Kupfer gearbeiteten cylindrischen Körper, über welchen oben und unten ein halbgegerbtes Kalbfell gespannt ist, auf welches man mit Klöppeln schlägt. Der starke rauschende Ton bei diesem Schlage wird durch eine Darmsaite hervorgebracht, welche über das untere Fell gespannt ist. Wird daher zwischen diese Saite ein weicher Körper gesteckt, so hört das Rauschen auf, und der Klang der Trommel wird gedeckt. Da die Trommel nur einen Ton hat, so erklärt sich daher der Name Trommelbaß, welchen man braucht, wenn man einen einförmigen, aus einem immerfort angeschlagenen Tone bestehenden Baß (z. B. bei dem Clavier) bezeichnen will. Da aber dieses Instrument auf einen Ton beschränkt ist, so ist es desto geschickter zur Hervorbingung der mannichfaltigsten Grade der Stärke und Schwäche (wodurch oft die Täuschung, als würden verschiedene Töne angeschlagen, entsteht), so wie der verschiedensten rhythmischen Figuren. Das Verdienst des Trommelschlägers (auch le tambour genannt) besteht daher vorzüglich in der Fertigkeit im crescendo und decrescendo, wodurch er eigenthümliche, dem Donner ähnliche Wirkungen hervorbringen kann, und in der deutlichsten Bezeichnung des Rhythmus bei den verschiedensten, die größte mechanische Fertigkeit erfodernden Schlagfiguren. Letzteres ist vorzüglich der militärische Gebrauch der Trommel, indem sie den Soldaten im geordneten und abgemessenen Gange erhält, und dadurch selbst das Marschiren mechanisch leichter macht. Das Tambourin (s. d. Art.) ist einfacher als unsere jetzige Trommel, und daher wohl älter als diese. Die Pauke (s. d. Art.) fällt in ihrer Entstehung mit letzterm zusammen. Die große Trommel, welche oben mit dem Klöppel, unten mit einer Ruthe geschlagen wird, gehört der türkischen Musik an; sie fällt nur bei den Hauptaccorden, welche gleichsam den Grundrhythmus bezeichnen, ein, während die kleinere Trommel daneben größtentheils immer fort wirbelt und fluthet. — Daß übrigens mehr me-

chanische Fertigkeit, als höherer Kunstsinn dazu gehöre, diese Instrumente zu spielen, bezeugt Vaucansons berühmtes Automat, welches auf der Trommel wirbelte, während die andre Hand das Flageolet spielte.

Tromp (Martin Harpertzoon), einer der berühmtesten holländischen Seehelden und Admirale, wurde 1597 zu Brille geboren. In seinem achten Jahre wurde er von seinen Ältern in Dienst eines nach Ostindien fahrenden Schiffs gegeben. Noch sehr jung ward er von einem englischen Kaper mit zum Gefangenen gemacht, und hatte hier in Diensten desselben Gelegenheit, alle Künste und Manoeuvres des kleinen Seekrieges kennen zu lernen. Einige Jahre nach seiner Rückkehr in sein Vaterland wurde er im mittelländischen Meere von den Türken gefangen, aus deren Händen er jedoch glücklich entkam. Späterhin trat er in die Dienste der Generalstaaten, und begleitete den berühmten Admiral Peter Hein, dessen größter Liebling er war, bei allen seinen Unternehmungen, und focht an dessen Seite, als Hein getödtet wurde. Er ward (1639) Admiral von Holland, und auf die Nachricht, daß eine spanische Flotte von zehn Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren kleinen Fahrzeugen von Randyk ausgelaufen sey, verfolgte er sie bei Grevelingen, und nahm und zerstörte fünf Linienschiffe und vier Fregatten. Im October des nämlichen Jahres griff er in den Dünen, vom Admiral Cornelitzoon de Witte begleitet, die mächtige spanische Flotte unter Oquendo an, welche von den Engländern unterstützt ward, und gewann durch Wegnahme und Zerstörung des größten Theils der feindlichen Flotte einen glorreichen Sieg. Oquendo's eignes Schiff würde untergegangen seyn, hätte nicht Tromp ihm grosmüthig eine Fregatte zu Hülfe geschickt. Dieser Sieg machte seinen Namen in ganz Europa berühmt, und der König von Frankreich erhob ihn dafür in den französischen Adelstand. 1652 brachen Zwistigkeiten zwischen Holland und England aus, und Tromp und der englische Admiral Blake hatten ein Gefecht vor den Dünen, wobei die holländische Flotte einigen Verlust erlitt, und sich zurückziehen mußte. Bald nachher, als Blake einige Schiffe, die auf den Heringsfang ausgelaufen waren, genommen hatte, erhielt Tromp Befehl, ihn anzugreifen, allein ein heftiger Sturm zerstreute und vernichtete seine Flotte, gerade als das Signal zum Angriffe gegeben war, weshalb er nach dem Hafen zurückkehrte. Dieser Unfall, obgleich Tromp unschuldig daran war, veranlaßte die Regierung, ihn zu entlassen, und de Ruyter an seine Stelle zu berufen. Indessen wurde ihm das Commando noch in dem nämlichen Jahre wieder übertragen, und den 29sten November schlug er, von Evertzoon und de Ruyter unterstützt, die englische Flotte, welche unter Blake in den Dünen lag, so, daß sie sich bis in die Themse mit einem Verlust von fünf Schiffen zurückziehen mußte. Tromp ließ bei dieser Gelegenheit in wahrem Matrosengeiste einen Besen an seinen Hauptmast befestigen, zum Zeichen, daß er den Canal ausfegen wollte. Am Jahresschlusse lief er mit einer zahlreichen von ihm geleiteten Kauffahrteiflotte in einen Hafen ein, und empfing den öffentlichen Dank der Generalstaaten. 1653 wurden Tromp und de Ruyter, welche eine große Anzahl Handlungsschiffe begleiteten, durch die vereinigten Flotten von Monk, Dean und Blake angegriffen; beide Theile waren sehr mächtig, aber die Engländer am stärksten. Eine dreitägige Seeschlacht erfolgte, in welcher die Holländer elf Schiffe verloren, sich aber in guter Ordnung zurückzogen, und ihre Convoy nach Haus brachten. Tromp, der an seinem Ruhme hierdurch nicht verlor

wurde zur Begleitung einer andern Kauffahrerflotte ausgesandt, welche er, ohne ein Schiff einzubüßen, bis an die Nordküste von Schottland brachte. Darauf griff er, um sich zu rächen, im Junius die englische Flotte unter Monk, Dean und Lawson bei Nieuport an, mußte sich aber mit beträchtlichem Verlust nach Weilingen zurückziehen. Er und de Ruyter retteten sich bei dieser Gelegenheit beide gegenseitig aus der drohendsten Gefahr. Nachdem ihre Flotten wieder mit Schiffen und Menschen versehen waren, segelte Tromp mit 85 Fahrzeugen nach der Küste von Seeland, wo er die englische Flotte von 94 Schiffen wahrnahm. Ein Sturm verhinderte anfangs den Angriff, aber den 6ten August 1653, als Tromp durch de Witte bis auf 120 Schiffe verstärkt war, begann zwischen Scheveningen und der Maas das Gefecht. Der erste Tag entschied nichts. Am zweiten Tag aber durchbrach Tromp, seiner Gewohnheit gemäß, die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt, und von seiner eignen Flotte verlassen. Er focht wie verzweifelt, um sich herauszuziehen, bis er von einer Flintenkugel durchbohrt niedersank. „Faßt Muth, meine Jungen," rief er verscheidend aus; „meine Bahn ist mit Ruhm vollendet!" Jede Anstrengung de Ruyters und der übrigen Befehlshaber, die holländischen Truppen zu ermuthigen, waren, sobald Tromps Tod bekannt ward, vergebens, und eine unglückliche, aber theuer erkaufte Niederlage beschloß den Tag und den Krieg. Tromp soll im Ganzen 33 Seetreffen gewonnen haben. Das Schicksal, für sein Vaterland sein Blut zu vergießen, hatte er selbst sich gewünscht. Prachtvoll wurde sein Leichnam in der Kirche zu Delft beerdigt, und ein glänzendes Mausoleum wurde seinem Andenken errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn schlagen, und durch eine feierliche Deputation Tromps Witwe des öffentlichen Beileids versichern. — **Cornelius Tromp**, der zweite Sohn des Vorigen, geboren 1629, befehligte schon in seinem 19ten Jahre ein Schiff gegen die Corsaren der afrikanischen Küste. Zwei Jahre nachher ward er von der Admiralität zu Amsterdam zum Contreadmiral ernannt. 1665 war er im Kriege zwischen England und den vereinten Staaten bei dem Treffen von Solebay zugegen, wo die niederländische Flotte geschlagen, und der Admiral Opdam in die Luft gesprengt wurde. Durch einen meisterhaften Rückzug gelang es jedoch Tromp, den Siegern ihre meisten Vortheile zu vereiteln. Durch Geschicklichkeit und Muth gelangte er zu dem Ruhme seines Vaters, und war gleich ihm der Oranischen Partei ergeben; deshalb fand de Witte, obgleich in politischer Hinsicht das Gegentheil, es rathsam, ihm bis zur Rückkehr de Ruyters, der abwesend war, den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Obgleich Tromp nach de Ruyters Ankunft sich weigerte, unter ihm zu dienen, so mußte er endlich doch nachgeben. Bei der viertägigen Schlacht in den Dünen (im Julius 1666) zeigte er eben so viel Muth als Geschicklichkeit, ohne jedoch so glücklich zu seyn, wie de Ruyter. Als er im August desselben Jahres mit zu großer Hitze eine englische Flotte, die er geschlagen hatte, verfolgte, ward er von der holländischen Hauptflotte abgeschnitten, wodurch er verhindert wurde, dem Admiral de Ruyter zu Hülfe zu kommen, welcher sich zurückziehen mußte. Indessen gelang es Tromp, mit geringem Verlust seine Flotte in den Texel zu bringen; allein auf de Ruyters Klagen wurde er seiner Stelle entsetzt. Als jedoch 1673 der Krieg zwischen Holland und den verbündeten Königreichen England und Frankreich ausbrach, ward

Tromp wieder in Dienst genommen, und mit seinem Nebenbuhler de Ruyter vollkommen ausgesöhnt. In diesem Kriege zeichnete der erstere sich durch mehrere Siege, die er gegen die Engländer erfocht, ruhmwürdig aus, und als er (1675) nach dem Frieden England besuchte, wurde er auf das ehrenvollste empfangen, und von Carl II. zum Baronet ernannt. In eben dem Jahre wurde er mit einer Flotte nach Copenhagen zur Unterstützung Dänemarks gegen Schweden geschickt, und von dem Könige von Dänemark mit dem Elephantenorden bekleidet. Nach de Ruyters Tode folgte er demselben als Admiral-Generallieutenant der vereinten Staaten, blieb jedoch während des Krieges in dänischen Diensten, und hatte großen Antheil an den Eroberungen dieser Krone im Norden. Als er 1691 nach der Erneuerung des Krieges zwischen Holland und Frankreich eben im Begriff war, den Oberbefehl über die holländische Flotte zu übernehmen, starb er zu Amsterdam den 29sten Mai, und wurde in dem prächtigen Grabmale seines Vaters beerdigt, dessen würdiger Nachfolger er war. N. P.

Trompete (ital. clarino, tromba). Dies bekannte Blasinstrument, aus einer langen und dünnen, dreifach zusammengelegten metallenen (gewöhnlich messingenen, aber auch silbernen und kupfernen) Röhre bestehend, oben mit einem Mundstücke versehen, unten in eine weite Öffnung auslaufend, hat den Umfang von Tenor G bis Discant C. Es gränzt an das Waldhorn, mit dem es nicht nur diesen Umfang hat (nur daß die Trompete eine Octave höher steht als das Horn), sondern auch gleiche Leiter; nämlich folgende:

Die Töne der obern Octave haben sie nämlich vollständig, in der mittlern nur den harmonischen Dreiklang und in der Tiefe noch eine Quinte und Octave abwärts. Auch sind ein Paar Töne der Leiter nicht rein; nämlich f ist zu hoch, und h zu tief, daher der Bläser durch den Ansatz nachhelfen muß. Ihre Noten werden, wie bei dem Waldhorn, immer im Violinschlüssel, und aus C gesetzt, durch Ansetzstücke wird sodann der Ton herabgestimmt. (Siehe Altenburgs Anleitung zur Trompeter- und Paukerkunst.) Auf eine treffende Weise spricht den Charakter der Trompete der persische und türkische Name **Nakara** aus, womit die höchste Scharlachfarbe bezeichnet wird, die nicht minder in die Augen fällt, als der Trompetenton in die **Ohren**. Es ist in diesem schmetternden Tone etwas Hellleuchtendes, Durchdringendfröhliches und Festliches, wenn er nicht auf unnatürliche Weise gedämpft wird, so daß die Trompete bei festlicher und glänzender Musik nicht fehlen darf. Auch ist sie wegen ihres starken, den weitesten Luftraum durchschneidenden Tons stets den Herolden, Parlementairs rc. beigegeben und zu Zeichen in die Ferne gebraucht worden. Die Trompete scheint schon in den ältesten Zeiten (bei den Persern, Medern, Juden), nur in veränderter Form, dagewesen zu seyn; das griechische Instrument, welches σαλπιγξ hieß, scheint ihr am nächsten gekommen zu seyn. Auch die alten Deutschen hatten ein ähnliches, wahrscheinlich hölzernes Instrument. In der neuesten Zeit hat der Hoftrompeter Weidinger in Wien eine Trompete mit Klappen erfun-

den, auch hat man Concerte auf derselben gehört, doch verliert die Trompete das an Güte des Tons, was sie dadurch an Umfang gewinnt. Wo die Trompeten zweistimmig blasen, da figurirt die Seconde (die zweite) in Hinsicht des Tonumfangs und der Zunge mehr als die Prime. In Deutschland gab es sonst gelernte und ungelernte Trompeter. Erstere hatten eine Art von Zunft, die sich Camerabschaft nannte, unter sich errichtet, und erhielten darüber von Ferdinand II. und mehreren folgenden Kaisern bis auf Joseph II. mehrere Privilegien. Auch hatte nach der alten deutschen Reichsverfassung der Churfürst von Sachsen als Erzmarschall über alle Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reichs ein besondres Protectorat.

Tropäen oder Trophäen (τρόπαια) sind Denkmäler zum Zeichen eines erhaltenen Siegs, von eroberten Waffen zusammengesetzt, im weitern Sinne Siegeszeichen aller Art. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an dem Orte auf, wo sie einen Sieg erfochten hatten. Schon in den frühesten Zeiten hing man bei den Griechen die dem Feinde abgenommenen Waffen oder Beute an einer Eiche oder wildem Ölbaum auf, und zwar so, daß sie die Figur eines Bewaffneten vorstellten. Von dem nächsten Baume wurden Zweige heruntergehauen, bis auf einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Spieße rc. gehangen wurden; den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme, und an den Stamm wurde ein Panzer oder Harnisch gestellt. Dann wurden auch von Holz Träger der Tropäen errichtet, nicht aber von Stein, weil die Griechen anfangs die Monumente der Feundschaft nicht fortdauern lassen wollten. Erst späterhin wurden auch Tropäen aus Bronze und Marmor, selbst Gold errichtet, und sie waren ein Gegenstand, der späterhin oft auf Münzen abgebildet wurde. Die Sinnbilder der besiegten Provinzen oder Städte wurden zuweilen unten an dem Stamme in trauernder Stellung angebracht, dem Ganzen aber eine Inschrift, welche mit einigen Worten den erfochtenen Sieg andeutete, beigefügt. Auch geschah dies auf Altären. Zuweilen wurde einem aufgehängten Schilde eine Inschrift gegeben, die den Sieg verewigte. Bei Triumphen pflegte man die Tropäen vor dem triumphirenden Feldherrn herzutragen (s. Triumph). In der Baukunst hat man nachher zur Nachahmung derselben allerhand Zierrathen in Holz oder Stein bei Gebäuden, besonder an Triumphbogen oder auch an Pfeilern und Wänden derselben, angebracht.

Trope (griechisch τροπος, Umkehrung), diejenige Umänderung des gewöhnlichen Redegebrauchs, vermittelst deren an die Stelle des eigentlichen Ausdrucks, zur Beförderung der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, ein anderer uneigentlicher und bildlicher Ausdruck gesetzt wird. Die Tropen unterscheiden sich folglich von den Redefiguren dadurch, daß sie nicht, wie diese, blos das ursprüngliche Verhältniß der Umgebungen einer Hauptvorstellung, sondern die Bezeichnung der Hauptvorstellung selbst verändern. Sie heben eine einzelne Idee aus einer Gedankenreihe hervor, während die Figuren eine ganze Ideenreihe in ihren Theilvorstellungen beleuchten. — Die tropische Ausdrucksweise ist so alt, als die Anwendung der Sprache auf unsinnliche und abstracte Begriffe. Das Bedürfniß, Begriffe zu bezeichnen, für welche der unvollkommne Sprachschatz nicht ausreicht, nöthigte, aus dem vorhandenen Vorrathe von Be-

zeichnungsmitteln Benennungen sinnlicher Gegenstände nach oft nur dunkel gefühlten Ähnlichkeitsbeziehungen auf unsinnliche Begriffe überzutragen. Keine Sprache, die nicht eine große Anzahl solcher tropischen Ausdrücke besäße, die zum Theil, wie Geist, Tugend, Begriff, Urtheil, im Verlaufe der Zeit ihre erste eigentliche Bedeutung verloren, zum Theil dieselbe neben der uneigentlichen bewahrt haben, wie Anschauung, erwägen u. a. Allein diese reichen für den Zweck sinnlich-lebendiger Darstellung nicht hin, indem sie durch langen Gebrauch sich mit dem uneigentlichen Begriffe, den sie ausdrücken, so innig vermählt haben, daß die eigentliche, sinnliche Bedeutung, wenn sie nicht durch die nächsten Umgebungen hervorgehoben wird, ohne Wirkung für Veranschaulichung und Belebung der Rede verloren geht. Mit jedem Jahrhundert," sagt Jean Paul (Vorsch. z. Ästh. Abth. 2, S. 491), „verliert eine Flur von Dichterblumen ihre lebendige Gestalt, und vermodert zu todter Materie." So entsteht für die lebhaftere Darstellung das Bedürfniß neuer versinnlichender Bezeichnungen, und diese sind es eigentlich welche die Rhetorik als Mittel zur Schönheit des Ausdrucks unter dem Namen von Tropen aufführt. Sie erheben und beleben die Darstellung, indem sie das, was in seiner ursprünglichen Gestalt blos Sache des Verstandes seyn würde, dem Gefühl und der Einbildungskraft näher bringen. Zu dem Ende genügt es ihnen nicht, das Unsinnliche zu versinnlichen, sondern sie verstärken auch oft wohl einen sinnlichen Begriff durch einen andern verwandten, aber anschaulichern, wie dies bei der personificirenden Metapher der Fall ist. Was die verschiedenen Arten von Tropen betrifft, so hat man ihrer bald mehr, bald weniger gezählt. Quintilian klagt über das Unbestimmte und Streitende in den Meinungen der Grammatiker über diesen Gegenstand. Der Grund davon lag in der unkritischen Vermischung der Begriffe von Figuren und Tropen. Er versuchte daher eine genauere Scheidung und Begränzung beider. Wie schwankend aber auch seine Ansicht hierüber gewesen, würde sich aus dem bloßen Verzeichniß seiner Tropen ergeben, von denen bei weitem die Mehrzahl augenscheinlich in die Reihe der Figuren gehört. Der Erste, der sich das Verdienst einer strengern Sichtung erwarb, war Adelung. Wenn er aber zu den Tropen nur die Metonymie, die Synekdoche und die Metapher rechnet, so scheint er hiermit den Begriff nicht zu erschöpfen. Neuere fügen daher mit Recht die Allegorie und Personendichtung (Prosopopöie, Personification) hinzu, deren tropische Natur allerdings nicht verkannt werden kann. F.

Tropenländer sind die Länder unter den Tropen oder den Wendekreisen, deren genauere Kenntniß wir hauptsächlich den großen Forschungen Alex. von Humboldts verdanken. Alles, was Clima und Vegetation und überhaupt die Natur Schönes und Großes hat, vereinigt sich in diesen Gegenden. In einer senkrechten Höhe von 14,400 p. F., von den Palmen- und Pisanggebüschen des Meeresufers bis zum ewigen Schnee, erscheinen die verschiedenen Climate gleichsam schichtenweise über einander gelagert. In jeder Höhe erleidet die Luftwärme Jahr aus, Jahr ein fast keine Veränderungen; alles in der Atmosphäre geht nach unwandelbaren Gesetzen. Daher hat jede Höhe unter den Tropen ganz bestimmte Eigenheiten, die von so mannichfaltigen Formen sind, daß ein Gebirgsabhang der peruanischen Andeskette, welcher 500 Klaftern hoch ist, mehr Verschiedenheit in Naturerzeugnissen darstellt als eine vierfach größere Fläche in der gemä-

ßigten Zone. Dies gilt ganz vorzüglich von dem Raume, welcher vom 10ten Grad nördlicher, bis zum 10ten Grad südlicher Breite geht; näher nach der gemäßigten Zone tritt schon mehr Unbestimmtheit und ein mehr unähnlicher Charakter ein. In dieser Gegend finden wir die Kette der Andes, deren höchster Gipfel, der Chimborasso, 3357 Toisen Höhe erreicht, den verheerendsten aller feuerspeienden Berge, den Cotopaxi (s. d. Art.) von 2952 Toisen, und den Antisana, dessen dick beeis'ter Gipfel sich 2993 Toisen über der Meeresfläche erhebt. In den heißesten Gegenden ist die mittlere Luftwärme 27°, wenn sie in Paris und Rom 11°, 9 und 15° ist, und die Abnahme der Wärme verhält sich dergestalt, daß, wer unter den Tropen 1281 Toisen an der Andeskette ansteigt, aus dem Clima von Berlin in das von Rom gelangt. Der Luftdruck muß natürlich unter diesen Umständen höchst verschieden seyn. Je höher man gelangt, desto mehr nimmt Ermattung und Schwäche des ganzen Nervensystems zu; man fühlt bisweilen Neigung zum Erbrechen; über 2975 Toisen fließt das Blut aus Lippen, Augen und Zahnfleisch. So trocken auch die Luftschichten auf den Gebirgen sind, so schwebt doch ein fast immerwährender Nebel über 1283 Toisen an denselben, welcher der Vegetation dieser hohen Wildnisse ein unnachahmlich prangendes Grün leiht. Die tiefern Tropenregionen enthalten in ihrer viele Monate hindurch wolkenfreien Luft eine so große Menge Wasser, daß die Tropenvegetation sich blos durch Anziehung desselben in der Trockenheit ganzer fünf bis sechs Monate aufrecht erhalten kann; daß eine Blätterfülle ununterbrochen fortdauert in einem Lande wie Cumana, wo es oft in zehn Monaten weder Regen, noch Thau und Nebel giebt. Die Höhe der untern Wolkenschicht scheint 615 Toisen zu betragen; die des dicken Gewölkes über 16 — 1700 Toisen, und die der kleinen leichten obersten Wölkchen 4104 Toisen. Die tiefen Luftschichten zeigen gewöhnlich eine nur geringe electrische Ladung, die dagegen in den Wolken vereinigt zu seyn scheint. Dieser Mangel am Gleichgewicht erregt heftige Gewitter, in der Ebene einige Stunden nach Mittag, in den Flußthälern stets bei Nacht; am stärksten sind diese in den Gebirgsebenen, über 1026 Toisen sind sie seltner, und noch höher zeigen sie sich höchstens nur in Hagel und Schnee. Sternschnuppen sind in diesen wärmern Ländern außerordentlich häufig. Humboldt hat die Luftbläue unter den Tropen viel dunkler gefunden als in gleicher Höhe in den gemäßigten Zonen. Von den Tropennächten sagt er: die schönsten spanischen und italienischen Sommernächte sind nicht mit der stillen Majestät der Tropennächte zu vergleichen. Nahe am Äquator glänzen alle Gestirne mit ruhigem planetarischen Lichte. Funkeln ist kaum am Horizonte bemerkbar. Die schwächsten Fernröhre, welche man aus Europa nach beiden Indien bringt, scheinen dort an Stärke zugenommen zu haben: so groß und beständig ist die Durchsichtigkeit der Tropenluft. Wegen der Reinheit derselben ist das Licht der Sonne viel stärker, als in Europa unter gleicher Höhe, so daß man sich mehr vor der Helle als der Wärme fürchtet. Die verfinsterte Mondscheibe wird bei uns in der Regel nicht gesehen; aber in den Tropenländern erscheint sie in einem röthlichen Lichte, wie der Vollmond, wenn er über die Erde heraufsteigt. Die Nerven werden durch das Sonnenlicht, dessen Kraft an den niedern Gegenden geschwächt ist, in den höhern so gereizt, daß die Einwohner von Quito und Mexiko außerordentlich über Schwäche klagen, wenn sie in 1800 Toisen Höhe den stechenden Son-

nenstrahlen ausgesetzt sind. Von den Gebirgsarten liegt der Granit auch hier zu unterst. Auf ihm der Gneus, der in Glimmerschiefer, so wie dieser in Urthonschiefer übergeht. Auf ihm erscheint sodann der Porphyr, der Mandelstein, der Trapp und alle neuere Flötzformationen. Die Steinkohlenpflötze der Tropengegend liegen oft 1352 Toisen hoch; Versteinerungen finden sich noch in einer Gegend von 2205 Toisen Höhe. An brennenden Vulkanen sind die Tropenländer vorzüglich reich, und man zählt deren vom Cap Horn bis Analaska 54. Nach glaubwürdigen Sagen war der Capa-Urcu einst höher als der Chimborasso, stürzte aber nach langen, durch acht Jahre dauernden Ausbrüchen seines Vulkans zusammen, so daß er jetzt nichts als emporstarrende Zacken zeigt, die, wenn die sinkende Sonne sich an den breit'ten Trümmern bricht, das herrlichste Farbenspiel geben. — In der Region der Palmen- und Bananengewächse, vom Meere an bis 513 Toisen Höhe, giebt es Mais, Cacao, Ananas, Orangen, Caffee, Zuckerrohr und Indigo; ferner Riesenschlangen, Manati's, Krokodille, Flußschweine, Alouaten, Sapajou-Affen, Faulthiere, Papageien, Tanagra's, Hocco's, Löwen, Jaguars, Tiger, Hirsche, Ameisenbäre, giftige Fliegen, Bremsen, Spinnen, und Ameisen. In der Region der baumartigen Farrenkräuter, von 513 — 1026 Toisen, findet man alle Getraidearten, Baumwolle, den Tapir, das Nabelschwein; in der obern Region der Cinchona, von 1026 — 1539 Toisen, den stärksten Getraidebau, die Tigerkatze, Bären und den großen Hirsch. In den kalten Gebirgsstrecken von 1539 — 2052 Toisen ist der kleine Puma-Löwe, der kleine weißstirnige Bär und sogar manche Colibriart zu treffen. Die Region der Grasfluren, von 2052 — 2565 Toisen, nährt Kameelschafe, Vicunna's, Alkapa's ꝛc. Der Condor allein schwebt in einer Höhe von 3334 Toisen. Mehr hierüber s. in dem Werke: Ideen einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemählde der Tropenländer von A. v. Humboldt und A. Bonpland.

Tropfbarkeit, s. Flüssigkeit.

Tropfen ist eine kleine Quantität von Flüssigkeit, welche Kugelgestalt angenommen hat. Wovon aber ist die Kugelgestalt abhängig, welche der Regentropfen während seines Falls durch die Luft annimmt? Von der nämlichen mächtigen, durch das ganze Universum verbreiteten Kraft des Zusammenhanges, welcher die Weltkörper ihre Kugelgestalt verdanken, welche verhindert, daß ein Stäubchen derselben verloren gehe, und von deren Daseyn uns die Erscheinungen überzeugen, ohne daß wir im Stande wären, etwas Befriedigendes über ihre Natur anzugeben.

Tropfstein, s. Stalaktit.

Trophäen, s. Tropäen.

Trophonius, ein Sohn des Erginus, Königs von Orchomenus in Böotien. Er und sein Bruder Agamedes halfen dem Apollo den Tempel zu Chrysa bauen. Der Gott legte den Grundbau, sie aber steinerne Schwellen darüber. Sie erbaueten auch den Tempel zu Delphi, und baten nachher den Gott um eine Belohnung dafür. Diese ward ihnen auf den siebenten Tag verheißen, und sie wurden ermuntert, sich bis dahin durch Gastmahle zu ergötzen. Am siebenten Tage starben sie beide im Schlafe. Andere erzählen: Beide errichteten dem Hyrieus ein Gebäude zur Aufbewahrung seiner Schätze, setzten aber einen Stein so in die Mauer ein, daß sie ihn des Nachts herausnehmen, von dem Gelde nach Belieben entwenden, und die

Öffnung wieder verschließen konnten, ohne daß etwas zu bemerken war. Hyrieus sah seinen Schatz täglich abnehmen, aber Thüren und Schlösser unversehrt. Er ließ also Schlingen legen, Agamedes fing sich darin, und Trophonius, um nicht verrathen zu werden, schnitt ihm den Kopf ab, und nahm ihn mit sich. Bald nachher verschlang ihn die Erde im Hain Lebadia. Nach Andern geschah diese Geschichte bei dem König Augias in Elis, und es wird den beiden Brüdern dann noch ein dritter Mitgenosse ihrer Diebereien, Cercyon, zugegeben. Trophonius floh aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte sich unter der Erde eine Wohnung an, spielte hier den Wahrsager, starb in derselben, und ward in der Folge vergöttert. Diese Erzählung ist offenbar eine Erklärung von der, daß ihn die Erde verschlungen habe. Trophonius erhielt in der Folge einen Tempel, worin er als Jupiter Trophonius verehrt wurde, und theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit entdeckt. Eine zweijährige Dürre bewog die Böotier, das delphische Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, sich an den Trophonius in Lebadia zu wenden. Lange suchten die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich sah der älteste von ihnen einen Bienenschwarm, dem sie nach einer Höhle hin folgten. Hier gewahrten sie die Gegenwart eines Götterwesens, bezeigten dem Trophonius göttliche Ehrfurcht, erhielten eine befriedigende Antwort, und zugleich Unterricht, wie man ihn künftig verehren und um Rath fragen solle. Wahrscheinlich war also die Entstehung dieses Orakels eine Speculation der Priester zu Delphi. Es werden von dem Orakel des Trophonius in den griechischen Schriftstellern viele Fabeln erzählt, die wir hier eben so wenig, als die mancherlei Gebräuche alle anführen können. Der Aufenthalt in der Höhle dauerte bald längere, bald kürzere Zeit. Einige kamen erst nach einem Tage und zwei Nächten wieder herauf. Die Priester brachten den Herausgekommenen sogleich auf einen Stuhl, Mnemosynens Sitz genannt, und fragten ihn, was er gesehen und gehört habe. Was er hier in der Betäubung aussprach, galt als die Antwort des Orakels. Nun brachte man ihn in die Capelle des guten Genius und der Glücksgöttin, wo er nach und nach wieder zu sich kam. Von dem fürchterlichen Eindruck der verschiedenen gräßlichen Erscheinungen auf das Gemüth der Abergläubischen behielten meistens diejenigen, welche aus der Höhle zurückkehrten, ihr ganzes Leben hindurch einen Anstrich von Schwermuth und Traurigkeit, daher man von einem äußerst niedergeschlagenen Menschen sprichwörtlich zu sagen pflegte: Er kommt aus der Höhle des Trophonius. So grob und offenbar die Betrügerei bei diesem Orakel war, so wurde es doch sehr häufig besucht. Die Priester hatten wahrscheinlich geheime Aus- und Eingänge in die unterirdische Höhle, um darin ihr Gaukelspiel zu treiben. Kam ein Vorwitziger hinein, dessen Rechtgläubigkeit man nicht trauete, so mußte er auch wohl für seine Kühnheit mit dem Leben büßen. So ging es einem Begleiter des Königs Demetrius, der in die Höhle hinabgestiegen war, um dort verborgene Schätze zu suchen. Er kam nicht wieder lebendig zum Vorschein, sondern sein Leichnam wurde nachher an einem ganz andern Orte gefunden. — Trophonia waren feierliche Spiele, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden.

Tropicus, Wendezirkel. Wenn die Sonne in der nördlichen Halbkugel ihren größten Abstand von dem Äquator erreicht hat, so

tritt sie in einen Parallelzirkel, der 23 Grad 30 Minuten vom Äquator absteht, und der nördliche Wendezirkel oder Wendezirkel des Krebses (tropicus borealis, tropicus cancri) genannt wird. Die nördliche Halbkugel der Erde, oder Europa, hat alsdann den längsten, die südliche den kürzesten Tag. Die Sonne wendet sich dann, nähert sich wieder dem Äquator, und tritt in der südlichen Halbkugel in einen Cirkel, der ebenfalls 23 Grad 30 Minuten von dem Äquator entfernt ist, und der südliche Wendezirkel oder der Wendezirkel des Steinbocks (tropicus australis, tropicus capricorni) genannt wird.

Tropisches Jahr, s. Astronomie.

Tros, s. Troja.

Troubadour. Eine schöne jugend- und lebenvolle Zeit nimmt uns auf, indem wir in die heitere Zeit zurückgehen, welcher jene Dichtersänger angehören, die ihren Namen von trouver, finden, charakteristisch genug und passend, um im Gegensatz des griechischen ποιητης die Leichtigkeit dieser Poesie zu bezeichnen, ableiten. Troubadours, behaupten wir, gab es eigentlich nur in Frankreich; allenfalls ziehen wir noch einen Theil des obern Italiens und die Reiche Catalonien und Aragon in Spanien aus dem 13ten Jahrhundert hierher; und die Zeit, welche das bunte Leben dieser Dichterschmetterlinge ausfüllte, fällt in die schönen Jahrhunderte des Mittelalters, umfaßt aber von diesen nur drei, das zehnte, elfte und zwölfte bis in die Mitte des dreizehnten. Es war die einzige Blüthe, die Frankreich auf dem Gebiete der Poesie hervorgebracht hat; zu etwas Höherem hat es die französische schöne Literatur nicht bringen können, als zu den Tenzonen und Sirventen der Provenzalen; und wenn wir werden bewiesen haben, daß die Poesie der Troubadours in die Kindheit der neuen romantischen Zeit gehört, so wird auch dies ein neues Zeugniß für die alte Behauptung seyn, daß der Franzose nie über die Kinderspiele und Kinderjahre hinauskommen kann. Der Gascogner, nachdem er aufgehört hat, provenzalisch zu singen, ist in seinem Mannesalter allgemein als der französische Abderite anerkannt. — Man erlaube uns einige allgemeine Bemerkungen. Das Mittelalter steht an dem Ende der ungewissen, der fabelhaften Zeit der neuern Geschichte, noch mit dem einen Fuß in das heilige Dunkel des Ungewissen und historisch nicht Erweisbaren gehüllt. Ein jeder Cyclus einer ganzen in sich beschlossenen Stufe menschlicher Entwickelung hat eine solche Zeit, und sie ist, wie hier nicht weiter bewiesen zu werden braucht, der Culminationspunkt, das wahre Zenith derselben. Bei den Griechen ist es die herrliche Heldenperiode, mit welcher die ungewisse Geschichte dieses Volks endigt und die gewisse anfängt, und welcher die wunderbaren Völkerbewegungen unter Pelasgus, Deucalion, Danaus u. A., ein rechtes Gegenstück der großen Völkerwanderung in der christlichen Zeit, vorangingen. Unverkennbar ist auch das Mittelalter eine solche Heldenperiode für den christlichen Cyclus — der die einzelnen Strahlen des Heldenzeitalters vereinigende Brennpunkt sind die Kreuzzüge. Das Ungewisse, Mythische aus dieser Zeit hinwegnehmen, und in gewisse Geschichte sublimiren oder präcipitiren wollen, heißt den Stein der Weisen suchen, und alchymistischen Träumereien nachhängen. Indem du dieses ungewisse, heilige Helldunkel jener Zeit abziehest, hebst du diese Zeit selbst auf, und eine Geschichte des Mittelalters kann in der That nur eine Ilias und Odyssee desselben geben. — In dieser Periode glühte durch ganz Europa der rechte ritterliche Geist, aber

nach Ländern und Völkern sich anders und anders gestaltend; und die wahre Seele dieses Ritterthums war doch nichts anders als schönes, frisches, jugendlichfreudiges und unverdorbenes Sinnen und Kämpfen um die im heitern Licht der Phantasie mehr geahnete als erkannte Liebes- und Lebensbraut; darum eigentlich heiteres, dichterisches Spiel, Drama in der Wirklichkeit, wovon die spätere Zeit des sichern Besitzes und des ruhigen Genusses erst die Bilder für ihre Bühnendrama's abnehmen mußte. Das Leben dieser Zeit war selbst Poesie und hauchte sich deshalb nothwendig in Poesie und Gedicht aus, wie der Vogel im Frühling unwillkührlich in heitere Gesangsweisen sich ergießt, die er im heißen Sommer wieder vergessen hat. Dies allein der Grund, aus welchem wir über das ganze Europa des Mittelalters eine Poesie sich ergießen sehen, die das natürliche Erzeugniß des Lebens dieser Zeit, der eigentliche Ausdruck und Wiederklang desselben, mit dem ritterlichen Geiste gleichen Schritt haltend, nach Länder- und Völkerverschiedenheit sich verschiedentlich gestaltete und entwickelte, auffallend contrastirend mit der Poesie der spätern Zeit (in Italien z. B. von Dante an, in Deutschland im 18ten Jahrhundert), zu dieser in demselben Verhältniß stehend, in welchem Ernst zum Spiel, Wahrheit zur Dichtung, Spiel in der Kindheit zum Spiel im männlichen Alter steht. So sehen wir die Minnesänger in Deutschland, die hohen nordischen Dichtungen in ihrer cyclischen Gestalt, die Romanzendichtung in Spanien, und die Troubadours in Frankreich, von welchen die Trouveren der französischen Normannen und die Minstrels in England eine bloße Abart sind. Wir betrachten diesen Gegenstand, um ihn besser zu beleuchten, noch von einem etwas veränderten Gesichtspunkt. Das schöne Mittelalter ist der liebliche Frühling, und die sorglose aber kampflustige und im Kampfe fast unbewußt dem Ziel entgegensiegende Jugend der neuen Zeit. In der Jugend erstarkt der Mensch erst, um in den spätern Jahren in seiner Kraft ruhen, kämpft und arbeitet, um dann genießen zu können. Aber das Ziel ist es nicht, wovon er zur Arbeit und zum Kampfe angeregt wird. Er weiß am Ende in dieser Periode selbst nur wenig von der Absicht, zu welcher er sich müht und anstrengt, und allein die Gewalt der Zeit führt ihn, nach einer innern Vorherbestimmung, dem Ziele näher und näher, ohne daß er Lust hat, etwas davon zu bemerken. Das Gefühl der erwachenden, allmählig erstarkenden Kraft läßt ihn in der Arbeit selbst, in dem Kampfe als solchem, schon seine Befriedigung finden, aber der Unsichtbare macht indeß diese Kämpfe selbst zum Weg zu einem höhern Ziele. So ist die Arbeit des Jünglings für ihn nur Übung, heiteres Spiel der jungen, frisch sich regenden Lebenskräfte, die üppig anschwellend ausbrechen, und ein Feld der Thätigkeit aufsuchen, um auf ihm gleichsam auszubrausen. Natürlich spricht sich dieses Streben zugleich durch eine heitere Form aus, und wir sehen nicht nur, daß die Natur schon die Wange des Jünglings mit der Blüthe der Schönheit schmückt, und über die ganze Gestalt den Zauber der Anmuth und Lieblichkeit ausgegossen hat, sondern unverkennbar liegt auch dem jugendlichen Gemüth nichts näher, als der Hang zum heitern Spiele der Dichtung und des Gesanges, zum romantischen Schmuck seiner Gewänder, zu allen fröhlichen Wissenschaften und Künsten des Lebens. Aus diesem Gesichtspunkt allein kann dem Mittelalter und seinen ritterlichen Kämpfen, so wie seiner Poesie, die rechte Bedeutung gegeben werden. Jene Kämpfe sind das an sich absichtlose, nur von dem unsichtbaren Erzieher des Menschengeschlechts zu großen Absichten hingeleitete Ausbrausen

der jugendlichen Kräfte des neuen Geschlechts. Das Leben der Edlern im Volke in dieser Zeit unter allen Himmelsstrichen bestand in fröhlichen, raschen, kühnen Äußerungen der frischen Lebenskraft, in gewagten romantischen Unternehmungen, in einer Thätigkeit, die für sich nichts weiter war, als ein unwillkührliches Streben und Ausströmen der jungen Kräfte, wie zum Spiele. Daher das ganze Ritterwesen, die Tourniere, die kühnen mit heißer Begierde aufgesuchten Abenteuer. Einem solchen Leben — welche andere Formen, welcher andere Ausdruck konnte ihm passen, als äußere Pracht, mitunter phantastische Verzierung an Waffen und Kleidern, fröhliche Versammlungen zu zierlichen Gastmahlen, zu Spiel und Tanz, romantische Ausschmückung des ganzen häuslichen Lebens? — und hätte da Poesie, diese ursprüngliche Dryas des jugendlichen Lebensbaums, hätte eine Dichtkunst fehlen können, zu welcher das jugendliche Geschlecht nach vollbrachtem Kampfe sich wendet, um sich zu erhöhen, wie das spätere Alter dann der beschaulichen Ruhe sich so gern überläßt? — eine Dichtkunst, welche die natürliche, nie ausbleibende Begleiterin der jungen Lebensaccorde ist — eine Dichtkunst, die, Jünglingspoesie, wohl nie den Foderungen eines kunstgebildeten Zeitalters Genüge leisten kann, die aber den schönen Vorzug hat, ein rechtes Naturgewächs und ein unmittelbares Erzeugniß des ewigen Weltgeistes selbst zu seyn. Ein solches Gewächs ist die Poesie des Mittelalters, und hat auch andere Anlage, anderes Clima, andere Natur der Länder und Völker sie da und dort anders entwickelt und ausgebildet, das Wesen, der innere Geist und Typus ist doch überall ein und derselbe. Man mißdeute diese in ihrer Kürze freilich Mißdeutungen leicht unterliegende Einleitung zu unserm Gegenstand nicht. Vielleicht gelingt es uns, manches Dunkle in diesen allgemeinen Reflexionen mehr aufzuklären, indem wir das Eigenthümliche der französischen Poesie im Mittelalter, der der Troubadours, nun darzustellen, unternehmen. — Frankreich theilt sich im Mittelalter, auch selbst in seiner politischen Geschichte, fast fortwährend in zwei Hälften, in die nördliche und in die südliche, in die Länder von der Sprache oui (oil) (langue d'oui, wallonischromanisch, die Mutter des jetzigen französischen Idioms) und die von der Sprache oc (langue d'oc, provenzalischromanisch) und so auch seine Poesie in die der Trouveres und die der Troubadours, jene dem nördlichen, diese dem südlichen Frankreich angehörig. Schon die Theilung, die Ludwig der Fromme mit seinem Reiche vornahm, schied Aquitanien, welches damals wahrscheinlich ganz Südfrankreich umfaßte, und erst späterhin Provence und die nahe liegenden Länder ausschied, von dem nördlichen Frankreich mit Lothringen und Oberburgund, welches Lothar zu Italien erhielt. Die ungefähre Gränze möchte die Loire seyn, wie sie, etwa Burgund ausschließend, quer von Osten nach Westen mitten durch Frankreich fließt, und in der südlichen Spitze von Bretagne ins Meer fällt; und wie in der Verfassung und den politischen Schicksalen, so spiegelt sich in der Poesie der Charakter des verschiedenen Bodens und Clima's treulich ab. Die Trouveren, in England auch Minstrels (ministeriales, Hofleute) genannt, wiewohl diese letztern zum Theil auch nur gebraucht wurden, um, wie die Jongleurs der Troubadours, die Gedichte abzusingen, bildeten das wallonischromanische Idiom, wie gesagt, die Wurzel des heutigen Französischen, aus, und waren da, wo sie nicht etwa die Dichtungsweise der Provenzalen, auch in der provenzalischen Mundart copirten, die epischen Dichter Frankreichs, in ihren

Gesängen und Ritterromanen die Fabelkreise der Amadis, der Ritter von der Tafelrunde, und von Carl dem Großen und seinen Pairs beschreibend. Sie gingen vornehmlich von dem durch Rollo, den Normann, gestifteten Herzogthume der Normandie aus, zwischen Frankreich und England sich theilend, und reihten von dem zwölften Jahrhundert bis zum Ursprung der neuern französischen Literatur im sechzehnten Jahrhundert. Treu dem Charakter des nördlichen Frankreichs beschränkte sich ihr Dichten auf räsonnirendes Erzählen, noch jetzt das Herrschende in dem undichterischen Lande. Aber von ihren wenig bedeutenden Werken haben wir unter dem Artikel Ritterwesen weitläuftiger gesprochen, und so können wir der Mühe leicht überhoben seyn, hier umständlicher von ihnen zu reden, zumal ihr Name ohnehin nicht die universale Bedeutung erhalten hat, die den Troubadour noch jetzt auszeichnet. Handeln wir also jetzt blos noch von den Dichtern des südlichen Frankreichs, den Troubadours. Das südliche Frankreich, die herrlichen Küstenländer von Provence, Languedoc, und Guyenne mit Gascogne umfassend, war schon durch seine frühere Bekanntschaft mit den Römern der Cultur fähiger geworden, und die germanischen Völkerstämme, die auch dahin drangen, fanden hier offenbar weit mehr Veranlassung, sich zu humanisiren, als in den nördlichen Provinzen. Marseille blühte damals schon als der bedeutendste Handelsplatz Frankreichs. Wir müssen hier besonders auf zwei Stücke aufmerksam machen, welche auf die Eigenthümlichkeit der südlichen provenzalischen Poesie bestimmenden Einfluß hatten, die physische Beschaffenheit des Landes und dann die politischen Schicksale desselben in dem Mittelalter. Nicht so in sich abgeschlossen wie Spanien, das in seinen herrlichen Gränzgebirgen gleichsam beständige electrische Zuleiter, eine stetige Anregung innerer Kraft und Selbstständigkeit besitzt, theilt das südliche Frankreich mit jenem Lande die schöne Üppigkeit des Süden, ohne seine Energie und adeliche Männlichkeit zu besitzen. Reiche Fluren mit den schönsten, feuerreichsten Erzeugnissen des südlichen Bodens, romantische Thäler und Berge in dem fruchtbaren Sevennengebirge, eine freundliche, langausgedehnte Küste am mittelländischen Meere, in einem heißen, erschlaffenden Clima, geben dem Lande den lieblichen Anstrich des Idyllischen, und lassen das Leben leicht von dem Ernst der Arbeit, die hier gar nicht so mühsam gefodert wird, zu einer gewissen wollüstigen Weichlichkeit und Trägheit hinneigen. Es verliert sich der Süden Frankreichs ohne eine festere Gränze, als die eines leicht zu passirenden Flusses, allmählig in den Norden, und hat so in sich selbst kein Element, das ihn bestimmte, seiner Weichlichkeit durch das Bestreben, selbstständig zu seyn, Gränzen zu setzen. Dies giebt natürlich dem Charakter seiner Bewohner jene Hinneigung zu einem heitern, fröhlichen, fast nur spielenden Lebensgenuß, zu weiblicher und in ihrer Weiblichkeit lieblicher Tändelei mit allen Gütern des Lebens, die wir noch jetzt aus Thümmels Reisen ins südliche Frankreich an den Südfranzosen kennen. Ihre Ritterlichkeit (Chevalerie) mußte eine andere seyn, als die Spaniens oder des Nordens — galanter als diese, weicher und heiterer als jene — und ihr Heroismus mußte äußern spielenden Prunk als ein wichtiges Stück zu jedem ritterlichen Unternehmen mitbringen. — Dazu nun aber noch die politischen Schicksale dieses Landes, die gewissermaßen selbst in dem Charakter des Clima's geblieben sind, wenig durch große, erschütternde

Umwälzungen, mehr durch Königsthrone, fast nur zum Spiel aufgerichtet, und Hofhaltungen, mehr der Liebe und dem heitern, glänzenden Lebensgenuß, als dem ernsten Regieren gewidmet, ausgezeichnet. Frankreichs Schicksale in dem Mittelalter bieten ein seltsames Gewirre, ein wahres Chaos dar, in welchem die entgegengesetzten Kräfte noch völlig geschieden sind, und sich bald anziehend, bald abstoßend, nur nach langem Streite zur Ruhe kommen können. Der Carolingische Königsstamm mußte bald genug die Hand der rächenden Nemesis erfahren, und die Blutrache, die er sich durch seine Ungerechtigkeiten gegen die Merovinger zugezogen hatte, wurde hart an ihm geübt. Durch Theilung seiner Länder unter seine vielfältigen Zweige wurde zuerst der verderbliche Apfel der Eris in Frankreichs Mitte geworfen, und die Geistesschwäche der Theilenden vollendete die Verwirrung. Die Großen des Reichs konnten sich vergrößern, indeß ihre Könige in unseligen Familienkriegen sich schwächten; und sie benutzten die Gelegenheit dazu mit viel mehr Geschick, als nöthig gewesen wäre, die schwachen Könige zu täuschen. Bald war Frankreich unter mehrere Carolinger zersplittert, bald zum Scheine wieder unter Einem vereinigt. Carl der Kahle (um 870) unterwarf das ganze große Reich seinem Scepter, und eben so zuletzt Carl der Dicke auf wenig Jahre nach 880. Aber alle diese Wechselfieber des mürben Stamms dienten nur dazu, seine Auflösnug herbeizuführen, bis denn 987 der berühmte Hugo Capet, des Großen Sohn, Herzog von Frankreich und Graf von Burgund und Aquitanien, sich des Throns zu bemächtigen wußte. Alle diese Bewegungen hatten jedoch mehr den Norden Frankreichs berührt. Der Süden war die ganze Zeit hindurch beinahe blos sich selbst überlassen geblieben, und nur Burgund, das schon vor Hugo in Rudolph Frankreich einen König aus seinen Großen gegeben hatte, mit seinen abwechselnden Schicksalen, diente gleichsam als Medium, durch welches die Länder der Provence mit dem eigentlichen Frankreich in Beziehung kamen. Der Süden, meinte man vermuthlich, folge von selbst dem Schicksale des Norden, und so ließ man das liebliche Kind ruhig fortspielen und fortträumen. In der That gestalteten sich auch die Dinge hier dem Charakter des Landes gemäß, spielend und in sanften, milden Übergängen und die tragischen Auftritte des Norden wiederholten sich hier als stille, friedliche, ungesucht herbeigeführte Entwickelungen. Wir geben eine ganz kurze Übersicht der wichtigsten Veränderungen in Südfrankreich im Mittelalter unter den großen Stürmen im Norden. Von Aquitanien, welches Ludwigs Sohn, Pipin, zu Theil geworden war, und auch von dem Sohne dieses, auch Pipin genannt, als Königreich beherrscht wurde, trennte sich ein Theil der Länder nach dem andern (Languedoc, Provence u. s. w.) in Folge der Streitigkeiten der Carolinger, besonders Lothars in Italien mit seinem Halbbruder, Carl dem Kahlen in Frankreich; und in Aquitanien (Guyenne mit Gascogne und der Grafschaft Poitou) bildete sich, wie in Languedoc, Provence, Burgund, Auvergne u. a., unter dem Hinschwinden der königlichen Macht, die Gewalt der Großen, der Herzoge und Grafen unvermerkt und ungehindert aus. Sie machten ihre Würde nicht nur erblich, sondern entzogen den Königen einen Theil ihrer Besitzungen nach dem andern, sie dafür etwa mit einem Heerzug gegen ihre feindlichen Verwandten oder einer ähnlichen

vorübergehenden Gefälligkeit entschädigend. So hören wir schon am Ende des 9ten Jahrhunderts von Odo, Herzoge von Guyenne und Grafen von Poitou, welcher sich Carl dem Einfältigen gegenüber zum König von Frankreich aufwarf; von Rudolph von Burgund, dem Stifter des oberburgundischen Königreichs; von den mächtigen Grafen zu Toulouse mit Provence aus dem Hause St. Gilles; von Fürsten von Orange; von Dauphins von Viennois. Aquitanien theilte sich in Guyenne und Gascogne, wurde durch Wilhelms IV. Vermählung mit Briske, Erbin von Gascogne, wieder vereinigt, hatte ums Jahr 1071 den berühmten Troubadour Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, groß unter den Kreuzfahrern, und als solcher mit Raymund de St. Gilles verherrlicht von Italiens Tasso, zum Beherrscher, kam 1151 durch die Vermählung der berühmten verstoßenen Eleonore von Frankreich an den ersten englischen Plantagenet, Heinrich II., und blieb bei England bis 1453. In Languedoc herrschten im 9ten Jahrhundert die Grafen von Toulouse mit den Grafen von Provence, aber im 10ten rissen sie auch die Herrschaft der letztern an sich, und im 11ten herrschte der berühmte Sänger, Raymund von St. Ägidius, und Alphons gewann durch seine Verheirathung mit Faydide, der Tochter Boso's II., Grafen von Provence, einen Theil der Länder seines Schwiegervaters. — Die Provence machte sich unter Ludwig dem Stammler unabhängig. Der Herzog von Burgund (Niederburgund) Boso, ließ sich 879 zum König der Provence, ein Titel, welcher unter seinen Nachkommen in den eines Grafen von Provence verwandelt wurde, krönen, und dies Königreich, das von seiner Hauptstadt Arles, das arletanische, sonst auch das niederburgundische heißt, höchst wichtig für die Geschichte der Troubadours, blühte über zwei Jahrhunderte in dem erquickendsten Frieden. Im 11ten Jahrhundert (1092), wo mit Boso II. der männliche Stamm abging, fiel ein Theil der dazu gehörigen Länder, wie gesagt, an die Grafen von Toulouse, und der andere, durch Vermählung der zweiten Tochter Douce an den gefeierten Grafen von Barcelona, Raymund Berengar (vorher IV. jetzt I.). Um und neben diesen politischen Sternen erster Größe welch eine Menge kleinerer, Grafen, Vitzthume, Barone, dem Namen nach abhängig von den größern, der That nach aber in ihrem Bezirk völlig unabhängig und selbstherrschend. — Wenig, wie gesagt, erfuhr der Süden Frankreichs von den erschütternden Kriegen des übrigen Europa. In die ritterlichen Feste der Provence klang bisweilen das ernstere Waffengeräusch einer Privatfehde zwischen mächtigen Baronen, oder auch der, hier jedoch schon weder sonderlich heftige noch häufige, Anfall eines normännischen oder maurischen Streifzugs. Außerdem rief höchstens der Wunsch nach Abenteuern oder der Kriegsruf fremder Länder mitunter die provenzalische Ritterschaft auf die Schlachtfelder der übrigen Christenheit. So, um die beiden wichtigsten Punkte anzuführen, einmal, der Hülferuf des Königs Alfons VI. von Castilien, dem viele Ritter des südlichen Frankreichs folgend, an der Seite des einzigen Spaniers, des Cid, Toledo 1085 am 25sten Mai von den Mauren erobern halfen, und dadurch in die folgenreichste Verbindung mit arabischer Cultur kamen; und dann die Kreuzzüge, deren erste Anregung selbst im südlichen Frankreich, in Clermont, durch den trefflichen Kirchenfürsten, Papst Urban VII. (1095) geschah, eine Erscheinung, die, wie für das ganze damalige Europa entscheidend, ihre

Wirkung auf die Provence nicht verfehlen konnte. Ein einziger Krieg ist in den gesegneten Fluren der Provence gekämpft worden, hat aber freilich auch die herrliche Blüthe der Provence begraben, und die zarte Pflanze ihrer Poesie so zertreten, daß sie nie wieder aufblühen mochte — der unselige Kreuzzug wider die Albigenser im Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo das alte Haus der Grafen von Toulouse zu Grunde ging, und die ganze Provence mit Greuel and Mordscenen angefüllt ward. So bietet uns die Geschichte des südlichen Frankreichs vom 9ten bis zum 13ten Jahrhundert das freundliche Bild eines unter den verheerenden Stürmen, die Europa zergeißelten, ruhig und heiter da liegenden Eilandes dar; einer Pflanze, die in üppigen Boden gepflanzt, wunderbarlich von allen Seiten gehegt und geschirmt, üppig und lüstern emporwächst, aber freilich darum auch dem ersten rauhen Nordsturme erliegt. Es sollte und konnte das Volk in diesem Himmelsstriche und Lande nichts anders seyn, als ein spielendes Kind, und als solches hat es der wunderbare Geist der Geschichte auch immer gepflegt und behandelt, bis er, des lieblichen Spielzeugs überdrüßig, es mit einem einzigen Zuge seiner allmächtigen Hand zerdrückte. Wie es bei Kindern schon der Fall ist, welchen Tiefe der schönen Anlagen fehlt, daß sie frühzeitig reif werden, so sehen wir die Provenzalen frühzeitig und früher als ihre Nachbarn ihre Eigenthümlichkeit entwickeln. Reichthum und Fruchtbarkeit des Landes, äußere Ruhe, dies die Basis dieser Entwickelung, und befördernd schloß sich daran die Leichtigkeit, mit Spanien, Afrika und Italien auf dem mittelländischen Meere von der Provence aus in Berührung und Verbindung zu kommen. Ungemein bildend für die Provence wurden besonders die Zeiten Raymund Berengars I., unter welchem ein Theil des Königreichs Arles mit Barcelona und Catalonien vereinigt wurde, und, dahin provenzalische Poesie verpflanzend, sie bereichert zurück erhielt. Der eigenthümliche Geist des Mittelalters, Ritterlichkeit, bildete sich wohl in der Provence am frühsten, aber zugleich auch in der weichsten Form aus, und was wir Spielendes, Tändelndes, Idyllisches bei der Chevalerie überhaupt antreffen, das kann man füglich als den Provenzalen nachgeahmt ansehen, wenigstens war es hier nicht nur am frühsten da gewesen, sondern auch offenbar dasjenige, wodurch sich als durch ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit die provenzalische Ritterschaft auszeichnete. Nirgends ist Courtoisie und Galanterie, diese lieblichen Zierrathen der Chevalerie, so selbstständig und ernsthaft aufgetreten als hier, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Friedrich der Rothbart in Deutschland, Richard Löwenherz in England, Alfons II. in Aragon, die provenzalischen Ritter an ihre Höfe zogen, um in ihnen die rechten ritterlichen Ceremonienmeister zu haben. Die Provence ist das Land der Gerichtshöfe der Liebe (s. d. Art.), und außer den Untergerichtshöfen dieser Art, so zahlreich als die Burgen der Vitzthume und Barone, gab es ja selbst vier beständige Cours d'amour, zu Pierrefeu, zu Romagny, zu Aix und zu Avignon. Der königliche Hof in der Provence, zu Arles, von Boso I. an, war zwei volle Jahrhunderte hindurch der Schauplatz der anmuthigsten Chevalerie, der Mittelpunkt alles heitern, romantisch-spielenden Ritterlebens, und die Zusammensetzung der Hofhaltung aus Rittern, Troubadours, Jongleurs mit ihren maurischen Erzählern und Possenreißern, in Sachen der Courtoisie entscheidenden oder selbst mit wettkämpfenden Damen giebt das bunteste Gemählde von

spielender, weichlicher, üppiger Heiterkeit und Lebenslust. Der provenzale Ritter war es vornehmlich und zuerst, welcher das heitere Leben im Dienste des Heilandes und der Dame recht poetisch ernsthaft ausbildete, Tanz und Spiel im Tournier als wirkliches Geschäft trieb, und in heitern Festen und ihrer bunten Ausschmückung seine rechte Lebensweisheit fand. Jeder Baron in seinem Bezirk ein unumschränkter Gebioter, rief er seine nachbarlichen Liebeshelden und Ritter auf seine Burg zu Tournier und Spiel und Wettgesängen, statt daß Deutschlands oder Nordfrankreichs Ritter, einander zu blutiger Fehde zu rufen, Boken und Absagebriefe sandten. Da sah man die fröhlichen Züge buntgeschmückter Damen und Ritter unter duftenden Orangenwäldern, auf bunten Wiesenteppichen; das tiefblaue Zelt des heitern provenzalischen Himmels über ihnen, wie frohe Kinder, von einem Festtage zum andern spielen; dort brach der kampfesfreudige Ritter seine Lanze an dem Schild des männlichen Gegners; hier saß im Kreis der Damen die Fürstin, und hörte ernsthaft dem Wettgesang in lieblichen Reimen über die Gesetze der Liebe streitender Helden zu, um dann ein Urtheil (arrêt d'amour) auszusprechen. Leicht und fröhlich floß das Leben dahin, und jeder Morgen warf vor allem die Frage auf: welch Spiel an diesem Tage das dringendste sey. So war das Leben des Provenzalen selbst im höchsten Grade lyrisch, und wenn es in seinen Auswüchsen in Wollust und Schamlosigkeit ausartete, so war dies die natürlichste Folge des mangelnden kräftigen Halts und innern Gewichts. — Hier nun Troubadours — in diesem Kreise Poesie! was mußte sie werden? und was ist sie geworden? Fehlen konnte, das begreift jeder, natürlich die heitere Gabe der Dichtkunst einem solchen Menschenkreise nicht. War sie irgend ritterlichem Wesen im Mittelalter angemessen, unter welchem Himmelsstriche es sich entwickelte, so war sie dem heitern Provenzalen ganz unentbehrlich. Poesie ist ja an sich und überall das Organ, durch welches die Freude des Lebens und die Lust des Herzens so gut in Thränen als im fröhlichen Lachen sich ausspricht; wie vielmehr bei einem Volke, das unter Leben gar nichts anders versteht, als fröhlich von einer Blume des Genusses zur andern flattern. Aber die Eigenthümlichkeit des Provenzalen bestimmte auch die Eigenthümlichkeit seiner Poesie. Sie mußte durch und durch lyrisch seyn, d. h. nichts als Ausdruck des innern Zustandes, der Gefühle und Leidenschaften, die durch die Saiten der Seele bebten. Denn der heitere Vogel will ja in seinem Frühlingsleben nicht fremde oder eigene Thaten erzählen — er hat ja keine — sondern nur die innere Behaglichkeit in bezeichnenden Tönen und Klängen ausathmen, um sie dadurch gleichsam zu fixiren, und mit einem Körper zu begaben. Auch die That wurde dem Provenzalen am Ende blos durch das Medium und in der Form der Empfindung offenbar. Eine solche Poesie konnte nie zur Kunst im eigentlichen Sinne erwachsen, denn sie war ein Theil des Lebens selbst, reine Naturpoesie, ein beständiges Improvisiren, das in seiner Idee schon zu Grunde geht, wenn es dem Ernst der Kunsterfodernisse sich unterwerfen soll. Sie konnte nie über eine gewisse Oberflächlichkeit sich erheben, und mußte Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Gehalt als etwas ihr fremdes verschmähen; denn wie hätte der spielende Kindersinn des Provenzalen in die Tiefen der Wissenschaften sich versenken mögen — wie irgend etwas, das mehr als spielende Anstrengung erfoderte, in seinen Lebenskreis aufnehmen können? Sie wurde von selbst am Ende

nichts weiter, als eine der bunten, glänzenden Zierrathen des fröhlichen Lebens, ein Flimmer mehr an den glänzenden Festen der Provence; konnte nur Werth haben, unter den begleitenden Harmonien der Musik im Kreis der Damen abgesungen, nicht als Nationaleigenthum der erhaltenden Schrift anvertraut; und der Beifall, welchen der Troubadour einerntete, gleicht mehr dem Preis, den des Mimen vorübereilende Darstellung gewinnt, als dem unsterblichen Ruhme, der dem wahren Dichter gewiß bleibt. Wie die lyrische Poesie fast nie über den Kreis des Subjectiven hinauskommt, so ist es die Person des Troubadour, mit welcher seine Lieder leben und sterben. So, ganz so zeigt uns die Geschichte den provenzalen Dichter. — Die Provence hatte unter allen romanischen Ländern ihr Romanzo am frühsten ausgebildet. Die Ursachen davon — die frühere Cultur dieser Gegenden, bedingt theils durch die natürliche Beschaffenheit, theils durch die frühere nähere Verbindung mit den Römern, und die frühzeitige freundschaftliche Berührung mit den schon im 7ten und 8ten Jahrhundert so hoch gebildeten Arabern, und der friedliche Zustand, in dem die südlichen Provinzen lebten, während die nördlichen die schrecklichsten Kriegsscenen sehen mußten — haben wir oben ausführlicher erwähnt. Schon im 10ten Jahrhundert, am Hofe zu Arles, gründete sich dies Romanzo, provenzalisch-romanisch genannt zum Unterschiede von der Sprache d'oui, dem wallonisch-romanischen. Im 11ten und 12ten Jahrhundert war es in der höchsten Blüthe, indeß das Castilianische, das Nordfranzösische und Italienische sich zu bilden erst anfing; hatte sich nach Spanien (durch Catalonien nach Aragon) und in die Lombardei verbreitet, und selbst deutsche Kaiser (Friedrich der Rothbart) und englische Könige (Richard Löwenherz) dichteten in der Mundart der Provence; und im dreizehnten Jahrhundert hatte es bereits seinen Lauf vollendet und sank mit der Provence selbst in den Zustand der Abhängigkeit herab, in welchem es sich noch befindet. Diese Sprache war eine der weichsten, die es geben kann, und trug auch so das Gepräge ihres Landes an sich. Sie hält offenbar das Mittel zwischen dem Klingklang des jetzigen Französischen und der kraftvollen Weichheit des Italienischen, dem letztern noch mehr in ihren Beugungen sowohl als in der Form der Wörter überhaupt sich anschließend. Keine Sprache hat, um nur Einiges anzuführen, so viele Onomatopöien, so viel Unbestimmtheit in dem Geschlecht der Wörter, diesem an sich nicht nothwendigen und darum, wo es gilt, höchst veränderlichen Accidens der Sprache, so ausgebildete Diminutiven, Vergrößerungen u. s. w.; alles Zeugnisse ihrer großen Weichheit und spielenden Zartheit, bei welcher nichts vermißt wird, als Kraft und Energie. Eine solche Sprache hätte sich die Dichtkunst der Troubadours schaffen müssen, wenn sie nicht schon das gemeinschaftliche Band gewesen wäre, das die Großen und Herren der Provence zu einem Ganzen vereinigte. Sie wurde also von den occitanischen Dichtern (Dichtern in der Sprache von oc) mit Begierde ergriffen, und, wozu ohnehin die Elemente in ihr lagen, für den Reim, der nun doch ohne Widerrede, historisch, als arabischen Ursprungs, in der That aber, als der neuen Poesie überhaupt nothwendig anerkannt ist, ausgebildet. Im Reim und der ihm sich anschließenden neuern Metrik haben die Provenzalen gewiß nicht blos das Verdienst, die ersten gewesen zu seyn, die davon Gebrauch machten, sondern auch überhaupt der bestimmten Form, in welcher fort-

an Reim und Metrik in dem ganzen Umfang der Romantik auftraten, die Richtung gegeben zu haben — vielleicht der einzige bleibende Einfluß, den ihre Poesie sich aneignen darf. Aber wie so ganz ihrer Individualität gemäß haben sie nicht Reim und Metrik angewendet! Sie haben sich fast nie über den einfachen Jamben, den sie größtentheils aus Bequemlichkeit an den ungleichen Stellen gar oft mit dem Trochäus, Pyrrhichius und Spondeus vertauschten, erhoben, und wenn sie in ihren zehnsylbigen Versen, den gewöhnlichsten, nur die Cäsuren und die Schlußsylbe gehörig betont hatten, so kümmerten sie sich wenig um das Maaß der übrigen Sylben. Wie konnten improvisirende, in ewiger Heiterkeit schwebende Dichter das Peinliche einer fester geregelten Metrik sich aufbürden lassen? Aber desto geneigter gestimmt fühlten sich die lieblich Spielenden für das wechselvolle Spiel mit dem Reim in seinen künstlichsten Verschlingungen. Wir finden in ihren Stanzen nicht nur denselben Reim oft durch eine lange Reihe von Versen sich wiederholen; nicht nur dasselbe Reimwort am Schlusse des zweiten Verses gar künstlich wiederkehren; höchst mannichfaltige Verschlingungen der Reime in Terzinen und andern Reimarten spielen der bestimmten Anordnung in Petrarca's Canzonen und Sonetten deutlich vor, und geben den Dichtungen der Troubadours den bunten Glanz, das klingelnde Tönespiel, das Kindern so sehr lieb und allen eine freundliche Zugabe des Heitern und Fröhlichen ist. — Mit diesen Mitteln sehen wir den Troubadour, wie es nun gar nicht anders zu erwarten ist, auch wirklich kein anderes Gebiet der Poesie betreten, als das der lyrischen. Kaum eine Spur des Epischen, fast keine Ahnung von der Romanzendichtung des Spaniers; überall ist der Dichter nur mit dem Zustande seines Gemüths beschäftigt, und statt zu erzählen, giebt er seine gemüth- und gefühlvollen Reflexionen über das bewegte Leben, das ihn umgiebt, und oft selbst in Kampf und Tod mit fortreißt. Was wir von Poesien der Troubadours haben, sind Wettgesänge (tensons), Satiren (Sirventes), und bei weitem die größte Anzahl, Kriegs- und idyllische Liebes- und Lebenslieder (soulas, Lais, Pastourelles, Aubades (Morgen-) Serenades (Abendständchen), Retrouanges und Redondes, die letztern durch mühsam und künstlich eingeflochtenen Refrain ausgezeichnet). Und die Lyrik der Troubadours ist dabei nicht jener königliche Aar, der zur Sonne triumphirend auffliegt, sondern die heitere Nachtigall, die jetzt in langgezogenen Tönen der Sehnsucht und des Verlangens, jetzt im heitern Schmettern der vollsten Lebenslust unter dem schattigen Gebüsch fröhlich und sorglos umherflattert. Keine Ode, kein kühner Aufschwung der Phantasie wie im Dante; größtentheils nur heitere Naivetät, mitunter Lüsternheit und ungezogene Üppigkeit, alles Ab- und Ausdruck des heitern, wollüstigen Lebens der Provence. Wenn wir denn nun hiernächst den Troubadour zum Feste mit der Harfe wandern sehen, wo er den fröhlichen Kreis der Ritter und Frauen zu heiterm Lebensgenuß versammelt, und die beiden mächtigsten Götter der Erde, Bacchus und Amor, der fröhlichen Erscheinung der Muse schon lange harrend findet — freundlicher Empfang verkündigt dem Eintretenden die Offenheit der Gemüther für seine freundliche Gabe, und Ritter und Damen wenden sich begrüßend zu ihm, hoffend, in seinem Lied den hellen Wiederschein und die verklärende Echo ihrer innerlichen Freudengesänge, oder in seinem Wettstreit ein treues, veredelndes Bild ihres zärtlichen Lieberingens zu vernehmen; wenn

wir selbst Ritter und Damen, Könige und Fürsten und sie gerade vornehmlich als Dichter erscheinen, und die heitere Kunst (el gai saber) in gewandter Anstrengung ..en sehen; wenn an die heitere Erscheinung des Dichters sich der mitunter ziemlich faunische Haufe der Jongleurs (Joculatores), Gaukler und Possenreißer anschließt, und so ein lyrisches Drama, ein Triumphzug des Bacchus unbeabsichtigt sich vor die Augen stellt; wie leicht begreifen wir da, daß der Troubadour, zumal in seiner großen Entfernung von allem Wissenschaftlichen, nur den Augenblick des Beifalls festhalten, in seinem persönlichen Auftreten seine Unsterblichkeit finden, aber nicht daran denken konnte, durch den innern Gehalt seiner Lieder auf die Nachwelt kommen zu wollen! — Auch die Poesie der Troubadours hatte ihre Perioden der Kindheit, der Blüthe und des allmähligen Verwelkens; aber wundern darf es uns nicht, wenn wir sehen, daß Wesen und Gehalt ihrer Gesänge, vom ersten bis zum letzten Dichter, sich beinahe durchaus gleich bleibt, so daß, wenn wir eins ihrer Lieder gelesen haben, es schier so gut ist, als hätten wir sie alle gelesen. Aber reichere und anziehendere Resultate ohne Widerrede muß die Lebensgeschichte der Troubadours liefern, und in so fern sind die Arbeiten eines Nostradamus und Crescimbeni unsers Bedünkens sehr lesenswerth, die freilich nach der Meinung der neuern Kritiker in ihren Biographien der Provenzalen viel Fabelhaftes gegeben haben, was indeß der schaale Millot in seinen Auszügen aus den Sammlungen von St. Palaye vollkommen genug ausgeschieden hat. Wir bekennen, daß wir uns beim Lesen des Werks von Nostradamus, bearbeitet von Crescimbeni, von seiner historischen Wahrheit im Allgemeinen aus Gründen einer höhern Kritik überzeugt und freilich vieles ganz natürlich gefunden haben, was bei unnationaler Ansicht der Provenzalen fabelhaft erscheinen mußte. — Die Poesie der Troubadours, wie sie im Fortgang der Zeit immer gemeiner und gemeiner wurde, sank nicht selten zu bloßer Gaukelei und Bänkelsängerei herab, und mußte so auch manchen Spott und Hohn erfahren, worüber die edlern Sänger sich oft genug bitterlich klagend vernehmen lassen. Allein sie glänzte unstreitig auch recht sehr lieblich am Hofe zu Arles, und zwar unter dem Grafen von der Provence, Berengar III. im 12ten Jahrhundert — die eigentliche Zeit ihrer Blüthe. Nennen wir nun noch die Namen einiger der merkwürdigsten Troubadours, über welche keiner berufener geurtheilt hat als Simonde Sismondi, in seiner nur etwas zu breiten und desultorischen Manier, im ersten Theile seiner Literatur des südlichen Europa. Zuerst königliche und fürstliche Sänger. Den Zug beginnt der als Dichter und Held gleich berühmte Wilhelm IX., Graf von Poitou, und Herzog von Aquitaine (geb. 1071), zugleich der erste berühmte Troubadour, und ihm schließen wir die auswärtigen Fürsten und Herren, die, wie sie mit den Weinen des Süden ihre Tafeln schmückten, so auch die ausländische Frucht der galanten Dichtkunst gern an ihren Höfen reifen sahen: Kaiser Friedrich I. Barbarossa; König Richard Löwenherz in England mit seinem berühmten auch provenzalisch dichtenden Minstrel Blondel, der ihn nach der schönen Fabel durch den Zauber des Saitenspiels aus dem Gefängniß befreite; die Könige Alfons und Peter von Aragon; und eine Menge Fürsten und Grafen in Spanien, Frankreich und Italien. Welcher andere Grund aber, als der der Berühmtheit durch ihre Schicksale, kann uns bestimmen, aus der übrigen Menge von mehr

als 200 Troubadours, deren Namen und Gedichte noch übrig sind, einige vor den andern zu nennen? Wir führen noch an: Sordello von Mantua, berühmt durch seine mährchenhaft vergrößerten Ritterthaten und Dante's Lobspruch; Peyrols, der glückliche und unglückliche Diener der Schwester des Dauphins von Auvergne, der Gemahlin des Barons von Mercoeur; Bertrand de Born, in Richard Löwenherzens romantische Schicksale verschlungen; Arnald von Maraviglia im Dienste der hohen Frau von Beziers, der gefeiertste Troubadour und tapferste Ritter. Wer kennt den zuletzt genannten nicht aus der Sängerliebe unsers Fouqué, voll provenzalischen Geistes und in dem wieder aufgefrischten Motto: à Dieu mon ame, ma vie au roi, mon coeur aux dames, l'honneur pour moi, die Leerheit wie den Reichthum provenzalischer Ritterlichkeit treffend genug bezeichnend? M. s. r.

Troygewicht, das Markgewicht, dessen man sich in England und Holland beim Golde und Silber bedient.

Trübsinn, s. Melancholie.

Truche (geheime), nicht Truhe, ist ein altherkömmlicher, längst (s. die Haupturkunden der würtemb. Landesgrundverfassung, gesammelt von Dr. Paulus. Heidelberg 1815, S. 87.) schon durch den Ausschußstaat von 1608 begründeter Kunstausdruck in der landschaftlichen Verfassung des ehemaligen Herzogthums Würtemberg, welcher seit der königlichen Publication einer neuen Staatsverfassungsurkunde vom 15ten März 1815 viel und oft leidenschaftlich besprochen wurde. Der engere Ausschuß würtembergischer Prälaten und Landschaft, welcher aus 2 Prälaten und 6 von der Landschaft bestand, und welcher seit dem durch den so benannten Erbvergleich von 1770 beendigten Verfassungsstreit zwischen Herzog Carl und den Landständen, vermöge eines eigennützigen stillen Einverständnisses zwischen dem zur Nachgiebigkeit genöthigten Fürsten und einigen wenigen herrschend gewordenen Familien fast allein in ständischen Angelegenheiten von Bedeutung war, hatte die Befugniß, jedes Jahr eine bestimmte größere oder kleinere Summe aus der allgemeinen Landessteuercasse, die er verwaltete, zu nehmen, und darüber nach Gutdünken für ständische Zwecke zu disponiren, ohne, so lange nicht ein Landtag, d. i. eine volle Ständeversammlung, eintrat und ihn selbst eben dadurch auflös'te, jemand anderm als sich selbst Rechenschaft darüber schuldig zu seyn, weil alle Ausgaben dieser Art im Namen des Landes allein, in so fern es mit der Regierung in einem Verfassungsvertrage stand, gemacht seyn sollten und folglich nicht von der Regierung zu beurtheilen waren. Nur der Landtag selbst, wo sämmtliche Volksstellvertreter, Prälaten und Bürgerabgeordnete zusammenkamen, war, wie es auch erst 1797 noch geschah, berechtigt, über diese geheime, d. h. ihrer Natur nach nicht mit der Regierung zu verabredende, Landesausgaben die detaillirte Rechnung zu verlangen. Es gab also zwei ständische Cassen: die größere, in welche die Landessteuer floß, und von welcher jährlich vor einer herrschaftlichen Commission Rechnung gestellt werden sollte, und eine kleinere, die ihre Zuflüsse aus der größern erhielt, — diese hieß die geheime Truche von dem Geheimniß ihres Wesens und Wirkens. Die Entstehung dieser in ihrer Art einzigen Casse läßt sich nicht historisch sicher nachweisen; wahrscheinlich aber ging es so. Schon mit dem Tübinger Vertrag, welcher die Existenz der würtembergischen Landschaft oder der Rechte des dritten Standes nicht erst gründete, aber schriftlich befestigte, erhielt dieselbe

eine Casse. Man hatte eine Million Schulden, welche Herzog Ulrich auf die gesammten Rentkammereinkünfte gemacht hatte, übernommen, weil sonst ein großer Theil dieser Domänen, von denen die Regierungskosten zu bestreiten waren, an die Schuldgläubiger hätte abgegeben werden müssen. Statt daß manche andere gleichfalls verschwenderische Dynasten seiner Zeit, wie die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen zu Tübingen, um der Schulden willen Domänen und Regierung verloren, rettete das Land seine Regentenfamilie durch freiwilliges Eintreten in einen Theil der Kammerschulden, hatte aber auch natürlich den Knopf auf dem Beutel, den es füllte. Die Schuldensumme sollte terminweise von einer jährlich dazu bewilligten Steuer abgetragen werden, und diese Steuer floß in eine eigene Casse, deren Verwalter Herzog und Landschaft gemeinschaftlich ernannten, und welche dem Herzog und der Landschaft Rechnung zu stellen hatten. Der Nachfolger Ulrichs, der gemäßigtere Herzog Christoph, ernannte im Anfang seiner Regierung nur noch Einen Cassier, während die Landschaft zwei ernannte, und die Aufsicht über die Schuldenzahlungscasse selbst ward dem hauptsächlich deshalb errichteten engeren landschaftlichen Ausschusse vorzugsweise übertragen. Gegen das Ende dieser Regierung ernannte der Ausschuß alle Cassiere, und die Cassiere selbst verwandelten sich ganz in Officialen des Landes, aus dem natürlichen Grunde, weil der Regent Würtembergs verpflichtet war, die Regierung so einzurichten, daß alle Regierungsausgaben aus den beträchtlichen Einnahmen des Kammerguts, als Staatsdomäne, die Erhaltung der fürstlichen Familie aber größtentheils aus den Patrimonialgütern der Familie selbst, Kammerschreiberei genannt, gedeckt werden könnten. Nur wenn die Rentkammer für Regierungszwecke Schulden hatte machen müssen und das Land durch die Handelsversammlung einen Theil solcher Schulden durch Beisteuern abzutragen übernommen hatte, wurden, nach der Natur der Sache, diese Steuerbeiträge, als freibewilligte Gabe des Landes, auch durch Abgeordnete und Diener des gebenden Landes eincassirt. Nur weil immer wieder Schulden von der Regierungscasse übernommen werden mußten, konnte auch diese Landessteuercasse immer weniger aufhören. Die Landtage oder auch die Ausschüsse übernahmen vielmehr billiger Weise auf das Land auch neue Beiträge zu neuen, vorher auf der Rentkammer nicht gelegenen Regierungsanstalten, wie zum stehenden Militär rc., aber nur durch vertragsmäßige Landesbewilligungen. Weder das Land, noch die Landtage, noch die Ausschüsse erschlichen also diese von der Regierungscasse (Rentkammer) und der Kirchencasse (geistlichem Gut) nach der Natur der Sache gesonderte Landescasse. Was das Land nur bewilligend der Regierung zuschoß, wenn diese mit den ihr zu diesem Zweck überlassenen Rentkammereinkünften mehrere Jahre nicht ausgereicht hatte, und wenn die neue Zeit neue Institute, die das Land für unvermeidlich erkannte, und also neue Kosten aufnöthigte, dieses wurde begreiflicher Weise vom Lande auch am liebsten den Bevollmächtigten des Landes anvertraut. Weil aber das Land mit seiner Regentenfamilie in einer rechtlichen, eidlich anerkannten Vertragsverfassung lebte, so folgte von selbst, daß das Land, als der Eine Vertragstheil im Nothfall auch dasjenige, was zur Erhaltung seines Vertragszustandes verwendet werden mußte, seinen Bevollmächtigten gab und daß darüber der andere Vertragstheil, dessen Überschreitungen dadurch gehindert werden sollten, ohne Inconsequenz keine Cognition verlangen durfte. Unter mehreren Regierungen konnte das

Land manche Maaßregeln der Macht nur durch nachgiebigere Verwilligungen, als durch ein minderes Übel, abwenden. Herzog Carl, jugendlich prachtliebend, hatte sich sogar zu einem besondern Hülfskrieg für das Haus Österreich gegen Friedrich den Großen und dadurch zu übergroßen Ausgaben, zu einseitiger Ausschreibung von Steuern und Militärausshebungen und andern absoluten Handlungen bewegen lassen. Friedrich garantirte und schützte um so thätiger des Landes freiere, solche überspannungen hemmende Vertragsverfassung. Zu Erhaltung dieses die Regentenwillkühr wenigstens mäßigenden Vertragsrechte nahm ein förmlicher bei dem Oberhaupt des Reichs rechtmäßig unter der Fürsprache dreier Regierungen und der würtemberg. Agnaten geführter Prozeß zwischen der Landschaft und Herzog Carl vor dem Reichshofrath den Anfang; jezt galt es, wie bei jedem in Rechtsstreit gerathenen Vertrag, für den einen Vertragstheil, das Land, und durch denselben für die Bevollmächtigten des Landes eine von der Einwirkung der andern Vertragspartei unabhängige und in so fern geheime Casse oder Truche zu haben, weil ohne Geldaufwand des Landes Rechte nicht vertheidigt werden konnten. Aus ihr bildete sich 1767 eine in eben diesem Sinn geheime Negotiationscasse, hauptsächlich zu Betreibung des Prozesses, so wie sie hauptsächlich, als endlich der Erbvergleich, eine neue Revision der würtembergischen Verfassung, von der würtembergischen Familie und der Landschaft anerkannt, und vom Kaiser bestätigt, 1770 zu Stande kam, die Garantie desselben durch die drei Höfe von Preußen, England-Hannover und Dänemark, deren Gesandtschaftskosten erstattete und andere für die Vertragserhaltung nöthige Ausgaben nach des Landes Vollmacht deckte. Unter dem Titel: „Die Verwaltung der würtembergischen Landescasse durch die vormaligen, nun (durch die Landesversammlung) cassirten Ausschüsse der würtembergischen Landstandschaft. Aus landschaftlichen Rechnungen, Acten und Urkunden gezogen, 1799." (8. 119 S., wie man behauptet von Gerst, Repräsentanten von Balingen) wurden die zwischen 1758 und 1770 gemachten Ausgaben der geheimen Truche und der Negotiationscasse so gehässig, wie möglich kritisirt. Dagegen führten die Tadler niemals gern an, daß in einer sehr gründlichen und klaren Beleuchtung der 1815 halbofficiell erschienenen (Leopoldischen) „Bemerkungen über eine Wiederherstellung der landständischen Verfassung Würtembergs und Einführung einer landständischen Casse," unter dem Titel: „Aussprüche des Rechts und der Pflicht," schon im August 1815 Punkt für Punkt gezeigt worden ist, wie jene in 12 Jahren für Erhaltung der Vertragsverfassung des Landes gemachten separaten Ausgaben nicht acht, sondern nur vier Millionen und 238,000 Gulden betrugen, unter welchen von 3,716,833 Gulden nachgewiesen ist, daß sie dem damaligen Herzog und seiner Rentkammer zu gut kamen und durch Veranlassung desselben aufgewendet werden mußten. Neben den Ausgaben, welche für Führung des Rechtstreits für die Verfassung, für die Gesandtschaften der Garanten und andere dem Lande, als Vertragstheil, nützliche Sendungen und Arbeiten vom Lande allein, ohne Zulassung einer Einwirkung der Regierung, nach der Natur der Sache nöthig wurden, war aus gleicher Absicht eine der untadelhaftesten diese, daß man Staatsdiener, welche sich in landschaftlichen Dingen die Ungnade des Fürsten zugezogen hatten, und um Brot und Dienst gekommen waren, mit Pensionen entschädigte. So bestand noch diese geheime Truche im Jahr 1797, als der leztverstorbene König von Würtem-

berg noch als Herzog unter dem Namen Friedrich II. die Regierung antrat. 1804 griff er das landschaftliche Cassen= und Rechnungswesen überhaupt, das nur in Verbindung mit der landschaftlichen Versammlung hätte revidirt werden sollen, einseitig an. Die Rechnungen sollten vorgelegt und abgehört werden, aber kurz ehe die Räthe zur Untersuchung erschienen, hatte die Frau des Landschafts=Secretarius Stockmaier dieselbe, weil der Herzog einseitig kein Recht darüber habe, weggeschafft. 1806 hob König Friedrich nach angenommener Königswürde die ganze Verfassung des Herzogthums auf, um **unbedingten** Gehorsam einzuführen. Die im Jahr 1815 zusammenberufenen Stände des Königreichs erklärten immer freiwillig, daß die für die Landesversammlung als Bevollmächtigte des einen Vertragtheils zu Erhaltung der Vertragsverfassung nöthigen, vom Lande gegebenen Gelder künftig unter einer öffentlicheren Controle des Landes stehen, dennoch aber, wie die Sache selbst es mit sich bringt, von dem Regierungseinfluß unabhängig seyn sollten. Von der andern Seite aber begriff man zu gut, daß ohne Geld alles Reden in die Luft verfliegt. Man bestand darauf, daß die Ständeversammlung nicht einmal ihre Verhandlungen drucken zu lassen oder ihre Correspondenz zu führen Geld hatte. Das äußerste war der Antrag, daß die Regierung (der Eine Vertragstheil) mitbestimme, über wie viel die Stände (die Vertreter des andern Vertragstheils) jährlich zu disponiren haben sollten.

Truchseß (nach der wahrscheinlichsten Ableitung die Übersetzung des lat. Triclinarius), im Mittelalter ein vornehmer Hofbeamter (am alten französischen Hofe Seneschall, und gegenwärtig an mehrern deutschen Höfen der Oberküchenmeister), der über Küche und Ökonomie eines Hofes die Oberaufsicht führte, bei feierlichen Gelegenheiten die erste Schüssel auf die Tafel seines Herrn trug, und sie demselben präsentirte. Nach der ehemaligen deutschen Reichsverfassung hatte der Churfürst von der Pfalz das Erz=Truchsessen=Amt (s. **Erzämter und Erbämter**). — Das alte reichsgräfliche, jetzt in mehrern Ästen in Schwaben fürstliche, in Preußen blos als gräflich, fortblühende Haus der **Truchsesse von Waldburg**, bisweilen auch blos **Truchseß** genannt, hatte schon in frühern Zeiten bei den schwäbischen Kaisern die Truchsessen=Würde, und erhielt im J. 1525 von Carl V. das Vorrecht, sich **Reichs=Erb=Truchseß** zu nennen.

Trüffeln nennt man Schwämme von fast kuglicher Form, die auswendig schwarzbraun von Farbe, und inwendig voll Adern und Zellen sind. Sie werden bekanntlich als Leckerei angesehen, und in manchen Waldungen neben den Wurzeln der Bäume unter der Erde gefunden. Die unter Eichen gesammelten hält man für die besten, und es ist merkwürdig, daß sie sich verlieren, wenn das Holz abgetrieben wird. Man sucht die Trüffeln mit Hülfe der Hunde auf, die durch ihren scharfen Geruch das Daseyn der Trüffeln wittern, welches man sonst nicht leicht entdecken würde. Es passen dazu besonders die Pudel. Um diese abzurichten, näht man eine Trüffel in Leinwand, damit der Hund sie nicht fressen lerne, läßt sie ihn apportiren, versteckt sie nachher in die Erde, und befiehlt dem Hunde, sie zu suchen. Auf diese Art gewöhnt sich der Hund sehr leicht daran, Trüffeln zu suchen. Doch muß man ihm, ehe er auf die Jagd genommen wird, nichts als einige Bissen Brot zu fressen geben. In Frankreich läßt man die Trüffeln auch von Schweinen aufwühlen, die

man ausdrücklich dazu abrichtet, indem man sie gewöhnt, wenn sie Trüffeln gefunden, ihren Fund gegen Eicheln oder noch angenehmeres Futter zu vertauschen. Wir wissen, daß in Meklenburg und Pommern die Trüffeln ohne Hunde und Schweine von Menschen gesucht werden, die daran ein Kennzeichen der verborgenen Trüffeln haben, daß die Erde über denselben etwas aufgerissen ist. Auch sagt man, daß ein eigenes Insect, eine Fliegenart, über der Stelle schwärme, wo Trüffeln liegen. Wenn es zu Ende Augusts und im September anhaltend regnet, so vermehren sich die Trüffeln ungemein. Die vorzüglichsten kommen aus Italien, besonders aus Piemont, wo das Stück bisweilen mehrere Pfund wiegen soll.

Truhten, s. Druiden.

Trunkenheit, der Zustand, in welchen der Mensch nach dem verhältnißmäßig zu starken Genusse weingeisthaltiger Getränke verfällt. Alle Flüssigkeiten, welche durch die weinichte Gährung zubereitet werden, enthalten einen Antheil des Weingeistes (s. den Art. Weingeist). Die Trunkenheit tritt allmählig ein, und kann in verschiedenen Graden Statt finden. Der Weingeist ist nämlich ein auf die Nerven des Herzens und der Arterien direct und erregend wirkendes Mittel; anhaltend und in großer Menge genossen, beschleunigt er also die Function des gesammten arteriellen Systems, erregt einen zu schnellen und stürmischen Umlauf des Blutes, Anhäufung desselben im Gehirn, zu schnelle Absonderung des Nervenäthers in den Nervenscheiden sowohl als im Gehirn selbst. Daher gehen zwar anfangs alle Verrichtungen des Körpers, welche von dem Blutsystem abhängen, rascher und leichter von Statten, allein dieser Zustand kann nicht von Dauer seyn, weil die aufgeregte Blutmasse endlich die Nervenfunction unterdrückt. Die Seele verliert daher allmählig die helle Übersicht ihrer eigenen Thätigkeit, die Herrschaft über dieselbe und die Besonnenheit der Verhältnisse der Außenwelt. Das physische Leben kann dabei zwar lange bestehen, weil die Naturkraft sich selbst wieder hilft, entweder schon gleich anfangs den ihr aufgedrungenen Stoff auswirft, oder den Wirkungen desselben, der übermäßigen Blutbewegung, der Congestion im Gehirn u. s. w. eben durch heftige Bewegungen und Reactionen wieder abhilft, wodurch die Blutstockungen zertheilt und die Erregung erschöpft wird, worauf gewöhnlich Stillung des Tumults erfolgt, das vorige Gleichgewicht der Functionen und die Ruhe in einem tiefen Schlafe wieder zurückkehren. Daß indessen diese stürmische Unordnung im Körper auch schädliche Folgen haben kann, läßt sich leicht aus deren Wirkungen auf das Gehirn und auf das gesammte Nerven- und Blutsystem schließen, und lehrt auch die tägliche Erfahrung. Im Anfalle der Trunkenheit selbst kann Schlagfluß erfolgen (s. d. Art. Schlagfluß). Öftere Wiederholungen derselben zerrütten allmählig das Gehirn in seiner feinsten Organisation, machen das Seelenorgan, besonders die Organe des Bewußtseyns und des Gedächtnisses, unfähig zu der Ausübung ihrer Functionen. Daher entsteht bei solchen Menschen Muskelschwäche und Zittern der Glieder, Vergeßlichkeit, Dummheit, Stupidität oder Anlage zum Wahnsinn. Die Trunkenheit hat verschiedene Grade, nach welchen sich auch die äußern Erscheinungen derselben richten. Im ersten Grade ist der Mensch was man weinwarm nennt. Die Circulation des Blutes ist zwar um etwas lebhafter, so daß die Erzeugung der Wärme, so wie überhaupt beinahe jede Function freier und leichter von Statten geht, doch noch nicht bis zum Übermaaß, so daß

sie noch nicht Congestion in den Lungen oder im Gehirn erregt. In diesem Grade sind einige Seelenvermögen freier, die Thätigkeit einiger erscheint erhöht, das Bewußtseyn ist noch nicht angegriffen. Die Phantasie, das Vermögen der Bildersprache, das Gefühl der eigenen Kraft, der Muth des Menschen zeigen sich verstärkt. In dem zweiten Grade ist die Einwirkung auf das Gehirn stärker. Die Temperamentsstimmung des Gemüths wird bedeutend erhöht, die Fehler des Temperaments, welche der nüchterne besonnene Mensch zu beherrschen und zu verbergen weiß, offenbaren sich deutlich, die Thüre zu den verborgensten Geheimnissen ist eröffnet, die unüberlegten Reden strömen zu dem beredten Munde heraus, und schon fängt der Mensch an, die Foderungen des Wohlstandes und der Schicklichkeit außer Acht zu lassen. Im dritten Grad steigt dies alles noch höher, das Bewußtseyn wird noch mehr vermindert, das Gleichgewicht des Körpers geht verloren, indem ein Zustand von Schwindel in dem Gehirn erzeugt wird. Von diesem geht es dann schnell in den vierten Grad über, in welchem die Seele gänzlich von dem Tumulte der aufgeregten physischen Kräfte überwältigt wird; alles Bewußtseyn geht verloren, die Sprache verwandelt sich in ein unarticulirtes, unverständliches Lallen, der Mensch besinnt sich nicht mehr darauf, wo er ist; das Gesicht ist glühend roth, die Augen sind vorgetreten, der Schweiß läuft ihm über den Körper, er verfällt in einen tiefen, dem Schlagfluß ganz ähnlichen, soporösen Schlaf, in welchem er auch sterben kann, wenn nicht die Naturkräfte auf schon oben erwähnte Art sich helfen. Die Trunkenheit zu verhüten, hat man sonst wohl verschiedene Mittel empfohlen, z. B. einige Löffel voll Mandelöl vor dem Trinken zu nehmen, Mandeln, besonders bittere zu kauen und zu genießen, im Anfange nicht zu schnell hinter einander, sondern nur allmählig und in kleinen Quantitäten, auch nicht bei nüchternem und leerem Magen zu trinken, mit den Getränken nicht zu wechseln. Alle diese Mittel sind wohl gut, und können bei übrigens mäßigen Trinkern die höhern Grade der Trunkenheit verhüten; indessen vermögen auch sie nichts gegen einen zu großen Schwall von erhitzenden Getränken. Der Cholerische kann am wenigsten vertragen, er wird bald vom Weine überwältigt, fängt in der Trunkenheit Zank und Streit an und kommt schnell zu den höhern Graden derselben. Der Sanguiniker kann eben so wenig lange widerstehen. Er wird leicht Phantast, verliebt und dient den andern zum Gespötte. Der Phlegmatiker kann mehr vertragen, er wird etwas munterer, fröhlich, vergißt aber doch auch endlich seine Würde, giebt sich in der Trunkenheit zu sehr preis, und kommt, wie man sagt, aus dem Häuschen. Der Melancholiker widersteht am längsten. Er wird blos etwas sentimental, leichter gerührt, selten geht es bei ihm bis zu lauter Fröhlichkeit über. Er versteht noch am meisten die Kunst, sich zu beherrschen, und zu rechter Zeit aufzuhören. H.

Tschaiken (oder Sayken, ein türkisches Wort, das so viel als ein Schiff bedeutet) heißen in Ungarn eine Art kleiner Galeeren, die auf der Donau gebraucht werden, mit Segel und Ruder versehen sind, und sich sehr geschwind und leicht, auch wider Strom und Wind bewegen. Sie sind von verschiedner Größe, von 2 Kanonen und 10 Mann bis zu 12 Kanonen und 100 Mann. Die Soldaten, die zum Dienst auf diesen Schiffen gebraucht werden, heißen Tschaikisten, gehören zu den ungarischen Gränztruppen, sind in dem Winkel, den die Donau und die Theiß bei ihrer Vereinigung in der ungari-

schen Gespannschaft Bacs machen, ansässig, und bilden ein Bataillon, das aus ungefähr 1100 Köpfen bestehen soll. Ihre Waffen sind Flinten, Musketonen, Säbel und Lanzen; die Wunden, welche mit den letztern gemacht werden, sollen sehr gefährlich seyn. Diese Tschaiken sollen zur Beschützung der Donau, Save und Theiß gegen die Unternehmungen der Türken dienen; Prinz Eugen machte in seinen Feldzügen einen vortheilhaften Gebrauch davon.

Tschercassen, s. Circassien.

Tscherning (Andreas), ein ausgezeichneter deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts, geboren den 18ten Nov. 1611 zu Bunzlau, studirte zu Breslau und Rostock, ward daselbst 1644 Professor der Dichtkunst, und lebte bis zum 27sten Sept. 1659. Tscherning war als Dichter für sein Zeitalter sehr achtungswerth, vorzüglich glücklich war er in dichterischen Schilderungen der Natur und des Menschen. Eine starke, kraftvolle Sprache und treffende Bilder zeichnen seine Gedichte besonders aus. Doch hat er in Wendungen, Ausdrücken und Gedanken Opitzen häufig nachgeahmt. Er hat einen Frühling und Sommer deutscher Gedichte u. s. w. geschrieben. Mehreres des Vorzüglichern aus seinen poetischen Schriften hat Eschenburg im 3ten Bande zu Zachariä's auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter ausgezeichnet. Von seinen Sinngedichten gab Ramler unter der Aufschrift: Wernicke's überschriften, nebst Opitzens, Tschernings, A. Gryphius und A. Olearius epigrammatischen Gedichten (Leipz. 1780, 8.) eine Auswahl heraus.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter Graf von), Herr zu Kislingswalde und Stolzenberg, einer der berühmtesten Mathematiker und Naturforscher, ward den 10ten April 1651 zu Kislingswalde in der Oberlausitz geboren. Sein Lieblingsstudium war von Jugend an die Mathematik, auf die er sich zu Leyden mit großem Fleiße legte. Achtzehn Monate war er seit 1672 als Volontair in holländischen Diensten, durchreis'te dann Frankreich, Italien, Sicilien und Malta, und hielt sich in Deutschland besonders am Hofe Kaisers Leopold I. zu Wien auf. überall beschäftigte er sich mit den Wissenschaften, vorzüglich mit der Mathematik, und als er 1682 zum drittenmale Paris besuchte, ward er daselbst in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von da begab er sich wieder nach Holland, und dann auf seine Güter in Sachsen. Hier starb er den 11ten October 1708 an Steinschmerzen, als chursächsischer Rath. Tschirnhausen war als Naturforscher, Mathematiker und Philosoph ein sehr verdienstvoller Mann. Durch seine mechanischen und optischen Kenntnisse brachte er die größten Brennspiegel zu Stande, von denen man weiß, und womit er den Magnetstein in Eisen, Asche und Erdgewächse in Glas verwandelte, und Sachen, die im Wasser lagen, anzündete. Bekannt ist die von ihm entdeckte Brennlinie (Linea reflectianis) oder kaustische Linie, deren Eigenschaften aber von ihm, weil er die Differenzialrechnung nicht schätzte, nicht so genau als von den Gebrüdern Jacob und Johann Bernoulli bestimmt worden sind. Er errichtete die ersten Glashütten in Sachsen, und soll auch eine Art Porzellan zu machen angegeben haben. Seinen Ruhm als philosophischer Selbstdenker gründete er durch seine Medicina Mentis (Tentamen genuinae Logicae) Amst. 1687, Lips. 1665, 1705 und 1753, 8. Tschirnhausen dachte sich unter Philosophie eine Wissenschaftslehre, deutete die allgemeine Verbindung der philosophischen Disciplinen an, verband die analytische Methode mit der syntheti-

schen, und drang auf mathematische gründliche Sacherklärung, ohne mathematische Erkenntniß von der philosophischen gehörig zu unterscheiden. Er erklärte sich auch zu hart gegen Syllogistik und Ontologie, philosophirte mehr für das Leben, als für die Schule, und nahm die Metaphysik in die Logik auf.

Tuba war bei den Römern ein Blasinstrument, das im Kriege gebraucht wurde, und unsern Posaunen oder Trompeten zu vergleichen seyn dürfte, ob es gleich eine etwas davon verschiedene Form hatte.

Tuberkeln, im Allgemeinen Knoten und kleine Verhärtungen, welche nach Entzündung kleiner Fett- und Schleimdrüsen, auch anderer Drüsen des lymphatischen Systems zurückgeblieben sind. Insbesondere kleine Verhärtungen in den Lunge, von der Größe der Hirsenkörner bis zu der einer Erbse und Haselnuß, Überbleibsel von Entzündung der Schleimdrüschen in der Lunge, oft aber auch Folgen von Skrofeln und ursprünglicher Bildung. Sie behalten immer die Neigung, sich wieder zu entzünden, wodurch sie sich jedesmal vergrößern, und endlich Veranlassung zur Lungensucht geben, indem zuletzt die größern in Eiterung übergehen und Lungengeschwüre bilden. Sie verrathen sich durch Beengung des Athems bei stärkerer Bewegung, besonders bei dem Bergsteigen, durch kurzen trockenen Husten, durch flüchtige Stiche in der Brust, u. a. m. Wer Tuberkeln in den Lungen hat muß alle heftige Erregung des Blutes, Laufen, Tanzen, hitzige Getränke u. s. w. vermeiden, und kann durch eine zweckmäßige Diät immer noch ein hohes Alter erreichen.

Tübingen ist eine der ältern Städte des Königreichs Würtemberg, wird als die nächste Hauptstadt nach Stuttgart angesehen und ist bedeutend, vorzüglich wegen seiner Universität, mit einer Bevölkerung von etwas über 6000 Seelen. Es liegt sechs Stunden von Stuttgart, südöstlich, hart am Neckar. Größtentheils über den Rücken und die beiden Seiten eines Hügels hergebaut, fällt es weniger angenehm in den Prospect. Doch ist dieser von der Neckarseite her anziehend und die Gegend von Tübingen gehört unter die schönsten und fruchtbarsten des würtembergischen Oberlandes. Die Stadt hat beträchtlichen Getraide- und Weinbau und nicht unbedeutende Wollwebereien. Schon von Kaiser Heinrich IV. wurde 1079 Tübingen belagert. So wurde es als feste Stadt der Sitz der Pfalzgrafen von Tübingen, jener einst so mächtigen und so begüterten Dynastenfamilie in Schwaben, die aber 1631 ausstarb, nachdem längst das große Erbe der Ahnherren gänzlich zersplittert war und, weil keine Landstände in die Mitte traten, das Familien- und Regierungsvermögen um der Schulden willen meist an die mehr haushälterischen Grafen von Würtemberg hatte verkauft werden müssen. Wo jetzt das Schloß ist, lag die alte Pfalz (palatium, Regentenwohnung), das Schloß selbst hieß Hohentübingen, und hat in frühern Zeiten zum Theil merkwürdige Belagerungen ausgehalten. 1342 erkaufte Graf Ulrich von Würtemberg Burg und Stadt von den Pfalzgrafen Götz und Wilhelm für 20,000 Pfd. Heller. Die Universität wurde 1477 von Graf Eberhard im Bart, dem nachmaligen ersten Herzog von Würtemberg, gestiftet. Auch seine Mutter Mathilde, eine churpfälzische Prinzessin, unterstützte diese Stiftung, wie 1456 die von Freiburg. Eberhards Freiheitsbrief erklärt: „so haben Wir der guten Meinung halber, zu graben einen Brunnen des Lebens, daraus von allen Enden der Welt ohnersichtlich geschöpft mag werden tröstliche und

heilsame Weisheit zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit — uns auserwählt und fürgenommen, eine hohe gemeine (allgemeine) Schul in unserer Stadt T. zu stifften und aufzurichten.“ Sie gedieh gleich in den ersten vierzig Jahren bis zur Reformation schnell und stattlich. Schon 1498 befand sich eine Druckerei in Tübingen; Reuchlin und Melanchthon waren unter den Lehrern. Die Reformation schadete weder ihrem innern Werth, noch ihrem Ruf bei Auswärtigen. Es ist bekannt, in welchem Ansehen die Tübingischen Theologen eine lange Reihe von Jahren hindurch bei allen Lutheranern standen, wie bedeutenden Einfluß einige von ihnen auf die lautesten theolog. Controverse in Deutschland hatten. Nur kümmerlich erhielt sich während des dreißigjährigen Krieges die Universität selbst. Nach ihm lebten wieder in allen Wissenschaften von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Männer auf den Lehrstühlen. Eine Zeit erneuerter Blüthe schien für die hohe Schule beginnen zu wollen in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts unter Herzog Carl. Carl interessirte sich für sie; in der Freude darüber nahm sie den Namen Eberhardino-Carolina an und ernannte ihn zu ihrem fortdauernden Rector. Allein sie blieb dennoch für ihn, weil man in Abhaltung des Einflusses der Regierung auf die Fonds und die Ersetzung der Lehrstellen lieber etwas zu viel, als zu wenig that, blos Stiefkind. Sein Herz hing an seiner Carlsakademie zu Stuttgart, welche Tübingen zwar in der Rechts- und Arzneiwissenschaft einige Schüler entzog, hauptsächlich aber in Würtemberg einen bis dahin unerhörten Anfang in ästhetischer, künstlerischer und cameralistischer Bildung machte, welcher indeß nach der eilfertigen Zerstörung des vielseitig nützlichen Instituts noch immer keine gleiche Fortsetzungsmittel erhalten hat. Unter König Friedrich begann zu Tübingen eine thätigere Periode für die Medicin und die der Naturforschung nöthigen Anstalten. Auch in den andern Facultäten wurde das Lehrerpersonale vermehrt. Da die Fonds der Universität zu ihrer Besoldung nicht hinreichten, so übernahm der Staat dieselbe, wie überhaupt die Erhaltung allgemeiner Schulen, und der juridischen und medicinischen Facultäten offenbar mehr der Staatsgesellschaft als der kirchlichen und ihrem Kirchengute obliegt. Wissenschaftliche Preise in allen Facultäten wurden jedes Jahr zur Aufmunterung der Studirenden vertheilt. Dagegen nahm ihr auch Friedrich einen bedeutenden Theil ihrer alten Eberhardinischen Rechte, und entzog ihr namentlich die Selbstverwaltung ihrer Einkünfte. Neu und nach liberalen Grundsätzen sind die Verhältnisse der Universität von der jetzigen Regierung in einem eignen Statute bestimmt worden, welches dem königlichen Verfassungsentwurfe von 1817 angehängt ist. Tübingen hat 7 theologische Professoren, 6 Juristen, 5 Mediciner, 11 Professoren, die sich zur philosophischen Facultät zählen, und 2 Cameralisten, im Ganzen 31 Professoren. Mehrere davon sind außerordentlich. Die ordentlichen bilden den akademischen Senat, an dessen Spitze der halbjährig gewählte Prorector steht. Das Amt und die Würde des Kanzlers ist mit der ersten theologischen Professur verbunden. 1817 ist der theologische Kanzler entlassen und 1819 ein Mediciner zum Vicekanzler ernannt worden. Der Kanzler ist als Commissarius Principis zu betrachten. Das theologische Seminar, das Clinicum, der botanische Garten sind Anstalten, welche jeder Universität zur Zierde gereichen würden; die Bibliothek, deren Gebrauch den Studirenden

offen ist, gehört zwar nicht unter die größten, aber sie enthält manches Merkwürdige und erhält so eben ein neues Local auf dem Schlosse. Die Universität hat viele zum Theil sehr reiche Stipendien zur Unterstützung für Studirende.

Tübinger Vertrag. Er wurde geschlossen den 8ten Jul. 1514 zwischen Herzog Ulrich von Würtemberg und seinem, damals ohne Adel, durch Geistlichkeit und Städteabgeordnete repräsentirten und durch vertragsmäßige Übernahme seiner Schulden ihn vom Verkauf der Domänen und vom Regierungsverlust, sich selbst aber von Zerstückelung des Landes rettenden Volks. Dieser Vertrag ist die schriftliche Bestätigung der durchaus nicht unbedingten Verhältnisse des Landes zu diesem Regentenstamm. In diesem Sinn ist er die vorzeigbare, rechtliche Grundlage aller Freiheiten der Würtemberger. Ulrich war übel erzogen, feurig, prachtliebend. Auf Turniere und Hoffeste, auf Krieg, Ritterzüge und Lustigmacherei waren große Summen gegangen. Wie neben dergleichen Vergeudungen es gewöhnlich ist, verwalteten unredliche Männer die Rentkammereinkünfte, von denen die Regierungskosten, ohne andere Steuern als den Landschaden (die Vertheilung der von einzelnen Gegenden und Communen für das ganze Land gemachten Ausgaben und Leistungen) damals gedeckt werden mußten. Schon als Ulrich die Regierung antrat, lasteten mehrere hunderttausend Gulden Schulden auf der dem Herzoge als Haus- und Regierungsvermögen anvertrauten Kammercasse; was Wunder, wenn sie unter solchen Umständen 1514 über eine Million gestiegen waren? Seine Gläubiger singen an zu dringen. So manche Dynastenfamilie mußte in jener Zeit, wo die Städte mächtiger und betriebsam waren, ihre Schulden mit dem Verluste aller ihrer Herrschaft büßen. Ulrich wünschte schnell aus der unangenehmen Lage herauszukommen; aber nicht durch eigne Einschränkung, wodurch er sich wohl hätte helfen mögen, sondern durch neue Abgaben und Steuern seiner Unterthanen, wozu sie, weil sie schon für die Regierungskosten an die Kammer zahlten, nicht verbunden waren. Schon seit 50 Jahren war es im Herzogthume Sitte, in Fällen, wo man des Landes freier Willigkeit bedurfte, einen Landtag der Prälaten, Ritterschaft und der Landschaft auszuschreiben, und, hauptsächlich mit letzterer, wegen Beihülfe durch bestimmte, kurze Steuerbeiträge sich bittlich zu vergleichen — aber gerade eine solche Versammlung scheuten die alles über den Herzog vermögenden Räthe, auf welchen die Unzufriedenheit des ganzen Landes lastete. Von ihnen bewogen, ritt er lieber selbst in einzelnen Städten umher, und suchte die Einwohner und Ortsvorsteher durch gute Worte und Versprechungen zu Übernahme seiner Schulden zu bewegen. Sie hatten sich schon zu einer starken Abgabe auf zwölf Jahre anheischig gemacht, nur bedungen sie, daß aus ihrer Mitte Steuereinnehmer, sie zu erheben, aufgestellt werden müßten, damit ihr Opfer für seinen Zweck nicht verloren wäre. Ein Beispiel, warum nachher auch die Landschaft und deren Ausschuß eigne Steuereinnehmer und eine eigne Landescasse für die vom Lande nur als Ergänzungsmittel der Regierungscasse frei bewilligten Steuern, der Natur der Sache gemäß, sich ausbedungen. Aber sey's, daß es dem Herzog, der schnell seine Kammereinkünfte wieder frei und nach seinem Willen anwendbar zu sehen wünschte, mit dieser Steuer überhaupt zu langsam ging, oder daß er zu eigner Verwendung einen Theil derselben haben wollte; er ließ die bewilligte Abgabe

fahren, und gab dem ihm gefällig dargestellten Project Gehör, auf Fleisch, Wein, Mühlen u. s. f. eine Abgabe zu legen, welche gleichsam ohne Geld nur durch Verminderung des Genusses, also durch Verkleinerung an Gewicht und Maaß bei fortdauernd altem Kaufpreis bezahlt werden sollte. Ohne Rücksprache mit der Landschaft war auch nicht einmal ein Versuch dieser Art zu wagen; die ganze Landschaft aber mochte man sich nicht durch eine allgemeine Versammlung auf den Hals laden. Nach der Art, wie man die sogenannten Staatsdiener eher zu gewinnen pflegt, wurden also von einzelnen Städten nur die Beamten einberufen, um durch sie die Sache wie im Namen des ganzen Landes gutheißen zu lassen. Wenn ein Regent solche Steuern auf solche Art einem Volke aufdringt, welches an edlere Behandlung gewöhnt und auf diese eifersüchtig ist, so beleidigt er es an seiner empfindlichsten Seite, und steigert die Unzufriedenheit über die Regierung bis zur Abneigung und zum Haß gegen seine eigne Person. So geschah es jetzt in Würtemberg. Das ganze Land wurde über die neue unerhörte Last schwierig; unter Bauern und Weingärtnern brach eigentlicher Aufstand aus. Die erste Bewegung geschah im Remsthale, im Schorndorfer Oberamt. Abgaben an den Fürsten und starke Bezahlungen an seine Beamten hinderten sie in ihren gutem Fortkommen um so mehr, da eine Reihe von Mißjahren auf einander gefolgt war, das Wild ihre Felder verwüstete, häufige Jagden und andere Frohndienste Fleiß und Betriebsamkeit der sogenannten „armen Leute" lähmten. Die Flamme schien das ganze Land, ja ganz Schwaben ergreifen zu wollen. Dies geschah am Ende Aprils und im Mai 1514. Der Herzog befand sich gerade in Hessen und eilte schnell herbei. Es mißlang ein Versuch, welchen er in Person zur Beruhigung des Volkes machte, und bald blieb nichts übrig, als die Stände zu versammeln. Namentlich bestanden einige Städte darauf, und er gab um so williger nach, weil er nur von ihnen Bezahlung seiner Schulden zu erwarten hatte, sie die nächste Hülfe zu Dämpfung des Aufstandes waren, auch weil sich hoffen ließ, die Mißvergnügten möchten sich von selbst beruhigen, wenn sie einen Landtag zu Abstellung ihrer Beschwerden veranstaltet sähen. Er ward auf den 25sten Jun. nach Stuttgart ausgeschrieben. Allein die Bauern und Weingärtner hatten zu den Landtagen, worauf bisher nur Städteabgeordnete und Beamtete erschienen waren, kein Zutrauen mehr. Sie selbst müßten dabei seyn, wenn geholfen werden sollte. Ihr Begehren ward abgeschlagen; aber nur wenige Ämter ließen sich bewegen, den Abgeordneten der Städte ihre Klagen und Beschwerden schriftlich mitzugeben. Diese versammelten sich jezt zu Stuttgart, aber auch sie voll Mißtrauen gegen den Herzog. Er stand allgemein in dem Verdachte, daß er durch fremde Völker zwingen wolle. Vom Kaiser und andern benachbarten Fürsten waren indeß vornehme Räthe zu Stiftung eines Vergleichs angekommen. Der Landtag selbst war ein Bild des ganzen Landes; alles voll Sturm und Unordnung. Ungeachtet des Verbots war alles voll Bauern als Sprechern der Landämter, die mit größerer Dreistigkeit dem Herzoge am beschwerlichsten fielen. Darum verließ er schnell Stuttgart und begab sich nach Tübingen. Hierher durften die Abgeordneten der Städte nachfolgen; hier kam es endlich zum Tübinger Vertrag, welcher ausdrücklich im Namen und nach gütlicher Handlung der Gesandten des Kaisers und der andern Nachbarfürsten (Pfalzbayern, Würzburg und Baden) abgefaßt und unter kaiserliche Bestätigung gestellt ist. Weil er jedoch noch immer nicht

genug gegen Willkührlichkeit der Machthaber zu schützen schien, wollten einige Ämter, namentlich das erhitzte Volk im Remsthale, ihn nicht annehmen; aber bald hatte sie der Herzog dazu genöthigt, vorzüglich mit Hülfe der Bürger von Tübingen und Stuttgart. Mit diesem Vertrag übernahm nun das Land die Bezahlung der vom Herzog auf die Regierungscasse der Kammer gemachten Schulden, über eine Million Gulden; allein dafür wurden ihm auch herrliche Rechte versichert, aber solche, welche an sich und nach der Natur der Sache von den Regierten angesprochen werden dürfen, weil sie in den Pflichten der Regenten gegründet sind. Ohne Wissen und Rath der Landschaft soll der Herzog keinen Rettungs-, d. i. Vertheidigungskrieg als Hauptkrieg führen; ohne ihr Wissen und ihren willen aber in keinen andern für sich selbst sich einlassen, wenn er dazu des Landes Hülfe wolle. Der Landschaft wurde nicht nur das Recht der unbeschränktesten Selbstbesteurung, sondern ihr voriges Recht, außer den schon zur Rentkammer um der Regierungskosten willen zu liefernden Gefällen und Nutzungen des Fürstenthums, keine andere Schatzung oder Hülfe zu bezahlen, schriftlich bestätigt. Andere Schulden sollte das Land nicht zu übernehmen haben, Aussteuern für Prinzessinnen sollen von Verwilligung abhangen; kein Stück Land darf künftig veräußert werden; allen Einwohnern ist freier Abzug gestattet; kein Würtemberger wird künftig in peinlichen Sachen ohne Urtheil und Recht gestraft; im Anhang zum Vertrag wird der Landschaft ein Antheil an der Gesetzgebung gestattet; Stuttgart und Tübingen erhalten das Recht, den Herzog an Haltung eines Landtags, wenn sie es nöthig finden, mahnen zu dürfen. Zwanzig Tage ungefähr hatte die Versammlung gedauert, zum Beweis, daß auch in kurzer Zeit Wichtiges vollendet werden kann, wenn guter Wille vorhanden und nicht von einem ganzen Verfassungsvertrage, sondern zunächst von Hebung der gefühltesten Übel die Frage ist. Die Rechte des Tübinger Vertrags versicherte der Herzog seinen Unterthanen eidlich für sich und seine Nachkommen, der Kaiser bestätigte sie, und die Landschaft huldigte ihm von neuem auf diesen Vertrag. Alle Regenten Würtembergs nach Ulrich haben bis auf unsere Zeit sogleich beim Antritt ihrer Regierung ihn bestätigt und dann erst hat das Volk ihnen gehuldigt. Nur als man den Rechtsschutz der deutschen Reichsgerichte nicht mehr zu achten hatte, und gebieterische Zeitumstände alles möglich, manches Dictatorische auch zur augenblicklichen Hülfe gewissermaßen nöthig machten, blieb auch der Tübinger Vertrag und die bis auf den Erbvergleich von 1770 herab darauf gegründete, bedingte und gemäßigte Regierungsnorm oder Landesconstitution zehn Jahre außer übung; aber mit seiner Thronbesteigung erklärte König Wilhelm seinen Unterthanen, daß er mit ihnen über eine Verfassung sich vereinigen wolle, welcher die Tübinger Rechte zur Grundlage dienen sollen. Der Ständeversammlung wurde den 3ten März 1817, nachdem ein ständischer Verfassungsentwurf vorgelegt war, auch von Seiten des Königs ein Entwurf zur Berathung aller Punkte übergeben; manches wurde darin durch ein Rescript vom 26sten Mai verbessert, zugleich aber nun die Annahme als durch ein Ultimatum verlangt. Da die Stände mit 67 Stimmen gegen 42 auf Freilassung der vorerst durchzuführenden Prüfung, Berathung und Annahme bestunden, die 35 Deputirten des Herzogthums aber die Vertragsverfassung desselben, wenn nicht Zeitgemäßeres zu Stande käme, zurückbegehrten, wurde die Versammlung mit Unwillen aufgelöst. Gerade jetzt aber sind seit dem 13ten Jul. 1819 wieder Unterhandlun-

gen über eine den alten und neuern Rechtsverhältnissen gemäße Vertragsverfassung angeknüpft, denen jeder Zeitverständige den wohlthätigsten Erfolg wünscht.

Tubus, s. Fernrohr.

Tudor, (das Haus) ein in der engl. Geschichte berühmtes Regentengeschlecht, das von 1485 bis 1603 herrschte. (S. Großbritannien.)

Tufstein. Mit dieser Benennung bezeichnet man gemeiniglich einen Kalkstein, welcher eigentlich Kalktuf genannt wird. Er ist von gelblich grauer Farbe und hat sich bei seiner Bildung nach den vorhandenen vegetabilischen und animalischen Formen gerichtet, um welche er sich ansetzte: pfeifenröhrig, moosartig, ästig rc. Er umschließt viele Landschnecken und Knochen von Landthieren, sogar Elephantengerippe, überbleibsel von Fischen, Vögeln, Schlangen und Eidechsen. Bei Meißen sind in ihm in ziemlicher Tiefe Menschenschädel und eiserne Nägel gefunden worden. Er ist ein ganz neues Erzeugniß und bildet sich meistens in tiefen Sumpfgegenden, wo das Wasser die von den benachbarten Kalkgebirgen losgerissenen Kalktheilchen absetzt und damit die hier befindlichen Körper überzieht. Er findet sich bei Meißen, Langensalze, Weimar, Würzburg, Glashütte in Ungarn und bei Pyrmont.

Tugend ist die vollkommene Übereinstimmung aller Kräfte und Thätigkeiten des Menschen unter der Gesetzgebung der Vernunft. Da die Harmonie, welche unter der Gesetzgebung der Vernunft die verschiedenen Vermögen des Gemüths bestimmt, nur Eine seyn kann, so giebt es auch nur Eine Tugend. Die mancherlei Arten der Tugenden sind nur eben so viele Äußerungen der Einen Tugend.

Tugendbund, Tugendverein. Der sogenannte Tugendbund war ein patriotischer Verein, welcher im Königreiche Preußen bald nach dem Tilsiter Frieden entstand und zum Zweck hatte, theils das unsägliche Elend, welches der Krieg hinterlassen, zu mildern, theils die geistige, sowohl intellectuelle als moralische Kraft des Volkes zu beleben und dadurch den Verlust zu ersetzen, welchen der preußische Staat in physischer und politischer Hinsicht erlitten. Deswegen hieß auch dieser Verein in den Statuten, welche dessen Zweck und innere Einrichtung aussprachen, der sittlich-wissenschaftliche, und unter diesem Namen ward er von der preußischen Regierung nicht blos geduldet, sondern auch förmlich anerkannt, indem die jener Regierung zur Prüfung vorgelegten Statuten durch eine vom Könige selbst unterschriebene Cabinetsordre bestätigt wurden. Auch ließ sich die Regierung von Zeit zu Zeit Bericht von der Thätigkeit des Vereins erstatten und Verzeichnisse von den Mitgliedern desselben einreichen. Der Verein war also schon darum keine geheime Gesellschaft; er war es aber auch darum nicht, weil er weder Grade hatte, um nach und nach mit den Zwecken und Beschäftigungen des Vereins bekannt zu werden, noch Zeichen, an welchen die Mitglieder sich außer der Gesellschaft erkennen möchten; es wurden vielmehr jedem, der sich zum Beitritte meldete, wenn man ihn sonst für würdig hielt, so wie jedem, den man dazu einlud, die Statuten vor der Aufnahme zur Einsicht und Prüfung vorgelegt; und wenn er dann noch beitreten wollte, so stellte derselbe blos einen schriftlichen Revers aus, wodurch er sich verbindlich machte, die Zwecke des Vereins zu befördern, die Statuten desselben zu befolgen und dem in Preußen regierenden Hause Hohenzollern treulich anzuhangen. Es wurden

daher auch nur wirkliche Unterthanen des Königs von Preußen aufgenommen, und die, welche dies zu seyn aufhörten, hörten eben dadurch auch auf, Mitglieder des Vereins zu seyn. Auch stand jedem, der aus irgend einem Grunde nicht weiter Mitglied seyn wollte, der Austritt frei, so wie andrerseits der Verein sich das Recht vorbehielt, denjenigen wieder auszuschließen, der das im Revers ausgedrückte Versprechen nicht hielt, oder sonst als ein unwürdiges Mitglied sich zu erkennen gab. Aufgenommen konnte jeder gebildete und gesittete Mann werden, ohne Unterschied des Standes und der Religion; selbst Juden waren nicht unbedingt ausgeschlossen. Hingegen waren Weiber und Kinder, so wie solche Männer, die aus irgend einem Grunde die öffentliche Achtung verloren hatten, der Aufnahme unfähig. Da der Verein mit dem Zwecke, die geistige Kraft des preußischen Volks zu beleben und dadurch den physisch-politischen Verlust des preußischen Staats zu ersetzen, natürlicher Weise auch den Zweck verband, den preußischen Staat von dem französischen Joche, das gegen die Bedingungen des Tilsiter Friedens fortwährend auf ihm lastete, zu befreien und in Hoffnung günstiger Ereignisse, die Wiedergewinnung des Verlornen vorzubereiten, so durfte der Verein eben so natürlicher Weise diesen letzten Zweck in seinen Statuten nicht bestimmt aussprechen, auch überhaupt nicht in seiner Wirksamkeit vorlaut und vorschnell hervortreten, indem die Franzosen nicht nur die vom preußischen Staate abgerissenen Provinzen, sondern auch den größten Theil der nach dem Frieden zurück zu gebenden immerfort besetzt hielten und auf alles, was im preußischem Staate geschahe, sehr aufmerksam waren. In dieser Hinsicht hatte der Verein allerdings etwas Geheimes an sich; und dies war wohl auch der Grund, warum ihn Viele, besonders aber die Franzosen, als sie Kenntniß von der Existenz des Vereins erhielten, für eine geheime politische Gesellschaft hielten. Da nun die Franzosen die feindselige Stimmung des ganzen preußischen, von ihnen so hart gedrückten und so tief gebeugten Volkes sehr wohl kannten; da ihnen ferner die feindselige Richtung, welche der Verein in seiner Wirksamkeit gegen sie nehmen mußte, nicht entgehen konnte: so wirkten sie ihm natürlich entgegen und suchten ihn auf alle Weise zu unterdrücken. Indessen konnten sie doch nicht verhindern, daß sich der Verein von Königsberg aus, wo er entstanden war und wo sich damals nicht nur der Hof und die Regierung, sondern auch die Vorsteher des Vereins befanden, in Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien und der Mark (wiewohl in der letzten Provinz am wenigsten), bald und unter allen Classen des Volks verbreitete. Als aber der Hof und die Regierung nach Berlin zurückgekehrt waren, wußte es die französische Regierung dahin zu bringen, daß der König durch ein allerhöchstes Rescript die augenblickliche Aufhebung des Vereins und die Einsendung aller Acten und Arbeiten desselben befahl. Man war darüber einig, daß der edle König, dessen offner und fester Charakter bekannt war, nicht selbst diese Aufhebung bei sich beschlossen habe, sondern daß dieses auf Ansuchen Buonaparte's geschehen sey. Obgleich nun Einige dafür stimmten, daß man durch eine Bittschrift die Fortdauer des Vereins zu bewirken suchen sollte, so sahe doch die Mehrheit das Zwecklose dieses Schrittes ein, der den Monarchen in die Verlegenheit gesetzt haben würde, gegen seinen eigenen Wunsch eine abschlägige Antwort zu

ertheilen. Man erklärte also in einer Sitzung, dem Willen des Königs gemäß, den Verein für aufgehoben. Bei Beendigung derselben trat einer von den Vorstehern auf und sagte: „Meine Herren! nach dem Willen unsers Königs ist der Verein seiner Form nach aufgelös't; nie werden wir uns mehr versammeln; unsere gemeinsame Thätigkeit hat aufgehört. Ich hoffe in unserm Herzen dauert unser Bund fort, und das nicht gegen den Willen unsers Monarchen. Arbeite jeder für sich zum großen Zweck; wir werden einst bessere Zeiten sehen." Nur in dem hier ausgesprochenen Sinne dauerte der Verein noch fort. Es wurden keine Zusammenkünfte mehr gehalten, keine gemeinschaftlichen Arbeiten mehr unternommen; aber das alles war auch jetzt nicht mehr nöthig. Der wahre Bürgersinn, der Sinn für das Gute, die Empfänglichkeit für das Große und Edle war im Lande verbreitet, wurde von jedem einzelnen Mitgliede durch Wort und That unterhalten und das heilige Feuer genährt, das bald die Herzen mit dem Muthe zur Wiedererringung der Freiheit entflammen sollte. Eine Mitursache der Aufhebung des Vereins war wohl der Umstand, daß derselbe seinen Protector im Ministerium verloren hatte. Dies war der Freiherr von Stein. Dieser Mann hatte zwar keinesweges den Verein gestiftet — dies war blos durch eine freiwillige Vereinigung einiger Privatpersonen geschehen — auch hat er nie als Mitglied am Verein Theil genommen, weil er dies als damaliges Mitglied der Regierung nicht konnte; aber jener kraftvolle und großherzige Mann begriff augenblicklich, als ihm die Idee des Vereins mitgetheilt wurde, die Größe und Wichtigkeit derselben, und unterstützte daher auch den Verein mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens, so lange er im preußischen Ministerium war. Nachdem aber Napoleon jenen Mann daraus entfernt hatte, fanden die Gegner des Vereins Mittel und Wege, den Verein bei der Regierung verdächtig zu machen, als wenn er ihrem Ansehen gefährlich werden, Maaßregeln wider ihren Willen durchsetzen, sie bei der französischen Regierung compromittiren könnte. Diese Einflüsterungen fanden um so mehr Eingang, als der Major von Schill, der ein Mitglied des Vereines war, obwohl ohne Anlaß des Vereines, im Jahr 1809 seinen abenteuerlichen Zug von Berlin aus gegen die Franzosen unternahm, und Napoleon, der dadurch (so wie durch den ähnlichen, obwohl gelungenern, Kreuzzug des Herzogs von Braunschweig) nicht wenig erschreckt worden war, die Aufhebung des Vereins nun um so dringender foderte. Diese Foderung unterstützten dann jene Gegner des Vereins — zu welchen nicht blos die Wenigen gehörten, die mit den Franzosen befreundet waren, sondern auch die Vielen, die sich vor der französischen Allmacht fürchteten und denen Unterwerfung klüger und bequemer schien, als Kraftanstrengung zur Rettung — und so mußte der König endlich nachgeben und den Verein aufheben. In sich selbst war der Verein, so lange er bestand, auf folgende Art organisirt: Ein oberster oder hoher Rath, der seinen Sitz zu Königsberg hatte, leitete das Ganze. Er bestand aus sechs erwählten Mitgliedern, die im Vorsitze wechselten, und einem sogenannten Obercensor, der Sitz und Stimme in jenem Rathe, aber nie den Vorsitz hatte, weil er bei dem ihm anvertrauten wichtigen Wirkungskreise immer dem obersten Rathe in dessen Gesammtheit verantwortlich bleiben sollte, damit er von seiner Gewalt keinen

Mißbrauch machte, er selbst aber auch wieder den obersten Rath gleichsam controlliren sollte, damit auch dieser nicht seine Gewalt über die Gebühr und zum Nachtheile der Regierung ausdehnte. Diese Glieder des obersten Raths wurden auf ein halbes Jahr gewählt, konnten aber wieder gewählt werden, wenn man mit ihnen zufrieden war und sie selbst die Wahl annahmen. Dem obersten Rathe war ein Secretär zugegeben, welcher in den Sitzungen das Protokoll führte, und die gefaßten Beschlüsse ausfertigte, aber selbst keine Stimme dabei hatte. Ein Schatzmeister oder Cassirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge der Mitglieder des Vereins zur Bestreitung der Ausgaben und legte Rechnung darüber ab. Niemand aber empfing irgend ein Honorar für seine Bemühung. Unter dem obersten Rathe standen die Provinzialräthe, die eben so organisirt waren und die unmittelbare Aufsicht und Leitung für die einzelnen Vereine oder sogenannten Kammern in den Provinzen hatten. Daher hatten auch sowohl die Provinzialräthe als die Kammern ihre besondern Censoren, welche dem Obercensor ihre Mittheilungen machten und von demselben Aufträge und Bescheide nach den Umständen erhielten. Die Censoren überhaupt wachten über die Beobachtung der Statuten, leiteten nach denselben die Wahlen der Vorsteher, urtheilten über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuschließender Mitglieder, legten Streitigkeiten unter den Mitgliedern bei, und vertraten das Interesse der Staatsregierung beim Vereine, damit dieser auf keine Weise die ihm in den Statuten vorgezeichneten Gränzen seiner Wirksamkeit überschritte. Sie waren also, wie sich der Professor Krug in Leipzig (der während seines Aufenthalts in Königsberg selbst ein halbes Jahr lang Obercensor war) in seiner nachher anzuführenden Schrift ausdrückt, „nicht sowohl Sittenrichter, wie die altrömischen, sondern vielmehr Gesellschaftswächter, gleichsa.. die correctionalen Organe des Vereins.“ Außerdem theilten sich alle Mitglieder des Vereins, die eine bestimmte örtliche Kammer ausmachten, in gewisse Geschäftskreise, welche sich mit Unterstützung der Nothleidenden und Hülfsbedürftigen (deren Zahl sich durch den Krieg bis ins Ungeheure vermehrt hatte, so daß die Regierung, die nicht einmal die an Frankreich zu zahlenden Summen aufbringen konnte, nicht allen zu helfen vermochte), mit Ausmittelung neuer Nahrungsquellen und Erwerbszweige, mit Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung, und überhaupt mit allen auf die öffentliche Wohlfahrt sich beziehenden Gegenständen beschäftigten. Dahin gehörte auch das Kriegswesen, mit dessen Bearbeitung sich insonderheit die Offiziere, welche im Vereine waren, beschäftigten. Viele Ideen über Bekleidung und Bewaffnung des Kriegers, über Landwehr und Landsturm, die späterhin ins Leben eingeführt wurden, waren hier schon angeregt und entwickelt, und der General von Scharnhorst hat mehrere hierauf abzweckende Arbeiten des Vereins gesehen, gebilligt und benutzt, ob er gleich für seine Person, als damaliger Stellvertreter des Kriegsministers uud mithin als Mitglied der preußischen Regierung, die den Verein unter ihrer Aufsicht hatte, kein Mitglied des Vereins seyn konnte. Durch den Verein wurde daher auch der Haß beschwichtigt, welcher bis dahin im preußischen Staate zwischen dem Bürger und Krieger bestanden hatte, und durch den Krieg noch mehr aufgeregt war, weil man den unglücklichen Erfolg desselben größtentheils dem Heere, wo nicht im Ganzen, doch dem größeren

Theile nach Schuld gab. Die Aussöhnung und gegenseitige Annäherung dieser beiden Stände der Gesellschaft ist daher ebenfalls durch den Verein gefördert worden, und unstreitig hat der Verein auch hierdurch sehr viel zu dem glänzenden Erfolge beigetragen, welchen die preußischen Waffen späterhin errungen haben. Übrigens haben sich zwar auch in andern Gegenden Deutschlands ähnliche Vereine gebildet, aber nicht als Theile oder Zweige des preußischen Vereins, der nach den Statuten lediglich auf den noch übrigen Theil des preußischen Staates berechnet war. Auch versichert der Professor Krug in der vorhin berührten Schrift ausdrücklich, daß der oberste Rath, so lang er in demselben war, keinen Theil an der Bildung jener Vereine hatte und wahrscheinlich auch späterhin nicht gehabt habe. Diese Schrift führt den Titel: das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und anderer angeblichen Bünde (Leipzig 1816. 8.) und ist mit einer andern, zwar anonymen, aber doch das Gepräge historischer Treue an sich tragenden Schrift zu verbinden, die den Titel führt: Darstellung des unter dem Namen des Tugendbundes bekannten sittlich-wissenschaftlichen Vereins nebst Abfertigung seiner Gegner (Berlin u. Leipz. 1816. 8.). Die Statuten des Vereins sind im Fürsten- und Volksfreund abgedruckt, aber ohne Gewähr ihrer Echtheit. Doch scheinen sie in der Hauptsache echt zu seyn.

Tuilerien (nicht Thuilerien; von tuile, Ziegel, weil ehedem an diesem Platze eine Ziegelbrennerei war), das berühmte Residenzschloß der französischen Monarchen an dem rechten Ufer der Seine zu Paris. Catharina von Medicis, die Gemahlin Franz II., fing den Bau desselben 1564 an. Heinrich IV. erweiterte es, und ließ die Gallerie anlegen, die es mit dem Louvre verbinden sollte, und die er zur Wohnung für 24 Künstler bestimmte, Ludwig XIV. vergrößerte es (1654) und vollendete die große Gallerie. Die Façade nach der Seite des Louvres besteht aus fünf Pavillons und vier Hauptgebäuden; die entgegengesetzte Seite hat nur drei Pavillons. In dem Pavillon der Flora wohnte ehemals Napoleon, jetzt wohnt Ludwig XVIII. darin. Das Äußere der Tuilerien ist ohne gehörige Harmonie, weil zu verschiedenen Zeiten und nach sehr verschiedenen Rissen daran gebaut worden ist; aber das Innere ist prachtvoll. Die Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbinden soll, ist an der Seite der Seine vollendet; der untere Theil derselben besteht aus offenen Bogen, im obern Stockwerk ist die Bildersammlung. Die zweite Gallerie, nach dem Platz Rivoli und der Straße St. Honoré zu, wurde von Napoleon 1808 angefangen, ist aber nicht vollendet worden. Um Platz dazu zu gewinnen, wurden viele Häuser und ganze Straßen niedergerissen; jetzt liegt noch vieles in Schutt, und Häuser-Ruinen stehen neben anfangenden Palästen. An den Palast der Tuilerien schließt sich gegen Westen der Garten an, der ein Viereck bildet, so breit als das Schloß selbst, und 1800 Fuß lang ist; sein Flächenraum soll 67 Arpens betragen. Auf zwei Seiten wird er von langen Terrassen, unter welchen die nach der Seine zu gelegene eine besonders schöne Aussicht gewährt, und von eisernen Gittern eingeschlossen. Dieser Garten, den Ludwig XIV. durch den berühmten Baumeister Le Notre anlegen ließ, und der in den neuern Zeiten sehr verschönert worden, ist in französischem Geschmacke, und enthält Orangen- und

andere Alleen, schattige Baumpartien, Rasenstücke mit Blumen und blühenden Gesträuchen, Springbrunnen und Bassins mit Schwänen und Goldfischen, eine große Menge Vasen und mehr als sechzig Statuen, größtentheils nach Antiken geformt. Er ist dem Vergnügen des Publicums gewidmet, und den ganzen Tag über mit Spaziergängern und Leuten aus allen Volksclassen angefüllt. Zur Bequemlichkeit sind Stühle, und zur Unterhaltung alle öffentlichen Blätter um einen geringen Preis zu haben. Auch ein ansehnliches Kaffeehaus ist hier, bei der Terrasse Rivoli, ehemals der Feuillants (weil die gemäßigte republikanische Partei dieses Namens hier ihre Sitzungen hielt). An den Tuilerien nach der Stadt zu, und von derselben durch ein schönes Portal und ein Gitter abgesondert, ist der Carrousselplatz. Er hat seinen Namen von einem Carroussel, das Ludwig XIV. im Jahre 1664 hier gab. Napoleon vergrößerte ihn, indem er viele der benachbarten Häuser niederreißen ließ. Der Platz hat dadurch ein freieres Ansehen bekommen, ist ungefähr 400 Schritte breit, und es ist öfters über mehr als 15,000 Mann Revue daselbst gehalten worden. — Cabinet der Tuilerien. Dieser Ausdruck wird in eben dem Sinne von dem System und der Handlungsweise der französischen Regierung in Rücksicht der auswärtigen Mächte gebraucht, wie man z. B. die englische Regierung das Cabinet von St. James nennt. Als der alte königliche Hof unter Ludwig XV. und XVI. zu Versailles residirte, brauchte man den Ausdruck Cabinet von Versailles. Als Napoleon, als erster Consul, seinen Aufenthalt zu St. Cloud nahm, sagte man das Cabinet von St. Cloud. In der Folge war die gewöhnliche Residenz in den Tuilerien, und nun hieß es, und heißt es jetzt noch: das Cabinet der Tuilerien.

Tuiscon (Taut, Teut, Tot, Theot ꝛc.), bei den nordischen Völkern, den Galliern und Deutschen, die Gottheit, der sie ihr Daseyn zuschrieben. Tuisco hat mit der Erde (Artha oder Hertha) die Menschen gezeugt; daher sie sich seine Kinder, Teuts Söhne, Teutonen nannten. Doch wurden eigentlich nur die Bewohner der skandinavischen Inseln, zwischen den äußersten Küsten des südlichen Skandinaviens und dem cimbrischen Chersones gelegen, so genannt. In Rücksicht dieser Herleitung schreiben auch Viele die Teutschen (Teutischen). — Die alten Deutschen verehrten den Tuiscon als einen Mann mit einem großen grauen Barte, in die rauhe Haut eines wilden Thieres gehüllt, einen Scepter in der Rechten haltend, die Linke mit ausgespreizten Fingern vor sich hinstreckend. Nach Julius Cäsar sollen sie ihm sogar Menschenopfer gebracht und die Druiden sie in dunkeln Wäldern geschlachtet haben. Die Benennung Dienstag (Dins-Thüstag) hat man ebenfalls von ihm ableiten wollen.

Tula, eine wichtige Handels- und Fabrikstadt in Rußland, ehemals zum Moskowschen Gouvernement gehörig, seit 1783 aber die Hauptstadt eines besondern Gouvernements gleiches Namens, am Flusse Upa, welche hier die Tuliza aufnimmt, mit 3500 Häusern und 18,000 Einwohnern (Clarke giebt ihr 30,000). Die Stadt enthält 26 Kirchen, zwei Klöster, siebenzehn Armenhäuser, ein Seminar-, ein Schauspiel-, ein Findel- und ein Zuchthaus. Die Gewehrfabrik ist die wichtigste in ganz Rußland und beschäftigt über 5500 Menschen; sie gehört der Krone eigenthümlich und versorgt die ganze Armee mit Waffen. Sie liefert nicht blos Flinten und andere

Gewehre von großer Schönheit und Güte, sondern auch feine Eisen-, Stahl- und Galanteriewaaren. Es sind hier überdies 2 Eisengießereien, 600 Schmieden, Gerbereien, Juftenfabriken, Talgschmelzereien, welche jährlich an 50,000 Pud Talg verfertigen. Die übrigen hier befindlichen Fabriken liefern wollene Zeuge, Leinwand, Siegellack, Schminke, Berliner Blau und veranlassen einen beträchtlichen Handel.

Tulpe, eine bekannte Blumengattung, welche jetzt in allen Gärten zu finden, und die doch erst seit 1559 in Europa bekannt geworden ist. In diesem Jahre blühte die gewöhnliche Gartentulpe zuerst in Augsburg, und der berühmte Botaniker, Conrad Geßner, gab von ihr die erste Nachricht. Sie war aber von dem österreichischen Gesandten zu Constantinopel, Busbeck, zuerst nach Deutschland geschickt worden. Der Name Tulpe ward ihr wegen Ähnlichkeit der Blumen mit dem Turban der Morgenländer, der eigentlich Dülbend gesprochen wird, beigelegt. Obgleich die Blume in allen morgenländischen Gärten noch früher allgemein war, als in den europäischen, so stammt sie doch nicht aus dem classischen Boden Griechenlands und Kleinasiens, sondern aus Taurien, oder der Crimm, wo sie Pallas und Marschall von Biberstein wild wachsend fanden. Daher kommt sie auch bei den Alten nie vor, obgleich andere Tulpenarten in Griechenland, in Italien und im südlichen Europa wild wachsen. Über den zu einer gewissen Zeit bis ins Unsinnige getriebnen Tulpenhandel sehe man den Art. **Blumenhandel in Holland.**

Tungusen sind ein zahlreiches Volk in Sibirien, von mandschurischer Abkunft, welches in den untern Gegenden des Jenisei, an dem Tunguscaflusse, an der Lena, dem Amur bis zum pensinskischen Meerbusen, ja bis an das Eismeer hin, zerstreuet anzutreffen ist. Die jenseit des Amurflusses stehen unter chinesischem Schutze; die diesseits sich aufhaltenden unter russischem. Einige von den Tungusen sind getauft und haben sich zum Ackerbau bequemt, die meisten aber sind schamanische Heiden, und ziehen stets, theils mit Pferden, theils mit Rennthieren, theils mit Hunden, die ihre Schlitten ziehen und ihnen auch zur Speise dienen, umher, und zwar so, daß sie gewöhnlich nicht länger als eine, höchstens zwei Nächte an einem Orte verweilen. Jagd, Fischerei und zum Theil auch Viehzucht ist ihr Geschäft. Nach den Gegenden ihres Aufenthaltes werden sie in Wald- und Steppen-Tungusen eingetheilt. Die erstern unterscheiden sich nach ihrer Lebensart in Rennthier-, Jagd- und Fisch-Tungusen. Die Steppen-Tungusen sind Hirten, werden im gemeinen Leben Pferde-Tungusen genannt, und besitzen Pferde, die ihren vorzüglichsten Reichthum ausmachen (zuweilen 1000 Stück), Rinder, Schafe, Ziegen und Kameele. Sie sind ein munteres und starkes Volk; ihr Gesicht ist platt, und die Augen klein, doch nicht so merklich, wie bei den Kalmücken. Von Geld und dem Gebrauche des Goldes und Silbers wissen sie nichts. Ihren Tribut entrichten sie in Zobelfellen und andern Pelzwaaren nach der von der russischen Krone vorgeschriebenen Taxe. Einige schwache Stämme sind frei vom Tribut, und dienen dafür als leichte Truppen an der mongolischen Gränze. Sämmtliche Tungusen haben eine gemeinschaftliche Sprache und sind daher ungeachtet ihrer großen Zerstreuung als ein Volk anzusehen. Wie stark ihre Anzahl sey, läßt sich nicht genau bestimmen. Nach Wichmann steuern sie für 26,404 Köpfe, wobei aber nur

die erwachsenen Personen männlichen Geschlechts gerechnet sind. Diejenigen in der jakutzkischen Provinz in der Gegend von Ochozk am Meer heißen Lamuten, welches in ihrer Sprache, (worin Lam so viel als Meer bedeutet) Leute, die am Meere wohnen, anzeigt. Diese sind besonders diejenigen, welche sich der Hunde zum Fahren und Essen bedienen.

Tunica, ein Untergewand, das von den Römern von beiden Geschlechtern unter der Toga auf dem bloßen Leibe getragen wurde. Gewöhnlich war es von Wolle und weiß, und reichte bis über das Knie. Man trug auch mehrere Tuniken über einander. Öffentlich gingen in diesem Gewande nur die Sklaven und ganz gemeine Leute; aber im Hause trugen die Römer meist nur die Tunica, und dann nicht gegürtet, welches jedesmal der Fall war, wenn man öffentlich erschien, oder auch bei der Arbeit; daher die Ausdrücke: sich gürten zu etwas, gegürtet — so viel heißen, als sich fertig machen, bereit, gerüstet. Die Senatoren trugen eine Tunica mit einem breiten Purpurstreif (clavus) besetzt, die Ritter eine ähnliche mit zwei schmälern Streifen. Daher die Benennungen laticlavii und angusticlavii von Personen beider Stände. Eine Gattung der Tunica, welche unter einer andern von Frauen getragen wurde, mit Ärmeln versehen und auch von Linnen war, hieß indusium und kam fast ganz mit unserm Hemd überein.

Tunis ist ein militärisch-republikanischer Staat in der Barbarei, welcher am mittelländischen Meere liegt und östlich an Tripolis und westlich an Algier gränzt. Die Größe beträgt etwa 3400 Quadratmeilen. Im Süden ist dürres Steppenland und das Nefusa- und Megalagebirge, Äste des Atlas, im Westen und an der Küste aber fruchtbarer Boden, der von dem Medscherda oder Bagrada, dem Nil des Landes, durchströmt wird. Tunis ist reich an Getraide aller Art (Hafer ausgenommen), Gartengewächsen, köstlichen Baumfrüchten und Weintrauben. Die Viehzucht ist beträchtlich. Man hat gute Pferde, besonders schöne Esel, Maulesel, Rindvieh, vortreffliche Fische. Jährlich werden 20,000 Centner Wolle und an 100,000 Stück Häute ausgeführt. Mit der Korallenfischerei beschäftigen sich etwa 160 Kähne, welche sämmtlich von Sicilien oder Neapel kommen. Nach der Zerstörung Carthago's hatten die Römer in der Gegend des jetzigen Tunis ein neues Carthago erbauet, und mit römischen Einwohnern bevölkert, welches bald eine der wichtigsten Städte der alten Welt wurde. Sie ward aber nachmals von den Arabern zerstört, und nun kam Tunis, vorhin ein unbedeutender Ort, empor. Die sicilianischen Normänner, welche sich der Stadt Tunis nachher bemächtigten, wurden wieder von Abdalmamum aus Marocco vertrieben. 1530 entstanden innere Unruhen in diesem Staate und da unternahm Kaiser Carl V. seinen berühmten und glücklichen Zug dahin. Er schlug die Türken unter Hariaden oder Hairadin Barbarossa, welche sich unter dem Schein, dem Thronbewerber Alraschid beizustehen, der Stadt bemächtigt hatten, und drang in die Stadt ein, wo seine Soldaten viele Gräuel verübten, und eine herrliche Sammlung arabischer Bücher verbrannten. Hassan, Alraschids Gegner, wurde aber wieder als Vasall von Spanien auf den Thron gesetzt. Vergl. d. Art. Barbaresken. 1570 ward Amida König von Tunis, von den algierischen Türken verjagt, und Philipp II. von Spanien schickte, um seinen Vasallen zu schützen, den Don Juan d'Austria mit einer starken Flotte nach Tunis. Die

Türken entflohen, allein statt des den Seinigen verhaßten Amida, wurde Mehemed, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum Schutze der Stadt ein Fort anlegen, doch schon 1574 eroberten die Türken sowohl Tunis und Golletta von neuem, als auch das Fort, wobei sie freilich viele Menschen verloren, aber auch die spanischen Soldaten sämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven machten, welches Schicksal selbst die spanischen Befehlshaber Serbelloni und Puertocarrero traf. Hierauf ward eine türkische Regierung und Militärverfassung eingeführt. Der Divan, das vornehmste Collegium, erhielt einen Aga zum Vorsteher, der es immer 6 Monate lang blieb, und ein Pascha übte Namens des Großherrn die höchste Gewalt. Ungefähr 15 bis 16 Jahre erhielten sich die Aga's als Vorsteher des Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung bewirkt, und ein Dey für beständig als Staatsoberhaupt eingeführt. Innerliche Unruhen zerrütteten von jetzt an diesen Staat, 1686 bemächtigten sich sogar die Algierer desselben, und übten viele Grausamkeiten aus. Jetzt steht an der Spitze dieser militärischen Aristokratie ein Bei, der seine Würde gegenwärtig erblich gemacht hat, und kein Türke, sondern ein Maure ist. Ihm zur Seite steht ein Divan von siebenunddreißig Mitgliedern. Er erkennt zwar die Schutzherrlichkeit der Pforte, nimmt aber keine Befehle von ihr an. Seine jährlichen Einkünfte schätzt man auf 600,000 Thaler, seine Landmacht auf 15,400 Mann und seine Seemacht auf 20 Corsarenschiffe. Im Nothfalle kann der Bei 50,000 irregulaire Beduinen stellen. — Die Einwohner von Tunis, deren Anzahl 2 bis 3 Millionen beträgt, bestehen aus Mauren, Beduinen, Berbern, Juden, Türken und Christensklaven. Die Hauptstadt Tunis liegt an der Südseite der Meerenge von Golletta, hat eine deutsche Meile im Umfange, und ist mit Mauern und einer guten Citadelle versehen. Die Häuser sind niedrig, die Straßen schmutzig und eng, um gegen die Sonnenhitze zu schützen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 150,000, unter denen 30,000 Juden sind, die hier 8 Synagogen haben. In Tunis befinden sich mehrere Fabriken, welche Leinwand, einige Seiden- und Wollenzeuge, auch Saffian liefern. Die wichtigsten aber sind die von Tuneser Mützen, welche alle Classen von Moslemi, Juden und Christen, die sich das Haupt scheeren, tragen. Sonst beschäftigten diese Fabriken 50,000 Menschen, und man verbrauchte 3000 Ballen spanischer Wolle, jetzt sind sie auf den dritten Theil heruntergebracht. Tunis ist der Mittelpunkt des Handels vom ganzen Lande. Man führt aus: Getraide, Öl, Wolle, Häute, Wachs, Seife und Producte, die aus dem Innern Afrika's und aus den benachbarten Staaten kommen, und in Tunis zu Markte gebracht werden, als Datteln, Sennesblätter, Krapp, Korallen, Rosenessenz, Straußfedern. Daher halten sich hier auch Consuln oder Agenten von mehreren europäischen Handelsnationen auf. Der Hafen ist von der Stadt ziemlich entfernt, und hat vom mittelländischen Meere her durch den Canal von Goletta einen schmalen Eingang. Für große Schiffe ist dieser Canal nicht tief genug, und sie müssen auf kleinen Fahrzeugen ihre Waaren nach der Stadt hin- und zurückbringen. Im Jul. 1728 wurde eine französische Escadre hieher geschickt, um die Tunesen wegen einiger von ihren Kapern verübten Ungebührlichkeiten zu züchtigen. Allein Tunis bequemte sich zum Frieden, versprach Bestrafung der Schuldigen, Ersatz des Schadens, und daß die Kaper nicht mehr an den französischen Kü-

sten kreuzen, auch eine Gesandtschaft nach Frankreich gehen und um Verzeihung bitten sollte.

Tunkin (Tunquin, Tonquin), ein Königreich auf der jenseitigen Halbinsel Ostindiens. Der Name bedeutet in chinesischer Sprache so viel als den östlichen Hof, weil Tunkin sonst eine Provinz von China war, jetzt macht es mit Cochinchina (s. d. Art.) ein Kaiserthum, Anam genannt, aus, welches seinen Namen von Nuoc-Anam hat, womit die Eingebornen von Tunkin ihr Land benennen. Tunkin breitet sich wie ein Dreieck mit der Spitze nach Süden zwischen den Gebirgen von Birma und Laos und zwischen dem Golf von Tunkin aus, hat zur südlichsten Gränze Cochinchina, und stößt gegen Norden an China. Es ist reichlich bewässert, mehrere kleine Flüsse und die beiden Hauptströme Holi-Kiang und Lesi-Kiang kommen von den großen Gebirgen herab, und durchströmen die Thäler. Der Boden ist äußerst fruchtbar. Die Felder geben doppelte, bisweilen dreifache Ernten. Besonders gedeiht der Reiß vortrefflich. Arekanüsse, Zucker, Zimmet-, Firniß- und Talgbäume, Baumwolle, Orangen, Bananen, Feigen, Ananas und Granatäpfel sind im Überflusse. In den Wäldern findet man das trefflichste Schiffbauholz, nämlich den Tiekbaum, ferner Adlerholz, Rosenholz rc. und viele wilde Thiere, als: das Nashorn, den Königstiger und Elephanten, auch viele Affenarten. Büffel und Pferde sind die hier einheimischen Hausthiere. Die hiesigen Schwalben, von denen die indianischen eßbaren Nester herkommen, sind berühmt. Die Gebirge sind zwar reich an edlen (besonders Gold) und unedlen Metallen, aber der Bergbau ist wenig bekannt. Das übrige von diesem Lande, so wie auch von den Einwohnern s. unter dem Art. Cochinchina. Die Hauptstadt Tunkins ist Cecho, von Andern auch Backing genannt.

Turban (türkisch Dülbend) ist ein Bund oder eine Art Mützen, welche die Türken und die meisten morgenländischen Völker tragen. Sie sind von einem Stück Leinwand oder Taffent gemacht, welches vielmal um eine Mütze gewickelt ist. Des Sultans Turban ist sehr dick, mit drei Reiherbüschen, nebst vielen Diamanten und andern Edelsteinen geziert, und die Türken halten ihn so sehr in Ehren, daß sie kaum es wagen, ihn anzurühren. Der Großvezier hat auf seinem Turban zwei Reiherbüsche; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen. Die Emirn tragen grüne Turbane. Dieses Vorrecht haben sie als Anverwandte von Mohammed und Ali.

Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von), ein berühmter Feldherr, der zweite Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und der Elisabeth, Tochter Wilhelms I., Fürsten von Oranien. Er wurde 1611 zu Sedan geboren, und zeichnete sich von Kindheit an durch seine Neigung zum Militärstande aus. Seine Lieblingslectüre war das Leben großer Feldherrn und besonders die Geschichte Alexanders von Curtius. Unter seinem Oheim, dem berühmten Prinzen Moritz von Nassau, ward er zum Krieger gebildet, erhielt 1634 ein französisches Regiment, und diente bei der Belagerung von Lamothe in Lothringen unter dem Marschall la Force, nahm eine Bastion weg, deren Einnahme dem Sohne des Marschalls fehlgeschlagen war, und la Force empfahl ihn deshalb dem Hofe. In eben diesem Jahre erhielt Turenne noch den Rang eines Maréchal de Camp, und da er bei der Einnahme von Brei-

sich sehr wichtige Dienste geleistet hatte, so bot ihm der Cardinal Richelieu eine seiner Nichten zur Gemahlin an, welche Turenne aber aus Anhänglichkeit an der reformirten Religion, worin er erzogen war, ausschlug. 1639 wurde er nach Italien geschickt, wo er die Belagerung von Casale aufhob, und bei Montcallier die Feinde schlug, während der Marschall von Harcourt Turin belagerte. 1643 machte er sich durch die Eroberung von Roussillon um sein Vaterland höchst verdient, und erhielt 1644 den Marschallsstab von Frankreich, nachdem er 17 Jahre lang unter verschiedenen Feldherrn gedient hatte. Ihm ward nunmehr der Oberbefehl über die Armee in Deutschland, deren Bedürfnisse er aus seiner eigenen Casse bestritt, übertragen. Er ging über den Rhein, schlug den Bruder des Generals Merci, und unterstützte die Operationen des Herzogs von Enghien, ward 1645 bei Mergentheim (Marienthal) geschlagen, gewann aber drei Monate später die Schlacht bei Nördlingen. 1646 vereinigte er sich, nach einem Marsche von 150 französischen Meilen, mit der schwedischen Armee unter Wrangel, schlug in Verbindung mit diesem die Bayern bei Zusmershausen, fiel in Bayern ein, und zwang den Herzog, um Frieden zu bitten. Als dieser Fürst nachher den Vertrag brach, wurde sein Kriegsheer von Turenne geschlagen, und er selbst aus seinem Lande vertrieben. Der bürgerliche Krieg der Fronde gegen das Ministerium Mazarins brach 1649 aus, und Turenne wurde zuerst von dem Herzog von Bouillon für die dem Hofe entgegenstehende Partei gewonnen. Er ward 1650 von dem Marschall du Plessis Praslin bei Rhetell geschlagen, und als Turenne nachher gefragt ward, wie er diese Schlacht habe verlieren können, erwiederte er: durch mein eigenes Versehen; denn wenn Jemand keinen Fehler im Kriege begeht, so ist es ein Beweis, daß er noch nicht lange dabei gewesen ist. Der spanische Hof sandte ihm, um ihn zur Fortsetzung des Krieges aufzumuntern, 100,000 Kronen, die Turenne aber, in der Erwartung einer Aussöhnung mit der Hofpartei, zurückschickte. Diese Aussöhnung erfolgte auch wirklich 1651, und Turenne wurde nunmehr zum General der königlichen Armee ernannt. Sein großer Gegner war der Herzog von Enghien, nachmals Prinz von Condé, der in spanischen Diensten war. Mit abwechselndem Glücke führten diese beiden Feldherren den Krieg, bis endlich Turenne durch die Einnahme Dünkirchens und des größten Theils von Flandern den Cardinal Mazarin in Stand setzte, den pyrenäischen Frieden zu schließen. 1653 vermählte sich Turenne mit der Tochter des Marschalls und Herzogs von la Force, einer Protestantin, von der er keine Kinder hatte. Bei Erneuerung des Krieges mit Spanien 1667 wählte der hochmüthige Ludwig XIV. den Marschall Turenne zu seinem Lehrer in der Kriegskunst, gab ihm den Titel eines Generalmarschalls der französischen Armeen, und machte ihn zu seinem Unterfeldherrn, um durch Turenne's kriegerische Talente sich selbst Lorbeeren zu erwerben. Flandern und Franche Comté wurden erobert, und Turenne trat zur catholischen Kirche (1668) über. Die Catholiken stellen diese Religionsveränderung als das Ergebniß wirklicher Überzeugung dar; die Protestanten hingegen schreiben sie ehrgeizigen Absichten zu. Voltaire, vielleicht unparteiischer als beide, sagt: „die Bekehrung Turenne's kann vielleicht aufrichtig gewesen seyn. Das menschliche Herz vereinigt häufig Politik, Ehrgeiz und die Schwachheiten der Liebe mit religiösen Gesinnungen." Als Ludwig XIV. 1672 die Eroberung Hollands beschloß,

wurde Turenne wieder der Oberbefehl übertragen, und er nöthigte 1673 den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher den Holländern beistand, den Frieden von Vossen zu unterzeichnen. Turenne bewies sich allenthalben sehr ehrliebend und uneigennützig. Als ein General ihm einen Vorschlag machte, durch dessen Annahme und Ausführung er 400,000 Livres hätte gewinnen können, erwiederte Turenne: er habe oft Anerbietungen dieser Art ausgeschlagen, und würde nie sein Betragen ändern. Eine Stadt bot ihm ein Geschenk von 100,000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen, nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt, erwiederte Turenne, nicht auf der Marschroute liegt, welche ich für meine Armee gewählt habe, so kann ich auch ihr Anerbieten nicht annehmen." Nach der Einnahme von Franche Comté vertheidigte Turenne die Gränzen dieses Landes, ging 1674 bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim, und schlug die kaiserliche Armee unter Caprara und dem Herzoge von Lothringen bis an den Mayn zurück. Darauf wandte er sich gegen den Prinzen von Bournonville, der mit frischen Truppen angelangt war, besiegte ihn gleichfalls, und verhinderte seine Vereinigung mit der kaiserlichen Hauptarmee. Der Kaiser fiel mit einem Heere von 70,000 Mann in das Elsaß ein, und belagerte Breisach und Philippsburg. Turenne hatte nur 20,000 Mann, wurde aber von Condé verstärkt. So marschirte er über schneebedeckte Gebirge, und war mitten unter den feindlichen Heeren im Oberelsaß, als diese ihn noch in Lothringen wähnten. Er zerstreuete die große Heeresmacht, welche ihm gegenüber stand, ohne eine bedeutende Schlacht, beschützte das Elsaß, und zwang die Deutschen, über den Rhein zurückzugehen. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war fast gränzenlos, und gerade dies machte es ihm möglich, so große Dinge auszuführen. Der Ruhm, welchen Turenne sich in diesem Feldzuge erwarb, war um so glänzender, da er ganz seinen eigenen Ansichten, und nicht den wiederholten Befehlen des Königs folgte. Allein durch die grausame Verwüstung der Pfalz befleckte er jenen Ruhm und man muß vermuthen, daß er, in Hinsicht dieser Maaßregel, wider seinen Willen den Vorschriften des Ministeriums folgte. „Nach der Schlacht von Sinzheim, erzählt Voltaire, verheerte Turenne die Pfalz, ein ebenes und fruchtbares Land mit Feuer und Schwert. Der Churfürst von der Pfalz sahe von seinem Schlosse zu Mannheim zwei Städte und 25 Dörfer in Feuer. In Verzweiflung darüber foderte er Turenne in einem Briefe voller Vorwürfe zum Zweikampfe heraus. Der Marschall sandte das Schreiben dem Könige zu, der die Annahme der Herausfoderung verbot, und Turenne antwortete darauf durch ein unbestimmtes Compliment, welches nichts bedeutete. Er pflegte sich gewöhnlich mit Mäßigung und Zweideutigkeit auszudrücken. Eben so kaltblütig ließ er einen Theil der Kornfelder des Elsasses verheeren, um dem Feinde die Mittel zur Subsistenz abzuschneiden, und erlaubte seiner Reiterei, auch Lothringen zu verwüsten. Er wollte lieber der Vater der ihm anvertrauten Soldaten, als des Volks seyn, welches nach den Gesetzen des Krieges immer das Opfer ist." Turenne's außerordentliches Glück veranlaßte den kaiserlichen Hof, seinen besten General ihm entgegenzustellen, und Montecuculi wurde (1673) an den Rhein gesandt. Nach einer Menge der kunstreichsten Manövers kam es zu einem Treffen, worin Turenne (den 27sten Julius 1675) durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Dieselbe Kugel riß auch dem General von

St. Hilaire den Arm weg, der seinem Sohn, welcher darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, sondern diesen großen Mann mußt Du beweinen!" Turenne's Überresten wurde von dem Könige die höchste Ehre bewiesen. Sie wurden, gleich der Leiche des Connetable du Guesclin zu Saint Denis beigesetzt. Turenne besaß bei einer rohen und gemeinen äußerlichen Erscheinung eine große Seele. Seine Gemüthsstimmung war kalt; seine Sitten waren anständig und einfach. Er war nicht immer glücklich im Kriege, und beging Fehler; „aber," sagt Voltaire, „er machte sie immer wieder gut, und bewirkte mit geringen Hülfsmitteln viel." Er galt für den geschicktesten Feldherrn in Europa, gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunst mehr, als je vorher, studirt ward. Obgleich er wegen seines Abfalls im Frondekriege getadelt wurde; obgleich er in einem Alter von beinahe sechzig Jahren sich durch die Liebe verleiten ließ, ein Staatsgeheimniß zu entdecken; obgleich er in der Pfalz unnöthig scheinende Grausamkeiten verübte: so behält er doch den Ruf eines Mannes von Wort, eines weisen und gemäßigten Mannes, da seine Tugenden und großen Talente die Schwachheiten und Fehler bedeckten, welche er mit so vielen andern Menschen gemein hatte. (Man vergleiche die Art. Condé, Fronde, Montecuculi und Ludwig XIV.). N. P.

Turgot (Anne-Robert Jacques), Baron von Aulne, ein patriotischer und aufgeklärter französischer Staatsminister, Sohn des Präsidenten M. E. Turgot, wurde 1727 zu Paris geboren, und bestimmte sich in seiner Jugend zum geistlichen Stande. Er studirte in der Sorbonne Theologie, und hielt in seinem 22sten Jahre zwei Reden „über die Vortheile, welche das Christenthum der Menschheit verschafft habe." Im 24sten Jahre übersetzte er Virgils Gedicht vom Landbau, und dies veranlaßte ihn wahrscheinlich, seine Studien zu ändern, sich den Staatswissenschaften zu widmen, und sich besonders der ökonomistischen Schule, deren Haupt Quesnai war, anzuschließen. Er verließ also die Sorbonne und begleitete den Handelsintendanten de Gournay auf seinen Reisen, ward nachher (1761) zum Intendanten von Limoges ernannt, welches Amt er 12 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der Einwohner jener Provinz verwaltete. Er lebte überaus sparsam, theilte sehr große Wohlthaten aus, und sorgte auf das thätigste für Beschäftigung und Nahrung seiner Untergebenen. Er schaffte alte, durch Mißbrauch entstandene Auflagen ab, und ihm verdankte man die erste Idee und die erste Errichtung wohlthätiger Arbeitsanstalten. Den 24sten Aug. 1774 ernannte ihn Ludwig XVI. zum Generalcontrolleur der Finanzen, und hier bewies er in einem weitern Kreise seine edle, auf wirkliche Verbesserungen in der Verwaltung gerichtete, Denkart. Er verringerte die Zölle auf Einfuhrartikel, welche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörten, ohne daß die Einnahme vermindert ward; er befreiete den Handel von seinen Fesseln; er ermunterte die Gewerbe durch Erweiterung der Rechte der Personen, welche sie betrieben, und durch die Aufhebung der ausschließlichen Vorrechte von Gesellschaften und Zünften; er beförderte den Ackerbau durch Verringerung der Auflagen; er machte einen Entwurf zur Veränderung der Lehnrechte, welcher den Herren und Vasallen gleich heilsam gewesen wäre; er wünschte gleichfalls das Salz in Frankreich zum freien Handelsartikel zu machen, und die Haushaltungskosten des Königs zu beschränken, allein die Königin Maria

Antoinette warf schon deshalb einen unauslöschlichen Haß auf ihn; man machte seine Plane lächerlich, und gab zu dem Ende kleinen Schnupftabacksdosen den Namen Turgottinen oder Plattituden. Indessen brachte Turgot mehrere seiner wohlthätigen Plane zur Ausführung. Die Garonne und der Hafen von Marseille wurden für die Ausfuhr der inländischen Weine geöffnet; er stellte die Freiheit des Getraidehandels wieder her, welche der Abbé Terray 1772 zerstört hatte; er befreite das Ländchen Ger von allen unmittelbaren Steuern u. s. w. Niemand übertraf ihn an Thätigkeit. „In meiner Familie, sagte er, lebe ich nicht über 50 Jahre; ich habe noch ein Paar Jahre vor mir, und muß nichts unvollendet lassen.“ Er starb 1781 im 49sten Jahre seines Alters. Schon lange vorher hatte er die Finanzverwaltung, welche er nur 20 Monate lang führte, niederlegen müssen. Die Zeit nachher bis zu seinem Tode verwandte er auf literarische Beschäftigungen. Ludwig XVI. sagte einmal von ihm: Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich. Laharpe schildert Turgot so: „Er war ein Mann von einem starken Charakter, den nichts, selbst am Hofe und unter den größten Verhältnissen, von der Rechtlichkeit abwendig machen konnte; unter den Gegenparteien und Unannehmlichkeiten seiner Verwaltung von unerschütterlicher Gleichmüthigkeit; dabei von einer arbeitsamen Thätigkeit, die keine Krankheit schwächen konnte; er hatte nur zwei Leidenschaften: Gelehrsamkeit und das Glück des Volks.“ Man hat Turgot und fast allen franz. Philosophen und Gelehrten seiner Zeit Schuld geben wollen, daß sie die ersten Urheber der französischen Revolution wären, und daß besonders seine Neuerungen zu Gunsten des Volks das letztere auf größere und günstigere begierig gemacht hätten. Allein auf diese Weise könnte man jede gerechte und menschliche Neuerung mit eben solcher Schuld belasten. Turgot war übrigens ein überaus tugendhafter Mann und ein enthusiastischer Freund der Wissenschaften, besonders der schönen Literatur. Er machte Frankreich zuerst mit Ossians Gedichten bekannt, übersetzte außer dem Erwähnten gleichfalls aus dem Italienischen den Pastor fido von Guarini, und aus dem Deutschen Klopstocks Messias und Geßners Tod Abels. Gedruckt sind von ihm einige Abhandlungen über das Finanzwesen 2c. In seinem Äußern war er einfach und angenehm, in großen Gesellschaften etwas ängstlich; aber im Conseil desto muthvoller. Auffallend war es, daß er trotz seines frühern Eifers für die christliche Religion und ungeachtet seiner sich gleichbleibenden ungeheuchelten Frömmigkeit bei reifern Jahren den christlichen Cultus als das Werk eines thörichten Aberglaubens betrachtete.

Turin (ital. Torino), die Hauptstadt der königl. sardinischen Staaten auf dem festen Lande, die Residenz des Königs von Sardinien, und die Hauptstadt des Herzogthums Piemont, eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von der einen Seite mit Hügeln, die mit Klöstern, Schlössern und Landhäusern bebaut sind, umgeben wird. Über den Po führt eine schöne steinerne Brücke. Turin war ehemals eine starke Festung, und wurde 1706 von den Franzosen vergebens belagert. Jetzt sind die Festungswerke abgetragen und in Spatziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur noch ein Thor (porta nuova) an der Mittagsseite. Turin hat 32 Hauptstraßen, die alle

gerade gehen und sich in rechten Winkeln durchschneiden. Unter den Häusern giebt es viele palastähnliche, die meisten sind 4 bis 5 Stockwerke hoch, und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehrern Straßen, besonders in der Po-Straße, welche die schönste ist, besteht das Parterre der Häuser aus Bogengängen, in welchen sich Kaufläden befinden. Unter den sechs öffentlichen Plätzen ist der viereckige Königs- oder Carls-Platz der schönste und größte, und mit schönen Gebäuden umgeben; die vorzüglichsten darunter sind: die Kirche St. Carlo, das königliche Schloß und das Operntheater. Bei dem Schlosse ist ein schöner Garten, der zur öffentlichen Promenade dient, und von welchem aus man die herrlichsten Aussichten hat. Das Universitätsgebäude ist ebenfalls ein sehr ansehnliches Gebäude. Zu der Universität gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet und ein botanischer Garten. Die Bevölkerung beträgt jetzt 88,600 Seelen. Für den Handel, und als eine Hauptstraße aus Frankreich nach Italien, ist die Stadt sehr wohl gelegen. Der meiste Handel wird mit piemontesischer Seide getrieben, und es giebt hier sehr wichtige Seidenfabriken, auch Tapeten-, Tabacks-, Porzellan- und Gewehrfabriken. Doch soll es, wie neuere Reisende versichern, den Einwohnern an Betriebsamkeit fehlen. Im J. 1796 wurde Turin von den französischen Republikanern erobert, aber am 25sten Mai 1799 von den Österreichern und Russen unter Suwarow wieder genommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam es wieder in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort des Po-Departements, bis es 1814 seinem ehemaligen Herrn, dem Könige von Sardinien, zurückgegeben wurde.

Türken, ein tatarisches Volk, gehören ursprünglich in die Steppen zu Hause, die sich vom Altai bis zum caspischen See erstrecken; noch jetzt sind dort ihre Stammverwandten, die Kirgisen, Bucharen, Usbeken und Turkomanen seßhaft. Ob sie ein und dasselbe Volk sind, welches die Römer unter dem Namen Turcä kannten und zu den Sauromaten zählten, ist sehr zweifelhaft. Ihr Eintritt in die Geschichte beginnt erst mit dem sechsten Jahrhundert, wo sie in die benachbarten Provinzen der Römer und Parther brechen, und sich in Khorasan und Armenien festzusetzen suchen. Seit dieser Zeit finden wir sie in beständigen Fehden mit Parthern und Römern verwickelt. Späterhin scheinen einige ihrer Horden von den Arabern überwältigt, und zur Annahme des Islam gezwungen zu seyn; wenigstens waren sie vom zehnten bis zwölften Jahrhundert Kriegsgefährten der Araber, bei welchen sie bald sich auszeichnen, und den Khalifen die Leibwache, dem Heere die Anführer geben. Zwei von ihnen in diesem Zeitraume gestiftete selbstständige Reiche bestanden indeß nur eine kurze Zeit: das der Gaznawiden in Khorasan entstand um das J. 1000, und dauerte kaum ein halbes Jahrhundert, das der Seltschukiden in Anadoli und Armenien 1055 zerfiel bei dem Andrange der Mongolen. — Ob die **Osmanen** eine dieser türkischen Horden gebildet, ob sie von den Mongolen abstammen, oder Überbleibsel der vor den Mongolen geflohenen Cumanen sind, wird wohl unentschieden bleiben; wahrscheinlich bestand der Stamm aus einem Amalgama mehrerer zersplitterter und sich unter einem gemeinschaftlichen Anführer von neuem gesammelter türkischer, tatarischer und caucasischer Horden. Dieser Anführer hieß Osman, ein glücklicher Krieger, der sich um die Mitte des dreizehnten Jahrh. in den Gebirgen des Taurus festsetzte, von da in die Ebenen Anadoli's herab-

stieg, und 1285 Bithynien eroberte; er nahm hierauf den Titel eines Sultans an, und hinterließ seinen Kriegsgefährten seinen Namen, der sie von den übrigen türkischen Stämmen unterschied. Er ist der eigentliche Stifter des osmanischen Reichs, und der Stammherr der noch jetzt regierenden Sultandynastie. S. Osmanisches Reich.

Turkhestan, eine Landschaft in Mittelasien, die man zu der freien Tatarei rechnet, und welche am rechten Ufer des Sir Darja (Jaxartes bei den Alten) liegt. Turkhestan, d. i. Türkenland, ist das Stammland der jetzigen Osmanen, und wird jetzt von einem kirgisischen Regenten beherrscht, der mit den Einwohnern sich zur mohammedanischen Religion bekennt. Dies Land ist wohl bewässert und fruchtbar an Getraide, Gartengewächsen, Obst, vorzüglich Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Maulbeeren, Kirschen. Auch treibt man Viehzucht und Seidenbau. Die Einwohner sind Tataren, welche einige Cultur besitzen. Nach Elphinstone begreift man unter dem Namen Turkhestan alles Land längs des Gebirges Belur und im Norden von Sir Darja; desgleichen vom Belur-Gebirge ostwärts, so weit man Türkisch spreche, heiße es auch unter fremden Beherrschern Chinesisch Turkhestan, und das Alpenland zwischen dem Amu Darja (Oxus) mit türkischen Einwohnern sey das afghanische Turkhestan zu nennen, weil das Afghanen-Oberhaupt da seinen Einfluß ausübt. — Turkhestan, Stadt an einem Nebenflusse des Sir-Darja, ist jetzt in Verfall, und hat kaum 300 Erdhütten, keine Bazars und wenig Handel. Nach Witsen ist in der Mitte der Stadt ein gezimmertes pyramidalisches Sepulcrum, in welchem ein Scheith (ein Chodscha, d. i. ein Nachkomme Mohammeds) verehrt werde. Man nenne es Astana, es sei 162 Fuß lang, 150 breit, die Mauern zierlich bemahlt, vergoldet und mit Thürmen versehen. Daneben wird das Grab des Eroberers von Sibirien (Iskir, Sibir, aus Dschingiskhans Geschlecht) verehrt.

Türkis ist der versteinerte Knochen eines Thieres und von himmelblauer, etwas zum Grünen sich hinneigender Farbe. Die letztere erhält er wahrscheinlich durch vitriolisches Kupferwasser, das über ihn hinfließt und in ihn eindringt. Man kann künstlichen Türkis verfertigen, wenn man calcinirtes Elfenbein in eine mit Hirschhorngeist gemachte Kupferauflösung legt, und es eine Woche in einer gelinden Wärme stehen läßt. Das beste Mittel, sie von den echten zu unterscheiden, ist, daß man sie mit einem Federmesser schabt. Die natürlichen Türkisse geben dann einen feinen Staub, die nachgeahmten aber kleine Späne. Die ersten kommen aus der Türkei, woher sie auch den Namen „Türkis" erhielten. Man findet sie auch in Persien. Lange Zeit hielt man sie für Edelsteine und bezahlte sie theuer.

Türkische Münzen finden sich insbesondere seit der Eroberung von Constantinopel durch Mahomet II. im Jahr 1453, seitdem sie eigne Münzen schlagen. Frühere Münzen sind entweder persische mit türkischem Stempel, oder kufische mit altarabischer Schrift, welche die Chalifen zu Bagdad, Damascus, Kufa (woher der Name kufische Münzen entstanden) und andere Arten in Asien und Afrika, — auch zu Corduba in Spanien — prägen ließen. Unter den türkischen Münzstädten sind Constantinopel, Alexandrien, Bagdad, Cahira, Algier, Tunis, Tripolis rc. die bekanntesten. Ein fester Münzfuß findet in diesem Reiche nicht Statt, wo oft die Willkühr als Gesetz gilt, und insbesondere die Statthalter in den entfernteren Provinzen den Münzfuß nach Belieben ändern. Der

türkische Glaube verbietet Bildnisse von Personen überhaupt, daher enthalten auch ihre Münzen keine dergleichen, sondern auf einer Seite nur den Thoghra, d. h. den Namen und die Insignien des Sultans in verschlungenen Linien, auf der andern einen Spruch aus dem Koran. Die Jahreszahl ist nach der Hedschra angegeben. Die bekanntesten türkischen Münzen, nach welchen auch gerechnet wird, sind die Piaster, welche ungefähr 12 Gr. gelten, die Para's, deren 40 auf einen Piaster und die Asper, deren drei auf einen Para gehen.

Türkische Sprache und Literatur. So wie die Türken oder Osmanen ein tatarischer Stamm sind, so ist auch ihre Sprache eine tatarische Mundart. Sie ist ihrem ganzen Bau nach sowohl von der persischen, als von der arabischen, und den mit dieser verwandten Sprachen durchaus verschieden; alle diese Sprachen weichen unter einander eben so ab, wie die russische und die derselben verwandten Sprachen von der lateinischen und deutschen. Die türkische Sprache hat für das Ohr etwas Volltönendes, aber zugleich Rauhes und Ernstes. Die Morgenländer haben verschiedene Sprichwörter, wodurch sie den Charakter der drei jetzt in einem großen Theile Asiens herrschenden Hauptsprachen, der arabischen, persischen und türkischen, zu bezeichnen pflegen; z. B. die arabische Sprache überrede, die persische schmeichle, die türkische strafe; arabisch habe im Paradiese die Schlange unsere Stammmutter angeredet, persisch haben Adam und Eva sich von Lieb' und Gegenliebe unterhalten, türkisch habe der Engel gesprochen, als er den ersten Ältern das Paradies versagen müssen. Die türkische Sprache ist zwar in ihrem grammatischen Bau sehr regelmäßig, aber an sich ist sie arm. Dieser Armuth ihrer Sprache haben die Türken jedoch dadurch abgeholfen, daß sie den ganzen arabischen und persischen Sprachschatz sich angeeignet und mit ihrer Sprache so verschmolzen haben, daß man ohne Kenntniß des Arabischen und Persischen zu keiner gründlichen Kenntniß des Türkischen gelangen kann. Durch die Vermischung drei so ganz verschiedener und sich ungleicher Sprachen wird aber auch die Erlernung des Türkischen sehr schwierig; denn eigentlich türkische, arabische und persische Wörter und ganze Redensarten wechseln sowohl in der Sprache des gemeinen Lebens, als in Schriften ohne Unterschied mit einander ab. Das Persische ist den Türken nöthig, ihrer Sprache im Umgang, in der Poesie, und in dem allen, was zum feinen Geschmack gehört, Annehmlichkeit und Zierlichkeit zu verschaffen; das Arabische aber, um wissenschaftliche und religiöse Begriffe und Gegenstände mit Bestimmtheit und Würde auszudrücken. Sie bedienen sich der arabischen Buchstaben mit einigen geringen Veränderungen, und lesen auch, wie die Juden und Araber, von der Rechten zur Linken. Sie schreiben auf eben diese Weise. Das Papier erhalten sie aus Europa, meistens aus Venedig, lassen es aber vor dem Gebrauche so glätten, daß es wie unsere Glanzleinwand aussieht. Ihre Federn werden von einem feinen Rohre geschnitten, und ihre Dinte gleicht unserer Buchdruckerfarbe. Sie schreiben auf den Knien, und höchstens dient ein Pappdeckel zur Unterlage. Die Lautbuchstaben oder Vocale, welche in kleinen geraden oder gekrümmten Strichen bestehen, und bald über, bald unter die Consonanten gesetzt werden, sind, den Koran ausgenommen, selten beigeschrieben. Das Lesen wird überdies noch durch die vielen ungleichen Alphabete und Charaktere, deren man sich im Schreiben bedient, ungemein erschwert; ein ganz anderes Alphabet wird in der

Kanzlei, ein anderes in Briefen, ein anderes in den Gerichten, ein anderes in wissenschaftlichen Aufsätzen, ein anderes in Rechnungen u. s. w. gebraucht. Wer das eine recht fertig lies't, kann darum noch nicht ein Wort in dem andern lesen. — Die türkischen Horden, welche sich zuerst in Kleinasien setzten, und von da in der Folge nach Europa übergingen, waren in dem dreizehnten Jahrhundert von den hinter ihnen hervorstürmenden Mongolen aus dem westlichen Theile der großen Tatarei in größern und kleinern Haufen in das mittlere und vordere Asien getrieben worden und hatten, einzeln nicht stark genug zu eigenen Unternehmungen, bei den Dynastien, in die sich damals Vorderasien getheilt hatte, Kriegsdienste genommen. Während dieser Lage traten sie zu Mohammeds Religion über, und nahmen mit dem Koran zugleich die arabische Schrift an. Aus jener frühern Periode ist keine Spur eines schriftlichen Denkmals vorhanden, welches vermuthen ließe, daß sich die Türken mit Wissenschaften beschäftigt hätten. Erst nachdem sie mit dem Mohammedanischen Religionsbuch eine Schrift erhalten, und, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, unter einem ihrer Emirn, Osman, in Kleinasien auf den Trümmern des griechischen Kaiserreichs von Bizanz eine selbstständige Macht begründet hatten, fingen sie allmählig an, das Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung zu fühlen. Schon Sultan Orkhan, Osmans Nachfolger, obgleich mit Krieg und Eroberungen beschäftigt, stiftete im J. 1336 zu Brussa in Natolien eine wissenschaftliche Lehranstalt (Mädrása), welche durch die Gelehrsamkeit der dabei angestellten Lehrer so berühmt wurde, daß selbst Araber und Perser es nicht verschmähten, Schüler der Osmanen zu werden. Ihre eignen Geschichtschreiber bemerken, daß die Monarchen dieser Dynastie, von Osman, ihrem Gründer, bis auf Achmed den Ersten, obgleich sie ihre Regierungen nicht alle in gleichem Maaße durch rühmliche Unternehmungen und Regententugenden verherrlichten, sie doch alle durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, und durch die Aufmunterungen, die sie denselben zu Theil werden ließen, auszeichneten. Das goldene Zeitalter der türkischen Literatur war (in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung) die Regierung Suleimans, mit dem Zunamen der Gesetzgeber, des Urenkels Mohammeds des Zweiten, dessen Siege dem römischen Reich ein Ende machten. In den türkischen Schulen und höheren Lehranstalten, die gemeiniglich mit Moscheen verbunden sind, und deren Zahl sich in Constantinopel auf mehrere Hundert beläuft, wird hauptsächlich arabische Grammatik, Logik, Rhetorik, Dialectik nach Lehrbüchern gelehrt, die im Mittelalter von Arabern in ihrer Sprache abgefaßt worden sind. Überhaupt sind die Araber des von uns sogenannten Mittelalters in Philosophie, Mathematik, Physik, Heilkunde, Gesetzwissenschaft und Theologie noch immer die Lehrer der Türken, über die sie sich nie zu erheben vermochten. Schriften über Astrologie, Traumdeuterei, und alle Arten von Wahrsagungskünsten machen keinen unbeträchtlichen Theil der türkischen Literatur aus, und werden noch immer studirt. Besonders behauptet die Astrologie bei den Türken nicht nur noch immer den Rang einer Wissenschaft, sondern sie ist auch von bedeutendem Einflusse auf alle Staats- und Privatangelegenheiten. Der Munedschim Baschi, d. i. der Ober- oder Hofastrolog, ist einer der wichtigsten Hofbeamten, indem die Zeit der wichtigsten Geschäfte von ihm bestimmt wird. Unter seiner Aufsicht werden auch die jährlichen Calender gefertigt.

Allein die Werkzeuge, ohne welche die Untersuchungen des scharfsinnigsten Physikers unvollkommen bleiben würden, sind in der Türkei, entweder ganz unbekannt oder man kennt sie blos als kindisches Spielzeug, das Anstaunen der Unwissenheit zu erregen, oder eine leere Neugierde zu befriedigen. Das Teleskop, das Vergrößerungsglas, die Electrisirmaschine und andere dergleichen Hülfsmittel der Naturwissenschaften wissen die Türken nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Selbst des Compasses bedienen sie sich bei ihrer Schifffahrt nicht allgemein. Es ist daher natürlich, daß Nautik, Astronomie, Geographie, Ackerbau, Chemie, und alle die Wissenschaften, die nach den großen Entdeckungen der beiden letztverflossenen Jahrhunderte fast ganz umgeschaffen worden sind, bei den Türken in einem höchst unvollkommnen Zustand seyn müssen. Geschichte lieben die Türken; aber ihre Geschichtswerke sind größtentheils entweder in einem trocknen Chronikenstyl, oder in einer schwülstigen, mit Bildern überladenen poetisch-prosaischen Schreibart abgefaßt. Einer ihrer ältesten und geschätztesten Annalisten ist Saad-ed-din, der, nachdem er Lehrer und Erzieher zweier Sultane gewesen war, als Mufti zu Constantinopel im J. 1599 starb. Seine Chronik hat den Titel: Tadsch-et tawarich, d. i. die Krone der Annalen, und geht vom Ursprung der Osmanen bis auf Selims I. Tod (1520), und wird von den Türken als ein classisches Werk betrachtet. Es ist von Launclavius in die lateinische, von Bratutti in die italienische, und von Podesta in die deutsche und lateinische Sprache übersetzt worden. In den Werken Naima's, Raschid's und Tschelebisade's sind die Annalen des türkischen Reichs vom Jahre 1592 bis 1727 in ununterbrochener Folge fortgeführt. Ausgezeichnet durch seine unter türkischen Gelehrten ungewöhnlichen historischen und literarischen Kenntnisse war Hadschi Chalfa, mit dem Zunamen Tschelebisade, der als Beisitzer des Centralrechnungsbureau (Basch Muhasseba) im J. 1657 zu Constantinopel starb. Unter dem Titel: Aufgedeckte Bücher- und Wissenschaftskunde verfaßte er in viel umfassendes encyclopädisches und bibliographisches Werk, worein die Namen aller von den Arabern, Persern und Türken gepflegten Wissenschaften, und die Titel aller in den Sprachen dieser drei Völker geschriebenen Werke vom ersten bis zum tausend und funfzigsten Jahre der Hedschra (1640 der christl. Zeitrechn.) aufgeführt sind. Dieses Werk diente zur Grundlage der Encyclopädischen Übersicht der Wissenschaften des Orients (von Joh. v. Hammer), Leipzig 1804, welcher Hadschi Chalfa's Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, vorgesetzt ist. Außer jenem bibliographischen Werke verfaßte Hadschi Chalfa mehrere Schriften, unter welchen besonders Chronologische Tafeln bemerkt zu werden verdienen, die von Adam beginnen, und bis zum Jahr 1640 gehen. Die von Reiske verfertigte lateinische Übersetzung derselben befindet sich noch ungedruckt auf der königlichen Bibliothek zu Copenhagen. Wie in den Wissenschaften, so sind auch in der Dichtkunst den Türken Araber und Perser die Muster, die sie nachahmen. Der Inhalt ihrer Gedichte ist größtentheils auf Mystik, Moral und Liebe beschränkt. Auch Räthsel, Logogryphen, Chronogrammen und andre dergleichen poetische Künsteleien sind bei ihnen sehr beliebt. Alle ihre dichterischen Erzeugnisse sind gereimt. Die Prosodie und die poetische Technik ist ganz dieselbe wie die der Araber und Perser. Mosnevi ist

ein langes Gedicht, worin jedes Distichon seinen besondern Reim hat; Gasel und Kasside sind Oden oder Lieder mit einem Reim; das Rubaji (Tetrastichon) ist meistens epigrammatisch; das Kitaa hat vier bis acht Strophen mit verschiednen Reimen, und ist auf alle Gegenstände anwendbar. Nachrichten von türkischen Dichtern und Proben aus ihren Dichtungen enthält Latifi, oder biographische Nachrichten von vorzüglichen türkischen Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken. Aus dem Türkischen des Monla Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelebi, übersetzt von Thomas Chabert, Zürich, 1800, 8. — Im Jahr 1727, unter der Regierung Achmeds III., wurde von einem aus Ofen gebürtigen Renegaten, Namens Ibrahim, mit Beihülfe eines Prager Juden, Chacham Jonas und durch Unterstützung des Großvezirs, Ibrahim Pascha, zu Constantinopel eine türkische Buchdruckerei errichtet, in welcher bis zum Jahr 1742 siebzehn Werke in 23 Bänden und 13,000 Exemplaren gedruckt wurden. Nach einem Stillstand von 43 Jahren ward die Buchdruckerei im Jahr 1783 unter der Regierung des Sultans Abdolhamid wieder hergestellt. Doch arbeitete sie nur etwa zwei Jahre, nach welchen sie wieder durch sieben andre unthätig stand. Im Jahr 1793 wurde sie von Abdorrhaman Efendi, einem verdienstvollen türkischen Geometer, welcher der Pforte als Abgränzungscommissär nach dem Frieden zu Sistov gute Dienste geleistet hatte, wieder in Thätigkeit gesetzt, und mit der in Chaßkoj (einer Vorstadt Constantinopels auf der Seite Pera's) neu errichteten Ingenieurschule verbunden. Hier blieb sie jedoch nur einige Jahre, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward sie in die zu Skutari angelegten Casernen der neuen Miliz verlegt. Bis zum Jahr 1806 wurden in derselben 26 Werke gedruckt. In den Stürmen der beiden Revolutionen von 1807 und 1809 wurde aber auch diese Buchdruckerei zerstört, jedoch von dem jetzt regierenden Sultan Mahmud IV. sogleich im Jahre 1809 wieder hergestellt. Ein vollständiges der in Constantinopel bis zum Jahr 1813 gedruckten Werke hat von Hammer in der Leipziger Literaturzeitung Nr. 42 des Jahres 1813 und Nr. 197 und 198 des Jahres 1814 gegeben. Vergl. auch Toderini's türkische Literatur (den ganzen dritten Band) und Lüdecke's Beschreibung des türkischen Reichs 3r. Th. S. 51 fgg. Alle in die Theologie und in die Gesetzwissenschaften einschlagenden Bücher sind vom Druck ausgeschlossen; die Verbreitung aller übrigen wissenschaftlichen Bücher durch den Druck ist durch besondere Gutachten der Ulema's (Gesetzgelehrten), welche einigen der vorzüglichsten Werke vorgedruckt sind, gut geheißen und empfohlen. — In Europa begann das Studium der türkischen Sprache erst mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Der kaiserliche Historiograph, Hieronymus Megiser, gab im Jahre 1612 die erste türkische Sprachlehre heraus. Seitdem wurde das Studium der türkischen Sprache vorzüglich zu Wien betrieben, da Österreich und die Pforte durch Nachbarschaft und durch mannichfaltige Unterhandlungen in Angelegenheiten des Kriegs, des Friedens und der Handlung stets in Berührung mit einander standen, wobei es der erstern Regierung immer einleuchtender werden mußte, wie viel besser ihr Interesse bei der Pforte durch Gesandte und Geschäftsmänner, welche selbst der türkischen Sprache mächtig wären, würde wahrgenommen werden, als durch gewöhnliche Dolmetscher, wie sie der Zufall in dem Augenblicke des Bedürfnisses und

der Geschäfte darbot. Das größte Verdienst um das Studium der türkischen Sprache erwarb sich Franz von Mesgnien Meninski, kaiserlicher Hofkriegsrath und Hofdolmetscher, welchem man nicht nur die beste türkische Sprachlehre (in lateinischer Sprache, zuerst Wien, 1680, Fol.), sondern auch das vollständigste türkische Wörterbuch verdankt. Die erstere wurde, mit Übungen im Analysiren und Lesestücken vermehrt von Kollar (Wien, 1756, 4.), das letztere, gleichfalls stark vermehrt, von Jenisch, auf kaiserliche Kosten (Wien 1780 — 1803) aufs neue herausgegeben. Türkische Sprachlehren in französischer Sprache, in welchen die türkischen Worte mit lateinischen Lettern gedruckt sind, hat man von Preindl (Berlin 1789, 8. mit einem Wörterbuche), und von Viguier (Constantinopel 1790, 4.). Aus der von der Kaiserin Maria Theresia im J. 1753 zur Bildung junger Diplomatiker für Geschäfte mit der Pforte gestifteten orientalischen Akademie zu Wien gingen mehrere gelehrte Kenner des Türkischen hervor, von welchen besonders von Jenisch, von Stürmer, von Chabert und von Hammer genannt zu werden verdienen. Außerdem haben sich auch Toderini (durch sein in italienischer Sprache verfaßtes Werk über die türkische Literatur, Venedig 1787 in drei Octavbänden), Muradgea d'Ohsson, Joh. Christ. Clodius, Goldermann und von Diez um die Kenntniß der türkischen Sprache und Literatur verdient gemacht.

Turkomannien ist der Name vorzüglich zweier asiatischen Länder, welche von den Turkomannen, richtiger Truchmenen (einem Volke, das sich auch noch in mehreren andern Gegenden Asiens verbreitet hat) bewohnt werden. Das eine Turkomannien oder Truchmenenland ist ein Theil der freien Tatarei, und liegt auf der Ostseite des caspischen Meeres, zwischen diesem und dem Aralsee, eine meist sandige zum Theil unfruchtbare Steppe, die Mangel an Bewässerung leidet, jedoch auch einzelne, ziemlich fruchtbare Landstrecken in sich schließt; zum Theil ist das Land auch bergig. Es bringt etwas Getraide hervor, doch ist die Viehzucht wichtiger als der Ackerbau. Es giebt daselbst Kameele, Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Wildpret und an Geflügel und Fischen ist kein Mangel. Die Einwohner, Truchmenen, gewöhnlich Turkomannen genannt, sind ein tatarischer Stamm, sehr roh, unwissend, ungebildet, Freiheit liebend und mit Gesetzen unbekannt. Sie leben nomadisch, nur wenige treiben Ackerbau und Gewerbe. Sie haben weder Fürsten noch Adel, sondern stehen blos unter erwählten Stammältesten, die jedoch auch wenig Ansehen und Gewalt haben. Sie können gegen 40,000 Mann ins Feld stellen. Die herrschende Religion ist die Mohammedanische. Dazu gehören die kulalischen Inseln im caspischen Meere, wohin die Russen des Seehundsfangs wegen kommen, der Bezirk Mangischlak mit dem Hafen Katschak-Kultuk, welcher für einen der besten an den Küsten des caspischen Meeres gehalten, und des Handels wegen häufig von russischen Schiffen besucht wird. Das zweite Turkomannien, auch türkisch Armenien genannt, begreift den türkischen Antheil an dem Lande Armenien (wovon der östliche Strich zu Iran gehört), und liegt im östlichen Theile der asiatischen Türkei, zwischen Iran, den russisch caucasischen Ländern, Natolien, Syrien und Kurdistan. Es ist ein ziemlich raues Gebirgsland, wo sich die Zweige der Gebirge Taurus und Caucasus in einander verflechten, sich der sehr hohe Ararat erhebt, und wo die Flüsse Tigris, Euphrat und Kur entspringen.

Der Boden ist im Ganzen nicht sehr fruchtbar, so daß sein Anbau einen anhaltenden Fleiß erfodert. Doch giebt es auch, besonders in dem südlichen Theile, schöne Gegenden, die einen ergiebigen Boden haben, und unter andern Feigen, Mandeln, Granatäpfel ꝛc. hervorbringen. Die hier wohnenden Turkomannen, oder Truchmenen (außer welchen es auch Armenier giebt) sind gleichfalls ein nomadisirendes Volk, das in Horden getheilt ist, deren jede ein Oberhaupt an der Spitze hat. Ihr Vermögen besteht meistens in Vieh, in Büffeln, Kameelen, Ziegen und besonders Schafen. Die Weiber spinnen Wolle und weben Tapeten. Die Männer thun nichts, als Tabak rauchen und ihr Vieh hüten. Sie sind beständig zu Pferde, haben ihre Lanze auf der Achsel, den krummen Säbel an der Seite, die Pistole im Gürtel, und sind muthige Krieger, die von den Türken gefürchtet werden. Dieses türkische Armenien oder Turkomannien ist in die drei Paschaliks Arzerum oder Erzerum, Kars und Wan getheilt. Man findet darin die ziemlich ansehnlichen Städte Arzerum oder Erzerum, Bajazet und Wan.

Turmalin, oder electrischer Schörl, ist eine zum Kieselgeschlecht gehörige Steinart, am häufigsten von grüner und brauner Farbe verschiedner Höhe. Er hat die besondre Eigenschaft, daß er durch Erwärmung electrisch wird, und electrische Pole erhält. Um das zu bemerken, darf man ihn nur 1 — 2 Minuten in heißes Wasser tauchen, und ihm hierauf leichte Körper nähern; sogleich werden diese wechselsweise von ihm angezogen und abgestoßen. Indessen äußert er diese Electricität nur bei gewissen Graden der Erwärmung (30 — 80° Reaumur), so daß er bei größerer Hitze nur dann erst die electrischen Erscheinungen wieder zeigt, wenn er etwas abgekühlt ist. Nicht alle Turmaline äußern gleich starke electrische Wirkungen; aber der braune und hyazinthrothe die stärksten. Er wird in Ceylon, Brasilien, Spanien, Frankreich, der Schweiz, Deutschland und andern Ländern gefunden. Die weißen Bergcrystalle, in welchen schwarze, nadelförmige Turmalin-Crystalle eingewachsen sind, werden **Haarsteine** genannt.

Turniere (franz. tournois, lat. torneamenta, von den Schwenkungen und Wendungen der Kämpfenden), ritterliche Lustkämpfe zu Roß oder Fuß, wo Mann gegen Mann in voller Rüstung mit Speer oder Schwert kämpfte. Die Schilderung derselben findet man unter dem Artikel **Ritterspiele**. Hier blos von dem **Geschichtlichen**. Der erste Ursprung der Turniere ist ungewiß. Einige neuere, wie Herder, haben behauptet, daß der Ursprung der Turniere und des Ritterthums bei den Arabern zu suchen und das deutsche Ritterwesen blos eine Nachbildung des arabischen sey. Allein alle geschichtlichen Denkmale beurkunden, daß das Ritterthum ein reingermanisches Institut ist, und sich außer Deutschland nur noch in den Ländern entwickelt hat, wo deutsche Völkerstämme sich niedergelassen hatten; wobei freilich nicht geläugnet werden kann, daß die Kämpfe und der Verkehr mit Normannen und Arabern viel zur fernern romantischen Ausbildung dieser Institute beigetragen haben. Im 9ten oder 10ten Jahrhundert erhielten sie ihre völlige Ausbildung bei den Franzosen, denn bei dieser Nation sind sie unstreitig am ersten in ihrer nachmaligen Gestalt bekannt gewesen. Ein französischer Edelmann, Gottfried von Preuilly, war um 1066 der erste, der die Gesetze und Gewohnheiten der Turniere sammelte, die im 12ten und 13ten Jahrhundert auch bei andern Nationen angenommen wurden. Daß der deutsche König Heinrich I. die Turniere erfunden habe, ist un-

gegründet. Sebastian Münster, ein nicht ganz verwerflicher Zeuge, meldet in seiner Erdbeschreibung, daß das erste große deutsche Turnier schon im J. 1036 zu Magdeburg gehalten worden. Die Gesetze bei den Turnieren waren in der Hauptsache überall gleich, aber in Nebendingen, besonders was die polizeilichen Anordnungen dabei betraf, waren sie oft sehr verschieden. Eine Sammlung solcher Gesetze findet sich in Rürners Turnierbuch. Außer der ritterlichen Geburt (turnierfähige Geschlechter), war ein durchaus unbescholtner Wandel eine unerlaßliche Bedingung, um beim Turnieren zugelassen zu werden. Es scheint jedoch, daß man nicht immer ganz streng diese Gesetze beobachtet habe, weil sonst viele Ritter nicht hätten zugelassen werden können. Die ältern Turniere waren die, wo Haufen gegen Haufen, die spätern, wo Mann gegen Mann focht (Rennen). Zu den großen Turnieren, welche ein Fürst oder ein Hoher von Adel anstellte, geschahen die Einladungen an benachbarte Fürsten und Ritter auf eine sehr feierliche Art; eben so wurden auch die Kampfrichter oder Turnierkönige gewählt. Die Turniere wurden dann durch Herolde öffentlich ausgerufen. In Deutschland wurden diese Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern freien Plätzen der Städte gehalten, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarschaft von Städten. Es wurden dazu eigne Schranken und Rennbahnen errichtet, und viel Volks strömte herzu. Vor dem Tage des Turnierens selbst mußten die, welche daran Theil nehmen wollten, wenn es nicht fürstliche Personen, oder sonst schon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Der, welcher das Turnier veranstaltete, setzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, sondern trug auch alle übrigen Kosten des Turniers und bewirthete die fremden Gäste bisweilen mit großem Aufwande. Eine Beschreibung davon findet man in Beckers Weltgeschichte IV. Theil S. 476. Außer diesen feierlichen Turnieren foderten bisweilen einzelne Ritter andere zu einem Turniere heraus, um etwa eine gekränkte Ehre oder sonst etwas zu verfechten. Sie durchzogen in dieser Absicht wohl mehrere Länder, und hießen irrende, fahrende Ritter. — Die Waffen, deren man sich bei den Turnieren bediente, waren anfangs unbeschlagen Kolben, und stumpfe Schwerter, dann aber, und fast ausschließlich, Lanzen oder Speere. Je größer die Zahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei einem Turniere aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. Man nannte diese Waffen stumpfe Waffen (armes courtoises, gracieuses). In der Folge wurden auch scharfe Waffen gewöhnlich, und die Turniere wurden nun blutig und mörderisch. Aus diesem Grunde, und wegen des ausschweifenden Luxus, der oft dabei Statt hatte, verboten Könige, Päpste und Kirchenversammlungen die Turniere bei schwerer Ahndung; dessen ungeachtet aber dauerten sie noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießpulvers, welches die bis dahin gewöhnliche Rüstung der Ritter unnütz machte, die ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Änderung des Geschmacks und der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16ten Jahrhunderte nach und nach aufhörten. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) sie ganz verhaßt gemacht. Man erneuerte sie zwar später hier und da wieder, aber blos zur Lust. Die Caroussels (s. d. Art.) traten an ihre Stelle. An einigen deutschen Höfen wurden noch bis ins 18te Jahrhundert Fuß-Turniere, ganz im Geschmack der frühern Zeiten, jedoch blos als Lustbarkeit, angestellt. Das letzte bekannte Fest dieser Art

war das Turnier, welches am Hofe des Konigs August II. im Jun. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Offiziere von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet.

Turnkunst, die jüngste Tochter der uralten Gymnastik (s. d. Art.), verdankt ihr Daseyn seit 1810 dem um die Sache des Vaterlandes vielfach verdienten D. Friedr. Ludw. **Jahn** (s. d. Art.). Die **Turnkunst** will durch eine mit Umsicht geregelte und mit Sorgfalt geleitete Ausbildung der Körperkraft anständige Haltung des Körpers, nach den Umständen scharf abgemessene schnelle Bewegung, physische Stärke und Dauer, Sinnenschärfe und frohen Muth hervorbringen. Es ist bekannt, wie schon die Griechen, und wie unsere Altvordern im Turnwesen und den ritterlichen Übungen ein Ähnliches zu erringen bemüht gewesen. Aber es verschwanden alle diese Übungen durch die Zeit und die veränderten Ansichten der Menschen. Erst in neuerer Zeit gedachte man wieder in Deutschland der Nothwendigkeit einer Leibesbildung, neben jener des Geistes. In Basedows Philanthropin zu **Dessau** wurden zuerst solche Leibesübungen getrieben, die man mit dem Namen Gymnastik bezeichnete. Von hier aus gingen sie mit Salzmann nach **Schnepfenthal**, wo bald die vorzüglichste Pflanzschule für Gymnastik entstand, die GutsMuths vorzüglich ausbildete. Sein Werk über die Gymnastik (1 Aufl. 1793) und **Vieths** Encyclop. der Leibesübungen 2. Theil, Berlin 1794, lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Erziehungsgegenstand in mehrern Gegenden, vor Allem in Dänemark. Als nun zur Zeit des Franzosendruckes jeder deutsche Mann nach Freiheit schmachtete, überall aber Verweichlichung des Volks das Streben nach ihr hemmte, da ward es den Verständigern im Volke klar, wie nur durch Jugendbildung die Freiheit vorbereitet werden könne; und D. Jahn machte schon im J. 1810 die Einwohner Berlins mit der körperlichen Ausbildung der Jugend zugleich in Beziehung auf künftige Vaterlandsvertheidigung unter dem Namen der Turnkunst bekannt; hierauf eröffnete er 1811 im Frühjahr den ersten Turnplatz in der Hasenhaide.] Obschon, wie fast jede gute neue Einrichtung, auch diese Anstalt anfänglich viele Widersacher fand, so ward doch dem Volke der wahre Zweck des Ganzen immer mehr klar. Die Anstalt nahm zu; schon 1812 konnten mehrere als Vorturner auftreten. Hierbei bildete sich ein Verein, welcher zum Zweck hatte, über alles, was dem Turnwesen förderlich seyn könnte, sich zu besprechen. Als aber Jahn späterhin mit allen wehrhaften Turnern ins Feld zog, stand einer seiner besten Schüler, Ernst Eiseler, der Turnanstalt zwei Jahre lang vor. Nach beendigtem Kriege breitete sich die Turnkunst, deren Vortheil in ihm sich bewährte, in Deutschland immer weiter aus, und es gab bei vielen Schulen zugleich Turnanstalten. **Turn** ist ein altdeutsches Wort, das drehen, wenden, lenken, schwenken rc. bedeutet und aus dem Deutschen mit in das Latein des Mittelalters (tornare, torneamentum, Turnier) und in das Französische hinüberkam. So wie dies, sind alle bezeichnende Kunstwörter bei der Turnkunst aus dem Deutschen entlehnt. — Ein Turnplatz muß hoch und trocken liegen, eben und von festem Boden seyn und wenigstens einige Bäume haben; von großem Vortheil sind nahe Anhöhen; wo diese fehlen, sollen wenigstens Schanzen von den Turnern aufgeworfen werden. Auch muß gutes Trinkwasser in der Nähe seyn. Die Bahnen werden, wo fester Boden mangelt, von Lehm geschlagen,

und dann durch aufgestreuten Sand weicher gemacht. Kann ein kleiner Laubwald in die Anlage des Turnplatzes gezogen werden, so ist es desto besser, nur hüte man sich vor Nadelwald. — Zu dem nothwendigsten Turnzeuge gehören: Springel, Beutel, Schnuren, Springstangen, Recke, Schwingel, ein Schwebebaum, ein Pfahlkopf, Gere, Zieh- und andere Seile, Klettertaue, ein Klettermast, Kletterstangen, eine Klimmleiter, ein Schwimmgürtel mit Stange ꝛc. Der Springel oder Springpfeiler besteht aus zwei aufrecht stehenden Pfählen, in denen Löcher über einander angebracht sind, in welche man Pflöcke steckt, über welche eine Schnur gezogen wird. Die Springstäbe nimmt man von Fichten- oder Kiefernstämmchen, 7 — 11 Fuß lang, am stärkern Ende zum Einsetzen etwas zugespitzt. Das Reck ist eine auf zwei Balken wagrecht ruhende Stange, gegen 2½ Zoll stark und 4 — 5 Ellen lang. Für Geübtere muß es so hoch seyn, daß sie es nur im Sprunge erreichen; für Kleinere nur schulterhoch, oder auf einem höhern und niedrigen Balken ruhend. Es dient dieses Reck zu vielen Hang-, Schwung- und Handlaufübungen. Der Schwingel ist ein gepolstertes Gerüst, in der Mitte sattelähnlich, in der Hauptsache wie die Schwing- und Springpferde auf den Voltigirsälen. Unter Schwebe- oder Wagbaum versteht man einen schlanken, astlosen Fichtenstamm, von 40 Fuß Länge und 10 Zoll Stärke am Stammende. Dieser ruht auf einem zwischen zwei Ständern angebrachten Dorn, welcher, da die Ständer mit Löchern über einander versehen sind, höher und niedriger gesteckt werden kann. Der Baum darf weder zu viel noch zu wenig schwanken; auf ihm muß sich der Turner, ungeachtet seines Schwankens, erhalten und bewegen lernen. Der Pfahlkopf ist ein auf einer Säule befestigter Kopf mit einem Gelenke, mittelst dessen er auf den Treffwurf zurückschlägt und hängen bleibt. Da die Würfe oft weit abgehen, so ist es nöthig, daß die Wurfbahn wenigstens 30 Fuß Breite habe, und hinten durch eine Bretwand oder einen Erdwall geschlossen sey. Ger heißt ein langer Schaft, mit einer vier Zoll langen, kegelförmigen, eisernen Spitze und einem zwei Zoll langen eisernen Ring am Schaftende; der Ring muß so viel Gegengewicht halten, daß der Schwerpunkt des Gers um zwei bis drei Zoll aus der Mitte nach der Spitze zu geht. Nach Alter und Kraft müssen diese Gere verschieden seyn. Die Klettertaue müssen ⅘ — ⅘ Zoll stark und 20—40 Fuß lang seyn. Der Klettermast mag 20 — 60 Fuß Höhe, 6 — 12 Zoll Stärke und oben einen Querbalken zum Ausruhen haben. Die Kletterstange muß von 2 — 4 Zoll Stärke und 10 — 30 Fuß Höhe und, wie der Klettermast, gut gehobelt seyn. Die Klimmleiter ist nichts weiter, als eine Strickleiter. Unter Schwimmgürtel versteht man einen breiten Bund, der um die Brust bei Schwimmübungen gelegt und vorn zugeknöpft wird. Hinten ist am Bunde ein Seil befestigt, das der Schwimmlehrer entweder frei hält oder das an einer Stange festgemacht ist, die unten einen hölzernen Bügel hat, welchen man gerade auf die Hüfte stemmt. Hierdurch kann man nach Gefallen den Turner über dem Wasser erhalten oder ihn untersinken und tauchen lassen. — Die Turnübungen zerfallen überhaupt in Vor- und Hauptübungen und sind folgende: I. Das Gehen. Hierbei wird in den Vorübungen Anstand, Dauer, Schnelligkeit und Gewandtheit geübt. Als Turnübungen betrachtet man 1. den Kriegsschritt, wobei Haltung des Körpers, das Blickwerfen oder die Kopfbewegung, halbe und ganze Wendung, gewöhnlicher und Ge-

schwindschritt, die Richtung in Gliedern, das Schließen, Marsch gerad aus, der Schräg- und Reihenmarsch, die Richtungsveränderung, Frontstellung aus dem Reihenmarsche, Auslaufen der Rotten, Schwenkung von der Stelle und im Marschiren berücksichtigt wird. 2. Den Turngang, ein starker, anhaltend fortgesetzter Weg in irgend eine Gegend, wobei Jeder sein Bedürfniß in einer Tasche selbst trägt und so wenig als möglich zu bedürfen sich gewöhnt. 3. Den Turnzug. Er besteht in einer unvermutheten Wanderung nach einem vorgesteckten geraden Ziele, ohne auf örtliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, also durch Flüsse, Wälder etc. ohne Weg und Steg; er soll den Fall darstellen, daß dem Feinde durch einen solchen Zug zuvorgekommen werden soll. 4. Den Turnschritt: ein Geschwindschritt auf der Turnbahn nach der Zeit bestimmt, der den Zweck hat, durch Schnelligkeit Zeitkürze zu überwinden. 5. Das Laufen. Vorübungen sind langsames Traben und Ablaufen eines Weges von 10 Minuten, die endlich kaum zum dritten Theil gebraucht werden; dabei darf Keiner am Ziele außer Athem seyn. Turnübungen sind: der Schlängellauf, wobei eine Bahn in Schlangenlinien oder sternförmig angelegt werden muß; der Schnelllauf, wozu die Bahn, 312 rheinl. Fuß lang, nicht zu angreifend werden darf; der Langlauf, auf die Dauer im Laufe berechnet, wobei mit offner Brust und unbedecktem Kopfe zu laufen und dann 10 — 12 Minuten langsam umherzugehen ist; der Springlauf, welcher zur Absicht hat, die beim Laufen sich entgegenstellenden Hindernisse des Bodens durch Sprung zu überwinden, was man durch aufgeworfene Gräben bewirken kann; und der Trablauf, dessen Zweck es ist, den Feind, dem man sich langsam genähert, nachdem man sein Feuern abgewartet, beim Laden schnell anzufallen. II. Das Springen. Der Sprung, welcher mit Beihülfe der Arme und Beine geschieht, ist ein gemischter, der hingegen, welcher nur durch Schnellkraft der untern Glieder erfolgt, ein reiner Sprung. Zu dem Sprung überhaupt gehört 1. der Hochsprung. Vorübungen sind der Hüpfgang, der Hüpflauf und das Hüpfen, wobei die Fußspitzen allein thätig sind, der Aufschlag mit den Fersen an das Gesäß, der Kniehub nach der Brust zu. Hauptübung ist der Hochsprung, welcher sich in den Hochsprung mit Anlauf und ohne Anlauf theilt; der Anlauf muß stets leicht auf den Fußspitzen fortlaufend genommen werden. Wenn die Turner wenigstens bis zur Hüfte zu springen gewöhnt sind, kann man zum Kreissprung vorschreiten. Dann bilden die Turner laufend einen Kreis, auf dessen Bahn der Springel steht; jeder überspringt die Schnur des Springels, sobald er sich ihr nähert und durchläuft dann den Kreis von neuem. Wird dieser Sprung mit der Waffe gemacht, so darf diese die Schnur nicht berühren; geschieht er mit dem Degen zum Herabstoßen und Forttragen des Ringes vom Ringpfeiler, so muß der Stich geschehen, wenn der Turner über der Schnur schwebt. Der Turnsprung geschieht gliederweise, wobei die Springelpfeiler so weit aus einander gerückt werden müssen, als das Glied breit ist. 2. Der Weitsprung. Vorübungen sind: der Satz und der Fortsatz, der in immer wiederholten Sätzen bis zum Ende einer Bahn besteht. Hauptübung ist der eigentliche Weitsprung. Er theilt sich in den Anlauf, Absatz und Niedersprung. Als Turnübungen dienen: der Sprung über den langen, 1 Fuß tiefen Graben, zuerst ungebunden, dann mit Gewehr, endlich im Trab; und der Schlängelsprung über einen in Krümmungen laufenden Bach oder Graben. 3. Der Tiefsprung. Dieser

ist **rein**, wenn die Hand nicht dabei angewendet wird, **gemischt**, wenn man diese gebraucht. Damit der Stoß sich nicht in gerader Richtung durch das Rückgrath fortflanze, springe man nie auf die Ferse, sondern auf die Zehen und beuge den Körper zusammen. Zu dem gemischten Sprunge gehören der Sprung mit dem Stabe und der Hochsprung mit dem Stabe. Die Vorübungen bestehen in der Hebung und der Wendung, bei welcher letztern das Gesicht im Niederspringen nach dem vorigen Standpunkte des Turners gerichtet seyn muß. Hauptübung ist der Hochsprung mit dem Stabe selbst. Hierbei muß der Anlauf nach dem Stützpunkte hin immer schneller werden, und Aufsprung und Einsetzen des Stabes eins seyn. Man hat auch den Weit- und Tiefsprung mit dem Stabe. Als Anhang hierzu gehört der Sprung im Reifen, im Strick und im Seile. Bei den erstern beiden Übungen schwingt sich der Turner, aufhüpfend, den Reifen und den Strick selbst unter den Beinen und über den Kopf weg; bei dem Sprung im Seil thun dies andre als der Springer. III. Das **Schwingen**. Zum Behuf desselben dient der Schwingel oder das Schwingpferd. Die Vorübungen müssen allein Hände und Arme gewöhnen, durch Stemmen, Heben, Handgehen, Aufsprung in den Sattel, Sprung über den Sattel, Hinaufsprung stehend in den Sattel. Außerdem sind noch als Turnübungen: Aufschwung in den Sattel, Aufsprung im Sattel, Niederschweben in den Sattel, Herabschwingung vom Sattel, Übersprung rechts, Aufsprung stehend in den Sattel. IV. Das **Waghalten oder Schweben**. Dieses zerfällt als Vorübung in das Wagstehen auf einem Beine, auf einem Pfahle und in das Waggehen auf dem Ruhbaum (einem auf dem Boden liegenden geschälten Fichtenstamm), der Kante eines Bretts u. s. w. Die Pfähle dürfen nur einen Fuß hoch und oben drei Zoll stark seyn. Hauptübung ist das Waghalten auf dem Wag- oder Schwebebaum. Auf diesem versucht der Anfänger zuerst sich an der Hand des Lehrers zu halten, dann ohne diesen; später auch, wenn man ihm seine Bahn durch Steine, durch eine vorgehaltene Ruthe &c. erschwert. Endlich nöthigt man ihn, auf der schwankenden Spitze des Baums sich umzudrehen, rückwärts zu gehen, einem ihm begegnenden Turner auszuweichen, sich zu setzen und aufzustehen &c. Hierbei ist nöthig, daß man die Füße auswärts setze, langsam und mit geradem Körper gehe und den Baum, wenn er zu sehr schwankt, wieder in Ruhe kommen lasse. Als Turnübung dient der Wagekampf, wenn sich zwei Turner auf einer schmalen Fläche begegnen und einander herabzustoßen bemüht sind, der Steg, wo ein Wagbaum über ein tiefes Wasser gelegt und von den Turnern überschritten wird &c. Hieher gehören auch die bekannten Übungen: das Stelzengehen, das Schlittschuhlaufen und das Gleiten mit den Füßen auf dem Eis. — V. Das **Klimmen und Steigen**. Hierbei kommt alles an auf Muskelkraft und Nervenstärke, auf Muth und Fassung. Zu den Vorübungen gehören hier: das Hängen am Reck mit gestreckten und gekrümmten Armen, das Heben, wobei der Turner sich mittelst der Arme so hoch hebt, daß er über das Reck hinübersieht; der Hangschwung oder das Hängen am Reck mit hinauf- und hinabgeschwungnen Füßen; der Liegehang, wo man mit Armen und Beinen das Reck umklammert; der Ruhhang, wo dies nur eine Seite des Körpers thut, indeß die Glieder der andern ruhend herabhängen; das Gehen mit den Händen am Reck, das Anhängen mit den Knien, indem man die Hände losläßt; das Fortgleiten sitzend auf dem Reck,

indem man bei jedem Fortgleiten sich auf die Hände stützt 2c. Zu den wirklichen Turnübungen rechnet man: die verschiedenen Arten die Leiter zu erklimmen; das Klimmen am Mast, an der Strickleiter, am Seile senkrecht und quer, am Baume 2c. — VI. Das Ringen. Als Vorübungen desselben sind zu betrachten: das Heben mit ausgestrecktem Arme; das Ziehen mit der Hand und den Schultern, das Ringen um einen Apfel oder dergleichen, damit die Hände sich gewöhnen fest zuzuschließen; das Fortdrängen des Gegners; das Heben und Umfassen desselben, damit er den Boden nicht mehr berühre; das Niederwerfen. Als Turnübungen: der Kampf am Seile, wobei beide Partien das Seil an sich zu ziehen bemüht sind; der Gränzkrieg, wo der Einfall abgewehrt werden soll. Hierbei ist es leicht, gewisse, für künftige Vaterlandsvertheidiger unerlaßliche Grundsätze in Absicht auf Kriegsstand einzuprägen und allerhand Dinge auszuführen, wie sie im Kriege zu geschehen pflegen. — VII. Das Werfen. Die Absicht dabei ist: Stärkung der Hand, des Arms, der Schultern und Brustmuskeln und Übung des Auges. Das Werfen ist zweierlei: Steinwerfen und Werfen mit dem Spieß oder Ger. Bei der erstern Art hat man Steine nöthig, die breitgedrückten Kugeln oder Linsen gleichen; andere sind für Anfänger nicht anwendbar. Mit diesen macht man nun entweder den Schwungwurf, der am gewöhnlichsten ist, oder den Hebewurf, wie z. B. beim Kegelschieben üblich. Als Ziel dient eine Scheibe oder der Pfahlkopf. Bei dem Werfen mit dem Spieß ist der Wurf entweder Kernwurf geradeaus, oder Bogenwurf in einem Bogen nach dem Ziele. — VIII. Das Schießen. Dies geschieht bis zu einiger Reife des Turners mit dem Bogen, der am besten von Maasholder, Iben- oder Ahornbaum genommen wird. Die Pfeile macht man von Fichtenholz; die Befiederung nimmt man von den Schwanzfedern der Vögel und leimt sie hinten am Pfeile fest. Ist der Turner verständiger, älter und kräftiger geworden, so übt er den Büchsenschuß nach dem Ziele; anfänglich mit Anstemmen und Auflegen, später aus freier Hand. — IX. Das Baden, am besten in fließendem Wasser. Mit Anfängern beginne man es nur in der heißen Jahreszeit, und bade überhaupt lieber Nachmittags, wo das Wasser durch die Strahlen der Sonne schon mehr erwärmt worden. Sobald man aber einiges körperliche Übelbefinden bemerkt, ist das Bad auszusetzen; desgleichen zur Zeit der Verdauung. Wie sehr man sich vor aller Erhitzung zu hüten, ist bekannt genug. Ehe man in das Bad geht, benetze man Kopf, Brust und Beine, und werfe sich dann schnell ins Wasser. So lange bis Frost eintritt, kann man immerhin im Wasser bleiben. — X. Das Schwimmen. Dabei kommt es vorzüglich auf die Muskeln der Brust und Arme an, deren Stärkung durch den Eindruck des frischen Wassers gar sehr befördert wird. Das Rudern bewirkt man dadurch, daß man die breitern Flächen der untern und obern Glieder dem Wasser entgegensetzt, und wenn man einen zweiten Ruderschlag beginnen will, die schmalen schneidenden Seiten zur Rückbewegung dem Wasser entgegenstellt. Die Hauptarten des Schwimmens sind: 1. das Schwimmen auf der Brust: die allgemeinste Art und der Grund von allen übrigen Schwimmarten. Der Turner liegt dabei schräg im Wasser, mit scharf zurückgebognem Kopf und Hals, die Arme vor sich hinausgestreckt, mit dem Daumen der Hand etwas tiefer, die Finger fest geschlossen, die Beine tiefer und aus einander gespreitet, die Füße bis zum Hintern heraufgezogen. Hierauf streichen die beiden Arme seitwärts in

einem Bogen, jedoch nicht bis zu den Hüften aus, die Daumen immer noch tief; die Füße streichen in zwei Bogen weit aus einander und zugleich in die Tiefe, wobei die äußern Flächen der Beine und die obern der Füße rückwärts gegen das Wasser drücken. Um einen neuen Stoß oder Ruderschlag zu machen, müssen sich die Hände mit der schmalen Seite gegen das Wasser vor die Brust ziehen, und werden da wie vor dem ersten Ruderschlage ausgestreckt, desgleichen ziehen sich die Beine in dieselbe Stellung wie vorher, und so erfolgt ein neuer Ruderschlag. Nur ist zu bemerken, daß die Kniee nicht nach dem Kinn hinaufstehen, sondern weit aus einander gespreitet seyn müssen, weil man außerdem sich unter das Wasser arbeiten würde. 2. Das Wassertreten. Hierbei gebraucht man die untern Glieder eben so, wie beim Schwimmen auf der Brust; der Turner steht aber und hält die Hände dabei über Wasser. 3. Das Schwimmen auf dem Rücken. Man legt sich sanft aufs Wasser rücklings nieder und hält den ganzen Körper mit angeschlossenen Oberarmen starr. Die Hände liegen neben dem Schenkel, doch so, daß die Daumenseite mehr abwärts gekehrt ist. In dieser Lage macht man die Ruderschläge in der Gegend der Schenkel kurz und schnell und erhält sich dadurch über dem Wasser. 4. Das Tauchen geschieht kopf- und fußwärts. Beim erstern steckt man, wenn man auf der Brust schwimmt, den Kopf ins Wasser und streicht mit der innern Handfläche nach der obern Wasserfläche hinauf; beim letztern stellt man sich in die Lage des Wassertreters und hält die Hände steif an die Schenkel, dann schlägt man mit steifen Armen und Händen von den Schenkeln nach dem Wasserspiegel aufwärts und sinkt so ziemlich schnell. Will man wieder herauf, so tritt man mit den Füßen stark auf und schlägt mit den Händen nach unten. 5. Das Schwimmen unter dem Wasser ist aus Tauchen und auf der Brust schwimmen zusammengesetzt. Der Schwimmer taucht und schiebt sich während des Tauchens gerade unter der Wasserfläche fort. 6. Das Wasserspringen. Hierbei muß man die Arme vor die Brust legen und die Beine an einander schließen; will man mit dem Kopfe zuerst ins Wasser, so hält man beide Hände vors Gesicht, so daß sie einen Schnabel bilden, welcher die Wasserfläche spaltet, durch welche nun der übrige Körper nachfolgt. Sehr hat man sich hierbei zu hüten, daß der Leib mit seinen Flächen aufs Wasser falle. Beim Unterricht ist der Schwimmgürtel sehr zu empfehlen. Als Turnübungen dienen: das Schnellschwimmen, das Wettschwimmen auf Dauer, das Überschwimmen eines Stroms, die Botschaft, das Schwimmen in voller Kleidung, das Grundholen, die Rettung. — Da alle Turnkunst den jungen Menschen so bilden soll, daß er von den Beschwerden des Lebens so viel als möglich zu seinem Vortheile kehre, und insbesondere den Krieg sich erleichtere, so muß bei den Turnübungen auf Übung der Sinne gesehen, mithin das Auge durch Fernsehen, das Gehör durch Horchen und durch Bewußtwerden der Richtigkeit des Gesehenen und Gehörten geübt werden. — Dies alles gab der Turnkunst eine große pädagogische Wichtigkeit, selbst in den Augen des Staats. Die Turnanstalt in Paris (von einem geflüchteten Spanier Amoros 1818 errichtet) fand den Beifall der Regierung und des Kriegsministers Gouv. St. Cyr. In Deutschland zählte man in Jahr 1818 sechzig Turnplätze, u. a. gab es deren in Bremen, Hamburg, Gotha, Eisenach, Frankfurt a. M. Tübingen, u. s. w. In Dänemark ist die Unterweisung in Leibesübungen bereits seit längerer Zeit mit allen Landschulen aufs zweckmä-

sigste verbunden. Dagegen wurden Streitigkeiten zwischen den gelehrten Schulen und den Turnern, die zum Theil sehr heftig in Schriften geführt wurden, bei welcher Gelegenheit der Rec. in den Wien. Jahrb. 1819, erstes St. und der im Hermes, St. 2, mehr als ein gediegenes Wort sagten, Ursache, daß die preußische Regierung den 15ten März 1819 alle Turnplätze in der Monarchie so lange schloß, bis die Turnlehre in das gehörige Verhältniß mit dem ganzen Erziehungswesen gesetzt und demselben untergeordnet worden sey. S. Jahns und Eiselens deutsche Turnkunst. Berlin 1816. GutsMuths Turnbuch für die Söhne des Vaterlandes. Frankfurt a. M. 1817. Desselben Catechismus der Turnkunst. Frankfurt a. M. 1818. Passows Turnziel. Breslau 1818. Steffens Turnziel. Bresl. 1818. Vergleiche den folgenden Art. Turnziel.

Turnziel. Die Idee der Turnkunst, vom Leibe aus und an und mit demselben auch Seele, Geist und Herz zu bilden und zu üben, weicht ganz von der Ansicht unserer Väter ab, welche die Bildung zur Frömmigkeit und Gottesfurcht als die einzige feste Grundlage aller Erziehung betrachteten. Die Gegner der Turnkunst glauben daher so wenig an die Erreichung dieses Turnziels, daß sie vielmehr den Turngeist selbst anklagen, als einen Geist roher Gleichgültigkeit gegen das, was die sittlich edle und geistig feinere Bildung der Jugend, von der man Bescheidenheit, Anspruchlosigkeit, Liebenswürdigkeit und ernste Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit verlangt, bisher begründen sollte. Die Vorwürfe, welche man der Turnkunst an sich macht, als seyen ihre Übungen dem Körper und der Gesundheit nachtheilig, wollen wir nicht wiederholen, da kein Arzt in dieser Hinsicht gegen das Turnen gesprochen, und der königlich preußische Obermedicinal- und Regierungsrath von Könen in seinem amtlichen Berichte (vergl. desselb. Verf. Leben und Turnen. Berlin, 1817.) die Turnübungen als höchst zuträglich und heilsam in Schutz genommen hat. Denn die Vorbereitungen sind so einfach, die Stufenfolge so allmählig, die Vorsichtsmaaßregeln so sorgfältig und die Aufsicht so genau, daß wohl nichts dabei zu wünschen übrig seyn möchte. Nur das öffentliche Wettturnen erscheint weniger empfehlungswerth, auch könnten solche Übungen, welche den Kunststücken der Gaukler zu ähnlich sehen, von den Turnplätzen verbannt werden. Wird im Allgemeinen das fehlerhafte Übermaaß vermieden, so kann man der Turnkunst keinesweges vorwerfen, sie raube Zeit, ermatte für Geistesanstrengungen und gebe zu viel Zerstreuung. Aber eben darum ist Aufsicht von Seiten des Staats nöthig, denn die Turnmeister selbst möchten wohl das richtige Mittelmaaß nicht allzeit treffen, da man weiß, wie sehr diejenigen, die eine Kunst ausschließend treiben, geneigt sind, ihre Beschäftigung für die Hauptsache in der Welt zu halten. Die Bestimmung über Zeit, Ort und Maaß der Leibesübung sollte daher von den Ordnern der ganzen Erziehungs- und Unterrichtsanstalt abhangen. Indeß tadelt man nicht ohne Grund, daß die meisten Turner in Gang, Stellung, Haltung und Bewegung etwas Ungefälliges und unangenehm Derbes, ja sogar in ihren Gesichtszügen nicht selten einen unjugendlichen Ernst und fast finstern Ausdruck zeigen. Hieran ist aber nicht sowohl die Turnkunst Schuld, als vielmehr die falsche Vorstellung der Meister, welche die unbefangene, leichte, fröhliche Geberdung eines bescheidenen, offenen und eben dadurch für sich einnehmenden Knaben mit glatter und gehaltloser Zierlichkeit verwechseln. Sie sehen auf dem Turnplatze nur auf einseitige Ausbildung

der bloßen Kraft, wodurch nothwendig die Erwerbung eines gefälligen Anstandes sehr erschwert wird. Darum darf für diesen Zweck die Tanzkunst nicht aus der Reihe der jugendlichen Leibesübungen ausgeschlossen werden, wohlverstanden, daß die Tanzkunst etwas anderes lehren soll, als Tänze. Endlich bemerkt man, daß die bisherige Turnkunst alle Knaben und Jünglinge, ohne Rücksicht auf ihre künftige Bestimmung, gleichförmig muskelkräftig und gelenksam ausarbeite; da doch mehrere, z. B. die Reck-, Barren- und Klimmübungen, nur mit Vorsicht bei solchen Statt finden sollten, die zu ihrem künftigen Berufe einer besonders leichten, biegsamen und geschmeidigen Hand bedürfen, wie Mahler, Kupferstecher, Wundärzte, Geburtshelfer, Tonkünstler u. s. w. — Die strengste Rüge hat sich gegen den Geist des Turnens erhoben, in wie fern er die höhere Ausbildung des Menschen, die sittliche, begründen soll. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß gewisse Eigenschaften des Charakters, als: Entschlossenheit, Besonnenheit, Ausdauer und Muth, aus dem durch das Turnen erprobten Gefühle der Kraft mit entspringen können; allein dies berechtigt nicht zu der übertriebenen Anpreisung des Turnens als des wichtigsten Erziehungsmittels zur Umbildung und Wiedergeburt des Volkes. Die tiefste, die reinste, die umfassendste und die in allen Verhältnissen bewährteste Bildung geht von der herrschenden Gesinnung aus, und kein menschliches Surrogat kann für die Entwickelung der Gesinnung des Menschen das leisten, was der religiöse Glaube an Gott, Unsterblichkeit, Tugend und Freiheit Großes und Vortreffliches erzeugt. Zwar machen die Turngesetze (in Jahns deutscher Turnkunst) die strengste Befolgung des Sittengesetzes zu ihrer Aufgabe; allein die Turnmeister glauben (vergl. Passows Turnziel), daß die Turnkunst durch sich selbst mittelst ihrer Allgemeinheit und Öffentlichkeit jenes Resultat hervorbringe, und daß die religiöse Bildung, die Erhebung der Seele zu Gott, einem reiferen Alter, „wenn die Vernunft der Sinnlichkeit Meister zu werden begonnen hat," vorbehalten bleiben müsse! Als wenn das Kind in seiner reinen Unbefangenheit — daher das große Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen u. s. w. — Gott zu lieben unfähig wäre! Aber auch sehr unbestimmt, ja bedenklich ist die Vorschrift der Turngesetze, welche Abneigung gegen alle Ausländerei und endlich rücksichtslose Hingebung an das Wohl der Turngemeinschaft *) den Turnern zur Pflicht macht; und zu welcher Anmaßung verleitet der Turnmeister seine jungen Turner, wenn er sie auffordert, Muster, Beispiel und Vorbild zu werden, oder wenn ein Andrer die Turnknaben mit Verachtung gegen das ältere Geschlecht als gegen ein „kümmerliches in sich versunkenes Daseyn" erfüllt, und sie erinnert, daß einzig von ihnen als den Reinsten der Zeit „Hülfe," die „Wiedergeburt des Volks und die „Genesung des kranken Geschlechts" zu erwarten sey! Glaubt der junge Turner, daß er durch die Turnübungen diesen persönlichen Vorzug und diese öffentliche Bedeutsamkeit erlange, so wird er gleichgültig vornehm auf alle Bestrebungen des stillen Ernstes und des bescheidenen Fleißes der nicht turnenden Jugend herabsehen. Diese gehört ja zu den „timiden" Naturen! Es war daher wohl folgerecht, daß unter den Tugenden, welche die Turnmeister nach Jahns

*) Das auf den letztern Punkt sich beziehende Turngesetz ist von Jahn öffentlich zurückgenommen worden. Auch treffen diese Bemerkungen GutsMuths Turnlehre nicht.

Theorie der Jugend einzuflößen unternahmen, der Demuth, jener Hingebung an den göttlichen Willen, nicht gedacht wurde, welche allein das Herz mit dem Geiste, die Kraft mit dem Willen dauerhaft pflichtmäßig verbindet, und die Hoffnung mit dem Schicksal versöhnt. Ganz im entgegengesetzten Sinne sah man bei der spartanischen Erziehung dahin, daß der Jugend neben Kraft, Gewandtheit, Muth, Ausdauer und Entschlossenheit zugleich die tiefste Ehrfurcht vor den bestehenden Einrichtungen und persönliche Achtung des älteren Geschlechts eingeflößt wurde. Doch diese Bemerkungen treffen mehr einen zufälligen Auswuchs in Jahns Turnlehre, als die Sache selbst. Und wenn die Gegner den dermaligen Turngeist beschuldigen, daß er Anmaßung, Selbstgefühl, Rücksichtslosigkeit und Unbescheidenheit bei der Jugend hervorbringe, so müssen sie dennoch auf der andern Seite zugeben, daß — größtentheils eine Folge des Turnehrtriebes — zugleich Ernst, tüchtiger Fleiß, Mäßigkeit und vor allen Dingen Keuschheit zugenommen haben. Selbst die unter dem Namen der Burschenschaft bekannte Verbindung der Studirenden auf Universitäten, welche die meisten Turner unter sich zählt, ist in vieler Hinsicht auf die sittliche Vervollkommnung der Jünglinge höchst lobenswürdig berechnet. Sie würde alle Gegner entwaffnen, wenn sich zu der offenbar edlen Richtung des Willens, die sie bezeichnet, noch Demuth und Bescheidenheit gesellten. Auch den düstern Ernst einer die Verhältnisse und die Zeit überspringenden Thatkraft milderte dann die Anmuth eines sich auf sich selbst beschränkenden, in dem Idyllen-Leben des Wahren, Guten und Schönen sich frei und froh bewegenden Geistes. Dies hat GutsMuths in s. Abr. der deutschen Gymnastik (Katechismus der Turnkunst, Frankfurt a. M. 1818) nicht übersehen. Er prägt ausdrücklich dem jungen Turner ein: Du sollst dein Muth- und Kraftgefühl unter der Zucht deines Geistes in Demuth halten. Du sollst nicht dich zur Schau stellen. Muthwillig mit seiner Leibeskraft Jemanden zu nahe treten, heißt Gefallen haben an der unvernünftigen Stärke des Rosses. Du sollst Maaß halten in der Arbeit des Leibes. Du sollst der geistigen Ausbildung nicht die Zeit stehlen für die leibliche u. s. w. Schon diese Verschiedenheit der Ansichten einzelner Turnlehrer beweis't die Wichtigkeit der Aufgabe, die bisherige Turnerziehung mit dem wahren Geiste der Jugendbildung in Übereinstimmung zu bringen. Unstreitig hat sich der Stifter der Turnkunst selbst dabei den höchsten Zweck, ein sittliches Ziel, redlich gedacht und zu erstreben vorgesteckt. Darüber giebt sein Buch: Deutsches Volkthum (1808; — N. A. 1817) die beste Auskunft. Allein er will die sittliche Gesinnung, auf welcher das feste Gebäude der menschlichen Gesellschaft errichtet werden soll, nur durch äußere menschliche Einrichtungen erwecken und ausbilden, ohne die ewig feste Grundlage aller Gesinnung, die Religion, welche allein das Sichtbare dem Unsichtbaren, die Masse dem Gesetz, durch freiwilligen Gehorsam — aus Liebe — unterzuordnen vermag, zum Grundstein seines Gebäudes zu machen. Jede Kunst muß sich aber auf die Natur ihres Gegenstandes, das Turnen also auf das Verhältniß des Körpers zum Geiste beschränken. Daher ist die Turnkunst nur ein Bestandttheil der männlichen Erziehung, nicht die Basis derselben überhaupt. Denn wenn sie auch gewisse sehr schätzbare Eigenschaften, wie Muth, Ausdauer, Entschlossenheit erweckt und befestigt, so vermag sie dennoch, da ihr Verfahren vielmehr eine blos äußerliche Abrichtung, als eine innere Gestaltung ist, die moralische Gesinnung im Ganzen, den Geist der Tu-

gend überhaupt durch sich selbst weder zu gründen noch einzuflößen. Sie kann, wenn sie nicht selbst mit einer höheren Aufgabe in Widerspruch kommen soll, kein anderes Ziel haben, als Bildung eines gesunden, kräftigen, leiblich geschickten und tüchtigen Geschlechts; sie muß daher der ganzen übrigen — religiös-sittlichen — Erziehung sich unterordnen, folglich den allgemeinen Grundsätzen derselben nicht widerstreben, noch deren Wirksamkeit durch vorherrschende Einseitigkeit hemmen, sie muß, wie es bereits in den dänischen Volks- und Kriegsschulen geschieht, auf Stand, Beruf und die besondern Anlagen der einzelnen Zöglinge sorgfältig Rücksicht nehmen, sie muß dem Körper nicht blos Kraft, Gewandtheit und Fertigkeit überhaupt ertheilen wollen, sondern zugleich auf Anstand und gefällige Form der Bewegungen sehen, vor allen Dingen aber das Entbehrliche von dem Nothwendigen wohl unterscheiden. — Vergl. über diesen wichtigen Gegenstand: Weckdorfs Rec. in den Wiener Jahrb. der Literat. 5. B. 1819, S. 215 fgg. und den Hermes 2. St. 1819. K.

Tusch. Jedermann weiß, daß unter diesem Namen schwarze, viereckte Kuchen, oder Tafeln, mit chinesischen Charakteren bedruckt, verkauft werden. Die Farbe hat das Eigenthümliche, daß sie sich mit Wasser äußerst leicht abreiben läßt, und alle Schattirungen von dem schwächsten Grau bis zur vollkommensten Schwärze giebt, daher sie von den Zeichnern so allgemein vorgezogen wird. Die Zubereitung ist den Europäern lange unbekannt gewesen, obwohl man aus dem übeln Geruch eines älteren Aufgusses auf Tusche und aus der Anlockung der Fliegen wohl geschlossen, daß ein thierischer Leim den schwarzen Farbestoff verbinde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Ruß von verbrannten feinen Pflanzenölen, besonders von dem Sesamöl, den Hauptbestandtheil des Tusches ausmache. Welcher thierische Leim aber dazu genommen werde, ist nicht ganz ausgemacht. Um den Geruch des letzteren zu unterdrücken, setzt man wahrscheinlich etwas Moschus, und andere wohlriechende Sachen hinzu. Die europäischen Nachahmungen können nicht gelingen, weil es uns an den feinen Pflanzenölen fehlt, deren Ruß der Grundstoff des Tusches ist, und weil wir die Natur des thierischen Leims, als des Verbindungsmittels, nicht kennen.

Tuschmanier, beim Zeichnen, bildet den Übergang aus dem trocknen Zeichnen mit Kreide oder Stiften in das Mahlen. Saftig und weich verschmolzen kann eine getuschte Zeichnung seyn und durch die verschiedenen dunklern und hellern Schattentöne wird sie alle Farben darzustellen vermögen, in so fern sie zum Lichteffect des Ganzen beitragen. Alle Lichter müssen bei dieser Manier ausgespart werden, von dem reinen weißen Papier, welches den Grund bildet. Es ist die Hauptsache bei der Tuschmanier, alles recht weich und duftig anzulegen, so lange die Schatten noch naß sind, sie zu verwaschen, um die Übergänge in das Licht ganz zart und verschmolzen herauszubringen, sie dann aber nicht eher wieder zu berühren, bis sie ganz trocken sind, und dann allmählig durch das stufenweise Auftragen von stärkern Schattentönen die dunkeln Massen herauszubringen, und die kleinern Partien hineinzuzeichnen. Durch ein sanftes Schraffiren und ein mit weichen Punkten verschmelzendes Überarbeiten werden die Schattentheile, die erst in ganzen Massen angelegt wurden, ausgeführt und vollendet, sie bekommen dadurch die Durchsichtigkeit, die allein Rundung und Tiefe hervorbringen kann. Ein zarter genauer Umriß, weiche saftige Schatten, und zuletzt recht markige Drucker in den

dunkelsten Stellen und recht rein erhaltene Lichter in den hellsten machen eine schöne getuschte Zeichnung. Das Papier muß zum Tuschen auf ein Reißbrett gespannt werden. Die Münchner Haarpinsel sind am besten zum Tuschen zu gebrauchen. Landschaften nehmen sich besonders schön in dieser Manier aus. Alles was hier von dem Tuschen gesagt ist, gilt auch für die jetzt weit beliebtere Sepiamanier; es ist dasselbe, ob die Farbe schwarz oder braun ist, es bleibt immer dieselbe Behandlung, die man au lavis nennt, und die durch die in Aquatinta gearbeiteten Kupferstiche nachgeahmt wird. Die größte Wirkung der Zeichnungen in dieser Manier hängt besonders von concentrirtem Licht und schönem Hellbunkel ab, kleine verstreute Lichter zerstören die Wirkung ganz; je mehr Einheit im Ganzen ist, und jemehr alle noch so reichen Einzelnheiten sich jener unterordnen, mit desto höherm ruhigen Wohlgefallen wird des Kenners Auge darauf verweilen.

Tusculanum, eine berühmte Villa (Landhaus) des Cicero in der Nähe der Stadt Tusculum. Cicero verweilte hier am liebsten, und verschönerte diese Villa nicht nur mehr, als seine übrigen Landhäuser und Güter, sondern gab hier auch Unterricht in der Philosophie, und unterredete sich mit seinen Freunden und Schülern über das, was er in den nach diesem Orte benannten tusculanischen Quästionen niederschrieb. Tusculum war eine der Hauptstädte des alten Latiums, von Rom aus gegen Norden über Alba in einer überaus angenehmen Gegend, weshalb die Landschaft von hier bis Rom so mit Gärten und Villen angefüllt war, daß man sie für einen zusammenhängenden Garten hielt. Tusculum selbst war eine beträchtliche Stadt, und ist es gegenwärtig noch unter dem Namen Frascati, welchen sie von den vielen Lustwäldern und Buschwerk (Frasca) erhalten haben soll. Nach der Fabel ist Tusculum von dem Sohne des Ulysses und der Circe erbauet worden.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.) bedeutet: Alle, und zeigt in der Musik an, daß alle Instrumente oder Stimmen einer Gattung eintreten sollen, nachdem vorher eine oder wenige derselben sich hören ließen.

Twiste. Das berühmteste Baumwollengarn ist das englische (Twist), besonders seit der Zeit, wo es auf Maschinen gesponnen wird und deshalb Maschinengarn heißt. Es zeichnet sich vor allem übrigen in Europa durch Feinheit, Glätte und Gleichheit der Fäden aus. Das stärkste wird Wassergarn (Water twist), die andere weniger gedrehte Sorte Mulegarn (Mule twist) genannt. Die Spulenmaschinen, welche (nach geschehenem Verspinnen auf der Vorspinnmaschine) den Twist liefern, heißen Mulemaschinen (Mules). Zum Einschlaggarn oder Weft (Weft) hat man eine andere Maschine, die den Namen Jenny führt. Das Garn oder der Twist wird aufgehaspelt. Die Haspeln haben 54 Zoll im Umfange. Man berechnet den Twist auf folgende Art: 54 englische Zoll oder $1\frac{1}{2}$ Yard machen einen Faden (Thread); 80 Fäden machen ein Unterband (Lea oder Wrap); sieben Unterbänder machen eine Zaspel (Hank) und zwanzig Zaspel einen Strang (Dotting). Zur Erleichterung solcher Berechnungen giebt es in Englands Fabriken eigne gedruckte Tafeln. Wassergarn hat einen festern Faden, und ist theurer als Mulegarn. Es wird daher meistens zur Kette gebraucht. Die geringste Baumwolle, welche man zu Wassergarn spinnen kann, ist die westindische; die beste aber ist die brasilische; smirnische und

andere levantische sowohl, als auch Surate-Baumwolle lassen sich gar nicht zu Twist spinnen. Wassergarn kann nicht höher als ungefähr bis Nr. 50 gesponnen werden. Die niedrigste Sorte ist Nr. 10. Mulegarn hat einen weichern, nicht so stark gedrehten Faden. Man gebraucht es daher am meisten zum Einschlage. Zu allen Mousselinen aber gebraucht man das Mulegarn nicht blos zum Einschlage, sondern auch zur Kette. Von Nr. 40 an bis zu Nr. 200, 250, auch wohl 300 wird das Mulegarn gesponnen. Manche spinnen dieses Garn so fest, daß es dem Wassergarne nahe kommt und alle Operationen des Färbers aushalten kann. Daher findet man auch auf solche Garnpäcke die Worte: Warranted Turkey red geschrieben. Dies versteht sich indessen blos von Nr. 40 bis 60. Mulegarn von Nr. 40 bis 50 kann aus westindischer Baumwolle gesponnen werden; Nr. 70 bis 120 aus Georgia-Baumwolle. Um höhere Nummern zu spinnen, muß man sogenannte ostindische Baumwolle nehmen. Diese kann man ungefähr zu Nr. 300 bringen. Weft dient blos zum Einschlage. Der Faden ist ganz weich und läßt sich leicht in Fäserchen aus einander rupfen. Aus allen Sorten von Baumwolle wird Weft gesponnen, je nachdem die Waare fein oder gering werden soll. Man darf aber ja keine Sorte Baumwolle mit einer andern vermischen; denn zweierlei Sorten nehmen nicht immer dieselbe Farbe an, sondern es wird vielleicht eine dunkler als die andere. So würde also leicht eine unangenehme Ungleichheit der Farbe entstehen. Indessen lassen sich alle Arten levantischer Baumwolle zusammen färben und können mithin auch ohne Unterschied zusammen gesponnen werden. Das Garn kommt entweder zum Weber oder es wird verschickt. Wassergarn wird in der Quantität von 10 Pfund, und Mulegarn in der von 5 oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieses erst mit weißem oder hellblauem und dann mit grauem Papier umwickelt. Die Päcktchen werden mittelst einer besondern Packmaschine ganz fest zusammengeschraubt. Wenn Weft verschickt werden soll, so wird es gemeiniglich gehaspelt. Dieses ist aber sehr unnöthig. Denn wenn Weftgarn gewebt werden soll, so muß man es doch wieder auf Spulen bringen. Am besten geschieht daher die Versendung in Kops, d. h. so wie das Garn von der Spule kommt. Der Unterschied der Benennungen von Reeled Weft und Kop Weft bezieht sich auf das oben Gemeldete, und zeigt also keine verschiedene Quantität an. — Ein Päcktchen Weft hält zwölf Pfund.

Tycho (Tyge) Brahe, ein berühmter Astronom, aus einer altadelichen, ursprünglich aus Schweden abstammenden Familie, wurde auf dem Landgute seines Vaters, Knud-Strup in Dänemark, am 19ten December 1546 geboren. Von der frühesten Jugend an zeigte er eine entschiedene Neigung für die mathematischen Wissenschaften. Als er vierzehn Jahr alt war, machte das Ereigniß, daß eine Sonnenfinsterniß zu dem von den Astronomen angekündigten Zeitpunkte genau eintraf, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er für die Astronomie selbst die größte Hochachtung bekam, und sich ihr mit allem Eifer widmete. Er wurde auf die Universität Leipzig geschickt, um da die Rechte zu studiren, aber er beschäftigte sich hier fast ausschließend mit astronomischen Beobachtungen. Als er nach Dänemark zurückgekommen war, heirathete er ein Landmädchen von dem Gute seines Vaters. Dies entzweite ihn mit seiner Familie, mit welcher er jedoch durch die Vermittlung des Königs wieder ausgesöhnt wurde.

Er unternahm hierauf verschiedene Reisen nach Italien und Deutschland, lehnte aber die Anträge einiger Fürsten, die ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, in ihre Dienste ziehen wollten, ab. Friedrich II., König von Dänemark, gab ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt, und räumte ihm die kleine, seit 1658 Schweden gehörige Insel Hween im Sunde auf Lebenszeit ein. Hier erbaute Tycho, auf königliche Kosten, das Schloß Uranienburg und einige Sternwarten. In dieser Einsamkeit, wo er von verschiedenen Fürsten besucht wurde, arbeitete er das Weltsystem aus, das noch unter seinem Namen bekannt ist. Er nahm an, daß die Erde im Mittelpunkte des Weltsystems unbeweglich fest stehe, die Sonne aber, und alle übrigen Weltkörper, sich um dieselbe herumbewegten. Er wollte so das alte Ptolemäische System verbessern; aber die nachfolgenden Astronomen haben Brahe's System mit Recht verworfen, und das System des Copernicus vorgezogen (s. d. Art. Copernicus). Sein reger Eifer, die Astronomie zu vervollkommnen, bewog ihn, selbst große Summen deswegen zu verwenden. Aber man verdankt auch seinen ununterbrochenen Beobachtungen ein richtigeres Verzeichniß der Fixsterne, mehrere wichtige Entdeckungen über die Bewegungen des Mondes und der Cometen, über die Refraction (s. d. Art.) und bedeutende Verbesserungen der astronomischen Instrumente, wie sie denn auch die Grundlage des schönen von Kepler gegründeten astronomischen Gebäudes wurden. Tycho war dabei ein geschickter Chemiker, liebte die schönen Wissenschaften, und fand in der Dichtkunst seine Erholung von ernstern Studien. Von dem charakteristischen Fehler seines Zeitalters, der Vorliebe zur Astrologie und dem Hange zum Aberglauben, war er keineswegs frei. Sein heftiger, aufbrausender Charakter, und seine Neigung, sich Spöttereien über Andre zu erlauben, zogen ihm Feinde zu, die es bei dem Nachfolger Friedrichs II., König Christian IV., so weit brachten, daß dieser ihm den Jahrgehalt entzog. Tycho verließ (1597) unwillig sein Vaterland, und nahm einen ehrenvollen Ruf des Kaisers Rudolph II. an, der ein großer Freund der Astronomie und Astrologie war. An Rudolphs Hofe zu Prag wurde Tycho wohl aufgenommen, gut bezahlt, und erhielt alle mögliche Freiheiten und Unterstützungen, seine Studien ungestört fortsetzen zu können. Er starb aber schon am 24sten Octb. 1601. Tycho Brahe war bei allen Schwachheiten und Fehlern ein großer und ausgezeichneter Mann seines Zeitalters. Seine Werke, durchaus astronomischen Inhalts, sind alle in lateinischer Sprache geschrieben; die von ihm noch vorhandenen lateinischen Gedichte sind ohne großen poetischen Werth. Seine kostbaren astronomischen und andern Instrumente kaufte der Kaiser Rudolph II., aber sie wurden nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620) größtentheils vernichtet; nur ein großer Sextant soll davon noch in Prag befindlich seyn. Die berühmte messingene Himmelskugel, die sechs Fuß im Durchmesser hatte, und deren Verfertigung 5000 Thaler gekostet haben soll, kam nach mancherlei Schicksalen wieder nach Copenhagen, wo sie aber bei dem großen Brande im Jahr 1728 mit verloren ging. Von dem Schlosse Uranienburg auf der Insel Hween sind jetzt nur noch einige Ruinen übrig. Ein mehreres über Tycho's Leben und das ganze Verzeichniß seiner Schriften s. in Tycho Brahe rc, ein Versuch von Helfrecht, Hof 1798.

Tympanum (griech.), ein Instrument bei den Griechen und Römern, ungefähr dem Tamburin ähnlich, das mit der Hand geschlagen, und vorzüglich bei religiösen Ceremonien gebraucht wurde; eine Art Pauke, nicht Trommel; denn unsere heutigen Trommeln kannten die Alten nicht. In der Baukunst verstand man darunter ein Zug- oder Tretrad, auch ein Giebelfeld. In der Anatomie nennt man das Trommelfell im Ohr auch Tympanum; aber diese Bedeutung war den Römern nicht bekannt. — **Tympanitis** (Tympanitis, die Trommelsucht), ein krankhafter Zustand des Menschen, wobei der Unterleib von Luft in den Gedärmen ausgedehnt und angespannt ist.

Tyndariden heißen von ihrem Vater Tyndarus, König von Laconien, die Zwillingsbrüder Castor und Pollux (s. d. Artikel Castor).

Typhon, eine ägyptische Gottheit, ein Sohn des Kronos und der Rhea, und Bruder des Osiris, Areris, der Isis und Nephthys. Der Gemahl seiner Mutter war Helios; sie liebte aber den Kronos, wurde vom Helios mit ihm in unerlaubtem Umgange überrascht und verurtheilt, weder in einem Jahre, noch in einem Monate zu gebären. Hermes, ein anderer Liebhaber der Rhea, half ihr aus der Noth. Er gewann dem Monde im Würfelspiel den 72sten Theil jedes Tages ab. Aus diesen $\frac{365}{72}$ Tagen machte er fünf Tage, welche er der Rhea schenkte, und welche von den Ägyptern als Schalttage zur Vollzähligmachung des Jahres gebraucht wurden. Rhea gebar die dritte Classe der ägyptischen Götter, von denen Typhon am dritten der im Würfelspiel gewonnenen Tage geboren ward. Typhon strebte nach der Herrschaft, welche sein Bruder Osiris, dessen Gemahlin Isis geworden war, über Ägypten führte. Lange ward es von der Isis vereitelt (s. Isis), allein als Osiris von einer Reise durch die Welt zurückkam, ward er vom Typhon umgebracht, zerstückelt und in einem Kasten in den Nil geworfen. Während nun Typhon regierte, legten alle Könige ihre Kronen ab, zum Zeichen, daß sie sich ihrer Herrschaft begeben hatten. Als aber Horus, des Osiris jüngster Sohn, das Jünglingsalter erreicht hatte, überwand er den Typhon nach einem harten Kampfe, und überschickte ihn gefesselt seiner Mutter, welche ihn aber wieder frei ließ, so daß der Krieg aufs neue begann, bis Typhon endlich im zweiten Treffen vom Horus geschlagen wurde. Er setzte nun sieben Tage seine Flucht auf einem Esel fort, zeugte, als er sich in Sicherheit sahe, den Hierosolymus und Judäus, welche, wie Tacitus meint, die Juden aus Ägypten führten. Dem Horus entging er, indem er sich in ein Krokodill verwandelte. Nach einer andern Sage überwand ihn Hermes oder Mercur, der ihm die Sehnen ausschnitt und aus ihnen Saiten machte. Nach Herodot verbarg er sich in dem See Serbonis (s. d. Art. Typhon, griech. Mythologie), der deswegen von den Ägyptern der Typhonische genannt wurde. Seine Gemahlin war seine Schwester Nephthys. Den Ägyptern war er eine böse Gottheit, von der alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührte. Alle verhaßten und unreinen Thiere waren ihm heilig, z. B. der Esel, der Hippopotamus und das Krokodill. Man schimpfte und schmähte auf ihn an gewissen Festtagen. Bei übermäßiger Hitze, epidemischen Krankheiten und andern Landplagen sperrte man einige der ihm heiligen Thiere an einem dunkeln Orte ein, erschreckte sie durch Drohungen, und wenn dies dem

übel nicht abhalf, so wurden sie geschlachtet. Dies that man auch mit rothhaarigen Menschen, welche ihm heilig waren, weil er selbst rothes Haar hatte. Man bildete ihn gewöhnlich als Esel, Hippopotamus oder Krokodill ab, nicht in menschlicher Gestalt. Auch hält man ihn für das Symbol des Meeres, das den Nil verschlingt, oder des heißen höchst verderblichen Südwindes. Der griechische Typhon ist übrigens nichts anders, als der ägyptische. Beide waren böse Dämonen und verfolgten die guten Götter. Das meiste in der Fabel vom griechischen Typhon ist aus ägyptischen Ideen hergeleitet, worauf schon sehr bestimmt die Mythe hindeutet, daß die Götter vor dem Typhon nach Ägypten geflohen wären, und aus Furcht vor demselben sich in Thiere verwandelt hätten.

Typhon (Typhaon, Typhönus, Typhos), nach der griechischen Mythologie ein Ungeheuer, von dem die Erzählungen der Dichter höchst verschieden sind. Nach Hesiodus ward es von der Erde und dem Tartarus erzeugt, um sich an den Göttern zu rächen, welche die Titanen und Giganten besiegt hatten. Nach Homers Hymne auf den Apollo war Juno seine Mutter, welche, dem Jupiter zum Troß, der die Athene aus sich selbst geboren hatte, auch den Typhon aus sich selbst gebar, und ihn von dem Drachen Delphyne erziehen ließ. Eustathius, noch besser berichtet, erzählt: die Erde habe aus Verdruß über die Niederlage der Giganten Uneinigkeit zwischen Juno und Jupiter gestiftet. Jene beklagte sich deshalb beim Saturn, der ihr zwei Eier gab, die sie auf die Erde legen sollte. Das aus ihnen herauskommende Geschöpf würde mächtig genug seyn, den Jupiter vom Throne zu stoßen. Juno legte diese Eier auf dem Gebirge Arima in Cilicilien nieder, versöhnte sich jedoch mit ihrem Gemahl und entdeckte ihm alles, worauf er sich mit seinen Blitzen gegen das Ungeheuer, dessen Geburtsort nach den Meisten Cilicilien war, rüstete. Pindar läßt den Typhon dort in einer Höhle leben, welche Typhoneum hieß, und mit giftigen Dämpfen angefüllt war. Das Ungeheuer war schrecklich, und größer und stärker als alle, welche die Erde geboren hatte. Bis zu den Hüften war es menschlich gestaltet. Sein Haupt reichte über die höchsten Gebirge empor und berührte die Sterne. Die Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger gingen aus den Händen hundert Drachen hervor, und um die Hüften wanden sich Schlangen in fürchterlichen Kreisen, welche über sein Haupt emporragten, und ein schrecklichen Gezisch machten. Sein Körper war befiedert, den Kopf bedeckte borstiges Haar, das Kinn ein fürchterlicher Bart. Seine Augen blitzten Feuer. Hesiodus sagt: seine Hände und Füße sind in steter Bewegung. Feurige Augen blitzen aus hundert Schlangenköpfen, welche schwarze Zungen hervorschießen. Seine Stimme ist bisweilen den Göttern verständlich, bisweilen brüllt er wie ein Löwe, heult wie ein Hund und zischt so fürchterlich, daß die Berge erbeben. Diese Beschreibung paßt auf einen Sturmwind, wofür Hesiodus den Typhon selbst erklärt. Einige Dichter lassen die hundert Drachen gleich aus seinen Schultern wachsen und Feuer ausspeien. Auf dem Rücken giebt man ihm auch Flügel. Er stürmte den Olymp mit glühenden Felsstücken und Feuerflammen, und bahnte sich unter fürchterlichem Zischen der Schlangen den Eingang in denselben. Die Götter flohen nach Ägypten, wo sie, als Typhon sie verfolgte, sich in Thiere verwandelten. Jupiter ward ein Widder, Apollo ein Rabe, Bacchus ein Ziegenbock, Diana eine Katze ꝛc. Nach Apollodor schleu-

derte Jupiter auf den verfolgenden Typhon seine Blitze, und drohete ihm, als er ihm nahe kam, mit seiner diamantnen Sichel, so daß das Ungeheuer nach dem Gebirge Casius oder Caukasus entfloh. Hier wagte Jupiter einen Zweikampf mit ihm, weil Typhon verwundet war, allein dieser umstrickte ihn mit seinen Schlangen und warf ihn zu Boden. Darauf entriß er dem Gott die Sichel, durchschnitt ihm die Sehnen an Händen und Füßen und trug ihn nach Cilicilien, wo er ihn in die corycische Höhle verschloß. Die abgeschnittenen in eine Bärenhaut gewickelten Sehnen ließ er vom Drachen Delphyne bewachen; Mercur aber und Ägipan stahlen die Sehnen, und heilten den Jupiter. Dieser verfolgte jetzt auf seinem mit geflügelten Rossen bespannten Wagen den Typhon bis an den Berg Nysa bei Pelusium am See Serbonis. Hier hielten die Parzen den Fliehenden durch eine List auf, und beredeten ihn, zu seiner Erfrischung einige Früchte zu essen. Jupiter erreichte ihn zwar, allein Typhon floh aufs neue nach Thracien, und am Berge Hämus kam es zu einem entsetzlichen Gefechte. Typhon schleuderte ganze Berge, aber auch sein Blut floß. Endlich floh er durchs Meer nach Sicilien, Jupiter schleuderte den Ätna auf ihn, und besiegte ihn so völlig. Hesiodus läßt ihn zerschmettert in den Tartarus stürzen; nach Homer aber lag er unter den arimischen Bergen begraben, wo der zürnende Gott noch immer seine Blitze um sein Grabmal schleudert. Pindar erzählt: das besiegte Ungeheuer lag im Tartarus, und die phlegräische Gegend bei Cumä in Italien auf ihm, so daß die haarige Brust unter dem Meere hin bis nach Sicilien zum Ätna reichte. Bei Tage spie das Ungeheuer Dampfsäulen, bei Nacht Flammen und Steine mit fürchterlichem Getöse ins Meer; denn angefesselt lag er zwischen dem Gipfel und der Wurzel des Ätna mit zerfleischtem Rücken. Ovid läßt ganz Sicilien auf ihm liegen, den Ätna auf dem Kopfe, das pelorische Vorgebirge auf dem rechten, das pachynische auf dem linken Arme, und das lelybäische auf den Beinen. Nach Einigen erschoß ihn Apollo. Aus seinem vergossenen Blute entstand der Drache, welcher das goldene Vließ bewachte und alle Schlangen. Mit der Echidna zeugte Typhon den Ortheus, Cerberus, die lernäische Schlange und Chimära. Auch der nemäische Löwe, der hesperische Drache, der caucasische Geier und die Sphinxe waren seine Kinder. Nach Hesiodus waren auch, mit Ausschluß des Notus, Boreas und Zephyrus, alle verderblichen Winde seine Kinder. Die ganze Fabel vom Typhon ist nichts anders, als Verbildlichung unterirdischer Winde, Erdbeben, Vulkane und der schädlichen Wirkungen derselben.

Typhon oder Typho (ecnephius vibrans, vortex) wird vom Plinius jener heftige Sturm oder Wirbelwind genannt, der noch jetzt, vorzüglich im großen indischen Weltmeere, bei China, Japan und auf der Halbinsel jenseits des Ganges während der wärmern Jahreszeit erscheint. Gewöhnlich bricht er mit Heftigkeit aus einer dichten und schwarzen Wolke hervor. Diese Art Wirbelwind hat mit jenen plötzlichen Stürmen im äthiopischen Meere und vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welche Travados genannt werden, große Ähnlichkeit. Diese letztern zeigen sich ebenfalls, wie der Typhon, bei stillem und heiterm Wetter und fangen mit einer kleinen schwarzen Wolke an, breiten sich nach einer Stunde überall aus und zerstören mit größter Wuth die Schiffe in dem Hafen und auf dem Lande die Wohnungen. Es ist nichts Seltnes, daß in den drei Monaten April, Mai und Junius, an manchen Tagen zwei bis drei solcher verwüstenden Travaten, außer dem Cap der guten Hoff-

nung, auch auf der Küste von Guinea, in Loango und Guardafui entstehen. Wenn ein solcher Typhon oder Wirbelwind eine Wolke faßt, so entstehen daraus die sogenannten Wasserhosen (s. d. Art.). Die Blitze und der schweflige Geruch, welche man bei diesen Lufterscheinungen wahrnimmt, zeigen wohl deutlich, daß hier die Electricität eine mitwirkende Ursache ist. Diese Naturkraft mag nun aus den höheren Luftregionen herab, oder aus dem Innern der Erde, wie aus dem heißen Meeresgrunde bei China, in die Atmosphäre heraufwirken, so scheint wohl so viel außer Zweifel zu seyn, daß der freie Wärmestoff und seine Modificationen, die Electricität — magnetische oder galvanische oder eine andere Abart jener Hauptkraft — zur Bildung oder Production dieses Phänomens das Ihrige beitragen. Dr.

Typhus (τυφος, Betäubung), zeigt eigentlich eine Krankheit an, die durch Betäubung und Stumpfheit der Sinne ausgezeichnet ist, und kommt in dieser Bedeutung bei dem Hippokrates vor. Aber theils in den unechten Schriften desselben, theils vom Galen, und ganz besonders in der Kunstsprache der andern Ärzte wird dies Wort in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht; mannichfaltige Fieber werden bald mit diesem Namen belegt, bald wird auch eine ganze Classe von Fiebern (die asthenischen oder die Nervenfieber) darunter verstanden. In den neuesten Zeiten endlich stellte besonders Hildenbrand (über den ansteckenden Typhus. Wien 1810.) nach dem Vorgange von Sauvages die erste Bedeutung wieder her, und man versteht jetzt darunter eine selbstständige Fieberkrankheit eigner Art, welche ansteckend ist, eigne und bestimmte Stadien durchläuft und deren einziges bestimmtes Sympton in allen Stadien Betäubung mit Delirium ist. Es ist dies die Krankheit, die in Spitälern und Lazarethen, in Gefängnissen, Feldlagern, auf Schiffen und in belagerten Städten so häufig entsteht, und dann bald endemisch, bald epidemisch herrscht und große Verwüstungen anrichtet. Dieselbe Krankheit ist es, die gewöhnlich den Krieg begleitet und deshalb von Hufeland Kriegspest genannt wird, und welche besonders in dem denkwürdigen Jahre 1813 mit dem Kriege einen großen Theil von Europa durchzog, Millionen auf das Krankenlager, Tausende in das Grab warf. — Über das eigentliche Wesen der Krankheit sind ungeachtet der so häufigen Beobachtungen doch die Meinungen der Ärzte noch getheilt. Einige halten sie für eine Gefäß- und Nervenaffection, wie jedes andere Fieber; Andern schien der Hautausschlag, der die Krankheit oft begleitet, so constant, daß sie nicht anstanden, sie für eine Hautkrankheit zu halten und mit den Blattern ꝛc. in eine Classe zu stellen; noch Andre glauben, ihr Wesen in eine Leberaffection setzen zu müssen; Marcus hält sie für eine Hirnentzündung, weil das Hirn in derselben immer afficirt ist. Dazu kommen noch die verschiedenen Erklärungsarten der angegebenen medicinischen Systeme, zufolge deren sie bald ein asthenisches Fieber ist, bald in einer Entmischung der Säfte oder der festen Theile besteht u. s. w. — Die Ursache dieses Typhus ist immer ein Ansteckungsstoff, der sich unter günstigen Bedingungen zu jeder Zeit und an jedem Orte nicht nur erhält, sondern auch erzeugt. Diese Bedingungen beziehen sich ganz besonders auf die Luft und bestehen in unreiner sogenannter irrespirabler Luft jeder Art, sie mag herrühren von den Ausdünstungen stehender Wasser, oder lebender organischer, besonders thierischer Wesen, oder von der Fäulniß thierischer oder vegetabilischer Körper. Sammeln sich Stoffe der Art in einge-

schlossener Luft in Lazarethen, Spitälern, Kerkern, Schiffen, in Städten oder Häusern, die mit Menschen überfüllt sind, in einer gewissen Menge an, so bildet sich daraus, wenn die Umstände günstig sind, der Typhusstoff, ob unmittelbar in der Atmosphäre, oder in einem menschlichen Körper, in dem jene Momente zuerst die Typhuskrankheit erzeugt hatten, ist ungewiß; die erwähnten Stoffe aber tragen auch zur Erhaltung und Bekräftigung des Ansteckungsstoffes, der aus einem kranken Körper ausgeschieden wurde, sehr vieles bei, sey es, daß sie gute Leiter für denselben abgeben, oder daß sie sogar die Reproduction desselben unterhalten und so zur Vermehrung desselben in der Atmosphäre mitwirken. — Dahingegen giebt es andere Umstände, die feindlich auf den Ansteckungsstoff einwirken, indem sie ihn entweder zerstören oder nicht fortleiten. Dahin gehört eine reine Luft, besonders wenn sie sauerstoffreich oder auch angeschwängert mit salzsauern oder salpetersauern Dämpfen ist. — Über die eigentliche Natur des Typhuscontagium wissen wir eben so wenig, als über jedes andere; eigenthümliche Eigenschaft desselben ist es aber, daß es nicht an einen sichtbaren thierischen Stoff (Schleim oder Eiter) gebunden ist, wie z. B. das Lustseuchen- und Pockengift, sondern daß es flüchtiger ist als diese beiden und mit der Ausdünstungsmaterie der Luft sich mittheilt. Darum wirkt es auch nicht blos durch die unmittelbare Berührung des Kranken, sondern auch in einiger, obwohl nicht sehr großen, Entfernung. Jedoch hängt es sich auch an Stoffe an, die mit Typhuskranken in Berührung kommen; ganz vorzüglich kräftig entwickelt und erhält es sich in schwarzer Wäsche, wenn sie nicht aufgehangen und gelüftet, sondern auf einen Haufen geworfen wird. — Die Ansteckung selbst erfolgt aber endlich, wenn der erwähnte Stoff (am wahrscheinlichsten vermittelst der Lungen und Haut) in einen Körper aufgenommen wird, der Empfänglichkeit für das Contagium und Disposition zur Krankheit besitzt. Worin diese Disposition bestehe, ist nicht bekannt, nur so viel wissen wir, daß es mehrere Individuen gegeben hat, die trotz der mannichfaltigsten Gelegenheit zur Ansteckung, doch nie angesteckt wurden. Erhöht wird die Disposition jedoch durch mancherlei Umstände, z. B. Leidenschaften und Affecten, besonders durch Furcht, Kummer, Ärger, durch erhöhte Reizbarkeit aus irgend einer andern Ursache, sehr bedeutend; auch soll entweder die Empfänglichkeit oder die Disposition durch manche Dinge, z. B. Salben mit Öl, Fontanelle, Kauen gewürzhafter Speichelfluß erregender Mittel vermindert werden. — Sobald nun die Ansteckung geschehen, gehen krankhafte Prozesse in dem angesteckten Körper vor; es geben sich diese jedoch nicht jederzeit durch Symptome sogleich zu erkennen. Wenn auch Manche Gefühl von der Ansteckung haben, und wenn auch dann die Krankheit in dem Augenblicke der Ansteckung ihren Verlauf beginnt, so giebt es dagegen Andere, die von der Ansteckung selbst gar nichts empfinden und sich auch einige Tage nach derselben noch vollkommen wohl fühlen, oder höchst unbedeutende Beschwerden, eine veränderte Gemüthsstimmung, verminderten Appetit, leichten Schwindel, leichte Ermüdung ꝛc. empfinden. Die Dauer dieses Zustandes soll sich bis auf sieben Tage ausdehnen können. Die eigentliche Krankheit fängt, wie alle Fieber, mit Frost oder Frösteln an, und hat in den ersten Tagen viel Ähnlichkeit mit einem catarrhalischen oder rheumatischen Fieber. Weiter hin nimmt die Schwere des Kopfes, der Schwindel mit anfangender Betäubung, Ohrensausen, bisweilen auch

Schwerhörigkeit zu, die catarrhalischen Zufälle gehen in Brustbeschwerden, die von Reizung des Magens und der Leber abhängenden in Schmerz und Spannung der Hypochondrien über. Ganz vorzüglich merkwürdig und constant ist aber die große Abspannung, Trägheit und Gleichgültigkeit, die während der übrigen Zufälle von Reizung zugegen ist und den Typhus von andern Fieberarten unterscheidet. Den vierten Tag beobachtet man oft Nasenbluten mit einiger vorübergehenden Erleichterung der Kopfzufälle, oft tritt auch in dieser Zeit das Exanthem auf, das dem Typhus eigenthümlich ist und mit dem Friesel einige Ähnlichkeit hat; oder es bilden sich kleine Petechen aus, und endlich ist auch eine leichte Ohrendrüsengeschwulst bisweilen schon bemerklich. — Unter den erwähnten Symptomen, besonders unter anhaltender Hitze, die sehr wenig und selten nachläßt, verläuft die Krankheit bis gegen den siebenten Tag, alsdann aber nimmt sie eine ganz andere Gestalt an, indem sie das sogenannte nervöse Stadium entwickelt. Es geschieht dies gewöhnlich dadurch, daß der Kranke nach einer kurzen Remission in heftigeres Fieber verfällt, die Hitze bedeutender wird. Die Betäubung, in welcher der Kranke schon vorher lag, vermehrt sich bedeutend. Dabei verliert sich das Bewußtseyn so vollkommen, daß der Kranke sich an gar nichts aus dieser Zeit erinnern kann, wenn die Krankheit überstanden ist; dies giebt sich oft durch Delirien kund, die dann gewöhnlich murmelnd, selten heftig rasend sind, oft aber scheint der Kranke bei sich zu seyn, urtheilt recht gut, spricht vernünftig und doch ist auch dann nach überstandener Krankheit keine Erinnerung mehr da. Das Exanthem verschwindet mit Ausnahme der Petechen, die oft jetzt erst erscheinen. Periodische Verschlimmerungen sind besonders den zehnten Tag zu bemerken und dieser Zustand dauert bis zum vierzehnten Tage der Krankheit mit mehr oder weniger Heftigkeit. Es giebt Kranke, die ziemlich leicht davon kommen, mehrere (und auch der Verfasser dieses) konnten sogar die größte Zeit des Tages außerhalb des Bettes zubringen, einige Betäubung und ein geschwächtes Erinnerungsvermögen war aber bei aller Gelindigkeit der Zufälle doch zu bemerken. — Den vierzehnten Tag endlich tritt gewöhnlich die wohlthätige Crisis ein, die sich durch eine stärkere Exacerbation den dreizehnten Tag ankündigte, in deren Folge die bisherigen Zufälle sich mildern und heilsame Ausleerungen durch Urin, Ausdünstung, Stuhlgang und Auswurf sich einstellen, wobei der Kranke sich oft schnell erleichtert fühlt, er erwacht, wie aus einem Traume, aus seinem unbewußten Zustande, die Augen bekommen Leben und Interesse an der Welt und die Theilnahme an angenehmen Gegenständen erwacht wieder. Indessen bleiben immer noch verschiedene Beschwerden, Ohrensausen, eine krankhafte Reizbarkeit, Schwäche des Kopfes, der Augen, Gefühl von Mattigkeit u. s. w. zurück und nur nach und nach verschwinden sie, die dürre und abgestorbene Oberhaut lös't sich unter Kleienform los, die Haare fallen aus und der Kranke kehrt nun nicht nur zu seiner frühern Gesundheit zurück, sondern befindet sich oft sogar viel wohler, als lange Zeit vor der Krankheit. — Indessen verläuft der Typhus weder immer so glücklich, noch so regelmäßig. Sein Verlauf wird durch die herrschende epidemische, oder individuelle Constitution, oder auch durch einzelne Schädlichkeiten, freilich bisweilen auch durch verkehrte Heilmethoden, oft gar sehr modificirt; ja man kann wohl sagen, er, so wie jede andere Krankheit, verläuft bei jedem Individuum anders. Vorzüglich häu-

sig beobachtet man in dem erstern Zeitraume, in dem entzündlichen Stadium bisweilen, wirkliche Entzündung oder es entwickelt sich ein apoplektischer Anfall, der sehr gefährlich ist; ferner wird nicht selten ein auffallend gastrischer, besonders gallichter Zustand beobachtet; der nervöse Charakter tritt zu frühzeitig ein, oder es verlängert sich der entzündliche bis zum neunten, eilften Tage. — Durch diese mannigfaltigen Complicationen, so wie durch manche andere Ursachen, werden dann auch die Crisen, aber freilich immer zum Nachtheile, abgeändert, verhindert, verspätigt; und es bringen alle diese Abänderungen entweder den Tod, oder sie verzögern die Krankheit oder veranlassen auch endlich mancherlei Nachkrankheiten, die nicht selten noch den hinwegraffen, der den Typhus überstanden hat. — Es ist daher der ansteckende Typhus immer als eine in mancher Hinsicht Gefahr bringende Krankheit anzusehen, die edelsten Gebilde, Herz und Hirn, werden ja, wie die Symptome zeigen, von ihm ergriffen, und das letztere besonders bedroht. — In gelindern Fällen des Typhus kommt man vielleicht meistens mit den diätetischen Maaßregeln allein aus und es ist dann auch nöthig, alles das zu entfernen, was irgend störend wirken könnte. Allein wo einmal eine Störung eingetreten, eine Complication der Krankheit entstanden, oder wo irgend ein besonderer, der entzündliche oder nervöse Zustand gar zu überwiegend geworden ist, da muß die Kunst mit ihrer ganzen Kraft auftreten, da muß die ganze Kraft auch mit der feinsten und umsichtigsten Gewandtheit verbunden werden, wenn die Kranken zweckmäßig behandelt werden sollen. Niemand wird daher vernünftiger Weise von irgend einem einzelnen Heilmittel oder von einer bestimmten Heilmethode in dieser Krankheit Hülfe erwarten können. Hier aber in das Detail über die Anwendung der einzelnen Heilmittel einzugehen, scheint nicht zweckmäßig; wir wollen daher blos von der Vorbeugung dieser Krankheit noch einiges erwähnen. — Diese aber ist ihrer Tendenz gemäß eine doppelte, entweder nämlich soll sie den Typhus in seiner Entstehung überhaupt verhindern, oder sie soll nur einzelne Individuen schützen. Die Schutzweise der erstern Art ist Sache des Staats und der medicinischen Polizei, welche theils dahin zu arbeiten haben, daß der Typhus gar nicht entstehe, oder wenn er irgend wo entstanden ist, nicht weiter sich ausbreiten könne. Das erste kann nur dadurch erreicht werden, daß die Ursachen der Krankheit, die wir oben angegeben, vermieden werden; insbesondere muß verhütet werden, daß nicht zu viel Menschen in Spitälern, Gefängnissen, Schiffen ꝛc. angehäuft leben, und daß besonders hier immer gehörig reine Luft sey. Ist die Krankheit einmal entstanden, so wird ihre Ausbreitung theils durch Sonderung der Kranken von den Gesunden, theils durch Zerstörung des Ansteckungsstoffes verhindert werden können. Um aber die Kranken so wenig als möglich in Berührung mit Gesunden zu bringen, werden besondere Typhusspitäler oder wenigstens Zimmer in den Spitälern für Typhuskranke allein einzurichten seyn. Um den Ansteckungsstoff, der etwa in der Atmosphäre sich befindet, zu zerstören, sind von jeher Räucherungen und in den neuesten Zeiten mit dem größten Nutzen die Guyton-Morveauischen mit oxydirt salzsauren oder salpetersauern Dämpfen angewendet worden. Klebt aber das Contagium an andern Dingen, z. B. Kleidern, Wäsche ꝛc., so müssen diese entweder, und zwar durch Verbrennen in freier Luft, zerstört werden, oder sie müssen in sehr heißem oder sehr kaltem Wasser gewaschen, und mit den erwähnten sauren Däm-

pfen durchräuchert werden. — Der einzelne Mensch wird sich freilich am sichersten vor Ansteckung schützen, wenn er die Gelegenheit dazu gänzlich vermeidet und keinen Ort besucht, wo das Contagium sich befindet; indessen ist dies nicht allemal möglich. Wer aber Typhuskranke besuchen muß, der verweile nicht zu lange bei ihnen, vermeide die Berührung, gehe nicht nüchtern oder wenn er noch nicht ausgeschlafen hat, oder wenn er sich in Gemüthsbewegung irgend einer Art, besonders Angst und Furcht, befindet, zu ihnen, räuspere und schnäutze sich fleißig, reinige sich durch kaltes Waschen und Ausspülen des Mundes und der Nase, durch Anlegen anderer Kleider. Auch künstliche Geschwüre, Fontanelle u. s. w. sind als Vorbeugungsmittel der Ansteckung empfohlen worden. — Ist die Ansteckung schon geschehen, so läßt sich die Krankheit durch Brechmittel und durch äußere Anwendung der Kälte bisweilen noch unterdrücken. Jedoch muß dies vor dem Ausbruche des Fieberfrostes geschehen; ist dieser einmal eingetreten, dann ist die Krankheit nicht mehr zu unterdrücken und sie verläuft ihren Stadien gemäß, und andere Rücksichten treten in Hinsicht auf die Behandlung ein, die nur von einem verständigen und erfahrenen Arzte gehörig getroffen werden kann. B. P.

Typographie (aus d. Griech.), die Buchdruckerkunst; eigentlich die Handlung oder Verrichtung, die Typen oder Lettern zu ordnen, zu setzen und abzudrucken. Die Bedeutung dieses zusammengesetzten Wortes ist neu, so wie die Sache selbst. (S. **Buchdruckerkunst**.)

Typolithen, Spurenstein, sind diejenigen Versteinerungen, wo nur die äußere Form des organischen Naturkörpers geblieben ist. Dieser Letztere wurde nämlich in der Bildungsperiode der Erdrinde von noch flüssigen, später verhärteten, mineralischen Stoffen umgeben, nicht aber durchdrungen, wie bei andern Versteinerungsarten, ging dann in Verwesung über und hinterließ keine anderen Spuren als die seiner Form, an dem umgebenden Mineral. Es wurde die leere Höhlung aber auch oft durch andere anorganische Körper ausgefüllt, welche dann **Versteinerungskerne** genannt werden. Die Typolithen finden sich nur von Conchylien, nicht von anderen Naturkörpern.

Typometrie heißt die von Breitkopf (s. d. Art.) erfundene, und nachher auch von andern, z. B. von Haas d. J. zu Basel, ausgeübte Kunst, Landkarten mit beweglichen Typen zu drucken.

Typus, Typik oder **Typologie**. Typus, ein griechisches Wort, und die Etymologie (von τυπτω, ich schlage, stoße) führt auf die Begriffe: Eindruck, Spur vom Schlag oder Stoß zurückgelassen, und wie nahe liegt hier nicht die Bedeutung: Form, die, durch Kunst und bildenden Verstand ausgehöhlt, die weiche bildsame Masse in sich aufnimmt, um ihr Gestalt und Bestimmtheit zu geben (noch ziemlich ursprünglich erhalten in dem Ausdrucke: Buchdruckertypen); Vorbild im eigentlichen Sinne des Worts, in welchem das Abgebildete seine Form erst erhält und das überhaupt nur als solches, und blos lediglich um dem Abgebildeten Gestalt zu geben, mithin blos in der Idee da ist. Die Form wird zerbrochen, wenn das Bild in ihr ausgeprägt ist und hat an und für sich weder Sinn noch Werth. In dieser Bedeutung vornehmlich ist dies Wort in der deutschen Sprache, in vielfacher Beziehung, für Theologie so gut wie für Pathologie und Physik, eingebürgert worden und unterscheidet sich von Symbol (Sinnbild), das das Wesen so gut wie die Form

der Dinge angeht (s. Symbol), hinlänglich, indem es ganz allein auf die Form sich bezieht. So bezeichnet es denn im Allgemeinsten die Formen, die für die Einzelwesen als in dem urbildlichen Verstande (mens archetypa nach dem scholastischen Ausdrucke) liegend angenommen werden müssen und welche den Erscheinungen in ihrer zeitlichen Geburt aufgeprägt worden sind. Kant hat in einigen Stellen seiner Kritik den Ausdruck: Schema, gebraucht, um etwas ähnliches zu bezeichnen, als wir hier meinen; allein mit Typus darf weder sein Begriff noch dies Wort verwechselt werden; denn von jenem ist dieses nur eine Species, welche Form nur in so fern auffaßt, in wie fern sie mehrern zugleich gemeinschaftlich ist, und die Beziehung derselben aufs Individuum in der Reflexion vorbeigeht, indeß Typus beides vereinigt. — Die Form, die Gestalt eines Dinges, ist die wunderbare Gränze, Schranke, welche die Sphäre des Individuums abschneidet und doch auch zugleich dasselbe wieder in die Einheit des Alls aufnimmt. Von einer Seite angesehen, ist sie das gemeinschaftliche Product aller Lebens- und Charakteranlagen eines Wesens; in so fern tief bezeichnend und viel inniger mit dem Wesen eines Dinges zusammenhängend, als der abgezogene Begriff der Form vermuthen läßt; entscheidend über Gehalt und Werth des Individuums; aber daneben auch in all ihren unendlich verschiedenen Erscheinungen doch nur Offenbarung Eines und desselben, derselbe Lichtstrahl in seine verschiedenen Farben gebrochen und doch in jeder ganz und untheilbar Licht. Eben so muß nothwendig auch die Form der Form, Typus, dieses Urelement, diese mathematische Wurzel aller Gestalt in solchem Schweben gehalten und aufgefaßt werden, um die rechte Erklärung zu finden. Jedes Einzelwesen ist nach einem besondern, in dem ewigen Verstande begriffenen Typus gebildet; dieser Typus ist gleichsam die Idee, nach welcher jedes Einzelne geschaffen, die Bücher der Natur geschrieben sind. Durch ihn wird die Eigenthümlichkeit jedes Wesens nach allen ihren Theilen bestimmt. Aber ihm ist auch zugleich ein Element eingeboren, durch welches sich Verwandtschaft, ja Einheit eines Wesens mit dem ihm zunächst stehenden offenbart, eine Sehnsucht gleichsam nach dem nächsten Höheren, die durch Ähnlichkeit, vorherbestimmtes Übereintreffen sich ausspricht; und so wird durch Vermittlung des Typischen das Höchste an das Niedrigste, das Oberste an das Unterste angeknüpft, zum deutlichen Zeugniß, daß ein Geist das All durchwandele — der Grund aller Classification. So sehen wir vorerst jede einzelne Classe und Art der organischen Wesen nach einem besondern, diese Classe und Art beherrschenden Typus gebildet und entwickelt. Aber jeder Typus der einzelnen Classe spielt auch zugleich der Bildung und Textur der nächsten höhern Ordnung vor; und sieh ihn als Modell, als Ausführung im Kleinen an, so wirst du mit leichter Mühe in den einzelnen Fällen die Ausführung im Großen nachweisen können, und so kommt durch das Typische in die große unendliche Scala der Wesen ein sinnvoller Zusammenhang, ein wunderbar durchhin sich schlingendes Band, das den Mikrokosmus und Makrokosmus der Bildungen in ihrer Einheit zugleich in einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Zwischenstufen aus einander hält. Wie sinnvoll sehen wir in den zarten Verästelungen mancher Moose schon die herrliche, freie Baumgestalt vorgebildet, und die nach den Gesetzen der Crystallisation gebildeten Eisblumen des Winters sind gewissermaßen ahnungs- und bedeutungsvolle Träume der schlafenden Natur (Typen)

von ihren herrlichen Blumenschöpfungen in der Jahreszeit ihres Wachens. Und wenn der Arzt in dem Verlaufe einer Krankheit den Typus derselben, d. h. ihre eigenthümliche Form und die Folge ihrer Erscheinungen, erkannt hat, so sieht er doch zugleich unwillkührlich von dieser besondern Ordnung hinüber auf die übrigen Krankheitsformen. Sollte nun aber das Gesetz, das augenscheinlich für die Bildungen der Natur, neben einander betrachtet, constitutiv ist, nicht auch für die Entwickelung derselben in der Zeit, nach einander, gültig seyn? Ist es nicht offenbar eben so nothwendig eine typische Bedeutung der Geschichte anzunehmen, wie sich in den Spielen des Kindes auch schon, der genauern Beobachtung, die Thaten und Schicksale des zukünftigen Mannes abspiegeln? Dies die Veranlassung der einst in der Theologie mit so viel Vorliebe ausgebildeten, in der neuern Zeit aber als Aberwitz und kindische Spielerei verworfene Typik oder Typologie, d. h. der Wissenschaft von Personen, Ereignissen und Einrichtungen des A. T., welche eine vorbildende Beziehung auf Personen, Ereignisse und Einrichtungen in den neutestamentlichen Zeiten, dem großen Gegensatz der alten und neuen Welt entsprechend, haben sollen. Wir glauben, es ist viel Thorheit mit dem Aufsuchen der Vorbilder im A. T. getrieben worden. Aber — wenn von Weissagungen auf den Heiland im A. T. noch ferner die Rede seyn soll, ist es möglich, daß wir die typische Ansicht der alten Zeit überhaupt fallen lassen können? Kann wohl etwas lächerlicher, wenigstens unnatürlicher seyn, als ein vier bis fünf Stellen des A. T. für weissagend zu halten, die, wahre Dii ex machina, in die prosaische, bedeutungslose Reihe der reinvergangenen alten Zeit, aller Analogie entgegen, sich eingeschlichen haben sollen? Keinen Unparteiischen wird der Einwand ungläubiger Theologen: wenn es Typen geben solle, so müsse ihre Absicht von den Zeitgenossen schon erkannt worden seyn, sonderlich beunruhigen können. Denn was kann den unerschöpflichen Weltgeist hindern, um eine Harmonie zu begründen, die nur seinem Auge sich ganz enthüllt, da und dort den Dingen Bedeutung zu geben, die dem menschlichen Verstande im Augenblicke verborgen bleibt, und in Hieroglyphen zu schreiben, wovon wir nur den kleinsten Theil entziffern können, der größte Theil erst mit der Zeit zur Klarheit gelangt? M. s. r.

Tyr war nach der alten nordischen Götterlehre der muthige, tapfere Gott des Kriegs und Sieges, also was Mars bei den Römern war. Er war ein Sohn Odins und der kühnste und tapferste der Götter. Von ihm wird auch noch bei den Dänen und Isländern der Dienstag Tirstag, Tyrstág genannt. Siehe darüber Gustav Büsching, das Bild des Gottes Tyr gefunden in Oberschlesien, Breslau 1819.

Tyrann, aus dem Griechischen, wo es urspünglich und im bessern Sinne so viel als einen Alleinherrscher, einen Souverain, bedeutete, und daher auch als ein Titel für wirklich gute Fürsten gebraucht wurde. In neuern Zeiten nennt man dasjenige Staatsoberhaupt einen Tyrannen, welches die ihm zur Realisirung der Staatszwecke anvertraute Gewalt zu andern Zwecken mißbraucht. Am Ende des peloponnesischen Krieges (im vierten Jahre der 93sten Olympiade) führten die Lacedämonier die Regierung der dreißig Tyrannen in Athen ein, die jedoch nur acht Monate dauerte (s. Attika). In der römischen Geschichte bezeichnet man mit dem Namen

der dreißig Tyrannen die neunzehn Feldherrn, welche unter der schlechten Regierung des römischen Kaisers Gallien (vom Jahr 259 bis 263 nach Christi Geburt), der, gleichgültig gegen Ruhm und Herrschaft, nur für Vergnügen und Schwelgerei Sinn hatte, sich gegen denselben empörten und zu unabhängigen Beherrschern der von ihren untergebenen Soldaten besetzten Provinzen, z. B. in Britannien, Gallien, Spanien, Rhätien, Illyrien, Asien, Afrika, selbst in Italien, erklärten. Es entstand dadurch eine dem römischen Reiche völligen Untergang drohende Menge kleiner Staaten, die jedoch von keiner Dauer war, indem die Usurpatoren theils von ihren eignen Legionen, die sie erhoben hatten, gestürzt, theils von den auf den Gallien folgenden Kaisern Claudius und Aurelian besiegt wurden. Die bekanntesten jener Tyrannen waren Posthumus, Lälian, Lollian, Älian, Victorin I. und II., Marius, Tetricus I. und II., Regalian, Trebellian u. A. m. Die von ihnen geschlagenen Münzen, die größtentheils sehr selten sind, nennt man vorzugsweise Tyrannenmünzen.

Tyrol ist eine zu den deutschen Staaten des Kaiserthums Österreich gehörige gefürstete Grafschaft und eins der merkwürdigsten Länder Deutschlands, sowohl wegen seiner natürlichen Beschaffenheit (man könnte es die deutsche Schweiz nennen), als auch wegen seiner Bewohner, die sich vor allen übrigen Deutschen durch Redlichkeit und Offenherzigkeit, durch unerschütterliche Treue gegen ihren Landesfürsten und eine seltene Vaterlandsliebe auszeichnen. Tyrol gränzt (mit Einschlusse der vorarlbergischen Herrschaften, s. d. Art.) an Bayern, das Land ob der Ens, Illyrien, das lombardisch-venetianische Königreich, Helvetien und den Bodensee. Nach diesem Umfange beträgt seine Größe 520 Quadratmeilen und seine Bevölkerung 715,000 Einwohner, welche 22 Städte, 36 Marktflecken und 3150 Dörfer bewohnen. Tyrol ist ein Gebirgsland, denn die Gebirge nehmen ⅞ seines Areals ein, und man kann es als eine Fortsetzung der Schweiz ansehen. Man findet hier eben so hohe Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt, zwischen denselben die schrecklichsten Abgründe mit donnernden Wasserfällen, Eisfelder, Gletscher, hier Ferner genannt, und eben solche verwüstenden Schnee-, Stein- und Sandlavinen, hier Lähnen genannt, wie in der Schweiz. Die Gebirgsnatur ist in Tyrol eben so wild und eben so reizend, wie in der Schweiz, und Tyrol würde in dieser Hinsicht eben so berühmt seyn, wenn es eben so häufig bereist und beschrieben worden wäre. Die tyroler Gebirge, welche größtentheils das Land von Westen gegen Osten durchziehen, sind eine Fortsetzung der rhätischen Alpen und treten aus dem schweizerischen Canton Bündten mit dem Innflusse in das Land. Sie bestehen theils aus Granit, theils aus Urkalk. Wie der Gotthardt in der Schweiz, so bildet in Tyrol der Brenner die größte, aber nicht die höchste Gebirgsmasse, indem er sich nur 6360 Fuß erhebt. Die höchsten Berge befinden sich theils im Ötzthale, theils an der westlichen Gränze des Landes. Der Orteles, der höchste Berg nicht nur Deutschlands, sondern auch einer der höchsten Europa's, indem er nur wenig dem Montblanc nachgiebt, mißt 14,416 Fuß, nach andern 14,016 und wurde 1804 zum erstenmal von einem Menschen, nämlich einem Passeyrer Jäger, Joseph Pichler, nach oft wiederholten verunglückten Versuchen erstiegen. Nur vier Minuten konnte er sich mit seinen Begleitern dort erhalten. Die meisten Berge in dieser Gegend sind mit ewigem Eise und

Schnee bedeckt. Dem Orteles fast an Höhe gleich, aber noch ziemlich unbekannt, sind die Alpen und Gletscher im Ötzthale. Ob sich gleich aus dem Ötzthale ungeheure Gebirge in die Wolken erheben, so ist doch das Thal selbst über die Meeresfläche noch beträchtlich erhöht. Je weiter man in das Thal kommt, je weniger zeigen sich Spuren von Vegetation. Endlich scheint alles Leben aufzuhören, und wenn man zu dem großen Ferner kommt, der nördlich die Inn und südlich die Etsch beherrscht, so erblickt man nichts als blendenden Schnee und ewiges Eis. Überhaupt laufen die Ferner vom Ursprunge der Etsch quer durch das Land bis an das Zillerthal, beinahe in einem ununterbrochenen Zusammenhange. Wo die Alpen Tyrol verlassen und sich nach Osten in das jetzige Königreich Illyrien und in das vormalige Salzburgische hineinziehen, wo unter andern als Gränzstein zwischen Tyrol, Salzburg und Kärnthen sich der Großglockner bis zu 12,754 Fuß erhebt, erhalten sie andere Namen, und setzen als norische und karnische Alpen den Zug der tyroler Gebirge fort. Außer diesen hohen Alpengebirgen, welche Tyrol einnehmen, giebt es auch niedrigere und fruchtbarere Berge, welche schöne Thäler einschließen, Mitterberge heißen und die Alpenkette umgeben. Diese großen Gebirgsmassen Tyrols geben mehreren Flüssen ihren Ursprung; dahin gehören der Lech, (der in Vorarlberg entspringt), die Etsch, Eisak, Isar, Sill, Drave, Sarca und Brenta. Der Inn, welcher gleichfalls Tyrol durchfließt, hat seinen Ursprung nicht im Lande selbst, sondern in der Schweiz. Der Rhein berührt nur die Gränzen des vorarlbergischen Kreises. Außer diesen größern und kleinern Flüssen giebt es in Tyrol eine Menge Bäche, deren sich der Landmann zu Wässerung seiner Wiesen mit Vortheil bedienen kann. Aber eben diese Bäche, und besonders die Wildbäche verursachen oft fürchterliche Zerstörungen. Unter den Seen sind besonders der Boden- und der Gardasee zu bemerken, die aber nur an den Gränzen Tyrols sich befinden. Das Clima ist sehr verschieden nach der höhern Lage und größern oder geringern Entfernung von den Eisbergen. In den obern oder nördlichen Thälern ist die Luft stets sehr rauh und kalt. Im Pusterthale hält der Winter streng und lange an. Dagegen aber ist in den südlichen, vornehmlich in den trientischen Alpenthälern im Sommer die Hitze oft so heftig, daß die Einwohner genöthigt sind, während dieser Monate ihre Häuser zu verlassen, und im Gebirge kühle und frische Wohnungen zu suchen. Unter den Winden ist der Südwind, Sirocco und vom gemeinen Mann Fön genannt, seiner Wirkungen wegen merkwürdig. Er ermattet den Körper, treibt das Blut nach dem Kopfe und erzeugt öfteres und heftiges Erbrechen. Dieser Wind pflegt gegen das Ende des Sommers und vorzüglich im Herbste oft mit ungemeiner Schnelligkeit den Schnee im Gebirge aufzulösen, daher gemeiniglich in dieser Zeit die Wildbäche anschwellen, und verheerende Überschwemmungen im Lande verursachen. Da der größere Theil des Landes aus ungeheuren Bergen und Felsen besteht, die jeder Cultur unfähig sind, und selbst die Thäler meistens Felsenboden haben, und mehr zu Weiden als zu Ackerfeldern taugen, so ist der eigentliche Ackerbau sehr eingeschränkt, und der Tyroler muß viel Mühe und Fleiß anwenden, um auch dies wenige Ackerland in gehörigem Culturstande zu erhalten. Der Hauptsitz des Getraidebaues ist im Vingstgau-, im Pusterthal und im Sterzigger Districte, und man baut außer dem gewöhnlichen Getraide auch Buchweizen (hier Plenten genannt) und Mais;

indessen reicht der jährliche Fruchtertrag bei weitem nicht hin, das Bedürfniß des Landes zu befriedigen. Von größerer Wichtigkeit ist die Viehzucht, indem die Natur die besten Futterkräuter hervorbringt. Auch der Flachs- und Hanfbau wird stark betrieben, und in den wälschen Confinen wird viel Tabak gezogen. Ein wichtiges Hauptproduct ist der Wein, welcher hauptsächlich im Etschthale und in den wälschen Confinen gewonnen wird. Jährlich werden 30,000 Eimer ausgeführt, nur hält er sich nicht lange und muß bald vertrunken werden. Nebst dem Weinstock giebt auch die Obstbaumzucht dem Tyroler einen beträchtlichen Gewinn. Die Äpfel des Innthales werden weit versendet, und von Botzen geht ebenfalls eine große Menge Obst, theils frisch, theils gedörrt, außer Landes, und macht einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Die Äpfel aus der Gegend von Meran gehen selbst bis Petersburg. Das Gericht Botzen liefert jährlich 48,000, das Gericht Riva 30,000 Stück Citronen, welche theils in das nördliche Tyrol, theils ins Ausland verführt werden. Überhaupt reifen in den südlichen Gegenden die edelsten Früchte, mit welchen ein ansehnlicher Handel ins Ausland geführt wird. Es giebt hier treffliche Paradiesäpfel, Granatäpfel, Feigen, Pignolen, Quitten, Pomeranzen, Mandeln und Kastanien im Überfluß. Auch fehlt es dem Lande nicht an Waldungen. Außer der bedeutenden Rindviehzucht, welche nach schweizer Art getrieben wird, der Schaf-, Ziegen- und Pferdezucht, beschäftigt die Seidenzucht viele tausend Menschen. An Wildpret und an wildem Geflügel leidet Tyrol keinen Mangel; es giebt Gemsen, Murmelthiere, wenig Steinböcke. Mit Mineralien aller Art ist das Land gesegnet, und man findet etwas Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Salz, Alaun, Salpeter, Galmey, der vorzüglich geschätzt wird, Vitriol, Marmor, Alabaster, Steinkohlen, Oker, Farben, mineralische Bäder und Gesundbrunnen. Der Bergbau beschäftigt daher viele Menschen. Unter den Fabrikanstalten stehen die Seidenfabriken oben an, oder sie sind vielmehr die einzig vorzüglich wichtigen dieses Landes. Der Hauptsitz der Seidenspinnerei und Färberei ist Roveredo und dessen Umgebung; hier findet man die meisten und größten Maschinen zur ersten Zubereitung der Seide; die weitere Verarbeitung derselben geschieht dann an verschiedenen Orten und zum Theil sogar außer Landes, wohin die hier gewonnene Seide gebracht wird. Die zweite wichtigere Fabrication ist die Metallwaarenerzeugung, indessen ungleich mehr, als die vorige beschränkt; dann folgt an Wichtigkeit und Ausdehnung die Lederbereitung und Lederfabrication, dann die Leinweberei, vorzüglich im Pusterthale, im Vintschgau, im Etschthale ꝛc. Auch giebt es Musselin- und Battistfabriken, eine Kattunfabrik, eine Tuchfabrik, Tabaksfabriken. Ferner verdient die Verfertigung allerlei Geschmeidewaaren in Stubay, der künstlichen Blumen, der Baumwollenspinnerei und Strickerei in Schwatz und Vorarlberg, das Spitzenklöppeln an mehrern Orten, die Deckenweberei und Lodenweberei im Pusterthale und die Verfertigung der Holzwaaren um Gröden hier angeführt zu werden. Mit den meisten dieser Natur- und Kunsterzeugnisse wird ein ziemlich lebhafter Handel mit dem Auslande getrieben, wodurch Tyrol auch größtentheils die Mittel erhält, seinen Bedarf an ausländischen Artikeln sich anzuschaffen. Der Verlust der größern Einfuhr als Ausfuhr wird durch den Gewinn des überaus wichtigen Zwischenhandels und Waarendurchzuges ersetzt. Die Lage Tyrols zwischen Deutschland und Italien, und

die Vortheile eines bequemern Straßenzuges über die Alpen (da der Brenner, über welchen die Hauptstraße führt, der niedrigste Alpenpaß ist) nebst den gut unterhaltenen Kunststraßen begünstigen dieses Land, wenigstens vor allen westlichen Ländern, in dieser Hinsicht. Auch benutzt der Tyroler anscheinende Kleinigkeiten, um sie zu Handelsgegenständen zu benutzen. So ist zum Beispiel die Zucht und der Handel mit Kanarienvögeln, womit er fast ganz Europa versorgt, ferner der Handel mit Bildern und Kupferstichen, der besonders zu La Pieve seinen Sitz hat, und von da sich die Bilderhändler in die meisten Hauptstädte von Europa ausgebreitet haben, nicht unbedeutend. Jährlich wandern 30 bis 40,000 Tyroler in andere Länder, wo sie entweder als Bilder-, Decken- und Holzwaarenhändler oder als mancherlei Handwerker sich ein kleines Vermögen zu erwerben suchen, das sie jährlich in ihre Heimath entweder zurückbringen oder zurückschicken. Der größere Theil der Tyroler ist deutscher Abstammung, nur in der südlichen Spitze, in den sogenannten wälschen Confinen, leben Italiener, deren Zahl sich höchstens auf 150 bis 160,000 Köpfe belaufen mag. Die herrschende Religion ist die catholische. Der Tyroler ist fröhlich, aufgeweckten, muntern Sinnes. In seinem Gesichte ist Treue, Redlichkeit und Geradsinn ausgedrückt. Der schönste und edelste Zug in dem Charakter des Tyrolers ist seine unerschütterliche feste Anhänglichkeit an sein Vaterland und an seinen Regenten. Der Charakter der südlichen ist verschieden von dem Charakter der nördlichen Einwohner. Der südliche Tyroler ist nüchterner, weniger abergläubisch fromm, weniger aufrichtig, als der nördliche. Jagdlust ist unter allen Ständen die allgemein herrschende Leidenschaft. Schon als Knabe weiß der Tyroler mit dem Stutzen umzugehen und mit bewundernswürdiger Genauigkeit das weit entfernte Ziel zu treffen. Tyrol hat 1816 die Bestätigung seiner alten Rechte und Freiheiten durch eine neue Verfassung erhalten, wo noch die Landstände aus vier Classen, nämlich dem Prälaten-, dem Ritter-, dem Bürger- und dem Bauerstande, bestehen. Weder die Conscription noch das Mauthsystem ist hier eingeführt. Vorarlberg, obgleich in der Verwaltung mit Tyrol verbunden, hat seine besondern Privilegien, Landstände und Landtage. Die Einkünfte schätzt man auf 2½ Millionen Gulden. Für den österreichischen Staat wird übrigens Tyrol wegen seiner Gebirgspässe und kriegerischen Einwohner als eine Vormauer angesehen. Die Hauptfestung des Landes ist Kufstein und zu Innspruck hat das Gubernium des ganzen Landes, welches jetzt in sieben Kreise (mit Vorarlberg) eingetheilt ist, seinen Sitz. Tyrol wurde anfangs von celtischen und gallischen Stämmen bewohnt, wovon die Rhätier die bekanntesten sind. Unter des ersten römischen Kaisers August Regierung wurde die Eroberung dieses Landes nach vielen Schwierigkeiten vollendet, und diese Alpenvölker geriethen unter die Herrschaft der Römer, welche sich zugleich um die erste Cultur dieses Landes verdient machten. Wie die römische Größe hinsank, so ging auch der Wohlstand des Landes unter, welches dann über ein Jahrhundert hindurch der Tummelplatz der Völker war, die Roms Herrschaft vertheidigten und bekämpften. Marcomannen, Alemannen, Gothen, besonders die Hunnen unter Attila, verheerten wechselsweise das Land. Nach dem gänzlichen Sturze des abendländischen Kaiserthums gerieth es unter die Herrschaft der Gothen. Als diese zertrümmert wurde, kam der südliche Theil Tyrols in die Gewalt der Longobarden und der nördliche wurde von den Bojen

oder Bojoaren (Bayern) besetzt. Hierauf wurde Tyrol den Franken unterworfen, welche es, gleich andern fränkischen Landen, in Gauen theilten und von Grafen verwalten ließen, welche die Könige nach Gefallen ernannten. Nach dem Erlöschen des carolingischen Hauses und nach der Wiedereinsetzung bayerischer Herzoge nahmen diese auch wieder den größten Theil von Tyrol in Besitz, und unterwarfen sich die Grafen als Vasallen, welche sich unterdessen, während der Unordnungen im fränkischen Reiche, und bei der Schwäche seiner Regenten, die ihnen anfangs zur Verwaltung anvertrauten Gauen erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch einige mächtige Dynasten übrig, unter welchen sich besonders die Grafen von Andechs auszeichneten. Einem Grafen aus diesem Hause, Berthold IV., gab Kaiser Friedrich I., nach der Achtserklärung des bayerischen Herzogs, Heinrichs des Löwen, Tyrol zu Lehen. Berthold war der erste tyrolische Landesfürst, der seinen Sitz in Meran hatte, und sich einen Herzog von Meran nannte. Schon im zwölften Jahrhunderte erscheinen mächtige Grafen von Tyrol in der Geschichte, deren Stammschloß die alte Bergfeste Terioli war. Einer derselben, Heinrich genannt, hinterließ eine einzige Tochter, in der bekannten Margaretha Maultasche, welche ihren Vettern, den Herzogen von Österreich, 1359 ihre Besitzungen in Tyrol verschrieb. So kam Tyrol an das Haus Österreich, bei welchem es bis 1805 blieb, nachdem es erst 1803, durch die gänzliche Vereinigung der Gebiete der Bischöfe von Trient und Brixen, ein ganz geschlossenes Gebiet geworden war. Durch den Presburger Frieden 1805 wurde Tyrol nach diesem Umfange an Bayern überlassen, welches aber davon einen kleinen District im Süden an das Königreich Italien, und 1810 den ganzen südlichen Theil jenseits der Centralkette der Alpen an dasselbe Königreich und den östlichen Theil des Pusterthales an die neugeschaffene Provinz Illyrien abtreten mußte. Beide letztern Theile wurden 1814 wieder von Österreich erobert, und der bayerische Antheil an Tyrol in eben diesem Jahre von Bayern wieder an Österreich abgetreten, welches hierauf auch die salzburgischen Enclaven, nämlich das Ziller- und Brixenthal und Windisch Matray, damit vereinigt hat.

Tyrrhenia, Tyrrhener, ein alter Name für Etrurien und seine ältesten Bewohner, die aus Lydien eingewandert seyn sollten, und als geübte Seefahrer und Handelsleute, auch wohl als Freibeuter, erwähnt werden.

Tyrtäus (Tyrtäos), ein griechischer Dichter, blühte um die 24ste Olympiade. Die Spartaner hatten schon zweimal in Schlachten unglücklich gegen die Messenier, ihre Nachbarn, gefochten, die jetzt von dem kühnen und tapfern Aristomenes angeführt wurden. In dieser Noth wendeten sie sich an das delphische Orakel, das ihnen einen Fremden zum Vermittler eines ehrenvollen Friedens anzunehmen rieth. Sie baten die Athenienser um einen solchen. Diese sandten ihnen ihren Mitbürger Tyrtäus (den Einige zu einem gebornen Milesier machen), der sich eben nicht durch das Ansehen eines Kriegers empfahl, aber ein geschickter Mann, und dabei ein guter Dichter und Flötenspieler war. Dieser stimmte nicht nur durch seine Lieder die Herzen der Spartaner zur Eintracht unter sich selbst, sondern entflammte auch ihren Muth durch seine begeisternden Kriegsgesänge dergestalt, daß sie durch ihn den Sieg erlangten. Er wurde zugleich der Stifter der eigentlichen Chorgesänge (Χοροδιδασκαλος), die man gewöhnlich dem Lykurg beilegt, und seine

Lieder wurden in der Folge in solchen Ehren gehalten, daß sie zu bestimmten Zeiten gesungen werden mußten. Noch sind drei Lieder im elegischen Versmaaß unter Tyrtäos Namen vorhanden; und sie sind in der That des alten Sängers würdig und konnten wohl die jungen Spartaner zum Siege entflammen. Sie stellen das Bild ungebeugter, trotziger Krieger, furchtloser Greise, welche des feigen Jünglings spotten, und einer unbezwinglichen Begeisterung fürs Vaterland zur Nachahmung auf, und gehören zu dem Schönsten, was uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist, wenn man auch sollte annehmen müssen, daß wir diese alten Kriegslieder nicht mehr völlig in der ursprünglichen Gestalt besäßen. Denn zu den ältesten Überresten griechischer Poesie würden sie allerdings zu zählen seyn, da der zweite messenische Krieg, wo Tyrtäos sie sang, um das Jahr 680 vor Chr. Geb. fällt. Eine besondere Ausgabe des griechischen Textes mit einem sehr ausführlichen Commentar und Abhandlungen besitzen wir von Klotz, Altenburg 1767. Eine neuere in Franckii Callinus; acc. Tyrtaei reliquiae, Altb. et Lips. 1816. In deutsche gereimte Verse hat sie schon früher Weiße und Conz (angehängt der Übersetzung des Tibull von Reinhard, Zürich 1783) übersetzt. Eine metrische Verdeutschung findet sich auch als Anhang bei den Liedern für Deutsche im Jahr der Freiheit 1813 von E. M. Arndt. Siehe auch Wielands attisches Museum 1. Bd. St. 2. S. 336. S.

Tyrus, eine der berühmtesten Städte des Alterthums; sie war, nebst ihrer ältern Schwester Sidon, der wichtigste und reichste Handelsplatz des ehemaligen Phöniciens; jetzt ist sie, unter dem Namen Sur, ein unbedeutender Ort in der türkischen Provinz Syrien, im Paschalik Akre. Tyrus, schon um das J. 1300 vor Chr. eine ansehnliche und blühende Stadt, ward durch Handlung und Schifffahrt reich und mächtig, aber auch Künste und Wissenschaften blühten in ihr. Einer ihrer Könige, Hiram, war der Freund und Bundesgenosse des israelitischen Königs Salomo, und es ist aus der Geschichte des letztern bekannt, daß die Israeliten Baukunst und Schifffahrtskunde von den Tyriern lernten. Den Phöniciern, und besonders den Tyriern gehören die verbesserte Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne, und andere wichtige Erfindungen in der Schifffahrt zu. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des mittelländischen Meeres, sondern drangen auch in den atlantischen Ocean, holten Zinn aus Britannien, und wahrscheinlich auch Bernstein aus der Ostsee. Gades, das heutige Cadix in Spanien, und Carthago in Afrika waren tyrische Colonien. Die Stadt Tyrus, auf einem Felsen, der auf allen Seiten vom mittelländischen Meere umgeben war, erbaut, und durch diese Lage fest, hatte in seinen Mauern einige der berühmtesten Tempel des Alterthums, des olympischen Jupiters, des Hercules und der Astarte. Als Alexander das Heer des Darius bei Issus zerstreut, und gleich darauf ganz Phönicien und Syrien mit der Küste des mittelländischen Meeres sich unterworfen hatte, widerstand dem kühnen und glücklichen Sieger Tyrus, auf seine feste Lage trotzend, ganz allein, und weigerte sich, ihn als Oberherrn zu erkennen. Alexander unternahm die Belagerung von Tyrus, eine der merkwürdigsten in der ältern Kriegsgeschichte. Nach unglaublichen Anstrengungen von beiden Seiten — nach der Erzählung des Curtius (B. 4. Cap. 3.) vernichteten die Belagerten die Werke der Belagerer durch Taucher

und Brander — und nachdem die Belagerung bis in den siebenten Monat gedauert hatte, fiel endlich Tyrus in die Hände des Siegers, der es glimpflicher behandelte, als von ihm zu erwarten war. Unter der Herrschaft der Römer wurde Tyrus, seines noch immer ausgebreiteten Handels wegen, sehr begünstigt. Später kam es, mit dem Lande selbst, in die Gewalt der Saracenen, und galt in den Zeiten der Kreuzzüge für einen festen Platz, der von den Kreuzfahrern gegen die Saracenen standhaft behauptet wurde. Unter der türkischen Regierung ist der Ort ganz gesunken; er ist, nach des Barons Tott Bericht, dem Oberhaupte der Mutualis, einer Völkerschaft des Libanons, unterworfen. Zwar ist der Hafen von Tyrus noch immer der beste an der ganzen syrischen Küste, aber der Handel hat sich vorzüglich nach dem benachbarten Said (dem alten Sidon) gezogen, wohin Sur blos etwas Tabak, Getraide und gesponnene Seide verführt.

Tzetzes (Johann und Isaak), zwei Brüder, die in der Mitte des 12ten Jahrhunderts nach Chr. zu Constantinopel lebten, von denen wir noch Commentare über griechische Schriften, vorzüglich über den Lykophron, haben, und von Johannes auch Gedichte in griechischer Sprache, deren eines die Geschichte des trojanischen Krieges bis zum Anfang der Ilias, ihren Inhalt selbst, und die Begebenheiten von Hektors Tode bis zur Heimkehr der Griechen erzählt; das andre größre eine Erklärung der Homerischen Mythen liefert. Beide sind schätzbar, nicht sowohl in poetischer Hinsicht, wo ihr Werth unbedeutend ist, als deshalb, weil sie mehrere alte Bruchstücke, Nachrichten und Mythen aus ältern verloren gegangenen Quellen enthalten.

U.

U, der einundzwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, und unter den Selbstlautern der fünfte.

Übel ist im Allgemeinen alles dasjenige, was ein denkendes und empfindendes Wesen von seinem Zwecke entfernt. Der Zweck des Menschen aber ist ein doppelter: ein physischer, der das Wohlseyn des physischen Lebens, und ein moralischer, der die sittliche Veredlung beabsichtigt; und diesem nach giebt es auch ein physisches und ein moralisches Übel. Jenes entfernt ihn vom äußerlichen Wohlbefinden, z. B. Schmerz, Krankheit, Mangel, dieses von der Sittlichkeit.

Überbein, ein verhärteter Auswuchs an den Sehnen, auch wohl an den zartern Knochen der Hände und Füße, dergleichen durch Stoß und Druck erzeugt werden kann.

Übergangsgebirge sind diejenigen Gebirge, welche gleichsam den Übergang von den Ur- zu den Flötzgebirgen bilden, und eine Reihe Gebirgsarten in sich fassen, welche Übergangsgebirgsarten genannt werden. Die Übergangsgebirge entstanden später als die Urgebirge, mithin nach der chaotischen Periode der Bildung der Erdrinde und als schon die Schöpfung der organischen Körper begonnen hatte, jedoch früher als die Flötzgebirge. Sie verbinden die reinere Bildung mit der gröberen, und sind weniger

chemisch als die Ur-, aber auch weniger mechanisch niedergeschlagen, als die Flötzgebirge. In ihnen finden sich zuerst Versteinerungen und Abdrücke organischer Naturkörper, z. B. Conchylien, See- und Sumpfpflanzen, und zwar insbesondere solche, deren Originale in der jetzt lebenden Natur nicht mehr aufgefunden werden; allein sie sind nicht in so großer Menge vorhanden, als in den Flötzgebirgen. Die Übergangsgebirgsarten sind gewöhnlich auf den Urgebirgen, und unter den Flötzgebirgen gelagert, so wie es die Reihenfolge der Entstehung mit sich bringt; in gleichem Verhältnisse stehen daher die Übergangsgebirge rücksichtlich der Höhe zu den beiden anderen Gebirgsformationen, so daß sie niedriger als die Urgebirge, höher aber als die meisten Flötzgebirge sind. — Sie sind erzführend, enthalten aber nur wenige Metallgeschlechter. Zu den Übergangsgebirgsarten rechnet man folgende theils einfache, theils gemengte Mineralien: 1. die Grauwacke, eine mechanisch gemengte, aus Bruchstücken von Feldspath, Quarz, Thon- und Kieselschiefer zusammengesetzte, durch ein thoniges Bindemittel verbundene Gebirgsart, gewöhnlich von grauer Farbe; 2. Übergangs-Thonschiefer; 3. Übergangs-Kieselschiefer; 4. Übergangs-Kalkstein, der als Marmor bearbeitet wird, und nicht selten schroffe Klippen, enge tiefe Thäler und Höhlen bildet, z. B. die Baumanns- und Bielshöhlen am Harz und viele andere, in denen sich der herabträufelnde Kalksinter zu den mannichfaltigsten Figuren gestaltet, welche die rege Einbildungskraft dann zu abenteuerlichen Dingen umschafft; 6. den Übergangsgyps; 7. den Übergangstrapp, wozu wiederum Hornblende, Grünstein, Kugel- und Lederfels, so wie der porphyrartige und mandelsteinartige Trapp gezählt wird. — Man rechnete die Übergangsgebirgsarten früher zu den Urgebirgen, jedoch Werner erhob sie zu einer besondern Classe, so wie sie seitdem auch von allen übrigen Mineralogen als eine besondere Gebirgsformation aufgeführt werden.

Übersetzungskunst. Eine vollkommen gute Übersetzung erfordert 1. Übereinstimmung der Gedanken des Originals und der Übersetzung im Ganzen und Einzelnen. Hierzu ist nöthig vollkommne Sprach- und Sachkenntniß. Wörtliche Treue darf die Deutlichkeit des Gedankens nicht aufheben. Der ihr entgegengesetzte Fehler ist das Paraphrasiren oder Modernisiren, durch welches der Gedanke faßlicher gemacht wird. Aber die Übersetzung ist von der Erklärung zu unterscheiden. Der Übersetzer muß sogar die Dunkelheit und Zweideutigkeit des Originals nachahmen; er darf den Schriftsteller nicht verbessern, noch überhaupt demselben etwas geben oder hinwegnehmen, es müßte denn z. B. eine Weglassung nur in der Sprache des Originals verständlich seyn, welche in der Sprache der Übersetzung unverständlich wäre. 2. Übereinstimmung des Charakters und Styls der Übersetzung mit dem Originale; die Übersetzung soll nicht blos ausdrücken, was das Original sagt, sondern auch wie es dasselbe sagt. Der individuelle Charakter und Styl des Schriftstellers muß also ebenfalls nachgebildet werden. Dies schränkt den Übersetzer natürlich ein. Hierzu gehört ein freier Sinn für das Charakteristische eines Schriftstellers, Fähigkeit, sich in fremde Individualitäten zu versetzen und ein geübter Geschmack. Man kann die Aufgabe so stellen: Der Übersetzer soll sich so ausdrücken, wie der Schriftsteller, wenn er in seiner (des Übersetzers) Sprache geschrieben hätte, sich ausgedrückt haben würde, we-

bei natürlich auch auf die jedesmalige Bildungsstufe der Sprache, in welche übersetzt wird, Rücksicht zu nehmen ist. Die Treue der Nachbildung in dieser Hinsicht ist daher ein Ideal, und wird natürlich durch den verschiedenen Genius der Sprachen beschränkt. Den Charakter der fremden Sprache darf der Übersetzer nur in so weit nachbilden, als dies dem Charakter der seinigen nicht widerspricht. Ferner muß auch die Sprachform berücksichtigt und daher Poesie in Poesie übertragen werden, wo möglich in demselben Metrum. Was Styl und Diction anlangt, so soll die Übersetzung die Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Originals haben, doch ohne ungebundner zu werden. Oft kann nur durch ähnliche Redensarten, Sprichworte übersetzt werden, und nicht selten ist Übersetzen schwieriger, als selbst schreiben. Das schwere Problem ist Freiheit mit Treue zu verbinden. Die Übersetzungskunst mußte natürlich geübt und gebildet werden, sobald ein Volk die Bildung eines andern erbte. Daher finden wir sie zuerst zur Zeit, wo die Griechen durch ägyptische Kunst sich zu bilden bemühten. Die Geschichte der Wissenschaften nennt Manetho, einen ägyptischen Priester, als einen der frühesten Übersetzer; er soll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus die Geschichte seines Landes in die griechische Sprache übersetzt haben. Die Griechen bemühten sich, die Schätze der morgenländischen Völker sich zu eigen zu machen; daher denn Ptolemäus Philadelphus schon die fünf Bücher Mosis übersetzen ließ, und Philo Byblius die Annalen des Sanchoniathon aus dem Phönicischen ins Griechische übertrug. Die Kritik brachte die Übersetzungskunst, wie jede andere, in Regeln. Schon Cicero, Plinius und Quintilian sprechen von den Regeln guter Übersetzungen. D'Alembert, Batteux und Garve theilten einige scharfsinnige Bemerkungen über diese Kunst mit. So auch die Schrift: Essay on the principles of translation (deutsch von Löbel, Leipz. 1793) und Hezel in seiner Vorrede zur Übersetzung des N. T. H. Stephanus und J. Billius gaben Regeln, wie man die griechischen Schriftsteller gut übersetzen könne. Diese Regeln beschränkten sich aber mehr auf Hinweisung auf den Weg, worauf man zu einem richtigen Verständnisse der Schriftsteller kommen könne, als auf den darstellenden Ausdruck. (Siehe auch die Art. Exegese und Hermeneutik.) Unter den Deutschen haben erst Voß, Schlegel und Gries einer bessern Übersetzungsweise Eingang verschafft. Das Bestreben, nebst dem Wortverstande auch das eigenthümliche Colorit eines Schriftstellers auszudrücken, hat der Reichthum und die Bildsamkeit der deutschen Sprache erleichtert. Keine der neuern Sprachen kommt den alten, der griechischen und römischen, im Charakter so nahe, als die deutsche, keine ist im Stande, die Sylbenmaaße der Alten sich anzueignen: daher auch keine bessere Übersetzungen der alten Dichter aufweisen kann. Homer von Voß, Calderon von Schlegel, Torquato Tasso und Calderon von Gries übersetzt, sind herrliche Copien für den, dem der Genuß der Originalwerke versagt ist.

Ubiquität — ein nach Art des Lateins der scholastischen Philosophie gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung der Allgegenwart — wurde von Luthern diejenige Eigenschaft des Leibes Christi genannt, vermöge deren er unter dem Brote im Abendmahle allenthalben gegenwärtig ist. Die Hitze des ersten Acts der Sacramentsstreitigkeiten hatte diesen unbequemen Ausdruck schon verhaßt gemacht, als ihn die steiflutherischen Prediger zu Bremen seit 1556

aufs neue in einem noch härteren, der gesunden Vernunft widersprechenden Sinne gegen die Calvinisten anwendeten und die würtembergischen Theologen in dem 1559 von Johann Brenz aufgesetzten Glaubensbekenntnisse zu einem Hauptpunkte der lutherischen Orthodoxie in ihrer Landeskirche erhoben. Da indessen auch die Calvinisten eine wahre, obwohl nur dem Glauben erkennbare Gegenwart, des Leibes Christi im Abendmahle zugestanden, brachten die lutherischen Zeloten, um sich ja recht scharf von diesen verhaßten Gegnern zu unterscheiden, die Hypothese von der wirklichen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christo (communicatio idiomatum) in ihren Lehrbegriff und suchten dadurch zu beweisen, daß der Leib Christi in, mit und unter dem Brote im Abendmahle allenthalben, ohne Rücksicht auf den Glauben der Communicanten, gegenwärtig seyn müsse. Damit jedoch dieser, vielen Mißverständnissen ausgesetzten, Vorstellung, die ihren Vertheidigern den Namen Ubiquisten oder Ubiquitisten zuzog, die scheinbare Ähnlichkeit mit der catholischen Transsubstantiationslehre nicht mehr vorzuwerfen wäre, erklärten die Verfasser der bergischen Concordienformel (s. d. Art.) ausdrücklich, die Ubiquität des Leibes Christi finde nicht auf eine räumliche und irdische Weise Statt. Das Interesse für die, ohnehin aus der heil. Schrift keinesweges unwidersprechlich beweisbare Ubiquitätslehre, über die sich noch 1610 ein neuer Streit zwischen den ihr eifrig ergebenen Tübingischen Theologen und den gemäßigteren Gießenschen erhob, haben die folgenden Jahrhunderte auch unter den lutherischen geschwächt, und die unbefangneren evangelischen Theologen beider Kirchen wurden im 18ten Jahrh. darüber einverstanden, daß Christus im heil. Abendmahle denen, die es würdig genießen, allerdings gegenwärtig, die Bestimmung der Art und Weise dieser Gegenwart und der Vereinigung seines Leibes mit dem Abendmahlsbrote (unio sacramentalis) aber kein Gegenstand menschlicher Lehrvorschriften und daher dem Glauben der Individuen zu überlassen sey. E.

Uhr. Viele Erfindungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, verdanken wir den müßigen Mönchen des Mittelalters, die in ihrer Einsamkeit, von allen Nahrungssorgen befreit, die Nebenstunden, die ihnen die Andachtsübungen übrig ließen, mit Versuchen aller Art, in nützlichen und unnützen Künsten, zubrachten. Dies ist auch der Fall mit den Uhren, die durch Räder, Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden. Die ersten Spuren derselben finden wir in den Klöstern des Mittelalters. Zwar das Wort horologium kommt schon bei einigen Alten vor, und man möchte aus manchen Angaben schließen, daß sie schon dergleichen Kunstwerke, wie unsere Taschen- und Stubenuhren sind, gekannt hatten. Allein gewiß ist, daß die Uhren der Alten theils Sand-, theils Wasser-Uhren waren. Die letztern brachte namentlich Julius Cäsar aus Britannien. Eine Wasseruhr war es, die Cassiodorus im 6ten Jahrhundert seinen Mönchen empfahl, wenn die Trübigkeit der Tage sie hindere, die Sonnenuhren zu beobachten. Eine Wasseruhr war es, die der Schwelger Trimalchio, beim Petronius, in seinem Speisezimmer stehen hatte, und bei der er einen Trompeter anstellte, der die abgelaufenen Stunden ausrufen mußte. Im Vitruvius kommt die Nachricht von einem alexandrinischen Künstler, Ktesibius, vor, der hundert und vierzig Jahr vor unserer Zeitrechnung mit der Wasseruhr Triebräder verbunden habe. Aber die Nachricht ist zu dunkel und unvoll-

ständig, als daß man über die eigentliche Einrichtung dieses Kunstwerks deutliche Begriffe haben könnte. In einer alten Chronik wird erzählt, daß Kaiser Carl der Große von dem damaligen Beherrscher Persiens im Jahre 807 eine Uhr zum Geschenk erhalten, woran Glöckchen angebracht waren, und kleine Figuren von Reitern nach Ablauf der Stunden an fensterähnlichen Löchern hervorkamen und wieder hineingingen. Allein eine genauere Beschreibung dieses Kunstwerks, welche wir in den dem Eginhard zugeschriebenen fränkischen Annalen lesen, giebt ausdrücklich an, daß es eine Wasseruhr gewesen, und daß nach Ablauf der Stunden kleine Kügelchen von Metall auf eine kleine Glocke herabgefallen, und den Ton hervorgebracht haben. Eben so wenig kann die Uhr, welche Pacificus, Geistlicher zu Verona, in der Mitte des neunten Jahrhunderts erfunden haben soll, mit Bestimmtheit für ein ähnliches Kunstwerk, als unsere Uhren sind, angesehen werden. Denn die Worte in seiner Grabschrift sind zu undeutlich, als daß man etwas gewisses daraus herleiten könnte. Auch dem berühmten Gerbert von Auvergne, der nachmals unter dem Namen Sylvester der Zweite Papst war, und im Jahre 1003 starb, hat man die Erfindung der Uhren zugeschrieben. Allein der glaubwürdige Zeuge Ditmar von Merseburg sagt nichts weiter davon, als: Gerbert habe in Magdeburg für den Kaiser Otto ein Horplogium richtig aufgestellt, indem er durch eine Röhre den Stern, nach dem sich die Schiffer richten, beobachtet habe. Es kann unmöglich etwas anderes als eine Sonnenuhr gewesen seyn, die Gerbert nach der Polhöhe stellte. Im zwölften Jahrhunderte fing man in Klöstern an, Uhrwerke zu gebrauchen, welche die Stunden durch den Schall einer Glocke, welche durch Räder in Bewegung gesetzt wurde, anzeigten. Denn man findet von da an öfters den Ausdruck: die Uhr hat geschlagen; auch wird des Weisers an der Uhr schon erwähnt. Von einem Wilhelm, Abt von Hirschau, sagt sein Lebensbeschreiber: Er habe ein Horologium erfunden nach dem Muster der himmlischen Sphären. So kurz diese Angabe ist, so möchte man doch deswegen glauben, dieser Abt von Hirschau sey der Erfinder der Uhren, weil man findet, daß er einen eigenen Menschen angestellt, der dieses sein Kunstwerk in Ordnung erhalten und stellen mußte. Dieser Abt von Hirschau starb zu Ende des 11ten Jahrhunderts. Im 13ten Jahrhunderte kommt die Nachricht von einem Kunstwerke vor, welches Sultan Saladin dem Kaiser Friedrich II. verehrte. Dies wurde offenbar durch Gewichte und Räder in Bewegung gesetzt. Nicht allein zeigte es die Stunden an, sondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise. Gewiß haben die Sarazenen diese Kunst nicht von den Mönchen der europäischen Klöster gelernt, sondern vielleicht waren sie die eigentlichen Erfinder, und die Kreuzzüge das Mittel, wodurch die Europäer diese Erfindung kennen lernten. Im 14ten Jahrhundert findet man schon mehr Spuren unserer heutigen Uhrwerke. Dante erwähnt ausdrücklich der Schlaguhren. Richard, Abt von St. Albans in England, verfertigte im Jahre 1326 eine Uhr, dergleichen man bis dahin noch nicht gesehen hatte. Es war eine astronomische Uhr, die nicht allein den Lauf der Sonne und des Mondes, sondern sogar die Ebbe und Fluth anzeigte. Große Thurmuhren kamen auch zuerst im vierzehnten Jahrhunderte auf. Vielleicht ist Jacob Dondi in Padua der erste, der eine solche gebaut; wenigstens ward sein Geschlecht nach ihm dell' orologio genannt. Auch ein Deutscher, Heinrich de Wyck, ward in demselben

Jahrhunderte berühmt durch die große Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich, Carls V., baute. Diese Uhr war noch 1737 zu sehen. Die Taschenuhren müssen von weit späterer Erfindung seyn, ungeachtet man auch sie schon im vierzehnten Jahrhundert hat finden wollen; wenigstens giebt es vor dem Anfange des 17ten Jahrhunderts keine zuverlässigen Spuren davon. Die Pendel wurden von dem Sohne des großen Galilei zuerst 1649 bei einer Stubenuhr angebracht. Huygens scheint der Erfinder der Unruhe in den Taschenuhren zu seyn. Diese Erfindung fällt ins Jahr 1676. Um die Reibungen zu vermeiden, erfand ein Genfer, Facio, die Kunst, in Rubinen und Diamanten Löcher für die Stifte zu bohren um dergestalt die Taschenuhren noch sicherer gehen zu lassen. So entstand die Erfindung der Zeitmesser oder Chronometer, worin die Engländer es zu außerordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Auch sind sie schon früher die Erfinder der Repetiruhren gewesen. Ein gewisser Barlow machte im Jahre 1676 eine solche Uhr für König Carl II. Ein Engländer, Graham, war im Jahre 1715 der Erfinder der Compensiv-Pendel. Dies sind breite Pendel aus abwechselnd verschiedenen Metallen dergestalt zusammengesetzt, daß Temperaturveränderungen auf die Länge des Pendels, von dessen Unveränderlichkeit die Gleichheit der Zahl der Schwingungen in derselben Zeit, und also die Gleichförmigkeit des Ganges der Uhr abhängig ist, keinen Einfluß ausüben können (s. Pendel). Diese Erfindung ward von Harrison dadurch noch vervollkommnet, daß er seinen Pendel aus neun runden Stäben zusammensetzte, unter denen 5 stählerne und 4 kupferne waren. Mit diesen Pendeln sind noch jetzt die astronomischen Wanduhren versehen, und man kann sich ganz auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlassen. — Im Ganzen muß man bei den Pendeluhren bemerken, daß der Pendel mit dem sogenannten englischen Haken eine gemeinschaftliche Welle haben muß, wodurch vier Haupträder in gleichförmiger Bewegung erhalten werden. Nämlich das Bodenrad, welches sich in 12 oder 24 Stunden, das Minutenrad, welches sich in einer Stunde, das Mittelrad, das sich in sieben und einer halben Minute, und das Steigrad, welches sich in einer Minute herumdreht. In einer Taschenuhr dagegen kommt die Hauptkraft von der elastischen Stahlfeder, die sich in ihrem eigenen Hause um einen Stift windet. An dieser Feder ist eine Kette befestigt, die sie mit der Kegelschnecke vereinigt, und an dieser treibt das Schneckenrad gewöhnlich mit achtundvierzig Zähnen um. Damit aber die Bewegung dieses und der übrigen Räder gleichförmig sey, hat man eine Spindel mit Lappen angebracht, die stets in die Zähne des Steigrades eingreifen. Auf der Spitze der Spindel steht die sogenannte Unruhe, eine dünne metallene Scheibe mit drei Kreuzschenkeln, die, weil sie durchgehends gleich schwer sind, auch immer gleiche Schwingungen machen. Unter der Unruhe bringt man noch, um den gleichmäßigen Gang zu erhalten, eine haarfeine Spiralfeder an, die sich um die Spindel windet und die Bewegungen der Unruhe regelt. Diese Spiralfeder kann durch den sogenannten Rücker verkürzt oder verlängert werden, um die Uhr schneller oder langsamer gehen zu lassen.

Ukase heißt in Rußland jede Verordnung oder Mandat, das der Kaiser, oder der Senat im Namen des Kaisers, erläßt.

Ukräne, das fruchtbare Land, welches sich auf beiden Seiten des Dnepr bis tief in Rußland erstreckt, die Wohnorte der Kosacken

umfaßt und bis auf Peter den Großen der stete Zankapfel zwischen Rußland und Polen gewesen ist. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen seiner herrlichen Weiden, seiner Pferde und Ochsen berühmt. Der Name ist jetzt meistens verschwunden, und lebt blos noch in dem Gouvernement der slobodischen Ukräne.

Ulanen (Uhlanen), eine Gattung leichter Reiterei, die eigentlich tatarischen Ursprungs ist, dann aber in Polen eingeführt und von den Königen zunächst zum besondern Dienste, z. B. Escortiren, nachher aber auch im Kriege gebraucht wurde. Ihre Waffen sind Carabiner, Pistolen, Säbel und vorzüglich die Lanze. Die oben an der Lanze befestigte farbige Fahne dient zum Unterschiede der Regimenter oder Pulks. Diese Lanze ist die Hauptwaffe der Ulanen, und, wenn sie geschickt geführt wird, allerdings von großer Wirkung. In der Folge wurde diese Gattung Reiterei bei der österreichischen, und im siebenjährigen Kriege auch bei der preußischen Armee eingeführt. In den neuesten Zeiten hat man bei den meisten Armeen Ulanenregimenter errichtet.

Ulema heißt bei den Türken die Classe der Rechtsgelehrten, welche zugleich als Geistliche betrachtet werden, da das Recht oder bürgerliche Gesetz der Türken eben sowohl, als ihre Religion von Mohammed herkommt, und in ihrem Religionsbuche, dem Coran, auf den sich auch alle spätern gesetzlichen Vorschriften gründen, enthalten ist. Das Oberhaupt der Ulema ist der Mufti (s. d. Art.). Die oberste Stelle nach diesem nimmt der Cadileskier ein, deren es drei giebt, einen in Europa, einen in Asien und den dritten in Ägypten. Sie haben Sitz und Stimme im Divan; alle Cadi's oder Unterrichter in dem ihnen untergebnen Theile des Reichs stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Die Stelle des Cadileskier bahnt den Weg zur Würde eines Mufti; es kann keiner die letztere erlangen, wenn er nicht vorher das Amt eines Cadileskier mit Ehre und Beifall bekleidet hat. Die dritte Classe der Ulema's machen die Mollahs, die, nach der Größe ihres Gehalts, vom ersten oder zweiten Range sind, und die Oberrichter in einzelnen Provinzen vorstellen. Nach ihnen kommen die Cadi's oder Unterrichter, welche überall in erster Instanz Recht sprechen. (S. d. Art. Mollah und Cadi.)

Ulfilas (Ulphilas oder Wulfilas) war in dem Zeitraume von 360 bis 380 Bischof der christlichen Gothen in Dacien und Mösien, oder der sogenannten Mösogothen, und stand bei ihnen in großem Ansehen, durch welches er sie auch zur Annahme der Arianischen Lehre, welcher er selbst beigetreten war, bewogen haben soll. Er war ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, und wurde einigemale als Gesandter an den kaiserlichen Hof nach Constantinopel gesendet. Man schreibt ihm gewöhnlich die Erfindung der gothischen Buchstaben zu; wahrscheinlich aber wurde durch ihn die gothische Schrift nur mehr verbreitet und bekannter. Er übersetzte die Bibel in die gothische Sprache. Von dieser merkwürdigen Übersetzung haben sich bedeutende Bruchstücke erhalten. Der sogenannte silberne Codex enthält die vier Evangelisten, eine Handschrift zu Wolfenbüttel Bruchstücke des Briefes an die Römer, und nach einer Entdeckung des verdienstvollen Majo besitzt die Mailändische Bibliothek von Ulfilas die Paulinischen Briefe. Die neueste und vollständigste Ausgabe von Ulfilas Bibelübersetzung hat Zahn besorgt. Sie enthält die vier Evangelisten und den Brief an die Römer.

Ulloa (Don Antonio di), geboren zu Sevelion 1716, widmete sich dem Seedienste, und wurde, als der Sohn einer altadelichen Familie, schon 1733 Capitain einer königlichen Fregatte. Ein Jahr darauf ging er mit der Commission, die zu der bekannten Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel nach dem südlichen Amerika abgeschickt war, nach Quito, und blieb daselbst bis 1744. Nach seiner Rückkehr durchreis'te er auf königlichen Befehl zur Vervollkommnung seiner staatswirthschaftlichen Kenntnisse einen großen Theil von Europa und kehrte mit reichen Erfahrungen zurück, die er zum besten seines Vaterlands in Anwendung brachte. Die großen Canäle und Bassins von Ferrol und Carthagena wurden durch ihn vollendet, und die berühmten Quecksilberminen von Almada und Guançavellica in Peru bekamen durch ihn neues Leben. Er ging 1755 zum zweitenmal nach Amerika, und wurde, als er zurückkam, 1767 zum Generaldirector der spanischen Marine ernannt. Er starb in einem hohen Alter den 5ten Julius 1795 auf seinem Landsitze unweit Cadix. Ulloa gehört zu den berühmtesten und verdienstvollsten Männern, die sein Vaterland im vorigen Jahrhunderte aufzuweisen hatte. Er war unermüdet mit der Verbesserung der Manufacturen und der Ausbreitung der Künste und Wissenschaften in seinem Vaterlande beschäftigt. Von seinen gelehrten Kenntnissen und seinem Beobachtungsgeiste zeugen folgende seiner Werke: Relacion historica del Viage a la America meridional, Madr. 1748. (Ins Englische und Französische übersetzt, und deutsch im IX. Bande der allgemeinen Historie der Reisen). Noticias americanas sobre la America meridional y la septentrional oriental, Madr. 1772 (Deutsch von J. A. Dieze. Leipz. 1781. 2 Bde. 8.) — Don Bernardo di Ulloa ist ein Verwandter des vorigen, und Verfasser eines wichtigen Werkes über den Handel und das Fabrikwesen Spaniens. — Don Luis de Ulloa y Pereira, ein berühmter spanischer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Sonetten werden von den Spaniern vorzüglich geschätzt.

Ulm, unter dem 48° 23′ 39″ N. Br. und 27° 39′ 15″ O. L. an der Donau, an deren linkem Ufer eine Viertelstunde oberhalb der Ringmauern die Iller, aus der Stadt selbst aber an ihrer Südseite in zwei Armen die Blau ausfließt, war eine freie Reichsstadt des schwäbischen Kreises, auf dessen Versammlungstagen sie das Directorium führte. Sie besaß ein Gebiet von funfzehn Quadratmeilen, und hatte, die Bewohner desselben mit eingerechnet, eine Bevölkerung von 37,000 Einwohnern. Durch den Reichsdeputationsreceß vom Jahre 1803 wurde sie sammt mehreren oberländischen Reichsstädten an das damalige Churfürstenthum Bayern überlassen, aber vermöge einer am 18ten Mai 1810 abgeschlossenen Convention von Bayern an Würtemberg abgetreten. Gegenwärtig ist sie der Sitz einer der vier Provinzialregierungen des Königreichs mit einem Gerichtshofe und einer beträchtlichen Garnison. Sie enthält in 1600 Häusern ungefähr 11,000 Einwohner. Bis auf jenen Zeitpunkt, der ihre politische Lage änderte, hatte sie lauter evangelische Bürger, nur wenige catholische Einwohner, die ihren Gottesdienst in dem ehemaligen deutschen Hause und in dem Augustinerkloster zu den Wengen hielten. Dieses Kloster wurde, wie das lutherische Fräuleinstift, die Sammlung genannt, unter der bayerischen Regierung aufgehoben, jedoch die Kirche desselben zu einer catholischen Pfarrkirche gemacht. Die Umgegend ist fruchtbar an Obst und Getraide;

der Weinbau hat schon seit zweihundert Jahren aufgehört. Durch ihre Lage an der Donau, welche hier zweihundert Fuß breit und zehn bis zwölf Fuß tief ist, und durch das Einströmen der Iller und Blau schiffbar wird, ist die Stadt zum Handel sehr geeignet; auch war er in frühern Zeiten beträchtlich und noch bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts wenigstens nicht unbedeutend. Durch die Handelsverbote und Mauthsysteme der deutschen Regierungen sehr beschränkt, besteht gegenwärtig das Gewerbe hauptsächlich in Spedition auf der Donau nach Österreich, Leinwand, feinem Mehl und feiner Brotbäckerei, ulmer Graupen, Pfeifenköpfen aus Maserholz geschnitten, und Zunder. Die Barchentfabrication hat als Handlungszweig gänzlich aufgehört. Ulm hat ein berühmtes Gymnasium. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich vor allen die Münsterkirche aus, die, obgleich der Thurm nicht vollendet ist, zu den schönsten Werken gothischer Bauart gehört; die Vorderseite des Thurms ist von erhabener Schönheit, eben so die Gewölbe der Kirche mit ihren Pfeilern und Säulen; die Kirche ist eine der höchsten, weitesten und hellsten in Deutschland. Die Stadt hat durch ihre Lage an der Oberdonau auch in politischer Hinsicht eine bedeutende Wichtigkeit und wurde in der neuesten Kriegsgeschichte dadurch merkwürdig, daß die am 14ten und 15ten October 1805 bei Elchingen siegenden Franzosen sie unmittelbar darauf unter Anführung Napoleons einnahmen und den General Mack mit 24,000 Mann zu Kriegsgefangenen machten. Die Festungswerke, kurze Zeit vor diesem Ereignisse ihrem größten Theile nach niedergerissen, wurden nun vollends eingeebnet, aber der Bundestag der Deutschen scheint den Platz zu einer Bundesfestung machen zu wollen.

Ulpianus (Domitius), ein berühmter alter römischer Rechtsgelehrter, gebürtig aus Tyrus in Syrien. Er bekleidete verschiedene Ehrenstellen unter dem Kaiser Alexander Severus, und wurde zuletzt Präfect des Prätoriums, aber im Jahre 226 bei einem Tumulte der Prätorianer von diesen ermordet. Er war ein Feind der christlichen Religion, und verfolgte die Bekenner derselben mit Heftigkeit. Seine Aussprüche über Gegenstände des Rechts und Erklärungen desselben sind aus seinen Schriften ausgezogen und in die Pandecten aufgenommen worden.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, geboren am 15ten Februar 1487, war ein Sohn des wahnsinnig gewordenen Grafen Heinrich. Er kam zur Regierung, weil von Eberhard im Bart, dem ersten Herzog, und dessen Nachfolger, Eberhard II., keine männlichen Nachfolger vorhanden waren. Die abscheuliche Vertreibung des letztern durch seine Räthe, Diener und Amtleute im Jahre 1498 setzte ihn schon als elfjährigen Knaben in den Besitz des Herzogthums; aber diese Räthe regierten dann in seinem Namen während seiner Minderjährigkeit, und besorgten höchst nachlässig und zweckwidrig seine weitere Erziehung. Um der kaiserlichen Hülfe gegen den vertriebenen Eberhard desto gewisser zu seyn, verlobten sie ihn sogleich mit der Prinzessin Sabine von Bayern, einer Schwestertochter des Kaisers, veranlaßten aber eben dadurch, daß der Kaiser, welcher ein Regiment von dreizehn Personen weder für das Land, noch den jungen Herzog vortheilhaft finden mochte, ihn schon in seinem vierzehnten Jahre für volljährig erklärte. Ulrich war kraftvoll, feurig, muthig, ein Jüngling von Kopf und Herz; aber so viel er lateinisch gelernt hatte, war dennoch weder das Eine, noch das Andere gebildet worden, und er eben durch diese Rohheit und sein ungestü-

mes Feuer ungeheurer Handlungen fähig. Späterhin machten ihn seine widrigen Schicksale hart, was er ursprünglich nicht war, und versäuerten seinen Charakter durch Argwohn und Mißtrauen gegen alle Welt. Die ersten Jahre seiner Selbstregierung zeichnen sich aus durch seine Theilnahme am bayerisch-landshutischen Successionskriege, welcher Würtemberg bedeutend vergrößerte; durch den glänzendsten Hof in Deutschland, welcher der Sammelplatz alles süddeutschen Adels war; durch seine prachtvolle Vermählung mit Sabine von Bayern, obschon er sie gegen seine Neigung geheirathet zu haben scheint; durch die Gnade Kaisers Maximilian I., der den Tochtermann seiner Schwester sichtlich begünstigte. Aber bald folgte Unglück auf Unglück. Gerade jener Krieg und andere Ritterzüge, jener glänzende Hof und seine verschwenderischen Feste hatten die zum voraus beträchtlichen Schulden der Familie bis zu einer Million Gulden erhöht; drückende Behandlung, überhaupt schwere Abgaben und unfruchtbare Jahre dazu machten die Unterthanen mißmuthig und unzufrieden, und so erhob sich 1514 der gefährliche Aufstand des armen Konrad, den der Herzog kaum dadurch zu stillen vermochte, daß er den Würtenbergern im Tübinger Vertrag (s. d. Art.) jene außerordentlichen Rechte und Freiheiten einräumte. Schon das Jahr darauf ermordete er eigenhändig seinen bisherigen Liebling, Hans von Hutten, den er im Verdacht von allzugroßer Vertraulichkeit mit der Herzogin hatte. Da entfloh ihm diese; er verlor Ehre und guten Namen und die Gunst des Kaisers; der Adel von ganz Süddeutschland ward durch die Hutten gegen ihn aufgehetzt und drohte ihm; die Herzoge von Bayern, die Brüder seiner Gemahlin, wurden seine erboßtesten Gegner; nur mit Mühe entging er der Reichsacht. Kaum hatte er sich aus dieser Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größeres Unglück unrettbar gerieth. Einige Bürger von Reutlingen hatten ihm 1519 seinen Burgvogt auf Achalm erschlagen, und er, in der ersten Wuth darüber, nahm plötzlich die Reichsstadt selbst weg, und vereinigte sie, als erobertes Gut, mit seinem Herzogthume. Nun erwachte der bisher verhaltene Groll seiner alten Gegner aufs neue in aller Kraft; der ganze schwäbische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Bayern an seiner Spitze, waffnete sich gegen ihn, und in wenig Wochen war Ulrich von Land und Leuten gänzlich vertrieben. Ohne weitere Rücksicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwäbische Bund das ausgeplünderte Herzogthum an die österreichischen Brüder Carl und Ferdinand, und bis zum Jahre 1534 bildete es einen Theil der vordern Lande des Hauses Österreich unter König Ferdinand. Ulrich saß inzwischen auf der Bergfeste Hohentwiel und weilte in Mömpelgardt, das ihm geblieben war, oder suchte Brot und Hülfe in Frankreich bei Franz I., oder in Cassel bei Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Mehrere Versuche, sein Land wieder zu erobern, waren mißlungen; sein wiederholtes Ansuchen um rechtliche Entscheidung seiner Sache war nicht geachtet worden; umsonst hatten sich die angesehensten deutschen Fürsten auf öffentlichen Reichstagen bei Carl und Ferdinand für ihn verwendet. Bereits standen damals die Parteien der Catholiken und Protestanten im Reich einander gegenüber, und zum Glauben der letztern war auch Ulrich übergetreten; insgesammt glaubten sich die deutschen Fürsten vom Kaiser in ihrer Freiheit gefährdet, und gerade hatte er und sein Bruder die Hände voll zu thun mit andern weitigen

Feinden; Frankreich gab Geld und hetzte gegen sie. Um so eher entschloß sich der kühne Landgraf von Hessen, eines der Häupter der Protestanten, zu einem Wagestück für Ulrich, seinen Glaubensgenossen und Anverwandten. Er führte ihn an der Spitze seines Heeres im Jahre 1534 nach Würtemberg zurück, und der Gewinn der einzigen Schlacht bei Laufen am Neckar verschaffte dem lang Vertriebenen endlich sein Herzogthum wieder. Zwar mußte er es, so ungern er auch einwilligte, als östreichisches Afterlehen annehmen, weil Philipp und seine andern Freunde sich mit Kaiser Carl und König Ferdinand wieder ausgesöhnt sehen wollten; aber auch so behielt er Macht genug, um sogleich das Lutherthum darin einzuführen, zu welchem sich sein Volk um so sehnsuchtsvoller hinneigte, je strenger der neuen Lehre der Zugang unter König Ferdinand war verschlossen worden. Die große theologische Anstalt in Tübingen und das reiche Kirchengut der Würtemberger verdankten damals seinem guten Willen ihre ersten Anfänge. Doch auch jetzt sollte Ulrich sich keiner dauernden Ruhe erfreuen. Sein neues Verhältniß zu Österreich, das den Verlust des schönen und wohlgelegenen Herzogthums nicht so leicht vergaß, und ihn öfters neckte und ununterbrochen beobachtete, verursachte ihm manche Unannehmlichkeit in den nächsten zwölf Jahren, und versetzte ihn gegen das Ende seines Lebens noch einmal in die peinlichste Verlegenheit. Als evangelischer Fürst war er Mitglied des Schmalkaldischen Bundes geworden. Er hatte im Jahre 1546 ein beträchtliches Contingent zum Heer der Verbündeten an die Donau rücken lassen, und Würtemberg war nach der unglücklichen Wendung des Krieges für die Verbündeten eines der ersten Länder, das vom Heer des Kaisers besetzt wurde. Gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Einführung des Interim im Herzogthume war sein Friede mit dem Kaiser bald geschlossen; aber jetzt rückte König Ferdinand mit einer Felonieanklage gegen ihn, seinen Afterlehnsmann, hervor, ließ den Prozeß in Form gegen ihn einleiten, und bald war vorauszusehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechtens an ihn verlieren dürfte. Schon hatte sich der alte Herzog entschlossen, was ihm sauer ankam, dasselbe seinem Sohn Christoph abzutreten, der keinen Antheil am Kriege genommen hatte, als am 6ten November 1550 Kummer und Verdruß über diese letzte Widerwärtigkeit seinem Leben schnell ein Ende machten.

Ultra nennt man jetzt überhaupt Alle, die aus Vorurtheil und Leidenschaft in dem, was sie wollen, weder Maaß noch Ziel halten, und das Ziel verlieren, indem sie über dasselbe hinausstreben. Die Benennung ist aus dem Worte Ultrarevolutionärs entstanden, womit man im Jahre 1793 diejenigen bezeichnete, die in ihrem republikanischen Schwindel die Gränzen der angenommenen Revolutionsgrundsätze überschritten. Von vielen herrschsüchtigen Demagogen geschah dies absichtlich, um ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutionstribunal (s. d. Art.), Dantons Werk, war die Giftfrucht jener Tollheit der schwarzen Jacobiner. Seit der Rückkehr der Bourbons auf den Thron von Frankreich bildeten sich die Parteien der Ultraroyalisten und der Ultraliberalen: Gegensätze, die sich aus dem Meinungskampfe der Revolutionären und Antirevolutionären entwickelt und sich mehr oder weniger über einen großen Theil von Europa verbreitet haben. Beide sind überspannte Wort-

kämpfer, jene für die **alte**, diese für die **neue Zeit**; dadurch haben sie eine wichtige Bedeutung in der Geschichte der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes erhalten. Die neuere Geschichte Frankreichs insbesondere läßt sich ohne die genaue Kenntniß beider Parteien nicht verstehen. — Die Ultraroyalisten erklärten sich, weil die freisinnigen Vertheidiger der Volksrechte auf die Philosophie Voltaire's und Rousseau's sich beriefen, gegen alle Philosophie und nannten sich die Unaufgeklärten. Lemestre und Bonald schrieben im Sinne dieser ersten Ultra, und Chateaubriand war der geistvollste Sachwalter der neuen Frömmelei. Buonaparte haßte die Aufgeklärten, welche er Ideologen nannte; aber eben so sehr haßte er die Ultra als Finsterlinge und Bourbonisten. Schon nach der ersten Restauration gab es Ultra, aber noch nicht als politische Partei nach einem Plane handelnd. Sie organisirten sich als Faction erst während der hundert Tage. Denn in Gent schoben Jaucourt (der Minister), Louis, Beugnot u. A. alle Schuld des 20sten März auf die Ultraroyalisten; dagegen war der Graf von Bruges (Soults Freund) die geheime Seele der Ultra's, welche sich um den Grafen von Artois stellten und den Republikanern, dann den Liberalen überhaupt, alle Schuld des 20sten März beimaßen. Damals bildeten die Grafen Lally, Chateaubriand u. A., die sich an den Grafen Blacas (s. d. Art.) anschlossen, eine Art von Mittelpartei. Als aber Talleyrand, das Haupt der Partei Jaucourts, Beugnots und Louis, mit Ludwig XVIII. nach Paris zurückgekehrt war, schob er die H. H. Blacas, Lally und Chateaubriand vom Ministerium weg; daher traten diese (Lally nur für den Augenblick) auf die Seite der Ultra's. Damit begann die eigentliche politische Verbindung der Ultra's gegen das Ministerium, welche noch jetzt fortdauert. Um jene Männer gruppirten sich die meisten Royalisten, selbst die liberal Gesinnten. Ihr erstes Werk war der Sturz Fouché's und des an Fouché haftenden Talleyrand'schen Ministeriums. Die Cazes bewirkte diesen Sturz. Talleyrand hatte ihn zum Polizeipräfecten ernannt; in diesem Amte schlossen sich die Ultra's, vorzüglich der Herzog Jules de Polignac, an ihn an. Nach Fouché's Fall wurden Decazes und Vaublanc die eigentlichen Minister der Ultra's. Allein Letzterer verdarb den Plan, die ganze Verwaltung im Sinne der Ultra's umzubilden, durch seinen Ungestüm, seine Überspannung und Eitelkeit: daher die Spaltung zwischen ihm und Decazes, der erste Keim der Trennung der Ministeriellen und der Ultra's. Die Kammer von 1815 gehörte größtentheils der geheimen Faction der Ultra's an, welche die geistlichen Güter der Kirche und die Güter der Emigranten ihren Eigenthümern zurückgeben wollten. Dieser geheime Bund stand um Monsieur; der Stifter desselben aber war der durch Talent, Energie und dunkle Intriguensucht ausgezeichnete Graf von Brüges. Allein der französische Charakter ist für Verschwörungen zu lebhaft; die Franzosen verschwören sich auf offener Straße, sie reden zu viel; also durchschaute Decazes sehr bald ihr ganzes, auf eine Contrerevolution hinarbeitendes Verfahren. Er stellte Lainé an Vaublancs Platz, und begann den Kampf mit den Ultra's, wobei ihn das aus Anhängern der Revolution zusammengesetzte Fouché'sche Polizeiministerium trefflich unterstützte. Hierauf erfolgte die Auflösung der Kammer der Deputirten von 1815 und die merkwürdige Ordonnanz vom 5ten Sept. 1816. (S. d. Art. **Frankreich**.) Allein um so heftiger

entbrannte der Kampf der Ultra's gegen die Liberalen, welche in der neugewählten Kammer der Deputirten das Übergewicht erlangten. Beide Parteien bedienten sich gegen einander der Waffen der Verleumdung. Die Ultra's nannten sich jetzt selbst Ultra's und stempelten diesen anfänglichen Spottnamen zu ihrem Ehrennamen. Man schlossen sich sogar ehemals berüchtigte Jacobiner an die Ultra's an, z. B. Donadieu und Canuel; daher man die Ultra's ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit wegen auch weiße Jacobiner nannte. Sie beförderten Unruhen, um ihren Diensteifer geltend zu machen. (S. Lyon im J. 1817). Dergleichen Umtriebe wurden ein engeres Vereinigungsmittel für die Liberalen, die nun in der Minerve française eine Art Nationaltribune neben der Deputirtenkammer errichteten. Darauf pflanzten die Ultra's ihre Standarte in dem Conservateur auf. Unterdessen neigten sich Richelieu und Lainé immer mehr zu den Ultra's, folglich Decazes zu den Liberalen. Die Erhaltung des Wahlgesetzes wurde der Triumph der Letztern; dadurch kam Decazes (den 29. Dec. 1818) ganz empor, und Abbé Louis, ein Erbfeind der Ultra's, ward Minister. Auch der Kriegsminister Gouvion St. Cyr ist ein Feind der ultraroyalistischen Garde. Dagegen war Talleyrand, als ein Feind der Minister, aus dem Lager der Liberalen in das der Ultra's übergegangen. Er und Molé, der gestürzte, ehrsüchtige, talentvolle Minister, leiteten die Taktik der Pairskammer im Jahre 1819, als sich hier der Aristokratismus gegen die Minister und die Charte verschwor, und zuerst die Abschaffung des Wahlgesetzes in Vorschlag brachte. Von außen spielte der Baron Vitrolles eine große Rolle in den Cirkeln der Ultra's. Endlich siegten die Minister in der Pairskammer durch die Ernennung von sechzig neuen Pairs (5ten März 1819). — Zu den Ultra's gehörten (nach den Lettres Normandes) im Jul. 1819, von 262 Mitgliedern der Pairskammer 115, an deren Spitze jene Zeitschrift den Kanzler d'Ambray setzt; unter ihnen: Marq. Barthelemy, Marschall Victor, Card. Beausset, Vicomte Chateaubriand, Graf von Clermont Tonnere, die Herzoge von Duras und Fitzjames, Marq. Fontanes, Card. la Luzerne, Gen. Marq. Lauriston, Marq. Pastoret, Herz. und Graf Polignac, Marsch. Oudinot, Bar. Seguier, Präsident des Pariser Appellationshofes, Fürst Talleyrand, Card. Talleyrand, Marsch. Macdonald, Marsch. Suchet u. A. Außerdem zählt man 59 ministerielle Pairs, darunter die Marschälle Beurnonville und Davoust, Gen. Maison, Exminister Molé, der Herz. von Cadore (Champagny) u. A. Unter 79 liberalen Pairs nennt man die Grafen Boissy d'Anglas, Chaptal, Daru, Lacepede, Lanjuinais, Volney, La Tour Maubourg, Mollien, die Marschälle Lefebre, Moncey, Jourdon, Marmont, Mortier, Kellermann; die Herzoge von Brancas, von Broglie, von Choiseul, von Rochefoucault, von Piacenza (Exconſ. Lebrun) u. A. m. Im Namen der Ultra's sprechen in der Kammer der Deputirten Hr. von Villele und von Corbières, die Häupter der verständigeren Ultra's, deren man 1819 etwa dreißig in der Kammer der Deputirten zählte. Ihnen ist vorzüglich das Wahl- und das Recrutirungsgesetz (das alle Stände nach dem Grundsatze der Gleichheit behandelt) zuwider. Die reinen Ultra's, etwa zwanzig, welche von keinem Nachgeben wissen und unter denen die heftigsten den Ankäufern die Nationalgüter entreißen, jeden, der nicht ihrer Meinung ist, aus seinem Amte vertreiben, die Protestanten verjagen, und alle, die in ihren Augen politisch strafbar sind, zum Tode ver-

urtheilen oder verbannen wollen, folgen der Fahne des H. de la Bourdonnaye. Zu den Ultra's gehören geistreiche Schriftsteller: als Bonald, Lemestre, Montlozier, Chateaubriand, Fievée und Andere. Als ehrsüchtige und talentvolle Intriguanten unter ihnen bezeichnet man den Grafen Bruges und den Baron Vitrolles. Endlich zählen sie Abtrünnige von nationaler Bedeutung in ihren Reihen, unter Andern Talleyrand und Lainé. Die Ultra's haben die Gunst der Prinzen, und ihre ersten Familien umgeben den König; allein ihr Betragen im Jahre 1815 und ihr Ränkespiel mit den Waffen der Verleumdung und geheimer Anklagen, — ob sie gleich von Religion, Tugend und altadelicher Großmuth sprechen, — haben sie in den Augen der Nation verächtlich gemacht. Offenbar haben sie dadurch auch die Partei der Liberalen, in deren Namen in der Kammer der Deputirten gewöhnlich H. von Chauvelin spricht, zu kühneren Äußerungen gereizt; und es ist kein Zweifel, daß, wenn die Minister den Ultra's nachgäben, die größere Masse der leidenschaftlich Liberalen sich exaltiren, für die Republik sich erklären und über Adel und Priester herfallen würde. In der Kammer von 1818 kannte man übrigens unter 242 Deputirten nur zwanzig Ultraliberale. — Die Übrigen theilten sich in Doctrinaires, Ministerielliberale (60), Reinministerielle (60) und solche, die es nur bedingt sind (50). Den Ultraroyalisten und den Ministern gegenüber stehen die Independenten, welche alle Verbannten zurückgerufen wissen wollen. Sie haben keinen Chef; doch nennt man sie gewöhnlich die Partei des L H. afitte. Die große Mehrheit der Deputirten ist gegen sie. Seit der Sitzung vom 17ten Mai 1819, wo der Minister Deserre sein dreimaliges Jamais gegen die Zurückberufung der verbannten Regiciden aussprach, haben sich viele Liberale an die Independenten angeschlossen. Übrigens wird in keiner von beiden Parteien auf Sittlichkeit gesehen; in beiden spielen zum Theil solche Männer die erste Rolle, die als unsittlich öffentlich anerkannt sind. Am lebhaftesten bekämpfen sie sich in den Zeitungen. Den Ultraroyalisten, deren Organ der Conservateur ist, gehören an: die Quoditienne die Gazette de France, das Drapeau blanc, und das Journal des débats. Auch bedienen sie sich eines englischen Tagblattes, der New Times, um ihre Meinungen zu verbreiten. Die ultraliberalen Journale sind: das Journal de Commerce (le Constitutionnel), das J. général, (l'Indépendant), die Renommée (des H. Benj. Constant) und der Censeur (der H. H. Comte und Dunoyer). — In Deutschland giebt es Ultra in entgegengesetzten Richtungen des Alten und des Neuen im Kampfe in der Theologie wie in der Gymnastik. In der Politik haben Reichsräthe und Mediatisirte die Rolle der deutschen Ultra übernommen, und während die Liberalen sich auf den 13. Art. der Bundesacte und auf so manches andere Fürstenwort berufen, stützen jene sich auf den 14ten Art. der Bundesacte und verfechten die alten Vorrechte. Man hat daher vorgeschlagen, die deutschen Liberalen Dreizehner und die Ultra's Vierzehner zu nennen. Vergleiche den Artikel Liberale.

Ultramarin ist die schöne, himmelblaue, aber auch sehr kostbare Farbe, welche aus dem Lasursteine (lapis lazuli) gemacht wird. Bekanntlich giebt es zweierlei Arten von Lasurstein, mit Goldflecken durchsetzten und völlig blauen. Aus diesem letztern wird die Ultramarinfarbe bereitet. Der Stein wird zum feinsten Pul-

ver zerrieben, mit verschiedenen harzigen Materien vermischt und zu einem Teig geknetet. Das Pulver wird dann von den harzigen Theilen wieder geschieden. Was sich zuerst absondert, giebt das schönste Ultramarin; nach und nach wird es immer blässer, und folglich auch schlechter. Dieses Ultramarin und die aus den Kobalterzen bereitete blaue Farbe (Smalte) sind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten, und daher zu Email- und zu Mahlereien auf Porzellan gebraucht werden können. Da der Lasurstein sich nur in kleinen Stücken findet, so ist das Ultramarin die kostbarste unter allen Mahlerfarben. Ehemals wurde sie häufiger gebraucht als jetzt, vorzüglich im Mittelalter zu den Mahlereien in den Handschriften, und nachher am meisten von Titian.

Ultramontan (aus dem Lateinischen, ultra montes), was jenseit der Gebirge, d. h. der Alpen, ist, aber nur in Beziehung auf die Person des Redenden. In Italien versteht man Deutschland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien.

Ultimatum kommt zwar aus dem Lateinischen, von ultimus, her, ist aber kein eigentlich lateinisches, sondern ein neueres, in der diplomatischen Sprache gebräuchliches Wort. Man versteht darunter die letzten Bedingungen, die man bei einem zu schließenden Tractate oder bei irgend einer andern Verhandlung macht, und bei denen man unwiderruflich festzustehen erklärt.

Ulysses (griechisch Odysseus), war ein Sohn des Laërtes und der Antikleia, und König über die kleinen Inseln Ithaka und Zacynthus, die jetzt zu der Republik der ionischen Inseln gehören, und an der Küste Albaniens liegen. In späterer Zeit des Trojanischen Kriegs wird er auch Fürst der Kephallener genannt. Er gehört unter die merkwürdigen Männer des Alterthums, aber seine Geschichte ist mit vielen Fabeln vermischt worden. Seine Gemahlin war Penelope, einzige Tochter des Ikarion. Ihre Freier mußten um sie einen Wettlauf halten, in welchem Ulysses den Preis davon trug. Als die griechischen Fürsten den Krieg gegen Troja beschlossen hatten, wollte er keinen Theil daran nehmen, weil ihm geweissagt worden war, daß er erst nach zwanzig Jahren zurückkehren werde. Er stellte sich daher wahnsinnig; allein Palamedes entdeckte die Verstellung, und Ulysses ward genöthigt, mitzuziehen. Er kam mit zwölf Schiffen vor Troja an. Während der Belagerung zeichnete er sich durch Gewandtheit und List und großes Rednertalent aus. Überall wird er als Kundschafter, Vermittler, Gesandter gebraucht. Er schlich sich verkleidet nach Troja und ins Lager der Trojaner, er übernahm das Geschäft der Aussöhnung des Agamemnon und Achill, und nach des Letztern Tode verschaffte ihm seine Beredsamkeit desselben Waffen, weshalb Ajax sein Feind ward. Er half das Palladium aus Troja entwenden, und war mit unter denen, die sich in das bekannte hölzerne Pferd verbargen, welches die Trojaner in die Stadt zogen, und wodurch die Eroberung Troja's bewirkt wurde. Nachdem diese Stadt eingenommen und verbrannt worden war, mußte Ulysses durch ein besonderes Schicksal zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten herumirren. Er kam an die Küste der Cyclopen, wo Polyphem (s. d. Art.) sechs seiner Gefährten fraß. Er selbst würde ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht den Cyclopen berauscht, und ihn im Schlafe seines einzigen Auges beraubt hätte. Deshalb verfolgte ihn Neptun. Er besuchte hierauf die schwimmende Insel des Äolus, ward zu den Lästrygonen verschlagen, entfloh ihnen und kam zu

der Insel Äea, wo die Zauberin Circe herrschte (s. d. Art.), bei welcher er ein Jahr blieb, und stieg selbst in den Orkus hinab. Darauf kam er zur Insel der Sirenen, dann zur Scylla und Charybdis. Durch Zufall und durch den Zorn der Götter hatte er nach und nach alle seine Schiffe und Gefährten verloren. Als Schiffbrüchiger kam er ganz allein auf der Insel Ogygia an, wo er von der Nymphe Kalypso gut aufgenommen wurde, und mit ihr fast acht Jahre sehr vertraut lebte. Darauf ward er nach Scheria, der Insel der Phäaken, verschlagen. Durch den Beistand der Minerva, deren Liebling er natürlich war, mußte ihn hier die schöne Königstochter Nausikaa finden, die ihn zu ihrem Vater Alcinous brachte. Von hier aus kam er, von Minerven in einen Greis verwandelt, endlich wieder in sein Vaterland Ithaka zurück, wo er seine Gemahlin Penelope, die ihm beständig treu geblieben war (s. d. Art. Penelope) und seinen Sohn Telemach wiederfand. Diejenigen, welche während seiner Abwesenheit sich um die Hand der Penelope beworben und sein Gut verzehrt hatten, tödtete er. Nach einer langen friedlichen Regierung wurde er in einem Gefechte von seinem eigenen, mit der Circe erzeugten Sohne, Telegonus, durch einen Pfeil tödtlich verwundet. Alle jene Abenteuer des Ulysses und seine Reisen hat Homer in der Odyssee (von dem griechischen Namen des Ulysses, Odysseus) besungen.

Umber, Umbererde, eine weiche thonichte Torfart von brauner Farbe, die zum Mahlen, Anstreichen und Färben gebraucht wird. Sie soll ihren Namen von der ehemaligen Landschaft Umbrien, dem heutigen Herzogthum Spoleto im Kirchenstaate, erhalten haben; wahrscheinlicher aber ist die Ableitung von Umbra, Schatten; auch die Franzosen nennen sie terre d'ombre. Sie wird in verschiedenen Nuancen, lichtbraun, dunkelbraun, auch grau und röthlich gefunden. Die cyprische wird für die beste gehalten. Sie findet sich häufig an verschiedenen Orten des sächsischen Erzgebirges. Die Cölnische Erde, von brauner, bisweilen auch schwärzlicher Farbe, die von Cöln am Rhein durch ganz Europa versendet wird, wird ebenfalls zu der Umbererde gerechnet.

Umdrehung, Umwälzung, Rotation. Wir wissen von unserer Erde, daß sie sich in 24 Stunden einmal umwälzt; auch an der Sonne und den meisten übrigen Haupt- und Nebenplaneten ist eine Rotation (man verwechsele dies Wort nicht mit Revolution, welches die Beschreibung der Bahn bezeichnet) beobachtet worden, und bei den übrigen folgern wir sie, mit größter Wahrscheinlichkeit, aus Analogie. Bei dieser Umwälzung der Erdkugel beschreiben ihre Punkte, mit Ausnahme der in der Axe belegenen, größere oder kleinere Kreise um diese letztere, während sie selbst in so fern ruht. Die Punkte, in welchen die Axe die Oberfläche der Erde schneidet, heißen bekanntlich Pole. — Daß die Umdrehung der Erdkugel mit vollkommner Gleichförmigkeit erfolge, lehrt uns die Beobachtung der Fixsterne. Von ihrem Einflusse auf die Kugelgestalt der Erde ist im Art. Abplattung die Rede gewesen.

Umfang, s. Volumen.

Umgekehrte Methode der Tangenten, s. Inversa methodus tangentium.

Umlauf, Revolution, heißt die Bewegung eines um einen Mittelpunkt laufenden Körpers durch seine ganze Bahn. Die Zeit,

in welcher ein solcher Körper seine ganze Bahn einmal zurücklegt, heißt die Umlaufszeit. Das Verhältniß der dabei Statt findenden geschwindern oder langsamern Bewegung zu der Entfernung vom Mittelpunkte und der dem Körper mitgetheilten Kraft und anderen Einwirkungen erläutert die Mathematik. — Über die Umlaufszeit der bis jetzt bekannten Planeten um die Sonne s. d. Art. Sonnensystem.

Umlaufender Wind. So nennt der Seefahrer den Wind, wenn er sich schnell von einem Compaßstriche zum andern dreht.

Umlaufendes Kapital (Nationalökonomie) ist derjenige Güterverrath, welcher, wenn er zur Hervorbringung neuer Güter mitwirken soll, zuvor aus dem Besitze dessen treten muß, der ihn zu diesem Zweck anzuwenden beabsichtigt. Das umlaufende Kapital kann nur sinnlich seyn, nie geistig, denn nur sinnliche Güter können ihren Besitz verändern, niemals geistige; es sind dahin alle rohe Stoffe zu rechnen, aus welchen der Gewerbfleiß der Menschen Waaren bereitet, die Münzstücke, womit die Arbeiter gelohnt, die Nahrungsmittel, welche denselben während der Äußerung ihrer Thätigkeit gereicht werden; denn von sämmtlichen Gütervorräthen dieser Art muß man den Besitz aufgeben, will man die Güter ins Daseyn rufen, zu deren Hervorbringung jene Vorräthe bestimmt sind. (S. Kapital.) K. M.

Ummerapura, die große Hauptstadt des birmanischen Reichs in Hinterindien, auf einer Halbinsel des Irawaddy, die erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus den Trümmern des alten Ava aufgebaut und dergestalt angewachsen ist, daß Coxe vor 1800 bereits 20 bis 25,000 Häuser und 175,000 Einwohner rechnet. Ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind der kaiserliche Palast, der für sich eine kleine Stadt ausmacht und jeden Fremden besonders durch die ungeheuere darin angebrachte Goldverschwendung überrascht, und der Kiomdogie oder das kaiserliche Kloster, worin ebenfalls alles von Golde starrt und die höchste Gottheit der Birmanen, der Gaudma (der Buddha der Singalesen), verehrt wird. Beide Gebäude gehören zu den ausgezeichnetsten Gegenständen der orientalischen Architektur.

Umriß (Contour) nennt man in den zeichnenden Künsten die äußersten Linien, wodurch man die Schranken — mithin die Form irgend eines Körpers — andeutet. Daher man auch Bilder, wo blos die Figur der Körper, ohne Erhabenheit oder Tiefe, ohne Schatten und Lichter, und ohne belebende Farben angegeben ist, Contouren oder Zeichnungen in Umrissen nennt. Solche Bilder können daher nur von Anordnung und richtiger Zeichnung zeugen; da dies aber die Elemente der Mahlerei sind, so haben sie für den Kunstkenner großen Werth. Man hat daher in unserer Zeit mit Recht angefangen, Bedeutung auf solche Contouren zu legen, und die vorzüglichsten Bilder auch auf diese Weise in Kupfer gestochen. Contouren von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künstlicher Beleuchtung, blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, konnen natürlich von keinem sonderlichen Werthe seyn. — In Gemählden selbst können die Umrisse entweder scharf prononcirt, oder die Übergänge mehr verwaschen seyn. Dieses gilt als eines der unterscheidenden Merkmale der altdeutschen und der italienischen Schule. Jene liebte scharfe Linien und scharfes Nebeneinanderstellen der Farben; diese, in Folge treuer Naturbeobachtung, die Stellen, wo ein Körper über den andern hervorgeht, mit dunkeln Schatten anzudeuten; denn nirgends hören die Körper mit Linien auf.

Umschattig. Man versinnliche sich die Stellung der Bewohner der kalten Zonen auf der Erdkugel, und wähle zur Verdeutlichung einen Bewohner des Pols selbst. Hat die Sonne sich ihm nähernd, den Äquator (seinen Horizont) erreicht, so geht sie ihm, bis zur Rückkehr zu demselben, nicht mehr unter, sondern läuft, in und über dem Horizonte, ganz um ihn herum, so daß sich sein Schatten, in Verlauf von 24 Stunden, immer durch alle Punkte desselben dreht. Dies gilt, mit der von der kürzern Dauer der Erscheinung abhängigen Einschränkung, auch für die übrigen Bewohner der kalten Zonen; und sie heißen deswegen **Umschattige.**

Unbiegsamkeit, Steife, die der Biegsamkeit entgegengesetzte Eigenschaft der Körper. Beide Begriffe sind relativ, da die Natur weder vollkommen steife, noch vollkommen biegsame Körper kennt. Wenn die Mechanik daher von der Unbiegsamkeit des Hebels, von der Biegsamkeit der Seile u. s. w. redet, so ist das im theoretischen Sinne zu verstehen.

Undurchdringlichkeit. Die Wahrnehmung, daß in einen Raum, den ein Körper erfüllt, ein zweiter Körper nicht eindringen kann, ohne jenen ersteren daraus zu verdrängen, führt auf den Begriff der Undurchdringlichkeit, als einer Negation, deren allgemeinste Bedeutung durch die Erfahrung mit hinreichender Bestimmtheit gegeben ist. Damit soll aber keine absolute Raumerfüllung bezeichnet werden; denn auch dieser Begriff ist nur relativ, da die Erfahrung keinen vollkommen dichten oder undurchdringlichen Körper kennen lehrt. (S. **Durchdringlichkeit.**)

Undurchsichtigkeit, s. **Durchsichtigkeit.**

Uncialbuchstaben, eigentlich Buchstaben, die einen Zoll breit sind, wie man sie bei Inschriften, auf Monumenten und sonst zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen, von dem lateinischen Worte uncia, welches nicht blos ein Gewicht, sondern bei den alten Geometern auch ein Maaß, nämlich den zwölften Theil eines Bauschuhes, oder einen Zoll, bedeutete.

Unehelich. — Uneheliche Kinder sind solche, die außer der Ehe erzeugt worden, deren Geburt also nicht durch die Gesetze der Kirche und des Staats geheiligt ist. (S. d. Art. **Ehe.**) — Die Gesetze machen mehrere Unterschiede, je nachdem die Ältern mit einander verwandt, verlobt, oder sonst verheirathet, oder die Mutter unehrbaren Standes gewesen. Der einer solchen Geburt anklebende Makel wird durch die **Legitimation** (d. i. die Aufhebung des Standes ungesetzmäßiger Geburt) abgewaschen. Diese Legitimation erfolgt, wenn die Ältern nach der Geburt des Kindes noch eine Ehe mit einander eingehen, oder durch ausdrückliche Verordnung des Fürsten, oder durch ein richterliches Urtheil, nämlich bei Kindern, deren Ältern schon verlobt waren.

Unendlich (in der Mathematik). Es kann hier nicht der Ort seyn, erschöpfend über die Anwendung des Begriffs „unendlich" in der Mathematik reden zu wollen; dies ist in eigenen Büchern geschehen, die auch nichts entschieden haben. Wir lassen ferner, um mit Niemand zu rechten, unentschieden, in wie fern das Gebäude der höheren Analysis auf der Grundlage dieses Begriffs errichtet werden muß, wie nachdrücklich und siegreich sich auch Lagrange in seiner Functionentheorie dagegen erklärt hat. Hier kann nur die Rede von der allgemeinsten Bedeutung desselben in der Mathematik, und von der unzweifelhaften Anwendung auf die Summation einiger

Reihen seyn. In dieser Beziehung wollen wir den Gegenstand durch ein Paar Beispiele außer allen Zweifel setzen. Man betrachte die Reihe

$$\frac{1}{2},\ \frac{2}{3},\ \frac{3}{4},\ \frac{4}{5},\ \frac{5}{6},\ \frac{6}{7} \text{ u. s. f.}$$

Jedes Glied derselben kann unter der Form $\frac{x}{x+1}$ dargestellt werden, und es ist offenbar, daß man sie nach diesem Gesetze ins Unendliche fortsetzen und den Werth der Glieder der Einheit somit immer näher bringen kann. Wann wird er derselben aber wirklich gleich werden? Darauf antwortet die Mathematik: „wenn der obige Ausdruck $\frac{x}{x+1}$ sich in $\frac{x}{x} = 1$ verwandelt; welches erst der Fall werden kann, wenn x so groß geworden ist, daß die 1 dagegen verschwindet:“ und dies ist, wofern die Eins in diesem Beispiele als Repräsentant jeder endlichen Größe *) betrachtet wird, der Begriff, den die Mathematik mit dem unendlich großen, welches sie unter dem Symbole ∞ darstellt, verbindet. Eben so wird die Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \ldots\ldots,$$

ins Unendliche fortgesetzt, auf ein Glied führen müssen, dessen Nenner unendlich groß, welches also selbst $= \frac{1}{\infty}$, d. h. unendlich klein ist, und nach Analogie des vom unendlich großen oben gezeigten muß eine solche unendlich kleine Größe hinwiederum als verschwindend gegen jede endliche Größe gedacht werden. Dieser Sätze nun bedient sich die Mathematik mit siegreichem Erfolge zur Summation von Reihen, die aus einer unendlichen Zahl von Gliedern bestehen. Bekanntlich ist die Summe einer fallenden geometrischen Reihe gleich der Differenz zwischen dem ersten Gliede und dem Producte des Exponenten in das letzte Glied, dividirt durch die Differenz zwischen 1 und dem Exponenten. Ist das letzte Glied unendlich klein, so verschwindet, nach dem Vorgetragenen, jenes Product, und es wird die Summe also gleich dem Quotienten des ersten Gliedes durch die Differenz zwischen der Einheit und dem Exponenten. Hiernach findet die Mathematik die Summe der obigen unendlichen Reihe

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} \ldots\ldots$$

$$\text{z. B.} = \frac{\frac{1}{2}}{1-\frac{1}{2}} = \frac{\frac{1}{2}}{\frac{1}{2}} = 1$$

Dr. N.

Ungarn, Magyar Orszag, das Land der Magyaren, machte in den ältern Zeiten der Geschichte einen Theil des weiten Pannoniens aus. Seine großen Ebenen wurden im Mittelalter nach und nach von verschiedenen Völkerhorden durchzogen, von welchen bloß die Avaren bleibende Wohnsitze stifteten. Carl der Große besiegte sie, und zwang ihnen das Christenthum auf, aber kaum hatte dies Wurzel gefaßt, als eine zahlreiche Horde Kalmyken, die sich

*) Daß die 1 hier der Repräsentant jedweder noch so großen endlichen Größe sey, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man Nenner und Zähler der obigen Brüche jedwede beliebige Zahl von Nullen anhängt: z. B. $\frac{1000}{2000}$, $\frac{2000}{3000}$ .... $\frac{x}{x+1000}$ verwandelt, sich dann erst in $\frac{x}{x} = 1$, wenn, wie vorhin die 1, hier die 1000 dagegen verschwindet.

Magyaren nannten und am Fuße des Urals zu Hause gehörten, ihre Wohnsitze verließ und durch die Ukräne und Polen gegen die Karpathen zog, die sie 889 überstieg, und vereinigt mit andern Horden innerhalb eines Jahrzehends das ganze Land von den Karpathen bis zur Save, und von der Morawa bis zur Gränze der Moldau eroberte. Ihre Anführer theilten unter sich das Land und Arpad, ihr erster Feldherr, nahm für sich mehr als die Hälfte; jeder Anführer theilte dann wieder mit seinem Pulke, und die alten Einwohner, theils Slaven, theils Avaren oder Altrömer, wurden Sklaven. Dies ist der Anfang des Magyarenreichs in Ungarn. Ein wildes Volk, wie die Magyaren, war aber durchaus nicht geschaffen, sich an eine ruhige Existenz zu gewöhnen; die beiden ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte füllen die Streifzüge, die sie bald gegen Westen, wo jedoch Heinrich der Städteerbauer und Otto der Große ihren weitern Anfällen Schranken setzten, bald gegen Osten, wo sie bis vor die Thore von Constantinopel drangen, unternahmen. Erst unter Arpads Urenkel Geisa hören diese Streifzüge auf und die Magyaren lernen allmählig in ihrem eroberten Lande einheimisch seyn; Geisa selbst nimmt 973 die Taufe und ruft auch aus dem Abendlande Missionare zu sich, um das Christenthum überall zu verbreiten. Mit den Missionarien zogen nun auch Deutsche herbei, die sich überall verbreiteten und deutsche Cultur auf magyarischen Boden verpflanzten. Geisa beschützte die Fremdlinge, deren Werth er bald gehörig würdigen lernte; noch mehr aber sein Sohn Stephan der Heilige, der im Jahre 1000 von Rom den Königstitel annahm, und den kirchlichen und politischen Einrichtungen seines neuen Reichs eine ganz veränderte Gestalt gab. Die deutsche Verfassung, wie sie im zehnten Jahrhunderte bestand, wurde dabei zum Grunde gelegt, das ganze Land in 72 Comitate getheilt und in dem höchsten Beamten, dem Comes, die Civil- und Militärgewalt vereinigt. Es entstand eine Nationalrepräsentation, wohin jedoch blos die höhern Districtsbeamten und die dem Könige unmittelbar unterworfenen Grundeigenthümer berufen wurden. Es war eine treffliche, schön in einander greifende Verfassung, so lange das bestand, was König Stephan angeordnet hatte. Nur war es unmöglich, daß unter einem so uncultivirten Volke, wie damals noch die Magyaren waren, diese neugebildete Verfassung sich lange in ihrer Integrität halten konnte. Besonders war ein Punkt, an den sich bald alles stieß, die Erbfolge im königlichen Hause, die nichts weniger als geordnet war und blos auf Observanzen beruhte; daher denn die vielen und großen Unruhen, die nach Stephans Tode 1038 über 40 Jahre lang das Reich zerrütteten, und den deutschen Königen Gelegenheit gaben, sich in Ungarns Angelegenheiten zu mischen, und selbst König Peter 1044 zwangen, sein Erbe von Deutschland als Lehn zu empfangen. Doch wurde dies Lehnsverhältniß schon 1063 wieder aufgelöst und mit Ladislav I. kehrte 1077 die Ruhe zurück. Unter ihm und seinem Nachfolger wurden 1095 Kroatien, und 1105 ganz Dalmatien mit der Krone vereinigt. Unter Stephan II. wanderte 1124 ein großer Schwarm von Cumanen, und unter Geisa II. 1154 mehrere Tausende von Flandrern und Niederdeutschen in das Reich ein; erstere bekamen Wohnsitze an der Theiß, letztere in Siebenbürgen. Von Geisa II. bis auf seinen Enkel Andreas II. war ein steter Wechsel der Regierungen und eine Ungewißheit in der Thronfolge, bei der die Ausbildung der Nation nothwendig still stehen mußte. Endlich erhielt 1222

die Nationalfreiheit durch die Urkunde Königs Andreas II. ihre erste vertragartige schriftliche Firirung, und das Reich hätte sich nun erholen können, wenn der unvermuthete Einfall der Mongolen unter Khan Batu 1241 nicht alles zerrüttet und das Land auf das äußerste verwüstet hätte. Doch ersetzten den ungeheuren Menschenverlust bald deutsche und italienische Colonisten, denen nach dieser Periode Ungarn die Entstehung mehrerer Städte und die Zunahme des Bergbaus verdankt. Mit Andreas II. starb 1301 der Mannsstamm der Arpader aus. Auf ihn folgten nun auf Ungarns Throne mehrere Könige aus verschiedenen Häusern, unter welchen Ludwig der Große von 1342 bis 1382 einen vorzüglichen Rang einnimmt. Dieser größte aller Könige Ungarns besaß zugleich die polnische Krone, erwarb seinem ungarischen Reiche Rothreussen, die Moldau, Wallachei, Bulgarien, Bosnien und Dalmatien, und zeichnete seine Regierung durch die weisesten Einrichtungen aus; unter ihm rückten Cultur und Verfassung des Landes um mehr als ein Paar Menschenalter vorwärts. Allein nach seinem Tode brachen über die Thronfolge neue Unruhen hervor, und unter Siegmund, der endlich König blieb, war das Reich nicht glücklich, und verlor die meisten seiner Ausländer, selbst Rothreussen, die Zipser Städte und Dalmatien. Zu dieser Zeit bekam auch das Reich seinen gefährlichsten Feind, die Osmanen, die sich von jetzt an in alle seine Händel mischten. Zwar widerstand ihnen unter Wladislav und Ladislav der tapfere Johann Huniad mit Glück, und wurde der Retter seines Vaterlandes; zwar erhielt es in Johanns Sohne Mathias 1458 einen Monarchen, wie es nach Ludwig dem Großen keinen gekannt hatte, einen Mann von seltener Geistesgröße, unter dem das große Magyarenreich fast ganz zu seinem vorigen Umfang zurückkehrte, aber nach seinem Tode erhoben sich von neuem die unglücklichen Erbfolgestreitigkeiten, und Ungarn verlor in wenigen Jahren alles, was ihm Mathias wieder gewonnen hatte. Unter Mathias Nachfolger, Wladislav von Böhmen, der 1490 den Thron bestieg, wurde Wien und alles, was Mathias in Österreich, Steyer und Krain erobert hatte, abgetreten; Schlesien, Mähren und die Lausitz lösten sich allmählig ab, viele Städte in Dalmatien ergaben sich den Venetianern, der Woiwode von der Moldau suchte polnischen Schutz. — Die Zügellosigkeit im Reiche, der Kampf des Klerus mit dem Adel, der Magnaten mit den geringern Edelleuten nahm dergestalt überhand, als ob kein König da sey. An der Spitze des niedern Adels stand Johann Zapolya, an der Magnaten Stephan von Bathori; der Ehrgeiz beider Parteianführer stürzte das Reich in namenloses Unglück, und gab den Osmanen Gelegenheit, dasselbe mit Glück anzugreifen. Suleiman entriß Wladislavs unmündigem Nachfolger Ludw. II. 1521 Sabacz, Belgrad und ganz Servien; der mündig gewordene König, der ihnen späterhin entgegen ging, wurde 1516 mit seinem Heere bei Mohacz niedergemetzelt, und die Osmanen überschwemmten Ungarn bis nach Raab hinauf. Nun wurde Johann Zapolya zum Könige gewählt, aber Stephan Bathori rief Ferdinand I. von Österreich auf den Thron, den dieser auch gegen Zapolya behauptete, aber einen großen Theil von Ungarn in den Händen der Osmanen lassen mußte, die selbst Ofen besetzt hatten. Ferdinand war der erste Habsburger, welcher Ungarn auf immer (denn schon früherhin hatte es zwei Habsburger zu Herrschern gehabt) mit Österreich verband; er und seine Nachfolger bis auf Leopold I. führten den Krieg mit den Osmanen meistens unglücklich (welche den schönsten

Theil des Reichs in eine osmanische Provinz, die Beglerbegschaft Ofen, verwandelt hatten), und unter beständigen Reibungen mit den Aristokraten, die voller Eifersucht stets dem Monarchen gegenüberstanden und bei jeder Capitulation neue Vorrechte für sich, neue Einschränkungen der Krone ertrotzten. Erst unter Leopold I. wendete sich das Glück auf Österreichs Seite: es gelang Leopolden, nicht blos ganz Ungarn und Slavonien bis auf das Banat und Siebenbürgen im Frieden von Carlovicz 1699 wieder zu gewinnen, sondern auch das alte Wahlreich 1682 in seinem Hause erblich zu machen. Die Rackoczyschen Unruhen wurden unter Leopolds zweitem Nachfolger Carl VI. durch den Szathmarer Frieden beendigt; die Nation erhielt in demselben ihre Freiheit und den Acatholiken wurde die gesetzmäßige Religionsfreiheit bestätigt. Nun erst kehrte die Ruhe auf immer in das Reich zurück; der Passarowitzer Frieden erwarb demselben das Banat, ein großer Gewinn, wenn auch schon die übrigen Früchte dieses Friedens in dem schmachvollen Belgrader Frieden 1739 wieder aufgeopfert werden mußten. Als Carl VI. starb, traten die Magyaren einmüthig für seine Erbtochter, Maria Theresia, unter die Waffen, und retteten mit großen Aufopferungen die alte österreichische Monarchie, mit welcher Ungarn durch so mancherlei Bande verbunden ist. — Unter Ungarn im weitern Sinne versteht man die sämmtlichen Länder, die die österreichische Staatspraxis zur ungarischen Krone rechnet, als: Ungarn, Kroatien und Slavonien, so viel davon zum Civile gehört, nicht aber Siebenbürgen und Dalmatien, so wie die Militärbezirke, welche unter besondern Regierungen stehen; Ungarn im engern Sinne begreift blos das Königreich Ungarn. Dieses herrliche Land wird durch die Karpathen im Norden von Galizien, im Osten von der Bukowina, Siebenbürgen und der Wallachei, im Süden durch die Donau und Drave von dem osmanischen Reiche, Slavonien und Kroatien geschieden; im Westen hat es Steyermark, das Land unter der Ens, Mähren und Schlesien zu Gränzen, und hält im Areale mit der Militärgränze 3971⅓, ohne dieselbe 3827⅓ Quadratmeilen. Es ist im Norden, Osten und Westen voller Berge, die von den Karpathen abstreifen, schließt aber im Südosten sehr große Ebenen ein. Der Boden ist sehr verschieden, meistens aber von hoher Fruchtbarkeit und besitzt einen sehr großen Productenreichthum, worunter besonders Weizen, Wein, Taback, Obst, Pferde, Ochsen, Schafe, Bienen und die mancherlei Metalle und Mineralien, die in keinem Lande von Europa in einer solchen Mannichfaltigkeit gefunden werden, Erwähnung verdienen. Zu den vornehmsten Gebirgen gehören die Karpathen mit ihren Verzweigungen, dem Matra, Tatra und Fatra und den östlichen ungarischen Bergen, dann das cetische Gebirge, welches auf dem rechten Donauufer sich aus Österreich unter der Ens in einer Richtung von Westen nach Osten hereinzieht. Zu den größern Strömen gehören: die Donau, der Hauptfluß Ungarns, Theiß, Drave, Muhr, Raab, Leitha, Gran, March, Körösch, Maresch und Temes; zu den Binnenseen der Platten- und Neusiedler See, der Palaitscher Sumpf; zu den verschiedenen Canälen der Bega-, Franz-, Albrechts-, Jarszin- und Sarwizcanal; kein Land in Europa besitzt mehr Mineralquellen. Die gemeine Sage nennt Ungarn ungesund und einen Kirchhof der Deutschen, aber nur die Gegenden sind ungesund, wo Moräste sich häufen, und diese findet man am häufigsten im Südosten; der große Überrest des Landes ist so gesund, wie irgend ein anderes Land, und sowohl der Mensch

als das Thier und die edelsten Pflanzen gedeihen gleich gut. Die Volksmenge beläuft sich mit der Militärgränze auf etwa 7,300,000, ohne diese auf 7,130,000 Köpfe. Nach Blumenbach wird Civilungarn mit Kroatien und Slavonien von 8,200,000 Menschen bewohnt, worunter etwa 3,984,000 Slaven, 2,675,000 Magyaren, 633,000 Wallachen, 570,000 Deutsche, 129,000 Juden, 48,000 Zigeuner und 1500 Griechen seyn mögen, die in 43 Städten, 657 Marktflecken, 8400 Dörfern und 922,672 Häusern wohnen. In Ungarn haben Catholiken, Griechen, Lutheraner und Reformirte gleiche Rechte; man rechnet im Reiche 4,870,000 römische und griechische Catholiken, 1,344,100 Griechen, 1,050,000 Reformirte, 650,000 Lutheraner und 129,000 Juden. In Hinsicht der Stände unterscheiden sich Adel und Volk: zu jenem gehören die hohen Prälaten und er ist Herr, zu diesem die Bürger und Bauern, wovon die erstern zwar persönlich frei sind und gewisser Vorrechte genießen, auch in den königlichen Freistädten Theil an der Reichsstandschaft nehmen, doch aber einzeln keines der Vorrechte des Adels genießen. Die Bauern theilen sich wieder in freie, wohin die Jazygen, Cumanen, deutschen Colonisten u. a. gehören und in leibeigne, deren Zustand in neuern Zeiten gemildert ist, doch schmachten sie auch unter einer Menge von Frohnen und Herrndiensten und tragen die Staatslasten ganz allein, wie denn in der ungarischen Reichstagssprache blos der Adel, die Prälaten und königlichen Freistädte populus in diaeta, alles übrige aber misera contribuens plebs genannt wird. Wo die arbeitende Volksclasse unter einem solchen Fluche seufzt, da kann der Ackerbau und die producirende Industrie auf keiner hohen Stufe stehen. Dies ist auch in Ungarn der Fall, und trotz des gesegneten Bodens befinden sich Ackerbau und Viehzucht in dem elendesten Zustande, und nur wo deutscher Fleiß den Boden düngt, da sieht es etwas besser aus. Eine Stapelwaare des Landes ist der Wein, wovon man in Mitteljahren mehr als 21½ Mill. Eimer keltert, und worunter sich die edelsten Gewächse finden; wer kennt nicht den herrlichen Most, den die Hegyalla um Tokai und Tarczal erzeugt? nicht den vorzüglichen Menesch und andere Ungarweine? Aber auch an Tabak und Flachs, so wie an Obste, an edlen Früchten, an Honig, Wachs, Fischen, Galläpfeln und andern Producten des Thier- und Pflanzenreichs ist Ungarn außerordentlich reich; doch wirft das Mineralreich das Meiste in die Schale der Ausfuhr. Man rechnet das jährliche Ausbringen an Metallen auf 2100 Mark Gold, 83,220 Mark Silber, 38,000 Centner Kupfer, 24,500 Cnt. Blei, 192,000 Centner Eisen, 130 Cnt. Quecksilber, 5250 Cnt. Antimonium, 5000 Cnt. Kobald, 500 Cnt. Gallmei, 90 Cnt. Auripigment, 1250 Cnt. Berggrün, 1800 Cnt. Alaun, 15,000 Cnt. Natrum, 400,000 Cnt. Steinkohlen und 955,000 Cnt. Salz; außerdem hat Ungarn die edelsten Opale und mancherlei edle Steine. Der Kunstfleiß ist zwar in neuern Zeiten um vieles lebhafter geworden und einige Zweige desselben werden mit Fleiße und Vorliebe cultivirt, doch hängt es in andern wieder ganz von dem Auslande ab, und dürfte, so lange es seine veraltete Verfassung und Österreich sein Colonisationssystem gegen Ungarn beibehält, nie sich zu einem Manufacturstaate erheben können. Der Handel liegt ebenfalls in diesen Fesseln, und ist von dem Handelssysteme des großen Kaiserstaats ganz isolirt. Trotz aller Beschränkungen bringt es aber so viele natürliche Güter zur Ausfuhr, daß dessen ungeachtet das Übergewicht auf seiner Seite ist; 1800 betrug mit Ausschlusse des osmanischen

Handels seine Ausfuhr 29,150,000, die Einfuhr 20,140,000 Gulden; doch verliert es in seinem Landhandel mit den osmanischen Staaten. Die vornehmsten Handelsstädte sind Pest, Debreczyn und Preßburg. — Ungarn ist eine erbliche Monarchie, die eigentlich einen mit dem österreichischen Kaiserreiche conföderirten Staat ausmacht. Der König hat viele wichtige Rechte; ihm sind alle Majestätsrechte eigen und seine Gwalt erstreckt sich über alles, was zum Zweck des Staats als Mittel dient. Zu seinen Reservatrechten gehören: 1. das Patronat über alle kirchlichen Beneficien, 2. das Recht, den Adel und alle Privilegien zu ertheilen, 3. die Besetzung aller Staatsämter, 4. das Recht, Krieg und Frieden zu bestimmen, 5. er ist die höchste Obrigkeit des Reichs und 6. alle erledigten Stammgüter fallen ihm zu. Dagegen muß er die Aufrechthaltung der Reichsverfassung vor und nach seiner Krönung, welche ihn zum apostolischen Könige inaugurirt, beschwören, muß ein Catholik seyn, und kann Gesetze, Auflagen und andere Verfügungen nur durch das Organ des von ihm berufenen Reichstags machen, woselbst die Stände eine vielsagende Stimme führen und sich nicht selten gegen die Eingriffe der Krone setzen. Die Reichsstände bestehen: 1. aus den Prälaten, wozu die sämmtlichen catholischen und griechischen Erzbischöfe, Bischöfe, die meisten Äbte und Pröpste gehören; 2. aus den Magnaten oder den großen Reichsbeamten und Obergespane, wovon einige ihre Würden erblich besitzen; 3. aus den niedern Edelleuten und 4. aus den königlichen Freistädten, wovon jede jedoch nur eine Stimme hat. Der Reichstag soll nach den Gesetzen alle drei Jahre, wenn es das Beste des Reichs besiehlt, durch königliche Comitialbriefe ausgeschrieben werden; er theilt sich in zwei Kammern — die Magnatentafel, wozu die Prälaten, Magnaten, Grafen und Freiherrn, und die Ständetafel, wozu die Edelleute und Freistädte gehören. — Die Regierungsgeschäfte verwaltet nach den Landesgesetzen die königliche Statthalterei, welche ganz independent und keiner Hofstelle unterworfen ist. Sie ist das höchste Verwaltungscollegium, ihr Präsident der Palatin, und ihr sind die 53 ungarisch-illyrischen Comitate sämmtlich obligat. An der Spitze der Comitate steht der Obergespan, dessen Würde in einigen Comitaten erblich ist. Das höchste Justizrevisorium ist die Septemviraltafel, das Appellationsgericht, die königliche Tafel, an welche von den Districtualtafeln appellirt wird; niedere Gerichte sind die Herrnstühle für die Bauern, die Magistrâte für die Freistädte und Marktflecken und die Comitatsgerichte für den Adel. Übrigens ist Ungarn unstreitig eine der wichtigsten Provinzen der österreichischen Monarchie: es recrutirt ohne die Gränzen 14 Infanterieregimenter und einen bedeutenden Theil der Cavallerie, und bietet in Zeiten, wo dem Vaterlande Gefahr droht, eine Adelsinsurrection auf, die 1809 auf 18,000 Mann Cavallerie und 21,000 Mann Infanterie betrug. Dabei trägt es zu den Lasten der Monarchie wenigstens 20 Millionen Gulden bei, wobei es die innere Verwaltung aus eignen Mitteln bestreitet. Civilungarn zerfällt in vier große Kreise diesseit und jenseit der Donau und disseit und jenseit der Theiß, deren jeder wieder in Gespanschaften oder Comitate getheilt ist.

Ungarische Militärgränze, s. Militärgränze.

Ungarweine heißen die sämmtlichen Weine, die in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern erzeugt werden, und zu den edelsten Gewächsen Europa's gehören; nur wirft man dem Ungarweine überhaupt vor, daß er zu stark in das Blut gehe. Die bessern Sorten

sind die von Tokai und Tarczal, die auf einem Raume von fünf Quadratmeilen in der Hegyalla und, was werkwürdig ist, unter 48° Breite sich zu der süßesten Essenz verkochen; dann folgt der rothe Menescher, den Kenner dem Tokaier gleich setzen, der Neustädter, welcher dem Burgunder, der Schiraker, welcher dem Champagner ähnelt, der Ödenburger, Ruster, Seckzarder, Erlauer u. a. Ungarn allein erzeugt im Durchschnitte auf 911,176 Joch Weinbergen 21,863,560 Eimer, wovon es nach Schwartner jährlich 14,257,812½ Eimer selbst verzehrt, und das Übrige ausführt; Tokai gewinnt allein 180,000, Erlau 200,000 und Ofen 100,000 Eimer. Die bessern Ungarweine unterscheiden sich in Essenz, Ausbruch, Maschlasch und gemeinen Wein.

Unger (Joh. Georg), geboren zu Goos unweit Pirna, den 26sten Oct. 1715, lernte in einer unbedeutenden Officin die Buchdruckerei, und nebenbei, getrieben von seinem regen Geiste, für sich selbst das Holzschneiden. Im Jahr 1740 ging er nach Berlin, wo er unablässig arbeitete, die in den Buchdruckereien gewöhnlichen Verzierungen zu verbessern, und in der Formschneidekunst ausgezeichnete Fortschritte machte. Um sich in dieser seiner Lieblingskunst recht zu vervollkommnen, widmete er sich ihr 1757 ein ganzes Jahr und löste dabei die schwierigsten Aufgaben, so z. B. brachte er fünf Landschaften zu Stande, die wahre Kunstwerke sind. Ohne seine Verdienste um typographische Schönheit hinreichend erkannt und belohnt zu sehen, starb der bescheidne Künstler den 15ten August 1788. — Sein Sohn, **Joh. Friedr. Gottlieb Unger**, geb. 1750, trat rühmlich in die Fußstapfen seines Vaters, und ward einer der ausgezeichnetsten Männer seines Faches. Seine Bemühungen gingen dahin, die deutsche Schrift durch mehr Abrundung und Annäherung an die lateinische zu verschönern und ihr so viel Einfachheit zu geben, daß sie zwischen der gothisch-deutschen und echtrömischen Curentschrift gleichsam in der Mitte stände. So entstand denn die sogenannte Ungerische Schrift, die man zu gebrauchen bereits sehr wieder nachgelassen hat. Noch größer waren seine Verdienste in der Holzschneidekunst, die er in Deutschland zuerst wieder hob. Eine verdiente Anerkennung war es daher, daß er 1810 zum Professor an der Akademie der Künste zu Berlin, deren Mitglied er bereits war, ernannt wurde. Als Buchhändler zeigte er den rühmlichsten Eifer und große Thätigkeit bis an seinen Tod, der am 26sten December 1804 erfolgte.

Unglaube ist die Weigerung, Wahrheiten anzuerkennen, die entweder durch zuverlässige historische Zeugnisse bekräftigt, oder in unmittelbarem Bewußtseyn der menschlichen Vernunft gegründet, oder durch das Ansehen der geoffenbarten Religion verbürgt sind. Im erstern Falle befindet sich der **gemeine** Unglaube, der, die wissenschaftlich ausgemittelte Geschichte umwerfend, alles menschliche Wissen vernichtet und gegen Thatsachen protestirend, Unsinn wird; im andern der **philosophische** oder vielmehr unphilosophische, der Postulaten der Vernunft, z. B. den Lehren vom Daseyn Gottes und von der geistigen Natur der Menschenseele, ihre ursprüngliche Gültigkeit streitig macht; im letzten der **religiöse** oder vielmehr irreligiöse, der entweder, wie der Naturalismus pflegt, der göttlichen Offenbarung überhaupt, oder einer gewissen Form und Weise derselben, wie Juden, Mohammedaner und Heiden (**Ungläubige** im kirchlichen Sinne) der christlichen Religion, oder einzelnen Religionslehren, wie die Socinianer der Trinitätslehre, die Glaubwürdigkeit abspricht. Das

Verfahren des vorsätzlichen Unglaubens, „für die Wahrheiten, die er verwirft, Überzeugungsgründe zu fodern, die sich nach der Natur der Sache nicht geben lassen," ist eben so unbillig als ungereimt. Indem er augenscheinliche, in die Sinne fallende Beweise für übersinnliche Gegenstände, z. B. den Anblick geistiger Wesen, oder positive Begriffsbestimmungen von unbegreiflichen Dingen, z. B. von der Ewigkeit Gottes, verlangt, werden die Mißverständnisse, von denen er ausgeht, sogleich erkennbar. Wenn aber auch der relative Unglaube, oder das Sträuben gegen die Annahme einzelner, subjectiv nicht gleich einleuchtender Wahrheiten nur unter die Inconsequenzen gehört, so ist der absolute, der alles, was geglaubt werden soll, schlechthin verwirft, eine der größten Verirrungen des menschlichen Verstandes, die nie ohne nachtheilige Folgen für die Sittlichkeit bleibt. Meistentheils hat der Unglaube seinen Grund in den Neigungen des Herzens, die bei einer strengen, beschwerlichen Wahrheit ihre Rechnung nicht finden, und bezieht er sich auf die übersinnliche Welt, die die Religion uns aufschließt, so werden seine Ursachen im Mangel an Bildung und Sinn für das Höhere zu suchen seyn. Mit allen diesen Arten des Unglaubens ist jedoch die Bedenklichkeit des Philosophen, sich für ungeprüfte Behauptungen zu erklären, oder in Sachen der Überzeugung Autoritäten anzuerkennen, nicht zu verwechseln. Diese Schwergläubigkeit kann aus der reinsten Wahrheitsliebe entspringen. Vergl. d. Art. Glaube, Indifferentismus, Skepsis. E.

Uniformitätsacte hieß eine Verordnung des englischen Parlaments vom Jahre 1662, zufolge welcher alle Geistlichen bis zum 24sten August dieses Jahres ihre Übereinstimmung mit der Liturgie der hohen bischöflichen Kirche erklären und nur unter der Bedingung das Abendmahl verwalten sollten, wenn sie von englischen Bischöfen geweiht wären. Zweitausend nonconformistische Prediger legten daher an diesem Tage ihre Ämter nieder. Erst das Toleranzedict des Parlaments vom J. 1689 unter Wilhelm III. hob die den Dissenters so ungünstige Uniformitätsacte auf. E.

Unigenitus Dei filius etc. sind die Anfangsworte einer vom Papste Clemens XI. 1713 erlassenen Bulle, die unter dem Namen der Constitution Unigenitus eine dem päpstlichen Ansehen und dem Frieden der catholischen Kirche sehr gefährliche Celebrität erhalten hat. Um einen Hauptstreich zur Unterdrückung der Jansenisten auszuführen, entwarf die jesuitische Partei am Hofe Ludwigs XIV., besonders der Beichtvater des Königs le Tellier, diese Bulle, und nöthigte ihre Bekanntmachung dem Papste ab. Es waren darin 101 unverfängliche, mit Bibel und Kirchenlehre fast wörtlich übereinstimmende Sätze aus den damals sehr beliebten moralischen Betrachtungen über das neue Testament, die Paschasius Quesnel, sonst Priester des Oratoriums zu Paris, nun im Exil zu Amsterdam, seiner französischen Übersetzung des N. Test. beigefügt hatte, mit allgemeinen Machtsprüchen, als ketzerische und gotteslästerliche, oder doch anstößige Behauptungen verdammt. Nur die Wuth der Jesuiten wider Quesnel, den man nach Arnaulds und Nicoles Tode als Wortführer des Jansenismus betrachtete (vergl. d. Art. Jansen), und wider den allgemein verehrten Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, der Quesnels Buch öffentlich empfohlen hatte, und seine Unabhängigkeit gegen le Tellier männlich zu behaupten wußte, konnte einen so empörenden Gewaltschritt begreiflich machen. Die Stellen, wo Quesnel im Tone seiner Partei der

göttlichen Gnade (s. d. Art.) einen unbedingten und unwiderstehlichen Einfluß auf das menschliche Gemüth zuschreibt, mochten allerdings allein durch die Schriften des heiligen Augustinus zu rechtfertigen seyn; aber wenn die Constitution Unigenitus damit auch Sätze, die auf Reinheit der Antriebe zum sittlichen Handeln, auf Nothwendigkeit wahrer Gottesliebe zur Tugend und Versöhnung mit Gott, auf Allgemeinheit des Gebrauchs der heil. Schrift, auf Verbesserung der Sitten und gewissenhaftere Führung des geistlichen Amtes drangen, zusammenwarf und zu lehren verbot, so mußte die Welt erstaunen, wie das Oberhaupt der Kirche der jesuitischen Rachgier und französischen Hofpolitik so weit hatte nachgeben können, unter seinem Namen ein Manifest wider die Grundwahrheiten der christlichen Moral ausgehen zu lassen. Denn dafür wurde diese Constitution bald nicht blos von den Jansenisten und den zahlreichen Freunden des verurtheilten, nun um desto begieriger gelesenen Buches, sondern auch von vielen neutralen Catholiken angesehen. Das Parlament, der Cardinal Noailles mit einem großen Theile des französischen Klerus, die Mehrheit der Theologen in der Sorbonne, selbst die französische Damenwelt, der die Constitution durch Verketzerung des Quesnelschen Satzes: „daß eine genaue Kenntniß der Religion und heiligen Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten sey," dies erste Recht aller Christen absprach, und die herrschende Stimmung des Volks brachen in offenem Widerspruch oder geheimen Gegenwirkungen wider dieses jesuitische Machwerk aus, während die Jesuiten durch den König alle Mittel der Macht und Überredung anwendeten, um es in Frankreich zum Reichsgesetz zu erheben und seine Einführung in allen Diöcesen zu erzwingen. Konnte aber auch der große Haufe schwächerer Gemüther durch königliche Befehle, Bestechungen, Drohungen und Verhaftungen einzelner Widerspenstigen von niederm Range umgestimmt werden, so war doch gegen das Parlament und den Cardinal auf diesem Wege nichts auszurichten. Jenes verstand sich nur unter Bedingungen, die die Bulle fast ganz entkräfteten, zu ihrer Einzeichnung in die Reichsgesetze; dieser wollte sie erst gar nicht, später nur nach seiner eigenen mildernden Auslegung annehmen und bekannt machen lassen. Während des unter dem Namen der Constitutionsstreitigkeiten bekannten heftigen Kampfes starb Ludwig XIV., ohne den Jesuiten einen vollständigen Sieg verschafft zu haben. Die Gassen von Paris ertönten von Spottliedern auf die Constitution, deren Namen das leichtfertige Publicum einer natürlichen Tochter ihres Überbringers, des päpstlichen Nuncius Bentivoglio, beilegte; die gegenseitige Erbitterung sprach sich in Streitschriften aus, die den Parteigeist entflammten; Frankreich theilte sich in Constitutionisten oder Acceptanten, die die Bulle annahmen, und Anticonstitutionisten, Recusanten oder Opposanten, die sie verwarfen. Unter der Regentschaft, die den Jesuiten nicht günstig war, wagten es mehrere Bischöfe, denen die Sorbonne und Noailles beitrat, feierlich gegen die Annahme der Bulle an ein zu haltendes allgemeines Concilium zu appelliren, wodurch für die nun bald durch die angesehensten Universitäten und geistlichen Corporationen verstärkte Oppositionspartei der Name Appellanten aufkam. Diese Partei zerfiel in gemäßigtere und strengere Factionen, als Noailles sich 1720 zur bedingten Unterschrift der Bulle verstanden und dadurch die eifrigeren Appellanten wider sich aufgebracht hatte. Die strengeren Maaßregeln Ludwigs XV. und seines Ministers Fleury, der um den Car-

dinalshut buhlte und den Jesuiten schmeichelte, bedrängten die Gegner der Bulle von neuem, die Priester unter den Appellanten wurden entsetzt, den appellirenden Laien die Sacramente verweigert; dem 80jährigen Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterschrift der Bulle ab und zwang 1730 das Parlament, sie ohne Vorbehalt anzunehmen, wodurch sie feierlich zum Reichsgesetz erhoben wurde. Gleichwohl blieben die verfolgten Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geist des Widerspruchs rege zu erhalten, und um die grausame Sacramentsverweigerung, wodurch der für die Constitution gewonnene Klerus sie ängstigte, abzustellen, wagte das Parlament seit 1752 neue, kühnere Schritte. Der nun mit der alten Erbitterung wieder ausgebrochene Constitutionsstreit wurde endlich durch ein sehr gemäßigtes Breve Benedicts XIV. beigelegt, welches die meisten Parteien zufrieden stellte und nur gegen offenkundige Appellanten Strenge gebot. Dazu kam noch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten, deren natürliche Folge ein allmähliger Verfall des Gewichts der Constitution Unigenitus auch in Frankreich war. In andern catholischen Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da sie doch eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der österreichischen Monarchie, wo einige Bischöfe sie in ihren Diöcesen verbreitet hatten, wurde sie 1781 durch ein Edict Josephs II. nebst der Bulle In coena Domini förmlich unterdrückt. Jetzt gehört sie nur noch der Geschichte an, da selbst die Päpste sie nicht mehr für eine Glaubensregel ausgeben. E.

Union (kirchliche), oder Religionsvereinigung, ist seit dem Zeitalter der Kirchentrennung ein Gegenstand eifriger Wünsche und vielfältiger, bis auf die neuesten Zeiten stets fehlgeschlagner Versuche gewesen. Im Munde des Papstes und seiner Hoftheologen bedeutete dieses Wort nie etwas anders, als unbedingte Unterwerfung und Rückkehr unter seine geistliche Oberherrschaft, wie schon die im Art. Griechische Kirche erwähnten Unionsverhandlungen mit den griechischen Kaisern beweisen. Derselbe Anspruch war auch das Haupthinderniß, wodurch die Projecte zur Wiedervereinigung der evangelischen Kirchen mit der catholischen vereitelt werden mußten. Nicht zu gedenken, daß die in Rom als kaiserliche Veranstaltungen stets gemißbilligten Religionsgespräche zwischen den Catholischen und Evangelischen, selbst das 1541 zu Regensburg gehaltene, welches die beiderseitigen Theologen einander nahe genug brachte, die Erbitterung nur vermehrten und selten mehr als täuschende Zwischenspiele waren; auch die Unionsvorschläge aufgeklärter catholischer Theologen, wie Erasmus Schrift von der Eintracht der Kirche 1533, und die von dem friedliebenden Kaiser Ferdinand I. 1564 noch kurz vor seinem Tode veranlaßten, mit edler Wahrheitsliebe und Mäßigung abgefaßten Gutachten Cassanders und Wicels fand gerade die römische Kirche am anstößigsten. Die 1644 von Rom, doch nicht einmal unter päpstlicher Autorität, ausgegangene Consultation, die eine Vereinigung der protestantischen Fürsten und Städte mit der catholischen Kirche blos durch Verhandlungen der Laien bewerkstelligt wissen wollte, war schlau genug, doch wegen gänzlicher Verkennung des protestantischen Geistes unbrauchbar. Redlichere Willfährigkeit zu nachgiebigem Entgegenkommen sprach aus den Vereinigungsvorschlägen, die der Churfürst von Mainz, Johann Philipp (Schönborn) 1660 durch seinen Kanzler von Boyneburg aufsetzen und unter der Hand an einige deutsche Höfe gelangen ließ. Sie trugen auf eine Synode von 24

Deputirten beider Confessionen an, die die beiderseitigen symbolischen Bücher gegen einander abwägen und über das Religionswesen Deutschlands entscheiden sollte, mußten aber schon wegen allzumilder Accommodation der catholischen Unterscheidungslehren nach den Ansichten der evangelischen geheim und erfolglos bleiben. Lauter regte sich der Bischof Christoph Rojas de Spinola, der als Beichtvater der Gemahlin des Kaisers Leopold I. aus Spanien nach Wien gekommen war und seit 1675 bei zwanzig Jahr durch ironische Schriften und Reisen an die deutschen evangelischen Höfe auf die Wiedervereinigung der Protestanten mit der catholischen Kirche hinarbeitete. Die Rücksicht auf den Kaiser, als dessen Abgesandter er sich ankündigte, verschaffte ihm freundliche Aufnahme, besonders zu Berlin und Hannover; doch brachten nähere Besprechungen nur seine Zweideutigkeit und den Mangel einer hinlänglichen Vollmacht vom Papste an den Tag, und auch sein letzter Versuch, die verschiedenen Confessionen in Ungarn und Siebenbürgen zusammenzubringen, scheiterte an der Vorsicht der Protestanten. Inzwischen trat der ihm weit überlegene Bischof Bossuet (s. d. Art.), der schon zur Bekehrung der französischen Protestanten eine nach Möglichkeit versüßte Auslegung des catholischen Glaubens geschrieben hatte, als Friedensvermittler seiner Kirche in Unterhandlungen mit dem evangelischen Abt zu Loccum Molanus, der wahrscheinlich durch die Wünsche seines Herrn, des damals dem Kaiser sehr ergebenen und von Frankreich aus bearbeiteten Churfürsten Ernst August von Hannover und der Gemahlin desselben Sophie bestimmt oder gar aus Einfalt weit mehr, als einem protestantischen Theologen geziemte, nachgab, und sie dadurch den Verdacht einer heimlichen Vorliebe für den Catholicismus zuzog. Noch viel entscheidender hätte der warme Antheil wirken können, den der große Leibnitz mit freimüthiger Abweisung der Bossuetischen Sophismen an der Sache nahm, wenn bei den Bedingungen Bossuets, die im Grunde auf eine Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten des Protestantismus hinausgingen, irgend einiger Beifall von Seiten der Evangelischen zu hoffen gewesen wäre. Daher blieb dieser im letzten Decennium des 17ten Jahrhunderts mit großem Eifer und lebhaftem Schriftenwechsel betriebene Vereinigungsentwurf ein Privatunternehmen, daß sich durch den beinahe gleichzeitigen Tod der dabei handelnden Hauptpersonen zerschlug. Seitdem war wenig mehr von solchen Vorschlägen die Rede. Die von dem sorbonnischen Theologen Du Pin mit dem Erzbischofe Wake von Canterbury über eine Union der französischen und englischen Kirche 1717 bis 1719 gewechselten Schriften kamen damals nicht einmal zur öffentlichen Kunde; die nicht gehörig überlegten Annäherungen des pseudonymen Febronius (s. d. Art. Hontheim) wurden in seiner eigenen Kirche noch mehr gemißbilligt, als von den Evangelischen; auf den Privatantrag des Erzbischofs von Turin della Lanze folgte 1772 mit Recht ein ablehnendes Gutachten vom Abt Jerusalem, und die Einladung zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, die Lecoz, Erzbischof von Besançon, 1804 öffentlich an die protestantischen Prediger zu Paris richtete, konnten diese auch nur ablehnend beantworten; denn jene reumüthige Wiederkehr und Unterwerfung der Protestanten, worauf die catholische Kirche so lange bestehen muß, als sie ihren hierarchischen Grundsätzen nicht entsagen will, ist doch nur einzelnen Proselyten zuzumuthen. Der letzte, ernstlich gemeinte, auch selbst dem Kaiser Napoleon 1806 vorgetragene Unionsplan des französischen Rechtsgelehrten Beau-

fort, der den Kirchenfrieden durch das Übergewicht der Staatsgewalt stiften lassen wollte, hatte endlich aus guten Gründen beide Kirchen wider sich. Die Vernünftigen aller Parteien sind jetzt in der Überzeugung einverstanden, daß hier weder durch Zwangsmittel, noch durch Religionsgespräche, noch durch Friedensverträge über einzelne streitige Punkte, überhaupt durch keine halbe Maaßregel etwas Ersprießliches auszurichten, sondern nur neuer Streit zu entzünden ist; und wer das innere Wesen beider Kirchen kennt, wird mit Plank (s. dessen Worte des Friedens an die catholische Kirche 1809) entweder für eine vollständige, oder wenn diese nicht zu hoffen steht, wider jede Art von Vereinigung stimmen. Denn da der Catholicismus und Protestantismus (vergl. d. Art.) ungeachtet ihrer Einigkeit in den Grundlehren des Christenthums, doch gerade in Rücksicht auf das Kirchenthum, worauf bei einer äußern Vereinigung offenbar das Meiste ankommt, die schärfsten und unversöhnlichsten Gegensätze bilden: so muß entweder eine von beiden Kirchen ganz und ohne Vorbehalt in die andere übergehen, oder der Stand der Dinge bleiben, wie er gegenwärtig ist, bis mit der Zeit die fortschreitende Cultur und die stille Annäherung im Geist Erfolge vorbereitet, die jetzt nur die unverzeihlichste Indiscretion laut zu vermuthen, oder gar anzukündigen wagen könnte. Etwas anders verhält es sich mit dem Wunsche einer Union der beiden protestantischen Hauptparteien. So stark die evangelischen Theologen des 16ten Jahrhunderts sich in die Meinung hineingestritten hatten, Calvinismus und Lutheranismus wären im Grunde und Wesen der Lehre von einander verschieden und ganz unvereinbar; so klar ist es doch, daß ihrer Vereinigung eigentlich nur zwei Differenzpunkte im Wege stehen: von Seiten der lutherischen Kirche die buchstäbliche Erklärung der Einsetzungsworte des h. Abendmahls („das ist mein Leib;" vergl. d. Art. Abendmahl und Ubiquität), die die philosophirende Vernunft der Reformirten anstößig findet, und von Seiten der reformirten Kirche, die in aller Strenge von Calvin aufgestellte und von der Dortrechter Synode bestätigte Augustinische Theorie von einer partiellen Prädestination oder Gnadenwahl (s. d. Art. Gnade), die den Glauben der Lutherischen an die allgemeine Liebe Gottes in Christo kränkt. Über den ersten dieser Punkte hatten sich die beiden Kirchen entzweit und die Wittenbergische Concordie (Vergleichs- und Eintrachts-Formel), die der Straßburgische Theolog Bucer 1536 der Billigkeit oder Klugheit Luthers abgewann, konnte keinen wirklichen Frieden herstellen (vergl. d. Art. Reformirte Kirche), ja die leidenschaftlichen Streitigkeiten und gegenseitigen Verfolgungen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gaben dem Sectenhaß immer neue Nahrung. Friedlicher gingen die Theologen beider Theile von den übrigens fruchtlosen Religionsgesprächen zu Leipzig 1631 und zu Cassel 1661 aus einander. In diesem Jahrhunderte wollte nun auch ein einzelner Mann ausrichten, was den Fürsten und gelehrten Corporationen beider evangelischen Kirchen bisher mißlungen war. Der Engländer John Dury, anfangs Prediger der englischen Gemeinde zu Elbing, wendete den größten Theil seines Lebens (starb 1680 zu Cassel) auf, um durch Reisen in alle protestantischen Länder von Europa und Verhandlungen mit den Höfen, Obrigkeiten, Universitäten und geistlichen Ministerien die Union der englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen reformirten Kirchen mit den lutherischen zu bewerkstelligen. Doch ungeachtet der Unterstützung, die er in Eng-

land und einigen Gegenden Deutschlands fand, blieben seine fast 50jährigen, eines leichtsinnigen oder unredlichen Syncretismus endlich verdächtig gewordenen Bemühungen ohne Wirkung. Mehr versprach man sich von den Maaßregeln des reformirten preußischen Hofes in dieser Sache. König Friedrich I. veranstaltete 1703 Berathschlagungen reformirter und lutherischer Theologen zu Berlin, ließ Unionskirchen, wo beide Confessionen sich zu gemeinschaftlichem Gottesdienste verbinden sollten, in Berlin und Charlottenburg einweihen, in den Waisenhäusern zu Berlin und Königsberg Kinder beider Confessionen zusammenbringen und 1706 Entwürfe zur Einführung der englischen Liturgie in seinen Staaten machen. Weil er aber doch billig genug war, nichts erzwingen zu wollen, wurden diese Unionsversuche durch die nicht ungegründete Besorgniß der lutherischen Theologen, ihrer Kirche dabei zu viel vergeben zu müssen, vereitelt. Derselbe Grund hinderte die Genehmigung der nach Anleitung einer Aussöhnungsschrift des Tübingenschen Theologen Klemm 1719 von den protestantischen Reichstagsgesandten zu Regensburg in Überlegung genommenen 15 Unionspunkte, und als diese Gesandten 1722 einen unter Berathung des Tübingischen Kanzlers Pfaff im Namen der evangelischen Reichsstände abgefaßten Vereinigungsentwurf zur Ratification bringen wollten, protestirten die Consistorien zu Dresden und Gotha mit einem Nachdruck dagegen, der das ganze Unternehmen rückgängig machte. Dennoch dachte der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., darauf, diese Idee wenigstens in seinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Er wollte seiner Seits gern der calvinischen Prädestinationstheorie entsagen, wenn nur die Lutherischen ihre mit dem reformirten Cultus unvereinbaren Ceremonien aufgäben, und verordnete 1736 wirklich die Abschaffung des Singens der Collecten, der Chorhemden, Meßgewänder und Lichter beim Abendmahl, wozu auch die meisten lutherischen Gemeinden in seinem Reiche sich verstanden. Da aber 1740 Friedrich II. die vorige Freiheit wieder herstellte, gingen einige derselben gleich zu den alten Formen des lutherischen Cultus zurück. Rechtlich konnte auch das kleine, meist aus Colonisten bestehende Häuflein reformirter Unterthanen — 18 bis 20,000 — die Preußen damals hatte, nicht verlangen, daß die Millionen lutherischer Unterthanen sich nach ihm bequemen sollten, und wie sehr immer die fortschreitende Aufklärung eine Übereinkunft in den Ceremonien erleichterte, ja selbst eine Annäherung der Ansichten von den Unterscheidungslehren beider Confessionen beförderte, blieben doch die bedeutenden Vortheile, welche die Lutherischen in Ansehung des Kirchenguts voraus hatten, und mit den Reformirten zu theilen nicht genöthigt werden konnten, schwer zu besiegende Hindernisse der Union. Im umgekehrten Falle befinden sich diese beiden Confessionen in den Rheinländern, besonders in der ehemaligen Pfalz, wo die Reformirten sich bis jetzt weigerten, die Lutherischen zum Mitgenusse ihres viel bedeutenderen Kirchengutes zuzulassen. Doch haben sich schon unter französischer Herrschaft mehrere gemischte Gemeinden am linken Rheinufer im Cultus vereinigt, und auch in andern Gegenden Deutschlands ist durch die Berufung lutherischer Prediger zu reformirten Gemeinden, z. B. in Bremen, eine Übereinstimmung beider Confessionen in der Lehre factisch anerkannt worden. Mehr als je geschah in dem Jahre 1817 für ihre Vereinigung. Ergriffen von dem schönen Gedanken, das dritte Jubiläum der evangelischen Kirche durch entscheidende Schritte für dieses so lange schon beabsichtigte Unionswerk

auszuzeichnen, trat die Geistlichkeit beider Bekenntnisse im Herzogthum Nassau und in den Gegenden der preußischen Monarchie, wo Reformirte und Lutheraner bei einander wohnen, zu gemeinschaftlichen Synoden zusammen, in denen sich der beste Wille zu inniger kirchlicher Gemeinschaft ausgesprochen hat. Das Edict des Herzogs von Nassau vom 11ten August 1817 verordnete zur Bestätigung der nassauischen Synodalbeschlüsse, daß beide Religionsparteien von dem Zeitpunkte des diesjährigen Reformationsfestes an nur eine evangelische Kirche ausmachen, und an bisher gemischten Orten alle kirchlichen Verhältnisse, gottesdienstlichen Übungen und Gebräuche, vorläufig bis zur Abfassung einer eignen Kirchenordnung nach der pfälzischen Agende, mit einander gemein haben, erwachsene Christen aber nicht gehindert werden sollten, das Abendmahl auch ferner auf die sonst gewohnte Weise zu empfangen. In Preußen, wo Consistorien und Universitäten schon seit mehrern Jahren beiden Confessionen gemein sind, erfolgte nach einer vom Minister des Innern am 30sten Junius erlassenen Erklärung, worin die Abschaffung der Sectennamen, selbst des nur der Geschichte angehörigen Ausdrucks „Protestanten," und der allgemeine öffentliche Gebrauch des Namens „evangelische Kirche" angerathen war, unter dem 27sten September eine eben so religiös, als liberal abgefaßte königliche Auffoderung an die Geistlichkeit, auf die Vereinigung beider Confessionen zu einer evangelisch-christlichen Kirche hinzuwirken, welche ohne allen Zwang die bereitwilligste Aufnahme fand. Nach stiftungsmäßigem Ritus, wobei die biblischen Einsetzungsworte unverändert angewendet, und wirkliches Brot gebrochen und ausgetheilt wurde, haben die zu den Synoden verbundenen Geistlichen beider Confessionen das Abendmahl begangen, zu Berlin den 30sten Oct. in Gemeinschaft der Behörden und vieler andern Laien, zu Potsdam mit dem Könige und seinem Hause, und an mehrern andern, selbst ungemischten Orten am 31sten Oct. An diesem festlichen Tage ist dasselbe außer den preußischen Staaten im Nassauischen, zu Frankfurt a. M. und in Paris geschehen und dadurch die Vereinigung wirklich eingeleitet worden. Der Einfluß der Regierung auf die Verwaltung des Kirchengutes wird die in Rücksicht desselben möglichen Anstände bei der Willfährigkeit der Geistlichen nun leicht beseitigen. Die zur völligen Union nöthige Gleichstellung beider Parteien in bürgerlichen Rechten ist in den protestantischen Ländern Deutschlands, wie in den Niederlanden schon früher erfolgt, doch eine öffentlich declarirte oder wenigstens stillschweigende Abschaffung des Gebrauchs, die Geistlichen auf symbolische Bücher zu verpflichten, in den meisten Staaten noch zu wünschen übrig. Weislich hat daher der König von Preußen und seine Geistlichkeit der Zeit überlassen, diese Vereinigung allgemein zu machen, für die auch in Bayern (in Rheinbayern kam sie 1818 auf einer Synode zu Speier förmlich zu Stande) manches geschehen und anderwärts wenigstens Neigung gezeigt worden ist. Hessen, wo die Hanauische Diöcese das Vereinigungswerk schon durchgesetzt hat, Baden und Würtemberg hätten als gemischte Länder Ursach, dem Beispiele Preußens zu folgen; ungemischte dagegen, wie die lutherischen Reiche Schweden und Dänemark und die reformirten Cantons in der Schweiz, sind durch kein Bedürfniß dazu getrieben. Daher möchte der von der Berliner Synode ernstlich abgewiesene Vorwurf: „man begründe durch diese Vereinigung im Abendmahlsritus nur eine dritte evangelische Kirche," doch in so fern einigen Sinn behalten, als dieser neuange-

ordnete stiftungsmäßige Ritus von den Abendmahlsgebräuchen beider bisher gesonderten Confessionen abweicht, nämlich im Brotbrechen von der lutherischen und in der Anwendung der unveränderten Einsetzungsworte beim Austheilen von der reformirten Kirche. Nur können von dieser Folge der, schon im Zusammentritt verschiedener Tropen in der evangelischen **Brüdergemeine** (vergl. d. Art.) bemerkbaren Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen bei der gegenwärtigen Stimmung und Verfassung der evangelischen Kirchen im Allgemeinen keineswegs Nachtheile zu besorgen seyn, welche die unverkennbaren großen Vortheile der Union für gemischte Staaten aufwägen. E.

Unirte Griechen sind griechische Christen, welche die römische Kirche unter gewissen Bedingungen mit sich vereinigt (unirt) hat. Sie unterscheiden sich von der griechischen Mutterkirche dadurch, daß sie den Ausgang des heil. Geistes auch von Gott dem Sohne, die geistliche Obergewalt des Papstes, das Fegefeuer und die Kraft der Seelenmessen nach den Satzungen der römischen Kirche anerkennen; übrigens haben sie ihre innere Kirchenverfassung, die Namen der geistlichen Würden, die Verstattung der Ehe, der Bärte und Mützen für ihre Priester, die alte Liturgie mit Beibehaltung der griechischen Sprache beim Gottesdienste, die strengeren Fasten und die Austheilung des Abendmahls in beiden Gestalten noch mit der orthodoxen griechischen Kirche gemein, weil die jesuitischen Missionare, welche ihre Bekehrung im 17ten und 18ten Jahrh. allmählig bewerkstelligten, nur durch diese Nachgiebigkeit bei ihnen Eingang finden konnten. Solche unirte Griechen sind in Italien, besonders zu Venedig und Rom, im südlichen Neapel und Sicilien, in den östlichen Gränzländern der österreichischen Monarchie, wie in Siebenbürgen, Ungarn, Croatien, Slavonien, Dalmatien u. s. w., wo Hunderttausende griechischer Christen theils durch Eroberungen, theils als Flüchtlinge, welche unter österreichischem Scepter Schutz vor dem türkischen Despotismus suchten, einheimisch wurden, und im östlichen Polen, zu dessen alten Einwohnern sie gehören. Im Ganzen wird die Anzahl dieser mit der römischen Kirche verbundenen Griechen auf zwei Millionen geschätzt. Von ihnen unterscheiden sich die außer Italien ebenfalls zahlreichen, nicht unirten oder disunirten Griechen in den genannten Ländern, welche den Patriarchen zu Constantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt und die unirten als Abtrünnige betrachten. E.

Unisonus (Einklang), wird in der Musik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe (d. h. von gleicher Höhe oder Tiefe) auf derselben Stufe genannt. Der Einklang entsteht also aus einer **gleichen** Anzahl von Schwingungen zweier vibrirender Körper in einem **gleichen** Zeitraum. Wenn mithin eine Saite in einer Secunde 100 Schwingungen macht, und den Ton c giebt, (bekanntlich sind wenigstens 32 Schwingungen in einer Secunde erfoderlich, um eine **hörbare** Wirkung hervorzubringen), so wird eine andre Saite, welche jener an Länge, Dicke und Spannung gleich ist, in **derselben Zeit dieselbe** Anzahl von Schwingungen machen, und folglich denselben Ton c geben. Diese beiden Töne c : c verhalten sich demnach wie zwei gleiche Zahlen, weshalb man also sagt: der Einklang verhalte sich wie 1 : 1. Z. B. 1 : 1 = c : c. 2 : 2 = $\bar{c}$: $\bar{c}$, u. s. f. Da nun dieses **gleiche** Verhältniß (ratio aequalitatis) das faßlichste und folglich das beruhigendste ist, so ist auch natürlich der Ein-

klang die erste und vollkommenste Consonanz. Die ältern Thonlehrer unterschieden den Unisonum desolatum und den Unisonum auctum. Unter ersterem verstanden sie einen Einklang im strengsten Sinn, d. h. einen einzelnen Ton, ohne Vergleichung mit einem andern; unter dem letztern aber das, was man gegenwärtig ausschließlich einen Einklang (nach obiger Definition) nennt, und diesem nach wäre wohl die schon von Walther in seinem Lexicon vorgeschlagne Benennung: Gleichklang (aequisonus) die richtigste. Man hat viel darüber gestritten, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen sey oder nicht. Die Entscheidung dieses Streites hängt indeß wohl vorzüglich von der Bestimmung des Begriffs eines Intervalls (s. d. Art.) ab. Die älteren, so wie selbst mehrere neuere Tonlehrer sagen: „Ein Intervall sey die Entfernung oder der Raum von einer Note zur andern." Nach dieser Definition wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwischen zwei Tönen, die im Einklange stehen, keine Entfernung Statt findet. Allein dem zu Folge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Systematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieselbe bilden, blos durch ihre innere Größe verschieden sind, und folglich, da sie ebenfalls auf einer und derselben Stufe stehen, auch zwischen ihnen keine Entfernung (die doch nach jener Definition das Merkmal eines Intervalls wäre) Statt findet. Nehmen wir hingegen an: „Ein Intervall sey das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinsicht ihrer Höhe oder Tiefe, so ist nicht allein wirklich die übermäßige Prime, sondern auch der Einklang unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein solches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, so wie die übermäßige Prime, z. B. c: cis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat. Auch ist es durchaus falsch, wenn sowohl ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen. Denn daß der Einklang oft auf der ersten Stufe Statt findet, und dann zugleich Prime ist, begründet keine Identität, da man sonst eben so gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derselben vertritt. Der Unterschied zwischen dem Einklange und der Prime ist kurz folgender: 1. Die Prime ist entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime ist der jedesmalige erste (tiefste) Ton einer Tonleiter, und gar kein Intervall, sondern eigentlich der oben bemerkte Unisonus desolatus. Nur durch ihre Verdoppelung auf derselben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie schon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der ersten Stufe einer Tonleiter Statt finden; da hingegen der Einklang sehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter sich zeigen kann, indem wohl in einem mehrstimmigen Satz zwei und mehrere Stimmen auf der Secunde, Terz, Quart u. s. w. in den Einklang treten können. 2. Kann der erste Ton einer Tonleiter, also die Prime, um einen kleinen halben Ton erhöht werden, ohne ihre Natur als Prime zu verlieren, da sie dabei ihre Stufe behauptet, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entsteht. Allein der Einklang ist keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne seine Eigenschaft als solcher zu verlieren; denn sobald einer von den beiden im Einklange stehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu seyn, und tritt

aus dem Verhältnisse der Gleichheit. Ein übermäßiger Einklang ist ein offenbarer Widerspruch. Übrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und ist dann in der Anwendung denselben Regeln wie jene unterworfen. F. U.

Unitarier heißen die Glieder einer christlichen Secte, welche im alleinigen Besitze des Glaubens an die Einheit (Unitas) Gottes zu seyn meint und die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit verwirft, daher sie auch Antitrinitarier und neue Arianer genannt werden. Schon gegen die Mitte des 16ten Jahrh. hatten sie Gemeinden in Polen und Siebenbürgen gegründet, unter denen erstere sich polnische Brüder nannten, Lehrer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung und in Rakau auch eine gelehrte Schule nebst einer Buchdruckerei besaßen. Innere Lehrstreitigkeiten störten den Frieden dieser polnischen Unitarier, deren freie Religionsübung hauptsächlich durch den Schutz angesehener adelicher Familien, die ihnen angehörten, bis in die Mitte des 17ten Jahrh. gesichert ward. Ein Exceß ihrer Studirenden zu Rakau zog in Folge des Reichstags im Jahre 1638 die Aufhebung ihrer dortigen Schule und Kirche und harte Verfolgungen von Seiten der Catholischen nach sich, die sie wegen ihres Zusammenhaltens mit den Schweden in den damaligen Kriegen treffen mußten. Endlich wurde 1658 durch ein königliches Edict ihre Religionsübung in Polen gänzlich unterdrückt, und jedem dieser neuen Arianer oder Socinianer, wie man sie nannte, geboten, entweder catholisch zu werden oder binnen drei Jahren das Land zu räumen. Manche wählten das erste, doch die Meisten flüchteten sich mit den Resten ihres Vermögens in westliche protestantische Länder. In Preußen gründeten sie zwei Colonien, wovon die eine zu Andreaswalde im Amte Johannisburg noch mit einer eigenen Kirche und freier Religionsübung besteht; in Deutschland verstattete man ihnen nur einen vorübergehenden Aufenthalt; in Holland verloren sich mehrere unter den ähnlich gesinnten Remonstranten und Taufgesinnten. Nur die nach Siebenbürgen geflüchteten fanden brüderliche Aufnahme; denn dieses Großfürstenthum ist das einzige Land in Europa, wo die Unitarier eine durch Gesetze gesicherte freie Religionsübung bis jetzt genießen, unter die vom Staat recipirten Confessionen gehören, an allen bürgerlichen Rechten und öffentlichen Ämtern Theil nehmen und ihre eigenen Deputirten zu den Landtagen schicken. Ihre Anzahl beläuft sich jetzt auf 32,000 Seelen, fast durchaus Ungarn und Szekler, die 164 Kirchen unter einem Superintendenten und zwei Consistorien, auch zu Clausenburg, ihrem Hauptsitze und zu Thoarda gelehrte Schulen haben. In Cultus und Kirchenverfassung stimmen sie meistentheils mit den Protestanten überein. Ob sie gleich gemeiniglich Socinianer genannt werden, weicht doch ihr Lehrbegriff merklich vom socinischen ab und verdient nicht alle die Vorwürfe, die theils die Uneinigkeit der polnischen unitarischen Schriftsteller, theils der Sectenhaß der occidentalischen Christen veranlaßt und bis auf die neuesten Zeiten zu ihrem Nachtheile in Umlauf erhalten hat. Dieser zu wenig bekannte Lehrbegriff der siebenbürgischen Unitarier kann am besten nach dem 1787 unter dem Titel: Summa Theologia secundum Unitarios zu Clausenburg erschienenen dogmatischen Werke ihres Professors Markos beurtheilt werden. Daraus erhellt, daß sie die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religionserkenntniß achten, aber an manchen Stellen willkührlich auslegen, Jesum als den Sohn Gottes ehren, aber ihn auch nach seiner Gottheit dem Vater subordini-

ren und sein Erlösungswerk durch schriftwidriges Allegorisiren in ein dem evangelischen Lehrbegriffe mehrfältig widersprechendes Licht stellen und die Sacramente keinesweges als Gnadenmittel, sondern nur als heilige Gebräuche begehen. Ihre Moral kann dagegen nicht schriftwidrig genannt werden. Der Geist ihrer Glaubenslehre, die noch viel Unbegreifliches im historischen Christenthume stehen läßt, wird am richtigsten als ein auf halbem Wege gebliebener und daher inconsequenter Rationalismus charakterisirt, den die theologischen Schulen der neuen Protestanten immer noch sehr altgläubig finden werden. In ihrer wissenschaftlichen Bildung stehen sie weit hinter den Protestanten zurück. Vergl. d. Art. Socinianer und Socinianismus. E.

Unität der evangelischen Brüder, s. Brüdergemeinde.

Universitäten (Gesammtschulen) sind hohe Schulen, auf welchen alle Haupt- und wichtigen Hülfswissenschaften gelehrt werden, und die zugleich das Recht haben, in allen Hauptwissenschaften die höchsten Würden zu ertheilen. Sie unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Akademien (s. d. Art.), die eine Vereinigung von Gelehrten zu einem gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Zweck sind, bei welchen aber keine Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden, keine Ertheilung von Graden oder Würden Statt findet, ob man gleich in Deutschland seit dem 16ten Jahrhunderte die Benennungen Akademie und Universität als gleichbedeutend braucht. Die Universitäten unterscheiden sich ferner von den Lyceen, Gymnasien und Specialschulen, wo nur eine oder einige der Hauptwissenschaften gelehrt, und keine Grade ertheilt werden. Der lateinische Name Universitas (das Ganze, die Gesammtheit) kam im Anfange des 13ten Jahrhunderts auf, und man bezeichnete damit zuerst die Gesammtzahl der Studirenden oder Schüler, in der Folge die an einem Orte vereinigte Gesammtheit der Lehrenden und Lernenden (universitas magistrorum et scholarium); später brauchte man den Ausdruck universitas literarum, um anzuzeigen, daß auf einer Universität alle Haupt- und Hülfswissenschaften gelehrt würden. Bei den Alten hießen die Lehrinstitute scholae oder studia; diese letztre Benennung blieb in Italien am längsten gewöhnlich, und man findet noch in ältern Schriftstellern die Ausdrücke Studium Patavinum, Bononiense (Universität zu Padua, Bologna). — Die eigentliche Zeit des Ursprungs der ersten Universitäten in Europa läßt sich nicht mit völliger Gewißheit angeben. Bis zu den Zeiten Carls des Großen war Europa durch die Völkerwanderungen und unaufhörliche verwüstende Kriege in die größte Barbarei versunken. Carln gebührt das Lob, daß er in den seinem Scepter unterworfnen weitläuftigen Ländern, nach dem Rath und durch die thätige Mitwirkung des Engländers Alcuin (s. d. Art.), wissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten suchte. Auf seinen Befehl wurden bei jedem Kloster und bei jeder Stiftskirche Schulen errichtet, die zwar hauptsächlich der Bildung künftiger Geistlichen gewidmet waren, wo aber auch Jünglinge aus vornehmen Familien, die nicht für den geistlichen Stand bestimmt wurden, Unterricht erhielten. Es wurde in diesen Kloster- und Dom-Schulen zwar nicht in allen Wissenschaften Unterricht ertheilt, aber ihre ganze Einrichtung war geeignet, die geistigen Talente zu entwickeln. Aus ihnen gingen die bekannten und für ihre Zeit sehr gebildeten Schriftsteller Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg und Andere, hervor. Diese Schulen waren mehrere Jahrhunderte hindurch

die einzigen Anstalten, wo Wissenschaften gelehrt wurden. Nach und nach traten an einigen Orten Lehrer auf, welche in Wissenschaften, die man bis dahin noch nicht gelehrt hatte, Unterricht ertheilten. Der Reiz der Neuheit oder das Eigenthümliche des Vortrags dieser Lehrer sammelte bald eine Menge wißbegieriger Schüler um sie her. So entstanden einzelne, von den Dom- und Klosterschulen ganz verschiedene Schulen; der Lehrer, welcher eine solche Schule um sich sammelte, hieß der Rector (Vorsteher, Regierer) seiner Schule. In Paris standen im Anfange des 12ten Jahrhunderts mehrere solcher Lehrer auf, die vorzüglich Philosophie, Rhetorik und Theologie lehrten; sie waren nicht alle aus dem geistlichen Stande, selbst der berühmte Abelard (s. d. Art.), der zu diesen Lehrern gehörte, war, als er seine Schule öffnete, noch nicht Geistlicher. Der große Ruf, den sich diese Lehrer erwarben, und die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Stadt Paris zogen auch aus fremden Ländern eine Menge junger Leute herbei, die sich unterrichten wollten, und so entstand nach und nach die erste Universität in Europa. Sie war von keinem Regenten gegründet oder mit Privilegien versehen worden; Lehrer und Schüler waren ganz unabhängig und konnten den Ort ihres Aufenthalts nach Belieben ändern; sie selbst gaben sich eine Verfassung, die von der Regierung stillschweigend genehmigt worden zu seyn scheint. Gegen Ende des 12ten Jahrhunderts ertheilte ihnen König Philipp August die Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler constituirten sich selbst zu Corporationen, und anstatt daß vorhin jede Schule ihren besondern Vorsteher gehabt hatte, wählten sie (1206) durch Übereinkunft einen gemeinschaftlichen Rector. Dadurch wurden sie eine Commun, ein Körper, den man universitas nannte. Die immer stärker anwachsende Menge der Lehrer und Schüler machte jedoch verschiedne Verfügungen von Seiten der Obrigkeit zu Erhaltung der guten Ordnung nothwendig. Eine öffentliche Beleidigung, die (1229) den Studirenden zu Paris zugefügt worden war, und für welche sie die verlangte Genugthuung von Seiten des Hofes nicht erlangen konnten, erbitterte sie so, daß sie sich mit ihren Lehrern größtentheils von Paris wegbegaben. Dieser Verlust schien zu empfindlich zu seyn; der Hof suchte den begangenen Fehler wieder gut zu machen; durch Vermittlung des Papstes Gregor IX. wurde eine Aussöhnung bewirkt, und die Rechte der Universität, die sie sich selbst zugeeignet, und die man bisher stillschweigend zugestanden hatte, wurden erweitert und bestätigt. Von dieser Zeit an wurde die Pariser Universität berühmter, als sie vorher gewesen war. Ungefähr zu gleicher Zeit als in Paris, vielleicht selbst noch früher, waren zu **Salerno** im Königreich Neapel und zu **Montpellier** die ersten Lehrer der Arzneikunde aufgetreten; die erste dieser beiden hohen Schulen (schola salernitana) erlangte nachher auch im Auslande, durch die unter ihrem Namen bekannt gewordnen diätetischen Regeln, einen ausgebreiteten Ruf. Zu **Bologna** wurde der erste Unterricht im römischen Recht gegeben; **Irnerius** (Werner), ein Deutscher, lehrte es hier zuerst im Anfange des 12ten Jahrhunderts, und mit dem größten Beifall. An allen diesen Orten fand sich eine große Anzahl junger Leute ein, die in diesen Wissenschaften Unterricht zu erhalten wünschten; die Verhältnisse zwischen Lehrern und Schülern, so wie beider gegen die Regierungen, waren denen in Paris ähnlich; die Einrichtungen, die sie sich selbst gegeben hatten, wurden später, aber noch im 12ten Jahrhunderte, von den Regierungen bestätigt

und durch Privilegien befestigt. Zu eben der Zeit, als Lehrer und Lernende sich zu Einem Körper constituirten, entstand auch die Eintheilung der Mitglieder dieser hohen Schulen in Nationen oder einzelne Corporationen, solcher, die aus gewissen Ländern gebürtig waren, ihre eigenthümlichen Vorsteher (procuratores), Cassen und andere Einrichtungen hatten, kurz gelehrte Zünfte. Diese Eintheilung in Nationen macht einen wesentlichen Theil in der ursprünglichen Verfassung der ältesten Universitäten aus. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich nirgends genau bestimmen, gewiß ist es aber, daß Paris die erste hohe Schule ist, deren Eintheilung in Nationen am frühesten in den Urkunden und Geschichtschreibern erwähnt wird. Im J. 1206 war die Eintheilung derselben in vier Nationen bereits vollendet; diese waren: die französische (zu welcher auch Italien und Spanien gerechnet wurden), die picardische, die normännische und die englische; zu dieser letztern wurden die Deutschen und überhaupt alle Nordländer gerechnet, in der Folge wurde sie die deutsche genannt. Diese, wahrscheinlich blos zufällige, Zahl der Nationen wurde nachher auch auf den deutschen Universitäten angenommen. Auf den italienischen Universitäten fand eine ähnliche Eintheilung in Nationen Statt. Eben so dunkel als der Ursprung jener Einrichtung ist auch der Anfang von der Ertheilung der akademischen Würden und von der Errichtung der Facultäten. Wahrscheinlich entstanden sie ebenfalls zuerst in Paris in der zweiten Hälfte des 12ten Jahrhunderts. Die ersten öffentlichen Lehrer (Abelard zu Paris, Irnerius zu Bologna, u. A.) hatten von niemanden einen Ruf oder einen Auftrag zu lehren erhalten. In der Folge mußte es jedoch dem Staate und den Mitgliedern der Universität selbst daran liegen, daß nur geschickte Lehrer aufträten. In dieser Rücksicht wurden Prüfungen angestellt. Dem, der bei einer solchen Prüfung gut bestand, und für würdig und geschickt erkannt wurde, auch Andre zu lehren, wurde, dem Geiste des Zeitalters gemäß, unter gewissen symbolischen, die verschiednen Grade der Würde bezeichnenden Feierlichkeiten die Erlaubniß zu lehren und die Würde eines öffentlichen Lehrers ertheilt. Der erste akademische Grad war der eines Baccalaurei, — wahrscheinlich von dem französischen Worte bachelier, womit man sonst einen jungen Menschen, der in seinem Fache als Krieger, Künstler, Handwerker schon eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, bezeichnete. Der zweite Grad war der eines Licentiati. Wenn der Baccalaureus sich hinlänglich ausgebildet hatte und bei wiederholter Prüfung gut bestanden war, so erhielt er die Licenz, d. h. er wurde von aller fernern Aufsicht und allen Pflichten, die er bisher als Lernender zu erfüllen gehabt hatte, entbunden und erhielt die Freiheit, als vollendeter Mann selbst zu lehren. Wenn er dann nach Erlegung einer gewissen Summe Geld die Insignien der Magister-Würde, das Baret, erhalten hatte, so wurde er ein College seiner bisherigen Lehrer und aller ihrer Vorrechte theilhaftig. Solche Prüfungen und feierliche Promotionen waren, wie aus Urkunden erhellet, zu Paris im Anfange des 13ten Jahrhunderts schon gewöhnlich. Was man in Paris Magister nannte, wurde in Bologna Doctor genannt. Diese Einrichtung der Prüfungen und Promotionen veranlaßte in der Folge die Entstehung der Facultäten. Schon lange vorher existirte die facultas artium, die Facultät der sieben freien Künste, nämlich: der Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie

und Astronomie, oder die jetzige philosophische Facultät. Da diese Wissenschaften von den ältesten Zeiten her in Paris waren gelehrt worden, so behauptete auch die Facultät der Künste den Vorrang, der ihr jedoch in der Folge nicht mehr zugestanden worden ist. Die übrigen Facultäten waren, wie sie es noch jetzt sind, in der Theologie, der Rechte und der Arzneiwissenschaft. Man nimmt das Jahr 1259 als den eigentlichen Zeitpunkt der Einrichtung der Facultäten an. In diesem Jahre vereinigten sich die Bettelmönche und Weltgeistlichen zunftmäßig als Lehrer der Theologie, schlossen sich an die Nationen an und verdrängten dadurch die Ordensgeistlichen. Im J. 1260 ahmten dieses die Lehrer der Medicin und des canonischen Rechts nach, und die vier Nationen, welche im Besitz aller Gerechtsame blieben, bildeten die Facultät der Künste. Die Facultäten wählten aus ihrer Mitte Decane, welche mit den Procuratoren der Nationen die Universität repräsentirten. Zu den öffentlichen Anstalten, welche im 13ten und in den folgenden Jahrhunderten auf den Universitäten errichtet wurden, gehörten die Collegia, oder solche Gebäude, die auf ewige Zeiten blos in der Absicht gestiftet wurden, damit Studirende, besonders unvermögende, in denselben unter Aufsicht beisammen wohnen, und entweder freie Wohnung allein, oder auch freien Unterhalt, wohl auch noch andre Unterstützung finden möchten. Die ersten und vorzüglichsten dieser Anstalten waren in Paris, aber hier, so wie auf andern Universitäten, arteten sie in der Folge aus, und blieben nicht mehr die Zufluchtsörter armer Studirender. Auf den deutschen Universitäten wurde eine ähnliche Anstalt — die Bursen — eingeführt. Milde Geber errichteten Bursen, wo Studirende für eine geringe Miethe Wohnung erhielten. Man nannte aber auch Bursen gewisse von den Lehrern der Universität errichtete Pensionsanstalten, wo die Studirenden für einen bestimmten Preis Wohnung, Kost und andere Bequemlichkeiten erhielten, sich aber auch gewissen Gesetzen unterwerfen mußten. Die, welche in solchen Bursen wohnten, nannte man Bursarien, woraus in spätern Zeiten die Benennung Burschen entstanden. Die ersten Lehrer auf den ältesten Universitäten wurden nicht vom Staate besoldet, sie lebten von den Honorarien, die ihnen ihre Schüler bezahlten. Ein Lehrer, der Ruhm und zahlreiche Schüler hatte, konnte damals leicht Reichthümer erwerben. In der Folge erhielten die Lehrer bisweilen Geschenke von den Obrigkeiten, um sie dadurch mehr an den Ort ihres Aufenthalts zu binden; später wurden ihnen fixe Besoldungen angewiesen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurden auf den meisten Universitäten die Besoldungen der Lehrer, und die Zahl der besoldeten Lehrer selbst vermehrt, ihnen aber auch zur Pflicht gemacht, dafür öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen zu halten. Auf den protestantischen Universitäten fand man in der Folge diese öffentlichen Vorlesungen nicht hinreichend, und traf die Einrichtung, daß mehr Privat-Collegia, welche die Studirenden besonders bezahlen, gehalten wurden, und daß eine größere Concurrenz der akademischen Lehrer in Rücksicht der vorzutragenden Wissenschaften entstand. Eine wichtige Veränderung in der Verfassung der Universitäten brachte im 15ten Jahrhunderte die Erfindung der Buchdruckerkunst hervor. Alle die Hülfsmittel, die jetzt das Studiren erleichtern, waren damals noch nicht vorhanden; der Vortrag der Lehrer wurde dictirt, die Zuhörer schrieben ihn nach. Dabei mußte natürlich viel Zeit verloren gehen, und der Cursus, d. h. die Zeit, die auf das Lehren und Ler-

nen einer Hauptwissenschaft oder eines Theils derselben verwendet wurde, mußte länger dauern. Durch die vermittelst der Buchdruckerkunst vervielfältigten Lehrbücher wurde das Dictiren und Nachschreiben entbehrlich, der Cursus einer Wissenschaft konnte abgekürzt, und die Zeit auf Erlernung andrer Wissenschaften verwendet werden. — Was von der Entstehung der ältesten Universitäten in Frankreich und Italien oben gesagt worden, gilt auch von den hohen Schulen Englands, Oxford und Cambridge. Die eigentliche Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt, aber gewiß ist es, daß sie mit zu den ältesten gehören, und schon im 12ten Jahrhunderte ihre Einrichtung, fast ganz nach der Pariser Universität, erhielten. Die vorhin erwähnte Zerrüttung der letztern (1229) war für die englischen Universitäten vortheilhaft; mehrere berühmte Lehrer in Paris nahmen die Einladung Heinrichs III. von England an, und gingen nach Oxford. — Die ersten Universitäten, die in Deutschland gestiftet wurden, waren die zu Prag (1348) und zu Wien (1356); beide wurden nach dem Muster der Pariser hohen Schule eingerichtet, auf beiden wurde die Eintheilung in vier Nationen angenommen. Dieser Umstand gab zum Verfall der erstern, und zur Gründung einer neuen Universität Anlaß. Kaiser Carl IV. hatte bei der Stiftung der Prager Universität die Lehrer und Studirenden in die böhmische, polnische (zu welcher hauptsächlich die deutschen Schlesier gehörten), bayersche und sächsische Nation abgetheilt; die Deutschen hatten daher durch ihre Mehrzahl das übergewicht über die Böhmen. Die letztern wollten den übermuth der erstern nicht mehr dulden, und Kaiser Wenzel ließ sich durch das Ansehen der beiden berühmten Lehrer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmischen Nation drei zu machen, und alle deutsche in eine zu vereinigen, gesetzliche Kraft zu geben (1409). Mehrere Tausende von deutschen Lehrern und Studirenden zogen hierauf von Prag weg, und gaben zur Stiftung der Universität Leipzig Anlaß, wo sie sich auch in vier Nationen, die meißnische, sächsische, bayersche und polnische bildeten, welche noch jetzt (1819) bestehen. Mit Recht hat keine der übrigen im 15ten Jahrhunderte in Deutschland gestifteten Universitäten die Eintheilung in Nationen, wahrscheinlich durch das Beispiel von Prag gewarnt, angenommen. — Die ältesten Universitäten entstanden, wie oben gezeigt worden, gleichsam von sich selbst, sie erwarben sich ihre ersten Vorrechte, eigne Jurisdiction und Gesetze, ohne daß eine höhere Macht ihnen solche geschenkt hätte. In der Folge wurden die Universitäten feierlich gestiftet und ihre Vorrechte bestätigt. Das letztre geschah fast drei Jahrhunderte hindurch von den Päpsten, die zugleich das Recht ausübten, die von ihnen bestätigten hohen Schulen zu beschützen, aber auch visitiren und reformiren zu lassen. Die Regenten, welche hohe Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpsten die Bestätigung derselben, die ihnen auch nie verweigert wurde, und ließen sich die angemaßte Herrschaft, welche jene über ihre Landes-Universitäten ausübten, gefallen. Wittenberg war die erste deutsche Universität, die nicht vom Papste, sondern vom Kaiser Maximilian I. (1502) das Bestätigungsdiplom erhielt; doch wurde späterhin auch für sie um die päpstliche Bestätigung nachgesucht. Marburg wurde 1525 ohne päpstliche oder kaiserliche Privilegien und Bestätigungsbriefe errichtet, erhielt aber in der Folge noch die Bestätigung des Kaisers. Seit der Reformation ist keine protestantische Universität mehr von

den Päpsten, sondern blos von den Kaisern bestätigt worden. Auch Göttingen erhielt (1734) kaiserliche Privilegien, und zwar nach dem Muster der Privilegien von Halle. Die seit einigen Jahren ganz veränderte deutsche Staatsverfassung hat auch in dieser Rücksicht eine Veränderung hervorgebracht, und die Regenten suchen nicht mehr Bestätigungen für Universitäten, die sie errichten. — Die traurige Periode des dreißigjährigen Krieges hatte auch auf die deutschen Universitäten den nachtheiligsten Einfluß. Fleiß und gute Sitten schienen von denselben ganz verschwunden zu seyn. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts hoben sich die deutschen Universitäten wieder, vorzüglich die protestantischen, denen die catholischen bis in die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts weit nachstanden. — Deutschland, das uns in dieser Rücksicht am meisten interessiren muß, giebt auch dadurch einen Beweis von seiner höhern Cultur, daß, obgleich seine hohen Schulen später als in andern Ländern entstanden oder ausgebildet wurden, es doch eine weit größere Anzahl von Universitäten aufzuweisen hat, als irgend eins der andern wegen ihrer geistigen Cultur berühmten Länder. Noch vor 25 Jahren zählte man mehr als 40 hohe Schulen in Deutschland. Das nachfolgende chronologische Verzeichniß der vorzüglichsten derselben nach den Jahren ihrer Stiftung, mit Inbegriff der seit einigen Jahren aufgehobnen, dürfte nicht ohne Interesse seyn. Prag (1348), Wien (1356), Heidelberg (1387), Cöln (1388), Erfurt (1392, aufgehoben 1816), Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1457), Trier (1472), Ingolstadt (1472, seit 1802 in Landshut), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502, aufgehoben und mit Halle vereinigt 1815), Frankfurt an der Oder (1506, aufgehoben und mit Breslau vereinigt 1810), Marburg (1527), Dillingen (1549), Jena (1558), Helmstädt (1576, aufgehoben 1808), Altdorf (1578, aufgehoben 1807), Würzburg (1582), Gießen (1607), Rinteln (1621), Straßburg (1621), Salzburg (1623, aufgehoben 1810), Bamberg (1648, aufgehoben 1804), Kiel (1665), Insbruck (1672, aufgehoben 1810 und rest. 1814), Halle (1694), Breslau (1702), Göttingen (1734), Erlangen (1743), Berlin (den 15ten October 1810), Bonn (1818). Übrigens vergl. Ch. Meiners Gesch. der Entstehung und Entwickelung der hohen Schulen unseres Erdtheils, Göttingen 1802—5. 4 Bände, 8.

Universum, s. Weltgebäude.

Unmittelbarkeit, Reichsunmittelbarkeit, nach dem deutschen Staatsrechte der ehemaligen deutschen Reichsverfassung die unmittelbare Unterordnung der Stände unter Kaiser und Reich. S. d. Art. Landeshoheit, Mediatisirte Fürsten und Reich (deutsches).

Unmündigkeit, s. Minorennität und Vormundschaft.

Unschattige heißen die Bewohner der heißen Zone, weil ihnen die Sonne in den Scheitelpunkt tritt, wonächst, bei verticaler Stellung, der Schatten vom Körper selbst verdeckt, und letzterer also, in so fern, unschattig wird.

Unschuld (Stand der), wird in der christlichen Dogmatik der Zustand genannt, in dem sich die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befanden. Unschuld ist in diesem Sinne die ursprüngliche Unverdorbenheit und Reinheit der menschlichen Natur, in der sie das Bild Gottes noch unentstellt an sich trug und vollkommen war, was

sie nach Gottes Absicht seyn. Die Meinung einiger Theologen schreibt den ersten Menschen in diesem Zustande große Kenntnisse, Einsichten und Tugenden zu; nach der biblischen Erzählung läßt sich aber nur annehmen, was auch die Natur der Sache lehrt, daß die Freiheit ihres Verstandes von Irrthümern und ihres Herzens von sündlichen Neigungen sie eben so tüchtig zur richtigen Erkenntniß des Wahren, als zur freudigen Ausübung des Guten machte. Nothwendig genossen sie dabei einer völligen Freiheit von allen Übeln des Leibes und der Seele und einer Glückseligkeit, von der die Menschheit im Stande der Sünde keine bestimmte Vorstellung haben kann, weil die reinen Freuden der Unschuld auch eine völlig unverdorbene Beschaffenheit des Gemüths voraussetzen. Was endlich die ihnen ebenfalls beigelegte Unsterblichkeit des Körpers betrifft, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie den Tod nicht kannten und also auch nicht zu fürchten hatten. Vergl. d. Art. Paradies. E.

Unschuldsproben, s. Ordalien.

Unsterblichkeit. Der Mensch hat nach dem Ausspruche der Theologie und Naturbetrachtung gleichsam eine doppelte Art von Unsterblichkeit: nämlich erstens die mit allen Körpern gemeinsame des Körpers, welche darin besteht, daß die getrennten Stoffe eines Körpers unter andern Verhältnissen in der Natur fortwirken, und in andere Körper übergehen (s. d. Art. Tod); dann aber die höhere, den Geistern eigenthümliche der Seele. Diese wird vorzugsweise Unsterblichkeit genannt und ist die Fortdauer unserer geistigen Persönlichkeit mit Bewußtseyn und Willen. Da schon unter dem Art. Fortdauer die Lehre selbst berührt worden ist, so wollen wir in diesem Art. das Geschichtliche derselben entwickeln. Sie findet sich in den Religionen der gebildetsten Völker aller Zeit, vornehmlich aber in dem Christenthum. Die Idee der Fortdauer wird von den verschiedenen Völkern mannichfaltig modificirt. Am meisten aber ist sie abhängig von der Ansicht, welche man von der Seele und ihrem Verhältnisse zum Körper hat. Nur der rohste Materialismus ist dieser Vorstellung unfähig. Sobald man aber anfängt, das eigenthümliche Wirken der Seele wahrzunehmen, und seinen Blick von dem sinnlichen Augenblick abzuwenden, sobald entsteht auch der Gedanke an die Fortdauer, und wird durch die Regungen der Hoffnung und Furcht, so wie durch mannichfaltige noch unerklärbare Erscheinungen der Natur, ja selbst durch Täuschungen unterstützt. Früher aber wird die Fortdauer als eine Fortdauer mit dem Körper, ohne Vorstellung eines von diesem Leben verschiedenen Zustandes gedacht, — (vielleicht darum suchte man zuerst die Körper der Todten unverwes't zu erhalten,) — später mit einem andern neuverliehnen Körper. Oder die Seele wird wie ein feinerer Körper vorgestellt, besonders als Luftwesen (daher die Benennungen des Geistes in den ältern Sprachen durch Hauch und Luft) oder als ein Schatten, der getrennt vom Körper nach dem Tode lebe. In diesem Falle ist auch das Leben nach dem Tode, wie nach der Mythologie der Griechen, nur ein Schatten von dem gegenwärtigen. Aber dies ist schon spätere Vorstellung und setzt eine Herrschaft der Sinnlichkeit voraus. Indem man aber das Leben der Seele verbunden mit dem vorigen oder einem neuen wenn auch ätherischen Körper dachte, war man genöthigt, dasselbe in einen bestimmten, von diesem Leben geschiedenen Raum zu versetzen. Das Unsichtbare aber wird zunächst als unterirdisch vorgestellt. Daher der Glaube an eine Unterwelt (s. d.

Art.) oder Todtenreich mit dem Glauben an die Fortdauer in der engsten Verbindung steht. Indem die Phantasie nun den Wechsel der Zustände auch auf ein anderes Leben überträgt, und ein ununterbrochenes Fortbilden der Natur in verschiedenen Formen, was auch der Erhaltung des todten Körpers widerstrebte, oder ein Fortschreiten des Geistes auf verschiedenen Stufen annimmt, entwickelt sich die Lehre von einer Metensomatose oder Metempsychose (s. d. Art. Seelenwanderung). Ferner hängt mit dem Glauben an eine Unterwelt wiederum der Glaube an Erscheinungen (Gespenster), Todtenbeschwörungen und Einwirkung der Verstorbenen auf die Lebenden zusammen, die sich in spätern Zeiten bei den Völkern entwickeln. Nach den Bedürfnissen und der Bildung gestaltete man sich den Zustand nach dem Tode, früher auf eine sinnlichere Art und zwar so, daß das, was man hienieden für Vorzug und Verdienst hielt, auch dort als solches sich geltend machen sollte, alles aber, was als Schwäche und Unvollkommenheit verachtet wurde, auch jenseits einen unvollkommenen Zustand bewirkte. Natürlich war es, daß die Fortdauer nach dem Tode mit dem Leben auf dieser Erde in Verbindung gebracht wurde, und so trat der Zustand nach dem Tode in Beziehung auf das, was man für Bestimmung des Menschen hielt, mit dem Begriffe der Vergeltung, welcher moralischen Ursprungs ist, in Verbindung. Daraus entwickelten sich die Vorstellungen von Belohnungen und Strafen nach dem Tode, und von besondern Arten für dieselben (Hölle und Himmel), welche die Phantasie der Völker mannichfaltig ausschmückte. Erst unter Voraussetzung der Vorstellung von einem vergeltenden Zustande, scheint sich die Lehre von einer Auferstehung (oder Wiederbelebung der Grundstoffe) des menschlichen Körpers entwickelt zu haben. Mit ihr und mit der Seelenwanderung scheint die Lehre von einem dem Seelenschlafe entgegengesetzten Reinigungszustande (purgatorium) zusammenzuhängen, so wie die Annahme eines Gerichts nach dem Tode in der Unterwelt, wie das des Osiris, der drei Richter in der griechischen Mythologie, oder ein Gericht am Ende der Welt oder einer Wiederkehr in die Oberwelt. So war die Unsterblichkeitslehre theils beschränkter und roher, theils umfassender und geistiger. Spuren von dem Glauben an die Fortdauer des Geistigen nach dem Tode liegen schon in der frühen religiösen Verehrung verstorbener Personen. Der reinere Glaube an die Unsterblichkeit ist erst durch die christliche Religion herrschend geworden. Dieser christliche Glaube an die Unsterblichkeit zeichnet sich aus theils durch die Zuversicht und Gewißheit, mit welcher er sich ausspricht, — er ist gestützt auf die Auferstehung Jesu, und durch sie verbürgt, — theils durch die Beziehung auf das Religiöse und Sittliche im Menschen. Nur der edlere und wesentlichere Theil des Menschen soll nach ihm leben. Wir wandern nach ihm aus diesem Vorbereitungsleben in ein anderes, wir lassen an der Schwelle desselben die Hülle, aber nehmen das tröstende oder quälende Bewußtseyn unserer freien Handlungen mit hinüber zu Segen oder Strafe. T.

Untergang der Gestirne, s. Aufgang und Astronomie.

Unterhaus, das Haus der Gemeinen (House of Commons), der zweite Hauptheil und der wichtigste (in Hinsicht auf Volksrechte, öffentliche Meinung und Steuerbewilligung) des Parlaments der vereinigten Königreiche Großbritannien und Irland,

(vgl. wegen des Oberhauses d. Art. Großbritannien), ist nach und nach im 13ten Jahrhundert (1265 fgg.) entstanden. Im J. 1297 erlangte es das Recht der Steuerbewilligung, oder der Subsidien. Es besteht gegenwärtig aus den 658 Deputirten des Bürgerstandes der vereinigten Königreiche; als: 80 Knights von 40 engl. Shires; 50 Citizens von 25 engl. Citys; 339 Burgesses von 172 engl. Boroughs; 4 Repräsentatives von den Universitäten Oxford und Cambridge; 16 Barons von den 8 Cinque Ports; 12 Knights von den 12 Shires in Wales; 12 Burgesses von den 12 Boroughs in Wales; 30 Knights von 30 schottischen Shires; 15 Burgesses von 65 schottischen Citys und Boroughs; und 100 Deputirte von Irland. Die Mitglieder des Unterhauses werden theils von den Grundbesitzern, zu welchem Ende das Reich in Shires oder Countys getheilt ist, theils von gewissen Citys oder Boroughs, wovon aber manche kaum noch in wenig Häusern bestehn (dagegen Städte von 40—100,000 Menschen keinen einzigen Repräsentanten haben), theils von den Cinque Ports, theils von den beiden Universitäten gestellt. Über die Wähler (Freemen, Freeholder), und die wahlfähigen Candidaten, die 21 Jahr alt seyn müssen, s. d. Art. Großbritannien; desgleichen über den Sprecher des Unterhauses. Die Mitglieder des Unterhauses erhalten, mit Ausnahme der Schotten und Iren, keinen Gehalt oder Diäten, genießen aber bedeutende Vorrechte. Zu jedem neuen Parlamente werden neue Wahlen der Deputirten vorgenommen; doch können die Abgegangenen wieder gewählt werden. Die Deputirten sind nicht an die Vorschriften ihrer Wahlherren gebunden und erhalten daher oft keine. Das Unterhaus beschäftigt sich vorzüglich mit den Subsidien, dann mit der Untersuchung streitiger Wahlen, der Ausstoßung seiner eigenen Mitglieder und dem Vortrage öffentlicher Beschwerden über die Reichsverwaltung; es hat das Recht, öffentliche Verbrecher zur Bestrafung anzuzeigen, und selbst die Minister bei dem Oberhause anzuklagen. Ein solcher Anklageprozeß heißt Impeachment. Die Mitglieder stimmen mit Ja und Nein. Wenn der König im Hause der Lords, in Gegenwart einiger dazu berufenen Mitglieder des Unterhauses, die dem Throne gegenüber am andern Ende des Saals, hinter Schranken stehn, das Parlament aufgehoben, aufgelös't, (dissolved) und der Lordkanzler den mit dem großen Siegel besiegelten Befehl deshalb erlassen hat, so macht der High Sheriff (die höchste bürgerliche Obrigkeit in jeder Grafschaft) in der Grafschaft und der Mayor (Bürgermeister) in den Cities und Boroughs den Tag der neuen Wahl bekannt. Die Candidaten müssen sich bei ihm legitimiren, und den Eid der Treue (the oat of allegiance) in Hinsicht der gegenwärtig regierenden Familie schwören. Die Candidaten suchen hierauf die Stimmen der Freeholders durch allerhand Mittel, Mahlzeiten, Dienste, Stiftungen, Entschädigung, Bewirthung und Reisekosten, wenn die Freeholders nach der Hauptstadt reisen müssen, um zu stimmen (Geschenke machen die Wahl ungültig) zu gewinnen. Oft kostet einem seine Wahl an 20,000 Pf. Die Liste, welche die Zahl der Stimmen enthält, die jeder Candidat an einem Tage erhalten hat, heißt Poll. Truppen müssen, so lange die Wahl dauert, sich auf drei Meilen davon entfernt halten. Da auf vielen verfallenen Flecken (rotten Boroughs) das Wahlrecht zum Parlamente noch haftet, so werden diese deshalb sehr theuer erkauft. Mehr hierüber s. in Hüttner's Beiträge zur Kenntniß von England. II. St, 101 fgg. Über die Parteien im Unterhause s. d. Art.

Ministerialpartei und Opposition. Eine Reform der Parlamentswahl, weshalb schon Pitt 1785 eine Bill ins Unterhaus brachte, ist jetzt mehr als je Volkswunsch. Städte, wie Manchester und Birmingham, haben über 100,000 Einwohner und keinen Repräsentanten; eine Menge Boroughs hingegen, bei kaum 6 Wahlmännern, zwei Parlamentsglieder. Daher geschah es im Julius 1819, daß das Volk in Birmingham sich eigenmächtig einen Repräsentanten wählte. Weil das Parlament nur alle sieben Jahre neu gewählt wird, so dringt das Volk jetzt eben so ungestüm auf jährliche Parlamentswahlen. Diesem allen widersetzt sich aber der Aristokratismus des Reichthums und die nur zu gegründete Furcht vor einer durch den Haß der Armen gegen die Reichen, und der Dissenters gegen die Episkopalen herbeigeführten Revolution. K.

Unterleib, der untere Theil des Rumpfes des menschlichen Körpers, dessen Anfang man von der Gegend der Herzgrube nach beiden Seiten auf den kurzen Rippen hin bis an das Rückgrath bestimmt. Man unterscheidet äußerlich besonders folgende Gegenden an demselben. Die Herzgrube, da, wo der Knochenansatz des Brustbeins sich endet; die Hypochondern, die auf beiden Seiten von den kurzen Rippen bedeckt sind; die Nabelgegend, in der Mitte; die Lendengegenden, auf beiden Seiten unter den Hypochondern; die Hüftgegend, unter den vorigen, mit den Hüftknochen; die Weichengegend, in der Beugung, wo Schenkel und Unterleib zusammenkommen. Die Unterleibshöhle ist oben weit, unten enger. Sie wird gebildet oben von dem Zwerchfell, welches sie von der Brusthöhle abscheidet, hinten von dem Rückgrath, zu beiden Seiten von den kurzen Rippen und zum Theil von den Bauchmuskeln, vorn durch die nämlichen, nach unten durch die Beckenknochen. Sie enthält die meisten Eingeweide in sich, die Verdauungsorgane, die Organe der Urinbereitung und Aussonderung, und die innern Geschlechtsorgane. In der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem kleinen Netze, und einem Theil der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). In dem rechten Hypochonder liegt der rechte Lappen der Leber, und der rechte Theil des Quergrimmdarms. In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des Magens, die Milz, der schmälere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quergrimmdarms, mit den daselbst befindlichen Netzen. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rechten Lendengegend liegen die rechte Niere und der aufsteigende Grimm- (Dick-) Darm; in der linken Lendengegend die linke Niere und der absteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend ist der Blinddarm, in der linken der absteigende Dickdarm und ein Theil der Sförmigen Krümmung desselben. In der Gegend der Weichen liegen die Weichendrüsen, tiefer unten im Becken liegt nach vorn die Harnblase, hinter dieser der Mastdarm, zwischen beiden bei dem weiblichen Geschlecht der Fruchthälter. In dem Unterleib ist der Hauptsitz des Erhaltungs- (Reproductions-) Systems des Körpers. Die Verdauungsorgane sind es, die vorzüglich den Raum ausfüllen. Der Unterleib steht daher im Gegensatze mit dem Oberkörper, welcher die Brusthöhle enthält. Wie dieser der Aufnahme und dem Einfluß der Luftstoffe, so ist jener der Aufnahme und der Verarbeitung der irdischen, grober materiellen Stoffe gewidmet, und beide haben ihren Vereinigungspunkt

im Herzen. Diesem gemäß gehen die Verrichtungen der Unterleibsorgane dahin, den irdischen Stoff von außen aufzunehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehalten und die unbrauchbaren fortzuschaffen, aus dem Blute selbst das Übermaaß gewisser materiellen Stoffe durch deren Ab- und Aussonderung zu entfernen und der Erhaltung des Geschlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blutmasse des Körpers wird den Organen des Unterleibes durch die große unmittelbar aus dem Herzen herabsteigende Schlagader (Aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Unterleibe hat einen eigenthümlichen Umlauf, der von der Circulation in andern Theilen des Körpers abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen Darmcanal wieder aufnehmen und zurückführen, vereinigen sich in Einen Stamm, Pfortader genannt. Das Nervensystem des Unterleibes hat gleichfalls seinen eignen merkwürdigen Charakter (s. d. Art. Nerven). Diese Eigenthümlichkeit in dem Blutumlauf und dem Nervensystem des Unterleibes giebt auch den Krankheiten desselben einen besondern Charakter. Zu den Unterleibskrankheiten gehören zwar im Allgemeinen alle die Krankheiten, welche den Umfang des Unterleibs oder die in der Höhle desselben befindlichen Organe betreffen; allein gewöhnlich versteht man darunter besonders gewisse langwierige Kränklichkeiten, welche in der fehlerhaften Beschaffenheit und Function eines der größern und wichtigern Organe des Unterleibes, oder in einer anhaltenden Unregelmäßigkeit des Blutumlaufs, oder in einer dauernden Verstimmung des Nervensystems des Unterleibes ihren Grund haben. Unter den Krankheiten der ersten Classe sind die vorzüglichsten: die Verdauungsbeschwerden (s. d. Art. Verdauung), welche theils in Mangel an Eßlust oder ungewöhnlicher und krankhafter Eßlust, fehlerhafter Absonderung des Magensaftes, Säure und Schärfe im Magen, desgleichen im übrigen Darmcanal, woher langwierige Durchfälle aller Art entstehen, theils in Abnormität der Organe selbst, Verhärtung des Magens, gewöhnlich am Magenmund oder am Ausgang desselben, Verengerung einer Partie der Gedärme, Geschwüre in dem Umfang dieser Theile, bestehen. Auch die Krankheiten der die Verdauung unterstützenden Organe, der Milz, des Pankreas und vorzüglich der Leber, gehören hierher (s. diese Art.). Die zweite Classe der Unterleibskrankheiten beruht auf einem Mißverhältnisse der Thätigkeit des arteriellen und des venösen Blutsystems im Unterleibe, indem der Rückfluß des Blutes nicht in dem Maaße geschieht, als der Zufluß es nöthig machte. Indem nämlich der Zufluß des Blutes nach den Organen des Unterleibs durch die Arterien, namentlich durch die arteria coeliaca ungehindert und unaufhörlich, oft noch durch besondere Reize vermehrt, Statt findet, zugleich aber der Rückfluß des Venenblutes aus dem ganzen Darmcanal, durch die Gekrösvenen, aus der Milz durch die Milzvene, von dem Magen und dem Zwölffingerdarm durch die Kranzvene (vena coronaria) des Magens und die vena duodenalis in die Pfortader langsamer vor sich geht, muß nothwendig eine Anhäufung von Venenblut in den Blutgefäßen der benannten Theile, Druck der aufgetriebenen Adern, Stockung des Blutes in denselben, und dadurch eine Reihe mancherlei krankhafter Zufälle entstehen, von denen besonders die Hämorrhoiden, Blutflüsse aus dem Darmcanal, Blutbrechen, Magenkrämpfe, Milzkrankheiten und Hypochondrie öfters vorkommen. In Rücksicht der Ursache dieser Krankheiten kommt die Leber in besondere Betrachtung, von deren Thätig-

keit hauptsächlich der freie Rückfluß des Venenblutes aus dem Unterleibe abhängt. Denn je lebhafter die Leber ihre Function, die Bereitung der Galle aus dem Venenblute der Pfortader, ausübt, desto schneller ist der Umtrieb dieses Blutes in der Leber, und der Rückfluß aus derselben in die untere Hohlader; je träger hingegen die Function der Leber ist, desto langsamer ist der Verbrauch des Venenblutes aus der Pfortader, desto mehr häuft sich demnach das Blut in den Venen des Unterleibes an. Hierzu kommt dann noch um so öfter eine Krankheit aus der dritten Classe, da Verstimmung des Nervensystems schon an sich störend auf die Function der Leber wirkt, und wiederum jede Abnormität derselben zunächst in einer Abweichung der Herrschaft des Nervensystems über die Function der Leber gegründet seyn muß. Es kann aber auch die Verstimmung des Nervensystems des Unterleibes von dem Nervengeflechte eines andern Organs des Unterleibes, z. B. den weiblichen Sexualorganen, ausgehen, und sich von da über das ganze Nervensystem des Unterleibes ausbreiten. Diese Verstimmung äußert sich vorzüglich durch eine krankhafte Empfindlichkeit, durch eine fehlerhafte Einwirkung (reactio) auf die Organe und daher rührende Irregularität der Functionen, und durch einen stürmischen Übertritt der Nerventhätigkeit aus den Unterleibsnerven bis in die Nerven des Gehirnsystems. Daher die Zufälle, welche unter dem Namen der Hypochondrie, der Hysterie, des Magenkrampfes und der allgemeinen Krämpfe und Convulsionen bekannter sind (s. d. Art.). Bei der **Cur** dieser genannten chronischen **Unterleibskrankheiten** kommt es zuvörderst auf die Erforschung der Ursachen an, welche zum Grunde liegen, und derjenigen Organe oder Systeme, welche ursprünglich angegriffen sind. Bei dem örtlichen Leiden einzelner Organe muß durch specifische Mittel zunächst auf diese gewirkt werden. Bei Stockung des Blutumlaufs im Unterleibe, Anhäufung von Venenblut, daher rührender Anschwellung der Blutadern des Darmcanals, der Milz, des Magens, selbst der Leber, muß besonders eine Erhöhung und Regulirung der Function der Leber zum Ziele genommen werden. Blutverminderung durch Aderlaß allein ist ohne dauerhaften Nutzen; die, welche von der Natur selbst aus den leidenden Blutgefäßen veranstaltet wird (zuweilen periodisch, wie bei manchen Arten von Blutbrechen, besonders aber bei den Hämorrhoiden), ist zwar die zweckmäßigste in Ansehung der Erleichterung der Beschwerden, macht aber den Gebrauch der auf die Ursache wirkenden Heilmittel nicht überflüssig. Die Cur der Krankheiten dritter Classe, nämlich der Unterleibsnervenkrankheiten, muß dahin gerichtet werden, die krankhaft erhöhte Nerventhätigkeit zu beschränken, zu reguliren. Dies geschieht entweder durch unmittelbare und allgemeine Einwirkung auf das Nervensystem des Unterleibes, auf das Gangliensystem, vermittelst magnetischer Einwirkung (s. d. Art. **Magnetismus**), oder durch mittelbare und partielle Erregung einzelner Nervenpartien bestimmter Organe und dadurch Statt findende Ableitung der excedirenden Nerventhätigkeit auf andere Objecte, besonders durch die dadurch bewirkte Erschöpfung derselben in einem Productionsgeschäfte. Die vorgefaßte Meinung, daß diese Krankheiten von Schwäche (Nervenschwäche) herrührten, und daher mit stärkenden Mitteln behandelt werden müßten, gereicht den Kranken zum Verderben, weil nicht Schwäche der Nerventhätigkeit, sondern Exceß und Unregelmäßigkeit derselben und Übermaaß der Empfindlichkeit (Empfänglichkeit für Eindrücke) Statt findet, demnach die stärkenden und sogenannten Ner-

venmittel (krampfstillende Mittel) den Exceß der Nervenmittel vermehren, verlängern, den Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe verstärken, oft entzündlichen Zustand veranlassen. H.

Unterschlächtig, s. Mühlen und Oberschlächtig.

Unterthanen. Der Gang der Geschichte bildete erst Herren und Knechte, ehe Glieder eines vernünftig gebildeten Staates im Lauf der Zeiten hervortraten. Durch diesen Geschichtsgang wurde auch das Wort und der Begriff Unterthan, als der Knecht eines Einzelnen, gebildet, die Zeit aber hat eine Umwandlung desselben bewirkt, und kennt jetzt eigentlich nur einen Unterthan des Staats oder der Staatsgesetze. Nach dem stehenden Rechte giebt es unmittelbare Unterthanen des Regenten, und auch Unterthanen eines Unterthanen. Die fortgeschrittene Civilisation hat aber die Willkühr in dem Verhältnisse zwischen Herrn und Unterthanen aufgehoben, und das Gesetz dazwischen gesetzt, wornach die Verhältnisse nur noch in einer bestimmten Leistung und einem gesetzlichen Gehorsam gegen den Herrn bestehen. Daher Unterthanenpflichten, u. s. w.

Unterwalden, einer der kleinen Cantone Helvetiens, im Mittelpunkte des Landes, ein Hirtenland, das nur 13 Quadratmeilen groß ist und von 21,200 catholischen Einwohnern bewohnt wird. Er gränzt an die Cantone Uri, Schwyz, Luzern und Bern. Nur südlich liegen in seinem Umfange mit ewigem Schnee bedeckte Berge, unter welchen der 10,296 Fuß hohe und bei drei Stunden weit mit Gletschern bedeckte Titlis der merkwürdigste ist; westlich scheidet ihn der Pilatusberg von dem zu Luzern gehörigen Thale Entlebuch. Unterwalden besteht, außer den Bergen und dem Ufer des vier Waldstädtersees, vorzüglich aus zwei Thälern. Der Boden ist reichlich bewässert und enthält, außer dem eben genannten See, der diesen Canton eine große Strecke weit gegen Nordosten bespült, mehrere Seen. Das Clima ist im Ganzen nicht rauh, doch wird kein Getraide-, blos Kartoffelbau getrieben. Wiesen- und Obstbau sind aber bedeutend, und Viehzucht ist der Haupterwerbszweig der Einwohner. Im Sommer werden bei 10,000 Stück Rindvieh auf den Alpen ernährt, und der Unterwaldner Käse ist sehr schmackhaft und gut. Er theilt sich in die beiden durch den Kernwald geschiedenen Hauptheile: Ob und Nid dem Walde, die beide für sich besondere Staaten bilden, eine demokratische Verfassung haben und wechselsweise einen Deputirten zur Tagsatzung senden, und gehört zu den Urcantonen der Schweiz, die 1308 sich die Hand zum ewigen Bunde reichten, zeichnete in den neuesten Zeiten aber sich durch seine Widersetzlichkeit gegen die Staatsreformen aus. Zur Bundesarmee stellt dieser Canton 382 Mann und der Geldbeitrag ist auf 1907 schweizer Franken angesetzt.

Unterwelt. Zwei Vorstellungen sind es, an welche die Idee von einer Unterwelt vorzüglich angeknüpft ist; dies sind die Vorstellung von der Beschaffenheit der Welt und unserer Erde, und die Vorstellung von einer Fortdauer nach dem Tode (s. d. Art. Unsterblichkeit). Natürlich ist die Erde für den in kindlicher Unwissenheit lebenden Menschen noch die ganze Welt. Es lebt, nur was auf ihr athmet; und unter ihr ist dichte Finsterniß. Über ihr ist der Lichtraum, die natürliche Wohnung der Götter. Schon nach der indischen Mythe ist die Tiefe der Finsterniß (Onderah) für die gefallenen Geister als Ort der Strafe bestimmt; aber in ihr schon die Welt, das Universum, zur läuternden Entwickelung bestimmt, und besteht aus 15 Regionen, von welchen die 7 niedrigsten die Regionen

der Strafe, unter der Erde, die achte aber die Erde selbst, die sieben obern der Reinigung aber über der Erde sind. Es ergiebt sich also, daß dieser Begriff der Unterwelt mit der Seelenwanderung zusammenhängt. Bei den Ägyptiern wird die Unterwelt zum Todtenreiche oder Schattenreiche, in welchem Osiris, später Serapis und Isis mit ihren Genien herrschen und Gericht halten, zu welchen Anubis die Seelen leitet und dessen Eingang Wölfe bewachen. Dies findet man auf mehrern Denkmälern abgebildet, z. B. auf einem Sarkophage im brittischen Museum, wo die Wagschale vor Osiris Throne steht. (Man s. Zoega de obelisc. an mehrern Orten.) Der Ort der abgeschiedenen Seelen oder überhaupt der Verstorbenen selbst hieß Amenthes, d. h. der gebende und empfangende. Hier blieben die Seelen, bis sie nach der Priesterlehre von der Seelenwanderung zu Osiris zurückkamen. Diese Vorstellung des Todtenreichs leiten Einige von dem gebräuchlichen Todtengerichte ab, welches bei den Ägyptiern vor dem Begräbniß eines Leichnams gehalten zu werden pflegte (s. d. Art.). Allein nach Anderen war dies späteren Ursprungs. Zur Ausbildung der Vorstellung des Todtenreichs aber wirkte der finstere Charakter der Ägyptier und ihre Religion, so wie die Beschaffenheit ihrer Begräbnisse mit. Letztere zur möglichsten Erhaltung des Körpers, wozu das Mumisiren beitrug, eingerichtet, waren gleichsam Wohnungen der Todten, Todtenkammern (Katakomben) in Steinmassen angelegt, oder erhabene Paläste mit Mahlereien, besonders Hieroglyphen, prächtig ausgeschmückt und gleichsam auf ewige Dauer berechnet und werden in Ober- und Mittelägypten noch häufig gefunden (man sehe die Abbildungen bei Denon). In Unterägypten wurden die Todten auf Kähnen, und von Memphis aus über den See Möris in die Begräbnißkammern gebracht. Die Menge dieser Begräbnisse in gewissen Theilen des Landes vermittelte die Vorstellung von einem solchen Todtenreiche, die sich besonders in Mittel- und Unterägypten ausgebildet zu haben scheint. Vielleicht gründete sich auf die ägyptische Vorstellung von der Unterwelt, über welche man eine interessante Abhandlung von Hammer in dessen Fundgruben des Orients findet, auch die Vorstellung der Hebräer von ihrem Schattenreiche, Scheol genannt. Von den Griechen sagt Diodors von Sicilien (I. 92 und 96) ausdrückliches Zeugniß, daß Orpheus von ihnen die Begriffe von Hades, Elysium und Tartarus entlehnt habe. Unter Tartaros, Erebos, Hades, finden wir bei den Griechen ursprünglich nur überhaupt die Unterwelt, das heißt den dunklen Raum verstanden, der unter der Erdscheibe befindlich ist. Bald ist der Tartaros, auf dem die Erde ruht, ein Sohn des Chaos, (des ursprünglich dunkeln Raums, der unendlichen Leere überhaupt) und Bruder des Erebos, bald als Kerker der Titanen und der Verdammten der tiefste Theil der Unterwelt; aber damit noch nicht Todtenreich. Eben so wird Erebos und Hades (letzterer ist wie der Orcus der Römer eigentlich Person) früher als unterirdischer Raum überhaupt gebraucht, späterhin ist er Aufenthaltsort der Verstorbenen in demselben Schattenreich; nur daß der Aufenthalt der Seligen nach andern Vorstellungen auch an das Ende der Welt auf die Inseln der Seligen (wie bei Hesiod) oder auf eine elysische Flur (wie bei Homer Odyss. 4, 564) gesetzt wird. An einer andern Stelle (Odyss. 10, 507) heißt es: Eine Tagereise weit von der Insel Ääa, am westlichen Ende des Weltstroms Okeanos liegt das dunkle, des Sonnenlichts beraubte Land der Kimmerier. Hier

ist der Eingang zur Wohnung des Aides und an dem Felsen des unterirdischen Eingangs der Pfuhl Acheron, in welchen sich der feurige Pyriphlegethon stürzt und der Cocytus, ein Arm des Styx. In der Unterwelt sitzt Aides mit goldenem Scepter geschmücket, die Gestorbenen richtend; „hier ist die Asphodeloswiese, wo die Seelen zugleich, die Gebild' Ausruhender wohnen," und Gute und Böse ungekannt sind. Nur besondere Lieblinge der Götter wohnen auf einer glücklichen Insel auf der Oberwelt. (Siehe den Aufsatz: Homeros Unterwelt, im Morgenblatte, St. 92 und J. 1817.) Diese Vorstellung wurde mit der Vorstellung von der Erde weiter ausgebildet. Es wurde das Todtenreich nun in die Erde versetzt, und besonders wilde und grauvolle Gegenden der Erde, wo sich der Abgrund derselben zu eröffnen schien, wurden als Eingänge zu derselben betrachtet. Die gewöhnlichste Vorstellung wurde folgende: Rings war das Todtenreich, umflossen vom Styx, und der Eingang zu demselben war nur möglich durch den schlammigen Cocyt. Charon, d. i. der Fährmann, fährt die beerdigten Todten, von Hermes dem Unterirdischen geleitet, hinüber. Am jenseitigen Ufer, wo Charon die Seelen aussetzt, liegt in einer Höhle der schreckliche Cerberus. Dann kommt man auf einen geräumigen Platz, wo der Richter Minos sitzt und entscheidet, welchen Weg die Seele wandeln soll. Nun theilt sich der Weg zu des Aides Palast und zum Elysion, welches zur rechten Seite des Eingangs lag (s. Elysium) und zum Tartaros zur linken, als Ort der Strafe für die Verdammten (s. Tartaros), wo Rhadamanthos thront. In dieser Mythe ist die ägyptische Grundlage klar, und selbst die ägyptischen Namen des Charon, Cerberus, Cocytus, Acheron, weisen darauf hin. In der Nähe von Memphis nämlich war nach Diodor der See Acherusia, der diese Dichtung von dem Höllenflusse und der Wohnung der Abgeschiedenen veranlaßte, denn über denselben wurden die Todten von einem Fährmann, der dafür einen Obolos bekam, zu den Begräbnißplätzen der Ägyptier, den schönen Wiesen, nah an dem Tempel der dunkeln Hekate gefahren, woraus die Dichtung entstand: Charon fahre die abgeschiedenen Seelen zu den schönen Wiesen, ihrem Wohnsitz. Auch verbreiteten die Mysterien ägyptische Vorstellungen von der Unterwelt. Die spätern Ansichten der Philosophen und die Gebilde der Dichter brachten noch mancherlei Modificationen in der Vorstellung der Unterwelt hervor; so wirkte die Vorstellung der Reinigung und Entsühnung, verbunden mit der Idee der Seelenwanderung, daß man eine Wiederkehr der Verstorbenen in die Oberwelt nach gewisser Zeit (wie Platon) annahm.

Unze (a. d. Lat. uncia), ein Gewicht von 2 Loth, ist in Deutschland in den Apotheken und beim Golde gewöhnlich. In den Apotheken und auf den Recepten der Ärzte wird es durch die Abkürzung ℥ bezeichnet. Eine Mark Gold hat 8 Unzen oder 16 Loth. Bei den Römern war die Uncia der zwölfte Theil eines Ganzen, besonders aber des Pfundes. Diese Rechnungsart ist noch jetzt in Italien gewöhnlich; das italienische Pfund hat 12 Unzen oder 24 Loth. — Unze (französisch Once) heißt auch ein zu dem Katzengeschlecht gehörendes Raubthier in Afrika, Ostindien und Persien, das mit dem Panther viel Ähnlichkeit, nur unregelmäßigere Flecken, als dieser hat. Dieses Thier ist sanfter als der Panther und Leopard, läßt sich leicht zahm machen, und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger

führt es hinter sich auf dem Pferde; wenn er das Wild eingeholt hat, läßt er die Unze darauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder greifen und auf das Pferd nehmen läßt.

Upsala, eine Stadt in der Provinz Upland in Schweden, in einer weiten, fruchtbaren Ebene, in frühern Zeiten die ansehnlichste Stadt des Reichs, hat in 580 Häusern gegen 4000 Einwohner. Die Häuser sind größtentheils von Holz, mit Birkenrinde bedeckt, über welche Rasen gelegt wird. Die Domkirche ist ein großes Gebäude, und die ansehnlichste im ganzen Lande. Es sind in derselben die Grabmäler einiger schwedischen Könige und viele andere Monumente, unter denen auch des Ritters Linné Grabmal ist. In dieser Kirche werden die Könige von Schweden gekrönt. Der hiesige Erzbischof ist der einzige in Schweden, und das Oberhaupt der Geistlichkeit oder Primas des Reichs. Die Universität wurde 1477 von dem Reichsvorsteher Sten Sture gestiftet, kam aber in den nachmaligen unruhigen Zeiten wieder sehr in Verfall. König Gustav Adolph, der ihr eine neue Einrichtung gab, viele Freiheiten ertheilte, liegende Gründe schenkte und Stipendien stiftete, ist als ihr zweiter Stifter anzusehen. Auch die Königin Christina vermehrte die Einkünfte der Universität. Unter den Lehrern, welche die Universität gehabt hat, sind Linné und Wallerius die berühmtesten. Sie ist noch jetzt von 1200 Studirenden besucht. In dem von Gustav Adolph (1622) errichteten akademischen Gebäude ist die ansehnliche Universitätsbibliothek, bei welcher gegen 1000 Manuscripte sich befinden, und wo auch die vom König Gustav III. hinterlassenen und, seiner Verordnung gemäß, erst 50 Jahre nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machenden Handschriften verwahrt werden. Die Universität besitzt auch ein Münzcabinet von 11,000 Stück Münzen, eine Sternwarte, eine Mineralien- und Naturaliensammlung, und einen gut eingerichteten, von Linné angelegten botanischen Garten, in welchem König Gustav III. zu Ehren Linnés ein prachtvolles Pantheon hat aufführen lassen, das erst 1805 vollendet worden ist. Es befindet sich in diesem Gebäude das sehr reiche und große Naturaliencabinet. König Friedrich stiftete 1728 die hiesige Societät der Wissenschaften (societas literaria et scientiarum.)

Urakan (französ. Ouragan, engl. Hurricane, deutsch Orkan), ein ausländisches, aus der Sprache der Antillenbewohner in Amerika entlehntes Wort, das den heftigsten und höchsten Grad eines, gemeiniglich im Wirbel sich drehenden, mit Regengüssen, Donner und Blitz, auch wohl mit Erdbeben begleiteten Sturmes anzeigt, der in den Antillen nicht selten ist. Ein solcher Orkan reißt die stärksten Bäume mit den Wurzeln heraus, zertrümmert Wohnungen und verwüstet in wenigen Minuten die schönsten Pflanzungen. Diese Stürme finden nur in der regnerischen Jahreszeit, vom Julius bis October, Statt. Man hat bemerkt, daß sie jedesmal von Nordwest herkommen, und glaubt, daß sie durch das Zusammentreffen des Nord- und Westwindes verursacht werden. So verwüstend auch ihre Wirkung ist, so folgt doch gewöhnlich die größte Fruchtbarkeit darauf.

Ural, ein tartarisches Wort, welches einen **Gürtel** bedeuten soll, ist der Name einer Gebirgskette, welche Europa von Asien scheidet und das russische Reich in zwei große Hälften theilt, wovon die östliche unter dem allgemeinen Namen Sibirien bekannt ist. Das Uralgebirge fängt von dem caspischen Meere und dem Aralsee an, und erstreckt sich durch die ganze Breite des Reichs 300 Meilen weit.

Von demselben breiten sich auf beiden Seiten verschiedene Zweige aus, unter welchen der Obtschi Sirt der vorzüglichste ist. Das Uralgebirge besteht größtentheils aus Granit, Schiefer und Kalkstein, auch aus sandigen Schieferhügeln, in welchen Kupfererze und bei Jekatherinenburg Goldminen vorhanden sind. Eisenerz und Magnet giebt es im Überfluß, so wie auch Bergcrystalle, Agathe, Carniole, Amethyste, Topase, Jaspisse, Chalcedonier und gesprenkelten Marmor. Die Petschora, Kama und die Ural entspringen auf diesem Gebirge. Man kann das Uralgebirge in drei Theile theilen, nämlich in den kirgisischen, den erzreichen und den wüsten, welcher sich bis an das Eismeer erstreckt, und größtentheils unbewohnt und noch unbekannt ist. — Der Fluß Ural, ehemals Jaik, in ältern Zeiten Rhymnus, entspringt aus den uralischen Gebirgen, und fällt, nach einem Laufe von ungefähr 2000 Wersten oder 300 geographischen Meilen, während dessen er mehrere Flüsse aufgenommen hat, in verschiedenen Armen bei Gurjew in das caspische Meer. Er ist zum Theil seicht, aber sehr fischreich, besonders wird in ihm der Stör, aus dessen Rogen der Caviar bereitet wird, gefangen. In der Steppe auf dem rechten Ufer des Urals bis an das caspische Meer, die ungefähr 560 Werste lang und 60 Werste breit ist, wohnen die uralischen Kosacken; das linke Ufer des Urals bewohnen die Kirgisen. Die uralischen, sonst jaikischen Kosacken, die ein Zweig der donischen Kosacken, von diesen aber seit 1708 ganz abgesondert sind, hatten sich schon im Anfange des 15ten Jahrhunderts hier niedergelassen, und blieben ihren Nationalsitten am längsten getreu. Unter ihnen erschien im J. 1772 der bekannte Abenteurer Pugatschew, der sich für den Kaiser Peter III. ausgab, aber seine Rolle nur kurze Zeit spielte (s. d. Art.). Ungeachtet der Theilnahme, welche die uralischen Kosacken an Pugatschews Aufstande gehabt hatten, wurde ihnen doch durch eine Ukase der Kaiserin Catharina II. vom 16ten Jan. 1775 eine allgemeine Amnestie und der Genuß aller ihrer vorherigen Freiheiten bewilligt. Doch wurde der Name Jaik aufgehoben und befohlen, daß der Fluß künftig Ural, und die jaikischen Kosacken die uralischen genannt werden sollten. Sie stellen 20,000 Mann ins Feld. Von den donischen Kosacken unterscheiden sie sich blos durch ihre Kleidung: rothe weite Beinkleider, rothen bis an die Kniee reichenden Rock und rothe sehr spitzige Mützen. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Fischerei; und sie versorgen einen großen Theil des Reiches, auch beide Residenzen mit frischen (gefrornen) und gesalzenen Fischen, Kaviar ꝛc. Auch treiben sie starke Viehzucht und einigen Acker- und Gartenbau. Sie sind wohlhabend; mancher gemeine Kosack hält auf seinem Chutor (Meierei, Viehhof) 2 bis 300 Pferde, eben so viel Hornvieh und noch mehr Schafe. Sie stehen unter einem selbst gewählten, vom Kaiser bestätigten Attaman, halten streng auf alte Sitten und Gebräuche, und gehören zu den sogenannten Roskolnicki oder Altgläubigen.

Uralsk (sonst Jaik, s. d. vor. Art.), der Hauptort der uralischen Kosacken, an der Mündung des Tschagan in den Ural, eine unregelmäßige, in Gestalt eines halben Mondes gebaute Stadt, von ungefähr 3000 hölzernen Häusern, mit 5 steinernen Kirchen, ungefähr 270 Werste von Orenburg entfernt. Der Fluß Ural ist hier breit und hat einige mit Holz bewachsene Inseln, auf denen starke Bienenzucht getrieben wird.

Urania, die Muse der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternenkrone auf dem Haupte, und in einem mit Sternen besä-

ten Gewande, eine Himmelskugel oder eine Leier haltend, vorgestellt. Bisweilen stellt man sie auch mit einem Sehrohr vor, mit welchem sie die Gestirne beobachtet. Oft hat sie auch einen Cirkel und eine Himmelskugel zum Kennzeichen. (S. d. Art. Musen.) — Urania ist auch der Name der himmlischen Venus, oder der reinen geistigen Liebe, im Gegensatze der blos sinnlichen. — Bei den alten griechischen Dichtern heißt eine der Oceaniden oder Meernymphen auch Urania.

Uranium, ein von Klaproth entdecktes Metall, welches in dem grünen Glimmer enthalten ist. Es ist dunkelgrau, weich, spröde und strengflüssig.

Uranus. Nach der Kosmotheogonie der Griechen ging aus dem Chaos (dem unendlichen, leeren Raum) die Gäa (Erde) hervor. Diese erzeugte aus sich selbst den Uranos (Himmel) und mit demselben die Titanen, von denen der jüngste Kronos (die Zeit) hieß. Was nun entstand, um die Bildung der Natur zu vollenden, entstand durch die Umarmungen der Titanen und Titaniden, und die Zeugungen durch Uranos hatten aufgehört. Dies drückte die plastische Sprache des alten Gedichts so aus: die Zeit (Kronos) hat der Zeugungskraft des Uranos ein Ende gemacht, und ihn mit ihrer Sichel entmannt. Über den Planeten dieses Namens s. d. Art Planeten.

Urbanisten, s. Franziscaner.

Urbanität. Man versteht hierunter gewöhnlich feine Lebensart; eigentlich ist es das feine Benehmen in Gesellschaft Anderer, wodurch man alles dasjenige zu vermeiden sucht, wodurch der gebildete Geschmack, oder das Schönheitsgefühl verletzt werden würde. Es ist mithin verschieden von Höflichkeit und Artigkeit; das Gegentheil ist Rusticität. — Der Urbane trägt zwar kein Bedenken, in der Unterhaltung mit Anderen nicht ganz angenehme Gegenstände zu berühren, oder sein Urtheil unbefangen zu äußern, allein er wird dabei immer eine gewisse Achtung gegen die, welchen es gilt, so wie gegen die Anwesenden überhaupt beobachten, und durch die Form seiner Äußerung das Kränkende derselben zu benehmen, oder doch zu mildern suchen. Der Höfliche dagegen vermeidet, der Sitte des Hofes gemäß, alles dasjenige, was nicht angenehm ist und nicht schmeichelt. Das Wort kommt aus dem Lateinischen her, von urbs (die Stadt), und zwar verstand man ausschließlich Rom darunter, als das Wort selbst gebildet wurde; mithin heißt Urbanität wörtlich: das Benehmen, wie es zu Rom Statt fand, insbesondere zur Zeit der Republik. Der Mangel eines einzig Gebietenden und eines Hofes um ihn ließ Höflichkeit nicht aufkommen, sondern die große Freiheit jedes Bürgers war Ursache eines freien, offenen und furchtlosen Benehmens, wie es in monarchischen Staaten nicht Statt finden kann, und da dieses wiederum durch die sittliche und ästhetische Bildung, so wie durch die Achtung der gegenseitigen Rechte gemildert wurde, so bildete sich nach und nach dasjenige Benehmen aus, welches Urbanität genannt wird.

Urchristenthum wollen einige philosophische Bearbeiter der Religions- und Kirchengeschichte im wahren (idealen) Sinne des Wortes zwar die reine Idee der Religion, die dem Stifter des Christenthums selbst vorschwebte und in seiner Lehre, Gesinnung und Handlungsweise verwirklicht war, genannt wissen, gemeiniglich aber bezeichnet man mit diesem Worte die Eigenthümlichkeit der ersten Christengemeinen in der Lehre, Religionsübung, Gesellschaftsverfassung, Sitte und herrschenden Gemüthsstimmung, welche das Gepräge des Geistes der Apostel, die diese Gemeinen gegründet hatten, noch unentstellt an sich trug. Kindliche Einfalt, schlichter, zuversichtlicher

Glaube an die Worte und Thaten Jesu, fromme Begeisterung, strenge Sittlichkeit und festes Zusammenhalten in brüderlicher Liebe waren die Grundzüge dieser Individualität der ersten Christen. Ihnen genügte, treulich anzunehmen, was die heil. Schrift und der Unterricht frommer, mit der gelehrten Bildung und philosophischen Speculation der Weisen ihres Zeitalters meist unbekannter Lehrer ihnen sagte, ohne den Mangel eines wissenschaftlich begründeten Lehrbegriffs und die wenige Bestimmtheit ihres Glaubens in den wichtigsten Dogmen, z. B. von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, von der Moralität der Rechtfertigung des Sünders vor Gott u. s. w., zu empfinden. Dafür war ihre zuverlässige, wenn auch noch keinesweges kritisch gesichtete Erkenntniß des Historischen im Christenthum desto lebendiger und fruchtbarer. Ihr Herz entbrannte in Schauern heiliger Ehrfurcht und Freude bei der Verkündigung des Evangeliums, wie ein immer gegenwärtiger, alles beseelender und allen Gliedern seiner Gemeine innig vertrauter Freund stand der einst gekreuzigte und auferstandene, nun verklärte Heiland vor den Blicken ihres Geistes und mit tiefer Rührung hörten sie die Jünger, die ihn selbst gesehen, betraten sie die Stätten, wo in einer noch nahen Vergangenheit er selbst umhergegangen war und auch für sie gewirkt, gelitten und gesiegt hatte. Nicht in Kirchen, deren die ersten nicht vor dem Anfange des dritten Jahrhunderts gebaut wurden, überhaupt ohne alle Beiwerke äußerer Pracht und Sinnenlust, auch nicht als eigentlichen Gottesdienst, da der heidnische und jüdische Begriff des Cultus dem Urchristenthum fremd war, sondern zur gemeinschaftlichen Erbauung hielten sie ihre Versammlungen in Privathäusern, später, da harte Verfolgungen über sie kamen, auch in Höhlen, Wäldern und unterirdischen Gemächern (Catacomben) meist geheim, oft — aus Furcht entdeckt zu werden — unter dem Schutze der Nacht, mit Gebet, Gesang, Vorlesung heiliger Schriften und auslegender Belehrung) verbanden sie sich zu traulichen Agapen (s. d. Art. Liebesmahle), auf welche die Feier des Abendmahls zum Gedächtnisse des Todes Jesu und zur Befestigung brüderlicher Gemeinschaft folgte, ihnen ein Mysterium, durch Entfernung aller Ungetauften und Uneingeweihten auch äußerlich mit heiligem Dunkel umhüllt. Lebendiges Wasser diente zur Taufe derer, die Aufnahme in die Gemeine Jesu begehrten und ihren Glauben an Vater, Sohn und Geist bekannten. Eine vorläufige Bekanntschaft mit den Hauptwahrheiten des Christenthums wurde bei ihnen vorausgesetzt, weil eben diese sie nur bewogen haben konnte, sich an die äußerlich unscheinbaren, ja bedrängten und verfolgten Christen anzuschließen — das Institut des Catechumenen-Unterrichts kam erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts auf. In stiftungsmäßiger Einfachheit wurden diese Gebräuche begangen, die Innigkeit der Feiernden ersetzte den fehlenden Glanz; von andern später in den christlichen Cultus eingeflochtenen Ceremonien sagt die Geschichte der Kirche des ersten Jahrhunderts nichts erweisliches; die heilkräftige Ölung der Kranken, das Teufelaustreiben und die Pflege der Energumenen (Besessenen, Epileptischen) hatten noch fast allein die Bedeutung einer brüderlichen Hülfe, das Begraben der Leichen in die Erde aber den Zweck der Unterscheidung von den Heiden, die sie verbrannten. Demnächst war in der ältesten apostolischen Gemeine zu Jerusalem zum Zeichen der Einheit im Geist und gegenseitigen Hingebung eine Gütergemeinschaft eingeführt worden, bei der jedes Glied den Ertrag seiner Habe zu einer Gesammtcasse liefern mußte und aus derselben zu Herstellung brüderli-

der Gleichheit nicht mehr als der Ärmste zu seiner Versorgung erhielt. Aber nach nicht gar langer Zeit erkannte man, daß diese von andern Gemeinen nicht nachgeahmte Einrichtung wohl dem engen Vereine Jesu mit seinen Jüngern angemessen gewesen, aber für größere Gesellschaften eher verderblich als heilsam wäre und schaffte sie wieder ab. Eine ähnliche wieder abgekommene Eigenheit der ersten Christen war der Gebrauch des Looses zur Entscheidung in wichtigen Fällen. Für ihre Gesellschaftsverfassung ordneten sie nicht mehr als das Nöthige und dies zum Theil nach dem Muster jüdischer Synagogen an. Die Apostel hatten, so lange sie lebten, ein überwiegendes Ansehen bei den Gemeinen; an ihre Stelle traten Bischöfe und Älteste (Presbyter s. d. Art.), welchen der Vortrag und die Bewahrung der Lehre, die Aufsicht über den religiösen und sittlichen Zustand, letztern insonderheit das Geschäft, in vorkommenden Fällen für die Gemeine zu sprechen und ihre öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, übertragen war. Schon früher verordneten die Apostel das Amt der Diaconen (Helfer) zur Cassenverwaltung und Sorge für gute Ordnung bei den Versammlungen, für Pflege der Kranken und Armen und die Diaconissen zu gleichen Diensten bei dem weiblichen Theile der Gemeine. Einen eigenen Priesterstand machten diese Gesellschaftspersonen nicht aus, da die heidnische und jüdische Priesteridee erst später in die christliche Kirche einschlich; daher fand auch noch keine eigentliche Hierarchie Statt, denn die Gemeinen regierten sich unter Berathung dieser Vorsteher selbst. Jede Gemeine bestand für sich unabhängig von den übrigen; nur durch das Band eines Glaubens und einer Liebe, durch wechselseitige Mittheilungen und Begrüßungen, die abgesandte oder reisende Glieder gelegentlich überbrachten, durch den Eifer, einander in Fällen der Noth mit reichlichen Gaben zu unterstützen, hingen die einzelnen Gesellschaften der Christen an verschiedenen Orten mit einander zusammen. Damit vertrug sich manche, durch die abweichenden Individualitäten und Ansichten der ersten Stifter und Lehrer veranlaßte Verschiedenheit in den Meinungen dieser einzelnen Kirchen. Die Christen aus dem Judenthume hielten noch viel auf Mosaische Gebräuche und jüdische Sitten, ihr Gewissen wollte ihnen nicht erlauben, die Beschneidung, die Sabbathsfeier, die Vermeidung des Genusses erstickter Thiere und jene Fasten und Reinigungen zu unterlassen, an die das Judenthum sie gewöhnt hatte. Dagegen war den Christen aus dem Heidenthume vom Apostel Paulus, der die meisten gewonnen hatte, eben so wenig etwas von den Gebräuchen des Mosaismus aufgenöthigt, als die Fortsetzung des Verkehrs mit den Heiden und der Theilnahme an ihren Opfermahlen gestattet worden, und nur, um Zwietracht zu verhüten, legte ihnen ein Beschluß der sogenannten ersten Kirchenversammlung, die die Apostel mit den Ältesten zu Jerusalem um das Jahr 50 wegen solcher Verschiedenheiten hielten, die Pflicht auf, sich wie die Judenchristen des Blutes erstickter Thiere zu enthalten. Ob nun gleich hier durch gemeinschaftliche Übereinkunft für gegenseitige Nachgiebigkeit in unschädlichen Dingen entschieden worden war, sonderten sich doch um die Zeit der Zerstörung Jerusalems einzelne Haufen strenger Eiferer für das Mosaische Gesetz unter den Christen in Palästina von der Gemeinschaft mit den übrigen ab und bildeten die wenig bedeutend gewordene Secte der Nazarener, während die Mehrzahl der christlichen Gemeinen, durch die Gewaltthätigkeiten der Juden empört, sich von den Resten Mosaischer Gebräuche in ihrer Sitte und Lebens-

art immer mehr frei machten. Ungeachtet dieser Annäherung kam es aber noch keinesweges zwischen den einzelnen Gemeinen in verschiedenen Gegenden zu einer völligen Übereinstimmung, die erst seit der Mitte des zweiten Jahrh. durch die Diöcesan- und Metropolitanverfassung vorbereitet, und nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte durch die Macht eines kirchlichen Universalmonarchen, von der das Urchristenthum keine Ahnung hatte, erzwungen werden konnte. So wenig nun das Urchristenthum von Glanz und Macht umgeben war, überstrahlte es doch die Volksreligionen seines Zeitalters durch die innere sittliche Würde seiner Bekenner. Die Gemeinen hielten es für heilige Pflicht, über die untadeliche Reinheit der Sitten ihrer Glieder zu wachen; Irrende wurden ermahnt, Frevler erst vom Abendmahle, dann von den Andachtsversammlungen und aller Gemeinschaft ausgeschlossen, und nur nach starken Proben der Buße wieder aufgenommen. Dieses Befugniß des Bannes oder der Excommunication übten die Gemeinen im Ganzen aus, ohne ihren Bischöfen und Presbytern als Aufsehern über die Kirchenzucht mehr zu verstatten, als eine berathende Stimme. Denn noch war der Geist Jesu Allen gemein, seine wundervollen Gaben und Kräfte (vergl. d. Art. heiliger Geist) wirkten nicht blos in den Lehrern, sondern in jedem Gliede der Gemeine, das durch Glauben und geistige Anlage, wie durch eignen Eifer dazu geschickt war. Was man auch von den Wunderthaten, die den ersten Christen nachgerühmt werden; von den außerordentlichen Wirkungen, die sie durch Gebet und Auflegen ihrer Hände zur Genesung der Kranken und zur Ausrüstung der Schwachen mit neuen Geisteskräften hervorbrachten, urtheilen mag; bewundernswürdig wird man immer die reine Gewissenhaftigkeit, die freudige Selbstverläugnung finden, womit sie sich ganz der Sache Jesu widmeten, die hohe moralische Kraft, womit sie die Rohheit und Verderbniß ihrer Zeit von sich abhielten und in ihren Sitten das Muster wahrer Humanität darstellten, die fromme Gottergebenheit endlich, mit der sie ihr Glück nur darin suchten, Christo anzugehören und den Willen seines himmlischen Vaters zu thun. Nirgend haben sich zugleich so viele und so schöne Züge heroischer Tugend, muthiger Verachtung des Todes und aller Güter und Freuden, aller Kränkungen und Feindseligkeiten der Welt, aufopfernder Bruderliebe und Wohlthätigkeit, schonender Sanftmuth und fester Vereinigung gegen Gefahren, zuversichtlichen Glaubens und unerschütterlicher Treue gegen die erkannte Wahrheit (vergl. d. Art. Märtyrer) hervorgethan, als bei den ersten Christen, gerade unter den härtesten Drangsalen, mit denen sie wegen ihrer Religion zu kämpfen hatten. Noch mehr als der Ruf von Wunderwerken und neuen Lehren war es dieser innere sittliche Werth und fromme Heldensinn, was ihnen bei aller scheinbaren Niedrigkeit (sie gehörten meist den untern Volksclassen an) und wirklichen Armseligkeit ihres Zustandes doch so zahlreichen Zuwachs neuer Glieder aus gut gesinnten Juden und aufgeklärten Heiden verschaffte. Freilich hatte auf diese erhabne Gesinnung und tiefe Religiosität, nächst dem reinen Geiste des Evangeliums selbst, die unter den ersten Christen gangbare, durch ihre Lehrer, besonders durch die Offenbarung Johannis (s. d. Art. Apokalypse) genährte zuversichtliche Aussicht auf eine nahe, zugleich schrecklich majestätische und hoch erfreuliche Wiederkunft Jesu zur Aufrichtung seines Reiches überwiegenden Einfluß. Der hauptsächlich durch diese Vorstellung angefachte Enthusiasmus erhielt sich über die Periode des ersten Jahrhunderts

der christlichen Kirche, auf welche der Begriff und die hier angegebenen Merkmale des Urchristenthums eigentlich nur passen, hinaus; aber er verlor später viel von seiner Lauterkeit und Fruchtbarkeit; und die folgenden Jahrhunderte haben auf diese Periode, als auf ein goldenes Zeitalter ursprünglicher Echtheit und Blüthe des Christenthums, oft mit Beschämung über das Verderben der anwachsenden Kirche zurückgeblickt; die meisten der Secten, die sich der römischen Hierarchie entgegensetzten, gingen darauf aus, in ihren bedrängten Gemeinen jene apostolische Einfalt der Lehre, Verfassung und Sitte wiederherzustellen. In einem historisch erweislichen Zusammenhange hat sich die Idee dieser Erneuerung des Urchristenthums von den Waldensern bis auf die evangelische Brüdergemeine (s. d. Art.) fortgepflanzt und die Einrichtungen begründet, die noch jetzt als Nachbilder der ersten Liebe und Frömmigkeit bewundert werden. Doch wird sich jener Geist der ersten Christen immer nur da erneuern, wo man das Christenthum nicht, wie wir, die wir in der Kindheit getauft und von Christen erzogen, gar kein Verdienst bei unsrer Anschließung an die Sache Jesu haben, blos als eine Gabe des Glücks und durch Gewöhnung empfängt, sondern eben wie die ersten Christen als ein ganz neues, sonst nie empfundenes und schwer zu behauptendes Heil aus eigner Bewegung ergreift und gegen eine Welt voll Hindernisse zu vertheidigen hat. E.

Urgebirge, s. Gebirge.

Urgicht, s. Tortur.

Uri, einer der Cantone Helvetiens, von den Cantonen Schwyz, Glarus, Graubündten, Tessin, Wallis, Bern und Unterwalden umgeben, der classische Boden Helvetiens, die Heimath Wilhelm Tells und das Land, wo noch alles an die ersten Hochthaten der Eidgenossen erinnert. Er schloß 1303 mit Schwyz und Unterwalden den zehnjährigen Bund, der 1315 in den ewigen verwandelt wurde, und hat seitdem unter mancherlei Stürmen seine rein demokratische Verfassung zu behaupten gewußt. Sein Flächeninhalt, an 24 Quadratmeilen, besteht nur aus Bergen und Thälern, ja man kann ihn ein langes Thal mit vielen Nebenthälern nennen, welches am Vierwaldstädtersee beginnt und der Reuß nach, die alle Gewässer der Seitenthäler aufnimmt, aufwärts, bis an die Höhe des Gotthardsüberganges eilf Stunden lang sich erstreckt, rings umgeben von hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen, unter welchen gegen Abend der Titlis, gegen Morgen der Tödi, Krispalt, und gegen Mittag die Spitzen des 9944 Fuß hohen Gotthards sich befinden. Von den Seitenthälern ist das Schächenthal bei Altorf das größte. Der fruchtbarste Landstrich ist die Ebene von Altorf bis Amsteg, Reußthal genannt. Die Einwohner, 14,000 an der Zahl, sind ein armes gutmüthiges Hirtenvolk, von deutschem Stamme, das sich zur catholischen Religion bekennt. Es wird nur wenig Getraide gebaut, aber gutes Obst gedeiht, und die herrlichsten Nußbäume umgeben die tiefer gelegenen Dörfer. Viehzucht ist der Haupterwerbszweig der Urner, indem ihre Alpen im Sommer bei 10,000 Stück Rindvieh ernähren. Der von ihnen bereitete Käse wird sehr geschätzt. Überdies giebt der starke Gebrauch der Gotthardsstraße viel Verdienst. Diese Hauptstraße aus Helvetien nach Italien wird jährlich von mehr als 15,000 Menschen besucht und beträgt von Altorf bis Airolo vierzehn Stunden. Von Amsteg bis Airolo ist sie größtentheils mit Granitplatten gepflastert. Die höchste Gewalt steht bei der Landesgemeinde,

wozu jeder Bürger über 20 Jahren Zutritt hat, die vollziehende Gewalt übt der Landrath aus. Städte finden sich hier nicht; der Hauptflecken und Sitz der Regierung heißt Altorf. Zur Bundesarmee stellt dieser Canton 602 Mann; der Geldbetrag ist auf 3012 schweizer Franken angesetzt.

Urin, die Flüssigkeit, welche in lebenden thierischen Körpern von besondern Organen aus dem Blute abgesondert und aus dem Körper entfernt wird, welches letztere bei verschiedenen Thierclassen (den vollkommnern und dem Menschen) durch eigens dazu bestimmte Theile geschieht. Es sammelt sich daher die in den Nieren (s. d. Art.) bereitete Flüssigkeit in einem häutigen Sacke, die Urinblase genannt, und wird aus dieser durch die Harnröhre ausgeleert. Der Urin besteht seinen Hauptbestandtheilen nach aus einer großen Menge Wasser, in welchem der eigenthümliche Hornstoff (Urée), phosphorsaurer Kalk, phosphorsaures Natron, phosphorsaures Ammoniak und etwas Extractivstoff sich aufgelös't befinden. Da alle diese in dem Urin befindlichen Theile hauptsächlich den Stickstoff in verschiedenen Verhältnissen enthalten, so macht dies die Meinung wahrscheinlich, daß die Absonderung des Urins die Bestimmung habe, den Körper von dem Überflusse dieses Stoffes zu befreien. Krankheiten verändern die Beschaffenheit des Urins auffallend, besonders die allgemeinen Krankheiten des Blutsystems, die Fieber, indem die Heilkraft der Natur auf diesem Wege die schadhaften Stoffe zugleich mit entfernt, die Gelbsucht, die eigenthümlichen Krankheiten der Urinwerkzeuge, der Nieren und der Blase, daher zuweilen der Abgang eines blutigen Urins, die Harnruhr, (der Abgang einer unverhältnismäßig großen Menge Urins) u. a. m.

Urkunde heißt ursprünglich jedes Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrhaftigkeit einer Sache oder Handlung; daher kunden und urkunden, Zeugniß geben. Insbesondere jedes geschriebene Zeugniß; daher Urkunden von einer Sache, geschriebene Zeugnisse. In dieser letztern Bedeutuug heißen alle Diplome Urkunden (s. d. Art. Diplom und Diplomatik).

Urlaub, überhaupt die Erlaubniß; in engerer Bedeutung die von einem Vorgesetzten erhaltne Erlaubniß, sich auf einige Zeit zu entfernen. Besonders gebraucht man es von der den Soldaten gegebenen Erlaubniß, sich auf eine gewisse Zeit aus ihrem Standorte entfernen, sich in die Heimath begeben zu dürfen. Bestimmter und unbestimmter Urlaub, d. h. wo der Tag des Wiederkommens bestimmt ausgedrückt ist, oder noch zu bestimmen vorbehalten wird.

Urne, ein rundes Gefäß von gefälliger Form, welches bei den Alten dazu diente, die Asche der verbrannten Todten aufzubewahren. Diese Urnen wurden in den Grüften oder Grabgewölben in Seitennischen beigesetzt, oder auch an Sarkophagen angebracht, und waren von verschiedener Größe, bald von Marmor, bald von Erz. Dann nannte man Urne auch jedes andere so gestaltete Gefäß, daher Thränenkrüge oder Urnen, kleine Gefäße von Thon oder Glas, worin man die für verstorbene Verwandte vergossenen Thränen sammelte und aufbewahrte; Urnen, woraus die Nymphen und Flußgötter Wasser strömen lassen; Urnen, worin man z. B. bei Wahlen und andern Abstimmungen die Kugeln sammelt. Auf unsern Grabmälern werden die Urnen häufig angebracht, und sind durch Mannichfaltigkeit und gefällige Form ein Hülfsmittel zur Verschönerung. Von

den Urnen der Alten hat Montfaucon in einem eigenen prächtigen Werke zahlreiche Abbildungen geliefert.

Urphede soll, nach Adelung, Urfehde geschrieben werden, und aus den Worten Fehde, Krieg, thätliche Feindschaft, und ur, so viel als un, zusammengesetzt seyn; Urfehde würde also so viel bedeuten, als Unterlassung aller Fehde. Es ist ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort, und bedeutet ein eidliches Versprechen, sich wegen einer erlittenen Beleidigung, besonders wegen ausgestandenen Verhaftes nicht rächen zu wollen. Urphede ist also der Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich zu rächen. In diesem Sinne sagt man, daß einer die Urphede geschworen habe. Die Gewohnheit scheint noch aus den Zeiten des Faustrechts und der damals so üblichen Selbstrache herzurühren.

Urproduction, in der Staatswirthschaft, ist derjenige Zweig der Werthschaffung, welcher dem Urstoffe Güter entlockt und dieselben in ihrer ersten Gestalt dem Genusse darbietet, Urstoff aber ist die ganze Natur, welche Genußmittel zu liefern fähig ist, also 1. die Erdfläche, 2. das Wasser, 3. die freien Landthiere und 4. der Schooß der Erde. Mit der ersten beschäftigt sich die Landwirthschaft (Feldbau, Viehzucht, Gartenbau, Forstwirthschaft), mit dem zweiten die Fischerei, mit den dritten die Jagd und mit dem vierten der Bergbau. Unter diesen verschiedenen Zweigen der Urproduction steht die Landwirthschaft oben an, denn hier gattet sich die Kraft des Menschen unmittelbar mit dem Segen der Natur, hier verbindet sich sein Fleiß unmittelbar mit der Wirksamkeit der Elemente; daher wird auch häufig unter Urproduction im engern Sinne die Landwirthschaft allein verstanden. Dieser Gattung der Production gebührt schon darum der Vorzug vor allen übrigen, weil sie es ist, welche der industriellen Production erst den Stoff zur Bearbeitung liefert und dem Handel die ergiebigste Quelle der Thätigkeit öffnet. Nur da, wo Urproducte in gehöriger Menge hervorgebracht werden, können dauernde, gegen Unfälle gesicherte, von fremder Production unabhängige Fabriken und Manufacturen entstehen und blühen, und diese sind es wieder, welche die Urproduction durch einen erhöhten Absatz beleben, während sie die Nationalglieder, deren der Ackerbau zu entbehren vermag, nützlich beschäftigen. Die Urproduction ist daher die Basis, welche dem Kunstfleiße, wo nicht nothwendig unterliegt, und nicht überall unterliegen kann, doch am sichersten zur Grundlage dient und eben darum ganz vorzüglich vom Staate befördert zu werden verdient. Dennoch sieht man gewöhnlich die Regierungen den entgegengesetzten Weg einschlagen, Fabrikwesen erkünsteln, städtisches Gewerbe auf Kosten des Landbaus begünstigen, Blut in Strömen für den Gewinn des Handels vergießen, und so Wirkung für Ursache wähnend, diejenigen Glieder zuerst ergreifen, mit denen die Kette des Nationalgewerbes am natürlichsten endet. Auf dreifache Weise kann von oben herab die Erhöhung der Urproduction befördert werden, nämlich: 1. durch Vermehrung des Urstoffs. Streng genommen kann zwar der Urstoff nicht vermehrt werden, denn der Erdball ist weder zu vergrößern noch zu vermindern; aber große Landstrecken werden der Production entzogen durch Seen und Gewässer, durch nutzlose Pflanzen, welche den Boden bedecken; die Befreiung der productiven Erdfläche von diesen Hinder-

nissen, das Austrocknen der Seen und Moore, die Ausrottung von Wäldern, die Vertheilung schlecht benutzter Gemeinheiten kann man daher mit Recht Gewinnung neuen Urstoffs nennen. 2. Durch Verbesserung des Urstoffs mittelst Benutzung und Anwendung der in der Landwirthschaft gemachten neuen Entdeckungen und Erfahrungen, mittelst Entfeßlung des Ackerbaus von den zahllosen, ihn niederdrückenden, Lasten, den Überbleibseln eines rohen Zeitalters. 3. Durch Erleichterung des Absatzes der Urproducte, mittelst Entfernung aller demselben in Wege stehenden Hindernisse. In der Staatswirthschaft werden die Mittel gelehrt, welche von Seiten der Verwaltungsbehörden anzuwenden sind, um den Urstoff zur höchstmöglichen Production zu bringen und alle dazu erfoderliche werthschaffende Kraft in Bewegung und Thätigkeit us setzen. Mit den Fortschritten jener Wissenschaft und ihrer größern Verbreitung unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, und namentlich unter den öffentlichen Beamten, welche das Staatsruder lenken, steht daher die Vervollkommnung und Erweiterung dieses Hauptzweigs der Werthschaffung in genauester und unmittelbarster Verbindung. (Siehe Staatswirthschaft.) KM.

Ursache, oft gleichbedeutend mit Grund, Quelle, ist eine frühere Ursache, welche macht, daß eine andere ihr gemäß erfolgt, und so geschieht, wie sie geschieht, z. B. Krankheit ist Ursache des Todes. Die zweite Sache ist Folge, Wirkung. Der Begriff der Ursache ist ein Stammbegriff des reinen Verstandes, ohne welchen wir nicht hypothetisch, ja auch nicht assertorisch urtheilen können, und er drückt ein Verhältniß unter Dingen aus, keineswegs ein Erkenntniß des Wesens derselben. Wenn wir unter der Ursache die Bedingung von dem, was geschieht, verstehen, so muß alles, wovon die Erfahrung lehrt, daß es geschieht, eine Ursache haben. Leucipp soll zuerst mit dem großen Satz: nichts ohne Ursache und Grund, aufgetreten seyn. Plato aber stellte den großen Grundsatz: was geschieht, muß eine Ursache haben, dessen sich die Vorgänger unerkannt bedienten, wahrscheinlich zuerst als einen unumstößlichen deutlich auf. Kant beschränkt diesen Satz der Causalität auf das Gebiet der Erfahrung. (S. d. Art. Causalität.)

Ursprache. Wenn man die Sprache überhaupt als eine menschliche Erfindung, d. h. als ein allmählig nach Maaßgabe des Bedürfnisses und der Cultur entstandenes Erzeugniß des menschlichen Geistes und der menschlichen Sprachwerkzeuge betrachtet, so kann die erste Sprache nur aus wenigen, sehr einfachen und sehr unvollkommen articulirten Tönen bestanden haben. Will man nun dies die Ursprache des menschlichen Geschlechts nennen, so versteht es sich von selbst, daß keine von den uns bekannten, todten oder lebenden, Sprachen jene ursprüngliche Sprache seyn könne. Denn alle diese Sprachen sind schon viel zu reich und gebildet, so unvollkommen sie auch übrigens seyn mögen. Wie die Menschen mehr und besser sprechen lernten, so verlor sich auch jene erste rohe Sprache, die wir jetzt, wenn wir sie irgendwo vernähmen, kaum für eine Sprache anerkennen würden. Wenn man aber die Sprache für ein göttliches Geschenk, d. h. für einen, den ersten Menschen gleich angeschaffenen oder von Gott als Lehrmeister mitgetheilten Inbegriff von Worten und Wortformen hält, so hätten freilich die ersten Menschen bereits eine fertige, wenn auch noch nicht sehr reiche und gebildete, Sprache geredet. Da aber die Annahme einer solchen

Ursprache auf ganz willkührlichen, sowohl unphilosophischen als unhistorischen, Voraussetzungen beruht, so ist es auch ganz thöricht, zu fragen, welches diese Ursprache gewesen. Ältere Theologen hielten die hebräische dafür, weil das alte Testament Gott in dieser Sprache reden läßt. Wie ungereimt dies Argument sey, bedarf keines Beweises.

Urstoffe, s. Elemente.

Ursulinerinnen sind Nonnen der h. Ursula, die von der h. Angela zu Brescia 1537 zuerst ohne Clausur als eine Schwesterschaft zur Übung der christlichen Liebe gestiftet wurden und später zu 12 Congregationen anwuchsen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit blieben. Dieser Orden folgt der Regel des h. Augustinus, steht unter den Bischöfen und beschäftigt sich lediglich mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein besonderes Gelübde verpflichtet ist. Die Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Er zählte im 18ten Jahrh. über 350 Klöster und die Regierungen haben ihn wegen seiner Gemeinnützigkeit bis jetzt bestehen lassen. E.

Urtheil, im allgemeinen Sinne, ist die auf Wahrnehmung und Nachdenken gegründete Erkenntniß von der Beschaffenheit einer Sache; wie auch der auf solcher Erkenntniß beruhende Ausspruch über dieselbe; daher wahres und falsches, je nachdem die Umstände richtig erkannt, verbunden und daraus gefolgert worden. In der Logik die in dem Verstande gegründete Bestimmung des Verhältnisses unserer Vorstellungen, mithin Verbindung oder Trennung von Begriffen. Analytische (zergliedernde) Urtheile sind solche, in welchen, was in dem einen Begriffe (Subjectbegriffe) liegt, nur ausgesprochen wird; synthetische solche, in welchen man einen Begriff mit einem andern, der nicht als in ihm enthalten durch bloßes Nachdenken erkannt wird, verbindet. In juristischer Bedeutung der entscheidende Ausspruch eines Richters über eine streitige Sache; daher ein Urtheilsspruch, ein Urtheil fällen. Ein motivirtes Urtheil ist dann ein solches, wobei die Gründe (Motive), wornach oder woraus gefolgert worden ist, angeführt sind. — Geschmacksurtheil, der Ausspruch des ästhetischen Vermögens (des Geschmackes) über einen ästhetischen Gegenstand. Da bei diesem Urtheil mehr das Gefühl in Anspruch genommen wird, so erklärt sich dadurch die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile, die alles Entscheiden in Sachen des Geschmacks so schwierig machen.

Urtheilskraft (judicium) ist die zweite Handlungsweise des Verstandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verstand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere, und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen. Das Gesetz z. B. ist das Allgemeine, der dem Richter vorgelegte Fall das Besondere, von dem er entscheiden muß, ob er unter diesem Allgemeinen begriffen sey oder nicht. Der Verstand ist zwar einer Belehrung durch Regeln fähig, Urtheilskraft aber, d. i. das Vermögen, das Besondere, in so fern es ein Fall der Regel ist, aufzufinden, und sich der Regeln richtig zu bedienen, kann nur durch eigene Übung vervollkommnet werden. Daher auch die Urtheilskraft das Specifische

des sogenannten Mutterwitzes, dessen Mangel keine Schule ersetzen kann, deren Wachsthum Reife und derjenige Verstand heißt, der nicht vor den Jahren kommt. Ein großer Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. — Beispiele haben den großen Nutzen, daß sie die Urtheilskraft schärfen. Was aber die Richtigkeit und Präcision der Verstandeseinsicht betrifft, so thun allzuhäufige Beispiele derselben einigen Abbruch, weil sie nur selten die Bedingung der Regel adäquat erfüllen. Überdies schwächen dieselben auch oft die Fähigkeit des Verstandes, Regeln im Allgemeinen einzusehen. Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist gescheit. — Kant hat eine eigene „Kritik der Urtheils" (2te Aufl. Berlin 1793) geschrieben. In dieser untersucht er, ob das Vermögen der Urtheilskraft, das in der Ordnung unserer intellectuellen Erkenntnißvermögen zwischen dem Verstande und der Vernunft ein Mittelglied oder den Verband zwischen beiden ausmache, nicht auch für sich, wie nach der Analogie schon zu vermuthen ist, wenigstens subjective Principien a priori habe, die nämlich aus diesem Vermögen entspringen und in ihm seinen Boden haben. Er untersucht in dieser Kritik ferner, ob diese Principien a priori constitutiv oder blos regulativ sind, und ob die Urtheilskraft nicht etwa mit einer andern Ordnung unserer Vorstellungskräfte in Verbindung zu bringen sey, nämlich dem Gefühl der Lust und Unlust die Regel a priori gebe. Die Kritik der Urtheilskraft beschäftigt sich nun mit diesen Principien a priori, welche aus der Urtheilskraft entspringen, und welche dem Gefühl der Lust und Unlust die Regel geben.

Urversammlungen (assemblées primaires). Eine der ersten und wichtigsten Verfügungen der ersten oder constituirenden Nationalversammlung beim Anfange der Revolution in Frankreich (1789) war eine neue geographische Eintheilung des ganzen Landes. Anstatt der bis dahin gewöhnlich gewesenen Statthalterschaften (gouvernements généraux) wurde ganz Frankreich in 83 Departements eingetheilt, die von Flüssen, Bergen oder Wäldern ihren Namen erhielten, und deren Anzahl in der Folge durch die gemachten Eroberungen sehr vermehrt wurde. So schnell auch diese neue Eintheilung zu Stande kam, so ist sie doch bisher immer beibehalten worden, auch nachdem fast alles Andere, was jene erste Nationalversammlung gethan hatte, untergegangen ist. Diese Departements wurden wieder in Kreise (arrondissements) und Bezirke (cantons) getheilt. Nach der Constitution hatte jeder Activbürger, d. h. jeder, der seinen Antheil zu den öffentlichen Staatslasten entrichtete, das Recht, mittelbar seine Stimme bei der Wahl obrigkeitlicher Personen oder Conventsdeputirter zu geben. Es wurden deswegen in den Cantons und Arrondissements Wahlversammlungen angestellt, in welchen die Activbürger gewisse Wahlmänner (électeurs) ernannten, welche sodann die zu den ledigen Stellen vorzuschlagenden Candidaten wählten. Diese Versammlungen für die Ernennung der Wahlmänner hießen assemblées primaires, Urversammlungen, weil sie gleichsam die Grundlage der nachherigen Wahlen ausmachten. Bei der Einrichtung dieser Primair- oder Urversammlungen ging die Nationalversammlung von der Idee aus, daß jeder Bürger des Staats sich als durch einen andern repräsentirt sollte ansehen können. Dieser Zweck konnte freilich nicht besser als durch die kleinern Urversammlungen und die von diesen ausgesonderten Wahlmänner bewirkt

werden, und es dürfte wohl nicht leicht möglich seyn, diese Einrichtung wieder aufzuheben. Nur beging die Nationalversammlung darin einen Fehler, daß sie das Stimmrecht in den Urversammlungen nicht auf den Besitz von Grundstücken einschränkte, sondern auf den geringen Beitrag von drei Livres zu den Contributionen ausdehnte. Die Einrichtung der Versammlungen der Wahlmänner, oder der Wahlcollegien (collèges électoraux) ist in der Folge anders organisirt worden. Die Präsidenten derselben waren unter Napoleons Regierung auf Lebenszeit ernannt. Unter dem Könige sind diese Präsidenten für die Wahlen neuer Deputirten bisher jedesmal besonders ernannt worden.

Uso (ital.), eigentlich Gebrauch, Gewohnheit, wird in Wechselgeschäften gebraucht, und bedeutet die Nachsichtszeit, welche demjenigen, auf den ein Wechsel gezogen worden, zur Zahlung desselben, nach Sicht (oder Ansicht des Wechsels) gestattet ist. Dieser Uso oder Nachsichtsfrist ist nicht überall einerlei, auch bisweilen an einem und demselben Orte, nach der Entfernung der Länder, aus welchen die Wechsel eingehen, verschieden. So ist z. B. in Amsterdam der Uso für die Wechsel aus Deutschland und der Schweiz vierzehn Tage nach Sicht, aus Italien, Spanien und Portugal zwei Monate, aus den übrigen Ländern einen Monat nach Dato des Briefes. In London sind diese Fristen noch länger, und für die Wechsel aus Deutschland ist der Uso ein Monat. Außer diesem sind noch an beiden Orten Respecttage, in London drei, in Amsterdam sechs, die nach dem Verfalltage des Wechsels anfangen. In Leipzig ist der Uso durchgehends vierzehn Tage nach der Acceptirung des Wechsels; Respecttage finden hier nicht Statt.

Usufructus, s. Nießbrauch.

Usurpator (von d. Lat. usurpare), wird derjenige genannt, der auf widerrechtliche Weise die Staatsgewalt, einen Thron oder sonst fremdes Eigenthum an sich reißt, mehr unter dem Scheine irgend eines Rechtsgrundes, als aus offener Raubsucht. Der Lauf der Zeit gestaltet die erste Usurpation zu einem rechtlichen Verhältnisse; denn alle Machthaber haben entweder durch Entfernung ihrer Vorfahren oder durch allmählige Zueignung der Staatsgewalt ihre Thronen erbaut. Die neueste Zeit hat nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron das Princip der Legitimität der Usurpation scharf entgegengesetzt, und die Ausbildung dieses Princips ist der eigentliche Gegenstand und Inhalt der jetzigen Staatsgeschichte.

Uterus, der Fruchthälter, dasjenige Organ im thierischen weiblichen Körper, welches die Frucht enthält bis zur völligen Reife. (S. Geschlecht u. s. w.)

Utica, eine berühmte uralte phönicische Pflanzstadt an der Küste von Nordafrika, unabhängig von Carthago, doch mit ihm verbunden. Eine besondere Merkwürdigkeit erhielt sie durch den Selbstmord des jüngern Cato, der selbst nach ihr benannt wird. (S. Cato.)

Utopien (aus dem Griech.), Nirgendwo, ein Land, das nicht wirklich existirt. Der berühmte Thomas Morus schrieb einen politischen Roman Utopia, in welchem er das Ideal eines vollkommnen Freistaates aufstellte, wie er aber freilich nirgends anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts der kaiserlich österreichische General Schrebelin eine moralisch-

satirische Landkarte unter dem Namen: Tabula Utopiae oder Schlaraffenland. Utopien und Schlaraffenland sind also gleichbedeutende Namen eines blos idealischen Landes, dessen Einwohner vollkommen glücklich sind.

Ut, Re, Mi, etc. Ut heißt in der Musik die erste der sogenannten Guidonischen Sylben, womit man noch gegenwärtig in Frankreich und Italien die Töne der diatonischen Tonleiter (d. h. einer Stufenfolge von fünf ganzen und zwei großen halben Tönen) bezeichnet. — Guido d'Arezzo nämlich, ein Benedictinermönch und nachmaliger Abt zu Avellana, aus Arezzo gebürtig, im eilften Jahrhundert, machte sich besonders durch seine Unterrichtsmethode im Gesange und andere bedeutende Verbesserungen der damaligen Musik sehr verdient. Er theilte den Umfang der damals üblichen Töne, statt der griechischen Tetrachorde (eine Folge von vier zu vier Tönen), in Hexachorde (eine Folge von sechs Tönen), von denen das erste von C, das zweite von F, das dritte von G ausging, und welche Hexachorde den ganzen Umfang (was die Griechen ein Diagramma nannten) aller damals üblichen diatonischen Töne enthielten. Jedes seiner Hexachorde enthielt sechs diatonische Töne, die er (vermuthlich um seine Schüler im Gesange, in der Aussprache der Vocale zu üben) mit den Anfangssylben der halben Verse einer Hymne an Johannes den Täufer benannte, welche sich also anfing:

Ut queant laxis *Re*sonare fibris
Mi ra gestorum *Fa*muli tuorum
Sol ve polluti *La* bii reatam
Sancte Johannes.

Hierdurch nun entstand die Benennung der sechs diatonischen Töne:

c d e f g a

durch die Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, welche man daher die Guidonischen Sylben, und die Art, im Gesange die Töne auf diese Sylben auszusprechen, die Guidonische oder Aretinische Solmisation nennt. Nach Guido's Zeit fügte man noch, um den Raum bis zur Octave zu füllen, für den Ton H (als subsemitonium oder Leitton von c) die Sylbe *Si* (die Anfangsbuchstaben der letzten Zeile: *Sancte Johannes*, obiger Strophe) bei und vermehrte, so wie durch die allmählige Erweiterung des Umfanges der Töne das zunehmende Bedürfniß es heischte, die Anzahl der Hexachorde, oder nunmehrigen Heptachorde. Da nun aber nach der Grundregel der Guidonischen Salmisation allemal auf die halben Töne die Sylben mi, fa fallen mußten (wie solches durch das erste Hexachord bei dem halben Ton e (mi), f (fa) begründet ist), so mußte man auch den Eintritt der folgenden Hexachorde so einrichten, daß man allemal das mi, fa auf einen halben Ton brachte, und diese Abänderung des Eintritts eines neuen Hexachords nennt man die Mutation (Umwechselung). Durch die Mutation geschieht es nun, daß nicht jede Sylbe blos einen Ton bestimmt, sondern daß die Töne bald durch diese, bald durch jene Sylbe benannt werden, je nachdem es die Lage der halben Töne (mi, fa) erfodert, da dem mi allemal das re vorangehen muß. Hierbei ist noch zu bemerken, daß die 7te Sylbe, Si, überhaupt nur den siebenten Ton (er sey groß oder klein) bezeichnet, und also sowohl für h als für b gilt, im Hexachord aber nicht mit aufgeführt wird. Setzt man nun mehrere solche Hexachorde nach der Regel der Mutation unter einander, nämlich also:

C D E F G A H oder: B c d e f g a u. s. f.

ut, re, mi, fa, sol, la, - - - - - - - -

ut, re, mi, - - fa, sol, la, - - - -

ut, re, mi, - - fa, sol, la, - - -

ut, re, mi, fa, sol, la, u. s. w.

so erhält also der Ton c die Benennung: ut, sol, fa, der Ton d die Sylben: re, la, sol, u. s. w. Daher benennen die Italiener, welche sich noch gegenwärtig der Guidonischen Solmisation bedienen, die sechs Töne des Hexachords, die wir im Deutschen blos mit den Buchstaben unsers Alphabets benennen, auf nachstehende Art. Nämlich:

Deutsche Benennung:	c	d	e
Italienische :	c, sol, fa, ut,	d, la, sol, re,	e, la, mi.
Deutsche Benennung:	f	g	a
Italienische :	f, fa, ut,	g, sol, re, ut,	a, la, mi, re.

Unser deutsches H (den untern halben Ton von c) nennen sie B mi, und unser B (das durch b erniedrigte h) nennen sie B fa. Die durch ♯ erhöhten Töne bezeichnen sie durch das Beiwort diesis, z. B. cis heißt c, sol, fa, ut, diesis. Dis heißt d, la, sol, re, diesis u. s. w. Die durch b erniedrigten Töne aber durch bemolle, z. B. des heißt d, la, sol, re, bemolle. Es heißt e, la, mi, bemolle u. s. w. Beim Singen brauchen überdies die Italiener noch statt der Sylbe *Ut* die Sylbe *Do*. Also nicht *Ut*, re, mi, fa etc., sondern *Do*, re, mi etc. — Auch die Franzosen bedienen sich noch der Guidonischen Sylben zur Benennung der Töne; allein nicht nach der Art der Italiener, sondern bei ihnen bezeichnet jede Sylbe blos den Ton der natürlichen Tonleiter. Also das Ut blos c, das Re blos d u. s. w. Auch heißt bei ihnen das H nicht *Bmi*, sondern blos *si*, und unser B nicht *Bfa*, sondern si bémolle, da auch sie die erniedrigten Töne durch *bémolle*, so wie die erhöhten durch *Dièse*, bezeichnen, z. B. des, es, as, ꝛc. re, bémolle, mi bémolle, la bémolle, cis, dis, fis u. s. w. ut, dièse, re dièse, fa dièse etc. F. U.

Uterini, Schooßgeschwister, Kinder einer und derselben Mutter.

Utraquisten, s. **Sub utraque** und **Calixtiner**.

Utrecht ist der Name einer der achtzehn Provinzen des jetzigen Königreichs der Niederlande (sonst einer der sieben vereinigten Provinzen) und der Hauptstadt derselben. Die Provinz Utrecht, die dritte in der Rangordnung, wird von den Provinzen Holland und Geldern und von der Zuyder See umgeben, ist 24 Quadratmeilen groß, hat 108,000 Einwohner, und einen fruchtbaren, zum Theil

etwas bergigen Boden. Die Stadt Utrecht liegt in einer angenehmen Gegend am alten Rhein, ist groß aber alterthümlich gebaut, und hat in 8000 Häusern über 32,000 Einwohner. Sie hat verschiedene schöne Gebäude, viel Kirchen und Bethäuser verschiedener Religionsverwandten, und angenehme Promenaden, unter welchen die an der Ostseite der Stadt angelegte, aus acht Alleen von Lindenbäumen bestehende, über 2000 Schritt lange Maillebahn die berühmteste ist. Es giebt hier verschiedene Seiden=, Spiegel= und Gewehrfabriken. Die hiesige Universität wurde 1634 von den Ständen der vereinigten Niederlande gestiftet und 1636 eingeweiht. Es gehören zu derselben ein anatomisches Theater, ein botanischer Garten, ein physikalisches Cabinet, eine Sternwarte und ein Museum der Künste. Zu Utrecht wurde am 23sten Januar 1579 die sogenannte Union der sieben vereinigten Provinzen (s. d. Art. Union), welche als das erste und vornehmste Grundgesetz derselben angesehen wurde, geschlossen. Auch wurden die Versammlungen der Generalstaaten anfangs hier gehalten, bis sie 1593 nach dem Haag verlegt wurden, wo sie nachher bis zu den neuern Zeiten blieben. Über den 1713 hier geschlossenen Frieden s. den folgenden Artikel.

Utrechter Friede (geschl. 1713), macht Epoche in der Geschichte des europäischen Gleichgewichtsystems, weil er die brittische Macht in der Reihe der Hauptstaaten voranstellte, und dadurch Frankreichs Politik zuerst in feste Schranken zurückwies. — Der Tod Carls II., Königs von Spanien (d. 1. Nov. 1700), des letzten Habsburg in Spanien, veranlaßte einen Erbfolgestreit, der ganz Europa unter die Waffen rief und bis ins J. 1710 mit abwechselndem Glücke fortgeführt wurde. Es galt, die Kronen von Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, Mailand und die großen spanischen Besitzungen jenseit des Weltmeers entweder mit dem mächtigen Österreich oder dem nicht minder furchtbaren Frankreich vereinigt zu sehen. Kaiser Leopold I., aus dem österreichischen Hause Habsburg, foderte nämlich die ungetheilte Erbfolge für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Carl (nachmals Kaiser Carl VI.), als Agnat. Ludwig XIV. aber foderte sie aus dem Testamente Carls II. für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou (nachmals König Philipp V.). Für jenen stritten England, das Reich und die Generalstaaten, für diesen die Churfürsten von Bayern und Cöln als Frankreichs Bundesgenossen. Wilhelm III., König von England und Erbstatthalter von Holland, war der Stifter des Bundes gegen Frankreich gewesen, und Anna, seine Nachfolgerin, folgte seinen politischen Grundsätzen. Als aber nach mehreren blutigen Feldzügen Ludwig XIV. schon zum Nachgeben bereit war, änderte des Kaisers Joseph I. (Leopolds I. Nachfolger) Tod im Jahre 1711 das System und in England erhob sich um dieselbe Zeit in der Gunst der Königin die Partei der Tories (s. d. Art.), welche für den Frieden war, und stürzte das Whigministerium und die Kriegspartei, deren Seele Marlborough war. Da nun Carl VI., als Josephs I. Bruder und Nachfolger, im Besitz von Österreich, Ungarn und Böhmen und der Kaiserwürde, durch den Anfall der gesammten spanischen Monarchie eine das Gleichgewicht der Staaten bedrohende Macht vereinigt haben würde, andrer Seits aber Frankreichs und Spaniens Scepter in verschiedenen Linien getrennt bleiben konnte, so neigte sich der englische Hof zur Erneuerung der bereits öfter vergeblich angeknüpften Friedensunterhandlungen. Die (man sagt) durch französi=

sche Politik herbeigeführte Ungnade des Herzogs Marlborough, oder, wie Andere sagen, der durch ein Paar Handschuhe der Herzogin beleidigte Stolz der Königin Anna förderten sehr das Friedensgeschäft. Graf Tallard, der als Kriegsgefangener in England sich befand, machte dem nach dem Sturze des Whigministeriums gestiegenen Bolingbrocke die ersten Eröffnungen; im Oct. 1711 war man bereits über die Hauptpunkte einig und machte sie als Präliminarien bekannt. Die Königin, durch Verträge zu gemeinsamem Unterhandeln verpflichtet, benachrichtigte sogleich die Alliirten davon. Allein der Kaiser fand diese Artikel gar nicht angemessen und beharrte auf der Fortsetzung des Krieges. England erklärte hierauf, daß es einen Separatfrieden schließen werde, wenn man nicht zu einem Congresse zusammentreten wollte. Also wurde Utrecht zum Versammlungsorte, und der 12te Januar 1712 zur Eröffnung des Congresses bestimmt. Die ausgezeichnetsten unter den hier versammelten Gesandten waren der Marschall d'Uxelles und der Abbé Polignac von Seiten Frankreichs, der Bischof von Bristol von Seiten Englands, der Graf von Sinzendorf von Seiten des römischen Kaisers, u. s. f. — Frankreich erbot sich, die jetzt bestehende Regierung in England und ihre Succession anzuerkennen, die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, die Inseln St. Christoph, Terreneuve u. s. w. und die Hudsonsbay, mit Vorbehalt des Stockfischfangs, an England abzutreten, den Generalstaaten Ypern, Knocke u. s. w. zu überlassen und einen angemessenen Handelsvertrag mit denselben zu schließen, wogegen es Douay, Bouchain u. s. w. begehrte; auf die italienischen Reiche der spanischen Monarchie zu verzichten, wogegen das Haus Habsburg alle Ansprüche auf die spanische Erbfolge aufgeben sollte; am Rheine sollen die Gränzen dieselben bleiben, wie sie vor dem Kriege gewesen; die Churfürsten von Cöln und Bayern sollen in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden, wie sie vor dem Kriege gewesen sind; dagegen wolle es Preußen in seiner königlichen Würde anerkennen; Frankreichs und Spaniens Kronen sollen nie auf einem Haupte vereinigt werden u. s. f. — Kaiser und Reich begehrten, daß Frankreich alles durch die Friedensschlüsse zu Münster, Nimwegen und Ryßwick ihm Zugefallene, so wie alle in Spanien, Italien und in den Niederlanden eroberten Plätze wieder herausgeben, und daß das ganze spanische Erbe dem Habsburgischen Hause zufallen solle. — England foderte die Anerkennung der protestantischen Succession, die Entfernung des englischen Kronprätendenten aus Frankreich, Abtretung der Inseln St. Christoph u. s. w., die Errichtung eines Handelstractats, und eine billige Entschädigung für die Alliirten. Die ersten Conferenzen waren ohne Resultate, und die französischen Gesandten fanden bald Veranlassung, sie zu unterbrechen, in der Absicht, England zu einem Separatfrieden zu bringen. In diesem Falle hoffte man dann gegen die übrigen Alliirten entweder im Gang der Unterhandlungen oder durch das Glück der Waffen gemäßigtere Foderungen zu erringen. Wirklich wurden die Unterhandlungen mit England ins geheim mit Erfolg fortgesetzt; denn die Königin schloß einen Waffenstillstand, wodurch die Unternehmungen der Alliirten gehemmt wurden, ja der Kaiser Spanien ganz aufgeben, und einen nachtheiligen Evacuationstractat eingehen mußte. Am 19ten August wurden Frankreich und England bereits über die Hauptpunkte einig; die Generalstaaten, Portugal,

Preußen, Savoyen (das Sicilien erhielt) u. s. w. traten diesen Unterhandlungen bei, und so brachte Frankreich am 11ten April 1713 in Utrecht neun einzelne Friedensschlüsse zu Stande. England erlangte dadurch von Frankreich alles Vorerwähnte, von Spanien Gibraltar und Minorca nebst dem Negerhandel für das spanische Westindien, und legte insbesondere den Grundstein zu seiner darauf so furchtbar erwachsenen Herrschaft zur See. In dieser Hinsicht ist der an demselben Tage unterzeichnete Handels- und Schifffahrtsvertrag merkwürdig, dessen Grundsätze Napoleon hundert Jahre später gegen England wieder geltend machen wollte. Der 17te Art. verordnete nämlich: „Allen großbritannischen und französischen Unterthanen soll freistehen, nach den Häfen zu schiffen, die mit dem einen oder andern Theile im Krieg begriffen sind, und dies nicht nur aus feindlichen Häfen in einen neutralen, sondern auch aus einem friedlichen Ort in einen feindlichen. Unter dieser Freiheit der Schiffe sind auch die darauf befindlichen Menschen begriffen, wenn sie keine Soldaten sind. Und durch den 18ten Art.: „Diese Freiheit erstreckt sich auf alle auf dem Schiffe befindlichen Waaren, wenn auch diese dem Feinde zugehören sollten, die Contrabanden ausgenommen," ward die Handelsfreiheit der Neutralen anerkannt und der völkerrechtliche Grundsatz: frei Schiff macht frei Gut. Vgl. die Schrift: Le traité d'Utrecht réclamé par la France etc. Leips. 1814. England erfuhr schon bei diesem Friedensschlusse, welchen Einfluß es auf die Mächte des Continents äußern könne; denn nur sein Abfall von der Allianz zwang die übrigen zu gleichen Unterhandlungen. Durch diesen Abfall konnte es sich günstige Resultate erkaufen, denn das furchtbare Dünkirchen verschwand, es gewann die Hudsonsbay und große Wichtigkeit in Westindien, Gibraltar und damit den Schlüssel zum mittelländischen Meere. — Mit Kaiser und Reich ward in Utrecht gar kein Friede zu Stande gebracht, sondern die Unterhandlungen kamen erst im folgenden Jahre zu Rastadt und Baden zu dem erwünschten Ende. Spanien und Österreich aber versöhnten sich erst durch den Wiener Tractat vom 30sten April 1725. S. d. Art. Friedensschlüsse, Ludwig XIV., Eugen, Marlborough u. s. w.

Uz (Johann Peter), zuletzt königl. preuß. geheimer Justizrath und Director des Landgerichts zu Anspach, wurde daselbst am 3ten Oct. 1720 geboren. Außer seiner allgemeinen Liebe zu den Wissenschaften zeigte sich schon früh sehr bestimmt eine Neigung zur Mahlerei und Poesie in ihm. In Halle, wohin er 1739 zur Fortsetzung seiner Studien ging, schloß er mit Gleim, der zu gleicher Zeit dort studirte, einen engen Freundschaftsverein, dem sich auch späterhin Götz beigesellte. Uz übersetzte in Halle einige Stücke aus dem Homer, Pindar, Anakreon und nahm zugleich thätigen Antheil an Götzens Übersetzung dieses letzten Dichters. Im Jahre 1743 verließ er Halle und kehrte nach Anspach zurück, wo er seine Zeit den Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Drei Jahre später erschien seine mit Götz zugleich vollendete Übersetzung des Anakreon, welches vielleicht die geschmackvollste Übersetzung eines alten Dichters war, die damals in Deutschland existirte. Vom Jahre 1743 an trat er bei einem Anspachischen Justizrath als Secretär in Dienst und bekleidete diese Stelle ohne Gehalt während zwölf Jahre. Die Muße, welche ihm dieselbe gewährte, wandte er zu fortgesetzten Versuchen im lyrischen

Fache an, und so entstand die kleine Sammlung lyrischer Gedichte, die sein Freund Gleim 1749 zum Druck beförderte. Nachdem bereits durch diese Poesien sein Ruf als Dichter begründet war, ward sein Sieg des Liebesgottes, ein erzählendes Gedicht in vier Gesängen, mit nicht geringem Beifalle aufgenommen. Doch zog es ihm Streitigkeiten mit Bodmer und dessen Freunden zu, die indeß jetzt vergessen sind. Im Jahre 1755 erschien seine Theodicee, ein Werk, welches unter allen seinen Gedichten den meisten poetischen Werth hat, und 1760 sein Lehrgedicht, die Kunst stets fröhlich zu seyn, welchem damals ein vorzüglicher Werth unter den Erzeugnissen in diesem Fache zugestanden wurde; auch vermehrte er seine bereits 1755 herausgekommenen Oden und Lieder mit einem dritten und vierten Bande. Bisher hatte Uz ohne bedeutende öffentliche Geschäfte gelebt, und seine Zeit der Dichtkunst gewidmet; im J. 1763 ward er zum Assessor des kaiserlichen Landgerichts ernannt. Nachdem er noch eine vollständige Sammlung seiner Gedichte, denen das fünfte und sechste Buch seiner Oden und Lieder beigefügt wurde, für den Druck vorbereitet hatte, und diese 1768 von Weiße in einer splendiden Ausgabe herausgegeben worden war, entsagte er fortan allen poetischen Arbeiten, und widmete sich blos den Geschäften seines neuen Amtes. Späterhin verband er sich mit seinen Freunden Junkheim und Hirsch zu einer prosaischen Übersetzung der gesammten Werke des Horaz, welche 1773 erschien und in ihrer Art gelungen genannt werden kann. Noch arbeitete er 1781 auf Verlangen seines Fürsten mit Junkheim das neue Anspachische Gesangbuch aus, das durch seine Mitwirkung einen allgemein anerkannten Werth erhielt. Im J. 1771 ward der Wirkungskreis seines Amts vergrößert, indem man ihn zum Mitgliede des neu eingerichteten Scholarchats einsetzte. Im J. 1790 ernannte ihn der Markgraf zum burggräflichen Director, und als die Anspachischen Länder dem Könige von Preußen anheim fielen, wurde er zum wirklichen königlich preußischen geheimen Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt, und wenige Stunden vor seinem Tode, am 12ten Mai 1796, wurde ihm noch das desfallsige Patent überbracht. Einige Wochen vorher hatte er einen Anfall vom Schlagflusse gehabt, an dessen Folgen er in seinem 76sten Jahre starb. Als lyrischer Dichter zeichnet sich Uz durch echten Gehalt und Correctheit vortheilhaft aus und mehrere seiner Gedichte werden stets ihren Werth behalten.

V.

V, der zwei und zwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit dem F gleich lautet, ausgenommen in der Mitte der Wörter, wo er wie ein W ausgesprochen wird.

Vacciniren, Vaccine (vom lateinischen vacca, die Kuh), die Kuhpocke, die Kuhpocken einimpfen, der bei den Franzosen gewöhnliche Ausdruck, von den Deutschen jetzt seltener gebraucht. (S. d. Art. Inoculation, Jenner und Kuhpocken.)

Vademecum (ein zusammengesetztes lateinisches Wort: Gehe mit mir) ist der Titel von Sammlungen lustiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen sollen, ein Taschenbuch, das man mit sich nimmt, um sich zu unterhalten. Dieser Titel wurde zuerst einem ascetischen Buche gegeben: Vademecum piorum Christianorum, Cöln 1709. Im J. 1764 erschien zu Altona das Vademecum für lustige Leute und nun folgten mehrere ähnliche Sammlungen für Dichter, Studenten, Schauspieler, Soldaten rc. Da die in dergleichen Sammlungen enthaltenen Geschichten zum Theil ohne Witz und schon oft wiederholt worden sind, so bezeichnet man mit der Benennung Vademecums = Geschichte eine Erzählung ohne innern Gehalt, oder die schon oft vorgekommen ist. An die Stelle der Vademecums traten in der Folge die Sammlungen von witzigen Einfällen und Anekdoten, Anekdotenalmanache u. dergl. In diese Classe gehören auch die Bücher, welche unter dem Namen der Ana (s. d. Art.) bekannt sind.

Vacuum, s. Leere.

Vacuum (Leydner). Die Theorie der Leydner Flasche ist in dem Art. Flasche gegeben, welchen man zuvor vergleichen mag. Ist eine solche Flasche dergestalt eingerichtet, daß man die Luft auspumpen kann, um die Erscheinungen des electrischen Lichtes im luftleeren Raume darzustellen, so erhält sie den Namen des Leydner Vacuum.

Vagabunden sind im rechtlichen Sinne alle diejenigen, welche das Domicil, welches sie hatten, verließen und nun ohne ein solches herumschweifen; dann ein Landstreicher. (Vergl. Gaunerwesen.)

Valencia, eine der Provinzen Spaniens, welche zur Krone Aragon gehörte und zwischen dem mittelländischen Meere, Murcia, Cuença, Aragon und Cataluña belegen ist; ein herrliches Land von 381½ Q. Meilen, das als das gefeierte Eden Spaniens geschildert wird und sich unter dem schönsten Himmel Europens ausbreitet; voller Berge (sämmtlich Äste der iberischen Gebirgskette), Thäler und kleiner Ebenen, reichlich bewässert, besonders vom Xucar, Segura und Turia oder Guadalaviar. Das Clima ist außerordentlich schön, da der Himmel fast beständig heiter ist, und erfrischende Seewinde die Hitze mildern. Reif und Nebel sind ganz ungewöhnlich. Der üppig fruchtbare Boden, der die edelsten Producte Spaniens, besonders den herrlichen Alicantewein, Olivenöl, Südfrüchte, und unter diesen auch Datteln, Karuben, Aloe, Zuckerrohr, Waizen, Soda, Flachs und Hanf, Esparto u. s. w. in hoher Güte hervorbringt und Überfluß an den gewöhnlichen Hausthieren, Bienen, Seidenwürmern und allerlei Metallen und Mineralien hat, ist von seinen 830,000 Einwohnern auf das beste angebaut; nirgends in Spanien findet man so angenehme Huertas wie hier, nirgends wird die Landwirthschaft einsichtsvoller betrieben, und nirgends ist die Kunst der Bewässerung so hoch getrieben. Sie ist zugleich nach Cataluña und Galicia die betriebsamste Provinz des Reichs, die eine ansehnliche Seiden=, Leinen= und Wollenweberei, starke Brennereien, Papier=, Esparto= und Zuckerfabriken, Töpfereien und Seifensiedereien unterhält. Alles, was sie an natürlichen und Kunsterzeugnissen zur Ausfuhr bringt, steigt auf den Werth von fast 17 Mill. Gulden. Übrigens gehörte sie von Alters her zur Krone Aragon, war eine Zeit lang von den Mauren eingenommen, und hat zwar ihre Vorrechte 1814 verloren, doch aber noch ihr eignes Provincialrecht und Audienz

behalten. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt in einer höchst reizenden und fruchtbaren Huerta am Turia oder Guadalaviar, über welchen fünf steinerne Brücken führen, und zählt 5290 Häuser und 100,000 Einwohner. Sie ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat eine kleine Citadelle, fünf Vorstädte, enge winkliche, aber mit vielen schönen Gebäuden gezierte Straßen, neun öffentliche Pläze, 74 Kirchen, 40 Klöster und 16 Hospitäler. Unter den öffentlichen Gebäuden sind besonders zu merken: der königliche Palast, die Börse, das Zollhaus, mehrere geschmackvolle Kirchen, das allgemeine Hospital, zugleich Findel- und Irrenhaus, worin 740 Personen unterhalten werden. Sie ist der Sitz des Generalcapitäns von Valencia, eines Erzbischofs, einer königlichen Audienz, einer Universität, einer Akademie der bildenden Künste und einer ökonomischen Societät. Die hiesigen Seidenzeug- und Strumpfwebereien beschäftigen 3618 Stühle und mehr als 22,000 Menschen; um die Stadt her stehen gegen funfzig Papiermühlen. Außer diesen giebt es noch viele andere Fabriken, welche nebst dem lebhaften Land- und Seehandel der Stadt viele Nahrung verschaffen. Zwar liegt sie 3000 Schritte vom Meere, allein es dient die bei dem Flecken Grao, eine halbe Stunde von Valencia, befindliche Rhede ihr zum Hafen. Die Alameda, ein reizender Spaziergang von Orangen-, Granat- und Palmbäumen, führt dahin. Überhaupt sind die Umgebungen von Valencia äußerst reizend und fruchtbar an Maulbeer-, Citronen- und Orangenbäumen, deren Wohlgerüche die ganze Atmosphäre anfüllen. Man findet die vorzüglichsten Reben, welche dreizehn bis vierzehn Pfund schwere Trauben tragen, Melonen aller Gattungen, Artischocken 2c.

Valenciennes, eine französische Stadt und starke Festung an der Schelde, im Departement Norden. Sie hat eine starke, von Vauban erbaute Citadelle, die, wie die Stadt, mehrere hartnäckige Belagerungen ausgehalten hat, und zählt in 2500 Häusern 16,918 Einwohner, die nicht allein vortrefflichen Battist und Linon, wovon jährlich gegen 50,000 Stück auswärts gehen, sondern auch die bekannten dentelles de Valenciennes in größter Vollkommenheit liefern.

Valentinian. Diesen Namen führen drei römische Kaiser. Valentinian I. kam 364 zur Regierung, und theilte diese mit seinem Bruder Valens, dem er das Morgenland überließ. Zwar tapfer, aber roh und unwissend, und den gröbsten Ausschweifungen ergeben, vermochte er nicht, den Verfall des Reiches abzuwehren. Er starb, nachdem er gegen die slavischen und teutonischen Völker vergebens gekämpft hatte, 375. — Valentinian II., des Vorigen Sohn, regierte unter der Vormundschaft seiner Mutter Justina, und wurde von einem fränkischen Feldherrn, Arbogestes, 392 erschlagen. — Valentinian III. saß vom Jahr 425 — 455 auf dem kaiserlichen Throne, und sah in dieser unglücklichen Zeit Spanien durch die Sueven und Westgothen, Gallien durch die Franken verloren gehen, und Italien von den Hunnen unter Attila verwüstet werden. Nichtswürdig und wollüstig kam er durch eine Verschwörung um.

Valentinianer, s. Gnostiker.

Valerianus (Publius Licinius), römischer Kaiser von 250 bis 260 der christlichen Zeitrechnung, geboren 190. Er stammte aus einem edlen Geschlechte und hatte sich als Feldherr in verschiedenen Kriegen, so wie überhaupt durch seinen großen und vorwurfsfreien

Charakter, ausgezeichnet. Als einer seiner Vorgänger, der Kaiser Decius, um den Verfall des römischen Reichs zu hemmen, das in Rom ehemals gewöhnlich gewesene Amt eines Censors wieder einführte, wurde Valerian vom Senate einstimmig für diese Stelle gewählt. Aber kein Censor konnte damals mehr die ganz gesunkenen Sitten der Römer wieder herstellen. Valerian wurde, wie verschiedene seiner Vorgänger, von den Legionen zum Kaiser ernannt. Da er schon sechzig Jahr alt war, als er diese Würde erhielt, wollte er sie, vielleicht im Gefühle seiner Schwäche, mit einem Andern theilen, und wählte seinen Sohn Gallien zum Mitregenten. Aber die Lage des römischen Reichs war damals so beschaffen, daß die ganze Periode ihrer vereinigten Regierung fast nichts als Verwirrung im Innern des Reichs, und von außen wiederholte Angriffe fremder Völker, der Deutschen, Gothen und Perser enthält. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts (225) war in Asien ein neues persisches Reich von Artaxerxes gestiftet worden. Sein Nachfolger Saper suchte die Provinzen, welche die Römer früher von Persien abgerissen hatten, wieder zu erobern, und es gelang ihm. Der Kaiser Valerian ging selbst mit einer Armee ihm entgegen, ward aber in der Nähe von Edessa (260) geschlagen und selbst gefangen genommen. Saper behandelte ihn, wenn anders die Erzählungen der Geschichtschreiber nicht übertrieben sind, auf eine unwürdige Art. Der unglückliche Valerian war täglich dem Muthwillen des Volks ausgesetzt; wenn der persische König zu Pferde steigen wollte, trat er mit dem Fuße auf Valerians Nacken, und als dieser vor Gram starb, ließ er seine Haut ausstopfen, um sie als ein Denkmal seines Triumphes aufzubewahren. Valerian hatte sich im Anfange seiner Regierung sehr geneigt gegen die Christen bewiesen, ließ sich aber nachher verleiten, sie heftig zu verfolgen.

Valerius, ein Name, den eine Menge Römer führten, unter denen der merkwürdigste wohl der seyn möchte, der, als ein Hauptheilnehmer an der bekannten Verschwörung gegen den letzten König, Tarquinius Superbus, sich durch seine Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, wie durch seine Rechtlichkeit und Popularität, auszeichnete; daher er auch den Beinamen, Publicola, oder Poplicola, d. h. Volksfreund, erhielt. Er war auch mit Brutus einer der ersten Consuln des neuen Freistaates, und verwaltete diese Würde nach dessen Tode eine Zeit lang allein mit der größten Uneigennützigkeit, und machte verschiedene dem Volke sehr nützliche und auf die Erhaltung der bürgerlichen Freiheit abzweckende Verordnungen. Noch dreimal verwaltete er darauf mit Ruhe das Consulat, und zeichnete sich auch als Feldherr durch Tapferkeit und Geschicklichkeit aus. Unter andern besiegte er die Sabiner und triumphirte über sie. Bald nachher starb er so arm, daß er auf Kosten des Staats begraben werden mußte. Man errichtete ihm aus Dankbarkeit ein Grabmal am Markte, und die römischen Frauen ehrten sein Andenken wie das des Brutus dadurch, daß sie ein ganzes Jahr um ihn trauerten.

Valerius Flaccus (Caj.), s. Flaccus (C. Val.).

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, der ums J. Chr. 30 in neun Büchern dicta et facta memorabilia schrieb, und darin die Sitten, Gebräuche, Tugenden und Laster u. s. w. durch Beispiele aus der Geschichte der Römer und anderer Völker zu erläutern suchte. Er stammte vermuthlich aus einer Patri-

cierfamilie da, diente unter Sextus Pompejus in Asien, und zog sich nachher in die Einsamkeit zurück, deren Frucht obiges Werk ist. Sein Styl ist ungleich und geziert. Unter den Ausgaben ist die von Torrenius (Leyden, 1726, 4.) die vorzüglichste. Sie liegt den neuern von Kapp (Leipzig 1782, 8.) und Helfrecht (Hof 1799) zum Grunde. Wir besitzen mehrere deutsche Übersetzungen von diesem Werke; die neueste ist von einem Ungenannten. (Frankfurt a. M. 1805—7.)

Valetta, die bewunderte Hauptstadt der brittischen Insel Malta, einst der Hauptsitz des Malteserordens und jetzt noch eine eigentlich aus fünf Theilen, Citta nuova, Citta Vittoriosa, Senglea, Burmola und Cottonera, bestehende gutgebaute Stadt, die von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und ihren prächtigen Kirchen einen überaus reizenden Anblick gewährt und in 3500 Häusern 33,470 Einwohner zählt. Die Straßen sind breit und mit Lava gepflastert, die Kaien an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich der vormalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des Gouverneurs, die Paläste der sieben Zeugen, das Stadthaus, die Kathedralkirche und 25 andere Kirchen, das Zeughaus 2c. aus. Von wissenschaftlichen Anstalten sind eine Bibliothek und eine Sternwarte zu bemerken. Sie hat drei eben so geräumige als sichere Häfen, und ist seit der brittischen Besitznahme ein Markt für die Berbarei geworden, auch zum Freihafen erklärt. Ihr Handel nimmt von Tage zu Tage zu, auch unterhalten ihre fleißigen Bewohner mehrere Manufacturen. Bewundernswürdig sind ihre Festungswerke, die meistens in Felsen eingehauen sind und den Platz unbezwinglich machen, wenn Eintracht seine Vertheidiger beseelt und es nicht an Nahrung und Munition fehlt. An ihren Mauern brach sich 1565 Suleimans Glück, und die muthvolle Vertheidigung der Ritter, die seine ganze Macht bedrohete, gehört gewiß unter die schönsten Thaten des sechzehnten Jahrhunderts. 1798 lieferte sie Verrath den Franzosen, 1800 Hunger den Britten in die Hände.

Valkenaer (Ludw. Kasp.) wurde den 7ten Jun. 1715 zu Leuwarden geboren, studirte zu Franecker alte Literatur, Philosophie und Theologie, wurde 1741 Professor der griechischen Sprache in Franecker und in der Folge in Leyden, wo er den 14ten März 1785 starb. Er war einer der verdienstvollsten Philologen, der große Bescheidenheit mit gründlicher Kenntniß seines Gegenstandes verband. Er begleitete mehrere griechische Schriftsteller mit schätzbaren Commentaren, namentlich den Theokrit, die Phönissen und den Hippolyt des Euripides, und wirkte gleich thätig durch mündlichen Unterricht für Verbreitung des humanistischen Studiums.

Valla (Laurentius), ein berühmter Philolog des 15ten Jahrhunderts, der um die Wiederherstellung der alten classischen Literatur in Italien viel Verdienste hat, geboren zu Piacenza 1416. Er lehrte die schönen Wissenschaften und Rhetorik mit Ruhm und Beifall in verschiedenen Hauptstädten Italiens. Aber seine Streitsucht und Neigung, Andere zu tadeln, erregten ihm Feinde, die ihm viel Böses nachsagten. Er verließ Rom und ging nach Neapel, wo der König Alfons V., ein großer Beschützer der Wissenschaften, ihn aufnahm, und, obgleich schon funfzig Jahre alt, noch von ihm sich in der lateinischen Sprache unterrichten ließ. Die Händel, die er hier mit der Inquisition wegen seiner zu freien Äußerungen über religiöse Ge-

genstände gehabt, und die beschimpfende Strafe, die er deswegen erfahren haben soll, daß er nämlich öffentlich mit Ruthen gepeischt worden, wollen Einige für bloße Verläumdungen seiner Gegner halten. Er ging nach Rom zurück, war hier päpstlicher Secretär, Canonicus an der Kirche zu St. Johannes im Lateran, und ward, als er 1465 starb, in dieser Kirche begraben, wo ihm ein ehrenvolles Denkmal errichtet wurde. Unter seinen Werken werden die Elegantiae latini sermonis in sechs Büchern für das vorzüglichste gehalten; die andern sind: eine Abhandlung über das Wahre und Falsche; eine Geschichte Ferdinands, Königs von Aragonien; eine Abhandlung über die angebliche Schenkung Constantins des Großen und Übersetzungen des Herodot, Thucydides und Homer.

Valladolid, eine zur Krone Castilien gehörige Provinz des Königreichs Spanien, die auf 160½ Q. Meile nur 187,390 Einw. zählt, und trotz ihrer hohen Fruchtbarkeit zu den ödesten und nahrungslosesten Provinzen des Reiches gehört. Die gleichnamige Hauptstadt am Pisuerga hat 11,000 Häuser und etwa 30,000 Einwohner, ist aber ein todter gewerbloser Ort, der blos durch die daselbst befindliche Universität, die vornehmste in Spanien, einiges Leben gewinnt.

Valle (Pietro della), geboren in einer vornehmen Familie zu Rom im J. 1586, gehört zu den besten Reisebeschreibern des 17ten Jahrhunderts, wiewohl er weder von Leichtgläubigkeit, noch von der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, frei ist. Seine natürlichen Anlagen waren durch eine sorgfältige Erziehung früh entwickelt worden, und er besaß mannichfaltige Kenntnisse, als er einer unglücklichen Liebe und anderer Widerwärtigkeiten wegen Rom verließ und nach Neapel reis'te. Hier beschloß er, nach Palästina zu wallfahrten. Er ging über Rom nach Venedig, wo er sich 1614 nach dem Orient einschiffte. Er besuchte die Türkei, Ägypten, Arabien, Persien und Indien und verweilte über elf Jahre in diesen verschiedenen Ländern, deren Beschaffenheit und Einwohner er in so langer Zeit genau kennen lernte. Auch in den morgenländischen Sprachen erwarb er sich gute Kenntnisse. Zu Bagdad vermählte er sich mit einer schönen Georgianerin Sitti Maani, die ihm aber bald durch den Tod wieder entrissen wurde. Dieser Unfall bewog ihn zur Rückkehr; im J. 1626 kam er mit einem großen Gefolge von Morgenländern wieder in Rom an, wo er sich mit einer ehemaligen Dienerin seiner ersten Gattin, ebenfalls einer Georgianerin, aufs neue verheirathete. Er lebte hier in angesehenen Verhältnissen und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders auch mit der Musik, deren gründlicher Kenner er war, und beschrieb seine Reise. Dieses Werk, welches aus 54 Briefen besteht, zeugt von des Verfassers vielseitiger Gelehrsamkeit und ist noch jetzt von Werth. Durch ein Ereigniß eigner Art wurde, jedoch nur vorübergehend, seine Ruhe gestört. Als er einst auf dem Quirinalischen Platze einer Prozession zusah, fielen unter des Papstes Augen die Bedienten desselben über sein morgenländisches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, stieß er einen päpstlichen Diener nieder. Der Rache des Papstes zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter auszuwirken. Er starb zu Rom 1652. Doni ertheilt ihm den kurzen aber großen Lobspruch: Unicum forum

hodie habemus in eo expressum antiquae illius ac Romanae virtutis exemplar.

Valliere (Louise Françoise de la Baume le Blanc, Herzogin de la), Maitresse Ludwigs XIV., stammte aus einem altadelichen Geschlechte in Bourbonnois, und war Hofdame bei der Gemahlin des Herzogs von Orleans. Sie nährte zwei Jahre lang im Stillen eine zärtliche Neigung für Ludwig, bis dieser sie endlich bemerkte, und sie zu seiner Favorite machte. Sie besaß einen sehr sanften Charakter, und verläugnete ihn auch nicht im Sonnenglanz ihres Glückes, das sie jedoch nicht lange genoß. Von der Montespan verdrängt, ging sie in ein Carmeliterkloster, beweinte ihre Verirrung und hinterließ, als sie 1710 in ihrem 66sten Jahre starb, die mit vieler Salbung geschriebenen Réflexions sur la miséricorde de Dieu. Die Frau von Genlis hat sie zum Gegenstande eines anziehenden Romans gemacht, und der berühmte le Brun hat eine büßende Magdalena nach ihrem Bilde gemahlt.

Valmy (Canonade bei). Diese Canonade hat das Eigenthümliche, daß sie, obgleich als Endpunkt des Vordringens der Alliirten im Jahr 1792 wichtig, doch bei weitem interessanter durch die Folgen wird, die sie hätte haben können; denn es war sehr möglich, daß hier die nachherige Präponderanz Frankreichs im Keime erstickt, und dem Laufe der Revolution eine andere Richtung gegeben ward — ihn ganz zu hemmen, lag außer dem Bereich menschlicher Kräfte. Weil also in dem Feuer bei Valmy die Kraft der jungen Republik zu ihren künftigen Siegen gleichsam gehärtet ward, so halten wir es für nöthig, diesem Ereigniß eine genauere Erörterung zu widmen, als bei den Bedingungen des Raums ein Gefecht verdienen würde, welches nicht mehr als etwa 800 Mann in den Orkus, oder dessen Vorhallen, die Lazarethe, beförderte. Selbst auch die Augenzeugen urtheilen über dieses Gefecht ganz verschieden, so daß Einige den Entschluß des Herzogs von Braunschweig, den Angriff wegen des von Witterung, Krankheit und Mangel verderbten Zustandes der Armeen aufzugeben, unter seine edelsten Thaten rechnen; während Andere, preußischer und französischer Seits, den Sieg bei fortgesetztem Angriffe gegen die undisciplinirte französische Armee für ganz gewiß hielten. Unzweifelhaft soll es seyn, daß der König wider des Herzogs Willen den Marsch gegen Valmy befohlen hatte. Dumouriez stand am 19. Sept. mit seinem fast auf 60,000 Mann angewachsenen Heere bei Menehould, die Argonnenpässe les grandes Isletter und la Chalade besetzt haltend, das Corps von Kellermann gegen Beaux vorschiebend; die Hauptarmee der Alliirten unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig lagerte bei Massige, die Avantgarde, vom Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen commandirt, machte eine Recognoscirung gegen Vienne le Chateau, die Eroberung des Passes von la Chalade beabsichtigend, dessen Besitz die nächste Communication mit dem Hauptmagazin in Verdun verschafft hätte. Auf diesem Wege wäre dann unter Mitwirkung des bei Clermont stehenden hessischen und des (österreichischen) Corps vom Fürsten Hohenlohe-Kirchberg bei Varennes der Posten von les grandes Isletter genommen, die Argonnen vollends besetzt, und Dumouriez, durch ein gleichzeitiges Vorrücken der Hauptarmee von Rheims und Chalons abgeschnitten, genöthigt worden, seine Stellung zu verlassen; auf dem Marsche angegriffen, hätten dann seine entmuthigten und größtentheils undisciplinirten Truppen der taktischen

Überlegenheit der verbündeten Armee unbezweifelt unterliegen müssen. Aber alles gestaltete sich anders; denn als am 19ten Kellermanns Bewegung von den Vorposten gemeldet ward, hieltman dies für einen Rückzug der ganzen französischen Armee *), und der ritterliche König Friedrich Wilhelm, mehr den eignen Muth als die weise Ruhe seines Oberfeldherrn beachtend, und in der Furcht, der Feind möge ihm entwischen, befahl selbst, daß die Armee sogleich (ungefähr Nachmittags 3 Uhr) aufbrechen, und gegen die große Straße von Chalons nach St. Menehould rücken solle. Die Avantgarde marschirte demnach, ohne die Recognoscirung zu beenden, nach Homme Vienne, die Hauptarmee nach Somme Tourbe. — Eine gedrängte Beschreibung des Terrains wird hier einzuschalten nöthig. Das Lager von Dumouriez Hauptarmee befand sich eine Meile von St. Menehould, das Dorf Breaux vor, Chaude Fontaine hinter dem Centro auf einer Anhöhe, die das vorliegende Terrain bestrich; es lehnte sich rechts an die Aisne, links an die große Straße nach Chalons, hinter dem linken Flügel liegt das Dorf Gizaucourt an einer Anhöhe, vor ihm Moräste, die sich nach der Höhe von Valmy ziehen; als Außenwerke dieser Stellung sind zu betrachten: die Höhe von la Lune an der Straße von Chalons, die von Valmy weiter rechts, und der Cote d'Hyron nordöstlich von dieser. Zwischen diesen Anhöhen und dem Lager ist ein Thal, das selbst durch mehrere Vertiefungen getrennt ist; von der Höhe von Valmy gegen Garenne Maisnieux ziehen sich einige Gründe und Hohlwege. — Kellermann hatte, am 19ten in der Stellung von Breaux angekommen, sie nicht für haltbar erachtet, und war am 20sten früh im Begriff, über die Auve zurückzugehen, als seine Vorposten von der preußischen Avantgarde gegen Valmy zurückgeworfen wurden. Der Übergang über diesen kleinen Fluß war nun nicht mehr möglich, und er eilte daher mit den nächsten Abtheilungen die Höhe bei Valmy vor dem Feinde zu gewinnen, auf der 36 schwere Kanonen aufgeführt wurden. Der Rest seines Corps folgte dieser Bewegung. Dumouriez Avantgarde unter Stengel ward auf der Cote d'Hyron zur Deckung der rechten Flanke, fast alle Cavallerie zur linken der Höhe hinter la Lune à cheval der großen Straße aufgestellt, Gizaucourt mit Infanterie besetzt. Dumouriez hatte nach der ersten Meldung von des Feindes Vordringen den General Chazot mit neun Bataillons und acht Escadrons abgeschickt, um das schwache Detachement bei la Lune zu verstärken; dieser verlor aber Zeit; jenes Detachement ward durch Artillerie vertrieben und die zu spät auf der Chaussee vorrückende Unterstützung zurückgewiesen, worauf sie sich hinter die Cavallerie zurückzog; zu gleicher Zeit hatte er sechzehn Bataillons unter Beurnonville zur Unterstützung des rechten Flügels von Kellermann und Stengel detachirt, und den General le Veneur von zwölf Bataillons und acht Escadrons in die linke Flanke des Feindes dirigirt (dieser stieß bei Maison en Cham-

*) Der General von Köhler ließ durch seinen Adjutanten melden: der Feind scheine sich nach St. Menehould zurückzuziehen. Als darauf der Befehl zum allgemeinen Vorrücken ertheilt ward, eilte er mit der Ahnung eines Mißverständnisses in das Hauptquartier, und meldete dem Könige mündlich: nur einzelne feindliche Trupps zögen sich nach St. Menehould, das Gros der feindlichen Armee scheine hinter Vienne la Ville fest stehen zu bleiben; — dennoch blieb es bei dem gegebenen Befehle.

pagne auf die preußischen Equipagen, zog sich aber, mit einer geringen Beute zufrieden, ohne weitere Unternehmungen in das Lager zurück). Die übrigen Truppen endlich blieben in der Hauptstellung. — Die preußische Hauptarmee traf Mittags bei der großen Straße ein und formirte sich hinter der Avantgarde in zwei Treffen, den rechten Flügel an diese Straße gelehnt, das Centrum ungefähr hinter Garenne Maisnieux. Sie begann die Canonade gegen die Höhe von Valmy gegen 1 Uhr, der Feind erwiederte sie lebhaft, bis ungefähr um drei Uhr eine Granate einige seiner Munitionswagen in die Luft sprengte. Die französischen Truppen, die schon früher bei Montcheutin keine sonderliche Contenance gezeigt hatten, geriethen dadurch in Verwirrung, das Feuer ward schwächer und die ganze Linie fing an, sich unordentlich und muthlos zurückzuziehen. In diesem Augenblicke formirten sich schon die ersten preußischen Bataillone zum Angriff; führte man ihn jetzt kraftvoll und muthig aus, so war die entscheidende Höhe von Valmy fast ohne Verlust genommen, das Kellermannsche Corps zerstreut und auf die Hauptarmee geworfen, welche (wie sich nach den bisherigen Ereignissen fast gewiß voraussehen ließ) keines bedeutenden Widerstandes fähig, sehr bald zersprengt, vernichtet und gefangen worden wäre. In ihm hätte aber Frankreich sein einziges Heer von Bedeutung, das Werkzeug der nachherigen Operationen, den Kern für alle später gebildeten Armeen verloren; und wenn nach unserer vollkommenen Überzeugung der Herzog von Braunschweig auch nach diesem entschiedenen Siege wegen der eigenen Schwäche nicht nach Paris marschiren konnte, so mußte dieses Ereigniß doch auf die Lage der Dinge und die Stimmung der Nation einen ungeheuren Einfluß haben, welcher gewiß Deutschland die herben Erfahrungen der Folgezeit erspart hätte. Aber dieser für die Geschichte des Jahrhunderts höchstwichtige Moment verfloß ungenutzt; denn während man noch über die Ausführbarkeit eines allgemeinen Angriffs berathschlagte, hatte Kellermann die Ordnung wieder hergestellt, die Reserve-Artillerie in die Linie gezogen und begann ein stärkeres Feuer als vorher. Der Herzog von Brauschweig, der nach jenem Vorfalle die feindliche Stellung von la Lune aus beobachtete, entschied sich gegen den Angriff; das Feuer endete um 5 Uhr Abends und Kellermann zog sich in der Nacht nach der Hauptstellung zurück. Die Alliirten besetzten darauf in den folgenden Tagen die Höhe von Valmy und die Cote d'Hyron, aber an einen Angriff des Feindes war nicht mehr zu denken; er hatte zum erstenmale die für unüberwindlich geachteten Preußen aufgehalten, und sein Muth ward dadurch unendlich erhöht, während dessen der im preußischen Lager eingerissene Mangel und in dessen Gefolge ansteckende Krankheiten wütheten, welches denn bald (30sten September) den schrecklichen Rückzug veranlaßte, dessen Beschreibung außer dem Bereich dieser Darstellung liegt. — Von den Franzosen waren an diesem Tage das Corps von Kellermann, die Avantgarde unter Stengel und das Detaschement des Generals Chazot im Feuer gewesen; preußischer Seits die Hauptarmee mit Ausschluß des Clairfaitschen Corps und der Emigranten (ersteres traf wegen der grundlosen Wege erst gegen Abend auf dem Wahlplatze ein, die letztern erreichten in der Nacht erst Somme Tourbe) und die Avantgarde. Der Verlust betrug auf jeder Seite etwa 800 Mann.

Valombrosa, Abtei auf den Apenninen unter der Diöcese von Fiesole im Florentinischen, wo Johann **Gualbert**, der Hei-

lige, 1038 einen Mönchsorden nach der Regel Benedicts stiftete, welcher nach diesem Stammort der Orden von Valombrosa heißt und nach seiner ehemaligen Kleidung auch unter dem Namen der grauen Mönche bekannt ist. Sein Zweck war anfangs nur Einsamkeit und beschauliche Andacht, doch ging er bald aus dem Einsiedlerleben in die Klosterverfassung über und unterhielt nur einzelne Einsiedeleien in der Nähe seiner Klöster. Das Stammkloster, das Gualbert nach seiner Lage im dichten Tannenwalde am Hochgebirge Valombrosa genannt hatte, wurde durch Schenkungen reich, daher sich die außerordentliche Größe und Pracht seiner 1637 neuaufgeführten Gebäude erklären läßt. Gleichwohl hat dieser stets nur andächtige Orden, der erste, der Laienbrüder annahm, sich nur wenig verbreitet, und nie besondere Bedeutung erlangt. Bei seiner Vereinigung mit den Silvestrinern 1662 nahm er schwarze Kleidung an. Valombrosa erhielt sich mitten unter den Stürmen der Revolution unversehrt und war während der französischen Herrschaft ein Zufluchtsort der Priester. Merkwürdig ist es auch für die Kunstgeschichte, weil ein Mönch zu Valombrosa, Pater Henrich Hugford, 1771 die unter dem Namen Scagliouls bekannte, und später in Florenz sehr vervollkommnete Steinmahlerei erfunden und während seines Aufenthaltes in der reizenden Einsiedelei il Paradisino bei Valombrosa ausgebildet hat. Noch jetzt blüht dieses Kloster und wird oft von Andächtigen und Reisenden besucht, welche der herrlichen Aussicht vom Paradisino nach dem zehn Meilen weiten Florenz und dem Tuscischen Meere genießen wollen. E.

Valuta (franz. valeur), der Werth, ein ursprünglich italienisches Wort, das in den Wechselbriefen gewöhnlich ist, um kurz anzuzeigen, woher die Schuld rühre, oder daß man für die zu zahlen aufgegebene Summe den Werth erhalten habe, des Werths vergnügt worden sey. — Valuta empfangen heißt also, ich habe den Werth für die zu zahlende Summe erhalten. Bisweilen wird auch wohl angegeben, worin dieser Werth besteht, ob in Geld, Waaren, Wechselbriefen u. dgl.

Valvation (von dem französ. Worte evaluation), Schätzung des Werthes oder Preises einer Sache), ist die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte, oder die auf einen festgesetzten Münzfuß sich gründende Bestimmung des Werthes gewisser Geldsorten, nach welchem sie in einem Lande cursiren und angenommen werden sollen. Das Verzeichniß der Münzsorten, die in einem Lande cursiren sollen, mit der Angabe des Preises, zu welchem sie anzunehmen sind, heißt Valvationstabelle. Dergleichen Valvationstabellen werden, z. B. in Sachsen, von Zeit zu Zeit von der Behörde bekannt gemacht. In einigen Ländern nennt man es Münztarif. Die in den Valvationstaellen nicht enthal nen Münzsorten sollen, eben so wie die wirklich verrufenen, weder ausgegeben noch angenommen werden, doch werden beim Handel und Wandel in dieser Rücksicht mancherlei Ausnahmen gemacht.

Vampyren, die größte Gattung der Fledermäuse, von welcher es, nach Verschiedenheit der Größe und Farbe, drei Abarten oder Spielarten giebt. Der Kopf ist dem eines Hundes ähnlich. Diese Thiere halten sich in einigen Gegenden Afrika's, vorzüglich aber auf den ostindischen Inseln, auch in einigen Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Schaaren von einer Insel zur andern. Sie nähren sich von Früchten, fallen aber auch Thiere und

selbst Menschen an, wenn sie schlafen, und saugen ihnen Blut aus, daher sie auch Blutsauger genannt werden. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, wenn die Fenster offen sind, lecken mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis sie wund werden und saugen ihnen das Blut aus. Der Schrecken soll jedoch größer seyn, als der Schaden, den sie damit anrichten. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Fledermäuse zu der Fabel von den Harpyen Anlaß gegeben haben, wenigstens erwähnen ihrer einige alte Schriftsteller. Das Wort Vampyr soll servischen Ursprungs seyn. Im Jahre 1732 entstanden in Ungarn und besonders in Servien große Bewegungen über die Vampyren, welche Untersuchungen von Seiten der Regierung, und in Deutschland verschiedene Schriften für und wider die Sache veranlaßten. Das gemeine Volk jener Länder glaubte nämlich, und glaubt es vielleicht zum Theil noch jetzt, daß die Leichname derer, die wegen Verdachts der Zauberei oder anderer Vergehungen im Kirchenbanne gestorben wären, nicht verwes'ten, sondern an sich selbst nagten, des Nachts aus ihren Gräbern gingen, Personen, mit denen sie ehemals in Verbindung gestanden, das Blut aussaugten, und sie so umbrächten. Wahrscheinlich mochte ein Leichnam, den man noch unversehrt gefunden hatte, zu dieser abergläubischen Erdichtung Anlaß gegeben haben. — Im figürlichen Sinne nennt man bisweilen Vampyren solche Menschen, die durch ungerechte und drückende Auflagen, oder auch durch wucherliche Unternehmungen, Geld von den Bewohnern eines Landes erpressen, und ihnen gleichsam ihren Schweiß und ihr Blut aussaugen.

Vandalen, eine von den Nationen, welche durch die berühmte Völkerwanderung den Untergang des römischen Reichs beförderten. Ihr ursprünglicher Wohnsitz war höchst wahrscheinlich in dem Theile von Norddeutschland, der sich zwischen der Elbe und der Weichsel hin erstreckt; die ältern römischen Schriftsteller reden immer sehr unbestimmt von ihnen. Seit dem dritten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung führten sie, gemeinschaftlich mit den Burgundern, Kriege gegen die Römer am Rhein. Unter dem Kaiser Aurelian (um das Jahr 272) ließen sie sich im westlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen, und einem Theile des jetzigen Ungarns nieder. Als sie aus diesen Gegenden von den Gothen verdrängt wurden, erlaubte ihnen Constantin der Große, sich in Pannonien niederzulassen, wofür sie sich verpflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leisten. Es war ein großer Mißgriff, den die Kaiser thaten, daß sie, bei dem Verfall des römischen Kriegswesens, Fremde unter ihre Legionen aufnahmen und sie selbst zu den höchsten Würden erhoben. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch bei den sogenannten barbarischen, d. h. fremden Völkern immer bekannter, und diese dadurch kühner gemacht, wiederholte Angriffe auf das römische Reich zu wagen. Daß es unter den Vandalen Männer von Talenten gab, beweis't das Beispiel des Stilico (s. d. Art.). Im Jahre 406 verließen die Vandalen Pannonien, und zogen, vereint mit den Alanen und Sueven, nach Gallien, wo sie große Verwüstungen anrichteten, von da über die Pyrenäen (409) in Spanien eindrangen, sich mit den Sueven in das heutige Altcastilien und Galicien theilten, und da ein Reich errichteten, dem sich die Alanen, die sich in Lusitanien niedergelassen hatten, aber sich gegen die Angriffe der Westgothen allein nicht behaupten konnten (420), unterwarfen. Zwischen den Vandalen und Sueven erregte die Eifersucht öftere Kriege; die erstern behielten zwar

die Oberhand, mußten aber doch, von den Römern gedrängt, aus Galicien weichen, und sich nach Bactria — dem Küstenstriche des heutigen Königreichs Granada — ziehen. Die Römer bekriegten sie auch hier, erlitten aber (423) eine große Niederlage, und die Vandalen bekamen Muth zu neuen Unternehmungen, wozu ihnen bald Gelegenheit gegeben wurde. Ihr damaliger König war Genserich (Ganserich), ein tapferer, kluger und unternehmender Fürst, und einer der größten Männer seiner Zeit, der aber, weil er viel Verwüstungen durch seine Kriege verursachte, und von der rechtgläubigen Kirche zu der Arianischen Partei übergetreten war, bei den Geschichtschreibern einen schlimmen Ruf erhalten hat. Das nördliche Afrika war zu dieser Zeit noch den Römern unterworfen. Der Statthalter dieser Provinz, Bonifacius, der von dem Kaiser Valentinian III. beleidigt zu seyn glaubte, wollte sich gegen den Kaiser durch die Hülfe der Vandalen vertheidigen, und rufte diese, unter dem Versprechen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genserich schiffte sich mit seinem ganzen Volke (427) in den Häfen von Andalusien ein, und ging nach Afrika über. Bonifacius war inzwischen mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt worden, wollte daher sein Versprechen nicht erfüllen, und suchte zuletzt durch Waffen die Vandalen zum Rückzuge zu nöthigen. Aber Bonifacius wurde besiegt; Genserich eroberte nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der zu dem abendländischen Kaiserthume gehörte, und stiftete da ein mächtiges Reich, welches er bald mit den Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, Mojorca und Minorca vermehrte. Seine Schiffe beherrschten das mittelländische Meer und verbreiteten Schrecken an den Küsten Italiens. Die Kaiserin Eudoxia, Wittwe Valentinians III., welche der Mörder dieses ihres Gemahls und Usurpator des kaiserlichen Throns, Maximus, gezwungen hatte, sich mit ihm zu vermählen, rufte aus Rache die Vandalen nach Italien. Genserich erschien bald (455), aus Begierde nach Beute, mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringste Anstalt zur Vertheidigung gemacht worden; alles floh, und der Kaiser Maximus wurde nach sehr kurzer Regierung ermordet. Die Vandalen plünderten nun vierzehn Tage lang Rom, und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche die Gothen (s. d. Art.) vormals übrig gelassen hatten. Eine Menge Bildsäulen und andere Denkmäler des Alterthums wurden weggenommen, um, nebst mehreren Tausenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Überfahrt ging ein Schiff, das mit den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Papst Leo, der dem Könige Genserich feierlich entgegen gegangen war, hatte nichts weiter, als die Verschonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. — Diese rohe Wuth, mit welcher die Vandalen die schönsten Kunstwerke raubten, und größtentheils zerstörten, hat zu der Benennung **Vandalismus** Anlaß gegeben, womit man auch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionärs bezeichnete, alles, was das Gepräge der Cultur und Verfeinerung trug, zu vernichten, und dagegen die roheste Barbarei einzuführen. — Streitigkeiten unter Genserichs Nachkommen wegen der Thronfolge veranlaßten den Untergang des vandalischen Reichs, Gelimer, ein unruhiger, ehrsüchtiger Fürst, verdrängte den rechtmäßigen König Hilderich, einen guten Regenten, vom Throne, und ließ ihn ermorden. Hilderich hatte in freundschaftlicher Verbindung mit dem morgenländischen Kaiser Justinian gestanden. Dieser kündigte, um Jenes Tod zu rächen, eigentlich aber in der Absicht,

sich Afrika zu unterwerfen, Gelimern den Krieg an. Justinians großer Feldherr, Belisarius, kam mit nur 15,000 Mann nach Afrika (534), besiegte aber Gelimern in zwei Schlachten, und brachte ihn dahin, daß er sich gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Constantinopel im Triumphe aufgeführt, und mit ihm hörte das Königreich der Vandalen in Afrika auf, nachdem es 106 Jahre bestanden hatte.

Vandamme (Dominique), geboren 1771 in Cassel (im Norddepartement), wo sein Vater Stadtapotheker war, nahm sehr jung Kriegsdienste, und bildete beim Ausbruch des Kriegs von 1792 ein Freicorps, das unter dem Namen der Jäger vom Berg Cassel bekannt wurde. Im Jahre 1793 stand er als Brigadegeneral bei der Nordarmee, kam dann zur Armee der Sambre und Maas, und machte 1795 den Feldzug unter Jourdan, darauf 1796 unter Moreau, und zeichnete sich in diesem und dem darauf folgenden am Rhein durch Muth und Kühnheit aus. Nach dem Frieden von Luneville wurde er Divisionsgeneral und Commandant der 16ten Militärdivision, kam dann in das Lager vor Boulogne, und ging bei dem Ausbruch des Krieges mit Österreich (1805) nach Deutschland, wo er seinen früher erworbenen Ruhm wieder bewährte. Im Feldzuge 1806 und 1807 wurde er mit der Eroberung Schlesiens beauftragt. Im Feldzuge 1809 gegen Österreich standen die Würtemberger unter seinem Befehl, und er lieferte mit denselben bei Urfar, Linz gegenüber, den Österreichern ein rühmliches Gefecht. Den Feldzug gegen Rußland machte er wegen eines Streites mit dem damaligen König von Westphalen nicht mit. 1813 aber wurde er an die Spitze eines Truppencorps, das sich in den hanseatischen Departements bildete, gestellt, und wollte eben die Feindseligkeiten gegen die Russen eröffnen, als der Waffenstillstand eintrat. Nach Verlauf desselben drang er (nach der Schlacht von Dresden) Ende Augusts in Böhmen ein, wurde aber bei Kulm auf allen Seiten angegriffen und eingeschlossen, so daß er sich trotz des tapfersten Widerstandes ergeben mußte. Berüchtigt seines üblen Betragens wegen wurde er als Kriegsgefangener mit Verachtung behandelt, und nach Rußland abgeführt, von wo er erst 1814 zurückkehrte. Nach der Rückkunft Napoleons 1815 wurde er zum Pair von Frankreich ernannt, commandirte im Junius unter Grouchy das dritte Armeecorps, und zeichnete sich bei dem Angriff auf Wavre besonders aus. Seinen Rückzug machte er mit vieler Geschicklichkeit und in bester Ordnung, brachte fast sein ganzes Corps nach Paris, und ging mit demselben hinter die Loire. In die Verordnung vom 24sten Julius mit begriffen, verließ er 1816 Frankreich, und ging nach den Niederlanden und von da nach Amerika. Durch Muth und Tapferkeit sich auszeichnend, hat er anderer Seits durch seine unmäßige Raubsucht und sein tyrannisches Betragen den Haß von ganz Deutschland auf sich geladen.

Vanderbourg (Charles), Mitglied des französischen Nationalinstituts, ehemals Marineoffizier, emigrirte zu Anfang der Revolution nach Deutschland und widmete, wie Charles Villers, dem er in vieler Hinsicht gleichzustellen, seinen Aufenthalt in Deutschland blos dem Studium unserer Sprache, Philosophie und Literatur. Da er sich lange persönlich in Pempelfort bei Düsseldorf im Hause von Friedrich Heinrich Jacobi aufhielt, so lernte er besonders die philosophischen Ansichten desselben lieb gewinnen, und machte seinen Landsleuten auch den philosophischen Roman Woldemar bekannt, der

aber in Paris wenig Glück gemacht haben mag. Er übersetzte noch Lessings Laokoon, Meyers Ansichten von Italien, Krates und Hipparch von Wieland, und mehreres andere. 1814 wurde er an Merciers Statt zum Mitglied des Nationalinstituts ernannt. Er ist gegenwärtig einer der Hauptredacteurs des trefflichen Journal des Savans.

Van Dyk, s. Dyk.

Vanille (epidendrum vanilla L.), von dem spanischen Worte Vaynilla, eine kleine Schote, ist eine windenartige Pflanze, die in Südamerika in den Provinzen Meriko, Peru, Guiana, und in einigen westindischen Inseln auf Bergen wächst, und wie der Weinstock Knoten hat, aus welchen hellgrüne, den Lorbeerblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Sie treibt einen sehr langen Stengel, der sich, wie der Weinstock, mit Hülfe seiner kleinen Gabeln um Bäume schlingt, aber auch, wenn deren keine in der Nähe sind, auf der Erde fortläuft. Die Blüthe ist weißlich gelb. Aus dieser bildet sich, als die Frucht der Pflanze, eine ungefähr sechs Zoll lange, schmale, rauhe und braune Samenkapsel, in Form einer Schote. Das Innere dieser Schote ist mit einem röthlichen, gewürzhaften Mark belegt, und enthält eine schwarze dichte, balsamische Feuchtigkeit, in welcher sich eine Menge kleiner, schwarzer und glänzender Körner befinden. Vom Ende des Septembers an bis zu Ende des Decembers sammelt man diese Schoten, trocknet sie einige Wochen hindurch im Schatten, überstreicht sie mit Öl, um die Insecten abzuhalten, und zu verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt sie dann partienweise in Packete, die mit dünnen Blei- oder Zinnplatten umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Es giebt drei Sorten dieser Schoten; die beste derselben, und die gewöhnlich in Handel kommt, wächst auf den ganz hohen Gebirgen in Neuspanien. Die eigentliche Cultur dieser Pflanze wird von den Landeseingebornen, die sich ausschließlich damit beschäftigen, als ein Geheimniß bewahrt. Die feinen, flüchtigen und gewürzhaften Bestandtheile der Vanille sind nervenstärkend und durch den Reiz, den sie im menschlichen Körper erregen, heilsam; können aber auch durch zu starken Gebrauch sehr schädlich werden. Am häufigsten bedient man sich der Vanille bei der Zubereitung der Chocolate, dann auch zu feinern Speisen; man hat sie bisweilen auch als Medicin gebraucht.

Vanini (Lucilio, oder wie er sich später auf den Titeln seiner Schriften nannte, Julius Cäsar), war ein gelehrter Italiener am Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, der von seinen Zeitgenossen des Atheismus beschuldigt, und deswegen, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, nach dem Urtheilsspruche eines Tribunals verbrannt wurde, in der Folge aber von mehreren Gelehrten, namentlich von Bayle und Voltaire, vertheidigt worden ist. Vanini war 1585 zu Tauresano im Königreiche Neapel geboren, legte sich frühzeitig und mit Eifer auf die Wissenschaften, und studirte zu Rom und Padua Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Astrologie. Er wurde zum Priester geweiht, und fing an zu predigen, gab aber diese Beschäftigung bald wieder auf, und widmete sich ganz dem Studiren. Nach damaliger Art konnte er für einen Polyhistor gelten, oder hatte wenigstens die Eitelkeit, als solcher zu erscheinen. Er durchreis'te nachher einen Theil von Deutschland, Böhmen und die Niederlande, hielt sich einige Zeit lang in Genf und Lyon auf, wo er sich mit dem Unterrichte junger Leute beschäftigte, fand sich veranlaßt, von

letzterm Orte nach England zu flüchten, wurde hier ins Gefängniß gesetzt, und ging nach erhaltener Freiheit nach Lyon zurück. An allen diesen Orten hatte er sich durch seine Äußerungen über die Religion verdächtig gemacht, und einen übeln Ruf zugezogen. In Lyon gab er sein Buch: Amphitheater der göttlichen Vorsehung (amphitheatrum aeternae providentiae) 1615 heraus, das zwar gegen Cardanus und andre Gottesläugner gerichtet zu seyn schien, durch welches er sich aber doch den Verdacht, selbst den Atheismus verbreiten zu wollen, zuzog. Er mußte deswegen Lyon verlassen, und ging nach Paris. Hier gab er 1616 eine zweite Schrift: über die bewundernswürdigen Geheimnisse der Natur (de admirandis Naturae Reginae Deaeque mortalium arcanis, libri quatuor) heraus. Dieses Werk ist in 60 Dialogen abgefaßt, daher es auch bisweilen unter dem Titel: Gespräche über die Natur, erwähnt wird, und ist eigentlich mehr physikalischen, das erste hingegen theologischen Inhalts. Obgleich dieses zweite Buch mit Erlaubniß der theologischen Facultät zu Paris (der Sorbonne) gedruckt worden, so wurde Vanini doch bald deswegen angegriffen, und als Atheist angeklagt. Er verließ daher Paris 1617, und ging nach Toulouse, wo er Unterricht ertheilte. Aber auch hier fand er Gegner, wurde des Atheismus und der Zauberei beschuldigt, in das Gefängniß gebracht, und, ohne hinlängliche Beweise seiner Strafbarkeit, durch einen Urtheilsspruch des Parlaments zu Toulouse, am 9ten Februar 1619 zum Feuer verdammt. Das Urtheil wurde noch an dem nämlichen Tage vollzogen. Vanini wurde zum Richtplatz geschleift, nachdem ihm die Zunge herausgerissen worden war, erwürgt, und dann verbrannt. Er war 34 Jahr alt geworden. Durch diese Art des Todes ist Vanini berühmter geworden, als er sonst durch seine Schriften, denen man keinen hohen Werth zugestehen will, geworden seyn würde. In keinem Falle hatte er eine solche Strafe verdient; aber es scheint, daß er durch unvorsichtiges Benehmen, durch eine gewisse gelehrte Prahlerei und durch beißende Spöttereien, sich heftige Gegner zugezogen habe. Er hat auch eine Apologie des Tridentinischen Conciliums und eine Abhandlung über die Astronomie geschrieben; ob er noch andre Werke, die unter seinem Namen angeführt werden, verfaßt habe, ist ungewiß. Ein Verzeichniß dessen, was für und wider Vanini geschrieben worden ist, enthält das Buch: Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini rc. von W. D. F. Leipzig 1800.

Vanloo, der Name einer Künstlerfamilie, die aus Ecluse in Flandern abstammte, und mehrere berühmte Mahler der niederländischen Schule hervorgebracht hat. Der erste dieser Familie, der sich als Künstler bekannt machte, war Johann. Sein Sohn Jacob arbeitete anfangs als Porträtmahler zu Amsterdam, ging 1663 nach Paris, wurde Mitglied der dasigen Kunstakademie, und starb 1670. Jacobs Sohn, Ludwig, war als Zeichner und Frescomahler berühmt, lebte erst zu Paris, dann zu Aix. Er hatte zwei Söhne die den Namen ihrer Familie zu dem großen Rufe erhoben haben, den sie in der Künstlerwelt erlangt hat. Der älteste derselben, Johann, Baptista, geb. 1684, war Geschichts- und Porträtmahler, hielt sich in Frankreich, Italien und England auf, und mahlte sehr viel Porträts. Von seinen historischen Gemählden sind die meisten in Paris, Toulon, Turin, Rom und London. Verschiedne Kupferstecher haben nach ihm gestochen. Der zweite Sohn, Carl Andreas, geb. 1705, lernte bei seinem ältern Bruder, studirte dann zu Rom, mahlte Historien

und Landschaften, wurde 1735 Mitglied der Akademie der Künste zu Paris, und später Professor bei derselben. Seine Gemählde sind meistens in Frankreich geblieben; einige derselben sind in Kupfer gestochen worden. Johann Baptista hatte vier Söhne, die alle geschickte Künstler waren: Carl Andreas Philipp, lernte bei seines Vaters Bruder, wurde nach Berlin als Hofmahler an Pesnes Stelle berufen, mahlte da verschiedne Deckenstücke und Porträts, und ging 1770 nach Paris zurück; Ludwig Michael war Geschichts- und Porträtmahler, wurde 1745 erster Mahler des Königs von Spanien und starb 1771; Claudius und Franz zeigten beide viele Anlagen, gute Künstler zu werden, starben aber frühzeitig.

Van Mons, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften und Professor an der Universität zu Löwen, einer der berühmtesten Chemiker in Europa, ist 1765 in Brüssel geboren. Er war hier Apotheker, als durch Lavoisier der Chemie eine neue Gestalt gegeben wurde. Van Mons umfaßte das neue System mit Enthusiasmus und wurde einer der thätigsten Verbreiter desselben im Norden von Europa. Es giebt wenige Gelehrte, die durch einen eifrigen und unterbrochenen Briefwechsel mit den bedeutendsten Literatoren aller Länder so viel zum Austausch der wechselseitigen Fortschritte in den Naturwissenschaften beigetragen hätten, als Van Mons. Auch spricht und schreibt er fast alle europäische Sprachen mit Leichtigkeit. Seit mehreren Jahren beschäftigt er sich insbesondere mit der Pomologie und hat darin die interessantesten Entdeckungen gemacht. Seine zahlreichen Schriften hier aufzuführen, fehlt es uns an Raum.

Vanpraet (Joseph), geb. 1757 zu Brügge, einer der Conservatoren der großen Pariser Bibliothek und einer der gelehrtesten Bibliographen unserer Zeit. Er hat davon unter andern durch seine Description des manuscrits de la bibliothèque du Duc de la Vallière einen Beweis gegeben. Seit geraumer Zeit ist er mit einer Bibliographie aller im 15ten Jahrhundert auf Pergament gedruckten Bücher beschäftigt und schon ist der Druck dieses, jedoch nicht für den Buchhandel bestimmten, Werks bedeutend vorgeschritten.

Vansittart (Nikolaus), Kanzler der Schatzkammer in England, ist gegen 1770 geboren. Er begann seine Studien auf der Schule von Westminster, und beendigte sie 1791 in Oxford. Nachdem er sich durch mehrere kleine Schriften über wichtige Finanzgegenstände, die von seinem Talente in der höhern Administration der Finanzen eine vortheilhafte Meinung gaben, bekannt gemacht hatte, wurde er nach dem Tode Pitts als Secretär beim Schatze in die Verwaltung gezogen. Nach der Ermordung Percivals kam er bald darauf als Kanzler der Schatzkammer an dessen Stelle. Er hat diesem wichtigen Posten nicht die Bedeutung gegeben, welche man aus den Zeiten Pitts, der ihn ebenfalls bekleidete, gewohnt war, da es ihm an äußerer Beredsamkeit fehlt und er alle Angriffe der Oppositionspartei gewöhnlich nur mit Rechnunge und Zahlen beantwortet. — Dem Amortisationssystem hat er einen neue und verbesserte Einrichtung gegeben, so wie er überhaupt auf alle Verwaltungsgegenstände großen und wohlthätigen Einfluß gehabt hat und noch hat. Er ist zugleich einer der Vorsteher der großen englischen Bibelgesellschaft und genießt überhaupt den Ruf der strengsten Rechtlichkeit. Man hat viele kleine, aber wichtige Flugschriften von ihm, die sich meistentheils im Pampleteer gesammelt befinden.

Vapeurs (von dem lateinischen Worte vapor, Dunst) haben außer der wörtlichen Bedeutung in der französischen Sprache (Dämpfe, Dünste) auch noch die in der Umgangssprache der vergangenen Jahrzehnte übliche erhalten, daß man bei dem weiblichen Geschlechte gewisse Zufälle, die man anfangs blos von aufsteigenden Winden (Blähungen), dann von Nervenschwäche ableitete, damit bezeichnete. Das Weitere hierüber s. unter dem Art. Hysterie.

Varianten (lectiones variantes, lectiones variae), abweichende Lesarten, sind die Verschiedenheiten des Textes, die sich in den Abschriften eines und desselben Schriftstellers finden, und die theils durch die Unwissenheit und Nachlässigkeit, theils durch unzeitige Verbesserungssucht der Abschreiber entstanden sind. Die Varianten zu sammeln und zu sichten ist das Geschäft der sogenannten niedern oder Wortkritik, deren Zweck die Wiederherstellung des Textes in seiner ursprünglichen Gestalt ist. (S. Kritik.)

Variation (ital. Variazione), heißt in der Musik überhaupt eine auf mannichfaltige Art veränderte Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen und leicht faßlichen) musikalischen Satzes. Eine solche Veränderung wird durch Zergliederung und Verkleinerung der Hauptnoten der Melodie, durch Einmischung durchgehender, harmonischer Neben- oder Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten, und andere dergleichen Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie u. s. w., bewirkt. Das Haupterfoderniß hierbei ist, daß man bei allen diesen verschiedenen Modificationen der Melodie eines solchen Satzes die Grundzüge derselben nie ganz unterdrückt, und der Hauptgesang dadurch nicht ganz aus dem Gedächtnisse verwischt wird. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variirt wird, heißt das Thema, und es heißt daher die Regel: In einer jeden Variation muß man die Grundmelodie des Thema's bestimmt bemerken. Ein Thema wird entweder so variirt, daß jede auf obige Art modificirte Wiederholung desselben einen für sich bestehenden, ohne Beziehung auf die übrigen Veränderungen, in sich abgeschlossenen Satz, von durchaus gleichem rhythmischen Umfange wie das Thema, bildet, oder so, daß man dabei nicht so streng auf das Thema sowohl in Hinsicht der zum Grunde liegenden Melodie als des Umfanges Rücksicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder sie durch eingeschaltete Zwischensätze so verbindet, daß sie zusammen ein Ganzes bilden. Im erstern Fall nennt man den Satz (das Thema) streng variirt, und solche Veränderungen heißen dann Variationen (variazioni) im eigentlichen Sinn. Dergleichen werden gewöhnlich für eine Hauptstimme entweder allein oder mit Begleitung anderer, zuweilen aber auch für mehrere Stimmen abwechselnd (concertirend) gesetzt. Man hat deren eine unzählige Menge für alle Instrumente wie für den Gesang. Im letztern Fall aber nennt man diese Veränderungen freie Variationen, oder blos einen variirten Satz, und dergleichen sind z. B. die meisten Andante's (oder überhaupt Mittelsätze) in den Symphonien von Haydn (welcher diese Manier zuerst einführte), von Beethoven, Romberg, Mozart u. A. m. Auch macht man davon in Quartetten, Trio's, Sonaten u. s. w. Gebrauch. Die Variationen erfodern ein sehr einfaches Thema, mit welchem sich auf mannichfaltige Weise spielen läßt, ohne seinen Charakter zu zerstören. Dergleichen Thema's sind selten, da unsere heutigen Melodien größtentheils schon ursprünglich verziert sind. Auch muß ein solches Thema angenehm in die Ohren fallen. Diese Bedingungen hat un-

ter allen vorzüglich Mozart in seinen Claviervariationen, und Rode in seinen Variationen für die Violine erfüllt. Im Ganzen eignet sich das Variiren mehr für die Instrumentalmusik als für den Gesang, bei welchem der auszusprechende Text meistens das kunstfertige Variiren in dem Umfange, wie es den Instrumenten möglich ist, verbietet. Daher sind Gesangsvariationen, wie die herrlichen von Righini, größtentheils mehr für die Übung des Sängers bestimmt, oder werden angewendet, um blos eine glänzende Virtuosität des Sängers zu zeigen, wie von der Catalani bekannt ist.

Variation (Abweichung) der Magnetnadel, s. Magnetnadel.

Variation des Mondes. Unter den Ungleichheiten, welche die Berechnung der Bewegung des Mondes in seiner Bahn so ganz außerordentlich erschweren, rührt eine davon her, daß seine Gravitation gegen die Sonne in der einen Hälfte der Bahn seiner sonstigen Geschwindigkeit entgegenwirkt, in der andern Hälfte aber mit derselben conspirirt. Sie äußert ihre Wirkungen vorzüglich in den Achteln, d. h. in den 45° von den Linien der Syzygien und Quadraturen entfernten Punkten. — Diese, erst seit Tycho Brahe bekannte Ungleichheit des Mondenlaufs führt den Namen Variation.

Variationscompaß. Es ist bekannt, daß die Richtung der Magnetnadel mehr und weniger von der Richtung der Mittagslinie abweicht. Um die Größe dieser Abweichung zu finden, setzt man einen Compaß so auf den Meridian, daß der erste Theilstreich in denselben fällt, und beobachtet den Winkel, den die Nadel damit macht. Ein dazu vorgerichteter Compaß heißt ein Variations-, Abweichungscompaß, auch Declinatorium. Dr. N.

Variationsrechnung. Die Differentialrechnung (s. d. Art. „Infinitesimalrechnung) handelt in einem eignen Abschnitte (theoria de maximis et minimis) von dem größten und kleinsten Werthe der Functionen, und von den Methoden zur Bestimmung desselben. Ihr einfaches Verfahren lehrt z. B. welchem Werthe der Abscisse, bei irgend einer gegebenen Curve, die größte oder kleinste Ordinate entspreche, zu welcher Bestimmung sie bekanntlich gelangt, indem sie die gegebene primitive Gleichung zwischen den Coordinaten differentiirt und dies Differential = 0 setzt. Erhebt man sich dagegen von der Theorie des Größten und Kleinsten, in der hier angedeuteten Ausdehnung, zu den wichtigern und schwierigern Fragen nach derjenigen oder denjenigen unter allen möglichen Curven, der oder denen gewisse Eigenschaften im höchsten oder geringsten Grade zukommen; fodert man z. B., in dem berühmten Probleme von der Brachystochrone (s. d. Art. Cycloide), unter allen krummen Linien von gleicher Länge diejenigen, welche ein von gegebenen Kräften bewegter Körper in der kürzesten Zeit durchläuft: so führt die analytische Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen auf die Variationsrechnung, welche daher als eine erweiterte Theorie des Größten und Kleinsten erscheint, und statt sich, wie im oben angeführten Falle, auf Differentiation zu beschränken, vielmehr aus einer gefundenen derivirten Gleichung die Primitive abzuleiten verlangt, der die fragliche Eigenschaft beiwohnt. — Die Methode der Variationen, zu deren Erfindung Johann Bernoulli durch Vorlegung des oben erwähnten berühmten Problems von der Brachystochrone im Jahre 1693 die Veranlassung gegeben hat, erscheint

als der Gipfel des von der neueren Geometrie errichteten bewundernswürdigen Gebäudes.

Varinas, ein Sorte Cnaster, der seinen Namen von der Stadt Varinas in der Provinz Venezuela im spanischen Südamerika erhalten hat, wo er vorzüglich gebaut wird. Die Blätter sind schmal, rauh, zugespitzt und neun Zoll lang. Unter diesem Namen wird aber auch virginischer Tabak zubereitet und verkauft.

Variolit, ein Stein von dunkelgrüner Farbe, mit runden, ins Graue spielenden Flecken.

Variorum (Ausgaben cum notis). Man bezeichnet mit dieser Benennung gewisse meistens in Holland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gedruckte und mit den Anmerkungen vieler Commentatoren ausgestattete Ausgaben älterer und neuerer lateinischer und griechischer Schriftsteller in Octavformat. Obgleich viele dieser Ausgaben bei den Gelehrten in geringem Ansehen stehen, so werden sie doch von den Sammlern gesucht. Die Sammlung dieser Ausgaben wird von den Bibliographen bald mehr, bald weniger zahlreich angegeben, je nachdem sie mehr oder weniger neuere und außer Holland gedruckte Ausgaben dazu rechnen.

Varro (Marcus Terentius), einer der gelehrtesten Männer und fruchtbarsten Schriftsteller des alten Roms, geb. im J. Roms 638 oder 116 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er diente in seinen jüngern Jahren im Krieg, bekleidete nachher die Würde eines Tribuns und andre öffentliche Ämter, war ein vertrauter Freund des Cicero, wurde in der Revolution, welche die römische Republik vernichtete, vom Antonius ins Exil geschickt, kam aber unter Augustus wieder nach Rom zurück, und starb da 89 Jahre alt mit dem Ruhme des gelehrtesten Römers, wenigstens des gelehrtesten Kritikers seiner Zeit. Er hat sehr viel über Sprache, Geschichte und Philosophie geschrieben; die Anzahl seiner Schriften soll gegen 500 betragen haben, aber es sind davon nur zwei bis auf unsre Zeiten erhalten worden: ein Werk über die Landwirthschaft (de re rustica) in drei Büchern, und die Fragmente von einem andern über die lateinische Sprache. Was in diesem letztern über die Abstammung (Etymologie) der Wörter enthalten ist, scheint oft zu gesucht zu seyn, und nicht durchaus Beifall zu verdienen. Jenes findet sich in den Ausgaben der Scriptorum rei rusticae; von diesem erschien die beste Ausgabe zu Dordrecht 1619, 8.

Varus (Quintilius), ein Feldherr des römischen Kaisers Augustus, der, ohne die merkwürdige Niederlage, die er in Deutschland erlitt, wohl nicht in der Geschichte erwähnt werden würde. Die kriegerischen Unternehmungen, die Julius Cäsar gegen die Deutschen begonnen hatte, wurden unter Augustus fortgesetzt. Dieser schickte seine beiden Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, nach einander nach Deutschland. Dem letztern folgte Quintilius Varus als Statthalter in Germanien, nachdem er vorher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte. Varus wollte die Deutschen an die Sprache, Sitten und Gebräuche der Römer gewöhnen; aber anstatt diese Veränderung mit behutsamer Langsamkeit zu bewirken, verfuhr er dabei mit übermüthiger Eile. In seinem Lager, von seinen Legionen umgeben, saß er zu Gericht, richtete und strafte die Deutschen nach den römischen Gesetzen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Ein solches Benehmen mußte ihren Argwohn erregen und die Furcht, ihre Freiheit ganz zu verlieren. Eine Verschwörung gegen Varus wurde ins-

geheim eingeleitet; der Cherusker Fürst Hermann war die Seele derselben. Er faßte den großen Gedanken, Deutschland von den römischen Unterdrückern zu befreien. Dem unter den Verschwornen verabredeten Plane gemäß, wurden in verschiednen Gegenden Deutschlands Feindseligkeiten begonnen. Um sie zu dämpfen, verließ Varus, auf Hermanns falschen Rath, und wider Segests, des Schwiegervaters von Hermann, Vorstellungen, sein verschanztes Lager, und setzte sich mit drei auserlesenen römischen Legionen in Marsch. Als er den Teutoburger Wald — in der Gegend der Stadt Detmold in der Grafschaft Lippe — erreicht hatte, wurde er von den vereinten Deutschen auf allen Seiten angegriffen. Varus befand sich jetzt in einer äußerst gefährlichen Lage. Unbekannte, unwegsame Gegenden, undurchdringliche Waldungen, ungünstiges Wetter, zahlreiche und erbitterte Feinde machten hier die Kriegskunst der disciplinirten und sieggewohnten Römer unnütz. Zweimal schlugen sich die Römer mit der größten Anstrengung durch, um sich in einem Lager zu verschanzen, aber sie mußten endlich unterliegen, und wurden völlig zu Grunde gerichtet. Varus entleibte sich selbst, um die Schande seiner Niederlage nicht zu überleben.

Vasall (Lehnsmann) ist derjenige, der von seinem Oberherrn (Lehnsherrn) den Besitz irgend eines Gutes (Lehn) unter der Bedingung gewisser Verbindlichkeiten (Lehnsverband) und zu leistender Dienste erhalten hat. Wort und Sache stammen aus dem Mittelalter her. Die Benennungen Vassus und Vasallus werden in den Schriften jener Zeit als gleichbedeutend gebraucht. Die Lehnsverfassung entstand bekanntlich zuerst bei den Longobarden in Italien; die Carolinger nahmen das longobardische Lehnsrecht zum Muster, und bildeten es weiter aus. Die von den überwundnen Völkern abgetretenen oder abgenommenen Stücke Landes wurden unter die Tapfersten der Nation vertheilt, und hießen fortes; sie waren der Ursprung der Lehngüter. Andere Arten der Lehen waren die Beneficia Vegum, welche die Könige von ihren eignen Besitzungen, auf Widerruf oder auf Lebenszeit, ertheilten, um sich solche beneficiarios, auch Vessos milites ꝛc. genannt, zur Treue und zu Kriegsdiensten näher zu verbinden. — Vasallagium — ein gleichfalls barbarisches Wort des Mittelalters — ist die Lehnspflicht, womit ein Vasall seinem Oberherrn verbunden ist (s. d. Art. Lehnswesen).

Vasari (Giorgio), wichtig als der Erste, der eine vollständige und ausführliche Geschichte aller neuern Künstler lieferte, war 1512 zu Arezzo geboren. Seine Lehrer waren Luca Signorelli, Michel Angelo Buonaroti und Andrea del Sarto. Der Cardinal Ippolito de' Medici, Papst Clemens VII. und der Herzog Alessandro hatten ihn nach einander in ihren Diensten. Nach dem Tode des Herzogs faßte er den Entschluß, nicht wieder Hofdienste zu nehmen. Dennoch wurde er von den nachfolgenden Herzogen, von den Päpsten und andern vornehmen Personen vielfältig als Baumeister und Mahler gebraucht; denn in beiden Eigenschaften, besonders aber in ersterer, hatte er einen großen Namen. Von allem, was er in Florenz, Arezzo, Pisa, Venedig, Bologna, Rom und andern Orten arbeitete, hat er selbst uns Nachricht gegeben. Wichtiger und interessanter für uns sind seine Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, welche zuerst 1550 und in wiederholten Auflagen vermehrt erschienen. Sie sind noch jetzt sehr geschätzt wegen der in ihnen enthaltenen Notizen sowohl, als auch wegen der eingestreuten Reflexionen über die Künste,

von denen die Rede ist, und deren Fortschritte sehr gut nachgewiesen werden; wiewohl den Verfasser allerdings ein doppelter Tadel trifft: einmal, daß er in die Lebensgeschichten der ältern Meister viele Irrthümer, die jedoch durch den Mangel an bessern Nachrichten zu entschuldigen sind, aufgenommen, sodann, daß er die vaterländischen und die nicht toscanischen Meister nicht mit gleicher Gerechtigkeit gewürdigt, sondern diese gegen jene sichtlich in Schatten gestellt hat. Diesem weniger verzeihlichen Mangel abzuhelfen, haben spätere Schriftsteller zu Neapel, Bologna, Venedig u. s. w. die Lebensgeschichten der Künstler ihres Vaterlandes geliefert. Noch besitzen wir von Vasari eine Abhandlung über die Mahlerei und einiges Andre. Er starb 1574.

Vasco da Gama, s. Gama.

Vase (Lat. vasa) bezeichnet eigentlich nur ein Gefäß; allein wir verbinden damit gewöhnlich den Begriff eines schönen, kunstreich geformten Daher in engerer Bedeutung gewisse bei den Alten gewöhnliche irdene Gefäße, welche verschiedene Bestimmungen hatten. Sie wurden theils bei dem Gottesdienste gebraucht (vasa votiva), theils standen sie in Grüften (vasa funeraria), theils dienten sie bei öffentlichen Angelegenheiten, z. B. zum Stimmensammeln rc. (S. d. Art. Urnen). Diejenigen Vasen, welche besonders neuerlich bei dem Ausgraben der Alterthümer aufgefunden worden, sind von einer ganz vorzüglich feinen, röthlichen Erdmasse, mit den herrlichsten Zeichnungen, den schönsten Gruppen en hautrelief geziert. Man nannte sie fälschlich etrurische, da doch erwiesen ist, daß sie altgriechischen Ursprungs, und vielleicht vor mehr als 2000 Jahren in den blühenden Freistaaten von Unteritalien, das man von seinen griechischen Pflanzstädten auch Großgriechenland nannte, von kunstreichen Händen nach griechischen Modellen verfertigt sind, und daher weit richtiger campanische oder nolanische Gefäße genannt werden. Der berühmte W. Tischbein zu Neapel hat 1791 in einem prächtigen Kupferwerke Zeichnungen von solchen Vasen gesammelt herausgegeben, nachdem ihm d'Haucarville schon vorangegangen war. Unstreitig enthalten alle diese Zeichnungen die interessantesten Belehrungen über Mythologie, Religionsgebräuche rc. des geistreichsten Volkes des Alterthums; und Mahler, Zeichner u. s. w. finden hier den reichsten Schatz für neue Ideen und Compositionen, aus welchen auch schon reichlich geschöpft worden. Winckelmann, Hamilton und Böttiger haben sich um Sammlung und Erklärung solcher Vasengemählde bleibende Verdienste erworben.

Väterliche Gewalt (Inbegriff der Rechte, welche die bürgerlichen Gesetze dem Vater über seine Kinder beilegen), besteht namentlich in dem Rechte des Vaters, die Handlungen seiner Kinder, so lange dieselben noch nicht aus seiner Gewalt getreten, zu leiten, d. h. in so fern sie nicht mit andern Gesetzen in Widerspruch gerathen, so wie in dem Nießbrauche des Vermögens derselben. Diese Rechte lassen sich folgendermaßen näher bestimmen. Dem Vater steht das Recht der Erziehung, also auch der Correction zu; nicht aber die Bestrafung eines Verbrechens; ferner das Recht, die Kinder zu Dienstleistungen anzuhalten, und ein modificirtes Recht auf das Eigenthum der Kinder und ihren Erwerb. — Das alte römische Recht erkannte dem Vater zu das Recht über Leben und Tod der Kinder, das Recht dreimaligen Verkaufes, d. h. wenn sie das erstemal freigegeben waren, sie wieder zu verkaufen, das Recht auf allen Erwerb derselben. Nach diesem Rechte war die Lage der Kinder noch

ungleich ungünstiger als die der Sklaven, und sie waren das Eigenthum des Vaters im strengen Sinne. Dieses strenge Verhältniß ist in den neuern Rechten sehr gemildert worden. — Die väterliche Gewalt wird erworben durch eine gültige Ehe — nicht durch unehelichen Beischlaf — durch Legitimation (s. d. Art.) und durch Adoption. Sie erlischt mit den Jahren allmählig und wird ganz aufgehoben a) durch den natürlichen bürgerlichen Tod des Vaters; b) durch Rechtsgründe, auf Mißbrauch der väterlichen Gewalt und grobe Vernachlässigung der älterlichen Pflichten gegründet; wenn z. B. der Vater das Kind aussetzt oder die Tochter prostituiren will; c) durch Emancipation, d. h. durch Anstellung einer besondern Haushaltung, in so fern von den Ältern dazu nichts mehr verlangt wird; bei Töchtern durch Verheirathung; durch rechtliche Entscheidung nach der Klage über schlechte Behandlung 2c. Die väterliche Gewalt ist in der Natur der Dinge begründet und ein reinmenschliches Institut. Sie ist am stärksten im patriarchalischen Leben der Menschen, d. h. in den Uranfängen des Staates, und wird schwächer, je mehr sich die Staatsverhältnisse entwickeln, weil dann der Staat mit seiner Vorsorge, wie mit seinen Ansprüchen und Rechten, an die Stelle des Vaters tritt. Eine glückliche Harmonie zwischen den Rechten des Vaters und des Staates herzustellen, ist für jeden Gesetzgeber eine wohl zu berücksichtigende Aufgabe, indem durch zu große Laßheit der Familienbande die vollkommene Entwickelung des Menschen gestört wird.

Vatican, der größte Palast des heutigen Roms, auf dem vaticanischen Berge erbaut, von welchem er den Namen erhalten hat. Es ist ein weitläuftiges, aber nicht regelmäßiges Gebäude, das 22 Höfe und 11,000 Zimmer enthält. Mehrere Päpste haben an demselben gebaut und erst unter Sixtus V. († 1590) ist er vollendet worden. Hier ist die berühmte vaticanische Bibliothek. Der Vatican ist mit dem wegen seiner Statuen berühmten Belvedere und mit der Engelsburg verbunden. Hier wird auch das Conclave zur Wahl eines neuen Papstes gehalten. Da der Papst gewöhnlich in diesem Palaste wohnt, so wird die Benennung **Vatican** auch oft für die päpstliche Regierung selbst gebraucht.

Vauban (Sebastien le Prestre de), Marschall von Frankreich, der größte Ingenieur, den Frankreich hervorgebracht hat. Er war geboren den 1sten Mai 1633 und nahm im 17ten Jahre Kriegsdienste. Seine Talente und sein außerordentliches Genie für die Befestigungskunst zeichneten ihn sehr bald bei den Belagerungen von St. Menehould (1653), von Stenay (1654) und bei andern Gelegenheiten rühmlichst aus, und seine Verdienste erhoben ihn zu den ersten militärischen Würden. Er wurde 1668 zum Gouverneur vor Lille (Ryssel) — dessen Befestigung für sein Meisterwerk gehalten wurde — und im folgenden Jahr zum General-Commissär aller französischen Festungen ernannt. Im J. 1689 erhielt er das Commando an der flandrischen Küste und 1703 den Marschallsstab. Er starb zu Paris den 30sten März 1707, 74 Jahre alt. Vauban gehört zu den großen Männern Frankreichs, welche die Kriegskunst vervollkommneten, und dadurch Frankreich eine geraume Zeit hindurch eine so große Überlegenheit über andre Mächte verschafften. Er hat die Kunst, Plätze zu befestigen und feste Plätze anzugreifen, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, den man vor ihm nicht kannte; sein System ist noch immer unter dem Namen von **Vaubans Manier** bekannt.

Er hat mehr als 300 Plätze befestigt, und die Belagerungen von 53 Festungen dirigirt, kam aber nie selbst in den Fall, sich in einer Festung vertheidigen zu müssen. Als im Anfange des 18ten Jahrhunderts, im spanischen Erbfolgekriege, das Kriegsglück von den französischen Heeren wich, gingen auch die beiden wichtigsten Werke Vaubans, die Festungen Landau (1704) und Lille (1708), verloren. Man schreibt ihm ein sehr geschätztes Werk über die Befestigungskunst zu. Vaubans Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände; er war Statistiker und politischer Arithmetiker. Es wird ihm ein Werk: Projet d'une Dixme Royale, zugeschrieben, in welchem eine bis dahin nicht gemachte Berechnung des Flächeninhalts und der Bevölkerung Frankreichs enthalten ist. Auf königlichen Befehl, den Vauban veranlaßt hatte, mußten die Intendanten der verschiednen Provinzen die Data einsenden, aus welchen Vauban seine Berechnungen fertigte. Wenn man auch in der Folge gegen diese Berechnungen, bei fortgesetzten Nachforschungen, einige Einwendungen machte, und die Angabe des Flächeninhalts für zu groß, die der Bevölkerung aber für zu gering hielt; so bleibt doch Vauban das Verdienst, diese für die Staatswirthschaft so wichtigen Untersuchungen zuerst angestellt zu haben.

Vaucanson, ein französischer Mechaniker des vorigen Jahrhunderts, gebürtig aus Lyon, gestorben 1783. Er hat sich durch seine künstlichen und sinnreichen Automaten auch im Auslande berühmt gemacht. Diese Automaten sind: a) eine Ente von Messing, die alle Bewegungen einer lebendigen Ente macht, das vorgestreute Futter verschlingt, und es auf dem gewöhnlichen Wege wieder von sich giebt; b) ein provenzalischer Schalmeipfeifer; c) der berühmte Flötenspieler. Dieses letztere Automat stellt eine Figur in gewöhnlicher Mannshöhe, auf einem Piedestal sitzend, vor, in welchem ein Triebwerk und Blasebälge angebracht sind, durch die der Wind so in die verschiednen Theile der Maschine geleitet wird, daß sich die Lippen des Flötenspielers und seine Finger auf der Flöte ganz regelmäßig bewegen. Vaucanson zeigte dieses Automat schon 1738 in Paris, und erklärte den Mechanismus desselben in einer Abhandlung, die er unter dem Titel: le Mécanisme du fluteur automate par Vaucanson, Paris 1738, herausgab. In der Folge kam es, nebst den andern Maschinen, in die Hände eines Mechanikers Du Moulin, der es in Deutschland zeigte, und dann nach Petersburg brachte. Im J. 1781 kaufte es der bekannte Hofrath und Professor Beireis in Helmstädt, wenigstens sind alle drei Automaten in dem Verzeichnisse einer Sammlung Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zusammengebracht durch rc. Beireis, Helmstädt 1811 aufgeführt, und wurden, wie die übrigen Gegenstände dieser sonderbaren Sammlung, öffentlich zum Kauf ausgeboten.

Vaucluse (vallis clausa), ein kleiner Flecken in einem Thale unweit Avignon, von welchem ein Departement in Frankreich den Namen Departement von Vaucluse erhalten hat. Bei Vaucluse entspringt, zwischen eng geschlossenen Felsen, aus einer Höhle, die Sorgue, ein sonst unbedeutender Fluß, der aber gleich beim ersten Ursprunge stark ist, sich von hohen Felsen in verschiedenen Cascaden herabstürzt, und nach einem Laufe von ungefähr zwei Meilen durch eine der anmuthigsten Gegenden, bei Avignon in die Rhone fällt. Vaucluse ist durch den Aufenthalt Petrarca's und die Quelle der Sorgue durch die Verse dieses Dichters berühmt geworden.

Vaud (Pays de), s. Pays de Vaud.

Vaudeville, eine Gattung französischer leichter Lieder — eine Art Volkslied, das aus mehrern Strophen (couplets) besteht und heitern, oft auch satirischen Inhalts ist, und im letztern Falle irgend eine komische Begebenheit des Tages, eine lächerliche Sitte oder Thorheit des Zeitalters schildert. Ein Haupterfoderniß des Vaudeville ist, daß es eine leichte, gefällige Melodie habe, und daß das Hauptwort oder der Hauptgedanke am Ende jeder Strophe mit passenden Veränderungen wiederholt werde. Die kleinen, leichten, mit Strophen aus solchen Liedern durchwebten, Schauspiele, die auf dem, seit 1791 zu Paris eröffneten, Théatre du Vaudeville aufgeführt werden, und Comédies-Vaudeville heißen, endigen mit einem Vaudeville; jede der spielenden Personen singt eine Strophe desselben, die auf den Charakter, den sie im Stücke vorstellte, Bezug hat. Der Versuch, diese Art Theaterstücke in dem Liederspiele (s. d.) auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, ist nicht gelungen. Über die Etymologie des Worts sind die Meinungen verschieden. Das Wörterbuch der französischen Akademie leitet es von Vau de Vire, einem Thale in der Normandie, her, wo dergleichen Gedichte gesungen worden seyn sollen. Aber diese Herleitung ist unstreitig gezwungen; natürlicher scheint es, daß Vaudeville einerlei Ursprung habe mit dem Worte vau-de route, ein jäher, abhängiger Weg, das nur noch in der Redensart fuir à vau-de-route, über Hals und Kopf fliehen, sich gleichsam von der Anhöhe herabstürzen, gebräuchlich ist. Beide Ausdrücke scheinen von dem lateinischen Worte vadere, gehen, abzustammen, und dadurch zugleich ihren sehr alten Ursprung zu beurkunden. Es würde daher auch vergebliche Mühe seyn, den Erfinder des Vaudeville erforschen zu wollen. Aus dieser Etymologie geht aber auch die Bedeutung des Worts Vaudeville hervor, daß es nämlich ein Lied sey, das häufig in der Stadt gesungen wird, und gleichsam von Mund zu Mund geht. Man würde es jedoch mit Unrecht durch unser deutsches Gassenhauer, eine Benennung, die gewöhnlich nur im verächtlichen Sinne gebraucht wird, übersetzen.

Vauxhall ist der Name eines der vielen Vergnügungsörter in der Nähe von London. Es ist ein äußerst angenehmer, in einer kleinen Entfernung von der Stadt, am Ufer der Themse gelegener Garten, in welchem einzelne Baumpartien, Arkaden, Alleen und viele Pavillons sind. An den sogenannten Galla-Nächten, wenn der Geburtstag irgend eines Mitglieds der königlichen Familie gefeiert wird, ist dieser Garten prachtvoll erleuchtet, und wird dann wohl von mehr als 12,000 Menschen besucht. Instrumental- und Vocal-Musik, Tanz, Feuerwerke und andere optische Vorstellungen unterhalten die Gesellschaft, auch der Gaumen kann hier auf alle Art befriedigt werden. Alle deutsche Reisende, welche über England geschrieben haben, und neuerlich Johanna Schopenhauer in ihrer Reise durch England (2te Aufl. 1818) schildern diesen Ort und die Unterhaltung daselbst als äußerst reizend. — Man hat angefangen, auch in Deutschland gesellschaftliche Versammlungen zu Musik und Tanz Vauxhall zu nennen.

Vedam, s. Indische Literatur.

Vedette, eine Schildwacht zu Pferde im Felde. Das Wort kommt ursprünglich von dem italienischen vedetta (von vedere, sehen) her und heißt eigentlich ein Wartthurm, auf welchem man sich weit in die Ferne umsehen kann. Die Vedetten am schicklichsten

Orte aufzustellen und sie zweckmäßig zu instruiren, gehört mit zu der Theorie des kleinen Kriegs, die einem Offizier der leichten Cavallerie unentbehrlich ist. Es ist rathsam, zwei Mann als Vedette aufzustellen, damit einer den andern gehörig unterstützen könne. Die Vedette muß, nach Beschaffenheit der Umstände, bei Annäherung des Feindes sich sogleich zurückziehen und Nachricht geben, oder auch wohl dem Feinde ein Stück entgegengehen. Sie müssen fleißig visitirt und, um die Leute nicht zu sehr zu ermüden, öfters abgelöst werden.

Vega (Don Frey Lope Felix de) **Carpio**, gewöhnlich **Lope de Vega** genannt, der berühmte Theaterdichter der Spanier, war zu Madrid den 25. Sept. 1562 geboren. Von seiner zartesten Kindheit an zeigte er die lebhafteste Neigung für die Dichtkunst; er machte Verse, bevor er sie schreiben konnte, und war, wie er selbst versichert, kaum zwölf Jahr alt, als er schon mehrere Stücke verfertigt hatte. Um dieselbe Zeit entlief er mit einem seiner Cameraden aus der Schule, blos aus Begierde, die Welt zu sehen. Aber bald fehlten ihnen die Mittel dazu. Zu Astorga waren sie genöthigt, einige kleine silberne Kostbarkeiten zu verkaufen, und wendeten sich deshalb an einen Goldschmid, welcher in der Vermuthung, daß dies gestohlne Sachen seyn könnten, die jungen Leute vor die Obrigkeit führte. Diese ließ sie nach Madrid zurückbringen. Lope verlor seine Ältern früh und konnte nur durch Unterstützung des Bischofs Avila zu Alcala seinen philosophischen Cursus vollenden. Hierauf ging er nach Madrid zurück. Lope fand hier an dem Herzog von Alba einen Beschützer. Aufgefodert von diesem Mäcen, dessen Secretär er ward, verfertigte er seine Arcadia, ein heroisches Pastorale in Prosa und Versen, zu welcher Gattung Montemayor in seiner Diana das Beispiel gegeben hatte. Nach Lord Holland, seinem neusten Biographen, ist die Arcadia nichts anders, als eine Idylle in fünf sehr langen Acten, worin die Schäfer mit ihren Dulcineen die Sprache des Amadis reden und Untersuchungen über Theologie, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Poesie anstellen. Auch kommen mehrere Inschriften auf berühmte Männer vor, welche sich an dem Fuße der Statuen derselben in einem Saal befinden, in welchem ein Theil der Handlung vorgeht. Schon dieses erste Werk des spanischen Dichters bewies eine mannichfaltige Gelehrsamkeit und sehr ausgebreitete Kenntnisse. Bizarre Gedanken und Wortspiele sind in diesem, wie in andern Werken Lope's, sehr häufig, und überhaupt ist Lope einer von den Schriftstellern, welche ein gefährliches Beispiel jenes falschen Witzes aufgestellt haben, dessen Geschmack sich beinahe in ganz Europa verbreitete. Marini führte ihn besonders in Italien ein, und erkannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken von Verehrung an, daß Lope sein Vorbild gewesen. — Nach der Bekanntmachung seiner Arcadia verheirathete sich Lope, doch brachte dieses seinen Studien und seinen Lieblingsbeschäftigungen keinen Nachtheil, vielmehr scheint er die Dichtkunst bis zu dem unglücklichen Ereignisse, welches ihn nöthigte, Madrid zu verlassen, mit immer steigendem Eifer betrieben zu haben. Ein Edelmann von bedeutendem Rang und Ansehen hatte sich nämlich auf Lope's Kosten lustig gemacht. Der Dichter rächte sich an diesem Kritiker und gab ihn dem Gelächter der ganzen Stadt Preis. Sein Gegner foderte ihn zu einer andern Art von Kampf, in welchem er die Oberhand leichter zu gewinnen hoffte, als in einem literarischen Streite; aber Lope verwundete ihn gefährlich. Genöthigt, die Flucht zu ergreifen, wählte der Dichter Valen-

cia zu seinem Zufluchtsort. Als er nachher nach Madrid zurückgekehrt war, und seine Frau verloren hatte, wurde ihm der Aufenthalt daselbst unerträglich. Er schiffte sich daher ein und nahm an der merkwürdigen Armade Theil, deren Unstern bekannt ist. Während dieser Expedition verfertigte er la Hermosura d'Angelica (Angelikens Schönheit), ein Gedicht in 20 Gesängen, welches die Geschichte dieser Prinzessin von da an weiter fortführt, wo Ariost sie verlassen hat. Er glaubte dadurch seinem Vaterlande eine Ehre zu erweisen, auf dessen Gebiete, wie er im Turpin gefunden hatte, die folgenden Abenteuer vorfallen. Außer der Gefahr, mit Ariost zu wetteifern, vermehrte sich die Schwierigkeit des Erfolgs durch die Herausgabe eines Gedichts des Luis Borhono de Soto über denselben Gegenstand unter dem Titel: Las Lagrimas de Angelica, ein Werk, welches für eines der besten spanischen Gedichte gilt, und auch im Don Quixote rühmlich erwähnt wird. Nach seiner glücklichen Zurückkunft nach Madrid 1590 verheirathete er sich wieder. Im J. 1598 gewann er einen der poetischen Preise, welche bei Gelegenheit der Canonisation des heil. Isidors ausgesetzt waren, durch ein dazu verfertigtes Lobgedicht. Dieses gab er mit einer Mange andrer Gedichte auf diesen Gegenstand, und die Preisbewerbung selbst unter dem Namen Tomé de Burguillos heraus. Um diese Zeit verfertigte er auch eine große Anzahl Theaterstücke. Sein literarischer Ruhm wuchs unaufhörlich, und das häusliche Glück, welches ihm jetzt zu Theil ward, machte diese Zeit zu der glücklichsten Periode seines Lebens. Aber leider dauerte letzteres nur kurze Zeit. Von drei Personen, welche seine Familie ausmachten, verlor er seinen Sohn im achten Jahre, seine Gattin überlebte denselben kaum und es blieb unserm Dichter nur seine noch sehr kleine Tochter übrig. Niedergeschlagen durch diesen Verlust entschloß er sich, in der Übung der Religion seinen Trost zu suchen, und wurde Secretär der Inquisition und Priester. Aber seine Andacht unterbrach seine poetischen Beschäftigungen nicht, und er strebte immer mehr, den ausgezeichneten Rang, welchen er auf dem spanischen Parnaß einnahm, zu behaupten, und die Angriffe seiner Feinde und Nebenbuhler abzuwehren, unter welchen Luis de Gorgora y Argote der vornehmste war. Lope, der in dessen Satiren angegriffen worden, und über die durch diesen Schriftsteller bewirkten Fortschritte des verdorbenen Geschmacks unwillig war, erlaubte sich in seinen Stücken, ihn sowohl als seine Schüler wegen ihres dunkeln und pretiösen Styls ins Lächerliche zu stellen; ob er gleich in seinem Gedichte Laurel de Apollo die unläugbaren Talente des Gongora anerkannte. Doch ergriff der falsche Geschmack des Gongora auch seine Gegner, und man kann sagen, daß selbst Lope's letzte Werke nicht ganz davon ausgenommen sind. Ein anderer literarischer Gegner von noch bedeutenderem Talent und Ansehen war Cervantes. Dieser wagte, ihm öffentlich in einem Sonette den Rath zu geben, er solle das epische Gedicht, mit welchem er sich damals beschäftigte, Jerusalem conquistada, doch unvollendet lassen. Lope parodirte dieses Sonett und gab sein Gedicht heraus, das schwächste seiner Werke, welches zwar mehrere Ausgaben erhalten, aber am wenigsten Glück gemacht hat. Der Verf. hatte es mit vielen Anmerkungen begleitet, die man in der letzten Ausgabe von 1777 findet. Doch erwies ihm Cervantes die Gerechtigkeit und erkannte sein Verdienst in folgenden Versen an:

Poeta insigne, á cuyo verso o prosa
Ninguno le avantaje ni aun li llega.

(Ein ausgezeichneter Dichter, den in Vers und Prosa keiner übertrifft noch erreicht). Cervantes starb bald darauf im Elend (1616) in der nämlichen Stadt, in welcher sein Nebenbuhler im Glanz und Überflusse, und im Besitz der öffentlichen Bewunderung lebte. Wie ganz verschieden hat über beide Dichter die Nachwelt geurtheilt. Seit zweihundert Jahren ist seitdem Cervantes Ruhm gestiegen, während Lope in seinem eignen Vaterlande vernachlässigt ist. Um die Zeit, da Cervantes starb, hatte der Enthusiasmus der Spanier für Lope die Gestalt abgöttischer Verehrung angenommen, und er selbst war nicht besonnen genug, dieselbe zurückzuweisen. Die Bewunderer Lope's verdammten den Verfasser der Spongia, der ihn streng beurtheilt und ihm vorgeworfen hatte, daß er kein Latein verstehe, als einen literarischen Ketzer, und er selbst beklagt sich in dem Prolog zu seinem Roman: El peregrino in sua patria, daß man seinen Talenten nicht die ihnen zustehende Hochachtung und Aufmunterung erwiesen habe. — Die Anzahl seiner poetischen Erzeugnisse ist außerordentlich. Selten verging ein Jahr, in welchem er nicht irgend ein Gedicht drucken ließ, und kaum ein Monat, ja kaum eine Woche, in welcher er nicht irgend ein Stück aufs Theater brachte. Ein Hirtengedicht in Prosa und Versen, in welchem er die Geburt Christi feiert, begründete seine Oberherrschaft in dieser Gattung; und viele Verse und Hymnen über heilige Gegenstände bewährten seinen Eifer für den neuen Beruf, dem er sich ergeben hatte. Philipp IV., welcher das spanische Theater sehr begünstigte, fand bei seiner Thronbesteigung (1621) Lope im Besitz der Bühne. Lope übte damals über Dichter, Schauspieler und Publicum eine Autorität ohne Gränzen aus. Sogleich wurde der Dichter von diesem Fürsten mit neuen Ehrenbezeigungen und Wohlthaten überhäuft. In dieser Zeit gab er los Triumphos de la Fé; las Fortunas de Diana; Novellen in Prosa, Nachahmungen von denen des Cervantes; Circe, ein episches Gedicht, und Philomena, eine Allegorie, heraus, in welcher er sich unter der Rolle der Nachtigall an einigen Kritikern zu rächen sucht, die er unter dem Namen der Drossel vorstellte. Sein Ruf stieg so sehr, daß er endlich dem Enthusiasmus, den man ihm bezeigte, zu mißtrauen anfing. Daher machte er den Versuch und ließ (1626) das Werk Soliloquios a Dios unter dem falschen Namen R. P. Gabriel de Padecopeo (welcher Name anagrammatisch den des Lope de Vega de Carpio enthält) in die Welt ausgehen, welches ebenfalls großen Beifall erhielt. Er gab darauf ein Gedicht, welches das Unglück der Königin von Schottland, Maria Stuart, zum Gegenstand hat, Corona tragica (die tragische Krone) heraus, und dedicirte es dem Papste Urban VIII., welcher selbst den Tod dieser Königin in einigen Versen besungen hatte. Der Papst antwortete dem Dichter eigenhändig und beehrte ihn mit dem Titel eines Doctors der Theologie; auch sendete er ihm das Malteserkreuz und ernannte ihm zum apostolischen Kammerfiscal: Ehrenbezeigungen, die zugleich seinem Eifer für den strengen Catholicismus galten, um dessen willen ihm auch die Inquisition die seltene Ehre erwies, und ihn zu ihrem Familiar machte. Dies alles trug bei, den Enthusiasmus der Spanier für „das Wunder der Literatur“ zu unterhalten. Das Volk, für welches er unbekümmert um die Kritik schrieb — (denn er soll gesagt haben: das Volk müsse die Komö-

dien bezahlen, es sey also auch billig, daß man es nach seinem Gefallen bediene) — lief ihm nach, wo er sich auf der Straße zeigte, und staunte das Naturwunder (monstruo de naturaleza), wie ihn Cervantes genannt hatte, an. Die Theaterdirectoren rissen sich um seine Stücke, und bezahlten ihm so ansehnliche Honorare, daß er einmal ein Vermögen von mehr als hundert tausend Ducaten besessen haben soll — was aber natürlich nicht bei ihm blieb, da er sehr freigebig war und die Armen Madrids bei ihm stets offene Casse fanden; daher er auch wenig hinterlassen haben soll. Das geistliche Collegium in Madrid, in welches er sich hatte aufnehmen lassen, erwählte ihn zu seinem Vorsteher (capellan mayor). Wollte man in der gewöhnlichen Unterhaltung etwas in seiner Art Vollkommenes bezeichnen, so nannte man es „Lopisch." Bis ins Jahr 1635 fuhr Lope ununterbrochen fort, Gedichte und Theaterstücke herauszugeben. Aber von da an beschäftigte er sich blos mit religiösen Gedanken, ergab sich streng den klösterlichen Übungen, und starb den 26sten August desselben Jahres. Die Wirkung, welche sein Tod hervorbrachte, übertraf noch die Achtung, welche man ihm während seines Lebens bewiesen hatte. Der fürstliche Glanz seines Begräbnisses, welches der Herzog von Susa, der vorzüglichste seiner Gönner, den er auch zum Executor seines Testaments ernannt hatte, anordnete, die große Anzahl, so wie der Ton der Lobreden, welche bei dieser Gelegenheit verfertigt wurden, der Wetteifer einheimischer und fremder Dichter, diesen Tod zu beweinen und seinen Ruhm zu feiern, bieten ein einziges Beispiel in der Geschichte der Literatur dar. Drei Tage lang dauerten die glänzenden Exequien; und auf den spanischen Bühnen wurde das Ehrengedächtniß des spanischen Phönix mit großen Feierlichkeiten begangen. Von jeher hat man die ungeheure Anzahl seiner Compositionen bewundert. Man behauptet, daß er 21 Millionen 300,000 Zeilen habe drucken lassen, und daß 800 seiner Stücke auf der Bühne erschienen sind. In einem seiner letzten Werke versichert er, daß der gedruckte Theil derselben geringer sey, als derjenige, welcher noch die Presse erwarte. Freilich ist die castilianische Sprache sehr reich, die spanischen Verse sind oft sehr kurz, und die Gesetze des Metrums und des Rhythmus nicht streng. Indessen darf man doch die angebliche Zahl der Lopeschen Werke in Untersuchung ziehen. Um daran zu glauben, müßte man annehmen, daß er im dreizehnten Jahre zu arbeiten angefangen und täglich ungefähr 900 Verse verfertigt habe; was unbegreiflich scheint, wenn man die Beschäftigungen und Zerstreuungen erwägt, die er als Krieger, Secretär, Familienvater und Priester nothwendig gehabt hat. Was uns von seinen Werken übrig ist, macht ungefähr nur das Viertel dieser Berechnung aus; aber es ist noch genug, um seine improvisatorische Fruchtbarkeit zu bewundern. Er selbst berichtet, daß er mehr als hundertmal ein Stück innerhalb 24 Stunden verfertigt und auf die Bühne gebracht habe. Perez de Montalvan versichert, daß Lope eben so schnell in Versen als in Prosa gearbeitet und schneller gedichtet habe, als seine Schreiber es niederschreiben können; er schätzt Lope's Theaterstücke auf 1800 und auf 400 Frohnleichnamsstücke (autos sacramentales). Unter seinen Werken sind die dramatischen unstreitig die vorzüglichsten, und haben den meisten Beifall davon getragen. Diejenigen Stücke Lope's, welche sich dem Charakter der Tragödie annähern, besitzen gewöhnlich eine so ausgebreitete Intrigue, daß andre Dichter daraus wenigstens vier Stücke würden gemacht haben.

Einen solchen Überfluß findet man besonders in la Fuerza lastimoza, welches Stück die große Auszeichnung genossen hat, in den Mauern des Serails zu Constantinopel aufgeführt zu werden. In der Fruchtbarkeit der dramatischen Erfindung, Leichtigkeit der Sprache in Prosa und Versen ist Lope einzig. Die Ausführung und der Zusammenhang seiner Stücke ist leicht und lose. Sonst tadelt man in Lope's Stücken den zu häufigen und einförmigen Gebrauch der Duelle und Verkleidungen, welcher Tadel jedoch seine Nachfolger auf der spanischen Bühne noch mehr trifft, und die Leichtfertigkeit seiner Sittenschilderungen. Einige, wie Lord Holland, schreiben ihm auch die Einführung der Rolle des Gracioso auf der spanischen Bühne zu. In den unregelmäßigsten Stücken, die Lope für den Volksgeschmack arbeitete, findet man so schwülstige Phrasen und hyperbolische Bilder, daß man oft versucht wird, zu vermuthen, er habe sich über seinen Gegenstand und seine Zuhörer lustig machen wollen. Das Verdienst der ausgearbeitetsten Stellen seiner Tragödien setzt man besonders in die reiche Fülle seiner Bilder, und nach dem Urtheil der spanischen Kritiker, in die Reinheit der Sprache. Seine Kühnheit in der Bearbeitung religiöser Stoffe ist nach dem Charakter der Nation und der Natur der spanischen Bühne zu beurtheilen. Übrigens haben viele ausländische Theaterdichter den Lope nachgeahmt, und die erfolgreichsten Stücke und Züge ihm zu verdanken. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sagt über Lope Folgendes: „Unstreitig erscheint dieser bald zu sehr vergötterte, bald zu sehr herabgesetzte Vielschreiber in seinen Theaterstücken im vortheilhaftesten Lichte, da das Theater zur Ablegung seiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zusammenhang, der Weitschweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrsamkeit, die beste Schule war. In einigen seiner Stücke, besonders den historischen, die sich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem Könige von Wamba, den Jugendstreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro u. s. w., herrscht eine gewisse Rohheit der Darstellung, die aber gar nicht ohne Charakter ist, und absichtlich für die Gegenstände gewählt zu seyn scheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit schildern, z. B. der muntern Toledanerin, der schönen Häßlichen, zeigt sich schon ein sehr gebildeter geselliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft interessanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht sind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn sie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel sind ungefähr die nämlichen: verschwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Mysterien der Kunst ausmachen." Die zerstreuten Werke Lope's sind gesammelt in der Colleccion de las Obras sueltas assi en prosa como en verso de D. Frey Lope etc. Madr. 1776 sq. 21 Voll. 4. Doch finden sich hier seine Theaterstücke nicht, die früher in 25 Bänden in Quart erschienen sind. Über sein Leben und seine Schriften ist vor kurzem das schätzbare Werk des Lord Holland erschienen: Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio. Lond. 2 Voll. 1817. zweite Ausgabe.

Vega (Georg Freiherr von), Oberstlieutenant, wurde 1754 in dem Dorfe Sagoritza im Herzogthume Krain von armen Ältern ge-

boren, studirte auf dem Lyceum zu Laibach, und zeigte bald hervorstechende Talente. Nach beendigten philosophischen Studien wurde er als k. k. Navigations-Ingenieur angestellt, ging aber in der Folge zur Artillerie über. Nachdem er den ersten Band seiner mathematischen Vorlesungen geschrieben hatte, wurde er zum Unterlieutenant und Lehrer der Mathematik im zweiten Feldartillerie-Regimente befördert; bei Errichtung des Bombardier-Corps erhielt er als Hauptmann die damals creirte Stelle eines Professors der Mathematik, rückte bei dieser Anstellung zum Major vor, und wurde endlich bei Errichtung des vierten Artillerie-Regiments zum Oberstlieutenant desselben ernannt. Am 26sten September 1802 verunglückte er in der Donau. Um die Verbreitung der mathematischen Wissenschaften hat Vega sich viele Verdienste erworben. Er war der erste, welcher die Analyse in den Artillerieschulen einführte. Die vier Bände seiner mathematischen Vorlesungen sind, wenn gleich die Beweise nicht immer mit der erfoderlichen Schärfe geführt werden, durch die Reichhaltigkeit der aufgenommenen Gegenstände, und besonders durch ihre verständliche Schreibart zu Lehrbüchern vollkommen geeignet, und im In- und Auslande mit Beifall aufgenommen worden, besonders zeichnet sich der vierte Band durch seine systematische Ordnung aus. Den größten Ruhm erwarb sich Vega durch die Herausgabe seiner Logarithmentafeln (zuerst 1783), welche an Correctheit vor allen gleichzeitigen größeren Tafeln den Vorzug verdienen. Für diejenigen, welche mit mathematischen Arbeiten verschiedener Art beschäftigt sind, ist bisher noch kein Werk erschienen, welches an Reichhaltigkeit der aufgenommenen Tafeln und Formeln gemeinnütziger wäre. Es wurde 1814 zum drittenmale aufgelegt. Um für gewöhnlichere Rechnungen die kleinen Blacqischen, Wolfischen Tafeln entbehrlich zu machen, deren Fehler zu vielen Irrungen Anlaß gaben, wurde von ihm ein logarithmisch-trigonometrisches Handbuch 1793 herausgegeben, welches beinahe allgemein angenommen wurde, so daß in den Jahren 1800, 1811 und 1816 neue Auflagen gemacht werden mußten. Aber das größte Verdienst, welches er sich um die Mathematik erwarb, ist die Herausgabe des thesaurus logarithmorum completus, ein Werk, welches seinen Namen noch lange erhalten wird, wenn auch seine übrigen Schriften in dem Strome der Zeit untergegangen sind. In der Mechanik eignen sich sowohl Vega als Frater David die Erfindung des neuen Rädergebäudes mit einer beweglichen Scheibe zu; gewiß ist es indessen, daß wenn auch der Practiker David bei seinen Arbeiten auf die erste Idee gerieth, Vega die Theorie desselben ableitete, und sie dann dem Frater David mittheilte. Die Chronologie verdankt Vega die Herausgabe der sehr faßlich und gründlich geschriebenen Anleitung zur Zeitkunde, die er mit vielen Anmerkungen bereicherte. Endlich hat er sich auch um die Vergleichung der Maaße und Gewichte in den verschiedenen Ländern Europa's verdient gemacht. Seiner literarischen Verdienste wegen wurde er zum Mitgliede der gelehrten Gesellschaften zu Berlin, Erfurt, Göttingen und Prag aufgenommen. Als Soldat hat er in den Feldzügen gegen die Türken, dann gegen die Franzosen bis zum Jahre 1800 mit Auszeichnung gedient, so daß er nach der Belagerung von Fort Louis mit dem militärischen Maria-Theresien-Orden belohnt wurde. Im Jahre 1800 wurde er in den Freiherrnstand erhoben, und im Jahre 1802 zum Landesmitstand des Herzogthums Krain aufgenommen. Die österreichische Artillerie wird noch lange das An-

denken dieses Mannes ehren. Die Berechnungen, welche bei dem Bombenwerfen und Ricochetiren vorkommen, hat Vega auf den höchsten Grad der Einfachheit gebracht. Seine von ihm projectirten und zu Manheim gegossenen weit treibenden Mörser, besonders die Construction der Schleifen, zeigen den Denker und werden einst mit Vortheil in der Artillerie angewendet werden.

Vegetabilien (Naturgeschichte), Pflanzen, sind diejenigen organisirten Körper in der Natur, denen die willkührliche Bewegung, welche den Thieren eigen ist, gänzlich mangelt, und die ihren Nahrungssaft durch Wurzeln einsaugen, nicht aber, wie die Thiere, ihre Speise durch eine besondere Öffnung zu sich nehmen. Diese Eigenschaften der Pflanzen begreift man unter dem Namen der Vegetabilität. Die Benennung kommt aus dem Lateinischen her: vegetus, munter, lebhaft, gesund. Daher heißt Vegetation eigentlich das Wohlbefinden und das dadurch beförderte Wachsthum der Pflanzen. Eine üppige Vegetation sagt man, wenn in irgend einer Gegend Baum-, Garten- und Feldfrüchte gut gedeihen, oder die Wiesen vorzüglich schönes Gras hervorbringen. In einer schlimmen Bedeutung hingegen wird vegetiren von einem Menschen gesagt, der entweder aus Trägheit oder aus physischer Schwäche blos seinen Körper nährt, ohne mit dem Geiste thätig zu seyn, mithin ein bloßes Pflanzenleben führt. — Vegetabilisch ist alles, was aus Pflanzen bereitet wird, z. B. vegetabilische Kost, wenn man blos von Brot und Gemüsen lebt, ohne Fleischspeisen zu genießen. Vegetabilische Säuern (Pflanzensäuren) s. Säuren.

Vehikel (lat. vehiculum, ein Fahrzeug, womit man etwas fortschafft), ein jedes Mittel, eine Sache zu befördern und zu ihrer eigentlichen Bestimmung zu bringen; ein Beförderungs-, Hülfsmittel. Bei den Ärzten ist es ein Mittel, mit welchem sie ein anderes, das sonst wegen des Ekelhaften rc. nicht leicht allein gegeben werden kann, versetzen.

Vehmgerichte (von Fem, ein altsassisches Wort, d. i. Mahl, Zeichen), waren im Mittelalter eine Criminalanstalt in Deutschland, welche die Stelle der damals ganz in Verfall gerathnen Justizpflege, besonders in peinlichen Sachen, ersetzen sollten. Sie hatten ihren Ursprung und Hauptsitz in Westphalen, und ihre Verhandlungen wurden mit dem größten Geheimnisse betrieben; daher nannte man sie westphälische, auch heimliche Gerichte. Das Wort Vehm kommt wahrscheinlich von dem alten sächsischen Worte verfehmen her, das so viel als verbannen, verfluchen, bedeutet. Vehmgericht ist also ein Tribunal, das den Verbrecher verbannen und für vogelfrei erklären kann. Diese Gerichtsstühle leiteten selbst ihren Ursprung von Carl dem Großen her; allein kein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt etwas davon, und man findet überhaupt vor dem 13ten Jahrhunderte keine bestimmte Nachricht von ihnen. Wahrscheinlich sind sie erst nach dem Falle Heinrichs des Löwen (1182) entstanden, oder haben sich damals weiter ausgebildet und größeres Ansehen erhalten. Als das Herzogthum Sachsen aufgelös't wurde, erhielt der Erzbischof zu Cöln von Heinrichs Ländern Engern und Westphalen unter dem Namen eines Herzogthums. Damals mögen, bei der in der Gerichtspflege eingerissenen gänzlichen Unordnung, an die Stelle der Gerichte, welche vorher die Bischöfe oder die königlichen Commis-

sarien (Missi regii) hielten, diese heimlichen, oder — wie sie sich selbst nannten — Freigerichte, getreten seyn. Während der allgemeinen Anarchie, die zu jenen Zeiten in Deutschland herrschte, konnte es ihnen leicht werden, sich ein furchtbares Ansehen zu verschaffen, und die Kaiser vergrößerten dasselbe in der Folge dadurch, daß sie selbst diese Freigerichte bisweilen zu ihren Absichten brauchten, um mächtige Große dadurch zu schrecken. In den Zeiten, wo Gewalt alles und Recht nichts galt, konnten diese heimlichen Gerichte allerdings bisweilen wohlthätige Wirkungen hervorbringen, und vor ihrem Urtheilsspruche, der plötzlich erschien und vollzogen wurde, mußte selbst der kühnste Frevler zittern. Aber diese Gerichte arteten in der Folge aus, banden sich nicht mehr an Gesetze und Vorschriften, und das Geheimniß, in das sie sich hüllten, diente zuletzt blos dem Eigennutz und der Bosheit zum Deckmantel. Durch die große Menge ihrer Mitglieder, die überall verbreitet waren, wurde es ihnen möglich, ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland zu erstrecken. Wer in irgend einer deutschen Provinz eine Foderung an einen Andern hatte, der ihm vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wendete sich an ein westphälisches Gericht, und verschaffte sich von demselben Ladungen und Urtheile. Am furchtbarsten waren die heimlichen Gerichte im 14ten und 15ten Jahrhundert. Es war daher kein Wunder, daß so viele Stimmen sich gegen sie erhoben, und daß im J. 1461 verschiedne Fürsten und Städte in Deutschland, denen auch die schweizerischen Eidgenossen beitraten, unter sich Vereine errichteten, um einen Jeden bei sich Recht finden zu lassen, und um zu verhindern, daß Niemand solches bei dem heimlichen Gerichte suche. Auch wurden von einzelnen Ständen des Reichs besondere kaiserliche Schutzbriefe gegen die Anmaßungen der westphälischen Gerichte verlangt. Die Kaiser selbst ließen es blos bei fruchtlosen Versuchen bewenden, Reformen in der Verfassung der heimlichen Gerichte einzuführen. Aber diese waren kühn genug, sich den Kaisern zu widersetzen. Ihre Wirksamkeit hörte dann erst völlig auf, als in Deutschland der allgemeine Landfriede errichtet, eine verbesserte Gerichtsform und die peinliche Halsgerichtsordnung eingeführt worden. Das letzte Vehmgericht wurde 1568 bei Zelle gehalten. Außerhalb Westphalen gab es auch in Niedersachsen und selbst in einigen andern deutschen Provinzen Vehmgerichte; doch hatten sie hier ein weit geringeres Ansehen, und ihre Gerichtsbarkeit war blos auf einen gewissen District eingeschränkt. — Bei dem Geheimnisse, in welches diese Gerichte sich verbargen, ist von ihrer innern Einrichtung wenig historisch bekannt. Der Stuhlherr, gewöhnlich ein Fürst oder Graf, hatte die oberste Leitung des ganzen Gerichts, dessen Sprengel oder Freigrafschaft mehrere Freistühle enthält. Der Vorsitzer des heimlichen Gerichts hieß der Freigraf — Grafen hießen in frühern Zeiten die, welche in den Provinzen im Namen des Königs Recht sprachen —; seine Beisitzer, die bei den Urtheilen stimmten und sie vollzogen, hießen Freischöpfen, ihre Sitzungen Freidinge, und der Ort, wo die Sitzung gehalten wurde, der freie Stuhl. Der freien Schöpfen, die von den Freigrafen ernannt wurden, war eine außerordentliche Menge, in allen Provinzen und Städten Deutschlands gab es deren. Man behauptet, daß ihre Anzahl sich auf hunderttausend belaufen habe. Die Freischöpfen erkannten einander an gewissen Zeichen und Losungen, welche den Nichteingeweihten unbekannt waren; daher wurden sie auch die Wissenden genannt.

Sie band ein furchtbarer Eid, denn sie gelobten, „die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen netzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist.“ Sie erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt an, und machten ihn deshalb meistentheils bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Aufnahme sollte, nach strenger Regel, nur auf rother, d. h. westphälischer Erde geschehen. Die Sitzungen des Gerichts waren öffentliche und heimliche; jene wurden bei Tage, unter freiem Himmel, diese des Nachts in einem Walde, oder in unterirdischen verborgnen Orten gehalten. In beiden waren die zu beurtheilenden Gegenstände und der Gang des Prozesses verschieden. Die Verbrechen, über welche die heimlichen Gerichte sich das Urtheil anmaßten, waren: Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Die Anklage geschah durch einen Freischöpfen, der, ohne weitern Beweis zu führen, durch Ablegung eines Eides versicherte, daß der, den er anklage, wirklich das Verbrechen begangen habe. Der Angeklagte wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht citirt, indem man die Citation insgeheim an die Thüre seiner Wohnung oder in deren Nähe heftete; der Ankläger blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erschien, so wurde er in einer feierlichen Sitzung des Gerichts, die man die heimliche Acht nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, verfehmt, das hieß, den Freischöpfen Preis gegeben. Der erste Freischöpfe nun, der den Angeklagten traf, knüpfte ihn an einem Baume, nicht an einem Galgen, auf, zum Zeichen, daß ein Freischöpfe es gethan habe. Wehrte sich der Verurtheilte, so hatten die Freischöpfen das Recht, ihn niederzustoßen. Sie legten dann ihr Messer neben den Körper, ebenfalls um anzuzeigen, daß es kein Mord, sondern die von einem Freischöpfen vollzogene Strafe sei. Wie viel unverantwortliche Justizmorde auf diese Art aus Rache, Eigennutz oder Bosheit begangen worden seyn mögen, läßt sich leicht denken. Der Freischöpfe, der einem Verurtheilten einen geheimen Wink zu seiner Rettung gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Wie leicht war es aber auch möglich, daß mancher Furchtsame durch einen Wink auf diese Art aus seiner Heimath entfernt werden konnte, ohne wirklich angeklagt worden zu seyn. — Mit vollem Rechte kann man diese geheimen Gerichte die abscheulichsten Mißgeburten von Justizanstalten nennen, die es bei einem gesitteten Volke jemals gegeben hat. Denn was kann entsetzlicher gedacht werden, als Richter, die die Gründe ihrer Urtheile nie bekannt machen, nie von der Ausübung ihrer Gewalt Rechenschaft geben wollen, und die, ohne den Angeklagten zu hören, ihre Urtheile auf meuchelmörderische Art vollziehen lassen. Die Vehmgerichte sind daher ein Schandflecken in der Geschichte der Deutschen.

Veitstanz, eine Krankheit, welche sich vorzüglich durch schnell wechselnde Krämpfe in den Muskeln der äußern Glieder offenbart, wodurch so heftige und mannichfaltige Bewegungen des Körpers hervorgebracht werden, daß der Kranke das Ansehen eines Tanzenden und Springenden bekommt. Zuerst entstehen einfache Zuckungen in einem Gliede, z. B. in dem einen Beine, wodurch dieses unwillkührlich bewegt wird; bald kommen die Krämpfe auch in das andere Glied, und die Bewegungen werden vielfältiger; endlich verbreiten sich dieselben in mehrere Glieder, Arme und Beine bewegen sich schnell

und abwechselnd auf eine wunderliche Weise, die Kranken laufen in der Stube herum, springen auf Tische und Bänke, und mit bewundernswürdiger Schnellkraft an den Wänden hinauf. Durch diese übermäßigen Anstrengungen erschöpft sich endlich die Muskelkraft und nachdem diese Bewegungen eine Viertel-, halbe oder zuweilen auch eine Stunde lang gedauert haben, tritt auf einige Zeit wieder Ruhe ein. Jeden Tag, in manchen Fällen zur bestimmten Stunde, zuweilen auch mehrmals des Tages, kehren die Krämpfe zurück und das Springen geht von neuem an. Die wesentliche Ursache dieser Krankheit ist höchst wahrscheinlich eine unregelmäßige und stürmische Einwirkung des Nervenreizes auf die Muskeln der Gliedmaßen, deren Bewegung dadurch der Willkühr entzogen wird. Meistens sind die Kranken in diesem Zustande ihrer sich nicht bewußt. Dieser Nervenreiz hat vermuthlich in den häufigsten Fällen seinen Sitz in dem Unterleibsnervensystem, setzt sich von da fort nach dem Rückenmark und verbreitet sich durch dieses auf die Muskeln, welche zur Bewegung des Körpers dienen und von dem Rückenmark mit Nerven versehen werden. (S. d. Art. Vertebralsystem.) Die veranlassenden Ursachen sind nicht allemal zu ergründen. Oft sind Würmer, oft ist auch wohl Entwickelung der Sexualorgane Ursache. Die äußere Erscheinung der Krankheit ist als eine Regung der Heilkraft der Natur anzusehen, welche dadurch die Entfernung oder Ausgleichung einer innern heftigen und normwidrigen Reizung zu Stande zu bringen strebt. Bei der Behandlung muß daher die Natur wohl geleitet und unterstützt, aber nicht durch heftige oder gewaltsame Mittel gestört oder unterdrückt werden. Der Name dieser Krankheit soll dadurch entstanden seyn, daß in der Vorzeit Wallfahrten zu einer bei Ulm befindlich gewesenen Capelle Sanct Veits Statt fanden, wohin auch Frauenzimmer kamen, welche an dieser Krankheit litten. Dort brach dann ihre Krankheit aus, sie tanzten als Rasende so lange, bis sie in Ohnmacht und Verzuckung fielen, worauf sie für das ganze Jahr sich hergestellt fühlten. War das Jahr verflossen, und der Mai nahte sich wieder, so wurden sie durch sich wieder einstellende Unruhe in allen Gliedern so sehr gequält, daß sie abermals zu einer Wallfahrt zum Fest bei der Capelle St. Veits sich entschließen mußten, um sich auf die erwähnte Weise für ein Jahr wieder Ruhe zu verschaffen. H.

Veleda, **Velleda**, eine berühmte Prophetin der alten Deutschen, die der Sage nach im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung im Lande der Brukterer am Ufer der Lippe sich aufhielt. Sie wohnte in einem hohen Thurme, und konnte weder gesehen noch gesprochen werden; ihren nächsten Verwandten blos war es gestattet, die Vermittler zwischen ihr und denen zu seyn, die sie befragten. Die Römer hegten große Furcht vor dieser Prophetin, weil sie auf die Gemüther der Deutschen großen Einfluß ausübte. Übrigens ruht alles in so tiefem Dunkel, daß man nähere Umstände von den Verhältnissen dieser Prophetin gar nicht angeben kann. Vielleicht ist sie mehr als ein bestehender Charakter, denn als eine eigene Person zu betrachten. In dieser Beziehung hat man auch das in Thüringen und Vogtland bekannte Gespenst Holle oder Frau Holde mit ihr in Verbindung bringen wollen.

Velinpapier, eine Papiersorte, deren Erfindung dem berühmten Etienne Montgolfier um das J. 1785 zugeschrieben wird. Es unterscheidet sich von den übrigen Sorten vornehmlich durch seine

Feinheit und Glätte, wodurch es dem Pergament (daher der Name) ähnlich wird.

Veliten waren bei den Römern junge, leichtbewaffnete Soldaten, die im Treffen nicht in Reihe und Glied, sondern vor der Fronte agirten, sich nöthigenfalls zwischen die Glieder des ersten Treffens (Hastati) zurückzogen, folglich blos scharmuzirten und in gewisser Art unsere heutigen Tirailleurs vorstellten. Das davon herstammende lateinische Wort velitatio, das Scharmuziren, wird jetzt auch bisweilen im Französischen gebraucht, um ein leichtes Gefecht zu bezeichnen. Bei den französischen Infanterie-Regimentern wurden unter der kaiserlicher Regierung auch Veliten eingeführt. In der österreichischen Armee nennt man die bei den Husarenregimentern als Landwehr befindlichen Ungarn ebenfalls Veliten.

Vella (Giuseppe), Abbate, hat sich durch einen merkwürdigen literarischen Betrug bekannt gemacht. Als ein geborner Malteser war er mit dem arabischen Dialect, der noch jetzt auf dieser Insel gesprochen wird, vertraut. Nachher scheint er die Küsten der Barbarei bereis't zu haben. Dort, gab er vor, habe er in einer Moschee eine Handschrift gefunden und an sich gebracht, welche mehrere der verloren gegangenen Bücher des Livius in arabischer Sprache enthielte. Nächstdem besaß er nach seinem Vorgeben eine Handschrift voll der wichtigsten Urkunden aus der Zeit des Königs Roger, wie auch einen Siegelring, aus dessen arabischer (kufischer) Inschrift hervorgehen sollte, daß derselbe gleichfalls dem König Roger gehört habe. Jene Urkundensammlung war aus dem Grunde sehr wichtig, weil durch sie die Privilegien des Adels auf Sicilien, die sich aus der Zeit Rogers herschreiben, größtentheils vernichtet wurden. Vella gab dem Könige von Neapel von seinen angeblichen Schätzen Nachricht und fand, besonders wegen jener Urkundensammlung, die günstigste Aufnahme. Sowohl der Codex diplomaticus, als auch der Livius sollten arabisch mit einer von Vella gefertigten italienischen Übersetzung auf königliche Kosten im Druck erscheinen. So sonderbar es auch war, daß Vella seine Handschriften nie aus den Händen gab und nur mit höchster Vorsicht und Schüchternheit solchen Personen, die kein Arabisch verstanden, vorzeigte; so konnte man doch keinen Argwohn schöpfen, da die Proben des Originals und der Übersetzung, welche den Gelehrten zur Prüfung vorgelegt wurden, ihren Beifall erhielten. Selbst Olaus Tychsen, dem zu gleichem Zwecke ein Bruchstück des Livius zugesandt worden, konnte Vella's divinum ingenium nicht genug preisen. So erschien 1791 der erste Band des Codex diplomaticus (in Quart) und einige Jahre später der erste Theil des Livius in einem starken Folioband. Da trat unerwartet der bekannte Joseph Hager, ein Mann, der selbst nicht ohne gelehrte Charlatanerie und des Arabischen wenig kundig ist, auf, und machte bemerklich, daß in Vella's Livius gewisse Eigennamen ganz anders geschrieben wären, als sie die Araber schrieben; er behauptete ferner, die Inschrift des Siegelrings stimme mit Vella's Übersetzung nicht überein, ohne daß er sie jedoch zu übersetzen wagte. Aus diesen und andern äußern Umständen zog Hager den Schluß, daß ein Betrug zum Grunde liege. Er machte dies 1799 in einer kleinen Schrift (Nachricht von einer literarischen Betrügerei rc.) bekannt. Jetzt fiel den gelehrten Prüfern der Schleier von den Augen. Sie sahen, daß das Arabische in beiden Werken nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern der verdorbene Dialect von Malta, daß der Livius eine dürf-

tige Compilation aus den vorhandenen Quellen und eben so der Codex dipl. ein neueres Machwerk sey. Tychsen entzifferte und übersetzte die Inschrift des Ringes, die einen Spruch des Coran enthielt. Man untersuchte jetzt die Handschriften und der Betrug war unläugbar. Vella kam ins Gefängniß und starb wahrscheinlich darin, indeß blieb über der ganzen Sache ein gewisses Dunkel. Merkwürdig ist dieser Betrug an und für sich, aber noch merkwürdiger dadurch, daß ihn ein Unwissender entdeckte, während Sachkenner sich täuschen ließen.

Vellejus Paterculus, ein römischer Geschichtschreiber aus dem Zeitalter des Augustus, lebte ungefähr 20 Jahre vor und 31 Jahre nach der christlichen Zeitrechnung, und stammte aus einer angesehenen Familie in Campanien. Er commandirte die Reiterei bei der römischen Armee in Deutschland unter Tiberius, folgte diesem auch in seinen andern Feldzügen, und wurde zuletzt Prätor in Rom. Er war ein eifriger Anhänger und Lobredner des Tiberius und seines Günstlings Sejan. Man vermuthet daher auch, daß er in den Prozeß des letztern mit verwickelt worden und dabei umgekommen sey. Von seinem Auszug der römischen Geschichte, der in gutem Latein, aber nicht ohne Parteilichkeit für die damals regierende Familie geschrieben ist, und viel Schmeicheleien für Tiberius und Sejan enthält, sind noch zwei Bücher übrig, von denen jedoch der Anfang fehlt. Die beste Ausgabe, die man von ihm hat, ist von David Ruhnken, Leyden, 1777.

Velthem (Johann), gebürtig aus Halle in Sachsen, begründete um das Jahr 1670 in Deutschland die erste Schauspielergesellschaft von Bedeutung und Einfluß auf die Kunst. Er hatte in Leipzig studirt, und Studenten, also mindestens Halbgebildete statt der früheren Handwerks-Schauspieler, machten seinen theatralischen Verein aus. Er brachte Moliere auf die Bühne, und soll dessen erste Nürnbergische Übersetzung (1694) besorgt haben. Er bereis'te die Städte Berlin, Hamburg, Nürnberg, Breslau, Frankfurt a. M., Leipzig, und war, wenn auch nicht der erste Schauspieler-Principal überhaupt, doch gewiß der erste, welcher der damals noch so verachteten Kunst Achtung erwarb; daher denn auch sein Name in unserer theatergeschichtlichen Literatur sich stets in einem gewissen Glanze erhalten hat, und selbst im Auslande bekannt geworden ist. (Origen, epocas y progressos del teatro español, por Garcia de Villanueva, Madr. 1802, p. 107.) Er wird oft **Veltheim** genannt, und scheint sich selbst **Velten** geschrieben zu haben. (S. d. Art. **Schauspielkunst**.) Löwen in der Geschichte des deutschen Theaters, Schmid in der Chronologie des deutschen Theaters, Ekhof in den Briefen an Löwen, Schütze in der Hamb. Theatergeschichte, Gottsched u. A. gedenken seiner mit mehr oder minder Ausführlichkeit.

Mnr.

Veltlin (Veltelin, Valtelin, lat. vallis tellina), eine kleine, aber in natürlicher und politischer Hinsicht merkwürdige Landschaft, sonst der Schweiz, und zwar Graubünden zugehörig, jetzt ein Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs. Dieses Ländchen ist 8 geographische Meilen lang und 2 bis 5 Meilen breit, bildet ein überaus fruchtbares Thal, das seiner ganzen Länge nach von der fruchtbaren Adda durchströmt wird, und viele Arten Früchte, vorzüglich guten Wein hervorbringt. Es gehörte ehmals zum Herzogthum Mailand; im J. 1512 kam es durch einen Vertrag an Graubünden. Es wurde immer als ein wichtiger militärischer Punkt angesehen,

daher suchten auch Österreich und Spanien, als dieses noch in Italien mächtig war, in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts sich in den Besitz desselben zu setzen; die Absichten beider wurden von Frankreich vereitelt. Im J. 1620 kündigten die Veltliner den Graubündnern den Gehorsam auf, ermordeten alle evangelischen Einwohner und errichteten eine eigene Regierung. Es entstand nun in dieser Gegend ein innerlicher Krieg, und erst im J. 1637 kamen die Graubündner, vorzüglich durch Vermittlung Frankreichs, wieder zum ruhigen Besitz des Veltlin, bei dem sie sich auch in der Folge behaupteten. Als die cisalpinische, nachmals italienische Republik entstand, mußte das Veltlin im J. 1797 an diese abgetreten werden; es verblieb auch dem nachher errichteten Königreiche Italien, und machte einen Theil des Departements der Adda aus. Seit 1814 steht es unter österreichischer Herrschaft, und ist ein Theil der Provinz Sondrio im lombardischen Gouvernement. Die vorzüglichsten Örter darin — eigentliche Städte giebt es in diesem Ländchen nicht — sind die Marktflecken Sondrio oder Sonders, in einer schönen Gegend, wo der Fluß Maler sich in die Adda ergießt, mit 3500 Einwohnern, und Tirano an der Adda mit 3700 Einwohnern.

Vendée (ehemals Unter-Poitou), ein Departement des französischen Reichs; nach dem kleinen Flusse Vendée benannt, wird von den Departements der niedern Loire, der beiden Sèvres und der niedern Charente umgeben, und stößt gegen Abend an das atlantische Meer. Auf 134 Quadratmeilen hat es gegen 270,000 Einwohner. Die Hauptörter darin sind: Fontenay, Luçon und Sables d'Olonne. Das Land ist größtentheils fruchtbar und durch fleißige Cultur gut angebaut; es bringt viel Getraide hervor, und versorgt zum Theil die Hauptstadt des Reichs mit Schlachtvieh. Hier führten die Eingeborenen in den ersten Jahren der Revolution gegen die Republikaner den von dem Lande, in welchem er entstanden war, sogenannten Vendéekrieg mit der leidenschaftlichsten Erbitterung. Dieser gräuelvolle Bürgerkampf hätte der erst entstandnen französischen Republik sehr gefährlich werden können, wenn unter den Anführern der Vendéer mehr Übereinstimmung gewesen wäre. Mehrere Aufschlüsse über die zum Theil noch nicht ganz aufgehellte Geschichte der Vendée sind in denen, im J. 1816 erschienenen, obgleich nicht ganz unparteiischen Denkwürdigkeiten der Marquise de la Roche-Jaquelin gegeben worden. Der Schauplatz des Krieges umfaßte noch drei benachbarte Departements bis an die Loire bei Nantes und Angers; dieser ganze Landstrich, der im gemeinen Leben le Bocage heißt, ist durch seine natürliche Beschaffenheit ganz zu dem kleinen Kriege geeignet. Es giebt wenig eigentliche Waldungen da, aber viele einzelne Baumgruppen; jedes Feld ist mit einer Hecke umgeben und das ganze Terrain durchschnitten. Es mußte daher regulären Truppen schwer werden, hier zu operiren, und den einzelnen, gewöhnlich unvermutheten Angriffen der mit allen Wegen- und Schlupfwinkeln bekannten Eingebornen zu widerstehen. In diesem, von der Hauptstadt weit entfernten, Lande herrschte beim Ausbruch der Revolution durchaus mehr Religiosität und Sittlichkeit, und in den niedern Ständen mehr Anhänglichkeit an den Adel, als in irgend einem andern Theile Frankreichs, daher mußte auch hier die Zerstörung der Monarchie, besonders aber des religiösen Cultus durch die herrschende Partei sehr mißfallen. Wegen Neuerungen in der Religion entstanden schon im J. 1792 unter den Landleuten unruhige Bewegungen, die aber bald wie-

der unterdrückt wurden. Allein im folgenden Jahre wurde durch die anbefohlene Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste die eigentliche und nächste Veranlassung zum Ausbruche des Kriegs gegeben. Am 10ten März 1793 sollten zu St. Florent die jungen Leute zum Kriegsdienste ausgehoben werden; sie setzten der Gewalt, die man gegen sie brauchte, Gewalt entgegen, und nöthigten die öffentlichen Beamten zur Flucht. Ein von seinen Mitbürgern geachteter Frachtfuhrmann, Cathelineau, stellte sich an die Spitze der jungen Leute, um sich der Rache der Republikaner zu entziehen. Mit einem schlecht bewaffneten Haufen von etwa 100 Mann griff er einen Posten republikanischer Truppen von 80 Mann mit einer Canone unvermuthet an, überwältigte ihn und bemächtigte sich der Canone. Durch diesen ersten glücklichen Erfolg muthig gemacht, führte er noch am nämlichen Tage ein größeres Unternehmen glücklich aus. Sofort entstanden auf mehreren Punkten ähnliche Bewegungen, jedoch ohne Verabredung oder Verbindung unter sich; die stärksten in der Gegend von Fontenay, oder in der eigentlichen Vendée. Ein Perückenmacher, Gastou, war hier der erste Anführer, aber er fand bald seinen Tod. Nach ihm stellte sich Charette an die Spitze der Insurgenten, der späterhin seine Stellung an der Meeresküste nahm, und einer der Hauptanführer der Vendéer wurde. Ein Förster, Stofflet, aus dem Elsaß gebürtig, führte einen andern Haufen an. Die Bewaffnung der Insurgenten war anfangs sehr schlecht, die meisten hatten nur Stöcke, Sensen und Spieße; keinem fehlte jedoch das geweihte Herz auf der Brust und der Rosenkranz im Knopfloche. Aber ihre Art zu fechten, indem sie, durch die Vortheile des ihnen bekannten Terrains begünstigt, die republikanischen Truppen unvermuthet überfielen und sich sogleich auf die Canonen stürzten, verschaffte ihnen Waffen und größern Muth. Selbst die Anführer der Insurgenten hatten wenig Erfahrung in der Kriegskunst; aber sie waren immer die ersten beim Angriff. Dieser Muth, der an Begeisterung gränzte, und ihre sich schnell entwickelnden Talente verschafften ihnen bald ein großes Übergewicht über die republikanischen Truppen. Auch waren die Truppen, die man ihnen zuerst entgegenstellte, größtentheils selbst ungeübt und ohne Enthusiasmus für die neue Republik. Eine Sonderbarkeit dieses Krieges war es, daß, wenn ein Gefecht geendigt, ein Unternehmen vollführt war, die Bauern sogleich wieder nach Hause und an ihre Arbeit gingen; nur eine kleine Zahl blieb bei den Anführern. Doch waren alle Anstalten getroffen, daß die Bauern im Nothfalle sehr bald wieder versammelt werden konnten. Wurden sie zurückgeschlagen, so zerstreuten sie sich einzeln, gingen in ihre Heimath und warteten ruhig, bis man sie zu einem neuen Unternehmen aufrief. Die ersten Unternehmungen der Vendéer geschahen ohne Plan, ihre Absicht war blos die gewaltsamen Versuche der Republikaner, die jungen Leute zum Kriegsdienste wegzunehmen, zurückzutreiben; unter den einzelnen Haufen der Vendéer war keine feste Verbindung, jeder handelte für sich da, wo es nöthig war. An die Spitze eines dieser Haufen stellte sich ein neuer Anführer, de la Roche-Jaquelin, der bald Vortheile erfocht, die den Muth der Vendéer vermehrten. Nach und nach vergrößerte sich die Zahl, mehrere Ausgewanderte aus andern Provinzen vereinigten sich mit ihnen, selbst von den Republikanischen gingen einige zu ihnen über. Jetzt bemächtigten sich die Vendéer einiger von den Republikanern besetzten Städte. Ein Sieg, den sie bei Fontenay, obgleich acht Tage früher an diesem Orte geschla=

gen, den 24sten Mai 1793 erfochten, verschaffte ihnen 40 Canonen, viele Gewehre, Munition und eine nicht unbedeutende Kriegscasse. Die Insurrection gewann seit dem mehr Festigkeit, man errichtete einen obersten Verwaltungsrath, der zu Chatillon die Landesverwaltung leiten sollte. Die Hoffnung der Vendéer, daß auch in andern Departements ähnliche Insurrectionen entstehen sollten, blieb jedoch unerfüllt. Bisher hatte der Nationalconvent zu Paris den Aufstand in der Vendée entweder für zu unbedeutend gehalten, oder nicht Kräfte genug gehabt, ihn beim ersten Ausbruche zu unterdrücken. Die Truppen, welche er den Insurgenten entgegenstellte, bestanden größtentheils aus Nationalgarden oder in der Eil zusammengerafften Leuten. Jetzt zeigte der Convent mehr Ernst, Linientruppen eilten nach der Vendée; später wurde auch die Garnison der (22sten Jul.) an die Deutschen übergegangnen Festung Mainz dahin gesendet. Die Insurgenten sollten von allen Seiten eingeschlossen und vernichtet werden. Aber ehe noch alles bewerkstelligt werden konnte, errangen die Vendéer mehrere wichtige Vortheile. Sie nahmen am 24sten Juni Saumur weg, eroberten dabei eine beträchtliche Artillerie, viele Gewehre und Munition, machten mehrere tausend Gefangene, die sie größtentheils mit kahlgeschornen Köpfen entließen, und waren nun im Besitz eines wichtigen Postens, der ihnen den freien Übergang über die Loire verschaffte. Bis dahin hatten die Vendéer ohne fremde Verbindung gehandelt; erst jetzt wurden ihnen Anträge von Seiten Englands gemacht, aber eine thätige Unterstützung erfolgte noch nicht. Endlich waren die Truppen der Republikaner versammelt; vom 19ten bis 23sten September 1793 wurde an mehreren Orten gefochten; am blutigsten bei Chollet. Die Vendéer waren überall Sieger, ob durch ihre Tapferkeit oder durch heimliches Einverständniß, ist jetzt noch dunkel. Die Gefechte waren mörderisch, die Gefangenen wurden weniger geschont; und die republikanischen Truppen verübten die größten Grausamkeiten. Allein unter den Häuptern der Vendéer entstand Uneinigkeit; Charette sonderte sich mit seinem Haufen von den übrigen ab. Bald sahen die Vendéer sich von den Republikanern gedrängt, und ließen sich zu dem falschen Schritte verleiten, bei St. Florent (im October 1793) auf das rechte Ufer der Loire überzugehen, in der Erwartung, im ehemaligen Bretagne Unterstützung zu finden. Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt. Unterdessen verwüsteten die Republikaner die Vendée, und die Insurgenten, welche in der Hoffnung, von England aus Unterstützung zu erhalten, sich der Küste bis Avranches genähert hatten, mußten nach mehreren mörderischen Gefechten den Rückzug über die Loire unternehmen. Wer nur von ihnen in die Hände der Republikaner fiel, ward ohne Schonung ermordet. Zwar erkauften die Republikaner ihre Siege theuer genug, aber die Lage der Vendéer war verzweiflungsvoll. Gegen Ende des Decembers 1793 kamen sie an die Loire zurück, aber der Übergang über diesen Fluß war nicht mehr möglich; das Treffen bei Savenay (den 24sten December), nach welchem sich die Armee der Vendéer völlig auflös'te, beschloß den von beiden Seiten mit gränzenloser Wuth geführten Feldzug. Aber noch schrecklicher war das Schicksal, das, nach jener Niederlage, die Vendéer und ihre unglücklichen Familien erfuhren. Sie wurden schaarenweise nach Nantes geschleppt, wo das Ungeheuer Carrier, dem die strengen Befehle des Nationalconvents noch zu milde, und die gewöhnlichen Hinrichtungen zu langsam schienen, sie in ganzen Haufen ersäufen ließ (noyades). Der Convent zu Paris

hielt jetzt diesen Kampf für beendigt; aber im Frühjahr 1794 sammelten sich unter la Roche = Jaquelin (der indeß bald im Gefechte blieb) und Stofflet neue Haufen von Insurgenten in der Vendée; Charette stand mit seinem Heere an der Küste. Zu gleicher Zeit zeigten sich auf dem rechten Ufer der Loire, in den Departements der Nordküste und Morbihan, die unter dem Namen der Chouans (s. d. Art.) bekannt gewordnen Insurgenten. Sie gaben zwar einen gleichen Zweck ihrer Bewaffnung, die Erhaltung der Religion, der Königswürde und des Adels, vor, aber sie machten nicht immer gemeinschaftliche Sache mit den Vendéern, und sind daher nicht mit ihnen zu verwechseln. Die Vorfälle dieses erneuerten Kampfes waren zwar nicht so entscheidend, als die vorhergehenden, aber die Hartnäckigkeit, mit welcher er von den Insurgenten geführt wurde, brachte den Nationalconvent zu der Überzeugung, daß die Vendée nicht durch die Waffen besiegt werden könne. Daher erließ er nach Robespierre's Sturze, auf Carnot's Vorschlag, den 2ten December 1794, einen Aufruf an die Insurgenten, in welchem diese als Verirrte zur ruhigen Rückkehr in ihre Heimath aufgefodert, und ihnen Verzeihung und völlige Vergessenheit alles Geschehenen feierlich zugesichert wurden. Darauf vereinigten sich im Februar 1795 die Conventsdeputirten und einige Insurgentenhäupter, namentlich Charette, zu Nantes über folgende Punkte: daß eine allgemeine Amnestie Statt finden, die Vendéer die französische Republik anerkennen, dafür aber ungestörte Ausübung der Religion, Befreiung vom Kriegsdienste und Entschädigung für erlittenen Verlust bewilligt erhalten sollten. Unter diesen Bedingungen nahmen zwei Häupter der Insurgenten, Charette und Sapineau, den Frieden an. Später versöhnten sich auch ein dritter Anführer, Stofflet, und die Chouans, mit den Republikanern. Die Ruhe war aber nur von kurzer Dauer. Die Landung einiger tausend französischer Emigrirten auf Quiberon (s. d. Art.) 28sten Jun. 1795 gab den Vendéern neuen Muth, und sie griffen wieder zu den Waffen. Charette erklärte in einem Manifeste, daß die Republikaner den Frieden gebrochen hätten, und führte als einen Grund der Anklage wider sie den um diese Zeit erfolgten Tod des Sohnes Ludwigs XVI. an. Aber das Unternehmen der auf Quiberon gelandeten Emigrirten, von welchem man einen großen Erfolg gehofft hatte, wurde durch die Thätigkeit des republikanischen Generals Hoche in einem Tage (21. Jul.) ganz zu Grunde gerichtet. Hoche setzte nun den Krieg in der Vendée, mit möglichster Schonung gegen die Einwohner, aber auch mit rastloser Thätigkeit in Verfolgung der Anführer, fort. Einer der ersten derselben, Stofflet, wurde am 24sten Februar 1796 gefangen und am folgenden Tage zu Angers erschossen. Charette, der nur noch wenige Anhänger um sich versammeln konnte, irrte noch einige Zeit umher, ward aber auch, nachdem er im Gefechte verwundet worden war, am 23sten März gefangen und drei Tage nachher zu Nantes erschossen. Mit dem Tode dieses Hauptanführers hörte der dreijährige schreckliche Krieg in der Vendée auf; die noch übrigen wenigen Anführer unterwarfen sich der Republik unbedingt. Ruhe und Ordnung wurden nach und nach in der Vendée wieder hergestellt, und die Regierung behandelte seitdem diesen Landstrich immer mit einer gewissen Schonung, jedoch nicht ohne einiges Mißtrauen gegen die Gesinnungen der Einwohner. Dieses Mißtrauen äußerte sich vorzüglich unter Napoleons Herrschaft. Im Winter 1799—1800 schien die Vendée noch einmal aufstehen zu wollen; aber rasche und kluge

Maaßregeln erstickten die Unruhen im Keime. Im J. 1805 kam die völlige Unterwerfung zu Stande. Indeß waren Einkerkerungen und Verbannungen royalistisch Gesinnter in der Vendée nicht ungewöhnlich. Aber eben da entstanden auch in den Jahren 1814 und 1815 Bewegungen zu Gunsten der Bourbons, ohne daß sie jedoch etwas entschieden hätten. Natürlich werden jetzt die Vendéer von dem Hofe der Bourbons mit besondrer Vorgunst behandelt. (S. Posselts Annalen 1796, St. 3. 4. 7. und Beauchamp Hist. de la guerre de la Vendée et des Chouans. Par. 1806, 3 Vol.)

Vendome, ein berühmter Name in der französischen Geschichte. Die Vendome waren natürliche Abkömmlinge Heinrichs IV. und der schönen Gabrielle d'Estrées, die ihm zwei Söhne, Cäsar und Alexander Vendome, gebar. Unter den Nachkommen derselben hat sich Louis Duc de Vendome als Feldherr unter Ludwig XIV. vorzüglich ausgezeichnet. Er war 1654 geboren, machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, erhielt dann das Commando einer französischen Armee in Spanien, und nahm 1697 Barcelona ein. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs wurde ihm, nachdem der sorglose Marschall Villeroi (1702) in Cremona gefangen worden war, das Commando der französischen Armee in Italien übergeben. Hier lieferte er bei Luzzara im Mantuanischen (den 15ten August 1702) dem Prinzen Eugen ein Treffen, das zwar nicht viel entschied, doch konnte Vendome es wagen, im Frühjahr 1703 durch Tyrol in Deutschland einzudringen, um sich mit Bayern zu vereinigen. Er drang bis Trient vor, aber der weitere Versuch wurde durch den tapfern Widerstand der Tyroler vereitelt. Vendome entwaffnete hierauf die Truppen des Herzogs von Savoyen, der sich plötzlich wider Frankreich erklärt hatte, nahm verschiedene Festungen desselben ein, und belagerte zuletzt Turin. Aber er wurde von da abgerufen, um die Fehler, die Villeroi in den Niederlanden begangen, und wodurch er dem französischen Heere die Niederlage bei Ramilliers zugezogen hatte, wieder gut zu machen. Vendome mußte sich anfangs begnügen, durch geschickte Märsche die weitern Unternehmungen des Herzogs von Marlborough zu vereiteln. Im Jahr 1708 nahm er Gent, Brügge und andere Plätze in Flandern und Brabant ein. Aber nun wurde ihm der Herzog von Bourgogne im Commando vorgesetzt, und die Uneinigkeit zwischen beiden veranlaßte die Niederlage der Franzosen bei Oudenarde (den 11ten Jul. 1708), die nicht erfolgt seyn würde, wenn Vendome's besserer Rath befolgt worden wäre. Durch den Einfluß der Maintenon wurden die geschicktesten und erfahrensten Feldherrn, wenn sie das Unglück hatten, ihr zu mißfallen, nur im höchsten Nothfalle herbeigerufen, um die begangnen Fehler zu verbessern, aber auch bald wieder zurückgesetzt, um ihren Günstlingen Platz zu machen. In diesem Falle befand sich auch Vendome. Er wurde jetzt wieder von der Armee abgerufen, und blieb zwei Jahre lang unthätig. Als aber in Spanien die Angelegenheiten Philipps V. sich immer mehr verschlimmerten, baten die Spanier Ludwig XIV. um Vendome. Seine Ankunft in Spanien belebte die Nation mit neuem Muthe; er hatte bald eine Armee und Geld beisammen, und benutzte den allgemeinen Eifer sehr gut. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, schlug (den 9ten December 1710) den österreichischen General Stahremberg bei Villaviciosa, und alle Eroberungen, welche die Allirten in diesem Feldzuge in Spanien gemacht hatten, gingen durch dieses einzige Treffen wieder verloren. Nachdem Vendome das Glück

Philipps V. völlig wieder hergestellt hatte, starb er 1712. — Philippe Duc de Vendome, Großprior des Malteserordens in Frankreich, Bruder des Vorigen, geboren 1655, zeichnete sich ebenfalls im Kriege aus, und machte, vom Jahre 1672 an, die Feldzüge in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien mit. Im spanischen Successionskriege erhielt er, nach der Schlacht bei Cassano (1705) seine Entlassung, und lebte dann einige Jahre in Rom. Als er (1710) durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde er auf eine sonderbare Veranlassung gefangen genommen. Thomas Maßner, Rathsherr zu Chur, dessen Unternehmungen in der Geschichte der Schweizer unter dem Namen der Maßnerischen Händel bekannt sind, hatte sich laut für die österreichische Partei erklärt. Sein zu Gent studirender sechzehnjähriger Sohn wurde deswegen auf einer Lustreise von den Franzosen verhaftet und nach Frankreich geführt. Da der Vater die Befreiung des Sohnes nicht erhalten konnte, lauerte er dem Großprior Vendome auf der Durchreise durch das sarganser Land auf, nahm ihn gefangen und führte ihn auf österreichisches Gebiet nach Feldkirch. Erst im folgenden Jahre entließ er den Großprior wieder der Haft, der eine schriftliche Versicherung ausstellte, sich für des jungen Maßners Befreiung zu verwenden, die aber erst 1714 auf Verwendung des österreichischen Hofes erfolgte. Vendome starb zu Paris 1724.

Venen, Blutadern, die häutigen Röhren in dem Thierkörper, welche das Blut zu dem Herzen zurückführen. (S. d. Art. Adern, Arterie und Blut.)

Venedig, Venezia. Bei dem Andrange der Westgothen, der Hunnen (unter Attila 452) und der Longobarden (568) auf das römische Reich, welcher besonders den obern Theil Italiens, der schon zu den Zeiten des alten Roms Venetien hieß, traf, flüchteten viele der ärmern Bewohner auf die Laguneninseln des adriatischen Meeres, besonders auf die Insel Rialto, die schon von den Paduanern des Handels wegen einigermaßen angebaut war. Diese Auswanderer stifteten hier ein kleines völlig demokratisches Gemeinwesen unter Tribunen. Erst 697 wählten die Inseln ihren ersten Dux oder Doge in der Person des Paolucci Anafesto. Der Doge hatte die vollziehende, das Volk die gesetzgebende, die Tribunen oder der Adel die richterliche Gewalt. Der Sitz der Regierung ward 40 Jahre später Malamocco und 737 Rialto, wo in kurzem eine volkreiche Stadt aus dem Meere aufstieg. Dies war das heutige Venedig, das bald durch Handel und Schifffahrt erhoben, die Herrschaft auf dem adriatischen Meere an sich riß. Große Handelsbegünstigungen, die Venedig theils von Rom, theils von Constantinopel erhielt, waren seinem Emporkommen günstig; bald begnügte sich die Stadt nicht mehr mit dem Besitze der Laguneninseln und des umher belegenen Landes, sondern machte selbst in Istrien und Dalmatien Eroberungen. Denn schon in den Kriegen mit den Arabern (im 9ten Jahrhundert) hatten sich die Venetianer durch die Bekämpfung der Seeräuber zu trefflichen Seeleuten gebildet; daher begaben sich (um 997) die Städte Dalmatiens unter ihren Schutz. Hierauf gewann Venedig durch die Kreuzzüge ungemein, und wurde nicht allein die reichste, sondern auch die mächtigste Stadt der Lombardei, in welcher die Schätze des ganzen Orients zusammenflossen. Aber schon kämpfte der Aristokratismus dem Volke entgegen, und der Doge suchte seine Macht zu erweitern; daher mehrmaliger Aufstand des Volks. Endlich nach der Ermordung des 38sten

Doge Michiele 1172 wurde die Verfassung dahin abgeändert, daß man die willkührliche Macht des Dogen einschränkte, und die höchste Gewalt einer zahlreichen Versammlung von Edeln (Nobili) übertrug, die durch feste Gesetze in Schranken gehalten werden sollten. In diesem Zustande einer gemäßigten Demokratie bildete sich die Gesetzgebung aus, wie die Verwaltung. Die Sitten wurden besser, und die Künste begannen aufzublühen. Die Handelsmacht der Republik aber erhielt ihre größte Ausdehnung unter dem Doge Enrico Dandolo. Dieser berühmte Staatsmann und Feldherr eroberte nämlich an der Spitze der venetianischen Flotte in dem 1202 von den Venetianern, Franzosen u. A. unternommenen Kreuzzug Constantinopel und erwarb den Venetianern den Besitz von Candia, und mehrern archipelagischen und ionischen Inseln. Aber nach der Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums 1261 zog sich der ostindische Handelsweg von Constantinopel nach Alexandrien, und die Genueser, welche das lateinische Kaiserthum vorzüglich mit gestürzt hatten, verdrängten Venedig aus dem Besitze des Handels im byzantinischen Reiche. Noch folgenreicher war die letzte entscheidende Staatsrevolution, welche im J. 1297 den Erbaristokratismus in Venedig einführte, indem das alte, bisher jährlich neugewählte große Collegium von mitregierenden Großen sich in eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten (der im goldnen Buche eingezeichneten Familien der Nobili) verwandelte. Hierauf breitete die Republik ihre Besitzungen auf dem festen Lande immer weiter aus, besonders nachdem das rivalisirende Genua in dem Kampfe um die Oberherrschaft der Lombardei 1381 untergelegen hatte. Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden seit 1402, Friaul seit 1421, Brescia, Bergamo und Crema 1428, und die Inseln Zante und Zefalonia 1483 Bestandtheile des venetianischen Gebiets. Endlich trat auch die Gemahlin Jacobs, des letzten Königs von Cypern, Catharina Cornaro von Venedig, dieses schöne Land 1486 an ihre Mutter, die Republik, ab. Die Macht Venedigs war auf das höchste gestiegen, aber nun traten Umstände ein, die keine Klugheit abzuwenden vermochte. Die Portugiesen entdeckten den Seeweg nach Ostindien 1498, und Venedig verlor den ostindischen Handel über Alexandrien ganz, die Osmanen waren Herren von Constantinopel geworden, und ihre Macht drückte alles vor sich her zu Boden; sie entrissen den Venetianern nach und nach, was sie im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien und Negroponte. Dagegen rettete sich die staatskluge Republik durch Separatverträge aus der Gefahr, welche ihr die Ligue von Cambrai 1508 drohte, mit wenigem Verluste; doch hatte dieser Krieg die Macht der Republik auf lange Zeit geschwächt. Allein die Osmanen entrissen ihr Cypern im J. 1571; und nach einem 24jährigen verderblichen Kriege 1669 auch Candia; die letzten Festungen auf dieser Insel aber erst im J. 1715. Der Besitz des 1699 wieder eroberten Morea mußte im Passarowitzer Frieden 1758 aufgegeben werden; doch vertheidigten sie glücklich Corfu und Dalmatien. Von dieser Zeit an nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil, und begnügte sich blos, ihre veraltete Constitution zu bewahren und ihr Gebiet, das noch fast 3 Millionen Unterthanen zählte, zu behaupten. So gelang es ihr, durch Friedensschlüsse mit den Barbaresken (1763) ihrer Flagge Sicherheit zu verschaffen, und gegen die römische Curie ihre Hoheitsrechte (1767 und 1769) fest zu stellen. Allein im französischen Revolutionskriege unterließ sie, ihr

Neutralitätssystem durch eine bewaffnete Macht zu sichern, also wurde sie im J. 1797 ein Opfer der französischen Arglist und Gewalt. Zwar erfolgte in der Terra ferma ein allgemeiner Aufstand des Volks in dem Augenblicke, als der siegende Feldherr Buonaparte in Steyermark eingedrungen war, und die Franzosen wurden in den Rücken genommen; aber leider schloß Österreich zu voreilig die Präliminarien zu Leoben ab, und die Existenz der Republik war vernichtet. Es half nun nicht mehr, daß, um die Sieger zu beschwichtigen, die aristokatische Verfassung in eine demokratische verwandelt wurde: Venedig war einmal zum Opfer bestimmt. Durch den Frieden von Campo Formio wurde das ganze Gebiet diesseit der Etsch mit Dalmatien und Cattaro an Österreich, das jenseit der Etsch aber an das Königreich Italien gegeben, welchem 1805 auch das östetreichische Venedig und Dalmatien, jedoch ohne die Inseln der Levante, zufiel. Erst seit Buonaparte's Fall (1814) macht Venedig mit seinem Gebiete von neuem einen integrirenden Bestandtheil des österreichischen Königreichs Lombardei-Venedig aus, in welchem das venetianische Gouvernement (448 Quadratmeilen 1,937,000 Menschen) den Theil des ehemaligen Gebiets der Republik begreift, der zwischen den Gränzen Deutschlands, dem adriatischen Meere und den Flüssen Po und Mincio liegt. Es wird in 8 Delegationen: Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Polesina (Rovigo), Treviso, Belluno und Udine (Friaul) abgetheilt. Istrien aber nebst einigen Inseln des Quarnaro wurden zu dem Küstenlande des Gouvernements Triest, und Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln zum Königreich Dalmatien geschlagen. Hauptwerke über die interessante Geschichte dieser auch in den Annalen der schönen Kunst so berühmten Republik sind: Tentori's Saggio sulla historia di Venezia. Venedig 1785—1790. 12 Vol. ferner: La Baume's Hist. abregée de la Rep. de Vénise. Par. 1810. 2 Vol.; ferner (Tentori's) Raccolta cronolog. ragionata di documenti inediti, che formano la storia diplomatica della caduta della Rep. di Venezia. Augusta 1799. 2 T. 4. und das neueste Werk: Histoire de la république de Vénise, par Mr. Darn. 7 Vol. Par. 1819.

Venedig, Venezia, die österreichische Hauptstadt des Gouvernements Venedig, einst die Königin der Meere, und noch jetzt eine der merkwürdigsten Städte Italiens und Europa's. Wenigstens ist eine Stadt von der Größe, die ganz auf kleinen Inseln ruht, und worin man statt der Straßen bloße Canäle, statt der Karren Barken, und statt der Kutschen und Staatswagen schwarze Gondeln erblickt, einzig in ihrer Art. — Die Inseln, worauf die Stadt erbaut ist, und deren nach Einigen 90, nach Andern 72 seyn sollen, werden durch die Lagunen, einen sehr breiten und seichten Meeresarm, von dem festen Lande getrennt und sind mit einander durch 450 Brücken, worunter der prächtige Ponte Rialto, welcher aus einem einzigen Bogen besteht und 187 Fuß in der Länge und 43 in der Breite hat, sich auszeichnet, verbunden. Die Häuser, unter denen sich viele Paläste und prächtige Kirchen, die zum Theil mit kostbaren Denkmälern, zum Theil mit den herrlichsten Gemählden der venetianischen Schule prangen, erheben, sind meistens auf Pfählen gebaut und stehen fast sämmtlich mit der Hauptseite gegen die Canäle gekehrt, die sich zu breiten und langen Gassen öffnen, dagegen die eigentlichen Straßen kaum für 3 neben einander gehende Fußgänger gangbar sind. Es giebt zwar 41 öffentliche Plätze, aber, den Mar-

cusplatz ausgenommen, verdient nicht einer diesen Namen. Auf dem Marcusplatze, den eigentlich zwei Plätze in Form eines Winkels bilden, und der mit Arkaden umgeben ist, steht die St. Markuskirche, ein altes gothisches, im Innern reich ausgeschmücktes Gebäude, worin die heilige Sage den Körper des Evangelisten Marcus ruhen läßt. Vor derselben sind die antiken Pferde, die einst zu Constantinopel und neuerdings zu Paris standen, von neuem aufgestellt. Der vormalige herzogliche Palast, worin jetzt das österreichische Gouvernement seinen Sitz hat, ist ebenfalls von alter gothischer Bauart; in demselben zeigt man noch die verrufenen Staatsgefängnisse oder Bleidächer, aber der ebenfalls berühmte Löwenrachen existirt längst nicht mehr. Übrigens ist der Marcusplatz, den zwei hohe Säulen schmücken, das Palais royal der Venetianer, zugleich die einzige Promenade, der Sammelplatz der Fremden, der Abenteurer und Gaukler, so wie der Mittelpunkt der Carnevalslustbarkeiten. Das Arsenal ist gleichfalls eine der größten Merkwürdigkeiten Venedigs; es bildet eine mit hohen Mauern und Thürmen umgebene Insel, die einen Umfang von $\frac{1}{8}$ Meilen hat; in demselben findet man alles, was zu der Ausrüstung einer Flotte gehört, sehr gute Docken, reiche Magazine, Tau- und Segeltuchfabriken, Stückgießereien und Schmieden. Man zeigt hier noch die reich vergoldete Galeere, Bucentaur genannt, welche bei der Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere gebraucht wurde. Außer der Patriarchal- und 29 andern catholischen Kirchen giebt es hier Kirchen der Unirten, Armenier und Protestanten. Die Juden haben sieben Synagogen. Unter den nützlichen Stiftungen sind merkwürdig das Conservatorio di Pietà, worin mehrere hundert Mädchen in weiblichen Arbeiten und in der Musik Unterricht erhalten. In dieser Stiftung werden die künstlichen Wachsblumen, die ganz Europa bewundert, verfertigt. Dann das Conservatorium der Musik mit einem Pensionate für 24 Zöglinge, das von jeher treffliche Künstler zog; die kaiserlich königliche Bibliothek, die Akademie der schönen Künste, die Schifffahrtsschule, das Convictlyceum u. a. Die Zahl der Häuser wird auf 15,000 angegeben, aber der Einwohner waren 1817 nicht mehr als 109,779. In früherer Zeit war Venedig bevölkerter. Die vorzüglichsten Manufacturen bestehen in Tuch, Leinwand, Seide, in Gold- und Silberstoffen, in Masken, Golddraht und andern Goldarbeiten, Seife, Wachs, Theriak und chemischen Producten; in Kupfergeschirr und Messingwaaren, Leder, Darm- und Drahtsaiten. Auf sechzehn Werften wird ein starker Schiffbau getrieben. In Glas war Venedig vormals die Lehrerin von Europa, aber das, was jetzt an Spiegeln und größern Glasarbeiten verfertigt wird, übertrifft Böhmen weit, und blos die Teleskope, Brillen und Perlen genießen einer verdienten Achtung. Im Ganzen ist die Fabrikation der Inselstadt außerordentlich gesunken, noch mehr aber der Handel. Doch ist Venedig immer noch als einer der wichtigsten Handelsplätze am adriatischen Meere zu betrachten, und seine Commissions- und Wechselgeschäfte dehnen sich über den größten Theil von Europa aus. Im Jahre 1817 liefen von Venedig unter österreichischer Flagge 1050 Schiffe aus, und unter derselben Flagge liefen 2653 Schiffe ein, außerdem noch 315 fremde Schiffe. Von diesen sämmtlichen Handelsfahrzeugen wurden 524,000 Ct. verschiedener Waaren eingebracht, an Werth 34,500,000 Lire. Der Hafen ist sicher und geräumig, aber die Einfuhr wird zu sehr durch die Untiefe der Canäle und den sich immer verändernden Sand, er-

schwert. Zu Venedig gehören und machen gewissermaßen seine Vorstädte aus: die Inseln Giudecca, S. Giorgio, Sta Helena, S. Erasmo, il Lido di Malamocco, Michele und Murano; sie werden meistens von Künstlern, Fabrikanten und Handwerkern bewohnt, auf denselben auch vorzügliches Gemüse gezogen. Sonst hatte Venedig so wenig Festungswerke als Garnison, und war blos durch seine Lage fest; jetzt sind nach der Landseite zu Festungswerke angelegt und eine starke Garnison vertheidigt den Platz, die aber, so viel wenigstens Deutsche und Ungarn betrifft, hier eine sehr unangenehme Existenz genießt. Überhaupt ist das gesellige Leben, das hier von jeher finster und todt einherschlich, jetzt ganz verödet und erhält nur während des rauschenden Carnevals einige lichte Augenblicke. Die Theater sind schön, aber die Kunst ist sehr gesunken. — J. Ch. Maier schrieb das ausführlichste Werk über Venedig. Auch vergl. man Moschini Guida per la città di Venezia etc. Venedig 1815, 2 Thle. m. Kupf.

Venerabile (lat.), das Hochwürdige, heißt bei den Catholiken die geweihte Hostie, welche in einem eignen Behältnisse — Monstranz — während des Gottesdienstes oder auch zu gewissen heiligen Zeiten, auf dem Altare zur öffentlichen Anbetung ausgestellt, und in den Ländern, wo die catholische Religion herrschend ist, bei feierlichen Prozessionen oder wenn ein Sterbender die Communion empfangen soll, von einem Priester öffentlich herumgetragen wird. Die übrige Zeit hindurch wird diese Hostie in dem auf einem Altare befindlichen Tabernakel (s. d. Art.) verwahrt, und die ewige Lampe dabei stets brennend unterhalten.

Venerische Krankheit. Zu Ende des 15ten Jahrhunderts und im Anfange des sechzehnten zeigte sich fast gleichzeitig in Europa eine vorher fast ganz unbekannte Krankheit, die durch ihre schnelle Verbreitung, durch die schrecklichen sie bezeichnenden Zufälle, durch ihre leichte Mittheilung und große Ansteckungsfähigkeit, durch die Kraftlosigkeit aller dagegen angewandten Mittel den Ärzten ein Räthsel, den übrigen Menschen ein Schrecken war, und über deren Ursprung noch bis jetzt nichts bestimmtes ausgemacht ist, und auch wohl darum nie ausgemacht werden wird, weil die Ärzte damals im Allgemeinen zu ungebildet waren, um auf den Ursprung einer innern Krankheit zu sehen, die sie mit aller ihrer Kunst nur selten vollkommen heilen konnten. Bis auf die neuern Forschungen glaubte man ziemlich allgemein, das Übel sey durch die Flotille des Columbus aus Amerika nach Europa gebracht worden. Allein durch die genaueste Prüfung der Kritik ergiebt sich das Unrichtige dieser Ansicht. Der erste Schriftsteller, der darauf hindeutete, war ein Nürnberger Arzt, Leonhard Schmauß, 1518; er stützte seine Meinung auf das inzwischen bekannt gewordene, aus Amerika zugeführte Guajakholz, das als ein gutes Heilmittel bekannt wurde, und woraus er den Schluß zog, daß die Krankheit, gegen die es nütze, nothwendig da seyn müsse, wo sich das Mittel fand, indem immer in der Natur das Gegengift beim Gift liege. Am meisten gewann diese Meinung Gewicht durch das Zeugniß vom Sohne des Columbus, dem Nachfolger desselben, Oviedo; allein der erstere spricht nur von einer grindartigen Krankheit, die in Domingo herrschend seyn soll, der andere aber, ein Tyrann, wie fast alle damaligen Spanier, hat seine Freude daran, diese als das gelobte Volk Gottes, die Amerikaner als verworfene Philister vorzustellen, und wenn man alles sorgfältig vergleicht, so ergiebt sich nur, daß die ganze Mannschaft der Columbi-

schen Flotte nur eine ansteckende Krankheit mitbrachte, die den größten Theil aufrieb, und sich auch denen mittheilte, welche mit ihr Umgang hatten, die aber in nichts anderm, als der unvollkommenen Sorge für ihre Gesundheit, und den damals ungewöhnlich großen Beschwerlichkeiten einer Seereise zu suchen war, und in keinem Falle die Lustseuche seyn möchte, indem diese fast im nämlichen Augenblicke, im Sommer 1493, im südlichen Frankreich, in der Lombardei, wie im nördlichen Deutschland war, und Columbus Flotte erst im April zu Sevilla landete, so daß sie von da aus unmöglich so weit verbreitet, und in einem bis zwei Monaten verführt seyn konnte. Andere suchten den Ursprung der Krankheit in der Vertreibung der Marranen (heimlichen Juden) aus Spanien, deren zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zwischen den Jahren 1485 bis 1493 viele Hunderttausende verjagt, und in alle Länder Europa's zerstreut wurden. Viele tausend dieser Unglücklichen starben auf der Seereise nach Italien, Griechenland rc. an der Pest; andere Tausende litten am Aussatz, und sie brachten allerdings Krankheit und Elend mit, wo sie geächtet und verfolgt hinkamen. Aber daß gerade diese Krankheitsform bei ihnen begründet gewesen sey, kann um so weniger erwiesen werden, da Deutschland von dieser Einwanderung frei blieb, und sich die erstere doch 1493 gleichzeitig in Halle, Braunschweig, Mekleaburg rc. zeigte. Was nun vollends die Meinung anbetrifft, daß immer venerische Krankheitszufälle obgewaltet hätten, so läuft dies auf ein Wortspiel hinaus, indem krankhafte Erscheinungen an den Zeugungstheilen, und die das Wesen der Lustseuche begründen, durchaus zweierlei Dinge sind, besonders wenn man auf die schrecklichen Erscheinungen Rücksicht nimmt, die sie damals zeigte, und es bleibt daher immer am wahrscheinlichsten, daß die venerische Krankheit das Product einer damaligen epidemischen Constitution sey, die dem allgemein verbreiteten Aussatze diese neue Form gab, daher auch die alten Schriftsteller die venerische Krankheit viele Jahre lang mehr als eine fürchterliche Haut- und Knochenkrankheit, denn als ein Heer einzelner Zufälle, mehr als eine Pest, denn als eine nur einzelne Menschen ergreifende Krankheit schildern. Die ganze Krankheitsconstitution war damals so pestartig, daß die Ärzte in allen Gestirnen den Grund davon suchten. Es konnte sich daher allerdings um so eher nach und nach daraus eine neue Krankheitsform bilden, da die politischen Verhältnisse die Völker damals ungemein zusammenmischten, Spanier und Franzosen und Deutsche Italien, und jene mit den Italienern Deutschland durchzogen, und die dem Scharbock nahe verwandte Krankheit der aus Amerika zurückgekehrten Matrosen wohl auch ihren Beitrag spenden konnte. — So viel ist gewiß, daß die Krankheit, die als Lustseuche alles in Schrecken setzte, damals tausendmal fürchterlicher war, als jetzt. Sie machte den Kranken zum Scheusal für seine Freunde, und stürzte ihn fast nothwendig in Verzweiflung, da kein Arzt zu helfen wußte, und seine Mittel fast so schrecklich, wie die Zufälle waren. Weil die Ansteckung damals viel leichter Statt fand, als jetzt, wo eine anhaltende Berührung der Haut an ihren dünnsten oder verletzten Stellen sie allein möglich macht, und die allgemein gewöhnlichen Freudenhäuser vollends das Ihrige dazu beitrugen, so ward damit keinesweges der zweideutige Begriff verbunden, den man jetzt von einem daran Leidenden hegt. Im Gegentheil blieb Hutten, der Jahre lang daran litt, und endlich erst durch das Guajak und seine kräftige Natur genas, immer in allgemeiner Achtung, und konnte seine Schrift darüber

ohne Anstoß und Beleidigung einem der ersten geistlichen deutschen Fürsten widmen. Wie jede Krankheit allmählig in ihrer Wuth mit der Zeit nachläßt, so hat auch diese sich um so mehr gemindert, da die Ärzte seit Paracelsus besonders im Quecksilber, und seit Swediauer in den Säuern die kräftigsten Mittel dagegen fanden, und allgemeines Leiden des Körpers ist daher jetzt nur Folge großer Vernachläßigung, nicht mehr in der Krankheit selbst nothwendig begründet. Fürchterlich bleibt sie jedoch immer, da sie 1. nicht allein die ganze Maschine mehr oder weniger zerrüttet, sondern auch 2. den Grund zu größerer Hartnäckigkeit und schwererer Heilung von Krankheiten anderer Art, besonders zu Gicht, Rheumatismus, Fehlern der Harnblase 2c. legt. *r.

Venezuela, eine Provinz und Stadt im spanischen Südamerika, oder die Provinz Caraccas, von dem Hauptorte dieses Namens. Venezuela, die Stadt, ist, wie Venedig, auf Inseln und Pfählen erbaut. Wegen dieser Lage gaben ihr die Spanier, die (1499) zuerst da landeten, diesen Namen. Sie hat 10,000 Einwohner. Im Jahre 1528 verpfändete Carl V. diese Provinz an die Familie Welser in Augsburg, welche fünfhundert deutsche Colonisten dahin schickte, die aber alle ihren Untergang da fanden. In dieser Provinz brach den 9ten April 1810 zuerst die Insurrection gegen das Mutterland aus. Aber erst im Jahre 1819 erklärte sich die Republik Venezuela für unabhängig, und daß sie nie sich Spanien wieder unterwerfen würde. Die Constitution, welche der Oberdirector Bolivar (s. d. Art.) dem Congresse der Republik Venezuela, welcher im Mai 1819 aus den Abgeordneten von den Bezirken Caraccas, Barcelona, Cumana, Varinos, Guiana und Margarita bestand, vorgelegt hatte, ward jedoch zu aristokratisch befunden, und erwartet noch ihre Ausbildung. Venezuela und Neugranada wurden im Sommer 1819 unter Einer Regierung vereinigt. — Vgl. d. Art. Caraccas und Westindien.

Ventil heißt im Allgemeinen jede Vorrichtung, welche dazu dient, den Rückgang des Luftzugs aufzuhalten. In der Orgel nennt man daher Ventil die Klappe, welche den Wind in den Windladen aufhält, damit er nicht zurückgeht. In Wasserbauten oder bei Brunnen nennt man Ventil die Klappe, die durch Verdünnung der Luft gehoben wird, und so einen Wasserstrom durchläßt, aber von der Schwere dieses Stromes wieder zugedrückt, den Rückgang ihm versperrt.

Ventilator, eine Vorrichtung, um verschlossene Räume mit frischer Luft zu versorgen, und die verdorbene zugleich hinauszuschaffen. Die bekannten Radventilatoren, die man an vielen Fenstern erblickt, geben die einfachste Vorstellung. Brennt Caminfeuer in einem Zimmer, so strömt die Zimmerluft zur Ernährung desselben herbei, indeß die äußere Luft, um sich in's Gleichgewicht zu setzen, durch alle Öffnungen eindringt. Der auf diese oder eine ähnliche Weise erregte Luftzug ist das Princip, welches der Einrichtung aller Ventilatoren zum Grunde liegt, die man von sehr verschiedener, besonders aber solcher Art hat, daß der Zug weniger empfindlich fällt, welches man bewirken kann, indem man die Röhren in der Decke des erwärmten Raums anbringt und den Hals der einen derselben auswärts bis nahe an den Boden herunterführt, von wo schwerere (zusammengedrücktere) Luft in ihr aufsteigt, und sich allmählig mit der Zimmerluft mischt. Vorzüglich werden die Ventilatoren auf den Seeschiffen gebraucht, wo die Luft zwischen den Verdecken gewöhnlich sehr verdorben zu seyn pflegt. Dieser Umstand hat

auch zur Erfindung derselben Veranlassung gegeben, welche man einem Engländer Hales (1741) verdankt. Dr. N.

Venus war bei den Römern die Göttin der Liebe; bei den Griechen hieß sie Aphrodite. Die Fabeldichter erwähnen eigentlich einer ältern und einer jüngern Venus, aber die Begebenheiten beider werden von ihnen auch oft einer und derselben zugeschrieben. Von eben diesen Begebenheiten und von den Orten, wo Venus als Göttin verehrt wurde, hat man ihr verschiedene Beinamen beigelegt. Die ältere Venus war eine Tochter des Uranus; man nennt sie deswegen, und weil sie die reinste, auf nichts Körperliches abzielende Liebe bezeichnen soll, Venus Urania, die himmlische, und unterscheidet sie von der jüngern Venus, oder der irdischen Liebe, die eine Tochter des Jupiter und der Diana gewesen seyn soll. Nach einer andern Fabel entstand sie aus dem Schaume des Meeres; man nannte sie deswegen Anadyomene, stellt sie bisweilen mit einem meergrünen Schleier vor, und schreibt ihr eine große Macht über das Meer zu; auch riefen die Seeleute sie um glückliche Schiffahrt an. Ihr war der Myrtenbaum geheiligt, weil sie sich hinter einem solchen verbarg, als sie aus dem Meere nackend am Gestade der Insel Cythera ausstieg. Auf dieser Insel des mittelländischen Meeres (jetzt Cerigo) wurde sie besonders verehrt, und hieß deswegen Cythere, so wie sie aus gleichen Ursachen die Beinamen Cypris, Gnidia, Paphia, Idalia u. s. w. erhielt. Sie wird als das höchste Ideal weiblicher Schönheit abgebildet, theils gar nicht, theils nur leicht bekleidet. Schwäne, Tauben, auch wohl Sperlinge ziehen ihren Wagen. Ihr Sohn Amor oder Cupido ist gewöhnlich bei ihr, bisweilen sind auch die Grazien in ihrem Gefolge. Mit ihrem eigentlichen Gemahle, Vulkan, hatte sie keine Kinder, wohl aber gebar sie deren viele von andern Göttern, als vom Mars, Bacchus, Mercur u. A., mit denen sie vertrauten Umgang hatte. Die bekanntesten ihrer Kinder sind: Amor oder Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe), Hymen, Hermaphrodit, Äneas. Sie hatte auch Umgang mit Sterblichen, und liebte unter diesen vorzüglich den schönen Adonis (s. d. Art.). Als die Göttin der Zwietracht (Eris) einen Apfel mit der Überschrift: der Schönsten, in den Versammlungssaal der Götter geworfen hatte, und Jupiter den Streit der Göttinnen darüber nicht entscheiden wollte, sprach Paris den Apfel der Venus, als der Schönsten, zu. Von den Abbildungen der Venus sind die berühmtesten: Venus Aphrodite, Anadyomene und Venus im Bade, ganz nackt, mit der rechten Hand die Brust, mit der linken die Scham deckend (die Mediceische); oder auf einem von Tritonen und Nereiden gezogenen Muschelwagen stehend und das Haar abtrocknend, Venus Urania erscheint mit Bogen und Pfeil, oder bekleidet mit einem Spieß, einer Erdkugel oder einer Senne; Venus Callipygos zeigt gewöhnlich nur den Rücken und die Hintertheile. — Über den Planeten Venus s. d. Art. Planeten.

Vera Cruz Nueva, Hafen und Handelsstadt in der Intendantschaft gl. N. (1491 □ M. mit 156,000 E.) im Königreiche Neuspanien oder Mexiko, am mexikanischen Meerbusen. Cortez baute hier, wo er (21. April 1519) landete, eine Stadt und nannte sie Vera Cruz. Die unbequeme und unsichere Lage dieser Stadt machte, daß man in der Folge in einer Entfernung von einigen Meilen an derselben Küste eine neue Stadt baute; jene heißt nun Alt-, diese Neu-Vera Cruz. Diese letztere, 72 Stunden von der Hauptstadt Mexiko entfernt, hat eine ungünstige Lage zwischen einer Sandebene und ungesunden Morästen. Sie hat 16,000 Einwohner, die größ-

tentheils nur des Handels wegen hier bleiben, ist gut gebaut, hat aber blos hölzerne Häuser. Der Hafen ist klein, kann höchstens einige dreißig Schiffe aufnehmen und ist gegen die Winde nicht gehörig geschützt. Aber dieser Hafen ist der einzige im mexikanischen Meerbusen, wohin die für Mexiko bestimmten europäischen Waaren gebracht werden können. Von Zeit zu Zeit gehen Kauffahrteischiffe aus Cadix mit Ladungen von Wein, Öl, Tüchern, Leinwand, seidenen Zeugen und dergl. nach Vera Cruz, wo diese Waaren ausgeschifft und auf die Messe nach Xalapa, das zwölf Stunden davon entfernt liegt, gebracht werden. Die Zahlung für die europäischen Waaren besteht außer dem baaren Gelde in Cochenille, Häuten, Campecheholz, Vanille und andern Producten Mexiko's, welches die spanischen Schiffe als Rückfracht mitnehmen. Da die Insurrection des spanischen Amerika seit 1810 sich auch in das Königreich Mexiko verbreitete, so wurde dadurch die einzige Communication von Mexiko nach Europa über Vera Cruz eine Zeit lang unterbrochen. Der Vicekönig von Mexiko Apodaca hat sie jedoch wiederhergestellt, und Spanien hat mit England sich dahin verglichen, daß englische Fregatten die Schätze Mexiko's aus Vera Cruz nach Spanien überfahren.

Vera's hydraulische Maschine, eine nach ihrem Erfinder, einem französischen Postbeamten, (1780) benannte Maschine, um vermittelst eines über Rollen laufenden, schnell bewegten Seiles ohne Ende, an dessen rauhe Oberfläche das Wasser sich leicht anhängt, große Wassermassen zu einer bedeutenden Höhe zu erheben.

Verbannung, jedes Entfernen oder Ausstoßen eines Menschen aus einem Verbande, insbesondere aber das als Strafe ausgesprochene Ausstoßen aus dem Vaterlande (Landesverweisung). Diese Art der Bestrafung ist so naturgemäß, daß sie schon in den ersten Menschenvereinen in Ausübung gebracht werden mußte; wirklich finden wir sie auch bei allen alten Völkern. Die Strafe war um so größer und härter, je mehr alle Nachbarvölker (Barbaren) wirklich roh und barbarisch waren, je weniger gleichmäßige Bildung vorhanden und cosmopolitischer Lebensverkehr eingeführt, und je größer dagegen die Ehre und das Glück war, Bürger eines bestimmten Staates zu seyn, wie dies in den alten Freistaaten der Fall war. Daher Verbannung wirklich als die schmerzlichste Strafe erschien, wie so manche Scenen aus der Geschichte der Alten uns beweisen. Doch nicht nur begangener Verbrechen wegen verhing man die Verbannung (Exil), sondern auch zuweilen aus Vorsicht. (S. d. Art. **Exil**.) — In der neuern Zeit bestraft man nur selten mehr mit Verbannung, Staatsverbrecher etwa ausgenommen, deren Gegenwart man im Vaterlande für gefährlich hält, ohne ihnen vielleicht das Verbrechen hinlänglich nachweisen zu können. Häufiger ist die Deportation der Verbrecher. So sandte Frankreich die seinigen nach Cayenne, England nach der Botany Bai, Rußland nach Sibirien, u.s.w. (S. d. Art. **Deportation**.)

Verbindlichkeit ist die sittliche Nothwendigkeit zur Begehung oder Unterlassung einer Handlung, dann die Handlung selbst, zu welcher man verbunden ist. Die Vielartigkeit der Lebensverhältnisse des Menschen macht dieselben eben so vielartig, und bewirkt sogar oft eine Collision derselben, d. h. einen Kampf zwischen zwei Verbindlichkeiten, wovon eine nachgestellt werden muß, um die andere zu erfüllen. Man spricht in dieser Beziehung von vollkommnen und unvollkommnen Verbindlichkeiten, d. h. solchen, die in keinem Collisionsfalle aufhören, und solchen, die aufhören können. Allein es giebt kaum eine Verbindlichkeit, die nicht durch Umstände

verdrängt werden könnte. So ist die Erhaltung unsers Lebens unstreitig eine unserer ersten Verbindlichkeiten; doch ist die Verbindlichkeit, es für die Rettung des Vaterlandes, der Wahrheit u. s. w. zu opfern, überwiegend. (S. d. Art. Collision und Pflicht.) Man theilt die Verbindlichkeiten in äußere und innere, d. h. solche, deren Erfüllung von jedem eben so gut erkannt werden kann, als von dem, welchem sie obliegen, und in solche, die nur von dem erkannt werden, der sie zu erfüllen hat. Die äußern sind die Rechtsverbindlichkeiten oder Rechtspflichten. (S. d. Art.) Diese können entweder schon im Naturrechte begründet, oder durch die positiven Gesetze auferlegt seyn. Die Verbindlichkeit, jemanden jene Dienste zu leisten, für die und um derentwillen er uns bezahlt, ist schon im Naturrechte begründet, nicht aber die durch positive Gesetze aufgelegte Verbindlichkeit, das Accisbare am Thore anzuzeigen. Die Gesetzgebung theilt die Verbindlichkeiten nach den Folgen, die sie nach sich ziehen, d. h. nach dem Zwang, der die Erfüllung derselben herbeiführen kann, in verworfene, d. i. solche, auf deren Erfüllung nicht geklagt werden kann, und in wirksame, d. i. solche, zu deren Erfüllung die Gesetze durch Zwang nöthigen, wenn geklagt wird. Eine nicht minder wichtige Eintheilung ist die in persönliche Vebindlichkeiten (obligationes personales) und in dingliche (obligationes reales), d. h. in solche, zu denen die Person als solche verpflichtet ist (z. B. Verbindlichkeiten, die aus einem Ehecontracte für die Personen entspringen, oder aus Amtsverhältnissen u. s. f.) und in solche, die jemanden wegen des Besitzes einer Sache obliegen, aus dem Grunde, weil einem Andern an dieser Sache ein Recht zuständig ist, das gegen jeden Besitzer dieser Sache geltend gemacht werden kann, z. B. Verbindlichkeiten, die auf Kauf-, Miethscontracten und dergleichen beruhen.

Verbrechen und Quasiverbrechen. Verbrechen (delictum) ist im weitern jurist. Sinne jede willkührliche Übertretung der gesetzlichen Ordnung, oder jede freie Handlung, welche den Grundbedingungen des Rechtsvereins und den Mitteln der bürgerlichen Ordnung entgegen ist; insbesondere daher eine solche, welche eine absichtliche Rechtsverletzung enthält, die durch das Gesetz mit Strafe bedroht ist. In der ersten allgemeinen Bedeutung umfaßt der Begriff des Verbrechens auch das sogenannte Polizeiverbrechen oder besser Vergehen, unerlaubte Handlungen eines Unterthanen, durch welche nur mittelbar Veranstaltungen zur Sicherheit der Rechte, oder zur Erreichung anderer geselliger Zwecke, verletzt werden. In der letztern setzt das Verbrechen ein Criminalgesetz voraus, dem zuwider dasselbe unternommen wird, daher auch Criminalverbrechen. Es bezieht sich also nebst dem Polizeivergehen auf eine äußere Ordnung, welcher die That entgegengesetzt ist, und unterscheidet sich dadurch von der unsittlichen Handlung oder dem sogenannten moralischen Verbrechen, wenn gleich sonst das juristische Verbrechen auch ein moralisches seyn kann, und größtentheils ist, z. B. der Todtschlag. Ferner unterscheidet sich das Criminalverbrechen von dem einfachen Begriffe der Rechtsverletzung dadurch, daß es durch ein besonderes Gesetz im Staate mit Strafe belegt ist (Criminalgesetz); dahingegen Rechtsverletzungen auch außer dem Staate denkbar, ferner nicht alle Rechtsverletzungen absichtlich sind, und einige derselben, welche nicht die Grundrechte und den Zweck der Gesellschaft, sondern nur unbedeutende Privatverhältnisse und die erst durch richterliche Untersuchung

zu entscheidenden Foderungen über Mein und Dein betreffen, ohne vorausgehendes Strafgesetz nach dem Spruch des bürgerlichen Richters bestraft werden, daher man von Civilstrafe redet. Das sogenannte Quasi-delictum, Quasiverbrechen, Scheinverbrechen, ist eine Handlung, die nur in ihrem Äußern dem Verbrechen dadurch ähnlich ist, daß sie die gesetzwidrige Wirkung hat, aber verschieden dadurch, daß sie nicht aus Bosheit entsprungen, sondern durch Fahrlässigkeit bewirkt ist, welche verantwortlich macht, z. B. wenn jemand etwas aus seinem Fenster wirft und damit auf der Straße Gehende beschädigt (dejectio et offensio), oder die Schuld des Wirths, in dessen Gasthause dem einkehrenden Fremden Sachen gestohlen werden. — Da ein Verbrechen eine freie Handlung ist, so kann es nur dann Statt finden, wenn es bei Verstand und mit Willkühr begangen worden ist. Wer einen solchen Zustand, in welchem ihm Willen und Bewußtseyn mangelt, selbst herbeigeführt und in demselben verbrochen hat, der wird, je nachdem er ihn vermeiden konnte oder ihn mit Absicht herbeigeführt hat, milder oder strenger bestraft, und es tritt in Hinsicht des Subjects der Unterschied des culposen oder dolosen Verbrechens ein. (S. auch d. Art. Zurechnung.) Auch kann nur derjenige, welcher der gesetzlichen Obergewalt im Staate unterworfen ist, nicht diese selbst, ein Verbrechen begehen. Ferner findet ein Verbrechen nur Statt, wenn die äußere Handlung eine Verletzung wirklicher Rechte zum Gegenstande hat. Daher die Nothwehr, die auf dem Rechte der Selbstvertheidigung beruht, kein Verbrechen ist, denn durch seine Handlung begiebt sich der Angreifende seines Rechts. — Die Verbrechen werden eingetheilt, in Rücksicht des Gegenstands, in öffentliche und Privatverbrechen; jene werden gegen den Staat (Existenz, Verfassung, Verwaltung, oder einzelne Hoheitsrechte desselben), diese an den ursprünglichen oder erworbenen Rechten der Bürger überhaupt oder einzelner Personen begangen; (z. B. Mord, Raub, Diebstahl, Fälschung). Die Verbrechen sind ferner bestimmte und unbestimmte oder alternative in Hinsicht auf die bestimmte oder unbestimmte Wirkung; einfache oder zusammengesetzte, je nachdem nur ein Recht oder mehrere zugleich verletzt werden; in Hinsicht der Art der Willensbestimmung Begehungs- oder Unterlassungsverbrechen. Letzteres setzt eine Verbindlichkeit zu einer gewissen Handlung voraus. In Hinsicht auf die Ausführung ist das Verbrechen entweder nur versucht (crimen attentatum), wenn die rechtswidrige Handlung zwar noch nicht angefangen, aber zur Realisirung ihres Zwecks Vorbereitungen gemacht worden sind, oder begonnen (crimen inchoatum), wenn die zur Ausführung des Verbrechens erfoderliche Handlung wirklich angefangen, aber noch nicht vollendet, oder vollendet (crimen perfectum), wenn die Handlung vollkommen verrichtet, aber das Eintreten des Erfolgs durch äußere Umstände verhindert worden ist. Vollführt (consumatum) nennt man das Verbrechen, wenn auch der Erfolg wirklich eingetreten ist, was an sich den Verbrecher nicht strafbarer macht. Die Verbrechen sind endlich in Hinsicht der Gesetze qualificirt (gesetzlich ausgezeichnet), wenn diese aus besondern Gründen ein Verbrechen von seiner Gattung ausnehmen und eine besondere Beurtheilung des Verbrechens gebieten, besonders wenn sie die Strafe desselben in gewissem Falle erhöhen. — Was die Strafbarkeit eines Verbrechens anlangt, so ist diese absolute, welche darin besteht, daß eine Handlung überhaupt als Verbrechen strafbar ist, und relativ, d. h. dem Grade nach größer oder geringer. Die Größe der

Strafbarkeit wird bestimmt 1. nach den Graden der innern Gesetzwidrigkeit der Handlung, mithin nach der subjectiven Quantität des Verbrechens, so daß, je mehr Bewußtseyn und Wille bei Begehung des Verbrechens vorhanden gewesen, desto strafbarer die Handlung ist. Das dolose (vorsätzliche) Verbrechen ist daher immer strafbarer als das culpose (schuldhafte), auch giebt es Stufen des dolus und der culpa, welche hier zu berücksichtigen sind; 2. nach der objectiven Quantität des Verbrechens, d. h. nach der Größe der verletzten Rechte, der rechtswidrigen Wirksamkeit und des Erfolgs (z. B. je nachdem jemand Urheber und Gehülfe ist, und nach dem Grade seines Antheils); über den Zusammenhang aber zwischen Verbrechen und Strafe s. d. Art. Criminalrecht, Strafe u. a.

Verbrennung, die aus Erfahrung hinreichend bekannte, unter Erzeugung von Wärme und Licht (Feuer) mit den Körpern vorgehende Veränderung. Wir wollen uns bei den Hypothesen, welche die ältere Chemie (Stahl) zur Erklärung dieses wunderbaren Phänomens aufgestellt hat, nicht verweilen, sondern sogleich zu der jetzt ziemlich allgemein angenommenen antiphlogistischen Theorie übergehen. Nach ihr sind brennbare Körper solche, welche, unter Voraussetzung eines gewissen Grades der Temperatur, zum Sauerstoff eine nähere Verwandtschaft besitzen, als dieser seinerseits zum Wärmestoffe, mit welchem er zum Sauerstoffgas verbunden ist; und die Verbrennung erfolgt, indem die gedachten Körper letzteres Gas, sich seines Sauerstoffs bemächtigend, zersetzen, und den Wärmestoff desselben somit frei machen. Bekanntlich enthält die atmosphärische Luft einen beträchtlichen Antheil Sauerstoffgas, und die gegebene Erklärung befriedigt daher wenigstens über die Frage, warum das Feuer zu seiner Ernährung der frischen Luft bedürfe. Geht man aber auf diesem Wege weiter, und verbrennt Körper unter der Glocke, so ist das Resultat eine Vereinigung des verbrannten Körpers mit eben so viel Sauerstoff, als die angewendete Luft davon verloren hat; unter der Glocke verbrannter Schwefel z. B. findet sich, nach diesem Verhältnisse, in Schwefelsäure verwandelt. Man kann ferner die Intensität der Erscheinungen, welche das Verbrennen begleiten, bis auf einen unglaublichen Grad erhöhen, wenn man, statt atmosphärischer Luft, reines Sauerstoffgas anwendet: und die Grundidee der gegebenen Theorie scheint also auf diese Art festgestellt zu seyn. Indeß zwingt andererseits eine bescheidene Naturforschung das Geständniß ab, daß noch manche Zweifel übrig bleiben, wohin besonders die Erzeugung des Lichtes beim Verbrennen gehört. Es ist hier der Ort nicht, uns darüber ausführlich zu verbreiten, um so weniger, da die mehresten der Voraussetzungen (Natur des Wärme- und Lichtstoffs unter andern), die dieser Hypothese der Verbrennung zum Grunde liegen, bei dem heutigen Stande der Wissenschaft, selbst nur noch Hypothesen sind, und vielleicht ewig bleiben werden; allein der Vf. dieses gesteht, wie sehr ihm diese augenscheinlich dargethane Solidification des Sauerstoffs imponirt hat, ein, daß ihm andererseits die Foderung des Bedingten als Bedingung, nämlich einer erhöhten Temperatur zur Erzeugung einer mit Licht begleiteten höheren Temperatur, jederzeit befremdend vorgekommen ist. So scheint ferner die aufmerksame Betrachtung einer brennenden Kerze der Behauptung, das Licht komme nicht aus ihr, sondern aus der Zersetzung des verbrauchten Sauerstoffgases her, offenbar zu widersprechen. — Daher die Modificationen, welche die Lavoisiersche Theorie

von gleichzeitigen und spätern Denkern erfahren hat, und deren fast eben so viel sind, als dieser Denker selbst, ohne daß dadurch der Stoff zum Nachdenken über diesen bewundernswürdigen Prozeß der Natur erschöpft wäre. Dr. N.

Verbum heißt in der Sprachlehre der wichtige Redetheil (s. Redetheile), durch welchen ein Gegenstand (Subject) in einen gewissem Zustand in der Zeit gedacht wird — daher auch die deutsche Benennung Zeitwort. — Es gehört daher zu den sogen. attributiven Redetheilen, oder denjenigen, welche dem durch das Nomen (s. d. Art.) bezeichneten Subject sein Prädicat bestimmen. Nun kann man aber einen Gegenstand in die Zeit überhaupt versetzen, oder in dem besondern Zustande der Thätigkeit oder Unthätigkeit des Handelns oder Leidens denken. Auf dem erstern beruht das absolute oder selbstständige Zeitwort (verbum substantivum) seyn, welches dann auch als Copula zur Verknüpfung des Subjects und Prädicats (z. B. ich bin krank) gebraucht und Hülfswort (verbum auxiliare) wird. Die Zeitworte, welche einen besondern Zustand des Subjects mit dem Begriffe der Zeit angeben, bezeichnen entweder einen Zustand, der nur das Subject betrifft (z. B. ich sitze, liege), oder einen solchen, bei welchem zugleich ein Object genannt oder gedacht wird, zu welchem sich das Subject thätig oder leidend verhält. Die erstere Art nennt man intransitiva (nicht auf andere Gegenstände hinübergehende) oder neutra, weil sie weder thun noch leiden, und zu ihnen gehört selbst das Verbum seyn; die letztern transitiva (hinübergehende). Die transitiven sind daher activa (Thätigkeit bezeichnend), z. B. ich lese das Buch, wohin auch die reciproken (zurückwirkende) — z. B. ich bade mich — bei welchen das Subject sich selbst zum Gegenstande macht, gehört; oder passiva (ein Leiden bezeichnend, z. B. ich werde geschlagen). Das activum und passivum sind sonach nur zwei verschiedene Formen des verbi, welche bei einigen Sprachen auch durch besondere Wortformen (z. B. audio, audior) ausgedrückt werden; dagegen z. B. die deutsche und französische sich zur Bildung des passivi der Hülfsworte bedienen. Die passive Form hat auch eine reflective Bedeutung, d. h. eine Beziehung aufs Subject, und heißt dann in der griechischen Grammatik medium. Das verbum deponens und neutrale passivum sind specielle Formen, die besondern Sprachen angehören. In Hinsicht des Ursprungs sind die verba Stammzeitworte (primitiva) oder abgeleitete (derivativa). Zu den letztern gehören diejenigen, in welchen der Zustand modificirt durch einen andern, oder durch allgemeine Umstände bezeichnet wird, z. B. dictitare im Lateinischen und das diminutivum spötteln von spotten im Deutschen. Oft ist auch das verbum von einem Adjectiv oder Substantiv abgeleitet. Beim verbo sind nun außer dem genus, d. i. der thätigen, leidenden oder intransitiven Form noch besonders zu beachten, der modus, d. i. die Art und Weise wie das Prädicat auf das Subject bezogen wird — von Einigen Aussageweise genennt; je nachdem etwas bestimmt, oder als bestimmt und bedingt, mithin als nothwendig, wirklich oder möglich ausgesagt wird. Nicht immer jedoch stellen die Sprachen diese modos in besondern Formen dar. Zu den besondern Modificationen derselben aber gehört z. B. der griechische Optativ. Sonst nannte man auch den infinitivus einen modus; allein der infinitivus gehört nicht noth-

wendig zum Prädicat und kann auch die Stelle eines Substantivs vertreten; eben so ist das participium kein modus, sondern nur das vom Verbo gebildete Adjectiv. Ferner sind zu bemerken die Zeitformen (tempora), d. h. diejenigen Formen des verbi, durch welche der Zustand des Subjects in besondern Zeiten angezeigt wird. Diese sind im Allgemeinen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; daher die einfachen tempora praesens, perfectum oder praeteritum, und futurum sind; allein letztere werden in den meisten Sprachen noch näher bestimmt und durch besondere Endungen oder durch Umschreibung mittelst der Hülfswörter ausgedrückt. Diese Zeitformen sind absoluta, wenn sie überhaupt und ohne besondere Beziehung auf etwas anderes, tempora relativa, wenn sie in Beziehung auf eine andere Zeit oder Handlung bestimmen (z. B. ich hatte das gethan, als er kam), wohin also das imperfectum, plusqnamperfectum und futurum exactum gehören. — Nächst ihnen sind zu betrachten die Personen, von welchen etwas ausgesagt wird durch das verbum. Hier giebt es drei in der einfachen und drei in der Mehrzahl: ich, du, er, wir, ihr, sie, welche durch Endung und Fürwörter angezeigt werden. Wird die Person nicht bestimmt, so wird das Zeitwort unpersönlich (impersonale) genannt, z. B. es blitzt. Einige Sprachen bezeichnen auch das genus der Person (ob es männlich oder weiblich) mit besondern Formen. Alle die vorher genannten Formen nun zur Bezeichnung der Verhältnisse des verbi angeben, heißt dasselbe conjugiren. Die Conjugation aber ist regelmäßig (das verbum ist verbum regulare) oder unregelmäßig, jenes, wenn dabei eine in der Sprache vorhandene übereinstimmende Regel angewendet wird, dieses, in so fern ein Wort von derselben abweicht.

Verdampfung. Jedermann hat, um zu einem Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, beobachtet, daß Wasser, welches beim Feuer ansteht, allmählig verflüchtigt wird und in dieser Gestalt entweicht: es erhält nun den Namen Wasserdampf. Die Wärme nämlich, welche die neuere Chemie als einen eignen Stoff betrachten lehrt, scheint mit dem Wasser eine Verbindung eingegangen zu seyn, um ihm diesen neuen Aggregatzustand zu leihen. Gießt man Wasser auf ein glühendes Eisen und betrachtet die schnelle Dampfbildung sammt der gleichzeitigen Erkältung des Eisens, so fühlt man sich zu dieser Erklärung hingerissen. Ein gleiches wiederfährt den übrigen tropfbar flüssigen, und selbst vielen festen Körpern, wenn sie einer angemessen hohen Temperatur ausgesetzt werden, und der Vorgang selbst heißt Verdampfung.

Verdauung ist der erste Act in dem Prozesse der Ernährung des thierischen Körpers, wodurch die aufgenommenen Nahrungsmittel aufgelöst und die zur Ernährung tauglichen Stoffe von den dazu untauglichen abgeschieden werden. Die dazu erfoderlichen Theile des Körpers sind sowohl die eigenthümlich dazu gehörigen Verdauungsorgane, als auch Hülfsorgane. Die ersten machen den ganzen Darmcanal aus, welcher in verschiedenen Abtheilungen aus dem Magen, dem Duodenum, den dünnen und den dicken Därmen besteht. Zur zweiten Classe gehören die Leber, das Pankreas und die Milz. Der erste Vorgang bei der Verdauung ist die Auflösung der Nahrungsstoffe. Wenn die Speisen, durch das Kauen gehörig vorbereitet, in dem Magen angelangt sind, werden sie vermittelst der Bewegung des Magens mit der in demselben befindlichen Flüssigkeit,

dem sogenannten Magensaft, aufs innigste vermischt. (Vergl. d. Art. Magen.) Durch diese Beimischung einer dem Leben angehörigen Flüssigkeit wird die eigenthümliche Beschaffenheit des Nahrungsmittels, sein körperlicher Zusammenhang, selbst seine chemische Eigenschaft, wenn sie die Vitalkraft des Magens nicht übersteigt, bezwungen. Die Nahrungsstoffe werden demnach bis in ihre kleinsten Theilchen mechanisch getrennt, von dem Magensafte durchdrungen, mit ihm vereinigt und in eine gleichförmige, breiartige oder auch flüssigere Masse verwandelt. Dabei findet eine Art von Gährung zugleich Statt, nämlich eine Trennung des Nahrungsstoffes in seine einfachen Grundstoffe, und eine Vereinigung derselben zu andern Producten, welche theils durch die eigenthümliche Lebenskraft des Magens und der von ihm abgesonderten Flüssigkeit, theils durch die Wärme desselben bewirkt wird. Dieser so veränderte Speisebrei (Chymus) geht nun aus dem Magen durch den Pförtner in den zunächst folgenden Theil des Darmcanals, nämlich in den Zwölffingerdarm (Duodenum). Hier beginnt der zweite Vorgang des Verdauungsgeschäftes, die Abscheidung der zur Erhaltung des Organismus nöthigen und brauchbaren Stoffe von den unnützen. Diese Abscheidung beruht auf der animalisch-chemischen Wahlverwandtschaft der Stoffe und ist eine Art vitaler Gerinnung. In diesem Darme mischen sich nämlich der speichelähnliche Saft aus der großen Bauchspeicheldrüse (succus pancreaticus) und die Galle aus der Leber und Gallenblase mit dem Speisebrei, und diese beiden Flüssigkeiten, beide von starkwirkender Vitalität durchdrungen, beide aber von ganz verschiedener, im Innersten einander gerade entgegengesetzter Beschaffenheit und Tendenz, wirken so mächtig auf den Chymus, daß der milde, den einsaugenden Haargefäßen analoge pankreatische Speichelsaft die ihm entsprechende milchähnliche Flüssigkeit aus dem Chymus an sich zieht, sich mit ihr zum sogenannten Milchsaft (chylus), vereinigt, dagegen der bittere, der animalischen Natur widrige und von ihr ausgestoßene Gallenstoff die ihm ähnlichen gröbern und dem Organismus fremdartigen Theile der Nahrungsstoffe an sich reißt, den Darmcanal zu den forttreibenden Bewegungen anreizt, und so immer weiter fortrückt in die dünnen, und von da in die dicken Därme. (Vgl. d. Art. Ernährung.) Zu einer gesunden und kräftigen Verdauung gehört also richtige Beschaffenheit und der gehörige Grad von Lebenskraft (Energie der Vitalität) sowohl der eigentlichen Verdauungsorgane, als auch der Hülfsorgane. Die Verdauung geht alsdann gesetzmäßig von Statten, erfodert nicht mehr als die gehörige Zeit (die jedoch nach dem Alter, Geschlecht, der Lebensweise, dem Temperament und den Speisen selbst verschieden ist, und bei einem jugendlichen Körper bei gehöriger körperlichen Bewegung kürzer ist, als bei ältern Personen, und deren Mittel ungefähr drei Stunden beträgt), geht ohne merkliche Empfindung, wenigstens ohne belästigende Gefühle vor sich, liefert ein gesetzmäßiges Product, einen rein abgeschiedenen Milchsaft und die gehörig abgesonderten Auswurfsstoffe. Ist die Verdauung fehlerhaft, so offenbart sich dies auf verschiedene Weise. Sie dauert länger als die gesetzmäßige Zeit, z. B. bei einem Erwachsenen über fünf bis sechs Stunden, verursacht unangenehme Empfindungen zunächst ein lästiges Gefühl von Vollheit und Auftreiben in der Magengegend, Druck und Empfindlichkeit in derselben, ein Gefühl von fliegender Hitze über den Körper, von Trägheit und Abspannung. Das Erzeugniß der Verdauung selbst wird

fehlerhaft; die Auflösung der Nahrungsstoffe im Magen geht unvollkommen von Statten; sie werden daher nicht hinlänglich in ihre einfachen Grundstoffe aufgeschlossen, nicht einmal immer mechanisch fein genug zertheilt, die eigentlichen ernährenden Grundstoffe werden also nicht gehörig von ihrer innigen Verbindung mit den gröbern Theilen befreit, die eigenthümliche chemische Natur der genossenen Nahrungsstoffe wird nicht gänzlich überwältigt, sondern sticht noch hervor, z. B. die saure fette Beschaffenheit; durch die Langsamkeit des Verdauungsprozesses gewinnt der todte Chemismus Zeit, von der Wärme des Magens begünstigt, seine Gesetze auszuüben, und nach diesem neue dem Organismus schädliche Producte, z. B. aus dem Fett die ranzige Fettsäure, zu erzeugen, luftförmige Stoffe zu entwickeln, welche den Magen widernatürlich ausdehnen und das Aufstoßen bewirken. Ferner geschieht auch die Scheidung des Chymus nicht kräftig und rein, der Milchsaft ist nicht so mild, sondern mit untauglichen, zum Auswerfen bestimmten Stoffen vermischt, dagegen der Abgang noch viele flüssige Theile und dem Chylus angehörige Stoffe in sich hält, die mit dem Stuhlgang fortgehen. Die Ursachen der fehlerhaften Verdauung liegen theils in der fehlerhaften Wahl der Nahrungsmittel (s. d. Art.), theils in der unrichtigen Art des Genusses (in Rücksicht der Zeit, des Maaßes, der Art zu kauen), theils in Fehlern der eigentlichen Verdauungsorgane und der Hülfsorgane. Mangel an Lebensenergie des Magens (Schwäche der Nervenfunction), fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, krankhafte Empfindlichkeit des Magens vom Exceß der Nerventhätigkeit des Magennervengeflechtes, oder aufgeschwollene Blutadern an demselben von fehlerhafter Blutcirculation bewirken eine zu langsame, unvollkommene und schmerzhafte Verdauung im Magen; gleiche Fehler in dem Fortgang des Darmcanals tragen mit bei zu einer unvollkommnen Scheidung des Milchsafts von dem Excrementalstoff. Krankhafter Zustand der Milz ist mitwirkende Ursache an der schlechten, meistens zu sehr gesäuerten Beschaffenheit des Magensafts, wodurch derselbe an auflösender Kraft verliert, und als fremdartiger Stoff dem eignen Gefühl der Magennerven widrig wirkt, und verursacht auch eine fehlerhafte Absonderung der Galle (vergl. d. Art. Milz). Abnormität in der Function des Pankreas und der Leber sind vorzügliche Ursachen der unvollkommenen Scheidung des Milchsafts von dem Auswurfsstoffe. Ist die Absonderung der pankreatischen Flüssigkeit fehlerhaft, zu sparsam, der Drüsensaft selbst von schlechter Beschaffenheit, zu dünne und unkräftig, so fehlt es an der anziehenden Kraft für den Milchsaft; ist die Verrichtung der Leber zu träge, oder übereilt, oder in ihrer Qualität verändert, so wird zu wenig, oder eine zu wässerige unkräftige, oder eine zu scharfe Galle zubereitet, daher die Excrementalstoffe nicht gehörig von ihr angezogen werden, diese mit vielem Milchsafte vermischt bleiben, oder der Überfluß an Galle die Gedärme zu einer zu sehr beschleunigten Bewegung reizen, u. s. w. Die Heilung der Verdauungskrankheit muß sich durchaus zuerst mit Aufsuchung der Ursachen derselben, und Ausmittelung desjenigen Organs, oder des Systems, von welchem sie ursprünglich ausgingen, beschäftigen. Einerlei Mittel können unmöglich gegen jede Art von Verdauungskrankheit heilsam seyn. Daher der Nachtheil von dem Gebrauch allgemeiner Mittel dieser Art, z. B. der sogenannten Visceralmittel. Die erste und eine unerlaßliche Bedingung, eine gesunde Verdauung zu erhalten, ist

Mäßigkeit und Ordnung im Genusse der Speisen, zweckmäßige Auswahl der Nahrungsmittel nach dem Alter, der Lebensart der Person, und nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel selbst. H.

Verdeck (Oberlauf; franz. Pont), heißt der Boden eines Schiffs; bisweilen wird es auch für den Raum zwischen zwei Böden, oder das Stockwerk selbst genommen. Die großen Schiffe haben drei Böden oder Verdecke, und werden daher auch Dreidecker genannt; die mittlern haben deren zwei, die kleinen Schiffe nur ein Verdeck. Das erste Verdeck ist das unterste, welches dem Wasser am nächsten oder demselben gleich ist, gerade über dem Schiffsraum. Auf demselben steht, auf Kriegsschiffen, ringsherum das große Geschütz; gegen das Hintertheil des Schiffs ist die Pulverkammer oder heilige Barbara. In den Böden werden Öffnungen (Lucken) gelassen, um die Waaren und Sachen hin und her zu schaffen. Auf den Kriegsschiffen wird in dem obern Verdeck ein Gitterwerk gemacht, um den andern Böden Luft zu geben, und damit der Rauch von dem losgebrannten Geschütz verdampfen könne. Es giebt durchgehende Verdecke, welche über die ganze Länge des Schiffs reichen, und halbe, wenn nur ein Theil des Schiffs, von vorn oder hinten, bedeckt ist.

Verdichtung [wohl zu unterscheiden von Verdickung (s. d. A.)] Verringerung des Volumens der Körper, ohne Massenveränderung. Wird sie auf mechanischem Wege durch den Druck äußerer Kräfte bewirkt, so führt sie den Namen der Compression. Verdichtung durch chemische Mittel, namentlich durch Kälte, z. B. die Verkürzung der Pendel beim Froste, heißt allgemein Zusammenziehung, Contraction; insbesondere aber Condensation, wenn durch Entziehung des Wärmestoffs dampfförmige Flüssigkeiten, auf den Zustand tropfbarer zurückgebracht werden.

Verdickung. Wenn Flüssigkeiten aus zähern und flüssigern Bestandtheilen gemischt sind, und man letztere durch Abdampfung aus der Mischung entfernt, so wird diese verdickt.

Verdünnung. Wird durch Zusatz einer dünnflüssigern Substanz zu einer dickflüssigern die Consistenz der letztern vermindert, so sagt man, sie sey mit der erstern verdünnt worden. Auch sagt man z. B. „Weingeist mit Wasser verdünnen," weil dadurch die Wirksamkeit des ersteren verringert wird. Ferner versteht man unter diesem Ausdrucke die Verbreitung eines Körpers durch einen größern Raum. Nach den ersten Zügen der Luftpumpe verbreitet sich die unter der Glocke übrig bleibende verdünnte Luft durch den ganzen Raum derselben.

Vereinigte Gefälle (droits réunis). Unter diesem Namen besteht in Frankreich eine indirecte Steuer, welche auf Wein, Apfelwein, Bier, Branntwein, Salz, Tabak, Spielkarten, öffentlichen Landkutschen, dem Silberstempel u. s. w. liegt, und die daher den Namen erhalten, daß man alle die verschiedenen Abgaben, die auf diesen Gegenständen lagen, in eine einzige Administration vereinigte, an deren Spitze ein Staatsrath als Generaldirector steht, und die den Namen führt: l'administration générale des droits réunis. Diese Verwaltung ist dadurch besonders wichtig, da sie jährlich eine Einnahme von 120 bis 150 Millionen giebt, und so eine der Haupteinnahmen des öffentlichen Schatzes bildet. Dann zweitens, daß man in ihr, wie in einem großen Spiegel sieht, auf welche unbequeme Hebung man überall mit den indirecten Steuern kommt, sobald man bei diesen hohe Sätze einführt, wo also der Gewinn

der mit der Umgehung verknüpft, sehr groß ist, und wo man daher überall einer doppelten und dreifachen Controle bedarf, um zuerst die Steuerpflichtigen zu controliren, dann zweitens die Beamten, welche sich leicht mit den Steuerpflichtigen vereinigen, diesen durch die Finger sehen, und dann den Gewinn mit ihnen theilen; denn überall, wo die Sätze hoch sind, bildet sich außer der Staatsregie noch eine große Menge Privatregien, die billigere Preise haben, als jene, und mit denen die Steuerpflichtigen sich daher leichter und lieber abgeben oder, wie der Kunstausdruck lautet, sich arrangiren. Die ganze Gesetzgebung der Regie der vereinigten Gefälle wurde auf Befehl des Generaldirectors in den Jahren 1812 und 1813 neu gesammelt und systematisch geordnet, da die Anzahl der Verordnungen so groß geworden, daß fast kein Regiebeamter und kein Steuerpflichtiger sie mehr kannte und anzuwenden wußte. Jetzt nun, da die Verordnungen gesammelt sind, nehmen sie klein gedruckt sechs Octavbände ein, deren jeder 500 bis 600 Seiten zählt. Diese Verordnungen bilden mithin nach ihrem ansehnlichen Umfange eine kleine Bibliothek, welche die Steuerpflichtigen wie die Regiebeamten kennen müssen, wenn sie ohne Schaden und Verdruß an einander vorbei kommen wollen. Diejenigen, welche in Deutschland mit der Einführung indirecter Abgaben beauftragt sind, mögen diese sechs Bände wohl vorher durchstudiren, damit sie im voraus die Schwierigkeit kennen lernen, die sich der Erhebung derselben entgegenstellt, und den großen Apparat und dessen Kosten überschlagen, der zu dieser Erhebung nothwendig ist. Die Generaldirection ist in Paris. An ihrer Spitze steht ein Generaldirector und fünf Administratoren. Der Generaldirector arbeitet unmittelbar mit dem Minister. Er und die fünf Administratoren bilden das Generalconseil der Regie, vor welches alle streitige Gegenstände kommen, und in dem nach Stimmenmehrheit entschieden wird. In jedem Departement ist ein Director der vereinigten Gefälle, unter dem die Inspectoren und Controleure stehen, so wie die verschiedenen Commis und Préposés. Der Director correspondirt unmittelbar mit dem Generaldirector in Paris, erhält von diesem die Befehle und vertheilt sie an seine Untergebenen. Alle funfzehn Tage schickt er seinen Cassenbestand zur Generalcasse nach Paris. Die Inspectoren in jedem Departement correspondiren mit dem Director, machen alle drei Monate eine Rundreise bei allen Empfängern, schließen ihre Rechnungen ab, und machen eine dreifache Übersicht der Situation von Einnahme und Ausgabe, wovon ein Exemplar dem Empfänger bleibt, eins geradezu an die Generaldirection nach Paris gesendet wird, und eins an den Director des Departements. Auf diese Weise ist dem vorgebeugt, daß sich in der Direction keine gefährliche Eigenmacht bildet, daß die Generaldirection in Paris alles unmittelbar vom Inspecteur erfährt. Die Directeurs haben 3 bis 6000 Franken Gehalt, die Inspecteurs 2000 bis 2400. Außerdem genießen sie noch Procente von den eingehenden Summen, welche jährlich von der Regierung festgestellt werden. Der Generalempfänger muß 100,000 Franken Caution stellen. Jeder Directeur den Betrag der Einnahme von einem Monate, da er nie mehr als den Betrag eines Monats in der Casse haben kann. Bei allen Strafen und Consiscationen hängt es von der Partei ab, ob sie an die Tribunäle gehen will oder sich mit der Regie abfinden. Ziehen sie dieses vor, so sind die Entscheidungen des Directeurs gültig, wenn die Sache nur 500 Franken beträgt, die des Generaldirec-

tors, wenn sie nicht über 3000 Franken gehen; die höhern gehören vor den Minister. Ein Sechstel von den Strafen bekommt der öffentliche Schatz; zwei Sechstel bekommen der Directeur und Inspecteur; drei Sechstel die Employirten, welche die Sachen gemacht haben. Die Employirten müssen wenigstens 21 Jahr alt seyn, und werden vor dem Friedensrichter vereidet. Über jede Ergreifung halten sie ein Protokoll ab. Gegen Caution müssen sie die Gegenstände wieder verabfolgen lassen. Ist der Thäter gegenwärtig, so wird ihm eine Abschrift desselben mitgetheilt, wo nicht, so wird diese öffentlich angeschlagen. Innerhalb dreier Tage wird das Protokoll vor dem Friedensrichter in Gegenwart zweier, die dabei gewesen, vorgelesen und unterzeichnet. Dieses Protokoll hat nun vollen Glauben, bis die Partei die Inscription de faux dagegen macht. Auf Nullitäten können die Tribunäle nicht erkennen, als nur in so fern das eben angeführte Protokoll ist unterlassen worden. Derjenige, der die Inscription de faux beim Tribunal macht, muß dieses innerhalb dreier Tage thun, und zugleich die Zeugen und die Beweismittel nennen, mit denen er den Beweis zu führen gedenkt. Das Tribunal kann die Regie mit ihren Klagen abweisen und auch zu einem Schadenersatz verurtheilen, doch kann dieser nicht über ein Procent auf den Monat vom Werthe der ergriffenen Sachen gehen. Sind die Sachen verdorben, so muß die Regie sie bezahlen. Die Regie kann innerhalb der ersten acht Tage nach angezeigtem Urtheile Appell einlegen. Nach Verlauf dieser Zeit hat das Urtheil Rechtskraft und muß vollzogen werden. Dieses ist im Allgemeinen der Rechtsgang bei der Regie; denn alle Staaten haben es anerkannt, daß man bei den indirecten Abgaben die Sicherheit des Eigenthums nur dadurch erhalten könne, daß man die Beamten nöthigt, vor den gemeinen Gerichten Recht zu nehmen, sobald die Parteien solches begehren. — Nach der Gerichtsverfassung kommt die innere Organisation der Regie. Zuerst die Cautionnements, so jeder zu stellen hat, und die Art, wie sie auf Andere übertragen werden; dann kommt das Personal in den Anstellungen und Entlassungen; endlich noch ganz specielle Vorschriften über die Formalitäten, die bei contentiösen Gegenständen zu beobachten sind. Nachdem die Maschine auf diese Weise geordnet und eingerichtet, so kommen wir an das eigentliche Materielle, an dasjenige, was nun das Geld einbringt. Zuerst kommen die Verordnungen über die Besteurung der Spielkarten; dann die über den Gold- und Silberstempel; dann die auf die öffentlichen Fuhrwerke, als Hauderer, Postwagen u. s. w.; endlich die speciellen Abgaben auf Brücken, Canäle, Häfen, Fähren über Flüsse u. s. w., die alle mit der Verwaltung der droits réunis vereinigt sind. Dieser Theil des Abgabensystems ist der am wenigsten einträgliche. Nun kommen die Abgaben auf die Getränke, auf Wein und Cidres; dann die auf Brennereien und Brauereien. Die Abgabe, die hierauf liegt, ist nicht hoch, nur ein Zwanzigstel oder fünf Procent; allein auf dem débit des boissons liegt eine sehr hohe, die anfangs funfzehn Procent war, aber endlich bis auf fünfundzwanzig Procent ist erhöht worden. Wenn nämlich ein Wirth eine Bouteille Wein für vier Franken verkauft, so muß er hiervon einen Frank an den Staat geben. Der Litre Branntwein thut funfzehn Sous, weil man mißt und berechnet, wie viel Gläser der Wirth aus dem Litre schenkt, z. B. dreißig, wovon jedes zwei Sous kostet. Als diese Abgaben im Jahre 1811 und 12 auf 25 Procent erhöht wurden, haben die vereinigten

Gefälle im Rhonedepartement neun Millionen eingetragen, während die Grundsteuer nur 3½ Million eintrug. Für den Tabak, auf dem früher schon schwere Abgaben lagen, wurde endlich eine besondere Regie eingerichtet, welche in diesem Jahre (1819) wieder sollte aufgehoben werden, die aber, da sie große Summen einträgt (über vierzig Millionen), nach heftigen Berathungen in der Kammer auf's neue auf sechs Jahre ist bestätigt worden. Eine der Hauptabgaben liegt auf dem Salze, seit Buonaparte die Wegegelder abgeschafft, und aus kaiserlicher Milde zur Unterhaltung der Wege eine Abgabe auf das Salz gelegt, die das Zehnfache von dem beträgt, was die Wegegelder früher eingebracht hatten. Unter den verschiedenen indirecten Abgaben ist diese unstreitig die schlechteste, denn sie trifft jedermann, den Armen wie den Reichen, da jeder Mensch im Durchschnitt jährlich achtzehn Pfund Salz gebraucht, er sey reich oder arm, indem das Salz für niemand ein Luxusartikel ist. Nimmt der Staat auf das Pfund Salz einen Vortheil von zwei Sous (so wie Buonaparte nach dem Decret vom 27sten März 1806), welches das Doppelte von seinem innern Werthe ist, so bezahlt jeder Mensch ein Kopfgeld von 36 Sous, welches in Frankreich bei einer Bevölkerung von dreißig Mill. eine Summe von 54 Millionen Franken einbringt. Diese 54 Millionen hätte man auch erhalten, wenn man jeder Gemeine nach ihrer Bevölkerung ein solches Kopfgeld auferlegt, und dabei bestimmt, daß die 36 Sous, die von den ganz Armen nicht beizubringen wären, das nächste Jahr wieder aufs neue auf die übrigen solle umgelegt werden. Man hätte dann keine Defraude, keine kostbare Hebung gehabt und beging keine größere Ungerechtigkeit, als man bei der jetzigen Einrichtung auch begeht, bei der der Reiche wenig und der Arme verhältnißmäßig viel bezahlt. Dieselbe unzweckmäßige Abgabe auf Salz besteht auch im Preußischen, und sie hat blos das Verdienst, daß sie viel einbringt. Allein man könnte diese Einnahme bedeutend erhöhen, ohne daß man genöthigt wäre, eine größere Summe von Ungerechtigkeit zu begehen, als jetzt. Mit dem Tabak hat es schon eine ganz andere Bewandtniß. Er ist kein nothwendiges, kein unentbahrliches Lebensbedürfniß und drei Viertel der ganzen Bevölkerung gebrauchen keinen, — nämlich die Kinder und Frauen und auch viele Erwachsene nicht. — Dann bezahlt in dieser Abgabe der Reiche auch mehr als der Arme, weil er bessere Sorten raucht und diese höher besteuert sind, wohingegen das Salz immer eins und dasselbe ist, denn das, was der Bettler gebraucht, ist von derselben Sorte, wie das, was in der königlichen Küche gebraucht wird. Dasselbe, was vom Tabak gilt, gilt von den Abgaben auf die Getränke, bei denen der Reiche, welcher von einer Flasche Wein einen Franken an den Staat bezahlt, auch stärker herangezogen wird, als der Arme, der für vier Sous Branntwein trinkt, und hiervon einen Sous an den Staat bezahlt. Beide genießen ungefähr dieselbe Quantität spiritus vini; allein in ganz verschiedenen Getränken, und dem einen kostet ein Rausch das Zwanzigfache von dem, was er dem andern kostet. So viel im Allgemeinen über die vereinigten Gefälle; (das andere findet sich in dem Artikel Steuern). Eine vollständige Darstellung dieses Steuersystems, so wie seine Geschichte, würde die Gränzen dieses Artikels übersteigen, und wir müssen diejenigen, deren Lage und Verhältnisse in der Gesellschaft es mit sich bringen, eine genaue Kenntniß von den Steuersystemen anderer Länder zu haben, auf die Quelle verweisen, die im Anfange des

Art. ist genannt worden. Zum Schlusse sey uns noch folgende Bemerkung vergönnt. Wenn man französische und deutsche Regierungsverordnungen vergleichend mit einander durchgeht, so liegt in Hinsicht der Sprache ein Jahrhundert zwischen beiden. In den französischen ist alles klar, kurz, wohlgeordnet; in den deutschen weitläuftig, verworren, unbestimmt. Das, was die Franzosen l'art de rédaction nennen, das kennen die Deutschen in ihrem Geschäftsstyle nicht. Die Ursache liegt nicht in einer größern Bildung der franz. Sprache, wie viele glauben, sondern in der Geschäftseinrichtung. In Deutschland sind von jeher die Dicasterialeinrichtungen und Regierungscollegien gewesen. In diesen giebt der Referent die Verordnung an und corrigirt nachher einiges in ihr. Der Coreferent streicht ebenfalls einiges durch und corrigirt wieder anderes, eben so der Director. Der Copist oder Kanzlist copirt nun endlich diesen Entwurf und in der Reinschrift finden sich alle Beinbrüche der Perioden wieder, an denen so viele Menschen gezimmert haben. Daher findet sich in den Perioden durchaus nichts Organisches, und sie lesen sich ungefähr so, als wenn man Hutfilz kaut. In Frankreich hingegen ist nie eine Dicasterialform gewesen, und Regierungscollegien nach der Weise, wie sie in Deutschland sind, gehören dort zu den gänzlich unbekannten Dingen. Man kennt nur die Directionen und Bureaueinrichtung. Bei dieser Einrichtung ist nun gleich von vorn herein das Gute, daß Ein Mann, der der Chef ist, alles macht, und daß dieser blos in einer Sache arbeitet, und nicht, wie ein Rath in einem deutschen Collegio, über ganz verschiedene Dinge den Vortrag hat, wie z. B. über Ehesachen und Cataster. In einem Bureau findet sich daher immer eine gewisse Einheit, sowohl in Personen als in Dingen. Auf eine gewisse Eleganz haben die Franzosen immer gehalten, besonders auf eine klare und nette Darstellung im Geschäftsstyle, und hieraus hat sich dann das historisch gebildet, was die Franzosen l'art de rédaction nennen. Bei einer Anstellung in einem Bureau gereicht es nun nicht allein zu einer Empfehlung, daß einer eine gute Hand schreibt, sondern vor allem, daß er einen guten Brief schreibt, weil ihre ganze Geschäftsführung auf amtlichem Briefwechsel beruht. Diejenigen, die sich hierin auszeichnen, steigen leicht in die Höhe, und sobald eine Generaldirection in Paris bemerkt, daß sie aus einem Departement vorzüglich gut abgefaßte Berichte bekommt, so muß der reisende Generalinspector sich erkundigen, wer diese im Bureau gemacht hat, und dieser wird dann nach oben gezogen. Auf diese Weise haben sie in den Generaldirectionen ganz vorzügliche Bureauchefs, und hierdurch ist es erklärlich, woher es kommt, daß alle Verordnungen und Circuläre, welche die Generaldirection an ihre Untergebenen sendet, und die größtentheils gedruckt werden, so ganz vorzüglich abgefaßt sind. Ebenfalls ist es erklärlich, daß das ganze System der Unterbehörden sich nach diesen Mustern bildet und derselbe klare, einfache Geschäftsstyl in allen franz. Directionen zu finden ist. Wenn die sechs Bände Verordnungen und Circuläre über die droits réunis deutsch wären, so würde man sich dumpf und stumpf darin lesen. Jetzt aber wird man immer durch die Eleganz der Fassung und durch die Annehmlichkeit des Styls festgehalten, und man kann sie durchgehen, ohne zu ermüden, wozu freilich die systematische Ordnung, mit der alles aufgestellt ist, auch das Ihrige beiträgt.— Bg.

Vereinigte Staaten. Der Freistaat von Nordamerika ist noch nicht funfzig Jahr alt, und schon bildet er eine Welt-

macht, eben so in der physischen als in der moralischen Bedeutung dieses Worts. Er stellt nicht nur einen wohlgeordneten, sich durch sich selbst entwickelnden bürgerlichen Verein dar, dessen Grundlage die Idee eines Rechtsvertrags, und dessen Lebenswurzel der vernunftgemäße Gesammtwille Aller — Rousseau's so oft mißverstandener volonté générale — ist, sondern hat auch eben dadurch die Civilisation eines ganzen Welttheils unter die Obhut eines großen Bundesstaats gestellt, der frei von allen den Formen, die den europäischen Staaten aus dem wilden Zustande der Eroberung, in welchem sie zuerst entstanden, bis jezt noch dem einen mehr, dem andern weniger ankleben, ein politisches Leben im Innern und nach außen offenbart, wie es die Geschichte bisher in keinem Staate des Alterthums und der neuern Zeit (selbst England nicht ausgenommen) erblickt hat. Es ist daher ernster Betrachtung würdig, die Entstehung dieses Staats in seinem gegenwärtigen Zustand, wenigstens in den Hauptzügen, zu erkennen. — Kaum hatte Colon den Blick von Europa auf die Entdeckung einer neuen Welt hingelenkt, als auch schon das kühnste Volk unseres Erdtheils in die von jenem großen Manne geöffnete Bahn mit eintrat. England sandte den Seefahrer Sebastian Cabot (s. d. Art.) in das nördliche atlantische Meer, wo er um das Jahr 1497 Newfoundland und den ganzen Landstrich von der Davisstraße bis zum Cap Florida entdeckte. Aber Gold und Silber reizten hier nicht den Unternehmungsgeist, wie in Westindien, Südamerika und Mexiko; daher blieb Nordamerika länger als ein ganzes Jahrhundert seiner Wildniß überlassen, bis Muth und Freiheitsliebe endlich daselbst ihr Vaterland suchten und fanden. Die ersten Pflanzer (an der Zahl 107), welche der berühmte Walter Raleigh im Jahre 1585 nach einem Hafen unweit der Mündung des Oronoko führte, kehrten aus Mangel bald nach Europa zurück. Indeß nahm Raleigh im folgenden Jahre förmlich von der großen Küste des atlantischen Gebiets Besitz, welches damals überhaupt Florida hieß; er nannte sie zu Ehren der Königin Elisabeth Virginien. Aber die Ansiedler, welche er und White in den Jahren 1587 und 1590, so wie die, welche Gosnold im J. 1602 dahin führte, hatten nicht den Muth sich anzubauen. Das Land war ein ungeheurer, undurchdringlicher Wald von vielen tausend Quadratmeilen, unterbrochen bald durch große Seen und Moräste, bald durch unabsehliche Rohrwiesen und Savannen, dünne bewohnt von einzelnen Horden Wilder, welche unter sich fast in steten blutigen Fehden auf einander und auf das in diesen finstern Dickichten hausende Wild und Geflügel Jagd machten. Es gab unter den Wilden Nordamerika's kein einziges Hirtenvolk! Daher tödteten Hunger und Seuchen die ersten Ansiedler. Erst im April des J. 1607 zeigte sich, nach Ramsay, der Entstehungspunkt der ersten bleibenden Niederlassung an der Küste von Virginien. König Jacob I. hatte nämlich den Unternehmern in London und Plymouth, welche damals auf einer Halbinsel des Jamesflusses die Stadt Jamestown gründeten, für diese Ansiedler und deren Nachkommen gleiche Rechte mit den übrigen Unterthanen Englands zugestanden; dies war der erste Keim des politischen Lebens von Nordamerika. Noch fehlte es den Ausgewanderten an Frauen. Also sandte im Jahre 1618 die Londoner Compagnie 90 Mädchen hinüber. Sie wurden den Meistbietenden, jede zu 100 bis 200 Pfund Tabak überlassen. Bald darauf erkannte man in England, daß hier die von der hohen Kirche unterdrückte Gewissens-

freiheit einen Zufluchtsort finden könne, und 101 Puritaner (Bekenner eines einfacheren Christenthums) schifften sich im J. 1620 von Plymouth aus nach Amerika ein. Sie gründeten Neu-Plymouth, indem sie durch Geduld und durch den Glauben an die Vorsehung jedes Hinderniß eines nackten und ungesunden Bodens überwanden. So entstanden nach und nach binnen 43 Jahren, durch den Heldenmuth der Glaubensfreiheit, die Ansiedelungen der Puritaner, in Neu-Hampshire, Massachusets (Hauptort Salem, gegründet von John Endicot 1628), Rhodeisland und Connecticut: zusammen Neu-England. Sie hatten nämlich von den Indianern gegen europäische Waaren Ländereien eingetauscht, und ordneten die eigene Verwaltung derselben unter dem Schutze von königlichen Freiheitsbriefen. Zu gleicher Zeit ließen sich auf ähnliche Weise 200 Catholiken, um den Verfolgungen der englischen Kirche zu entgehen, nach dem Plane des edlen Lord Baltimore, der 40,000 Pfd. auf seine Colonie verwandte und jedem Christen die freie Ausübung seines Cultus zugestand, an den Ufern des Potowmak nieder. So entstand 1634 St. Maryland. Hierauf gründeten Quäker Neu-Jersey, welches Land, so wie Neu-York, zuerst Schweden um 1627 und Holländer den Ureinwohnern abgekauft hatten; allein die Schweden wurden von den Holländern, und diese wieder von den Engländern überwältigt. Sodann verlieh König Carl II. 1664 das Land seinem Bruder, dem Herzog von York, wovon der Staat und die Hauptstadt den Namen erhielten. Die wichtigste Colonie aber wurde in jeder Hinsicht Pennsylvanien. Der edle William Penn (s. d. Art.) hatte nämlich um das J. 1681 einen mit Waldung bedeckten Landstrich angebaut, welcher ihm vom König als ein freies Lehn mit allen Hoheitsrechten zu eigen gegeben worden war. Das Land am Delaware erkaufte Penn von den Indianern und den Platz, auf welchem er Philadelphia erbaute, von einigen schwedischen Colonisten. Seine Einrichtung des Bürgerthums beruhte auf dem Grundsatze der Volksfreiheit. Ein von den Freimännern gewählter Senat, unter dem Vorsitz eines Statthalters, vollzog die vom Volke selbst gebilligten Gesetze. Übrigens hatte dieser weise Gesetzgeber Alles auf die beiden Hauptstützen der Civilisation, auf Ackerbau und Handel, berechnet; dadurch wurde seine Colonie das Vorbild von ganz Nordamerika. Außer englischen und irländischen Quäkern ließen sich auch Holländer und Deutsche in Pennsylvanien nieder; letztere stifteten Germantown. In Nord-Carolina siedelten sich um das J. 1710 zuerst Pfälzer an, welche Religionsdruck und Kriegslasten aus ihrem Vaterlande dorthin getrieben hatten. In Südcarolina war schon um das Jahr 1562 auf Coligny's Rath eine Colonie von Hugenotten entstanden; allein die Spanier hatten diese Unglücklichen als Ketzer sämmtlich ermordet. Erst unter König Carl II. legten daselbst seit 1669 mehrere englische Herrn, Graf Clarendon, Lord Granville u. A. eine Niederlassung von mehrern des Glaubens wegen verfolgten Ausgewanderten, meistens Puritanern, an, und die Colonie erhielt um 1728 eine der englischen ähnliche Verfassung. Zuletzt ward Georgien, der südlichste Staat, zuerst von armen Engländern und Irländern, die ihr Vaterland nicht mehr ernähren konnte, oder die für ihren Glauben Freiheit suchten, um das J. 1732 bevölkert; allein erst nach Ankunft von 116 salzburger Protestanten und 130 schottischen Hochländern, welche das brittische Parlament unterstützte, stieg der Anbau des Landes, das anfangs einer Gesellschaft von Eigenthümern gehörte, welche dasselbe 1752 der Krone verkauften, die es durch ei-

nen königlichen Statthalter nach der englischen Verfassung regieren ließ. — Seitdem hörte die Auswanderung der Europäer nach Nordamerika nicht auf. Die meisten trieb politischer Druck dahin. So wurde Vermont 1764, Kentucky 1773 gegründet. Um den Muth der Anbauer zu beleben, ertheilte ihnen die brittische Regierung große Freiheiten und das Recht, ihre Verfassung selbst zu bestimmen. — Gewissensfreiheit und was damit genau zusammenhängt, bürgerliche Freiheit war der Wahlspruch aller Wanderer, Briten, Deutsche, Niederländer, Schweden, Schweizer, Franzosen u. A. m., die der Fesseln in Europa müde, in Nordamerika's Wildnissen ein gerechteres Vaterland suchten. Also ward ein bis dahin unbekannter, von einzelnen Horden roher Wilden bewohnter Erdtheil, durch den edlen Drang nach Geistesfreiheit, unterstützt von dem ganzen Ertrage der damals bereits hochgestiegenen Cultur von Europa, binnen kaum anderthalb Jahrhunderten in die Geschichte der Menschheit eingeführt. Den Besitz dieser großen ursprünglichen Ackerbaucolonie erlangte der Europäer durch friedlichen Tauschhandel; die neue Ordnung reifte durch die Erfahrung von selbstgegebenen oder nachgeahmten Gesetzen; der Wohlstand erblühte aus kraftvoller Anstrengung und verständiger Thätigkeit bei einfachen Sitten und strenger Lebensweise. Alles aber gedieh nur da am glücklichsten, wo der Geist der Bruderliebe der Grund aller geselligen Tugenden war, unter den Quäkern am Delaware, in Philadelphia. Darum verschwand in Nordamerika Alles, oder kam gar nicht zum Vorschein, was in Europa aus dem Zeitalter der Eroberung und dem Feudalwesen sich erhalten hatte. Dort galten nicht Kastenvorrechte, sondern allein der persönliche Werth; dort gab es keine Frohnen, Zehnten, Monopolien und Steuerprivilegien, keine erblichen Stellen und angeborenen Amtsansprüche, sondern nur allgemeine Bürgerrechte. Doch da nichts, wo Menschen schalten, vom Sturme der Leidenschaften unberührt bleibt, ward auch die ruhige Fortbildung der neuen Staaten von Zeit zu Zeit durch inneren Zwiespalt gestört, auch wurden sie in grausame Kriege mit den Indianern verwickelt. Allein beides erweckte den Muth, berichtigte die Meinung und lenkte die Kraft zu Behauptung dessen, worauf die Wohlfahrt des Gemeinwesens beruhte. Der Handel, anfangs nur mit Peltereien des Binnenlandes, nahm nach und nach durch die Ausführung eigner Naturproducte (Holz, Lebensmittel, Fische, Reiß, Korn) beträchtlich zu, Geld kam in Umlauf, und mehrere Staaten legten Druckereien und Schulen an. Das Volk wurde mündig, indem es sich selbst und den Mutterstaat sowohl gegen die Wilden als gegen die Franzosen in Canada (1740 — 1748 und 1755 — 1763 *) kräftig vertheidigte, und seine Verwaltung in dem Innern jeder Provinz nach bester Einsicht für sich selbst leitete, so wie es sein Boden, seine Bildung und die Natur seiner Gränzen am bequemsten zuließen. Dadurch erwachte ein politisches Selbstgefühl, welches die Beschränkungen des Handels durch das Monopol des Mutterlandes schon längst mit Unwillen ertrug, und jetzt nicht dulden mochte, daß Amerika's Bürger, deren Zahl binnen 150 Jahren bis auf dritthalb Millionen Menschen angewachsen war, von dem brit-

*) Großbritannien besaß nach dem Pariser Frieden von 1763 in Nordamerika nicht nur die nachher frei gewordenen dreizehn Provinzen, sondern auch Neuschottland, Canada, Cap Breton und die beiden Floridas.

tischen Parlamente willkührlich mit Steuern oder Taxen — so gerecht und billig auch diese Beiträge der Colonien zu den brittischen Staatslasten an sich waren — belegt wurden, ohne dazu — wie Englands Bürger, mit denen sie doch ursprünglich gleiche Rechte haben sollten — durch ihre eignen Repräsentanten im Unterhause ihre Einwilligung gegeben zu haben *). Darum erhoben sie sich zur Freiheit. Also verbrannten die Amerikaner das ihnen 1765 von England zugesandte Stempelpapier, und das brittische Parlament hob auf Camdens und Chatams Rath die Grenvillesche Stempelacte im März 1766 wieder auf. Dasselbe geschah unter Norths (s. d. Art.) Ministerium im Februar 1770 in Ansehung der Auflagen auf Glas, Papier und Mahlerfarben. Nur ward in Gemäßheit der Declarations-Bill, welche die Oberherrschaft und das Besteurungsrecht des brittischen Parlaments behauptete, auf den Thee, den man in England für zollfrei erklärte, in den amerikanischen Colonien eine Abgabe von drei Pfennigen für das Pfund gelegt, wodurch man den Schleichhandel der Amerikaner gänzlich zu Boden drückte. Dies erbitterte das Volk zu Boston so sehr, daß es die Gewaltthätigkeit sich erlaubte (1773 d. 26. Dec.), 342 Kisten Thee, welche der ostindischen Compagnie gehörten, ins Meer zu werfen. Dies ward die Losung zum Kriege. Das brittische Parlament faßte nämlich, ungeachtet Pitt und Burke das Recht der Amerikaner, sich selbst zu besteuern, vertheidigten und jede gewaltsame Maaßregel widerriethen (25. März und 20. Mai 1774), mehrere harte Beschlüsse. Der Hafen von Boston wurde gesperrt, bis die ostindische Compagnie Genugthuung erhalten habe, der Freibrief und die Verfassung von Massachusets wurden vernichtet, und die Quebeckacte erweiterte das Gebiet von Canada auf Unkosten der alten Colonien und gab jener Provinz eine von der Krone ganz abhängige Regierung. Dagegen erhob sich allgemeiner Widerstand. Dreizehn Provinzen traten den 5ten September 1774 in einen Congreß zu Philadelphia zusammen, aller Verkehr mit England ward abgebrochen; und als der General Gage die Provinzialversammlung von Massachusets zu Lexington wollte aufheben lassen (19. April 1775), floß das erste Bürgerblut. Noch wollte der Congreß keine Trennung von dem Mutterlande, nur gleiches Recht mit demselben. Als aber England deutsche Truppen von Hessencassel **), Braunschweig, Waldeck, Anhalt und Anspach kaufte, um Nordamerika zu unterwerfen, da erklärten sich die dreizehn vereinigten Provinzen Massachusets-, New-Hampshire, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina und Georgia (den 4ten Juli 1776), für einen unabhängigen Staat. Ihre Anstrengungen leitete der General Washington (s. d. Art.). Die Fortschritte der brittischen Waffen hemmte der Muth der Eintracht, die öffentliche Meinung in Frankreich und Europa; selbst ein Theil der brittischen Nation erklärte sich

*) Die nordamerikanische Revolution war nach Clay's Bemerkung nur gegen die bloße Theorie der Tyrannei gerichtet. Allein die Bürger Nordamerika's sahen, daß der Anmaßung, ihnen eine unbedeutende Taxe aufzulegen, eine lange Reihe unterdrückender Handlungen folgen werde.

**) In einer Berechnung der von Seiten Englands im nordamerikanischen Kriege an Churhessen gezahlten Subsidien wird die Zahl der gekauften Truppen auf 12000 Mann und der Kaufpreis zu 21,276,778 Reichsthaler angegeben.

für die Sache Amerika's. Endlich entschied der Tag von Saratoga, an welchem der brittische General Bourgoing mit 6000 Mann von den Amerikanern unter General Gates umzingelt und gefangen genommen wurde (den 16ten October 1777), den Rechtsstreit zwischen der brittischen Regierung und dem Volke von Nordamerika. Zu spät bot jetzt England den Frieden an. „Nie solle in Amerika eine englische Armee gehalten oder den Einwohnern ohne Einwilligung ihrer Provinzialversammlungen eine Steuer aufgelegt werden; ihre Deputirten sollten Sitz und Stimme im englischen Parlamente haben." Der Congreß wollte nicht sein Vaterland zu einer Provinz von England machen, wodurch dasselbe in die Umtriebe der europäischen Cabinetspolitik verwickelt worden wäre. Nun erst trat Frankreich öffentlich auf Amerika's Seite; Franklin, Silas Deane und Arthur Lee unterzeichneten den Handels-, Schutz- und Subsidien-Bund mit Ludwig XVI., den 6ten Februar 1778. Vergennes hoffte nämlich, wenn die Colonien frei würden, dem Handel und der Seemacht seines beneideten Nebenbuhlers die empfindlichste Wunde beizubringen, und von dessen Größe zu erben. Vermöge des Familienpacts trat auch Spanien (Juni 1779) zu dem Bunde mit Amerika gegen England, und da die Niederländer zur Sicherstellung ihres gewinnreichen Zwischenhandels mit Amerika, dem von Rußland aufgestellten System der bewaffneten Neutralität sich anzuschließen im Begriff waren, erklärte Großbritannien auch an die Republik den Krieg (den 20. Dec. 1780). Jetzt entbrannte der Kampf auf allen Meeren und in beiden Indien. England triumphirte überall, nur nicht auf dem Boden der Freiheit. Hier fochten Lafayette, Rochambeau, Lameth, Latour-Maubourg und Kosciuszko, von Washington begeistert, für Amerika. Bei Yorktown ward der brittische General Cornwallis mit 6000 Mann von Washington und Rochambeau (1781, den 18ten Oct.) gefangen. Diese Niederlage hatte, nachdem die Präliminarien von den Congreßdeputirten, John Adams, Benj. Franklin, John Jay und Henri Laurens den 30. Nov. 1782 unterzeichnet worden waren, den Frieden zu Versailles und Paris (den 3ten Sept. 1783) zur Folge. Die vereinigten Staaten von Nordamerika wurden als unabhängig (schon am 24. Sept. 1782) von England, folglich von ganz Europa anerkannt; auch blieb ihnen das große Western Territory. Im Westen war der Missisippi, im Norden der St. Croix und im Süden der Marysfluß die Gränze. Unterdessen hatte der politische Blick der Nation, durch Staatsmänner wie Franklin (s. d. Art.) und Patrick Henry, erhellt, an Schärfe und Bestimmtheit gewonnen. Also gaben sich die vereinigten Staaten den 17ten Sept. 1787 eine bessere Föderativ-Verfassung, die den 4ten März 1789 in Wirksamkeit trat, welche das Band zwischen ihnen enger knüpfte und die Stellung des Congresses in der Mitte des großen Bundesstaats befestigte. Hiernach sind (was die Patrioten und Völker Deutschlands bisher von dem deutschen Bundestage so wenig als von dem alten deutschen Reiche erlangen konnten) alle Sachen, die alle Provinzen — so unabhängig auch diese übrigens ihr Inneres selbst ordnen und verwalten — auf gleiche Weise angehen, und den einzelnen Staaten ohne Nachtheil für das Ganze nicht überlassen werden können, dem Repräsentanten des Ganzen, dem Congresse, allein vorbehalten, wie Handelsgesetze, Münze, Papiergeld, Zölle, Maaß, Gewicht, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Unterhandlungen, Bündnisse mit andern Völkern, die Bewaffnung der Staaten, An-

leihen, Posten, Errichtung von Tribunälen, Ausrüstung der Flotten, Versammlung der Milizen und die Abgaben, welche das allgemeine Bedürfniß erfodert. Eben so folgerecht wurde festgesetzt, daß der Congreß Richter ernennt, die alle Streitigkeiten der Provinzen unter sich, oder der Bewohner verschiedener Provinzen, in allen Admiralitäts- und Handelssachen, und bei Verbrechen gegen die vereinigten Staaten entscheiden. Die Mitglieder des Congresses aber sind, — als die Repräsentanten des ganzen Volks beauftragt mit der gesetzgebenden Gewalt, — bei Abfassung ihrer Beschlüsse unumschränkt und an keine Vollmacht (oder Instructionseinholung) gebunden. Sie theilen sich in zwei Kammern, den Senat (eine Art Oberhaus) und das Haus der Repräsentanten (Unterhaus). Die letztern werden alle zwei Jahre von den einzelnen Staaten neu gewählt. Jeder muß 25 Jahre alt, sieben Jahre lang ein Bürger der vereinigten Staaten und in dem Staate, der ihn wählt, wohnhaft seyn. Die Zahl derselben, so wie der Betrag der (im J. 1818 aufgehobenen) directen Steuern, richtet sich nach der Volksmenge jedes Staats. Diese wird alle zehn Jahre aus der Zahl aller Freien (mit Ausnahme der nicht steuerpflichtigen Indianer) und aus drei Fünfteln der übrigen Einwohner, in der vom Congreß bestimmten Art ausgemittelt. Auf jedes 30,000 Wähler, nach der Acte vom 14ten April 1792 aber auf 33,000 Wähler, kommt ein Repräsentant. Die Wahlform der Repräsentanten und der Senatoren, welche jeder Staat durch seine Legislatur bestimmt (doch kann auch der Congreß hierüber gesetzlich verfügen), ist in jedem Staate dieselbe, wie die bei seinen eigenen Repräsentanten in der Provinzialregierung; in den meisten Staaten wird sie districtweise durch Stimmenmehrheit vollzogen. Für den Senat, in welchem der Vicepräsident den Vorsitz führt, wählt jeder Staat nur zwei Senatoren auf sechs Jahre. Alle zwei Jahre wird ein Drittheil des Senats erneuert. Ein Senator muß 30 Jahr alt und neun Jahre Bürger der Union gewesen, auch in dem Staate, der ihn wählt, einheimisch seyn. In der Kammer der Repräsentanten, welche allein das Recht des Impeachment ausübt, worauf der Senat die Anklage der Kammer gegen untreue Staatsdiener untersucht, werden alle Bills angebracht und entworfen, im Senate bestätigt oder verworfen. Die ausübende Gewalt ist dem Präsidenten des Congresses und dem Senate übertragen. Der Präsident kann nämlich eine große Zahl der Amtshandlungen der vollziehenden nur mit Zustimmung der Mehrheit im Senate legalisiren. Mithin hat, da die gesetzgebende Gewalt wesentlich auf der Repräsentantenkammer beruht, der durch Wahlen gebildete amerikanische Senat keine Ähnlichkeit mit unsern erblichen Adelskammern, ersten Kammern und Herrenbänken. Die Trennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt war also in der nordamerikanischen Constitution bereits practisch realisirt, bevor in der ersten französischen Nationalversammlung diese Gegenstände erörtert wurden. Noch ist bemerkenswerth, daß jeder, der ein Amt der vereinigten Staaten bekleidet, während desselben unfähig ist, ein Mitglied eines der beiden Häuser zu seyn. Der Congreß versammelt sich alle Jahre wenigstens einmal, am 1sten Montage im December. In außerordentlichen Fällen kann der Präsident beide Häuser, oder eines zusammenrufen. Jedes Haus publicirt von Zeit zu Zeit seine Tagebücher. Jedem Hause steht frei, Ausschüsse zu bilden, jedoch nur auf die Dauer der Sitzung. Ist eine Bill in beiden Häusern durchgegangen, so wird sie dem Präsidenten zur Unterschrift vorgelegt. Billigt

er sie, so soll er sie unterschreiben; wo nicht, so soll er sie mit seinen Einwendungen dem Hause zurückschicken, wo sie ihren Ursprung genommen hat, welches sie nochmals in Erwägung zieht. Wird sie dann in jedem Hause mit zwei Dritteln der Stimmen gebilligt, so erhält sie Gesetzeskraft. Wenn der Präsident eine ihm vorgelegte Bill binnen zehn Tagen nicht zurückschickt, so erhält sie Gesetzeskraft. Der Congreß hat das Recht, Taxen, Abgaben, Accise und dergleichen aufzulegen. Jede Bill in dieser Beziehung muß von dem Hause der Repräsentanten ausgehen; jedoch kann der Senat Verbesserungen vorschlagen, und alle Abgaben müssen in den vereinigten Staaten gleichförmig seyn. Kein Staat kann ohne Einwilligung des Congresses Abgaben auf Ein- oder Ausfuhr legen. Übrigens darf der Congreß nie ein Gesetz geben, wodurch eine Religion zur herrschenden erklärt oder die freie Ausübung einer andern verboten, oder wodurch die Freiheit im Reden und die Preßfreiheit, oder das Recht des Volks sich friedlich zu versammeln, und der Regierung Petitionen wegen Abstellung von Mißbräuchen zu überreichen, vermindert würde. (S. d. Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. 1ster Theil. Leipzig. 1818.) Der Präsident ist Feldherr und erster Admiral, er schließt Bündnisse ab, die der Congreß beliebt hat, nimmt die Gesandten an, verwaltet die zu den öffentlichen Ausgaben bewilligten Gelder, wovon er Rechnung ablegt, und übt in gewissen Verbrechen ein Begnadigungsrecht aus. Sein Amt dauert vier Jahre. Ihm steht ein Staatsrath von Ministern zur Seite. Auf ähnliche Art ist in den einzelnen Staaten die ausübende Gewalt einem Gouverneur, die gesetzgebende den Repräsentanten des Volks anvertraut. In einigen zerfallen diese in zwei Häuser, in andern bildet der Gouverneur mit seinem Rathe das Oberhaus; hier hat der Gouverneur ein Veto, dort nicht; bald hängen Geldbills allein vom Unterhause ab, bald kann sie auch der Senat verändern, hier werden die Richter vom Gouverneur, dort von den Repräsentanten gewählt. Meist werden die Repräsentanten in den Provinzen jährlich, in Connecticut und Rhodeisland halbjährlich, in Südcarolina und Tenessee aber zweijährig — neu gewählt *). In allen Staaten der Union genießen die Bürger die größte Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums; es herrscht Freiheit der Religion und der Presse; es giebt keinen Unterschied unter den Bürgern, als den persönliche Verdienste oder ein Amt begründen. Soldat ist jeder im Falle der Noth vom 16. bis ins 60ste Jahr. Im Frieden wird kein Landheer gehalten; es sind bloß Stämme für den Feld-, Artillerie- und Geniedienst vorhanden. Unter dieser freien und glücklichen Verfassung sind Handel, Wohlstand, Bevölkerung, Anbau des Landes, Gewerbsleiß und geistige Cultur in Nordamerika schnell gestiegen und fortwährend im Wachsthum begriffen. Die Zahl der Ansiedler nimmt zu, obgleich die Schwierigkeiten bei Gründung neuer Niederlassungen immer größer werden. Daher vereinigen sich jetzt in mehreren Ländern von Europa, wo die Völker, was sie wünschen, nicht erlangen können, ganze Gesellschaften, die das Land in Nordamerika, wo sie sich ankaufen wollen, vorher erforschen und alles daselbst zu ihrer Aufnahme vorbereiten lassen. Mit der vermehrten Bevölkerung aber sind neue Landstriche und dadurch neue Staaten in der Union entstanden. So wurden 1790 Vermont, 1796 Kentucky

*) Die Constitutionen der einzelnen Staaten findet man im 4. Thl. von Dav. Ramsay's Geschichte der amerikan. Revolut. S. 65—253.

und Tenessee, 1802 Ohio, 1810 Neuorleans, 1816 Missisippi und Indiana, 1818 Illinois und 1819 Allabama (Westgeorgien) in den Bund aufgenommen, so daß im J. 1819 der Staat außer dem Gebiete der Hauptstadt Washington und den bald zu Aufnahme geeigneten Gebieten von Michigan, Missuri und andern, denen es noch an der erfoderlichen Volkszahl fehlt, aus 22 unabhängigen, durch den Congreß verbundenen Staaten bestand. — Während der junge Freistaat so an äußerem Umfang wie an innerer Kraft wuchs, und sein Handel durch ein zweckmäßiges Zollsystem und vortheilhafte Handelsverträge über die ganze Welt sich ausbreitete, hatte der Congreß — unter Washingtons zwölfjähriger Leitung — auch die auswärtigen Verhältnisse der Union geordnet, und ein politisches System in Nordamerika gegründet, das, beschämend für Europa, keine andre Basis hatte, als das Völkerrecht, und keinen andern Zweck als die Sicherheit und das Aufblühen des Vaterlandes. Auch enthalten der Verfassung zufolge alle Staatsverträge der vereinigten Staaten niemals einen geheimen Artikel. Der erste Handelsvertrag wurde den 6ten Februar 1778 mit Frankreich, der zweite von John Adams den 8ten Oct. 1782 im Haag mit den vereinigten Niederlanden nach dem Grundsatze: Frei Schiff, frei Gut, mit Ausnahme der Contrebande, und ein dritter mit Schweden den 3ten April 1783 geschlossen. Einen vierten, den mit Preußen, unterzeichneten im Haag den 10ten Sept. 1785 John Adams, Benj. Franklin und Thomas Jefferson. Beide Theile hoben darin gegenseitig das Recht der Caperei von Handelsschiffen, die ihren Bürgern gehörten, auf, und sicherten das Eigenthum derselben, selbst wenn die Schiffe sogenannte Contrebande (Kriegsbedürfnisse) für den Feind geladen haben sollten. Als in der Folge der große Kampf zwischen Frankreich und England den Handel der Neutralen bedrohte, erließ Washington als Präsident den 22sten April 1793 eine Neutralitätserklärung, nach welcher sich die Bürger Nordamerika's des Handels mit Contrebande gänzlich enthalten sollten. Nun entstand ein lebhafter Verkehr zwischen England und Amerika, der durch den Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag zu London den 19ten Nov. 1794, welcher den Amerikanern freien Handel nach dem brittischen West- und Ostindien gestattete, noch mehr begründet wurde. Zugleich ordneten beide Staaten ihre Gränzverhältnisse genauer *). Allein der 17te Artikel jenes Vertrags, welcher den Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut, aufhob, und der kriegführenden Macht nicht blos die Wegnahme der Contrebande, sondern auch die des feindlichen Eigenthums auf dem neutralen Schiffe überhaupt gestattete, erregte das Mißfallen des französischen Directoriums, welches mit Recht sich beschwerte, daß Amerika von den Grundsätzen des mit Frankreich 1778 geschlossenen Handelsvertrags abgewichen sey, und der brittischen Regierung zu viel eingeräumt habe. Es erließ daher im Juli 1796 zwei Beschlüsse, nach welchen die neutralen und die amerikanischen Handelsschiffe eben so von französischen Kriegsschiffen durchsucht und behandelt werden sollten, wie die Neutralen und die Amerikaner es sich von England gefallen ließen. Hieraus entspann sich der berühmte Streit über das Visitationsrecht und Blokadesystem der kriegführenden Seemächte gegen die Neutralen.

*) Auch mit Spanien wurde den 27sten October 1795 ein Handelstractat auf ähnliche liberale Grundsätze geschlossen, den aber Spanien in der Folge vielfach verletzte.

Frankreich verbot nämlich den 31sten October 1796 die Einfuhr aller brittischen Manufactur- und Handelswaaren bei Strafe der Wegnahme der damit beladenen Schiffe. Dies war für die Amerikaner, welche den Zwischenhandel bisher geführt hatten, ein empfindlicher Verlust. Zugleich brach das französische Directorium auf eine beleidigende Art jede Unterhandlung mit Amerika ab, und erließ das bekannte Gesetz vom 18ten Januar 1798, welches den neutralen Handel der Amerikaner gänzlich vernichtete; daher der Congreß dies als eine Kriegserklärung ansah, und den 7ten Juli d. J. alle bisher zwischen Frankreich und Amerika bestandenen Verträge für aufgehoben erklärte. Nun gab das Directorium nach, und der Oberconsul schloß den 30sten Sept. 1800 einen neuen Vertrag mit Amerika, in welchem der Grundsatz: Frei Schiff, frei Gut, aufs neue anerkannt wurde. Um dieselbe Zeit hatte Spanien in dem geheimen Vertrage von St. Ildefons den 1sten October 1800 an Frankreich Louisiana abgetreten. Dies erregte, als es 1802 bekannt wurde, in Nordamerika eine heftige Bewegung. Ein großer Theil der Nation verlangte ein enges Bündniß mit Großbritannien, das sich eben zum Kriege gegen Frankreich wieder zu rüsten schien. Weil nun Buonaparte zu seinem Landungsprojecte gegen England Geld brauchte, so entschloß er sich, durch den Cessionstractat, Paris den 30sten April 1803, Louisiana für die Summe von 11 Millionen 250,000 Piaster (60 Mill. Franken) an die vereinigten Staaten abzutreten. Dieser Erwerb gab der Union eine feste Gränze, den Besitz der Mündungen und des Stromgebiets des Mississippi mit dem gewaltigen Missuri, und volle Handelsfreiheit auf dem Ohio. Das Cabinet von Madrid erschrak; denn nun sah es sich in Mexiko von einem mächtigen Nachbar bedroht, und die Florida's von demselben eingeschlossen. Auch war die Ost- und Nordgränze von Louisiana noch nicht fest bestimmt, denn dort hatte früher (vor 1763) Westflorida bis an den Fluß Perdido zu Louisiana gehört, und hier behaupteten die Amerikaner, daß Louisiana das ganze Land bis zum Rio del Norte, also Neumexiko, mit umfasse. Unterdessen war der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausgebrochen, und Spanien 1804 in denselben mit gezogen worden. Die Amerikaner aber trieben jetzt unter ihrer neutralen Flagge, hierzu durch einen brittischen Cabinetsbeschluß vom 11ten April 1801 berechtigt, den ganzen Colonialhandel der Franzosen, Spanier und Holländer. Allein schon im Mai 1805 hob die brittische Regierung, ohne Nordamerika davon in Kenntniß zu setzen, jenen Beschluß auf, beschränkte den Handel mit den feindlichen Colonien allein auf die brittischen Freihäfen in Westindien, und ließ die mit feindlichen Colonialwaaren befrachteten Schiffe der Amerikaner wegnehmen, auch wurden die amerikanischen Schiffe von brittischen Kriegsschiffen durchsucht, und alle darauf befindlichen englischen Matrosen, ob sie gleich das amerikanische Bürgerrecht erlangt hatten, mit Gewalt gepreßt. Sofort verbot der Congreß durch die Acte vom 18ten und 23sten April 1806 die Einfuhr der meisten englischen Fabrikate in die Staaten der Union. Die deshalb von England angefangene Unterhandlung zerschlug sich, weil Amerika sich weigerte, mit England gemeinschaftlich sich der Vollziehung des von Buonaparte zu Berlin den 12ten Nov. 1806 gegebenen Blokadedecrets zu widersetzen. Als aber ein englisches Kriegsschiff den 23. Juni 1807 die amerikanische Fregatte, den Chesapeak, mit Gewalt nach Halifax führte, um sich einiger auf ihr befindlichen brittischen Deserteurs, die in Norfolk einen Zufluchtsort gefunden und

in der amerikanischen Marine Dienste genommen hatten, zu bemächtigen, so foderte man laut in Amerika, daß an England der Krieg erklärt würde. Der Präsident Jefferson ließ daher (den 2ten Juli 1807) allen englischen Schiffen die Häfen der Union sperren, und damit nicht die Würde der Republik durch die Vollziehung des Blokadedecrets von Berlin, und des brittischen Geheimen-Rathsbeschlusses vom 7ten Januar 1807 Gefahr liefe, gab der Congreß den 22sten Dec. d. J. die berühmte Embargoacte, durch welche allen Amerikanern die Schiffahrt nach fremden Ländern untersagt wurde. Dieser kühne Beschluß lähmte den amerikanischen Handel, der bisher jährlich Waaren von mehr als 63½ Mill. Doll. und in J. 1807 über 108 Mill. an Werth, darunter zwei Drittel Landeserzeugnisse, ausgeführt hatte, gänzlich; allein er war nothwendig, weil der Krieg, es sey nun mit Frankreich oder Großbritannien (seit dem Geheimen-Rathsbeschlusse der letztern Macht vom 11ten Nov. 1807, welcher allen Handel Amerika's mit Frankreich und den von französischen Heeren besetzten Ländern aufhob) unvermeidlich schien, und der Ausbruch desselben den Verlust aller ausgelaufenen amerikanischen Schiffe nach sich gezogen haben würde. Da nun jede Unterhandlung, um eine Aufhebung der Decrete von Berlin und Mailand (vom 21sten Nov. 1806, und vom 17ten Dec. 1807) in Paris, und die der brittischen Geheimen-Rathsbeschlüsse vom 7ten Jan. und 11ten Nov. 1807 in London zu bewirken, an der Hartnäckigkeit der beiden Cabinetter scheiterte, so verschloß der Congreß durch die Nonintercourseacte vom 1sten März 1809 (wiederholt und geschärft den 1sten Mai 1810) alle Häfen und Gewässer der vereinigten Staaten der brittischen und der französischen Flagge, so wie allen Waaren und Erzeugnissen brittischen oder französischen Ursprungs, auf die Zeit der Dauer jenes Blokadesystems; zugleich hob er das Embargo theilweise auf, indem die amerikanischen Schiffe nach fremden Häfen, außer nach brittischen und französischen, wieder segeln durften. England bot jetzt durch seinen Gesandten Erskine die Hand zur Versöhnung; allein beide Theile konnten sich über mehrere Punkte nicht vereinigen, und der von Erskine vorläufig abgeschlossene Vergleich wurde vom Cabinet von St. James nicht bestätigt. Die abermals von England erneuerte Unterhandlung zerschlug sich durch das Betragen des brittischen Gesandten Jackson, welcher die amerikanische Regierung beleidigte. Endlich wurden den 16. Aug. 1810 (der Befehl deshalb ward aber erst den 28sten April 1811 unterzeichnet) die Decrete von Berlin und Mailand von der französischen Regierung bedingungsweise, wenn England auch seine Beschlüsse zurücknähme, in Beziehung auf Amerika aufgehoben, und der Präsident des Congresses Madison gab nunmehr den amerikanischen Handel mit Frankreich wieder frei. Auch England zeigte sich den 31sten Aug. bereitwillig, seine Blokadebeschlüsse zu widerrufen; allein Madison hob die Nonintercourseacte in Ansehung Englands nicht sofort auf, sondern wollte erst die wirklich erfolgte Zurücknahme der brittischen Beschlüsse abwarten. Denn im Congresse siegte damals die republikanische (oder französische) Partei, zu welcher Madison gehörte, über die föderalistische oder englische, und jene hatte die Abberufung des amerikanischen Gesandten Pinckney von London bereits im März 1811 durchgesetzt. Noch mehr stieg die Erbitterung, als den 16ten Juni in der Dunkelheit ein englischer Kutter auf die amerikanische Fregatte, der Präsident, gestoßen war, und beide Schiffe, ohne sich zu kennen, sich mehrere Lagen gegeben hatten, ohne daß man aus

mitteln konnte, wer den ersten Schuß gethan habe. Zugleich ward die brittische Eifersucht durch Nordamerika's Plan, die Florida's zu besetzen, gereizt. In Westflorida verlangte nämlich ein Theil der Einwohner die Vereinigung des Landes mit den Freistaaten, und der Präsident Madison hatte schon den 27sten Oct. 1810 die Besitznahme dieser Provinz bis an den Perdido, als eines Bestandtheils von Louisiana, anbefohlen. Darauf ließ er auch den Gouverneur von Georgien mit den Einwohnern von Ostflorida über die Unterwerfung dieses Landes verhandeln, um ein Sicherheitspfand für die Foderungen der Amerikaner an Spanien zu erhalten. Diesem allen widersprach England nachdrücklich. Beide Theile unterhandelten und rüsteten sich. Im März 1812 genehmigte der Congreß eine Anleihe von 10 Millionen Dollars, und die Aufstellung eines Heers von 25,000 Mann. Darauf bedrohte die Acte vom 9ten März jeden Unterthan einer fremden Macht, der einen Matrosen, welcher ein Bürger der vereinigten Staaten sey, pressen oder mit Gewalt wegnehmen würde, mit dem Tode, und erlaubte jedem Schiffe unter amerikanischer Flagge Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; auch sollte der Präsident an den Bürgern derjenigen Macht, die amerikanische Matrosen presse, Repressalien üben. Endlich ward auf die Botschaft des Präsidenten an den Congreß vom 1sten Juni, welche eine lebhafte Schilderung alles seit fünf Jahren von Amerika durch England erlittenen Unrechts enthielt, mit einer Mehrheit von 79 Stimmen gegen 49, der Krieg an England erklärt (den 18ten Juni 1812). Ehe dieser Beschluß aber in England bekannt wurde, hatte bereits der Prinz Regent von England den 23sten Juni die Geheimenrathsbeschlüsse vom 7ten Jan. 1807 und vom 26sten April 1809 in Ansehung Amerika's förmlich zurückgenommen. Der Grund zum Kriege war also nunmehr gehoben; allein die Erbitterung beider Theile ließ es zu keiner Aussöhnung kommen. Großbritannien legte den 31sten Juli ein Embargo auf alles amerikanische Gut, doch erließ es in der Hoffnung, daß der Beschluß vom 23sten Juni eine Änderung in dem System des Congresses noch hervorbringen könnte, nicht eher Caperbriefe gegen die Bürger der vereinigten Staaten, als den 13ten Oct. Nun that zwar der Präsident Madison zweimal Friedensvorschläge; allein seine Foderung in Ansehung des Matrosen-Pressens auf amerikanischen Schiffen ward vom Lord Castlereagh zurückgewiesen, und der angebotene Waffenstillstand, um einen Vergleich abzuschließen, nicht angenommen. Hierauf verließ der amerikanische Gesandte Russel London den 1sten Sept. und England suchte sein angebliches Recht, Matrosen am Bord amerikanischer Schiffe zu pressen, durch die Declaration vom 9ten Jan. 1813 zu beweisen. Außer altem Hasse und Handelseifersucht aber war das brittische Cabinet am meisten gegen Amerika wegen der von dem Congresse gegen Frankreich gezeigten Vorliebe erbittert. Unterdessen war Admiral Hope schon im Juli 1812 mit einer Escadre von fünf Schiffen abgesegelt, um die Häfen der Republik zu blokiren. Die Amerikaner hatten ihrer Seits eine Menge Kauffahrteischiffe zur Caperei ausgerüstet, und der tapfre Commodore Rogers nahm mit einer Escadre viele reichbeladene englische Schiffe. Überhaupt fielen in die Gewalt der Amerikaner in dem ersten Kriegsjahre 218 Schiffe mit 574 Kanonen und 5106 Mann. Dagegen verunglückten zwei Unternehmungen gegen Canada. General Hull drang mit 2300 Mann den 11ten Juli in Obercanada ein; er konnte aber die Verbindung der Engländer und Indianer nicht verhindern. Beide bemäch-

tigten sich den 17ten Jul: des Forts Michilimakinak, und Hull wurde im August zum Rückzuge nach dem Fort Detroit genöthigt, wo ihn der englische General Brook mit 700 Engländern und 600 Indianern angriff. Hull mußte capituliren und das Fort mit 2500 Mann und 33 Kanonen übergeben. In derselben Zeit ward auch General Wadsworth, der gegen Untercanada auf dem Niagara vordringen wollte, von dem englischen General Sheaffe zurückgeworfen und mit dem Reste seiner Truppen von 900 Mann zu capituliren gezwungen. Eben so wenig richteten die amerikanischen Feldherren im J. 1813 aus, als sie mit 42,000 Mann Canada angriffen; denn ihren Truppen fehlte es an Mannszucht und den Anführern an Talenten. Der General Winchester, welcher die Vorhuth führte, wurde vom Obersten Proctor bei Frenchtown den 22sten Jan. überfallen, und mußte sich mit 500 Mann ergeben. Doch bemächtigte sich den 26sten April der amerikanische General Dearborn der Hauptstadt von Obercanada, York, wo sich beträchtliche Magazine befanden. Nun ward der Krieg am Ontario und Eriesee mit großer Hartnäckigkeit geführt. Proctor wurde den 1sten Mai am Miami vom General Clay geschlagen, und Dearborn drang bis zum Fort Erié vor, allein die englische Flotille auf dem Ontariosee, welche Sir James Yeo befehligte, hielt die amerikanische unter dem Commodore Chauncey von weiteren Fortschritten ab. Das Seetreffen am 28sten Sept. war nicht entscheidend. Dagegen hatte auf dem Eriesee der amerikanischen Commodore Perry den 10ten Sept. die englische Flotille unter Capitän Barclay zerstört, und die Engländer mußten alle ihre Häfen in Obercanada verlassen. Allein gegen Ende des Jahres sammelte Sir Georg Prevost alle englische Truppen und vertrieb nach mehrern glücklichen Treffen die Amerikaner aus Canada, hierauf bemächtigten sich die Engländer den 18. Dec. des Forts Niagara, welches ihnen den Eingang in die vereinigten Staaten öffnete. Unterdessen hatte der Handel Amerika's fast ganz aufgehört. Daher sah sich im J. 1814 der Präsident Madison bei der allgemeinen Unzufriedenheit des Handelsstandes und bei dem Verfall der Staatseinkünfte genöthigt, die Embargo- und Non-Importationsacte (den 31sten März) ganz aufzuheben. Dagegen erklärte jetzt (den 25sten April) der brittische Admiral Cochrane die ganze Küste der Union in Blokadestand. Hierauf unternahmen die Britten mehrere Landungen, vorzüglich zu Norfolk (den 4ten Mai), zu Baltimore und in Virginien. Im Juli segelte eine englische Flotte den Potowmac hinauf. Zu gleicher Zeit hatte der brittische General Drummond, unterstützt von der Flotille des Sir James Yeo, das amerikanische Fort Oswego mit großen Vorräthen zum Schiffbau am Ontariosee zerstört. Als hierauf die Engländer Verstärkungen von 12,000 Mann alter Truppen, die Wellington in Bordeaux einschiffen ließ, erhalten hatten, schlug Drummond, mit dem General Riall vereinigt, am 25sten Juli den in Canada eingedrungenen General Brown bei Chipawa (die Engländer nannten die Schlacht von den Wasserfällen des Niagara), so daß er sich nach dem Fort Erié zurückziehen mußte. Doch das Kühnste, Wildeste und Roheste in diesem Kriege führten im August der Viceadmiral Sir Alex. Cochrane und der General Robert Roß aus. Sie segelten nämlich in den Potowmac, und ein Kriegsschiff mit einigen kleinen Fahrzeugen drang in die Chesapeakbay bis oberhalb Baltimore vor, als ob man blos diese wichtige Stadt und den Commodore Barney, der mit der Flotille von Baltimore in der Mündung des Paturent vor Anker lag, an-

greifen wollte. Allein der Plan war auf die Hauptstadt Washington gerichtet, die zwölf englische Meilen oberhalb des Forts Warburton am Potowmac liegt. Zu gleicher Zeit ward also das Fort Warburton von einem Theile der Flotte beschossen, während Roß mit den am 19ten und 20. Aug. bei Benedict gelandeten Truppen den Paturent hinaufmarschirte, indem die Matrosen mit den Schiffsböten folgten. Commodore Barney wartete den Angriff nicht ab, sondern verbrannte seine Kanonenböte, siebzehn an der Zahl, von welchen eins nebst siebzehn Kauffahrteischiffen in die Hände der Engländer fiel. Nun drang Roß mit nur 6000 Mann unaufhaltsam gegen die Hauptstadt vor, welche General Winder mit 8000 Mann in einer günstigen Stellung bei dem Dorfe Bladensburg deckte. Aber bei dem ersten Sturmangriff am 24. Aug., den das Feuer mit Congreve's Raketen unterstützte, nahmen die Amerikaner, welche meistens aus Milizen bestanden, und kaum 400 Mann regulärer Truppen zählten, die Flucht und ließen ihre Kanonen in Stich. Die Engländer hatten 64 Todte und 185 Verwundete. Noch denselben Tag Abends um 8 Uhr drangen die Sieger in die prächtige Hauptstadt ein. Sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als sie zu zerstören. In wenig Stunden waren das Capitol, der Sitz des Senats und der Kammer der Repräsentanten, der Palast des Präsidenten, die Schatzkammer, die Druckerei des National Intelligencer, der Palast des Kriegsministeriums, das Zeughaus, die Werfte und die Brücke über dem Potowmac eine Beute der Flammen. (Die Magazine, Werfte und Kriegsschiffe hatten die Amerikaner selbst angezündet). Darauf zogen die Engländer in der Nacht vom 25sten zum 26sten wieder ab. Der Hauptzweck ihrer Unternehmung, der Raubbrand von Washington, war erreicht. Alles Staatseigenthum, das sie nicht mitnehmen konnten, wurde vernichtet. Man schätzte den Verlust auf acht Million. Pfd. Sterling. Den 29. schifften sie sich mit 206 erbeuteten Kanonen wieder ein. Unterdessen hatte Capitän Gordon das Fort Warburton zerstört; er segelte darauf bis Alexandrien, das den 29sten Aug. capitulirte. Auch hier ward alles öffentliche Eigenthum von den Engländern, so viel die Zeit gestattete, zerstört, und 21 Schiffe wurden als Siegesbeute entführt. Jetzt wollten Cochrane und Roß eine ähnliche Unternehmung gegen die wichtige Stadt Baltimore ausführen. Die Flotte legte sich daher den 11ten Sept. an der Mündung des Patapsco vor Anker und die Truppen landeten am 12ten Sept. vier Stunden von Baltimore. Aber in einem Gefecht mit den leichten Truppen der Amerikaner wurde General Roß getödtet. Oberst Brook übernahm den Heerbefehl. Anderthalb Stunden von Baltimore stieß er auf ein amerikanisches Corps von 6000 Mann und zerstreute es. Am 13ten stand er vor Baltimore. Die Stadt war von Werken umgeben, welche 15,000 Mann vertheidigten. Schon sollte der Angriff beginnen, als ein Eilbote vom Admiral die Nachricht brachte, daß die Flotte nicht in den Patapsco (an dessen nördlichem Ufer Baltimore liegt) eindringen könne, weil die Mündung mit versenkten Schiffen verstopft und durch Batterien gedeckt war. Also mußten auch die Landtruppen sich zurückziehen. Dies geschah, ohne daß sie vom Feind beunruhigt wurden. In derselben Zeit hatten sich die Britten, unter dem Contreadmiral Griffith und dem Generallieutenant Sherbrooke, von Halifax in Neuschottland aus, eines Landstrichs des amerikanischen Staats-Maine zwischen dem Penobscot und dem Gränzflusse St. Croix bemächtigt,

und im Namen des Königs von England davon Besitz genommen. Darauf drang Sir Georg Prevost, Generalgouverneur von Canada am 1sten Sept. mit 15,000 Mann in den Staat von Neuyork ein. Allein er mußte das schon eroberte Plattsburg am Champlainsee wieder aufgeben, weil die brittische Flotille unter dem Capitän Downie am 11ten Sept. von der amerikanischen unter dem Commodore M'Donough zerstört worden war. Eben so wenig gelang der Angriff des Generals Drummond auf das Fort Erié; doch verließen es späterhin (den 5ten Nov.) die Amerikaner selbst, nachdem sie es geschleift hatten. Am rühmlichsten bewährte sich die Tapferkeit der Amerikaner in der Vertheidigung von Neuorleans. In der Nähe dieser Stadt hatte die Flotte des Adm. Alex. Cochrane den 23sten Dec. ein Heer gelandet, welches Sir Eduard Packenham anführte. Am 8ten Jan. 1815 kam es zu einem blutigen Treffen. Packenham fiel, und zwei Generale, die nach einander den Oberbefehl übernahmen, wurden verwundet; nur mit Mühe konnte der General Lambert die Ordnung wiederherstellen, und die Engländer mußten sich mit einem Verluste von 2000 Mann einschiffen. Der amerikanische General Jackson hatte Neuorleans gerettet. Dagegen gelang es dem Admiral Cochrane und dem General Lambert, sich des Forts Mobile in Westflorida (den 11. Febr.) zu bemächtigen. Unterdessen war bereits der Friede zwischen beiden kriegführenden Mächten unterzeichnet worden. Denn schon im Anfange des J. 1813 hatte Rußland seine Vermittelung angeboten, und der Congreß, sowohl um über den Frieden, als um über einen Handelsvertrag mit Rußland zu unterhandeln, Commissarien nach Gothenburg geschickt. Nun lehnte zwar Großbritannien seiner Seits die Vermittelung Rußlands ab, erklärte sich jedoch bereit, mit Amerika unmittelbar zu verhandeln. Also versammelten sich endlich (den 6ten Aug. 1814) die englischen Friedensbevollmächtigten, Admiral Gambier, der Unterstaatssecretär Henry Goulburn und William Adams, und die amerikanischen Bevollmächtigten, John Quincey Adams, James Bayard, Henry Clay, Jonath. Russell und Alb. Gallatin, zu Gent. Die ersten Foderungen der Britten wurden von Amerika mit Unwillen verworfen, und der Präsident brachte sie zur Kenntniß des Congresses, um die nordöstlichen Staaten der Union, welche mit dem Kriege und der Führung desselben sehr unzufrieden waren, von der Nothwendigkeit desselben zu überzeugen. England ließ jetzt von jenen Foderungen nach, allein dagegen mußte Amerika die beiden Hauptpunkte, welche den Krieg verursacht hatten, fallen lassen, nämlich die Streitfrage wegen des von England in Anspruch genommenen Rechts, Matrosen auf amerikanischen Schiffen zu pressen, und die Streitfrage wegen des von Amerika aufgestellten Grundsatzes des Seerechts, daß frei Schiff frei Gut mache. Über beide wurde in dem Frieden zu Gent (den 24sten Dec. 1814) nichts bestimmt, folglich können sie zu jeder Zeit wieder Ursache zum Kriege geben. Der Friede selbst setzte, außer der Rückgabe der Eroberungen und Gefangenen, blos im Allgemeinen fest, daß beide Staaten die indianischen Stämme in den Rechts- und Besitzstand vom J. 1811 wieder eintreten lassen sollten; auch versprachen beide Theile im Allgemeinen, zur gänzlichen Abschaffung des Negerhandels mitzuwirken. Übrigens sollten drei verschiedene Commissionen sowohl über die Frage, wem die Inseln in der Passamaquoddy-Bay, die ein Theil der Bay von Fundy ist, und die Insel Grande Menan in der Fundybay gehören, als über die nördliche Gränzlinie von dem Ursprung

es St. Croix bis zum Irokesen- oder Cataraguyflusse unter dem 45° N. B. und über die nähere Bestimmung der im Pariser Frieden 1783 mitten durch den Ontario-, Erie-, Huronen- und Obersee gezogenen Gränzlinie, so wie zuletzt über die von der Wasserverbindung des Huronen- und Obersees bis zu dem nordöstlichsten Punkte es Waldsees zu ziehende Demarcationslinie und über die Abtheilung er Inseln entscheiden; im Fall aber die Commissarien (wie schon früer einmal) sich nicht vereinigen könnten, sollte ein beiden Mächten efreundeter Staat oder Souverain Schiedsrichter seyn. Diese Gränzbeimmungen sind endlich im Oct. 1818 festgesetzt worden. — Vor diesem kriege schon hatten sich die Parteien der Demokraten (am zahlreichen in den südlichsten und innern Staaten, ursprünglich Anhänger es Ackerbausystems) und Föderalisten (vorherrschend in den nördlichen Staaten und Anhänger des Handelssystems) durch die Vorliebe jener ür Frankreich, dieser für England, schärfer als je geschieden. Man prach sogar von einer Trennung der nördlichen und der südlichen Provinzen. Jener Krieg aber, in welchem sich die junge amerikanische Marine so ruhmvoll auszeichnete, besonders der Raubzug gegen Washington und die von den Engländen aufgereizte Grausamkeit der Inianer als Bundesgenossen, hatten beide zu größerer Eintracht als uvor in Hinsicht ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes verbunden *). Seitdem hat sich die Hauptkraft der Union auf die Bildung einer Maine gerichtet, so wie die Thätigkeit der Bürger — eine Folge der Sperrungen — auf die Errichtung von Manufacturen und Fabriken. Mit England ward (den 3ten Juli 1815) ein neuer Handelsvertrag uf zehn Jahre abgeschlossen, auf den Grundsatz der Reciprocität in Rücksicht der Freiheit des Handels und der Zölle, nach welchem die Amerikaner freien Handel in allen brittisch-ostindischen Häfen haben, edoch keinen Küstenhandel treiben dürfen, und ihre ostindischen Laungen in einem amerikanischen Hafen ausladen müssen. Überhaupt ält sich das bisherige practische Seerecht der Amerikaner streng an ie Reciprocität. Daher verordnete ihre den 1sten März 1817 gegeene Navigationsacte, daß das Verbot, „keine Waaren von inem ausländischen Hafen in Amerika einzuführen, als in Schiffen der ereinigten Staaten, oder solchen, die den Bürgern des Landes geören, wo die Waaren erzeugt werden" — die Schiffe einer fremen Nation, welche kein gleiches Navigationsgesetz habe, nicht verflichte; und eine andere Acte von demselben Tage bestimmte, daß alle britschen Schiffe, die aus Häfen kommen, wo amerikanische Schiffe nicht ugelassen werden (Westindien), auch in keinem amerikanischen Hafen ollen zugelassen werden. Natürlich sind die Engländer über beide cten sehr unwillig. Sie selbst aber haben sich den mächtigen Nenbuhler geschaffen! — Übrigens wissen die vereinigten Staaten ihre Würde als eine unabhängige Weltmacht nicht allein gegen Europa, ondern auch gegen die Barbaresken zu behaupten. Algier zitterte or der amerikanischen Escadre des Commodore Decatur im J. 1816 nd unterzeichnete den vorgeschriebenen Frieden. Die vieljährigen Streitigkeiten mit Spanien wurden, nachdem General Jackson bereits 1818 zu voreilig, um die Seminole-Indianer zu züchtigen, das wehrse Pensacola in Ostflorida besetzt hatte, im Dec. 1818 durch einen

*) Aber auch die amerikanischen Truppen hatten bei ihrem Einfalle in Canada viele Ausschweifungen begangen, Dörfer verbrannt und die öffentlichen Gebäude in York, der Hauptstadt von Obercanada, zerstört.

Vertrag geendigt, nach welchem Spanien beide Florida's an die Union abtrat, und der Congreß dafür fünf Millionen Dollars, größtentheils als Entschädigung an amerikanische Bürger, die durch die Spoliationen Spaniens gelitten haben, auszahlen sollte. Ob nun gleich Ferdinand VII., durch Englands Vorstellungen abgehalten, diesen Vertrag (im Aug. 1819) nicht ratificirt hat, so wird dennoch die Republik den Besitz beider Florida's behaupten. Sie erhält dadurch den Besitz von St. Augustin und Pensacola, neue treffliche Ausfuhrhäfen am Golf von Meriko, so wie am Canal von Bahama, und Festungen, welche die Vertheidigungslinie nach Süden hin vollenden. Die Gränzberichtigungen gegen England und das russische Nordamerika sind geendigt. Rußland hat den vereinigten Staaten im J. 1818 alle seine Ansprüche auf die am stillen Ocean südlich vom 56° n. Br. liegenden Länder abgetreten; dasselbe hat in Beziehung auf jene Länder England gethan, so daß nun die Union am stillen Ocean ein Gebiet von 15° Br. (vom 41 bis 56° n. Br.) hat. Denn nach dem zwischen den vereinigten Staaten und Großbritannien zu London den 12ten Oct. 1818 abgeschlossenen Tractate wird die Gränze zwischen dem Gebiete der vereinigten Staaten und Englands im Innern von Nordamerika westlich vom Mississippi durch eine Linie gebildet, die vom Waldsee (Woodlake) unter dem 49° Br. nach Westen bis zu den Rocky-Mountains fortläuft. Das Land jenseit dieser Gebirge aber bis an den stillen Ocean soll während zehn Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet seyn. Auch gab dieser Tractat den Amerikanern das Recht wieder, auf den Küsten von Neufoundland und Labrador zu fischen. In der innern Verwaltung hat man Jeffersons System der Administration, welches Warden in s. Statistical Account vertheidigt, aufgegeben. Der Kauf von Louisiana ist das Einzige, was Jefferson Bleibendes gethan hat. Gegenwärtig beschäftigen den Congreß, außer den Händeln mit Spanien, mehrere wichtige Entwürfe. Dahin gehört der Plan, die indianischen Stämme unter die Herrschaft der Cultur und die Gesetze zu bringen, worüber der Kriegssecretär Calhoun im J. 1818 einen merkwürdigen Bericht an den Kriegsminister Clay erstattete. Zu diesem Zwecke hat der Congreß die Kette der militärischen Posten bis an den Mississippi und Missuri verlängert, und im J. 1819 eine Niederlassung am Obermissuri, an der Mündung der Yellow-Stone (Roche jaune) 48° n. Br. 27½ Länge westlich von Washington, 1800 englische Meilen westlich vom Mississippi und 100 Meilen nördlicher als Quebeck, gegründet. Hierdurch sollen nicht nur die freien Indianer civilisirt, sondern auch die englischen Handelsgesellschaften von der Theilnahme an dem Handel mit dem an Pelzwerk so reichen Binnenlande ausgeschlossen werden, so daß wohl die Engländer dieses Monopol des Pelzhandels den Amerikanern bald streitig machen dürften. Außer diesem neuen Gebiete des Missuri im Nordwesten, an den Quellen des Mississippi, bis an den Obersee im Norden und den See Michigan im Osten, welches die reichen Kupferminen einschließt, hat sich 1819 noch ein zweites gebildet, das Land vom rothen Flusse, im Süden am merikanischen Meerbusen. Endlich haben die Amerikaner auch das sogenannt Recht ihrer Entdeckung auf die Marquesasinseln geltend gemacht, und nach einem blutigen Kriege mit den Einwohnern von Nukahiwa Besitz genommen. Dagegen befolgt der Congreß in Ansehung der europäischen Angelegenheiten das System der strengsten Neutralität. Er hat in seinen Streitigkeiten mit Spanien die Vermitte-

lung Rußlands abgelehnt, so freundschaftlich übrigens seine Verhältnisse zu dieser Macht sind. An dem Entstehen der Freistaaten im spanischen Amerika nimmt die Nation lebhaften Antheil, und viele Amerikaner rüsten unter der Flagge von Buenos Ayres und Venezuela Schiffe aus; allein der Congreß hat bis jetzt, obwohl er Handelsverbindungen mit ihnen unterhält, jene Republiken selbst noch nicht förmlich anerkannt. Um auf den möglichen Fall eines Krieges mit einer europäischen Macht gedeckt zu seyn, werden die Gränzen und Küsten der Union nach einem umfassenden Plane, den der Congreß im J. 1819 genehmigte, befestigt. In demselben Jahre rüsteten die vereinigten Staaten zum erstenmale Schiffe zu einer Reise um die Welt aus, und zwar die Fregatte Congreß. Auch legte die nordamerikanische Gesellschaft zur Beförderung der Colonisation an der Nordwestküste von Afrika eine nordamerikanische Colonie von Schwarzen an. Die größte Unternehmung, welche die Verwaltung des gegenwärtigen Präsidenten Monroe unsterblich machen wird, ist die Verbindung des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere. Es soll nämlich binnen zehn Jahren, wozu 20 Millionen Dollars angewiesen sind, der Columbiastrom, der sich in das stille Meer ergießt, mit dem Massuri und Mississippi mittelst Landstraßen, welche das Felsengebirge durchschneiden, verbunden und neue Canäle, für Dampfboote schiffbar, sollen aus dem Mississippi nach den Seen von Canada hin gezogen werden. Auf diesem Wege können dann China's Erzeugnisse auf dem Columbiastrom durch die Felsenstraßen in die Mississippi-Schifffahrt gelangen. Damit steht eine wissenschaftliche Entdeckungsreise im Innern in Verbindung, welche der Congreß im J. 1819 auf einem Dampfboote von dem Major Stedhen Lone, den mehrere Naturforscher und Zeichner begleiten, zur Erforschung der westlichen Flüsse, zuerst das Missuri-Stromsystems, unternehmen läßt. Aber eben diese ungeheure Ausbreitung des Handels und der Schifffahrt dürfte zuletzt wohl der Politik der vereinigten Staaten eine minder rechtliche und edle Richtung geben, als die bisherige gewesen ist. — Die ganze Oberfläche des Gebiets der vereinigten Staaten hat in ihrer Gestaltung einen Charakter von Einfachheit und Regelmäßigkeit, als ob die Natur hier ungestörter und mit weniger Neigung zu Abweichungen von ihren Gesetzen als in andern Gegenden gearbeitet habe. Nur Neuengland ist unregelmäßiger in Hügel und Berge gebrochen, wovon viele mehr isolirten Anhöhen als Theilen der großen Bergkette der Apalachen und Aleghany gleichen. Der Flächenraum des Gebiets der vereinigten Staaten (vergl. d. Art. Nordamerika) umfaßt gegenwärtig, mit Einschluß der Florida's, vom atlantischen bis zum stillen Ocean, (von 26° bis 49½° n. Br.), ungefähr 2,814,550 englische Quadratmeilen oder 95,000 deutsche Quadratmeilen. Der Theil, welcher östlich vom Mississippi liegt, und die Florida's einschließt, enthält 942,130 englische Quadratmeilen. Die Volksmenge wächst mit jedem Jahre. Nach Bristed ist sie binnen 27 Jahren fast um das Dreifache gestiegen. Im J. 1790 betrug sie 3,929,326, und im J. 1817: 10,405,547 Menschen. Nach Clay verdoppelt sich die Volksmenge binnen 25 Jahren. Der am stärksten bevölkerte Staat, Massachusett, enthält 75 Menschen auf einer Quadratm. Wäre nun das ganze Gebiet der vereinigten Staaten so bevölkert, als der Staat Connecticut nach der Zählung von 1810 war, so würde es eine Bevölkerung von 135,417,000 Seelen enthalten, und wäre es so bevölkert, wie Italien, so würde die Zahl seiner Einwohner über

500 Millionen betragen. Das Land selbst, welches verständige, fleißige und freie Menschen seit 200 Jahren einer zurückschreckenden Natur abgekämpft haben, ist noch jetzt im Innern mit großen Waldungen bedeckt, und enthält Sümpfe von einigen hundert englischen Meilen im Umfang, die sich zur Regenzeit in große Seen verwandeln. Überhaupt kommt die Oberfläche aller Gewässer innerhalb der vereinigten Staaten der Hälfte von ganz Deutschland gleich. Die fünf größten Seen umfassen die Nordgränze. Der Superior hat im Umfang 1525, der Huron 1100, der Michigan 945, der Erie 610, und der Ontario 430 Meilen. Dazu kommt das Missisippi-Stromgebiet, welches eine schiffbare Uferstrecke von 100,000 englischen Meilen begreift. Der Missuri ist 3000 englische Meilen weit schiffbar; von den Hauptflüssen, die er aufnimmt, ist die Yellow 1200, der Kansas 1200, der Chayenne 1000, und der Platte mit seinen Armen 2000 engl. Meilen weit schiffbar. Der Illinois und seine Arme sind 3000, der Ohio mit den seinigen 5000 engl. Meil. schiffbar. Dieser allein bewässert ein Land von 198,000 engl. Quadratm. In ihn ergießen sich von der Westseite der Askansas (2000 Meil.) und der rothe Fluß (800 engl. Meil. schiffbar). Der Lauf des Missisippi beträgt 2500 engl. Meil. Diese Wassermenge bringt eine Ausdünstung hervor, welche die Luft mit unermeßlicher Feuchtigkeit schwängert; daher die gewaltigen Regengüsse und der starke Thau, daher die geringere Wärme dieser Erdbreite. Philadelphia liegt fast 20° südlicher als Petersburg und Stockholm, und dennoch läßt sich die Wärme am Delaware mit der an der Newa vergleichen. Virginien, unter gleichen Parallelen mit Spanien und Sicilien, erhält nur erst im Mai grüne Wälder; Frankreich, obgleich viel nördlicher, einen Monat früher. Das Clima von Nordamerika erzeugt daher noch jetzt jene furchtbaren Amphibien, mit denen die ersten Ansiedler kämpfen mußten, colossale Wasserschlangen, ungeheure Eidechsen, ellenlange Frösche, viele Pfunde schwer mit dem Gebrüll eines Ochsen (Rana maxima Americana), riesenförmige Wasserinsecten und unermeßliche Schaaren großer Landkrabben. Dagegen gab es ursprünglich auf der ungeheuren Fläche von mehr als 600,000 Quadratmeilen an starken fruchtfressenden Quadrupeden nur zwei bedeutende Ochsenarten, (Bos Bison, der amerikanische Büffel in Heerden zu 40,000 Stück), den Elk oder Cervus alces, den grauen Bär, das Moosethier, das Rennthier und den canadischen Hirsch. Nur spät, als das Clima in einigen Gegenden durch die Cultur des Bodens milder wurde, gediehen hier das Pferd, die europäischen Hausthiere, unsere Fruchtbäume, und noch hat der Weinstock in Nordamerika (außer am Ohio) keinen glücklichen Boden gefunden. Dagegen setzt die Witterung an der Küste oft plötzlich um. Dies und die Sumpfluft haben zum Theil seit 1793 das gelbe Fieber mehr verbreitet. Übrigens sind Erdbeben selten, und es giebt keinen feuerspeienden Berg in dem Umfange der vereinigten Staaten. — Das Ganze (vom Missisippi an bis zur Ostküste von Nordamerika) besteht aus drei Ländermassen von verschiedener Bildung. Zwei reiche Ebenen scheidet ein großer Gebirgsgürtel. Die östliche große Ebene — das atlantische Land — senkt sich mit kürzerer Abdachung zum atlantischen Meere hinab. Hier liegen die funfzehn älteren Staaten der Union. Sie werden durch mehr als 28 ansehnliche Ströme bewässert, die auf jenem mittlern Berggürtel entspringen. Dieses über 300 deutsche Meilen hin sich ziehende Küstenland mit tiefen Einschnitten, hervorstehenden Landzungen, Inseln, breiten Strommündungen und sichern

Ankerplätzen, zerfällt in zwei natürliche Abtheilungen. Der nördliche Theil bis Maryland ist rauher und hügelichter; der südliche von Long-Island an zeigt eine durchaus flache und sandige Ebene. Beide sind für den Seehandel wie geschaffen. Jede Bay bildet und schützt eine Menge Häfen; und die Ströme, vor allen der Hudson, welcher fast bis zum See Champlain hinaufgeht, verknüpfen den Binnenhandel mit dem Weltmeer. Der größte und wichtigste Sund ist die Chesapeakbay. Landeinwärts erhebt sich der breite Gebirgsrücken der Apalachen (mit den blauen, weißen, grünen und andern Bergen), deren höchste Spitzen 4000 Fuß in Virginien, 6600 Fuß in Neu-Hampshire über das Meer hervorragen. Dieses an Erzen und Mineralquellen reiche Alpenland von mehr als 7000 geographischen Quadratmeilen hebt in Süden in Georgien an, und endigt nördlich am St. Lorenzflusse, in einer Ausdehnung von mehr als 250 deutschen Meilen. Fünf, sechs, ja an einzelnen Stellen zwölf Bergreihen laufen, unter sich verkettet, in einer Breite von 20 bis 40 deutschen Meilen neben einander hin. Unter ihnen ziehen sich die Alegany (auch Endless Mountains) von Georgien bis Pennsylvanien; dann folgen die Cumberlands- und Lorbeerberge (Laurel M.); am weitesten nach Norden hin laufen die blauen (Blue Ridge) und die nördlichen Berge (North M.). Große Länder, z. B. Indiana, liegen als Thäler von dieser Bergzone eingefaßt, von deren Höhen jene 28 großen Ströme nach Osten in das atlantische Land, und in das Westgebiet der Staaten (Western Territory) über 40 Flüsse strömen, unter welchen mehrere, z. B. der Kentucky, Cumberland, Tenassi und vorzüglich der Ohio (s. d. Art.) sehr bedeutend sind. Westlich von diesem Alpenlande breitet sich die zweite große Ebene des Gebiets der Union aus, das östliche Gebiet des Missisippi, von mehr als 18,000 deutschen Quadratmeilen. (S. Missisippi.) Hier ist das Clima milder, als in der östlichen Ebene, oder in dem atlantischen Lande. Hier reifen die Früchte früher, als östlich. Hier sieht man den Papagey unter dem 39°, selbst im Winter; und die Catalpas wachsen wild am Missisippi bis zum 37°. Ohio und Kentucky sind die fruchtbarsten Länder von Nordamerika. Am Ohio, dem wichtigsten Handelscanal des westlichen Gebiets, finden sich die ungeheuern und noch unerklärten Mammouthsknochen, und die Ruinen alter amerikanischer Festungen. So hat man in den Districten Pompeji und Camillus im Lande Onondaga eine Kette Festungswerke im Süden des Eriesees bis Pennsylvanien u. a. O. entdeckt, wahrscheinlich Reste aus den Zeiten der ersten europäischen Ansiedelung. Das Missisippiland begreift mehrere neue Staaten, z. B. Kentucky, Tenesse, Ohio, und im Norden das westliche Gebiet, welches sich vom Ohio bis zu den fünf großen Seen ausdehnt. Es hat bei einem günstigen Clima einen fruchtbaren Boden, liegt in der Nähe der großen Jagd für die schönsten Peltereien, und wird durch die 1819 beschlossene Canalverbindung der fünf Seen mit dem Missisippi, die größte Wichtigkeit für den Binnenhandel erhalten. — Jenseit des Missisippi breitet sich in einer Fläche von 50,000 deutschen Quadratmeilen das Missuriland bis an das Felsengebirge aus, von welchem der Colombiafluß in das westliche Küstenland der Union und dem stillen Weltmeere zuströmt. Diese Westküste, das Missuriland und das östliche Gebiet des Missisippi bilden zusammen das ungeheure Westland (Western Country) der Union, welches sich vom

merikanischen Golf bis zu den Quellen des Missisippi, 400 deutsche Meilen nordwärts erstreckt, auf einem Flächenraume von mehr als 1,500,000 englischen Quadratmeilen ein Dampfboot-Schifffahrts-Gebiet von 50,000 englischen Meilen einschließt, und 2000 englische Meilen Seegewässer, 1000 englische Meilen Sundfläche und 100,000 englische Meilen Stromuferlänge begreift. Hier ist Platz und fruchtbarer Boden für mehr als 200 Millionen Menschen, wenn man nur die mittlere Bevölkerung von Europa annimmt. Nach des berühmten amerikanischen Geologen Maclure Meinung ist die ganze Strecke im Westen des Missisippi bis beinahe an den Fuß der steinigen Berge eine Fläche, die 1500 englische Meilen von Osten nach Westen und 1200 engl. M. von Norden nach Süden im Durchmesser hat, und welche ganz aus Gebirgsarten secundärer Formation (Kalkstein und Sandstein in fast horizontalen Lagern) besteht, einst der Grund eines großen Binnenmeeres gewesen, dessen Gewässer nach und nach in den Missisippi, Hudson und Lorenzstrom abgeflossen sind. — Der Anbau des Landes der vereinigten Staaten ist ein Triumph des beharrlichen und verständigen Fleißes unter dem Schilde der Freiheit und der Ordnung. Indeß waren im Jahr 1810 von 1180 Millionen Acres erst 40,950,000 cultivirt. Schon ist die Pferde-, Rindvieh-, Schweine- und Schafzucht so gut, wie irgend in Europa. Man führt bereits veredelte Wolle aus. Es giebt große Heerden wilder Ochsen, eine Menge Wild, Pelzthiere und Geflügel; die Bienen, welche die ersten Ansiedler aus Europa nach Amerika brachten, haben sich nun wild durch alle Länder verbreitet, und die Indianer glauben, daß wo Bienen sich zeigen, die weißen Leute bald nachkommen; die Fischereien (selbst Wallfische und Robben; auch Land- und Flußschildkröten) liefern Ausfuhrartikel. Noch wichtiger ist der Getraide-, Reiß-, Mais- und Kartoffelbau. Flachs, Hanf, Obst, Gartengewächse u. s. w., so wie viele edle Südfrüchte, Indigo, Ginseng, Färbekräuter u. s. w., werden in Menge gewonnen. Im Süden ist der Plantagenbau wichtig; besonders nimmt die Cultur des Zuckerrohrs in Georgien, Louisiana, am Missisippi, Missuri und Ohio immer mehr zu und ist ein Verbesserungsmittel der Moräste (Svamps). Vorzüglich gut und häufig ist der Tabak; auch wird Baumwolle ausgeführt. Überhaupt machen Zucker, Baumwolle und Korn den Reichthum der vereinigten Staaten aus. In Louisiana wurden im J. 1817 über 20 Millionen Pfund gewonnen. Baumwolle warde im J. 1816 zu dem Belauf von 24 Millionen Dollars ausgeführt; Weizen und Reiß für 20 Millionen Dollars; Tabak wird jetzt in Virginien weniger als sonst gebaut, weil man den Weizenbau vortheilhafter findet. Doch führte man 1816 an Tabak für 9 Millionen Dollars aus. Der ganze Ertrag des Landbaus wird auf 60 Millionen Dollars geschätzt. Unter den Waldproducten muß der Ahornzucker (in Vermont) ausgezeichnet werden. Es giebt Tannen, die Masten von hundert Fuß liefern. Der Reichthum an Mineralien wird immer sorgfältiger erforscht; doch ist der Bergbau erst im Werden. Es fehlt an keinem nutzbaren Fossil. An Eisen, Blei, Steinkohlen, Marmor und Salz ist Reichthum vorhanden. Am Arkansasflusse, der dem Missisippi zuströmt, ist ein Lager von Steinsalz von 280 deutschen Quadratmeilen erst kürzlich entdeckt worden. Auch zeigen sich Spuren von Gold und Silber. — Die Bewohner sind theils europäischen Ursprungs, theils Neger und Farbige, theils Israeliten; außerdem giebt es freie und steuerpflichtige Indianer. Die englische

Sprache ist nicht allein die Staatssprache, sondern auch die der Mehrheit der Nation. Die Zahl der Sklaven in den vereinigten Staaten betrug im J. 1798 nahe an 400,000 Köpfe und ist seitdem bis auf 1,800,000 gestiegen; ein Siebentel der Bevölkerung besteht also aus Sklaven. Die meisten werden in den südlichen Provinzen, besonders in Virginien, des Plantagenbaues wegen gehalten. Zwar hatten die vereinigten Staaten den Sklavenhandel bereits durch das Gesetz vom 13ten Jul. 1787 abgeschafft, und durch die Acte vom J. 1808 auch die Einfuhr von Negersklaven vom J. 1808 an verboten; allein die einzelnen Staaten haben in ihrem Innern die Sklaverei noch nicht aufgehoben. New-Hampshire, Massachusets, Vermont und Ohio sind gänzlich ohne Sklaven. In Pennsylvanien und Neu-York arbeitet man jetzt an der Abschaffung, die meisten neuen inländischen Staaten haben die Sklaverei in ihren Territorien ganz aufgehoben; andre versagen allen Negern, sowohl freien als unfreien, die Niederlassung. Nur wenige, wie der Staat von Neu-Orleans, erkennen die Sklaverei an. Übrigens kam die Erklärung des Gebiets von Missuri zu einem unabhängigen Staate im Congreß 1819 deswegen nicht zu Stande, weil der von der Repräsentantenkammer bereits genehmigte Verfassungsentwurf die Sklaverei der Neger sanctionirte, welche Clausel der Senat zweimal verwarf. — Die freien Stämme der Wilden (Irokesen, Creeks, Cherokesen, Chikasans, Schippewäer u. A. m., höchstens zusammen 150,000 Köpfe) sind größtentheils in das Innere zurückgewichen. Einige haben sich an Ackerbau und Viehzucht gewöhnt. Sie leben, selbst mitten unter den cultivirten Amerikanern, im Besitz einer ihnen durch Verträge zugesicherten Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, deren Antastung sie oft fürchterlich zu rächen wissen. Unter vielen Stämmen sind die Nachkommen einer gaelischen (Walliser, Welch) Colonie, welche Madok, Prinz von Wales, um das J. 1170 dahin geführt haben soll, und die noch die gaelische Sprache reden, die merkwürdigsten. Sie wohnen im Innern am Mississippi. — Der Fabrikfleiß und der Handel in den vereinigten Staaten wetteifern mit dem Fortschritte des Ackerbaus. Im J. 1815 war der Werth aller in den vereinigten Staaten verfertigten Manufacturwaaren (Wolle, Leder, Seife, Zucker, Häute, Eisen, Holz, Baumwolle u. s. w.) bis auf 151 Millionen Dollars gestiegen. Man bedient sich aller in Europa erfundenen Maschinen; die Erfindung des Dampfboots ist amerikanischen Ursprungs. Der Schiffbau übertrifft den englischen. Hauptplätze des Gewerbfleißes sind Philadelphia, Patterson, Wilmington, Pittsburg u. a. m. Die erste Handelsstadt ist Neu-York; dann folgen Boston, Philadelphia, Baltimore, Charlestown, Portsmouth, Salem. Pittsburg ist der Stapelort zwischen den östlichen und westlichen Staaten. Hier, am Ohio, werden große Schiffe gebaut, die mit Landesproducten bis Neu-Orleans fahren. Im Hafen von St. Louis am Ohio treffen Dampfschiffe aus Neu-Orleans, Neu-York und Philadelphia zusammen. Nordamerikanische Seefahrer bedecken jetzt alle Meere. Vor 20 Jahren gab es in Amerika noch keinen chinesischen Handel, und jetzt betragen die Ladungen der Schiffe zu diesem Handel 12,000 Tonnen. Denn ungeachtet der Congreß keine Gesandtschaft nach China geschickt hat, genießen dennoch daselbst die Nordamerikaner eine große Handelsfreiheit, während die Britten von der chinesischen Politik, ungeachtet der Besuche, Gesandtschaften und Geschenke dieser eingebildeten Insulaner, wie man

sie in China nennt, keinesweges begünstigt werden. Der Binnenhandel ist in keinem andern Lande von der Natur so begünstigt, als hier. In Illinois vereinigen sich die schiffbaren Ströme von fast ganz Nordamerika. Aus dem Osten führt ihm der Ohio, aus dem Westen der Missuri, aus dem Norden der Missisippi seine Gewässer zu, um sie vereinigt nach dem Süden in den Meerbusen von Mexiko auszugießen. Schon denkt man an die wahrscheinlich nicht schwierige Verbindung des Ohio mit dem Eriesee, und an die des Missuri mit dem Colorado, der sich in den Meerbusen von Californien, und mit dem Multnomah, der sich in den Columbia und durch diesen in den stillen Ocean ergießt. Hierdurch eröffnet sich ein ununterbrochener Wasserweg aus dem atlantischen Ocean in den stillen durch das ganze feste Land von Nordamerika und zugleich aus dem Norden bis in die südlichen Provinzen desselben. Hier kann Neu-Orleans bald für die vereinigten Staaten das werden, was einst Alexandrien für Ägypten war; der Hauptpunkt ihres Handels und ihres Reichthums. Denn schon ist es der Stapelplatz des Überflusses der Länder des Ohio, Missuri und Missisippi; und auf letzterem Strome sieht man bereits von Zeit zu Zeit schwimmende Kaufläden in Schiffen für die Uferbewohner hinauffsegeln. Überhaupt ist die längste Strecke einer inländischen Schifffahrt in der ganzen Welt wohl diejenige, welche zwischen Neu-York und Neu-Orleans Statt findet, indem auf dieser Strecke von fast 4000 englischen Meilen nur ein Landtransport von 27 englischen Meilen übrig bleibt. Den Handel überhaupt befördern das Zollsystem, welches die Ausfuhr ganz frei giebt, und wenn eingeführte Artikel wieder exportirt werden, Rückzölle bewilligt, ferner die Banken, deren es 1819 in den vereinigten Staaten 373 octroirte gab, mit einem Bankkapitale von mehr als 100 Millionen Dollars, Landstraßen, Canäle (z. B. der Middlesex-Canal für Boston, der Carondelet-Canal für Neu-Orleans, der Neu-York-Canal für den Erie-, Champlain-, Ontariosee und den Hudson) und die Dampfschifffahrt. Im J. 1807 zählte man 12,044 Handelsschiffe, 2375 Fischer- und 3510 Küstenfahrzeuge. Im J. 1819 befuhren mehr als 60 Dampfschiffe den Missisippi. Das größte trug 500 Tonnen Schiffslast, oder 1 Million Pfund. Die Tonnenlast der Handelsschifffahrt betrug im J. 1810 nahe an 1,425,000 Tonnen; sie hat jedoch seit dem Kriege abgenommen. Denn im J. 1817 betrug die Ausfuhr nur 88 Millionen Dollars, worunter 68 für einheimische Producte. Dagegen betrug die Ausfuhr im J. 1807 über 108 Millionen Dollars. — Der durch den Generalcongreß zu Washington verbundene Föderativstaat von Nordamerika besteht seit 1819 aus 22 von einander unabhängigen Republiken, nebst einigen Gebieten. Die Natur hat bereits zwischen den östlichen und den westlichen Staaten eine Scheidungslinie gezogen; die Trennung der nördlichen und südlichen wird durch moralische und politische Ursachen vorbereitet. A. Die alten Provinzen bilden folgende 13 Staaten: 1. New-Hampshire, die nördlichste, 441 Quadratmeilen, 308,000 Einwohner. Hier sind die weißen Gebirge, welche sich nach Hosack und Francis (Americ. medical and philosoph. Register. 2 Ed. New-York 1814) über das Meer bis zu 6600 Fuß erheben. Der Washington ist der höchste. Im Fuße liegt er 1888 Fuß über dem Meere. Zu Concord ist der Sitz der Provinzialregierung. Portsmouth ist ein Hafen und die wichtigste Handelsstadt. 2. Massachusets mit der Provinz Maine, 2130 Quadratmeilen mit 884,000 Ein-

wohnern, Hauptstadt Boston, 32,000 Einwohner, Salem. Cambridge. 3. Rhode-Island, 74 Quadratmeilen, 99,000 Einwohner, Hauptstadt Providence. Newport. 4. Connecticut, an der Mündung dieses Flusses, 217 Quadratmeilen, 350,000 Einwohner, Hauptstadt Hartford. New-Haven. 5. Neu-York erstreckt sich bis zum Ontario- und Eriesee, 2092 Quadratmeilen, 1,487,000 Einwohner, Hauptstadt Neu-York, an der Mündung des Hudson, über 100,000 Einwohner. Die 44 Quadratmeilen große Insel Long-Island. Albany. Saratoga. Mehrere Forts am Champlainsee. 6. Neu-Jersey zwischen den Flüssen Hudson und Delaware; 387 Quadratmeilen, 346,000 Einwohner, Hauptstadt Trenton. 7. Pennsylvanien (s. d. Art.), 2139 Quadratmeilen, 987,000 Einwohner, Hauptstadt Philadelphia (s. d. Art.). Germantown. Dunkerstown. Bethlehem. Carlisle. Pittsburg am Ohio. 8. Delaware (s. d. Art.), 99 Quadratmeilen, 108,400 Einwohner, Hauptstadt Wilmingtown. 9. Maryland an der Chesapeakbay, 651 Quadratmeilen, 503,000 Einwohner, Hauptstadt Annapolis. Baltimore (s. d. Art.). Belfast. 10. Virginien, 3263 Quadratmeilen, 1,548,000 Einwohner, baut jährlich über 800,000 Centner Tabak, Hauptstadt Richmond am Jamesflusse. Williamsburg. Mount-Vernon am Potowmac, Washingtons Landsitz. Norfolk. Der Anbau dieses schönen Landes wird durch die Landwirthschaftsgesellschaft von Virginien sehr befördert. 11. Nord-Carolina, 2232 Quadratmeilen, 701,300 Einwohner, Hauptstadt Raleigh. 12. Süd-Carolina, 1120 Quadratmeilen, 565,000 Einwohner, Hauptstadt Columbia. Charlestown. Beaufort. 13. Georgien, die südlichste Provinz, durch den St. Marysfluß von Florida geschieden, mit den westlichen Indianerländern, in welchen das gebildetste und mächtigste Urvolk in Nordamerika, die Creeks, über 80,000 Köpfe stark, in Städten und Dörfern wohnen, und Feld- und Gartenbau, besonders Viehzucht treiben. Georgien hat auf 2883 Quadratmeilen 409,000 Einwohner, Hauptstadt Augusta. Savannah am Flusse dieses Namens. — Der District Columbia, 4 Quadratmeilen, 37,900 Einwohner, liegt größtentheils in Maryland; ein kleiner Theil in Virginien, ist keinem Staate einverleibt, sondern steht unter den Gesetzen des Congresses; Haupt- und Bundesstadt Washington (s. d. Art.). Alexandria am Potowmac. — B. Die neuen Provinzen: 14. Vermont, gränzt an Canada, 476 Quadratmeilen, 296,500 Einwohner, Hauptstadt Windsor am Connecticut. Bennington. Rutland. 15. Kentucky, 2325 Quadratmeilen, 684,000 Einwohner, Hauptstadt Lexington, mit 6000 Einwohnern, am Kentucky. Louisville am Ohio. 16. Tenessee, am Flusse gleiches Namens, 1953 Quadratmeilen. Hier, wo 1775 die ersten Ansiedler eintrafen, bildeten 1819 die Bevölkerung 750,000 Weiße, 160,000 Neger und 10,000 civilisirte Indianer. Hauptstadt Nashville am Cumberlandflusse. 17. Ohio (s. d. Art.), 1824 Quadratmeilen. Dieser Landstrich wurde 1789 von England an die vereinigten Staaten abgetreten, und durch den Abtretungsvertrag mit den Urbewohnern von 1795 wurde der Anbau völlig gesichert. Drake in seinem Pict. of Cincinnati schätzt die Bevölkerung im J. 1815 auf 312,000 Einwohner. Bristed im J. 1817 auf 395,000 Köpfe. In den 42 Grafschaften des Staats waren im J. 1811 schon 42 Städte. Der Plan zur Erbauung der Stadt Cincinnati am Ohio, im District Miami, ward 1779 entworfen. Sie hatte 1817 über 8000 blos weiße Ein-

wohner. Die Gesetze am Ohio verbieten die Sklaverei und selbst Ansiedelungen freier Neger. Hauptstadt Mariette. 18. Neu-Orleans oder Louisiana (ein Theil der Provinz Louisiana) nebst dem Theile von Westflorida bis an den Perdido, 2697 Quadratmeilen, 109,000 Einwohner, Hauptstadt Neu-Orleans am Missisippi, 15 Meilen von der Mündung, hatte 1803, als Louisiana von Frankreich an die vereinigten Staaten (unter Jefferson) verkauft wurde, 9000 Einwohner, und im J. 1819 über 38,000 Einwohner. 19. Missisippi (ein Theil des alten Louisiana), 4185 Quadratmeilen, 104,550 Einwohner, Hauptstadt Natchez am Missisippi. Unter den civilisirten Ureinwohnern sind die Chaktaws zu bemerken, die in Städten und Dörfern wohnen. 20. Indiana, am westlichen Ufer des Ohio, im Westen des Wabaschflusses, gränzt nördlich an den Mischigansee, zählte im J. 1817 auf 1800 Quadratmeilen 86,734 Einwohner, Hauptstadt Vincennes. 21. Illinois an den Strömen Missisippi, Illinois und Wabasch, südlich vom Ohio; 2500 Quadratmeilen, 39,000 Einwohner, Hauptstadt Kaskassia. In Illinois befinden sich die neue Colonie der Harmoniten und die Ansiedelung des Morris Birkbeck. 22. Alabahama, Allabama (Westgeorgien) nördlich von Westflorida; 4434 Quadratmeilen, über 60,000 Einwohner. Hier hat der Congreß im J. 1817 an französische Auswanderer 92,000 Acres Land (zu 2 Dollars ohne Zinsen, nach 14 Jahren zahlbar) verkauft, welche aber Theile davon wieder an andre Ansiedler veräußert haben. Schon vor 200 Jahren ward hier am Mobileflusse die Stadt Mobile angelegt. Sie hat jezt 800 Einwohner. Im J. 1818 gründeten nicht weit von Mobile, am Tombechbeeflusse die französischen Anhänger Buonaparte's, welche in Nordamerika leben, eine neue Stadt Aigleville, wohin sich auch die Ansiedler von der französischen Kriegercolonie Champ d'Asyle, in der Provinz Texas (zwischen den Flüssen Sabine und Rio-Norte) geflüchtet haben, als diese Anlage des Generals Lallemand von den Spaniern, denen Texas nach dem letzten Vertrage zwischen Spanien und den vereinigten Staaten vom J. 1819 wieder gehört, zerstört worden war. Die Colonie Aigleville steht unter der Leitung der Generale Clauzel und Lefebre-Desnouettes. — Außer diesen 22 Provinzen besitzt die Union noch folgende Gebiete: a) Mischigan, zwischen Canada, Indiana und Illinois; hatte im J. 1817 auf 6975 Quadratmeilen 9743 Einwohner, Hauptstadt Detroit. b) Missuri (das nördliche Louisiana und alles Land, was zwischen den brittischen Colonien, dem stillen Meere und Neuspanien liegt) hatte bereits im J. 1817 nach Bristed auf 1,987,000 englischen Quadratmeilen (46,500 deutschen) 63,794 Einwohner. Unter den wilden Jägervölkern sind die Osagen, die Arkansas, die Panis, welche Ackerbau treiben und die Nadowessier die bekanntesten. Hier ist der Yellow-Stone zu bemerken, der so breit wie der Ohio und 850 englische Meilen weit schiffbar ist. Er entspringt aus einem See in den Steingebirgen. An seiner Mündung liegt der nördlichste Militärposten (s. oben) der vereinigten Staaten in einer an Jagdwild reichen Gegend. c) Arkansas (ehemals ein Theil von Missuri; südlich vom Missuriflusse. d) das Nordwest-Territorium. e) das Land westlich den Fels-Gebirgen (Rocky-Mountains). — Endlich muß noch der von den vereinigten Staaten besetzten Floridas (s. d. Art.) gedacht werden, welche Spanien 1819 an die Union abgetreten hat, obwohl der Vertrag nicht ratificirt worden ist.

Nach der in demselben enthaltenen allgemeinen Gränzbestimmung fängt die westliche Gränze von Louisiana bei dem Flusse Sabina an, geht längs desselben hinauf bis zu dem nordwestlichen Winkel des Staats Louisiana; von da wendet sie sich nördlich bis zum rothen Flusse und folgt diesem bis zum 100° westlicher Länge, läuft nördlich bis zum Fluß Arkansas und verfolgt den Lauf desselben bis zu seiner Quelle; dann geht sie bis zum 42° nördlicher Breite und erstreckt sich längs dieses Breitengrades bis zum stillen Oceane. Ostflorida, mit der Hauptstadt Augustin, bildet eine Halbinsel von 1340 Quadratmeilen. Dazu gehört auch die Insel Amelia. Westflorida, zwischen den Flüssen Apalachicola und Perdido, ist 465 Quadratmeilen groß; die Hauptstadt Pensacola ist der einzige für Kriegsschiffe brauchbare Hafen, von der Chesapeakbay bis nach Veracruz. Sein Besitz gewährt den vereinigten Staaten eine Station für ihre Seemacht, wie sie England in ganz Westindien nicht hat; und dies im Angesichte von Cuba und Jamaika. Florida hat nur 15,000 weiße Einwohner; aber es kann 50mal mehr ernähren. Die Haupterzeugnisse Westindiens, Zucker, Baumwolle und Indigo, gedeihen daselbst vortrefflich. — Die Verfassung des nordamerikanischen Bundesstaats ist bereits oben angegeben. An der Spitze der allgemeinen Verwaltung steht der Präsident (gegenwärtig Monroe), der einen Gehalt von 25,000 Dollars hat. Ihn unterstützen vier Minister, die, jeder in seinem Wirkungskreise unabhängig, aber der Nation verantwortlich sind. Der Vicepräsident (jetzt Tompkins) hat jährlich 5000 Dollars; der Staats- und Finanzsecretär eben so viel; der Kriegs- und der Marineminister jeder 4500; die bevollmächtigten Minister haben 9000; ein Mitglied des Congresses hat täglich 6 Dollars. Jeder einzelne Staat regiert sich selbst, und hat sein eignes Gesetzbuch. — Die richterliche Gewalt ist von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt. Der höchste Appellationshof für alle Provinzen ist der Supreme Court, der jährlich zu Washington eine Sitzung hält. Überdies giebt es nach dem Vorbilde von England drei wandelnde Gerichte, eins für die nördlichen, eins für die mittlern und eins für die südlichen Staaten. In jedem District ist ein Districtshof, und die Circuit Courts (besondre Richter in jedem Gerichtsbezirk) sind wieder hergestellt. Alle Staatsbürger sind sich gleich; es giebt keinen Adel, keine Privilegien und keine Orden. Der Cincinnatusorden ist seit dem Freiheitskriege nicht weiter vertheilt worden. Das staatsrechtliche Verhältniß der Ansiedler in neuen Ländern hat eine dreifache Periode. Die erste Colonialregierung ist in den Händen des Congresses; der Präsident ernennt einen Gouverneur, Secretär und drei Richter. Der zweite Abschnitt in der Verfassung tritt ein, sobald die neue Ansiedelung 5000 volljährige freie männliche Bewohner zählt, dann wird dem von dem Präsidenten zu ernennenden Beamten eine General-Assembly, bestehend aus einer von den Einwohnern zu wählenden Repräsentantenkammer und einem von dem Congreß zu ernennenden Gesetzgebungsrathe, an die Seite gesetzt. Diese General-Assembly erwählt nun schon einen Abgeordneten zur allgemeinen Nationalgesetzgebung. Ist endlich die Bevölkerung eines solchen Districts bis auf 60,000 Einwohner angewachsen, so sind diese berechtigt, einen eignen Staat nach einer von ihnen selbst entworfenen Constitution zu gründen, und als solcher in den Bundesstaat einzutreten. — Die gesetzliche Verfassung beruht auf dem Grundsatz der persönlichen Freiheit und Gleichheit; daher die

brittischen Institute der Habeas-Corpusacte und der Geschwornengerichte, so wie der sorgfältige Schutz des Eigenthums, auch in den vereinigten Staaten das Wesen der bürgerlichen Gesetzgebung sind. Die Justizpflege ist in mehrern Provinzen vortrefflich; vorzüglich verdienen die Strafgesetze und die Einrichtung der Gefängnisse, wie sie in Pennsylvanien, zuerst durch Penn (st. 1718), dann nach Dr. Rush u. A. Vorschläge, in Penns Geiste, seit 1786 bis 1809 nach und nach gemildert oder verbessert worden sind, nachgeahmt zu werden. Die Todesstrafe ist abgeschafft, ausgenommen bei qualificirtem Mord. Die Gefängnisse sind zugleich Besserungsanstalten, und zweckmäßig in Absicht auf Reinlichkeit, Wohnung, Diät, Krankheit, Religionsunterricht, Arbeit und Aufsicht. Körperliche Züchtigung ist ohne Ausnahme verboten. Der einsame Kerker (16 Zellen) in Philadelphia hat schon manchem verstockten Bösewicht zur Arbeit, Ordnung und zum Gehorsam Lust gemacht. Überhaupt gleichen die Zuchthäuser eher Manufacturen als Strafanstalten. Die Friedensrichter (Justices of peace) in den vereinigten Staaten sind vom Volk erwählte Ehrenbeamte, ohne Staatsgehalt, und wie in England, die Hauptstützen der innern Verwaltung. Sie sind nämlich nicht blos, wie in Frankreich, Richter der untersten Instanz, sondern zugleich die Erhalter des innern Friedens, d. h. der Sicherheit aller Rechte der Personen und des Eigenthums; sie leisten Widerstand gegen allen Druck der Gewalt; zugleich sind sie Rechtssprecher in Allem, was die Wohlfahrt der Bürger gefährdet, also auch Polizeibeamte, und die Aufseher über milde Anstalten, deren es eine große Zahl giebt, daher man keine Bettler in den vereinigten Staaten antrifft. Man muß die Friedensrichter ꝛc. überhaupt als das Palladium der Bürgerfreiheit ansehen. Gleichwohl ist bei der vielfachen Verwickelung der Geld- und Handelsgeschäfte der Stand der Advocaten sehr bedeutend. Nach Fearon sind in der Repräsentantenkammer von 200 Mitgliedern überhaupt 150 Advocaten. Sie liefern die meisten Mitglieder der einzelnen Provinzialverwaltungen, und mit ihnen sind wohl an neun Zehntel von allen Staatsämtern besetzt. Die Polizei ist fast überall musterhaft; sie besteht nicht in kostspieliger Hudelei, sondern in der wirklichen Aufsicht der Bürger auf das Gemeindewesen, auf Ordnung in den Städten und auf die Bereitung guter Lebensmittel. — Die öffentliche Einnahme der vereinigten Staaten betrug 1818 22,167,862 Dollars (Rechnungsmünze, etwa 1 Thlr. 10 Gr.). Der Überschuß vom J. 1817 betrug 6,179,883 Dollars. Die Ausgabe vom J. 1818 betrug 26,235,337 Dollars, also blieb für 1819 ein Überschuß von 2,112,408 Dollars. Die Staatsschuld betrug in demselben Jahre 92,597,396 Dollars. Das Einkommen des Staatsschulden-Tilgungsfonds ward im März 1817 bis auf 10 Millionen Dollars erhöht. Die Ausgabe für das Heer war im J. 1819 8½ Million Dollars, die für die Flotte halb so viel. Zu den außerordentlichen Einnahmen gehört der Verkauf der Ländereien. Seit 1812 hat der Congreß allein nordwestlich am Ohio für 14½ Million Dollars Land verkauft. Die directen innern Abgaben wurden durch einen Beschluß des letzten amerikanischen Congresses vom J. 1818 im ganzen Umfange der Republik sämmtlich aufgehoben, so daß die Einkünfte der Unionsregierung auf den Zöllen, Hafengeldern, Postgefällen, Patenttaxen, Licenzen, und auf den Verkauf der Ländereien, so wie auf den Dividenden von 7 Millionen Dollars Eigenthum an dem 85 Millionen Dollars starken Kapital der Staatsbank

(United States Bank) beruhen. (Vergl. Bristed America and her ressources etc. S. 67—98.) Die stehende Armee betrug im J. 1817 nur 10,420 Mann; und dennoch schlug man vor, sie bis auf die Hälfte zu vermindern. Dagegen beläuft sich die enrollirte Miliz mindestens auf 800,000 Mann, darunter eine Menge geübter Jäger für das im amerikanischen Freiheitskriege so glücklich erprobte Tirailleursystem. Die musterhaft eingerichtete Marine bestand im J. 1814 aus 3 Linienschiffen, 10 Fregatten, 15 Kriegssloops u. s. w., überhaupt aus 34 Kriegsschiffen für den Ocean mit 953 Kanonen; und überdies aus 32 Schiffen für die Seen mit 265 Kanonen. Im J. 1819 bestand die Seemacht aus 7 Linienschiffen, jedes von 74 Kanonen, aus 15 Fregatten und mehreren Corvetten. Schon die Natur hat die vereinigten Staaten bestimmt, die erste und die einzige Seemacht Amerika's zu werden. Denn Meriko hat blos zwei sehr schlechte Häfen, und entbehrt aller Hülfsmittel, um eine gute Marine zu bilden. Für die Bildung der Seeoffiziere sind in allen Häfen der Flotte Lehranstalten, und für die Landoffiziere hat der Congreß vor kurzem eine Militärschule zu Westpoint gegründet. Übrigens sieht man in Nordamerika kein Militär paradiren, einquartieren und caserniren. Die Offiziere sind Bürger, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker. Man erkennt sie nur im wirklichen Dienste. Überall ist der Staatsdienst auf das Nothwendige zweckmäßig beschränkt, damit für das Nützliche die Geldmittel nie fehlen. Kurz, es ist unmöglich, Europens Völkern zu verhehlen, wie gut und wie wohlfeil die Amerikaner regiert werden; wie wenig Auflagen sie bezahlen und wie sie den Lohn ihrer Arbeit ganz zum Unterhalte ihrer Familien verwenden können, ohne den größten Theil zum Unterhalte verschwenderischer, stolzer Müßiggänger hergeben zu müssen. — Der Charakter der nordamerikanischen Nation hat sich aus dem Triebe nach Unabhängigkeit und reichlichem Erwerb entwickelt. Die Grundlage desselben ist vernunftmäßige Selbstständigkeit; sein Wesen ist englisch in Sprache, Sitte, Gesetz, Gewohnheit, Moral, Religion und Literatur. Im Allgemeinen halten die Sitten der Einwohner in den vereinigten Staaten das Mittel zwischen der rohen Gemeinheit der niedern und der künstlichen Abgeschliffenheit der höheren Classen in Europa. Am einfachsten sind die Sitten in den westlichen Staaten, wo daher auch die Gerichtshöfe am wenigsten zu thun haben. Der größte Theil der Ansiedler war englischen Ursprungs und bestand aus rechtlichen und gebildeten Familien, vorzüglich in Neu-England. Deutsche und Holländer haben sich vorzüglich in Pennsylvanien, Neu-York und Newjersey niedergelassen; französische Protestanten wohnen in Neu-Rochelle, in State-Island und in Charlestown; Irländer fast in allen Staaten, vornehmlich in Pennsylvanien und Maryland; Schotten in New-Hampshire, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien und Nord-Carolina; Schweden in New-Jersey, Pennsylvanien und Maryland; Schweizer in dem Staate Indiana. Die westlichen neuen Staaten werden durch den Überfluß aller Länder bevölkert. (Vergl. d. Art. Auswanderung.) Eben daher ist der Charakter des Volks mehr colonial als national; noch hängen ihnen die Eigenthümlichkeiten der Nationen an, von denen sie ihren Ursprung haben. Dies fällt sehr auf in der Strenge der neuengländischen Sitten, einer Folge des Puritanismus; in dem geldsüchtigen und dem Handel ergebenen Geist von Neu-York, einem Erbstück von ihren holländischen Verfahren;

in dem freigebigen und freundlichen Geist, welcher die Einwohner und die Institute von Philadelphia charakterisirt, worin der gutmüthige Stifter der Colonie und sein System fortlebt. Indeß verschmelzen sich die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Einwohner immer mehr zu jenem allgemeinen Charakter, der sich dem englischen nähert. Auch verbindet sie dieselbe Regierung, dieselbe politische und Handelsfreiheit. Da die Jagd frei ist, und der Amerikaner die Jagd liebt, so bildet sich jeder zum Schützen. Gesellschaftliche Unterthänigkeit wird nicht gefunden. Ältern haben kein Zwangsrecht über ihre Kinder; Lehrer nicht über die Schüler; Meister nicht über die Gesellen u. s. w. Alle sind gleich. Daher sind aber auch Erziehung und Unterricht in der Regel ohne alle Disciplin und Subordination. Der Handelsgeist beherrscht alle Classen. Soldaten und Geistliche überlassen sich Handelsspeculationen. Ein rastloses Treiben nach Gewinn macht, daß viele einen Stand mit dem andern vertauschen. Oft wird aus einem Ökonomen nach und nach ein Advocat, ein Kaufmann, ein Prediger, ein Soldat. Am meisten fällt die Sucht auf, aus den östlichen in die westlichen Staaten einzuwandern. Als Nationalfehler bezeichnen neuere Reisende die Liebe zum Trunk und eine gewisse ruhmredige Eitelkeit, bei wirklichem Mangel an einer allgemeineren geistigen Bildung und an Originalität. Das weibliche Geschlecht ist jedoch im Allgemeinen gebildeter und kenntnißreicher als das männliche. Übrigens zeigt in keinem Staate der alten Welt, England ausgenommen, das öffentliche Volksleben einen solchen Gemeingeist, als das in Nordamerika; denn nirgends fühlt wohl der Bürger mehr, daß er ein Vaterland habe, als hier. Daher aber auch die Verschiedenheit der Meinungen in Hinsicht des herrschenden politischen Systems. Es giebt drei politische Parteien: 1. die Tories, welche, wie in England, die Gewalt und die Vorrechte der Legislatur auf Unkosten der Macht und der Rechte des Volks zu erweitern suchen; sie sind für eine beschränkte monarchische Verfassung; 2. die Föderalisten, welche mit der jetzigen Regierung unzufrieden sind, weil sie dieselbe für allzurepublikanisch oder demokratisch halten; 3. die Demokraten, welche die Mehrzahl des Volks ausmachen. Die lebhafteste Reibung der Ansichten ist vielleicht in Philadelphia wahrzunehmen. Hier giebt es heftige Demokraten, gemäßigte oder Independant Republicains, Föderalisten, auch Tories, Hartforder Conventionalisten und blaue Lichtmänner genannt; endlich solche, die zu keiner Partei gehören, Quids. — Da in Nordamerika die Grundlage des gesellschaftlichen Vereins eine vollkommene Gewissensfreiheit ist, so giebt es in den vereinigten Staaten keine herrschende Religion. Hier leben friedlich unter und neben einander Congregationalisten, Presbyterianer und andere Reformirte, Episkopalen, Quäker, Methodisten, Baptisten, Lutheraner, Catholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Dunkers, Universalisten, Shakers, Juden und Fetischanbeter. Merkwürdig ist die Ansiedelung der Harmoniten, einer Secte aus dem Würtembergischen, welche ihr Stifter, Ph. Rapp, ein Landmann, seit dem J. 1803 gegründet hat. Sie wollen die christliche Religion in ihrer ersten Reinheit wieder herstellen, und haben Gütergemeinschaft zum Gesetz gemacht. Gute Kinderzucht und Schulen sind ein Hauptgegenstand ihrer Sorgfalt. Sie treiben Landbau und vorzüglich Manufacturen. Ihr Sitz war anfangs in Pennsylvanien unweit Pittsburg. Im J. 1813 verlegte Rapp einen Theil der Colonie in das Gebiet von Illinois, wo seit-

dem ihre Colonie am Wabaschflusse aufgeblüht ist. Melisch und Birkbeck sprechen von ihnen mit Bewunderung. Die Shakers, Zitterer, haben im Staate von Ohio, nicht weit von Cincinnati, eine Colonie Shakertown gegründet. Diese Secte, welche Gemeinschaft der Güter und Ehelosigkeit eingeführt hatte, scheint aber wieder zu erlöschen. Übrigens giebt es keine vom Staate angeordnete Sonntagsfeier; wohl aber Kirchen, Capellen und Betsäle, Sonntagsschulen, Missionsanstalten und seit 1816 Bibelgesellschaften. — Nordamerikanische Literatur. Wie die Sprache, so ist auch das Unterrichtswesen nebst dem Schriftenthume in den vereinigten Staaten englisch. Im Allgemeinen ist der Sinn für die geistige Thätigkeit erst seit kurzem erwacht; daher sind Schulen, Literatur und Kunst noch im Beginnen; doch haben talentvolle Köpfe und wissenschaftliche Vereine schon manches treffliche Werk hervorgebracht. Die Gelegenheit, sich auf eine andre minder mühsame Art auszuzeichnen und zu bereichern, die Drangsale der eigentlichen Colonisten, der Revolutionskrieg, der ungeordnete Zustand der Dinge nach Beendigung desselben: alles dies wirkte zusammen dahin, den Geist des Volks mehr auf Gewinnsucht, auf Kriegsunternehmungen, auf politische Thätigkeit zu richten, als auf die stillen Freuden der Literatur. Die von Buffon geäußerte (und von Walsh im 1. B. s. American Review mit Gründen bestrittene) Meinung, als liege es im amerikanischen Erd= und Himmelsstriche, wenn von Geschlecht zu Geschlecht bei Menschen und Thieren die physischen und intellectuellen Kräfte abnähmen, haben die Amerikaner durch Thatsachen widerlegt, die eben so sehr Einsicht, Scharfsinn, Unternehmungsgeist und Ausdauer in den Beschäftigungen des Friedens, als die höchste Gewandtheit, Unerschrockenheit und Heldenmüthigkeit im Land= und Seekriege beweisen. Nach Bristed übertrifft die große Masse des amerikanischen Volks die aller andern Ländern an Schlauheit, Verstand und an practischer Behendigkeit, sich in neue Verhältnisse und Versuche mit Glück einzulassen. Es besitzt Männer von Genie in mehr als einem Fache, wie Rittenhouse, Franklin und West. Endlich kann Amerika sich rühmen, daß das erste Schiff, welches der Dampf vorwärts trieb, an dem Busen des Hudsonflusses vom Stapel lief *). Daß aber die Nordamerikaner den civilisirtesten europäischen Nationen noch in den Verfeinerungen der Kunst, in der Ausbildung der Wissenschaften, und in dem Schimmer der Gelehrsamkeit nachstehen, liegt in dem gesellschaftlichen Zustande des Landes. Eine verhältnißmäßig sparsame Bevölkerung, über eine unermeßliche Erdfläche zerstreut, stellt dem Entstehen und Umlaufe literarischer Producte wichtige Hindernisse entgegen. Die nordamerikanischen Wälder können noch keinen akademischen Schatten geben, wie der Hain bei Athen. Der Amerikaner muß noch mit der einen Hand zum Schwerte greifen, indem er mit der andern den Pflug führt. Die Kindheit seiner National=Unabhängigkeit und die eigenthümliche Einrichtung seiner geselligen Verhältnisse hat dem Wohlhabenden noch nicht den

*) Auch im Brückenbaue haben die Nordamerikaner viel geleistet. Die kürzlich erbaute hölzerne Carthago=Brücke über den Genesse bei New-York gilt für ein Meisterwerk. Sie hat nur einen Schwibbogen, ist 713 Fuß lang und 30 Fuß breit. Die hölzerne Montezuma=Brücke zwischen dem Dorfe Montezuma und der Stadt Menz über den Fluß Seneca und die Marschländer in der Grafschaft Onondago ist drei Meilen lang und soll die längste Brücke in der Welt seyn.

Besitz von Originalwerken zum Bedürfniß gemacht. Überdies fehlt es an literarischem Wetteifer unter den Schriftstellern, an Belohnungen und an der Aufmunterung durch den Beifall eines großen und gebildeten Publicums. Nach Bristed sind die drei aufgeklärtesten Städte der Union New-York, Philadelphia und Boston. Man liebt vorzüglich Novellen, besonders englische Schauspiele und Farcen; weniger moralische und Geschichtswerke; metaphysische und philosophische Werke werden gar nicht in die Hand genommen. Die Nordamerikaner haben keinen Grotius; aber sie wissen dennoch, was natürlich, vernünftig, gerecht und frei ist. Sie haben keine Theorien der Staatsökonomie aufgestellt, aber sie sind gute Wirthe. Indeß drückt freilich der beständige Zufluß von englischer Literatur den Geist der einheimischen nieder, weil er eine Sucht nach fremden Erscheinungen erzeugt. Auch treten die meisten in zu früher Jugend in das practische Leben ein. Dann ist der allgemeine Hang, sein Talent in Zeitungsaufsätzen und politischen Pamphlets zu erschöpfen, für das schriftstellerische Talent verderblich; endlich schadet demselben das übertriebene Haschen nach Neuigkeiten, welches selbst dasjenige übertrifft, das dort Demosthenes seinen Landsleuten vorwirft, so wie die Sucht nach Abwechselung, welche den ganzen gesellschaftlichen Verein bewegt. Man zieht aus einem Ort und aus einem Amt, aus einer Wohnung und Provinz in die andere, oft nur, um zu wechseln. — Für den Volksunterricht ist das Meiste bis jetzt gethan worden. Fast alle Staaten haben Districtsschulen; daher kann fast jeder Amerikaner lesen, schreiben und rechnen. Die höheren Schulen sind noch sehr unvollkommen und ganz nach dem Muster der englischen eingerichtet. Es fehlt an geschickten Lehrern und an wohl vorbereiteten Schülern. Gleichwohl wird viel auf das Schulwesen verwandt; z. B. Connecticut hat einen Schulfond von 1,200,000 Dollars; Virginien einen Fond von 1 Million Dollars. Man zählt gegenwärtig in den vereinigten Staaten 50 Colleges, unter denen die von Harvard in Massachusetts (unweit Boston), Yale in Connecticut, Princeton in New-Jersey und Columbia-College in Philadelphia den größten Ruf haben. Harvard mit 15 Professuren, die älteste amerikanische Hochschule, welche der Prediger Harvard im J. 1636 gestiftet hat, ist am reichsten dotirt. Sie vereinigt jetzt ein Gymnasium und eine Universität, die Cambridger Universität genannt. Die Studenten sind nach vier Classen und Studienjahren eingetheilt. Außer einer Bibliothek, welcher im J. 1818 ein begüterter Freund der Wissenschaften in Boston die von ihm erkaufte Bibliothek des Professors Ebeling in Hamburg (die reichste Sammlung von Schriften, die in und über Amerika erschienen sind) geschenkt hat, — einem Mineraliencabinet und andern Sammlungen, besitzt sie auch eine Sternwarte. Mit ihr ist das Massachusetts-medicinische Collegium verbunden. Die Universität zu Neu-York ist vorzüglich der Arzneiwissenschaft gewidmet. Überhaupt sind die Bildungsanstalten für den künftigen Arzt vortrefflich; obgleich die Gesetze den Pfuschereien der Quacksalber noch immer zu wenig Einhalt thun. Die medicinische Schule in Philadelphia entstand 1764, die von Cambridge 1784. Washingtons schon 1775 geäußerte Idee, eine National-Universität zu errichten, wird seit 1817 in Washington ausgeführt. Auch beschäftigt man sich mit einer vom Congreß ausgehenden gleichmäßigen Organisation des Schulwesens und aller Bildungsanstalten in den vereinigten Staaten. Ein Taubstummen-Institut wurde 1817 in

Hartford unter Gallaudets Leitung von einem Taubstummen, dem Lehrer Clerk, eingerichtet. Übrigens fehlt es, da der Erwerb durch Ackerbau, Industrie und Handel das gewinnreichste und allgemeinste Beschäftigungsmittel ist, noch sehr an dem Sinne für literarische Bildung. Doch giebt es in allen großen Städten öffentliche Bibliotheken. Die von Philadelphia enthält 100,000 Bände. Eben so wenig fehlt es an gelehrten Gesellschaften in Boston, Neu-York, Philadelphia, Charlestown (Carolina) und an andern Orten. In Neu-York entstand 1809 eine Historical Society, welche die Naturgeschichte, die Kirchen- und Staatsgeschichte von Amerika zum Gegenstande ihrer Arbeiten gewählt und bereits 2 Bände historischer Aufsätze herausgegeben hat. Von der ältesten Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, von der Massachusetts Historical Society, sind 16 Bände historischer Schriften erschienen. Nur kürzlich erst (1817) bildete sich in Neu-Orleans eine Société médicale. Denn unter allen Berufswissenschaften wird die Heilkunde mit vorzüglichem Eifer bearbeitet. — Die amerikanische Literatur hat bibliographisch ihren Anfang genommen im J. 1640, in welchem Jahre das erste Buch in Amerika gedruckt wurde. Das erste Zeitungsblatt erschien daselbst im April 1703. (Vergl. Thomas History of Printing in America. Philadelph. 1815.) — Als Dichter werden geschätzt: Barlow (s. d. Art.), der Verfasser der Columbiade; der Lyriker Sargeant in Boston; Woodworth; Brown, der Verfasser von Wieland und Arthur Mervyn; und D. Dwight. Der letztere (Präsident des Yale-College) schrieb, als er noch Geistlicher zu Greenfield war, ein episches Gedicht: the Conquest of Canaan, und ein andres: Greenfield's Hill. — Indeß verrathen die kleineren Gedichte der amerikanischen Dichter neuerer Zeit mehr Geschmack, als jene größeren Gedichte; auch haben sie mehr einen originellen poetischen Geist. Alstons Sylph of the Seasons, Pierpoints Airs of Palestina und the Bridal of Vaumond, nennen Bristed und Cogswell die schönsten Gedichte, die jenseit des atlantischen Meeres erschienen sind. Aber Nordamerika überhaupt entbehrt eines romantischen Jugendlebens, einer dichtungs- und sagenreichen Vorzeit, des Anblicks einer idyllischen Natur und vor allen jener sorgenfreien Ruhe, welche der stille heitre Musendienst verlangt. Daher ist im Leben so wenig Ideal und Poesie. Man vernachlässigt die Einbildungskraft, denn man hat für ihre Freuden keine Zeit. Dagegen vereinigen sich alle Kräfte des Geistes, um das Nützliche zu erringen. Der Sinn ist rein practisch, nur auf Berufsarbeit gerichtet, und auf Gewinn. — Als witzige Schriftsteller, die dem Volksgeiste mehr entsprechen, sind bekannt: Trumbull, Verfasser des komischen Heldengedichts Mac Fingal; Washington Irving, Verfasser des Salmagundy und des Knickerbocker, und Wirt, der erste Advocat Virginiens, Verfasser des Old Bachelor und des British Spy. — Als Redner werden vorzüglich geschätzt: Fischer Ames, den man den amerikanischen Burke nennt; Patrick Henry, ein Sachwalter in Virginien, der sich in den Zeiten des Freiheitskrieges als Staatsmann und Redner sehr auszeichnete, und der verstorbene Gouverneur Morris. Überhaupt bilden die Gerichtshöfe und der höhere Staatsdienst, nach welchem alle Talente hinstreben, gute Redner. Denn nach Cogswell (in Blackwood Edinb. Magaz. und in der Zeitschrift Amerika Jun. 1819) werden immer 5000 Gesetzgeber für den

Congreß und für die Regierung der einzelnen Staaten gebraucht. Gleichwohl giebt es in den vereinigten Staaten keinen Cursus von Vorlesungen, weder über ihre eigene Constitution, noch über das Völkerrecht, weder über politische Ökonomie, noch Statistik und Geschichte. Aus diesem Mangel einer zweckmäßigen politischen Erziehung entspringt aber nicht allein jene sichtbare Unwissenheit in den nöthigen Kenntnissen, welche selten der spätere Fleiß des Mannes sich erwerben kann, sondern auch die einseitige und beschränkte Ansicht bloßer Berufsthätigkeit. Indeß hat sich der Congreß, ungeachtet dieser Mängel in dem Zustande der wissenschaftlichen Bildung, im Allgemeinen ausgezeichnet durch die Weisheit seiner politischen Maaßregeln und durch eine bedeutende Zahl großer Redner. Die Amerikaner sind von Jugend an vorzüglich ein im Reden geübtes Volk. Schon in den Colleges wird die Kunst zu sprechen getrieben; die immer erneuerten Wahlen für die öffentlichen Ämter begünstigen das Talent, zum Volke klar, kräftig und eindringend zu reden. Doch thun dabei Talent und Übung mehr, als Studium und Kunst. Amerikanische Beredsamkeit ist keine brittische, nicht so edel, rein und gelehrt; aber sie ist kühn, hinreißend, voll Feuer und Flamme. Ihr auffallender Fehler ist Mangel an gutem Geschmack, eine Folge der Vernachlässigung des classischen Studiums. Es giebt daher wenig ausgezeichnete politische Schriftsteller. Was der Amerikaner aber auch hierin zu leisten vermag, sieht man aus dem Werke: the Federalist; eine Sammlung Aufsätze von Hamilton, Jay und Madison, zur Vertheidigung der Bundes-Constitution, und der beste Commentar über ihre Grundsätze; vorzüglich zeichnen sich die von Hamilton, den Bristed zu den ersten Staatsmännern Nordamerika's zählt, durch Klarheit und Bündigkeit aus. — Gelehrte Juristen giebt es in Nordamerika nicht, in dem Sinne, wie auf den europäischen Universitäten; wohl aber geschickte Sachwalter und Richter. Das gemeine englische Recht ist die Hauptquelle des Studiums. Blackstone's Commentarien und viele andre englische juristische Abhandlungen sind in Amerika nachgedruckt, mit Noten, welche die Abweichungen der amerikanischen Gesetze bemerken. Bei den Gerichten der Admiralität bezieht man sich auch auf italienische, spanische, französische und holländische Werke über das Seerecht. Doch hat der amerikanische Rechtsgelehrte Wheaton ein Hauptwerk über das Seerecht herausgegeben: A Digest of the Law of maritime captures and prizes. Newyork 1815. — Dagegen zählt Amerika viele wissenschaftlich gebildete und practisch treffliche Ärzte. (Man vergl. das medicinische Register des D. Hosack und das medicinische Repositorium der Doctoren Mitshell und Miller.) — Das theologische Studium wird mit dem wenigsten Eifer getrieben. Das geistliche Amt ist zwar geachtet; aber der Ehrgeiz strebt zu wenig nach dieser Achtung. Der geistliche Stand ist der mühsamste, und gewährt keine Aussicht zu Gewinn und zu Ehrenstellen. Weil niemand gesetzlich verpflichtet ist, für den Religionsunterricht zu sorgen, außer da, wo es eine bischöfliche Kirche giebt, so muß ein großer Theil des Landes sich mit herumziehenden Predigern (Methodisten) behelfen. Nach der letzten Zählung besitzen die vereinigten Staaten in Allem 5000 Lehrer der Religion, wovon 2000 zu ihrem Berufe sich einigermaßen vorbereitet haben; die übrigen sind meistens Fanatiker, die weiter nichts bedürfen als unmittelbarer Eingebungen. Von jenen 2000 gebildetern Seelsorgern besitzt Neu-England die

Hälfte; der Süden etwa 200 — auf 4 Millionen Menschen; der Westen die übrigen. Dagegen gewinnen die reisenden Prediger, oder vielmehr geistlichen Schwätzer, immer mehr Ausbreitung auf Kosten der gebildeten Geistlichkeit. Indeß fehlt es nicht an vortrefflichen Kanzelrednern. Freeman, Buckminster, Channing und Dwight (auch als Dichter oben genannt) haben musterhafte geistliche Reden geschrieben. In dem theologischen Studium selbst hat seit einigen Jahren erst die biblische Kritik eine Stelle gefunden. Man studirt seitdem die Bibel mehr in der Originalsprache; allein zugleich verbreitet sich ein polemischer und Sectengeist. Übrigens sind im 18ten Jahrhundert mehrere gelehrte Schriftsteller in dem geistlichen Stande aufgetreten. Man schätzt Cottons und Nortons theologische Werke, Eliots indianische Grammatik und seine Übersetzung der Bibel in die Sprache der Massachusetts-Indianer, welche ihm den Titel eines indianischen Apostels erworben hat. Philologie und alte classische Literatur, die Grundlage der edleren wissenschaftlichen Bildung, werden, so wie die damit verbundenen Zweige, Kritik, Archäologie u. s. w., zu wenig geschätzt, da jeder nur für seinen Beruf sich practisch auszubilden strebt. — In der Philosophie ist Benj. Franklin noch immer der Einzige, welcher Entdeckungen gemacht hat, die wichtig für das ganze menschliche Geschlecht sind. Auch steht er als classischer Schriftsteller oben an. Von seinen Werken hat sein Enkel, Temple Franklin, eine 4te Ausgabe in 3 Bänden, London 1818, veranstaltet. Nach Franklins Muster haben sich in kurzen Aufsätzen (Essays) und in der populären Darstellung vorzüglich Dennie und Wirt ausgezeichnet. — Zu den besten neuesten Werken in Hinsicht auf Stoff und Form gehören die Reisen eines Amerikaners durch Italien im J. 1816 flg. (Rambles in Italy. Baltimore 1818). Das größte Nationalwerk der vereinigten Staaten ist des Oberrichters Marshalls Leben Washingtons. Auch des schon genannten Will. Wirt (zu Richmond in Virginien) Sketches of the Life and Charakter of Patrik Henry (zugleich Umrisse zu einer Geschichte von Virginien) sind eine Zierde der amerikanischen Literatur. — Als vaterländische Historiker sind bekannt: David Ramsay (s. d. Art.), Verfasser der Geschichte der amerikanischen Revolution u. s. w., Holmes, Verfasser der Annalen der Geschichte von Amerika, Jefferson, Belknap und mehrere Andre. — Als Statistiker: Pitkin und Sybert, die ihre statistischen Werke aus archivalischen Quellen geschöpft haben; Bristed, dessen America and her ressources reich an vergleichenden und beurtheilenden Bemerkungen ist, und Warden, dessen Statistical Account of the United States. 3 Voll. Edinb. 1819, das Hauptwerk über die vereinigten Staaten werden dürfte, wenn der Verfasser in einer zweiten Auflage an Ort und Stelle alle ihm bisher unbekannt gebliebenen Veränderungen noch einträgt. — Als Geographen sind Morse und Eddy bekannt. Die Naturgeschichte wird mit großem Eifer cultivirt; besonders gehört die Mineralogie jetzt zu den Lieblingswissenschaften des gebildeten Amerikaners. Als Botaniker nennt man: Steph. Elliot, Verfasser der Carolina Flora; Jacob Bigelow und Barton, Professor der Botanik an der Universität von Pennsylvanien, der in Philadelphia eine Medical Botanic herausgiebt. Auch ist Nuttalls Werk: Genera of the North-American Plants, ein gutes Supplement zu der Flora von Pursh. Bigelows und Boots

New-England Flora, Hosacks Flora of North-America und Mühlenbergs Flora Lancastriensis (von Collins herausgegeben) werden bald im Druck erscheinen. Auch die Academy of Natural Sciences at Philadelphia hat interessante Aufsätze über Zoologie, Botanik und Geologie drucken lassen. Als Entomologen nennt man Thom. Say (Mitglied der im J. 1812 gestifteten Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia), den Verfasser der American Entomology, mit illuminirten Kupfern, Philadelphia 1817. — Wilsons amerikanische Ornithologie ist ein Prachtwerk. Als Mineralogen werden Cooper in Philadelphia und Cleaveland, Professor bei der Universität Cambridge, geschätzt. Maclure hat eine lehrreiche Abhandlung über die Geologie von Nordamerika geschrieben und eine Karte dazu entworfen. Cleavelands Geology of Maine ist unter der Presse. Endlich verspricht auch die Missuri-Expedition eine reiche naturhistorische Ausbeute. — In der Mechanik besitzen die Nordamerikaner ausgezeichnete Männer. Rittenhous war ein mechanisches Genie. Dem Erfinder des Dampfboots (s. d. Art.) Fulton (s. d. Art.) wird jetzt ein Denkmal errichtet. In der practischen Anwendung der Wissenschaften ist Rumford berühmt. In der Astronomie hat sich D. Bowditsh (Verfasser trefflicher Abhandlungen in 4 Bänden der Memoirs of the American Academy at Boston) einen Namen, selbst in England, erworben. — Die eigentliche Gelehrsamkeit, welche Literatur und Kritik umfaßt, wird in Amerika weniger gefunden; doch fehlt es auch nicht an Männern, die sich von dieser Seite auszeichnen. Als der erste, jetzt lebende Gelehrte Nordamerika's wird Walsh genannt, der berühmte Verfasser der Briefe über den Charakter und den Geist der französischen Regierung, welche in England vier Auflagen erlebt haben. Die neuesten Fortschritte der amerikanischen Literatur lernt man, nachdem das kritisch gelehrte Cambridge Repository eingegangen und das von Robert Walsh redigirte American Review mit dem 4. Bande geschlossen worden ist, vorzüglich kennen aus dem North-American Review, das zu Boston seit 1818 erscheint, aus dem Analectic Magazine, und Bigelows Americ. Monthly Magazine and Critical Review, die seit 1817 zu Neu-York herauskommen, und aus dem von Walsh zu Philadelphia herausgegebenen American Register, oder Summary Review of History, Politics and Litterature. Besonders reichhaltig sind die medicinischen Zeitschriften in Philadelphia, Boston und Neu-York. Halls Port-Folio ist ein mit Geschmack und Kritik redigirtes Journal, das schon vor 20 Jahren der verstorbene Dennie (der amerikanische Addison) gegründet hat. Noch erscheinen in Philadelphia das Washington Museum, or Repository of usefull Arts, und Coxe's Emporium of Arts and Sciences, zwei Zeitschriften zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse, die für Manufacturen und Künste wichtig sind. Für die Bildung der Frauen wird viel gethan, theils in Schulen und in öffentlichen Vorlesungen, theils in Schriften. Miß Hannah Moore hat treffliche Strictures on the modern System of female Education geschrieben. Weil Politik und Handel alle Bürger interessiren, die theils durch ihre Geschäfte, theils durch ihr Stimmrecht Antheil an der Staatsverwaltung haben, so giebt es in den vereinigten Staaten eine Menge Zeitungen. Im J. 1819 erschienen in New-York 19 verschiedene Zeitblätter; in Philadelphia, das über 60 Buch-

druckereien besitzt, 8 Tageblätter zusammen in mehr als 8000 Exemplaren, 9 Wochenblätter in mehr als 7000 Exemplaren und 4 andre Journale in beinahe 4000 Exemplaren, überhaupt in Pennsylvanien an 100 verschiedene politische Zeitungen; eben so in Boston und an andern Orten. Kommen doch selbst in Cincinnati 3 Zeitblätter heraus. Nach Cogswell steigt jetzt die Zahl aller Zeitungen in den vereinigten Staaten auf mehr als 500. — Da der Nachdruck in Amerika, als den Wissenschaften hinderlich und als ein Raub des edelsten Eigenthums, durch zwei Acten des Congresses verboten ist, so hindert nichts das Aufblühen der einheimischen Literatur so sehr, als das Einbringen der englischen Bücher, obwohl diese gewöhnlich in Philadelphia bald nachgedruckt werden, wie die Werke des Lord Byron, der Miß Edgeworth und der Lady Morgan; selbst das Edinburgh- und Quarterly Review werden in Nordamerika nachgedruckt. — In der schönen Kunst haben die Amerikaner noch keine Schule gebildet; doch besitzen sie einige gute Historienmahler, z. B. West, Stuart, Trumbull, Allston, Copely, Vanderlyn und Lesly. Letzterer ist einer von des Präsidenten West besten Schülern. Es giebt eine Pennsylvanian und eine American Society of the fine Arts. Bei letzterer haben Gemählde-Ausstellungen Statt. Trumbull mahlt jetzt die Nationalbilder für das Capitol zu Washington. In der Baukunst wird die marmorne City-Hall von Neu-York als ein Meisterwerk vor allen andern öffentlichen Gebäuden in Boston, Philadelphia und Washington genannt. Bildhauerkunst und Musik können in einem Lande nicht aufkommen, wo der Sinn für ideale Formen nicht geweckt wird, und die Empfindung in dem Drange der Arbeit erstickt. — Zur nähern Kenntniß der vereinigten Staaten, welche für die dahin aus Europa Wandernden jetzt so wichtig ist, haben mehrere Reisende interessante Beiträge geliefert. Außer den oben genannten einheimischen Geographen und Statistikern, die außer den zum Theil höchst einseitigen oder veralteten Werken von Volney, Liancourt, von Bülow, von Zimmermann und Andern sind J. Mellishs, Morris Birkbecks, Fearons, Palmers und des H. von Fürstenwärther Reiseberichte, so verschiedene Ansichten sie auch zum Theil enthalten, mit Nutzen zu vergleichen. Mellish hat besonders das zwischen den Seen Erie, Huron und Superior, den Rocky Mountains, dem Golf von Mexiko und den Alleghanys liegende Western County genau beschrieben. Gegen Birkbeck, der seine Niederlassung in Illinois am Ohio zu lobpreisend beschrieben hat, haben sich Fearon und zum Theil auch Palmer und Fürstenwärther (den Herr von Gagern nach Amerika geschickt hatte) in ihren Schilderungen von Nordamerika in Hinsicht auf europäische Ansiedler mehr abschreckend als einladend ausgesprochen. Fearon, der 1817 von 39 englischen Familien abgeschickt wurde, um eine Provinz der vereinigten Staaten zu bereisen, welche sich zu einer vortheilhaften Niederlassung für sie eigene, machte eine Reise von 5000 englischen Meilen durch die östlichen und westlichen Provinzen; und sein Bericht enthält meistens nur Thatsachen. Vorzüglich schildert er das in den östlichen Provinzen übliche grausame Betragen gegen die sogenannten weißen Sklaven, oder Redemptioners, die ihre Überfahrt durch Arbeit abverdienen müssen, und selbst von Schwarzen gekauft werden. Indeß hat der Congreß kürzlich durch ein Gesetz, das die Behandlung der armen Ankömmlinge festsetzt, diesem Unwesen Einhalt gethan. Alle Reisende stimmen jedoch darin überein, daß in Nord-

amerika ein Volk und ein Staat aufblühen, die in kurzem, was physische und politische Kraft betrifft, mit Europa um den Vorrang streiten werden. Fällt das stolze Britannien nicht früher durch sich selbst, so fällt es einst durch Nordamerika. Möge dann von dem Bundesstaate der neuen Welt das Schlußwort des Verses gesagt werden können, den man auf Franklins Denkmünze las:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis! K.

Verfangenschaftsrecht, Verfangsrecht ist in gewissen Gegenden von Oberdeutschland dasjenige Recht, welches den Kindern erster Ehe auf die von ihren Ältern nachgelassenen unbeweglichen Güter zusteht (welche ihnen verfangen gewesen), doch so, daß dem übrig gebliebenen Gatten die Nutznießung davon bleibt. Doch nennen auch Einige die sonst sogenannten Fideicommisse oder Stammgüter — verfangene Güter.

Verfassung, s. Staatsverfassung.

Verfinsterungen, s. Finsternisse.

Verfolgungen der Christen waren eine natürliche Wirkung der Besorgnisse, die der freie, allem bisher gültigen Kirchenthume widerstrebende Geist der christlichen Lehre und Religionsübung bei Juden und Heiden erregen mußte. So lange der jüdische Staat bestand, konnten die darin gebildeten Christengemeinen auf gutwillige Duldung um so weniger rechnen, da schon der Stifter ihrer Religion wegen seines Widerspruchs gegen die von der herrschenden pharisäischen Partei eifrig vertheidigten jüdischen Kirchensatzungen als ein Empörer hingerichtet worden, und seinen Anhängern nach der Ansicht des hohen Rathes zu Jerusalem nicht zu verzeihen war, daß sie ihn für den echten Messias hielten. Weil es dieser Behörde aber an der nöthigen Gewalt fehlte, ihre Absichten durchzusetzen, und die Christen sich jeder öffentlichen Störung der Ruhe enthielten, kam es in Palästina zu keiner allgemeinen, von der römischen Obrigkeit begünstigten Verfolgung derselben und nur einige Vorsteher der Gemeine zu Jerusalem, wie Stephanus und die Apostel Jacobus d. ä. und Jacobus d. j. fielen als Opfer für alle, jener 43 n. Chr., diese 63. Dagegen wußten die Juden in den Städten des römischen Reichs, wo sie Colonien hatten und bald auch christliche Gemeinen entstehen sahen, durch gehässige Verleumdungen den Argwohn der Obrigkeiten gegen sie aufzuregen. Denn diese mochten die Christen anfangs als eine unbedeutende jüdische Secte übersehen oder um so williger geduldet haben, je weniger sie als Heiden, denen die Mannichfaltigkeit der Gottesdienste zusagte, in der Einführung einer neuen Gottheit etwas Verfängliches fanden. Daß Nero die Schuld des von ihm selbst angestifteten Brandes der Stadt Rom den Christen zuschrieb und im Jahre 64 grausame Hinrichtungen, die auch die Apostel Petrus und Paulus um 68 trafen, gegen sie verfügte, war mehr ein Act der kaiserlichen Willkühr als der Politik oder Intoleranz. Diese erste Verfolgung scheint sich nicht weit über Rom hinaus erstreckt zu haben; dagegen entstand eine zweite im Jahre 95, wo Domitian durch den königlichen Namen, den die Christen Jesu beilegten, irre geführt, nach fruchtlosen Nachforschungen wegen angeblicher Verwandten und Prätendenten der Krone Jesu viele Bekenner desselben, besonders in Kleinasien, umbringen oder verjagen ließ. Als die dritte Verfolgung der Christen wird Trajans Gesetz gegen geschlossene Gesellschaften und geheime Verbrüderungen betrachtet, das 105 ein Verbot ihrer Zusammenkünfte und die Bestrafung einiger Widerspän-

ßigen nach sich zog, weil die römischen Proconsuln, z. B. Plinius d. j. in Bithynien, die Weigerung der Christen, dem Bilde des Kaisers die herkömmliche Verehrung zu bezeigen, strafbar und überhaupt den von den meisten Nationalgewohnheiten abweichenden, selbstständigen Charakter dieser Leute verdächtig fanden. Empörende, meist durch jüdischen Sectenhaß erzeugte und ausgestreute Beschuldigungen nährten diese ungünstige Stimmung der Heiden gegen die Christen. Da sollten sie bei ihren Versammlungen Menschenfleisch genossen (Mißverstand der Abendmahlsfeier) und schändliche Laster ausgeübt haben und nicht nur den Untergang der alten Volksreligionen, sondern auch den Umsturz des römischen Kaiserthrons und die Stiftung einer neuen Monarchie beabsichtigen. Indeß läßt sich aus ihren Eigenheiten die Entstehung solcher ungegründeten Gerüchte leicht erklären. Ihr freilich nur aus gerechter Furcht mit Geheimniß umgebenes Treiben und Wesen, der separatistische Geist ihrer Gesellschaftsverfassung, ihre verborgenen, oft nächtlichen Zusammenkünfte und Andachtsübungen gaben allerdings dem Mißtrauen Stoff, und die bei vielen unter ihnen bis zu chiliastischer Schwärmerei gesteigerte Erwartung einer nahen Wiederkunft Christi, von der eins ihrer heiligen Bücher, die Offenbarung Johannis (Apokalypse) in seltsamen, bedenklichen Ausdrücken sprach, ihr heftiges Eifern gegen heidnische Sitten und Gebräuche und ihr offener Kampf gegen den Götzendienst, dem sie mit jedem Jahre Tausende abtrünnig machten, mußte wohl eben so sehr die dadurch beeinträchtigten heidnischen Priester, als die in das Interesse der Staatsreligion verwickelten Obrigkeiten wider alles, was christlich hieß, einnehmen. Doch waren die Christen, als Menschen, die fast durchaus den niedern Volksclassen angehörten und wegen der Mannichfaltigkeit der unter ihnen aufkommenden neuen, meist gnostischen Secten immer noch mehr Gegenstände der Verachtung, als der Furcht; und nächst dem unverkennbaren höheren Schutze, der über ihnen waltete, ist es hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß ungeachtet mancher äußern Veranlassung zu neuen Angriffen und heftigen Streitschriften heidnischer Philosophen (z. B. des Celsus um 140) gegen das Christenthum, über funfzig Jahre einer ungestörten Ruhe bis zur sogenannten vierten Verfolgung hingingen. In Kleinasien hatten sie um 160 einen vorübergehenden Sturm von der Wuth des heidnischen Pöbels auszustehen, mit dem die Hinrichtung des christlichen Apologeten Justinus (Martyr) und des Bischofs von Smyrna Polycarpus zusammenhing, und 177 verhängte Marcus Aurelius über die neuen Gemeinen in Gallien zu Vienne und Lyon Bedrückungen, unter denen viele Christen Märtyrer ihres Glaubens wurden (4te Verf.). Was auch diesen philosophischen Kaiser bewogen haben mag, solche Strenge gegen sie anzuwenden; sie wenigstens in den Provinzen nicht aufkommen zu lassen, wo bisher alles der Staatsreligion ergeben gewesen war, mußte den römischen Regenten schon aus politischen Gründen räthlich erscheinen. Da nun gegen das Ende des 2. Jahrh. hin ein schon früher unter ihnen geschäftiger Conföderationsgeist augenscheinlich darauf ausging, die sonst von einander unabhängigen Gemeinen zum kirchlichen Ganzen zu verbinden, wie auch der Lehrerstand, beim Aufkommen seiner klerikalischen Auszeichnungen und hierarchischen Vorzüge durch sein Streben nach einer immer weiter um sich greifenden Disciplinargewalt mancherlei Collisionen mit den bürgerlichen Behörden verursachte, ja die mächtig anwachsende Menge der Christen im Verspotten des ohnehin sinkenden

heidnischen Cultus immer dreister wurde, konnten neue wildere Ausbrüche der Volkswuth, die die Beschimpfung der alten Götter seit 192 durch schreckliche Blutbäder rächte, sie eben so wenig befremden, als das Edict des Kaisers Septimius Severus, das 202 den Übergang zur jüdischen und christlichen Religion verbot und noch härtere Drangsale für die Christenheit nach sich zog. Keinesweges erdichtet sind die schauderhaften Erzählungen von den Martern, welche damals von den römischen Obrigkeiten angewendet wurden, um Christen jedes Alters und Geschlechts zur Abschwörung ihres Glaubens zu nöthigen. Viele wichen der Gewalt, um in ruhigeren Zeiten zum Christenthume zurückzukehren, doch nicht wenige bewiesen auch eine Standhaftigkeit, die den Tod der Untreue gegen Jesum vorzog und ihnen mit der Märtyrerkrone die Bewunderung, ja die fromme Verehrung der christlichen Nachwelt erwarb. (Vergl. d. Art. Märtyrer und Heilige.) Nach dieser fünften Verfolgung genossen die Christen seit 211 unter Caracalla, Macrin und Heliogabalus wieder Duldung und Ruhe, unter Alexander Severus sogar Vorzüge und Begünstigungen, deren vom Kaiser Maximin 235 erneuerte Beschränkung den Namen der sechsten Verfolgung erhielt; obgleich von diesem Kaiser eigentlich nur christliche Gelehrte und Geistliche bedrückt wurden, was aber manche Gemeinen leiden mußten, ohne seinen Befehl geschah. Denn oft schritt der Privathaß zu Mißhandlungen der Christen und wiegelte den Pöbel wider sie auf, der sie zu Alexandrien noch im letzten Regierungsjahre des ihnen sehr gewogenen Kaisers Philippus Arabs überfiel. Sein Nachfolger Decius begann aber 249 seine Regierung gleich mit einer im ganzen Reiche anbefohlnen Verfolgung der Christen (der siebenten), deren Allgemeinheit, anhaltende Dauer und schonungslose Grausamkeit seine Absicht, sie völlig auszurotten, deutlich an den Tag legte und viele zum Abfall vom Glauben hinriß. Zum Glück für sie wurde dies Verfahren unter dem schnellen Regierungswechsel jener Periode keinesweges methodisch fortgesetzt. Valerian belegte 257 mehrentheils nur Geistliche mit Todesstraen (8te Verf.) und die Vollziehung der Befehle, die Aurelian 274 gegen die Christen gab (angebliche 9te Verf.), hinderte sein gewaltsamer Tod. Desto härter war die (zehnte) Verfolgung, die der Kaiser Diocletian auf Anstiften seines Mitregenten Galerius und anderer Feinde der Christen im Jahre 303 über sie verhängte. Im ganzen römischen Reiche wurden ihre Kirchen zerstört, ihre heiligen Bücher eingetrieben und verbrannt und alle nur ersinnlichen Mittel unmenschlicher Gewaltsamkeit angewendet, um sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen. Da man sie überdies aufrührerischer Gesinnungen und der Anstiftung eines Brandes in der kaiserlichen Residenz Nicomedien beschuldigte, mußten Tausende den Märtyrertod leiden; selbst der ihnen geneigte Mitregent Constantinus Chlorus konnte sie in seinen gallischen und brittischen Provinzen nicht ganz vor Bedrückungen schützen, und in Griechenland, Illyrien, Italien und Spanien fuhren Gallerius, Maximinus und Licinius mit Verhaftungen und Hinrichtungen, besonders der Geistlichen, bis zum Jahre 310 fort. Doch sollten diese die letzten Drangsale der Christen unter römischer Herrschaft seyn. Constantin d. Gr. gab ihnen 312 und 13 volle Freiheit und den Gebrauch ihrer Kirchen und Güter zurück und sein Übertritt zum Christenthume machte es zur Staatsreligion im römischen Reiche. Seitdem erfuhren sie nur noch außer demselben, z. B. 343 und 414 in Persien, und 437 mit wenigen Unterbrechungen bis zum

Anfange des sechsten Jahrhunderts im afrikanischen Reiche der Vandalen neuen Druck; denn was einige dem Heidenthume günstige römische Kaiser, wie Julian und Eugenius, zur Wiederaufnahme desselben thaten, wurde mehr diesen Fürsten, als den Christen nachtheilig. Dagegen arbeiteten seit der Entstehung des Islamismus die Kalifen in Asien und Afrika mit Erfolg auf die Vertilgung des Christenthums hin und schonten nur einzelne schismatische Parteien, die noch unter dem Schutze der Mohammedaner freie Religionsübung genießen. Und leider haben die Christen, seit es ein Verbrechen wurde, ein Ketzer zu seyn (vergl. d. Art. Ketzer und Inquisition), einander selbst am grimmigsten verfolgt. Erträglich waren die vorübergehenden Bedrückungen unter den Heiden gegen die sinnreiche Vertilgungswuth und unversöhnliche Erbitterung, mit der Christen gegen Christen im Mittelalter Glaubenskriege geführt und die Gerichtshöfe der heil. Inquisition sowohl, als fanatische catholische Fürsten bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein anders denkenden Christen Verderben und Untergang bereitet haben. Wie aber das heidnische Rom die Verbreitung des Christenthums durch Edicte und Hinrichtungen nicht hemmen konnte, mußte auch das päpstliche aus dem Blute der Schlachtopfer seiner Intoleranz den Protestantismus emporkeimen sehen, der ihm jetzt sicherer und kräftiger als jemals gegenübersteht. Denn gerade Verfolgungen sind es, die der heldenmüthigen Resignation, deren Größe und Herrlichkeit das lebendige Ideal des Christenthums und den Geist seiner Lehre darstellt, deren Charakter sich seinen wahren Bekennern mitgetheilt und der modernen Zeit ihr Gepräge aufgedrückt hat, neue Kraft geben, die Welt zu überwinden. E.

Vergennes (Charles Gravier Graf), französischer Minister unter Ludwig XVI., war der Sohn eines Parlamentspräsidenten zu Dijon, und 1719 geboren. Er betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, bildete sich unter Chavigny, französischem Gesandten in Lissabon, und ward nach einander seit 1750 Gesandter an den Höfen zu Trier bis 1754, hierauf 1760 fgg. in Constantinopel, unter merkwürdigen Verhältnissen, die Flassan B. VI, S. 234 fgg. erzählt, dann zu Stockholm im Jahre 1771 fgg., wo er den König bei der Revolution (d. 18. Aug. 1771; s. Flassan VII, 61 fgg.) mit seinem Rathe leitete. Als Ludwig XVI. die Regierung antrat, und das ganze Ministerium veränderte, rufte er den Grafen Vergennes von Stockholm zurück, und übergab ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches er auch bis zu seinem Tode (13. Febr. 1787) verwaltet hat. Vergennes hatte, ohne ein eminenter Kopf zu seyn, viel Verstand und dabei viel Erfahrung, Kaltblütigkeit und Arbeitsamkeit. Die Noten des französischen Hofes, welche während Vergennes Ministerschaft in öffentlichen Angelegenheiten mit andern Mächten erschienen, zeichnen sich durch einen Ton der Höflichkeit und Mäßigung aus. Die Hauptpolitik dieses Ministers bestand im Temporisiren; daher rührte seine methodische Langsamkeit, seine Umständlichkeit und Zurückhaltung und sein Zaudern, eine bestimmte Antwort zu geben. Bei dem allen war er mit diesem Charakter und diesen Grundsätzen gerade der rechte Mann, wie er in jenem Zeitraume für Frankreich nöthig war. Einen großen, und durch seine Folgen für Frankreich sehr nachtheiligen Mißgriff beging er jedoch dadurch, daß er 1778 Ludwig XVI. bewog, öffentlich an den Händeln der Nordamerikaner mit England Antheil zu nehmen. Der franz. Hof schloß mit den Gesandten der erstern zu Paris

(den 26. Jan. 1778) einen förmlichen Tractat, und machte davon dem englischen Hofe eine, den Ausdrücken nach freundschaftliche, Anzeige. Aber dieser Schritt entschied den Krieg zwischen beiden Mächten, in welchem Frankreich gleich anfangs eine Menge reich beladener Kauffahrer und alle seine Besitzungen in Ostindien verlor. Es schloß zwar 1783 zu Versailles mit England einen ehrenvollen Frieden, aber der große Aufwand, den dieser Krieg verursacht hatte, verschlimmerte aufs neue die französischen Finanzen, und die Schulden Frankreichs wuchsen so hoch an, daß bald nachher kein Hülfsmittel dagegen zu finden war. Vergennes besaß nicht die Gunst der Königin; denn er widersetzte sich, obwohl sehr behutsam, den Entwürfen ihres Bruders, des Kaisers Joseph II. Choiseul war sein Nebenbuhler. Übrigens trug Vergennes durch die Unentschlossenheit und Bedenklichkeit seiner stets zögernden Diplomatik wohl dazu mit bei, daß das Ansehen des französischen Cabinets im Auslande abnahm und daß es selbst die Achtung der Nation verlor. Den wirklichen Ausbruch der Revolution erlebte Vergennes nicht, er soll die Schritte des Hofes, welche dieselbe in der Folge herbeiführten, nicht gebilligt haben. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat er in einem Schreiben an den damaligen französischen Gesandten in Wien, Breteuil, abgelegt. „Wenn," sagt er, „alle Mächte einsehen wollten, wie elend im Grunde alle politischen Kunstgriffe und Wendungen sind, so würde die Welt weit besser regiert werden, und die Plage der Minister geringer seyn. Wie viel Leiden würden dann auch der Menschheit erspart!"

Vergesellschaftung der Ideen, s. Assoziation der Ideen.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf einen lebenden menschlichen, oder überhaupt auf einen thierischen Körper. Sie ist entweder innerlich, durch Aufnahme des Gifts in den Körper selbst, oder äußerlich, durch Berührung der zarten oder wunden Oberfläche des Körpers mit dem Gifte; vorsätzlich, mit Willkühr an sich selbst, oder an einem Andern verrichtet, oder zufällig, wenn die Absicht, sich oder einem andern Gift als solches beizubringen nicht Statt fand; Selbstvergiftung, wenn ein Mensch sich selbst Gift beibringt, vorsätzliche Selbstvergiftung, wenn er dies mit freiem Willen und in der Absicht, sein Leben dadurch zu endigen, thut; zufällige Selbstvergiftung, wenn ein Mensch zwar mit Vorsatz ein Gift an sich oder in sich bringt, doch ohne zu wissen, daß es Gift sey, oder wenigstens ohne den Vorsatz, sich dadurch das Leben zu nehmen, z. B. eines Versuchs wegen. (Vergl. d. Art. Gift.)

Verglasung, die durch Schmelzfeuer bewirkte Umwandlung eines einzelnen, oder eines Gemenges mehrerer Körper zu Glas (s. d. Art.), oder überhaupt einer glasartigen Masse. In technischer Hinsicht ist der Gegenstand im angeführten Art. mit hinreichender Ausführlichkeit abgehandelt worden; hier bedarf es nur noch der Anführung eines bei dieser Schmelzung oft vorkommenden, überaus merkwürdigen Umstandes, nämlich, daß Körper, die an und für sich unschmelzbar sind, z. B. Kieselerde, in Verbindung mit andern, entweder leichtflüssigen, z. B. Kali, oder ebenfalls unschmelzbaren, leicht in Fluß gehen. Eine befriedigende Erklärung dieser Erscheinung würde Licht über die geheimen Gesetze verbreiten, welchen die kleinsten Theile der verschiedenen Körper, in ihren entweder blos chemischen, oder zugleich chemisch-mechanischen Wechselwirkungen, befolgen. Bis eine solche Erklärung erfolgt, wird es vielleicht erlaubt seyn, an-

zunehmen, daß die Verbindung bei gleichzeitiger Wirkung des Schmelzfeuers einen Theil der individuellen Kräfte der vermischten Körper selbst aufhebe, und somit dem Feuer auf die Vermischung einen wirksamern Einfluß gestatte. Dr. N.

Vergleich (transactio), im allgemeinen Sinne so viel als Vertrag, ist in engerer Bedeutung ein Vertrag, welcher zur Absicht hat, einen bereits entstandenen Rechtsstreit aufzuheben, oder einem erst bevorstehenden vorzubeugen, indem die Vertragenden beider Seits etwas von ihren Foderungen fahren lassen. Fast alle neuere Gesetzgebungen dringen auf Vergleiche, erleichtern und veranlassen sie, indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruche eines jeden Rechtsstreites gütliche Vergleiche zu Stande zu bringen (Friedensrichter). Vergleiche sind nichtig, wenn sie durch falsche Urkunden zu Stande kamen, oder durch Irrthum in Ansehung der Sache oder der Zuständigkeit des Rechtes. Ferner jeder Vergleich, durch den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder Vergleich in Criminalsachen, und der Vergleich über Vermächtnisse zwischen dem Erben und dem Legatar, wenn er vor Eröffnung des Testaments geschlossen worden ist.

Vergolden. Die Kunst des Vergoldens muß eine der ältesten seyn; denn die Ägypter verstanden sie und in den Mosaischen Schriften kommt das Überziehen mit Golde häufig vor. Indessen verstand man wahrscheinlich die Kunst nicht, in so dünnen Häuten oder Blechen das Gold aufzutragen, als es jetzt geschicht; denn noch zu Plinius Zeiten machte man die dünnsten Goldblättchen aus einer Unze, die auf dreitausend Quadratzoll ausgedehnt wurde. Buonarotti berechnet, daß das Gold zu Plinius Zeiten zweiundzwanzigmal dicker aufgetragen wurde, als jetzt. Und Boyle fand, daß ein Gran Gold auf funfzig Quadratzoll ausgedehnt werden könne. Da nun dies Metall weder durch Feuchtigkeit, noch von der Luft angegriffen wird, so sind die dünnen Überzüge, die man von Gold macht, außerordentlich dauerhaft, und man findet unter andern in Herculanum Vergoldungen, die so glänzen, als wenn sie erst kürzlich aus den Händen des Künstlers hervorgegangen wären. Wie die ältesten Künstler das Gold in feinen Blättchen zum Vergolden geschlagen, wissen wir nicht; aber Lessing fand den Aufsatz eines deutschen Mönchs, Theophilus, aus dem neunten Jahrhundert, worin schon gelehrt wird, daß das Gold zwischen Pergament geschlagen, und, damit es nicht anklebe, das Pergament mit gebranntem und fein zerriebenem Ocher überzogen, und dann mit einem wilden Schweinszahn geglättet werden müsse. Die deutschen Goldschläger fanden in der Folge, daß das Pergament zu dick und zu fest zu diesem Gebrauche sey. Sie wählten also die sehr dünnen Häute ungeborner Kälber, und darauf die innerste Darmhaut der Kühe. Die Zubereitung dieser Häute wird als ein Geheimniß der Irländer angesehen. — Man hat dreierlei Arten von Vergoldung. Erstlich die kalte, wo man zuvörderst das Gold mit Quecksilber verquickt, so daß es halb flüssig wird, und es alsdann vermittelst einer Säure auf den Gegenstand aufträgt. Das Quecksilber wird nachher durch die Hitze davon getrieben, und das reine Gold bedeckt dann in unbegreiflich feinen Überzügen den Gegenstand. Man kann nur Metall so vergolden, und ehe man das Amalgam aufträgt, pflegt man etwas Quecksilber, in Salpetersäure aufgelöst, auf den Gegenstand zu streichen. Will man Eisen vergolden, so taucht man es vor-

her in eine starke Auflösung von schwefelsaurem Kupfer; dadurch überzieht sich das Eisen mit Kupfer, und darauf haftet das Amalgam. Aber noch besser geräth die Stahlvergoldung, wenn man eine Goldauflösung in Königswasser in ungefähr zweimal so viel Schwefeläther schüttet. Nach öfterm Umschütteln entreißt der Äther das Gold den Säuern; jener verdampft sehr leicht, und läßt das Gold auf dem Eisen zurück. — Die zweite Art der Vergoldung besteht darin, daß man im Feuer vergoldet. Dazu muß man den sogenannten Goldschaum, oder äußerst dünne Blättchen Gold haben. Diese trägt man nun sowohl auf Metalle, als auf Holz, entweder vermittelst eines Kitts, oder eines festen und trockenen Öls. Der Kitt wird aus Pergamentschnitzeln oder aus Abgängen von Handschuhen gemacht, und mit dem Pulver eines feinen Kalks vermischt. Man trägt diesen Kitt auf, um die Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes vollkommen zu ebenen. Das Gold selbst wird dann als Goldschaum vermittelst eines andern Kitts, zu dem Bolus, Talg und Seife genommen wird, aufgetragen, und dann mit dem Schwanz eines Eichhörnchens gepeitscht, damit alles eben werde. Darauf fährt man mit einem Agath oder einem Hundszahn darüber hin, und nun erst kann man es ins Feuer bringen. Statt des Kitts kann man sich auch des Öls bedienen, welches man aus Leinsaamen nimmt, und es auf Wasser gegossen im Sommer an der Luft stehen läßt, damit es ganz dick werde. Dies Öl wird nun mit gelbem Ocher vermischt; vermittelst dieses Öls hängt der Goldschaum äußerst fest an dem Gegenstande, und kann demnächst ins Feuer gebracht werden. — Die dritte Art der Vergoldung ist in Japan in Gebrauch. Statt des Goldschaums nimmt man Goldpulver, oder den Staub von Gold, trägt aber vorher einen Kitt aus Leinöl und Gummi auf. Diese Art der Vergoldung kann man auch auf Glas anwenden, wenn man nämlich den Goldstaub mit Borax vermischt, und Gummiwasser dazu thut, um es vermittelst eines Pinsels auftragen zu können. Zu diesem Ende muß aber erst das Gold in Pulver verwandelt werden, welches entweder durch Verquickung des Goldes und nachheriges Abtreiben des Quecksilbers, oder dergestalt geschieht, daß man schwefelsaures Eisen zu der Goldauflösung hinzuthut, wo sich denn das Gold als Pulver niederschlägt. Eine falsche Vergoldung macht man mit dem sogenannten Goldfirniß. Dieser besteht aus Harz, Sandarack und Aloe, wozu man Leinöl und etwas Mennig thut. Die Erfindung des Goldfirnisses verdanken wir einem Sicilianer, Antonio Cento.

Vergrößerung. Wir urtheilen bekanntlich über die Größe der Gegenstände nach dem Sehwinkel, unter dem sie dem unbewaffneten Auge erscheinen. Optische Werkzeuge vergrößern diesen Sehwinkel, und das Verhältniß, in dem dies geschieht, bestimmt ihre Vergrößerung. Wenn uns z. B. ein Gegenstand, in einer gewissen Entfernung durch ein Fernrohr gesehen, zehnmal so groß vorkommt, als mit dem bloßen Auge, in der nämlichen Entfernung, so sagt man, die Vergrößerung dieses Fernrohrs sey eine zehnfache. Hierbei macht, wie man beim ersten Anblicke vielleicht glauben dürfte, das Auge des Beobachters keinen Unterschied. Das Bild eines Gegenstandes ist zwar nicht für jedes Auge gleich deutlich; der Sehwinkel aber für ein jedes gleich groß.

Vergrößerungsglas, s. Mikroscop.

Verhärtung (Skirrhus, aus dem Griech. σκιῤῥος) bedeutet in der Medicin eine jede Verhärtung am thierischen, und besonders

am menschlichen Körper. Man hat aber besonders die Verhärtung in den Drüsen damit bezeichnet, um sie von andern zu unterscheiden, und von den Drüsenverhärtungen wieder die in den sogenannten zusammengehäuften Drüsen, z. B. in den Brüsten, in der Speicheldrüse u. a. m. vorkommenden Verhärtungen herausgehoben, und sie ganz besonders mit diesem Namen belegt. Ein Skirrhus zeigt sich in der äußern Erscheinung als eine in einer solchen Drüse befindliche Geschwulst, welche diese entweder zum Theil oder ganz einnimmt, sich bald mehr, bald weniger hart, glatt oder höckrig anfühlen läßt, zuweilen beweglich ist, zuweilen festsitzt, deren Hautbedeckung, wenn der Skirrhus noch neu ist, ihre natürliche Farbe hat, im weitern Verlauf aber sich verändert, roth, bläulich, und sonst mißfarbig wird, anfangs unschmerzhaft, doch nicht ohne Gefühl ist, im Fortgang aber, vorzüglich bei anfangendem Übergang in den Krebs, auch schmerzhaft ist, und von Zeit zu Zeit Stiche erregt. Man muß den Skirrhus unterscheiden in den gutartigen und bösartigen. Der erste ist noch eine bloße einfache verhärtete Geschwulst von ausgetretener Lymphe oder Milch, oder von der durch gelinde Entzündung entstandenen Ausschwitzung gerinnbarer Lymphe, oder von Verdickung der Wände der Gefäße und kleinen Höhlen der Drüse; der andere ist eine schon in Desorganisation ausgeartete Geschwulst, in welcher die ausgetretene Masse, die Gefäße, Adern und absondernden Canäle in eins verschmolzen, und die Organisation verloren gegangen ist. Man findet diese bösartigen Skirrhen zuweilen von bedeutender Größe, z. B. die Ohrspeicheldrüse über drei Pfund schwer, eine skirrhöse Brust dreißig Pfund, dabei hart, höckericht, eine fest weißlichte oder braune Substanz mit einer weißen festen Membran umzogen. Auch in talg- und speckartige Masse fand man die krankhafte Drüse verwandelt. Der gutartige Skirrhus kann in bösartigen, dieser in das Krebsgeschwür übergehen, wenn die Ursachen fortdauern, oder der Skirrhus gereizt wird. Jedes wahre Krebsgeschwür ist allemal erst ein bösartiger Skirrhus, dieser ist in den meisten Fällen im Anfange ein gutartiger gewesen. Jeder Skirrhus ist der größten Beachtung werth, da er so oft Veranlassung zu dem fürchterlichen Krebsgeschwür giebt. Wir halten es daher nicht für unzweckmäßig, auch hier etwas über dessen Eigenthümlichkeit, Entstehen, Heilung und Verhütung zu sagen. Es deutet schon auf etwas Eigenes hin, daß der wahre Skirrhus nur in den zusammengehäuften Drüsen entsteht, daß er nie ein gutartiges heilendes, sondern jedesmal ein zerstörendes um sich fressendes Geschwür giebt. Jene Drüsen haben die eigenthümliche Verrichtung, daß sie in ihren Höhlen, Kanälen oder kleinen Säckchen gewisse Flüssigkeiten absondern, welche sich in größern Kanälen sammeln, und von da zu ihrem bestimmten Zwecke ausgeführt werden. Dergleichen sind z. B. die Speicheldrüsen in der Umgebung des Mundes, welche den Speichel, die Brustdrüsen, welche die Milch absondern, die große Magendrüse, Pankreas, welche den Magensaft liefert, u. a. m. Diese Flüssigkeiten sind aber keine von dem Organismus auszusondernden, keine fortzuschaffenden, heterogenen, todten Stoffe, wie z. B. die Ausdünstung, der Urin u. s. w., sondern es sind zum Leben selbst noch gehörige, mit einem eigenen Leben versehene Stoffe, welche andern das Leben in einem gewissen Grade mittheilen, sie dem organischen Leben näher bringen sollen. Dazu gehört, daß diesen absondernden Organen selbst ein hoher Grad von Lebenskraft inwohne, welchen sie

ihren Producten mitzutheilen vermögen. Die Herrschaft des Nervensystems in der Reproduction muß demnach auf einen hohen Grad in ihnen gesteigert seyn, und sich als bildende Kraft offenbaren. Eben so muß aber auch ein hoher Grad von Empfindlichkeit und dadurch auch von Verletzbarkeit dieser Theile Statt finden, indem jede fremde Gewalt feindlich auf sie einwirken, ihre regelmäßige Function stören, und eine abnorme Gegenwirkung erregen muß. Wenn nun die Function dieser Drüsen eine große Energie der bildenden Kraft voraussetzt, und durch feindliche Einwirkung die Idee des Lebens verdrängt wird, so muß nothwendig die normale Bildung der belebten Flüssigkeiten aufhören, und eine abnorme in Rücksicht des Organismus fremde und zerstörende dagegen eintreten. Die plastische Kraft ist in zu hohem Grade in diesen Organen vorhanden, als daß sie durch störende Einwirkungen könnte unterdrückt werden, daher zwar ihre Thätigkeit fortdauert, aber auf ein abnormes Product gerichtet ist, woraus die Bildung von übermäßiger Masse, die Geschwulst, die Verhärtung und Desorganisation dieser Theile erfolgt. Eine Verhärtung kann auch in andern Theilen entstehen, und zwar nach jeder Entzündung, welche nicht zeitig genug zertheilt wird, ehe die Ausschwitzung der Masse sich gebildet hat. Allein diese Verhärtung ist blos Folge der Ansammlung von ausgeschwitzter Masse in dem Organ, dessen plastische Kraft erst durch den Zustand von Entzündung auf einen Grad erhöht wurde, den es im normalen Zustande gar nicht besitzt, und welcher auch von seiner abnormen Höhe schnell herabgesunken ist, ehe er seine Plastik bis zur Eiterbildung durchführen konnte. Bei einer solchen Verhärtung ist also die plastische Kraft in gänzliche Ruhe versunken. Eine solche Verhärtung kann auch nach Entzündung in den absondernden Drüsen zurückbleiben, und bildet zuerst den gutartigen Skirrhus. Hier sinkt zwar auch die durch Entzündung abnorm erhöht gewesene allgemeine Bildungskraft unter den vorigen Grad herunter, allein die besondere Bildungskraft der Drüse bleibt auf ihrem eigenthümlichen Grade von Thätigkeit, oder wird, wenn sie auch in scheinbare Ruhe versunken ist, doch leicht excitirt, wozu schon der Reiz der Geschwulst und Verhärtung, theils auch eine äußerliche Reizung Veranlassung geben kann. Von nun an wird die plastische Kraft rege, und geht wegen der Störung der Norm auf Bildung eines fehlerhaften Products, auf Veränderung und endlich auf Zerstörung der organischen Form. Die äußern Veranlassungen zum Skirrhus sind am häufigsten Verletzungen durch Stoß oder Druck auf diese Theile, durch hohen Grad von Kälte, zuweilen auch durch heftig wirkende Mittel. Darum ist es von der größten Wichtigkeit, diese Theile vor solchen schädlichen Einwirkungen zu schützen. Innere Veranlassungen sind Entzündungen dieser Theile, welche nicht durch Eiterung ausgeglichen werden, Störung der Nervosität durch anhaltende deprimirende Affecten, besonders durch Kummer. In Rücksicht der Heilung des Skirrhus kommt alles darauf an, ob er noch gutartig, oder schon bösartig sey. Der erstere kann noch geheilt werden, der letztere nicht. Öfter aber als man gewöhnlich glaubt, ist der Skirrhus noch gutartig und heilbar, nur darf man keine Zeit versäumen und keine unzweckmäßigen Mittel anwenden. Unzeitige Verschämtheit, Versuche mit Hausmitteln und Pflastern, von Unkundigen angepriesen, haben nur gar zu oft Veranlassung zu den traurigsten Übeln gegeben. Am schädlichsten

sind alle die Mittel, welche einen so starken Reiz auf die Drüsenverhärtung ausüben, daß dadurch die schlafende plastische Kraft geweckt, der falsche Productionstrieb erregt wird. Dies befördert jederzeit den Übergang des gutartigen Skirrhus in die Bösartigkeit, macht denselben schmerzhaft, größer, härter, höckericht, und verursacht einen schnellern Übergang in den Krebs. So sehr man also zwar eilen muß, jedem Skirrhus durch zweckmäßige Mittel zu begegnen, so bald man seine Entstehung bemerkt, so sehr muß man sich vor jenen Mitteln und vor denen, welche sie anpreisen, hüten. Jeder Skirrhus muß mit den mildesten, sanftesten Mitteln behandelt, und besonders vor Erkältung, vor neuen Verletzungen durch Druck und Stoß in Acht genommen werden. H.

Verhau oder Verhack ist eine Verschanzung mit gefällten Bäumen, welche der Länge nach mit und über einander gelegt, und mit den Ästen in einander geflochten werden. Verhaue werden gewöhnlich angelegt, wo man den Durchgang eines Feindes durch einen Wald verhindern will. Größtentheils sind die Verhaue versteckt, d. h. im Verborgenen angelegt, und können es auch um so leichter seyn, da das Materiale von der Art ist, daß man es von den Umgebungen nur schwer unterscheidet, theils weil sie ihrer Natur nach gewöhnlich sich an Örtern befinden, wo ihre Entdeckung schwer ist. Der Gebrauch der Verhaue, als die natürlichste Befestigungskunst, ist sehr alt; doch nennt sie Cornelius Nepos eine neue Kunst, wo er von den Verhauen spricht, womit sich Miltiades auf dem Marathonischen Schlachtfelde vor der persischen Reiterei schützte.

Verjährung (praescriptio, usucapio). Die Verjährung ist im Allgemeinen die Veränderung, welche sich mit wahren oder vermeintlichen Rechten, wegen vernachlässigter oder ermächtigter Ausübung derselben nach Verlauf einer gewissen Zeit ereignet. Bei wirklichen Rechten besteht diese Veränderung nämlich in dem Erlöschen, bei vermeintlichen in dem Entstehen des Rechts nach Ablauf der Verjährungszeit. Soll diese Veränderung eintreten, so muß während der Verjährungszeit bei jenen die Unterlassung, bei diesen die Ausübung gewisser Handlungen vorgefallen seyn. Die Verjährungszeit aber wird, wie die Verjährung selbst, durch positive Gesetze bestimmt, daher die sogenannte Immemorialverjährung (praescriptio immemorialis) nicht als wirkliche Verjährung anzusehen ist, indem sie noch kein Recht, sondern nur eine Vermuthung für den rechtmäßigen Erwerb erzeugt. Nach der Verschiedenheit der Wirkungen ist nun die Verjährung erlöschende (praescriptio extinctiva), wodurch ein Recht blos aufhört, oder erwerbende (pr. adquisitiva s. usucapio, Ersetzung), wodurch das Recht, das Einer durch Verjährung verliert, auf den Andern übergeht. Da ein Recht, so lange dessen Ausübung möglich ist, an sich nur durch Willkühr des Berechtigten, keineswegs durch bloße Nichtausübung aufhören, und das Unrecht nicht zu Recht werden kann, so muß die Verjährung auf politischen Gründen beruhen, wohin z. B. gehört, die Wichtigkeit der Benutzung gewisser Güter für den Staat rc. Nach der Zeit, welche erfodert wird, ist die Verjährung ordentliche (ordinaria), welche nach römischem Rechte eine Zeit von drei, zehn oder zwanzig Jahren erfodert, und eine außerordentliche, bei welcher eine längere als die gewöhnliche Verjährungszeit Statt findet (dann longissimi temporis) oder eine kürzere, als die gewöhnliche hinreicht (praescriptio temporalis). Nach sächsischem Rechte ist bei beweglichen

Gütern die Verjährungszeit verkürzt, indem schon ein Jahr, sechs Wochen, und drei Tage hinreichen, bei unbeweglichen Gütern aber verlängert und auf den Zeitraum von 31 Jahren, sechs Wochen und drei Tagen bestimmt. Im erstern Falle wird die Verjährung immer als praesriptio ordinaria behandelt; die letztere aber wird als extraordinaria angesehen, wenn sie die Stelle der acquisitiven Verjährung von zehn oder zwanzig Jahren vertritt. Die Verjährung wird verhindert, 1. wenn Ursachen eintreten, warum eine Verjährung gar nicht anfangen, oder wenn sie bereits angefangen ist, nicht fortgesetzt werden kann, so lange dieselben fortdauern. Dies ist dann der Fall, wenn der Gegner des Verjährenden sich außer Stand befindet, seine Ansprüche zu reclamiren, so z. B. in der Unmündigkeit, welche daher vom Laufe der Verjährung abgerechnet wird. Solche Hindernisse aber, welche verursachen, daß die bereits angefangene Verjährung nicht mehr fortgesetzt werden kann, werden unter dem Namen usurpatio s. interruptio praescriptionis begriffen; sie ist natürlich (naturalis), wenn der, welcher präscribiren will, zugleich den Besitz verliert; eine bürgerliche (civilis), welche unbeschadet des Besitzes Statt findet, wie wenn ein Gesetz oder der Ausspruch der Obrigkeit die Sache für unverjährbar erklärt. Nach neuerm Rechte ist bald die Einreichung der Klage, bald die Citation, und zwar hier die bloße Ausfertigung derselben, dort die wirkliche Insinuation der Citation nothwendig. Nach sächsischem Rechte hemmt auch die gesetzmäßige Pfändung die Verjährung. Endlich kann auch eine bereits vollendete Verjährung rückgängig gemacht werden durch die restitutio in integrum; dieses findet aber blos bei der ordentlichen Statt. — Was die erwerbende Verjährung insbesondere betrifft, so geht entweder dasselbe Recht unverändert auf den Verjährenden über (pr. translativa), z. B. bei der Verjährung des Eigenthumsrechts, oder es wird ein neues Recht, welches vorher wenigstens nicht in dieser Form vorhanden gewesen war, von dem Präscribirenden erworben (constitutiva), z. B. bei der Verjährung, wodurch Servitute entstehen; daher die pr. constitutiva nur die sogenannten jura in re zu Gegenständen hat, und was im heutigen Rechte ihnen gleichartig ist, nicht aber Pfandrecht oder persönliche Foderungen. Die erlöschende Verjährung ferner ist theils mit jeder erwerbenden verbunden (denn wer z. B. ein Grundstück durch Verjährung erwirbt, schließt den andern vom Rechte darauf aus), theils eine solche, die von dem Nichtgebrauche abhängt, — insofern die Verjährung als gesetzliche Folge des Nichtgebrauchs ausnahmsweise ausdrücklich bestimmt ist, welches am meisten bei solchen Rechten vorkommt, durch welche die natürliche Freiheit Anderer beschränkt wird (bei rebus merae facultatis) — insofern der Berechtigte Gelegenheit hatte, sich seines Rechts zu bedienen, und es doch während der Verjährungszeit nicht that — theils endlich eine solche, welche als bloße exceptio einer binnen der gesetzlichen Frist nicht angestellten Klage entgegengesetzt werden kann, und die man auch praescriptio actionum zu nennen pflegt, was aber natürlich ein schon längst begründetes Klagerecht, und den Ablauf der gehörigen (30jährigen oder 31jährigen) Frist von der Zeit an, wo das Klagerecht begründet wurde, voraussetzt. Die bona fides aber hierzu ist nach römischem Rechte nicht erforderlich, obgleich sie nach sächsischem Rechte bei jeder Extinctivverjährung erfordert wird. — Die oben angeführte Immemorialverjährung, oder richtiger der unvordenkliche Besitz, ist ein Besitz, auf dessen Anfang sich niemand besinnen kann, woraus die Vermuthung entsteht, der Be-

sitzer habe die Sache oder ein Recht gesetzmäßig erworben. Hierzu wird erfodert, daß der Gegenstand derselben auch des Besitzes überhaupt fähig sey (res communes waren zu keiner Zeit Gegenstände der Immemorialverjährung); daß niemand vorhanden sey, welcher sich des Anfangs des gegenwärtigen Besitzstandes oder dessen erinnern könne, was der Gegner für sich anführt. Die Gegenstände dieser Immemorialverjährung sind gegenwärtig Privilegien, selbst gegen verbietende Gesetze gewisser Art (nämlich solche, die nicht das allgemeine Beste, sondern das Interesse einzelner Personen oder Corporationen zum Gegenstande haben); ferner die niedern Regalien, z. B. Jagdgerechtigkeit in gewissen Ländern), wenn sie von dem Landesherrn selbst auf den Unterthanen übergehen sollen. Der Beweis des unvordenklichen Besitzes geschieht durch Urkunden und Zeugen, die ein ungewöhnliches Alter erreicht haben (gewöhnlich 54 Jahr) und aussagen müssen, daß sie und ihre Vorfahren den Besitzstand nicht anders gekannt haben. Soll ein Gegenbeweis Statt finden, so muß er einen Anfang des Besitzstandes, oder eine Unterbrechung desselben nachweisen. Die besten Schriften über die Verjährung überhaupt sind außer den ältern lateinischen (von Nave und Ziccius) von Thibaut (über Besitz und Verjährung, Jena, 1802) und Dabelow (über Verjährung, Halle, 1805 8.) T.

Verjüngter Maaßstab. In jedem Reißzeuge pflegt sich ein Lineal von Messing zu befinden, welches durch zehn oder zwölf — wir wollen bei letzterer Voraussetzung stehen bleiben — Transversalen in eben so viel gleiche Theile getheilt ist. Dies Instrument heißt ein verjüngter Maaßstab, und wir setzen voraus, daß es die Leser, um die hier folgende Erklärung seiner Einrichtung zu verstehen, zur Hand nehmen. — Die ganze Länge ist zuvörderst durch Perpendikel auf selbige in eine gewisse Anzahl gleicher Theile, welche Ruthen vorstellen; und die erste dieser Ruthen wieder in zwölf gleiche Theile getheilt, die also Fuße bedeuten. Aus dem obern Winkelpunkte geht eine gerade Linie nach dem ersten dieser letztern Theilpunkte, schneidet die 12 Transversalen und bildet mit der entsprechenden Kante des Lineals und dem ersten Fuße ein rechtwinkelichtes Dreieck. In diesem Dreiecke verhält sich, nach einem sehr bekannten Satze aus der Elementargeometrie, die ganze, durch die zwölf Transversalen in eben so viel gleiche Theile getheilte Kante zu ihrem obersten Abschnitte (zwölften Theile), wie die Basis (der ganze Fuß) zum ersten Transversalstückchen, welches also den zwölften Theil dieses Repräsentanten des Fußes, d. h. einen Zoll, darstellt. Eben so hat, wie man auf den ersten Blick sieht, das zweite Transversalstückchen den relativen Werth von zwei Zoll u. s. w. Man kann also mittelst dieses Lineals jede Anzahl von Ruthen, Fußen und Zollen in verjüngtem Maaße aufs Papier tragen. — Hätte man die ganze Länge des Lineals in zehn Theile getheilt, statt zwölf zehn Unterabtheilungen und Transversalen angebracht, so würde man, wie nun gleich in die Augen fällt, den sogenannten tausendtheiligen Maaßstab erhalten haben. — Für den Erfinder dieses so einfachen und doch so sinnreichen und bequemen Werkzeugs hat man lange Tycho de Brahe gehalten; wir müssen die Ehre aber einem Deutschen vindiciren, Johann Hommel, Professor der Mathematik zu Leipzig, von dem Brahe diese Theilung ums Jahr 1553 erlernt hat. (Vergl. Meyers practische Geometrie, dritte Aufl. I. 248.) D. N.

Verkalken, s. Calciniren.

Verklärung, s. Transfiguration.

Verkohlung, s. Kohle.

Verlag, Verlagsrecht, Verleger. In einer Zeit, wo die Vervielfältigung von Geisteswerken durch äußere mechanische Vorrichtungen noch mit großen Schwierigkeiten und bedeutendem Zeitaufwande, deshalb aber auch mit großen Kosten verbunden war, konnte diese Vervielfältigung und der Vertrieb der dadurch erhaltnen Exemplare nicht wohl ein Gegenstand kaufmännischer Speculation werden, weil das darauf zu verwendende Kapital und der zu erwartende Absatz in keinem Gewinn versprechenden Verhältnisse gestanden haben würden. Erst als durch Erfindung der Buchdruckerei die Möglichkeit gegeben war, Geisteswerke auf eine solche Art zu vervielfältigen, daß die Menge der in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringern Kosten zu verfertigenden Exemplare einen Preis zuließen, der die Hoffnung eines sichern und schnellen Absatzes derselben verbürgte, erst da konnte der Handel mit Schriften und andern durch die Presse vervielfältigten Geistesproducten, wie Kupferstiche, Holzschnitte, Landkarten u. s. w. ein Gegenstand der Speculation des Kaufmanns oder desjenigen werden, der jene Werke selbst erzeugt hatte. Der Verlag eines Geisteswerkes ist nämlich nichts anders, als die Erwerbung des Eigenthumsrechtes an demselben, in dem Maaße, daß der Erwerber davon auf seine Kosten eine bestimmte oder beliebige Anzahl von Exemplaren verfertigen lassen, und dieselben zu seinem Vortheile ausschließlich verkaufen darf. Der Verlag erstreckt sich also nicht blos auf Bücher, sondern auf auch Kupferstiche, Landkarten, Holzschnitte u. dergl. Es ist nie bestritten worden, daß der Erzeuger eines Geisteswerkes der vollständigste Eigenthümer desselben sey, folglich daruber ganz nach seiner Willkühr verfügen, es daher auch zum Gegenstande einer Handelsspeculation machen könne, in so fern die Gesetze eines Staats darüber nicht besondere beschränkende Verfügungen enthalten, welches jedoch in keinem deutschen Staate wenigstens der Fall ist. Dies ist das angestammte Verlagsrecht, und wenn der Erzeuger des Werks solches ausübt, der Selbstverlag. Hat er jedoch dieses unbestrittene Verlagsrecht einem Dritten überlassen, sey es durch Kauf oder schenkungsweise, dann tritt zwischen ihn und das Publicum der Verleger, meistens ein Buch- oder Kunsthändler, d. i. ein Mann, der den Handel mit Geisteswerken zum Hauptgeschäfte seines Lebens gemacht hat, und als solcher dem Staate seine Verpflichtungen leistet, z. B. Steuern zahlt und andere Lasten trägt. Jetzt entstehen Rechtsfragen, welche vorher nicht denkbar waren. Zuerst die: Wie darf der Verleger sein Verlagsrecht benutzen? — Antw. Ganz in dem Maaße, wie es der Erzeuger selbst konnte, oder in Gemäßheit des mit diesem geschlossenen Vertrags. Ist daher die Zahl der zu vervielfältigenden Exemplare nicht bestimmt, so kann der Verleger, wie es der Erzeuger konnte, so viele davon machen lassen, als er will, und diese so lange verkaufen als er will. Ist die Zahl der Exemplare bestimmt, so hört mit dem Verkaufe des letzten das Verhältniß auf, und der Verleger darf ohne Vorwissen und Genehmigung des Autors keine neue Auflage des Werks machen. Ein Werk wieder auflegen, heißt eben, es von neuem vervielfältigen lassen zum Behuf des Verkaufs. Eine

neue Ausgabe aber ist eine neue vom Verfasser selbst oder jemanden anders auf rechtmäßigem Wege besorgte und veranstaltete Erscheinung des Werks, sey es in der ersten oder in einer neuen Gestalt. Das mit einer bestimmten Zahl von Exemplaren übertragne Verlagsrecht — als das am meisten vorkommende — ist nur auf die erste Ausgabe beschränkt und der Verleger hat kein Recht, zu verlangen, daß der Autor mit ihm eher, als mit einem Andern über eine neue Ausgabe contrahire. Eine andre Frage ist die: Hat der Erzeuger eines Geisteswerkes das Recht, während die erste Ausgabe seines Werkes noch nicht verkauft oder vergriffen ist, eine neue davon zu veranstalten? Das Nein scheint hier als Antwort sehr nahe zu liegen; doch wenn nun die neue Ausgabe verbessert oder wenigstens verändert ist? Dann ist ja das Werk nicht mehr dasselbe, worüber anfangs der Vertrag geschlossen ward und dem Autor wird man doch das Recht nicht abstreiten, sein Werk willkührlich verändern zu können? Das nicht! Allein dem Verleger darf doch auch die durch den Vertrag mit dem Verfasser rechtmäßig erlangte Hoffnung, von dem auf diesen Verlag verwendeten Kapitale den möglichsten Gewinn zu ziehen, auf keine Art entrissen werden. Dieser Gefahr würde er stets aber ausgesetzt seyn, wenn man dem Verfasser das Recht, neue Ausgaben seines Werks nach Belieben zum Verkauf auszubieten, uneingeschränkt zugestehen wollte. Will er Verbesserungen oder Veränderungen seines Werkes dem Publicum mittheilen, so muß er dieses auf einem besondern Wege thun, oder ein neues Werk über denselben Gegenstand ausarbeiten, welches ihm Niemand wehren kann; da es ja auch jedem Andern freisteht, den nämlichen Gegenstand in Schriften oder andern Darstellungen zu behandeln. Für ein neues Werk aber kann nur ein solches geachtet werden, welches in Stoff und Form solche Veränderungen erlitten hat, daß es eine von dem erstern wesentlich verschiedne Wirkungskraft bekommt, oder etwas ganz Anders, wenn auch nicht der Art, doch dem Grade nach leistet, als das erste Werk. Daß das Verlagsrecht auf die Erben des Verlegers übergehe in dem Maaße, wie er es selbst ausgeübt oder auszuüben befugt war, leidet wohl keinen Zweifel; denn der Verleger hat ja einen Theil seines andern Eigenthums, durch Vervielfältigung der Exemplare des Werks auf seine Kosten, in diese Exemplare umgewandelt, und sich so ein neues Eigenthum geschaffen. Eine besondere Rücksicht auf die Person des Verlegers kann in der Regel nicht angenommen werden. Ganz andre Verhältnisse treten bei einem Commissionair ein, d. h. einem Manne (Buchhändler oder nicht), der den Verkauf der auf fremde Kosten vervielfältigten Exemplare eines Werkes im Namen des Verlegers oder Autors als Selbstverlegers besorgt. Ein solcher Commissionair ist allerdings als mit Hinsicht auf seine Persönlichkeit gewählt zu betrachten; der mit ihm geschlossene Contract ist rein persönlich, kann folglich auf die Erben nicht übergehen, wenn gleich sie eben sowohl im Stande wären, das Geschäft zu besorgen, als ihr Erblasser. Hier sind alle Grundsätze anwendbar, welche das Vernunftgesetz über persönliche Contracte überhaupt aufstellt. Daß bei der Frage vom Verlagsrechte keine andern Rücksichten als blos rechtliche genommen werden können, versteht sich von selbst. Und eben so klar ist es auch, daß der Staat dieses Recht mit Hinsicht auf die Erreichung

der höhern Zwecke der Menschheit durch Beförderung geistiger Thätigkeit und Mittheilung von Erzeugnissen derselben vielfach modificiren könne, ja müsse, weil die Streitigkeiten darüber dem Besten des Ganzen höchst nachtheilig werden können. Die Frage, welche Rechte den Erben eines Autors an den Erzeugnissen seiner geistigen Thätigkeit zukommen, dünkt uns gleichfalls leicht entschieden werden zu können. Nicht mehr und nicht weniger, als der Autor selbst hatte, aber auch alle, die er hatte. So das Recht auf neue Ausgaben, in so fern die ersten vergriffen sind. Aber wie lange? So lange die Erbfolge überhaupt dauert. Demnach würden die Werke eines Gelehrten oder Künstlers nie Gemeingut des Volkes oder der Menschheit? Nein, als Handelsgegenstand nie! oder bis sie als eine herrnlose Sache (res nullius, oder derelicta) zu betrachten sind. Allein läugnen läßt sich wohl nicht, daß es ersprießlich ist für die Verbreitung von Geistesbildung, wenn der Staat eine Zeit bestimmt, nach deren Verfluß die Schriften und Werke von verstorbenen Gelehrten und Künstlern, die ein Gegenstand der Handelsthätigkeit geworden, auch wenn rechtmäßige Erben der Verfasser da sind, für Gemeingut der Nation in dem Maaße erklärt werden, daß Jeder nach Belieben sich mit Veranstaltung neuer Ausgaben derselben befassen darf. Dies ist z. B. in Frankreich der Fall, wo der erwähnte Zeitpunkt, wenn wir nicht irren, auf zehn Jahre nach dem Tode des Autors bestimmt ist. Wir haben im Obigen bei Bestimmung des Begriffes vom Verlagsrechte ein Merkmal in denselben aufgenommen, welches als wesentlich zu demselben gehörend noch immer von Vielen bestritten wird, nämlich das des ausschließlichen Verkaufs der vervielfältigten Exemplare. Man glaubt nämlich dagegen Folgendes einwenden zu können: wer ein Exemplar von einem Buche oder Kupferstiche u. dergl. rechtmäßig erworben hat, kann damit als mit seinem Eigenthume nach Gefallen schalten und verfügen, folglich muß er es auch vervielfältigen, und davon allen möglichen Vortheil ziehen können. Diejenigen, welche diese Schlußfolge nicht für statthaft halten, nennen eine solche Vervielfältigung eines Geisteswerks ohne Verlagsrecht darauf Nachdruck (auch Nachstich bei Kupfern und Landkarten) und erklären sie für eine Beeinträchtigung der eigentlichen Verleger, welche schon durch Vernunftgründe als unrechtlich sich nachweisen lasse. Das Naturrecht, sagen sie, worauf sich die Vertheidiger des Nachdrucks berufen, kennt das ganze Verhältniß des Bücherverlags nicht, sondern dieses ist erst in einer geordneten menschlichen Gesellschaft denkbar, die sich sehr über den Naturstand erhoben hat, und wo die Verhältnisse der Menschen gegen einander sich dergestalt modificirt haben, daß man ohne die genauste Kenntniß derselben über die aus ihnen abzuleitenden Rechte nicht entscheiden kann. Man muß daher bei jedem Geschäft oder Verhältnisse den Zweck betrachten, zu dessen Erreichung es eingegangen wurde. Dieser Zweck kann als verstanden, anerkannt und gebilligt vorausgesetzt werden von jedem, der sich in der Gesellschaft befindet, sobald er selbst daran Theil nimmt oder zu demselben stillschweigend mitwirkte. Die Verhältnisse eines Verlegers zum Verfasser und zum Publicum müssen daher auch als bekannt angenommen werden, indem sich jeder wenigstens leicht davon unterrichten kann, sobald er es soll. Kauft man also ein Buch, so erkennt man stillschweigend die Gültigkeit des Verhältnisses des Verlegers

zu dem Publicum an; muß ihm also auch das Recht des ausschließlichen Verkaufs zugestehen, weil sonst sein ganzes Unternehmen, als darauf berechnet, vereitelt nnd ihm die Aussicht auf einen Gewinn entzogen werden würde, die ihm auf rechtmäßige Art eröffnet worden. Wollte man einwenden, alle diese Voraussetzungen seyen erkünstelt und nur scheinbar verbindend: so läßt sich entgegnen, daß kein verständiger Mensch dem Erzeuger eines Geisteswerkes das Eigenthum an demselben und die möglich größte Nutzung absprechen wird, weil es sonst gar kein Eigenthum daran geben könnte. Vervielfältigt er es und verkauft er die Exemplare davon, so thut er es, um von dieser Vervielfältigung den Vortheil für sich zu ziehen, der ihm zukommt. Kaufe ich von ihm Exemplare, so erkenne ich sein Recht zum Verkauf an, sonst könnte ich sie ihm ja mit Gewalt wegnehmen, also darf ich nicht ein gleiches Verkaufs- oder Vervielfältigungsrecht mir anmaßen, weil ich sonst mit mir selbst im Widerspruche seyn würde. Ich würde dem Eigenthümer oder Verleger eines Geisteswerkes sein Eigenthumsrecht und die alleinige Benutzung desselben zugestehen, und doch diese durch die That selbst hindern oder unmöglich machen. Daher ist denn auch wohl der Nachdruck bei weitem von den meisten Gesetzgebungen gebildeter Völker an sich für etwas Unerlaubtes angesehen und ausdrücklich, wenn gleich unter gewissen Modificationen, verboten worden. Dergleichen Modificationen aber kann die Staatsgewalt allerdings eintreten lassen, weil ihr das Befugniß zugestanden werden muß, zu bestimmen, wie weit der Einzelne zum Besten des Ganzen sich in der Ausübung seiner natürlichen Rechte beschränken soll. In Deutschland besteht noch kein allgemeines Gesetz über den Nachdruck, doch ist zu erwarten, daß ein solches durch die hohe Bundesversammlung zu Stande kommen werde*). Übrigens ist auch

*) Mit Recht muß man sich wundern, daß dieser Gegenstand in Deutschland so viel Schwierigkeiten findet, da er auf so einfachen Grundsätzen beruht, daß es in Frankreich im J. 1793 nur eines ganz kurzen Vortrags bedurfte, um ihn gehörig ins Licht zu setzen. Damals sagte Lacanal folgendes darüber: „Das Eigenthum, welches am wenigsten bestritten werden kann, dessen Anwachs weder die republikanische Gleichheit verletzen, noch der Freiheit Besorgniß erregen kann, ist ohne Widerrede das Eigenthum an den Produkten des Geistes; und wohl muß man erstaunen, daß es nöthig gewesen, dieses Eigenthumsrecht erst anzuerkennen, seine freie Ausübung durch ein positives Gesetz zu sichern, daß es einer so großen Revolution, wie die unsrige, bedurft hat, um uns über diesen Punkt zu den einfachen Elementen der gemeinsten Gerechtigkeit zurückzubringen. — Hat das Genie in der Stille ein Werk hervorgebracht, das die Gränzen des menschlichen Wissens erweitert, so bemächtigen sich desselben sogleich literarische Räuber, und der Verfasser gelangt nur unter Elend und Noth zur Unsterblichkeit. Die Nachkommenschaft des großen Corneille erlosch in Dürftigkeit! — Der Druck kann aus dem Werke eines Schriftstellers um so weniger ein öffentliches Eigenthum in dem Sinne jener Räuber machen, als es nur mittelst desselben dem Verfasser möglich wird, von seinem Werke Nutzen zu ziehen, und er folglich diesen schon in dem Augenblick wieder verlieren würde, wo er Anstalt träfe, ihn sich zu verschaffen. Wie unselig wäre es, wenn der Mann von Genie, der seinen Schlaf opfert, um seine Mitbürger zu unterrichten, sich nichts als einen unfruchtbaren

aus den oben angeführten Gründen der Nachdruck fremder, d. h. im Auslande verlegter Werke eigentlich unerlaubt und widerrechtlich, wenn er auch minder schädlich wäre, denn die Vernunftrechte, oder diejenigen, welche sich unmittelbar aus der Anwendung natürlicher Rechtsprincipien auf Lebensverhältnisse, welche allen gebildeten Staaten gemein sind, ergeben, müssen auch von den Bürgern dieser Staaten gegen einander geachtet werden. Das Recht der Wiedervergeltung ist nur eine erlaubte Vertheidigungsmaaßregel, anzuwenden, um einen dauerhaft rechtlichen Zustand wieder herbeizuführen. — Ist der Nachdruck an sich widerrechtlich, so kann von dem Nutzen seiner Zulassung für den Staat vernünftiger Weise nicht die Rede seyn, denn das Widerrechtliche oder Unerlaubte ist nie nützlich, höchstens scheinbar auf einige Zeit.

Verlöbniß, s. Sponsalien.

Verlorene Posten nennt man im Kriege diejenigen Schildwachen, die auf den äußersten Punkten des Lagers oder des Biwachtes gegen den Feind aufgestellt sind.

Vermächtniß, s. Legat.

Vermessen. Man bezeichnet hierdurch die vollständige geometrische Ausmessung einer Gegend, und unterscheidet sie von einer bloßen Messung dadurch, daß diese die eigentliche Maaßbestimmung einer Linie oder Fläche zum Gegenstande hat, jene aber, die detaillirte Bestimmung aller örtlichen Verhältnisse in dem vorgeschriebenen Umfange erheischt, und eigentlich mit dem, was man unter einer Aufnahme versteht, übereinkommt. Die Vermessungen können über ganze Länder sich erstrecken, oder auch nur einzelne Güter, Besitzungen und Gehöfte zum Gegenstande haben. Bei Vermessungen ganzer Länder muß jedesmal der Zweck mit berücksichtigt werden, den solche zum Gegenstand haben, und so hat man rein topographische, topographisch-militärische Vermessungen, statistische Vermessungen, Cameralvermessungen, Steuervermessungen u. s. w., wo bei jeder Branche dasjenige in der Natur besonders berücksichtigt wird, womit sich die Vermessung befassen soll. — Alle ausgebreitete Vermessungen erheischen sehr geschickte und zuverlässige Geometer, die nicht bloß Rutine in ihrem Geschäfte besitzen, sondern auch astronomische Ortsbestimmungen, Gradmessungen und die Bedingungen des Zwecks der Vermessung zu würdigen und anzuwenden verstehen; aus diesem Grunde sind auch dergleichen brauchbare Subjecte höchst selten zu finden, besonders da man bei höheren Bildungsanstalten noch nicht darauf hinlänglich Rücksicht genommen hat. — Zu den großen Vermessungen bedient man sich der besten und zuverlässigsten Meßinstrumente, die man früher vollkommen nur in England zu bekommen glaubte, neuerdings aber durch die rühmenswerthen Bemühungen des Mechanikus Reichenbach in München, von dort her, eben so gut, wo nicht besser gefer-

Ruhm zu versprechen hätte, wenn er nicht den rechtmäßigen Gewinn einer so edlen Beschäftigung in Anspruch nehmen dürfte!" —

Auf diesen kurzen, aber so einleuchteten Vortrag wurde beschlossen, das literarische Eigenthum solle bis zehn Jahre nach des Verfassers Tode dauern. Das damals über diesen Gegenstand gegebene Gesetz ist seitdem fast unverändert geblieben; ihm verdankt Frankreich die Blüthe seines Buchhandels und das Publikum ein schönes Aeußere und wohlfeile Preise der Bücher.

tigt erhält. — Der Nutzen der Vermessungen und die daraus hervorgehenden Karten sind für eine jede Staatsverwaltung, besonders aber fürs Cameral- und Steuerfach, von sehr großem Nutzen, indem durch ihre Hülfe man erst im Stande ist, die örtlichen Verhältnisse eines Landes zu beurtheilen, und darnach die nöthigen Bestimmungen und Einrichtungen zu treffen. (S. Landesvermessung und Trigonometrie). P. S.

Vermögen (Nationalökonomie) ist die Masse vorhandener Güter; diese Masse im Besitze einzelner Staatsbürger heißt Privatvermögen, die Gütermasse aller Bürger im Staate bildet das Volks- oder Nationalvermögen (s. d. Art.), und diejenige Gütermasse, in deren Besitz sich die National- oder Volksgesammtheit befindet, heißt Staatsvermögen. — Wie die Güter doppelter Art sind, geistig und sinnlich, so giebt es auch eine doppelte Art von Vermögen, nämlich geistiges und sinnliches Vermögen. Zu dem geistigen Vermögen gehören die Talente, Fähigkeiten und Kenntnisse, wodurch der Mensch in den Stand gesetzt wird, theils selbst Güter hervorzubringen, theils von der Natur geschaffene Dinge aufzusuchen und wegzunehmen, und mit ihnen diejenige Veränderung vorzunehmen, wodurch sie zu Gütern erhoben werden. Das sinnliche Vermögen umfaßt alle Güter, welche irgend einen sinnlichen Stoff enthalten, also Nahrungsmittel, Werkzeuge, Gebäude u. s. w. Wie groß auch immer der Werth der geistigen Güter seyn mag, so ist derselbe doch stets nur ein Gebrauchswerth, nie ein Tauschwerth, letzterer kann blos bei sinnlichen Gütern Statt finden, daher kann auch das geistige Vermögen zwar einen hohen Gebrauchswerth, jedoch nie einen Tauschwerth besitzen, wohl aber das sinnliche. KM.

Vernageln, eine Kanone, heißt in das Zündloch derselben eine Art Nagel, welcher vorn einen Haken und auf der Seite einen Widerhaken hat, schlagen. Dadurch wird das Geschütz unbrauchbar. Man nimmt zum Vernageln der Kanonen dann seine Zuflucht, wenn sie unrettbar in die Hände der Feinde fallen sollten, um diesem, wenn auch Trophäen, doch wenigstens unbrauchbare, zu hinterlassen.

Verneinend, s. Negativ.

Vernet (Joseph), ein berühmter Mahler, wurde 1712 zu Avignon geboren, kam als Jüngling nach Paris, und erlangte bald den Ruhm, in Seestücken alle Mahler seiner Zeit zu übertreffen. Er mahlte alle französischen Seehäfen, eine Suite von Gemählden, die unübertrefflich sind. Niemand wußte so treu und wahr die Ruhe der See und die Stürme, die leichten Bewegungen und Lichtreflexe auf den ruhigen Wellen auszudrücken, als Vernet. Seine Anlagen hatte er durch unablässiges Studium der Natur vervollkommnet und sich in seiner Jugend deswegen oft den größten Gefahren ausgesetzt. Während seines Aufenthalts in Rom suchte er alle interessanten Situationen auf, studirte alle Lichtwirkungen und Helldunkel, welche die Dünste und die zufälligen Stellungen der Wolken jede Stunde des Tages und der Nacht hervorbringen. Seine Bilder wurden zu hohen Preisen bezahlt, und zogen bei den jährlichen Kunstausstellungen im Louvre vor allen andern die Bewunderung auf sich. Vernet starb zu Paris den 5ten December 1789. Der Kupferstiche nach seinen Werken

giebt es unzählige. Sein Sohn Charles Vernet ist als Geschichts- und Bataillenmahler berühmt; nicht minder als Zeichner geistreicher Caricaturen. Er wurde 1815 zum Mitglied des Instituts ernannt. Auch der Sohn von Charles, Horace, hat sich bereits sehr ausgezeichnet.

Vernunft, das höhere Erkenntnißvermögen, das Vermögen, sich seiner Persönlichkeit, als solcher, und zugleich der Menschheit bewußt zu seyn, ist der große Markstein, der Thier und Menschheit scheidet, die schöne Beglaubigung unserer himmlischen Herkunft. Die Principien der kritischen Philosophie schränken den Gebrauch der Vernunft blos auf mögliche Erfahrung ein; allein diese Principien könnten selbst transscendent werden, und die Schranken unsrer Vernunft für Schranken der Möglichkeit der Dinge selbst ausgeben, wenn nicht eine sorgfältige Kritik die Gränzen unserer Vernunft auch in Ansehung ihres empirischen Gebrauchs bewachte. So mochte der Skepticismus anfangs blos zu Gunsten des Erfahrungsgebrauches der Vernunft alles für nichtig und grundlos erklären, was diesen Erfahrungsgebrauch übersteigt. Als man aber endlich inne ward, daß doch die nämlichen Grundsätze a priori, deren man sich bei der Erfahrung bediente, noch weiter führen könnten, fing man an, selbst die Erfahrungsgrundsätze zu bezweifeln. Man konnte nämlich nicht bestimmen, wie weit und warum nur bis dahin und nicht weiter der Vernunft zu trauen sey; dieser Verwirrung aber kann nur durch förmliche und aus Grundsätzen gezogene Gränzbestimmung unsers Vernunftgebrauchs abgeholfen werden. Erfahrung thut der Vernunft niemals völlig Genüge; sie weis't uns in Beantwortung der Fragen immer weiter zurück, und läßt uns in Ansehung des völligen Aufschlusses derselben unbefriedigt. Wer kann sich in allen cosmologischen Fragen, von der Weltdauer und Weltgröße, von der Freiheit oder Naturnothwendigkeit, mit bloßer Erfahrungskenntniß befriedigen? Wir mögen es anfangen wie wir wollen, so gebiert jede nach Erfahrungsgrundsätzen gegebene Antwort immer eine neue Frage. Diese will wieder beantwortet seyn, und da dieses so fortgeht, so thut sich dadurch die Unzulänglichkeit aller empirischen Erklärungsarten zur Befriedigung der Vernunft deutlich dar. Endlich wer sieht nicht bei der durchgängigen Zufälligkeit und Abhängigkeit aller Erfahrungsgegenstände die Unmöglichkeit, bei diesen stehen zu bleiben? wer fühlt sich nicht nothgedrungen, in dem Begriffe eines höchsten Wesens Ruhe und Befriedigung zu suchen? — Den deistischen Begriff des Urwesens aber muß man einräumen, weil die Vernunft in der Sinnenwelt durch lauter Bedingungen, die immer wiederum bedingt sind, getrieben wird. Und so kann uns nichts hindern, von diesem Wesen eine Causalität durch Vernunft in Ansehung der Welt zu prädiciren, und so zum Theismus überzuschreiten. — Es wird übrigens das Wort Vernunft noch in gar vielfältigen Beziehungen und mannichfaltigen Bedeutungen gebraucht; nämlich als bloßer Gegensatz der Sinnlichkeit (als Rationalität überhaupt), ferner als das Vermögen zu denken (durch Begriffe sich etwas vorzustellen), ferner auch von dem Verstand oder Denkvermögen verschieden, als Vermögen der Ideen (s. d. Art.) und Gesetze. Das Unvermögen, sich seiner Vernunft ohne Leitung eines Andern zu bedienen, ist Unmündigkeit (s. d. Art.) Das Zeitverhältniß der Gelangung zum vollständigen Gebrauch der Vernunft kann bei dem Menschen in Ansehung seiner Geschicklichkeit etwa im

zwanzigsten Jahre anberaumt werden. — Kant hat die Benennung theoretische und practische Vernunft eingeführt, meint aber damit nicht, daß es eine doppelte Vernunft gebe, sondern nur daß ein und dieselbe Vernunft das Vermögen sey, eine Erkenntniß auf zweierlei specifisch verschiedene Art auf einen Gegenstand zu beziehen; einen zweifachen Gebrauch der Vernunft; den theoretischen, durch den ich a priori erkenne, daß etwas sey, und den practischen, durch den ich a priori erkenne, daß etwas geschehen soll. — Gesunde Vernunft ist die Vernunft in dem Zustande, als sie jedem nicht verbildeten Menschen beiwohnt, nämlich in dem Zustande, wo weder körperliche noch geistige Krankheit darauf verderblich eingewirkt hat. Gestörte Vernunft heißt Aberwitz.

Verona, eine alte, große und weitläuftige Stadt in Oberitalien, ehemals den Venetianern, jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche gehörig, und der Hauptort einer Provinz gleiches Namens. Sie liegt an der Etsch, welche die Stadt in den südlichen und nördlichen Theil trennt, die durch vier Brücken mit einander verbunden sind, in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Ebne, die besonders, wenn man aus den tyroler Gebirgen in dieselbe kommt, einen reizenden Anblick gewährt. Verona ist mit Mauern und Wällen umgeben, und wurde sonst auch durch die drei Castelle S. Felice, S. Pietro und Castello vecchio beschützt, die aber jetzt ihre militärische Wichtigkeit völlig verloren haben. Die Stadt hat fast zwei Meilen im Umfange, verschiedene große freie Plätze, darunter die Piazza de' Signori mit dem Rathhause und den Statuen ausgezeichneter Bürger von Verona, 9000 Häuser, theils sehr ansehnlich, theils von alter Bauart, größtentheils enge, krumme Straßen und 60,000 Einwohner. Groß ist die Anzahl der Kirchen, denn man zählt hier 14 Pfarr-, und 79 andere Kirchen und eine Kathedralkirche. Viele von diesen Kirchen sind mit schönen Gemälden geschmückt. Es giebt hier viele Seiden-, Wollen- und Lederfabriken. Der Handel, der von hier aus zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz getrieben wird, ist nicht mehr so lebhaft als ehemals, aber doch immer noch beträchtlich. Es giebt hier sehr viel Überreste römischer Alterthümer, besonders einen großen Reichthum an alten Bildhauerwerken; die berühmte Maffeische Sammlung enthält einen Schatz von Alterthümern, als Inschriften, Statuen, Gefäßen und Basreliefs. Sehenswürdig ist das hiesige alte römische Amphitheater, das mehr als 22,000 Menschen fassen konnte. Es ist unter allen aus dem Alterthume uns übrig gebliebenen Denkmälern dieser Art am besten erhalten, es wird aber auch alle Jahre auf Kosten der Stadt ein Theil desselben neu hergestellt. Dieses Gebäude steht am Platze Bra und der schönen Straße, soll von Domitian erbaut worden seyn, ist von Marmor und von ovaler Form, und hat 464 Fuß in der Länge und 367 in der Breite. Außen hat es zwei Stockwerke Arkaden von einer schönen Zeichnung und Form und zwar 72 Arkaden in jedem Stockwerke. Das Innere des Amphitheaters besteht aus 46 Reihen Sitzen, welche vom rothen Marmor ausgehauen sind, im Ring herumlaufen und 32 Ausgänge auf den untern und eben so viel auf den obern Arkaden haben. Verona ist die Mutter und Pflegerin berühmter Gelehrten und Künstler, die Vaterstadt des Catull, Cornelius Nepos, des ältern Plinius, des Vitruvius, Scaliger, Scipio Maffei u. A. Die Familie der Scaliger beherrschte die Stadt im 13ten und 14ten Jahrhunderte, sie wurde ihnen aber von den Venetianern entrissen.

Verpuffen (chemisch) nennt man das mit einem heftigen Knalle verbundene Entzünden der Salpetersäuern, wenn sie mit glühendheißen brennbaren Substanzen in Berührung gebracht werden. Diese merkwürdige Erscheinung wurde nach Stahls System aus dem Brennstoffe erklärt; das antiphlogistische System hingegen erklärt sie dadurch, daß sich aus dem Salpeter durch die Glühhitze Lebensluft entwickelt, und diese das lebhafte Verbrennen des denselben berührenden Körpers verursacht. Durch diese Zersetzung wird der Stickstoff in dem Salpeter frei und geht als Stickgas fort. Der heftige Knall entsteht durch die ungemein starke und schnelle Entwickelung des Wärmestoffs, der die Luft plötzlich ausdehnt.

Vers, Versmaaß, Verskunst. Zuvörderst verlangt die Vieldeutigkeit des Worts Vers eine Vorbemerkung. Vom lateinischen Wort vertere, drehen, wenden, kehren, entsprungen, ist Vers überhaupt eine in sich beschlossene, innerhalb bestimmbarer Gränzen gezogene, sich gleichmäßig wiederholende Linie; daher Zeile, Furche, Reihe. Im technischen Theile der Poesie wird Vers die Gestalt für den innern Sinn genannt, welche der Laut durch gesetzliche Bewegung und Maaß gewinnt, oder eine Reihe, ein Ganzes metrisch gegliederter Rhythmen. Also sind Rhythmen dessen Entwickelung in Bild und Gegenbild (s. d. Art. Strophe und Rhythmus); Metrum oder Tact dessen Maß und Begränzung. Er ist mithin das höchste Gebild der Tonsprache und elementarisch bereits in den Vocalen angekündigt. In modernen, d. i. accentuirenden, Bild und Gegenbild nicht durch Länge und Kürze, sondern Accent und Accentlosigkeit der Sylben unterscheidenden Sprachen ist der Reim, als Gleichlaut der Töne in Sylben, gesteigerte Alliteration und Assonanz, ein vorschlagendes und intensives Moment des Verses. Auch das Ganze so verbundner Verse heißt wiederum Vers, wie man von Liederversen spricht, wofür freilich besser wäre, Strophe, Stanze, Gesatz oder Absang zu sagen. Eben so hat das Wort Versmaaß, welches für Metrum gebraucht wird, eine mehrfache Bedeutung. Einmal nämlich ist es das Verhältnißmaß der Arsis und Thesis, oder des Bildes und Gegenbildes (s. Strophe). Mit erweiterter rhythmischer Form aber wird das Hauptmoment der metrischen Periode, der Fuß, Versmaaß. Endlich wird die metrische Periode selbst noch mehr erweitert Maaß des Verses. Verskunst ist die Anwendung dieses Maaßes. — Da bereits in den angeführten Artikeln hinlänglich, so weit es die Gränzen dieses Werks gestatten, über das Wesen des Rhythmus und Metrum gesprochen worden ist, so ist eine Wiederholung überflüssig. Eben so wenig kann hier von dem Folgerichtigen, in den Zahlen Zwei und Drei, oder im Geraden und Ungeraden liegenden Princip der Reimstellung gehandelt werden. Wir erinnern nur kurz, daß Rhythmus ohne Tact nicht denkbar sey; daß es geraden und ungeraden Tact gebe, mithin dreierlei Metra, a. das spondeische = Zwei- oder Viervierteltact; b. das molossische = schweren Dreivierteltact; c. das trochäische = leichten Sechs- oder Neunachteltact. Die Versarten in ungeradem Tact sagen mehr dem Antiken, die in geradem mehr dem Modernen zu. Die alten Grammatiker maßen nach Füßen und wurden dadurch zu manchen Irrthümern verleitet. Denn Fuß ist nur Form eines einzelnen Hauptmoments der metrischen Periode (des Tactes), oder prosodische Composition (s. Rhyth-

mus), dessen verhältnißmäßiger Gehalt eben erst rhythmisch und metrisch bestimmt zu werden verlangt, also erst an diesen meßbar, nicht aber ihr Maaß ist. Dies Maaß führt nun aber auf eine, früherhin ganz unbekannte, oder doch mindestens nur dunkel und verworren gefühlte, obgleich in der Tonsprache aufbewahrte, dreizeitige Länge, wie auf einen doppelten, nämlich leichten, dem dreizeitigen, und schweren, dem geraden Tact angehörigen, Daktylus. Diese von dem gründlichen Kenner Apel gemachte Entdeckung mußte, zumal für accentuirende Sprachen, von wichtigen Folgen seyn, indem damit die Gebiete des Prosodischen und Metrischen schärfer abgemarkt, aber auch innerhalb ihrer selbst genauer vermessen und bestimmt wurden (s. Prosodie). Die Grammatiker dagegen, deren Fuß nur ein Sylbenhaufwerk war, suchten, um das Maaß zu bestimmen, einen Grund- und Hauptfuß, der im Ganzen waltete, auf. Da sie nur Lang und Kurz, nicht aber das Wie lang und Wie kurz kannten, dies aber gerade, nämlich das verschiedene Verhältniß, auch Verschiedenheit der Bewegung gab, so entstanden hieraus allerlei Willkührlichkeiten, Verkennungen und Verwirrungen, welche zu Gesetzen erhoben wurden, wodurch die Wahrnehmung des Rhythmus nur mehr verdeckt und erschwert wurde. Mißt man dagegen, wie es das Ohr und die seine Rechte behauptende folgebeständige Wissenschaft fodert, musikalisch und tactmäßig, so sucht man die regelmäßig wiederkehrende metrische Periode auf, scheidet sie von ihrem Auftact und gewinnt so die Melodie des Verses, wo sich denn der prosodische Sylbengehalt von selbst zum rhythmischen und metrischen steigert. Wie denn nun das Wahre in mancherlei Verrückungen und Entstellungen dennoch mindestens als eine Ahndung leise berührt und leitet, so erging es auch hier. Es galt freilich nur als Herkommen und Überlieferung, daß Verse entweder nach Füßen oder nach Doppelfüßen (Dipodien) gemessen werden müssen — die tripodische, oben als Neunachtel angedeutete, kannten sie nicht —; aber sie maßen doch daktylische, kretische, choriambische, ionische, päonische und antispastische Verse nach Füßen, so daß jeder ein Metrum war; nach Dipodien dagegen anapästische, trochäische und iambische Verse, wo ein Doppelfuß ein Metrum machte. Je nachdem nun die metrische Periode in einem Vers ein oder mehrmal enthalten ist, heißt er Vers Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter (ein-, zweitactiger Vers 2c.) u. s. w. Da mancher Tact nur intentionell auszufüllen, nicht aber jederzeit real ausgefüllt ist, so gründet sich hierauf die Eintheilung in katalektische, oder unvollzählige, und akatalektische, oder vollzählige Verse. Schloß der Vers in der Mitte der Periode, so hieß er brachykatalektisch oder halbvollzählig; war er um eine Sylbe länger, so hieß er hyperkatalektisch, oder überzählig. Nach der Tacttheorie fallen diese Eintheilungen als irrig und überflüssig weg, wie jeder, der sich einen Vers musikalisch bezeichnen kann, leicht findet. Eben so fallen die sogenannten polyschematischen, oder vielformigen, mehrerer Formen oder Variationen fähigen, Verse, als Ausnahme, wie die widersinnig zusammengemischten, die unzusammenhängigen, selbstständige, angeblich unvereinbar neben einander stehend, deren Erfinder Archilochus seyn soll, nach gehöriger Messung an ihre gehörigen, nach rhythmischen Gesetzen ganz richtigen

Stellen, und in manchen offenbart sich gerade ein recht lieblicher, anmuthiger Tanz. — Eine consequente Takttheorie führt alle Versgattungen, wie sich schon aus dem hier und in den übrigen hierher gehörigen Artikeln Gesagten ergibt, auf eine Grund- und Urform zurück, wovon es mancherlei Variationen giebt, welche unter einer Menge Namen in den Lehrbüchern vorkommen. Es kann aber hier unmöglich eine Aufzählung aller einzelnen Gattungen und Arten gefodert werden, welches Geschäft einer Metrik ist; und eine solche ist noch die zuletzt erschienene Verskunst der Deutschen aus der Natur des Rhythmus entwickelt, in Vergleichen mit der griechisch-römischen, zum Schulgebrauch, wie auch für Liebhaber der Dichtkunst und Musik, von J. H. Fr. Meinecke, Quedlinb. u. Lpz. 1817, II. 8. Aus dem oben Gesagten ergiebt sich von selbst, daß die Erfodernisse eines guten Verses sind: Correctheit hinsichtlich der Prosodie und der rhythmischen und metrischen Messung, so wie des Reims; Cäsur oder Gränze der rhythmischen Figur auf der metrischen Reihe; Endung des logischen Satzes und Wortrhythmus, wodurch die Wortrhythmen schicklich gruppirt werden (s. d. Art. Cäsur); große mehrsylbige Wortfüße, wie die Wörter nach ihrer prosodischen Quantität heißen, wenn sie in ihrem metrischen Verhältniß betrachtet Wortrhythmen heißen; Wohlklang, d. i. Mannichfaltigkeit und Wechsel der Laute in klarer Sylbenausbildung, mit Vermeidung der Rauhheit und des Hiatus, d. h. des unmittelbaren Zusammenstoßes zweier Vocale oder Doppellauter (z. B. redete also, Europa allein) außer der Commissur des Worts. — Schauspielern und Vorlesern, wie die heutige Form der Geselligkeit sie fodert, ist Kenntniß der Verskunst um so unerläßlicher, je tiefer ein vorgelesener Vers eingreift, anspricht, und Ton wie Farbengebung des Gedichts ausmacht, und je mehr Nachhülfe die meisten Verse der gangbaren Dichter oder Dichterlinge brauchen. Denn auch hier hat der unsrer Zeit eigne Übermuth und Überschwank leider in der erst seit Klopstock allmählig wieder weichenden Unkunde und Unansprechbarkeit für Richtigkeit und Wohlklang der Verse, wie in der durch den sonst geistreichen Moritz beförderten irrigen Ansicht unserer Prosodie eine Stütze seiner Nachläßigkeit gefunden. Die Unwissenheit und das Vorurtheil der stimmführenden Kennerlinge, welche in der That oft weniger als Schulknaben von der Sache verstehen, macht dies nur noch schlimmer. Selbst die Besseren finden es natürlicher, einen Vers schwarz auf weiß zu sehen, als zu hören, ähnlich den heutigen Tonsetzern, welchen die künstlich symmetrisch vertheilten Stimmen auf dem Papier der Partitur, trotz aller Unklarheit, Trockenheit, Herbheit und Zerstückelung des Melodienflusses und der Grundharmonie, für einen Beweis der Kunsttrefflichkeit ihrer Compositionen gelten, wenn gleich kein Herz ergriffen, kein Ohr geschmeichelt wird durch diese erkünstelte krause Abenteuerlichkeit. So ist denn gekommen, daß man, mit Voß zu reden, in Freund, komm heut Nachmittag her, sieh Herrn Blanchards neu Luftschiff hoch aufziehn, einen sehr prachtvollen Hexameter und feurigen Satz für die Baßgeige, in Höchstdero Vers übertäubt unser Ohr, gegen Zeitmaaß und Tonmaaß einen besonders lebhaften für den muntern Vortrag der Violine erblickte, übrigens daß Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebecca für einen untadelhaften Hexameter hielt. Und so lassen

wir Gutmüthigen uns ein abgezähltes Sylbenhauswerk, wo Daktylen, Molossen, Kretiker 2c. für gleichgeltend gebraucht werden, eben wie Eier dutzend- oder mandelweis, nachdem es fällt, verkaufen, richtige und schön gemessene Verse für aufgedunsene und schwülstige. Dabei steht nicht zu läugnen, wie denn die Extreme sich immer berühren und unsere Zeit überall sie schroff einander gegenüber aufthürmt, daß auch bessere Verskünstler, aus Abgötterei mit der Form, unserer Sprache so sehr Gewalt angethan haben, daß manche Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen zu ihrem Verständniß erst eben die Kenntniß der Ursprachen erfodern. Indeß wird wohl auch hier die Zeit Ausgleicherin werden. Genug, daß Klopstock, Voß, Schlegel, Apel, Baggesen, Fouqué den Reigen führen! Wa.

Versailles, eine französische Stadt, belegen in einer weiten, zum Theil unfruchtbaren Ebne des Departements Seine-Oise, 2½ Meilen von Paris. Hier stand bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts nur ein unbedeutendes Jagdschloß, das zuweilen von den Monarchen besucht wurde, in einem eben so unbedeutenden Orte. Ludwig XIV. beschloß, aus dieser einer Wüste ähnlichen Ebene einen seines prächtigen Zeitalters und seiner Größe angemessenen Wohnplatz für Könige zu schaffen, und legte von 1661 bis 1678 mit einem ungeheuern Aufwande eines der prächtigsten Lustschlösser an, um das sich bald eine der schönsten Städte Frankreichs mit geraden Straßen und schönen Gebäuden versehen, reihete, deren Volksmenge auf 100,000 Köpfe anwuchs. Versailles war die Residenz der drei Bourbonen, Ludwig XIV., XV. und XVI., und aller hohen Centralbehörden bis 1789, — in welchem Jahre Ludwig XVI. am 6ten October Versailles zu verlassen, und zu Paris sein weiteres Schicksal zu erwarten gezwungen wurde. Da mit dem Könige natürlich der ganze Hof und die ganze Regierung den Ort verließ, so verödete derselbe eben so schnell als er angewachsen war. Doch that Napoleon sehr viel, um ihm wieder aufzuhelfen, und ließ auch das Schloß, das zu verfallen anfing, wieder herstellen. Versailles ist jetzt die Hauptstadt des Departements, worin es liegt, der Sitz eines Bischofs, einiger gelehrten Gesellschaften, einer Mahler-, Musik-, Artillerie- und Genieschule, und zählt jetzt in 2000 Häusern 35,000 Einwohner, die mancherlei Arten von Kunstfleiß, besonders aber große Gewehr- und Uhrenfabriken unterhalten. Das Schloß hat eine Façade von 1800 Fuß Länge und enthält noch immer sehr viele Sehenswürdigkeiten, besonders die Capelle, die Prinzentreppe, die prächtige große Gallerie mit kostbaren Schildereien, den Herculessaal, den Salon de Guerre und den Schauspielsaal. Der Garten ist ganz in französischem Geschmacke, aber reich an Springbrunnen, Grotten, Statuen von Bronze, Alabaster und Marmor, und einer ausgesuchten Orangerie. Im Umfange des Parks liegen auch die Villen von Grand und Petit Trianon, beide von Ludwig XIV. angelegt; ein Fenster in dem letztern gab bekanntlich die Veranlassung zu dem Kriege von 1687, den Frankreich zwar mit einer großen Kraft, aber mit erheblichem Verluste führte. (s. Louvois.) Übrigens wurde zu Versailles 1783 der berühmte Friede geschlossen, welcher Nordamerika von dem brittischen Reiche trennte.

Versalbuchstaben, Versalien, heißen die großen Anfangsbuchstaben.

Verschanzung, s. Schanze und Befestigungskunst.

Verschollen wird diejenige Person genannt, welche sich seit langer Zeit in der Fremde befindet, und von der man voraussetzen kann, daß sie nicht mehr am Leben sey. Die gerichtliche Verschollenerklärung erfolgt, wenn von dem Leben und Aufenthalte einer Person nach mehrern, durch die öffentlichen Zeitungen verbreiteten gerichtlichen Vorladungen nichts bekannt wird, und die Person bereits zu einem hohen Alter gelangt seyn müßte. Die Altersbestimmungen sind verschieden nach den verschiedenen Gesetzgebungen.

Verschwörung. So groß die Fortschritte der Wissenschaft des Criminalrechts in neuern Zeiten gewesen sind, so herrscht doch selbst bei den ausgezeichnetsten Bearbeitern desselben (Beccaria, Pastoret, Feuerbach, Stübel, Fichte, v. Grolmann, Tittmann u. A.) keine völlige Übereinstimmung in Hinsicht der genannten Bezeichnung der zum Theile verwandten Begriffe: Hochverrath, Rebellion, Landesverrätherei und Verschwörung. Wenn wir mit Fichte (Grundlage des Naturr. Th. 2. S. 110.) den Hochverrath als diejenige Handlung bezeichnen, durch welche ein Bürger die ihm vom Staate verliehene Macht zur Vernichtung des Daseyns des Staates überhaupt, oder der ihm nach den Grundverträgen des bürgerlichen Vereins zukommenden Verfassung vorsätzlich anwendet; so verstehen wir mit Tittmann (Grundlin. der Strafrechtswissenschaft, §. 138) unter Rebellion (bellum civile) eine gewaltsame (durch bürgerlichen Krieg bewirkte) Vernichtung des Daseyns des Staates oder seiner rechtlichen Verfassung; und nennen mit Filangieri (System der Gesetzgeb. Th. 4. S. 415) Landesverrätherei eine jede, zu Gunsten eines feindlichen Staates unternommene, Handlung, wodurch die Vernichtung des Daseyns des vaterländischen Staates und seiner rechtlichen Verfassung bewirkt werden soll. Bei dieser Unterscheidung der Begriffe sind Hochverrath, Rebellion und Landesverrätherei nicht dem Zwecke nach, wohl aber durch die Art ihrer Ausführung von einander verschieden. Die Verschwörung nun kann sich auf alle drei beziehen. Sie ist eine geheime Verbindung von Staatsbürgern, entweder zum Umsturze der Existenz des Staates selbst, oder zur Veränderung des Regierungsoberhauptes, oder zur Vernichtung der bestehenden Verfassung des Staates. Sie kann daher die Vernichtung der Existenz des Staates selbst und seiner Verfassung beabsichtigen; sie kann aber auch zunächst nur gegen die regierende Dynastie, oder selbst nur gegen die Person des Regenten ausschließend gerichtet seyn; sie kann endlich zunächst nur eine völlige Umbildung der bestehenden Grundverfassung des Staats beabsichtigen, wobei der Angriff auf die Persönlichkeit des Regenten, die Bemächtigung seiner Person, die Nöthigung desselben zur Resignation oder zur Veränderung der Regierungsrechte u. s. w. nicht gerade der nächste Zweck ist. Die vielen Verschwörungen, welche die alte und neue Geschichte in despotischen, monarchischen, constitutionellen und republikanischen Staaten aufgestellt hat, liefern für diese verschiedenen Zwecke bei den Verschwörungen den Beweis. Wie verschieden war die Verschwörung der sieben vornehmen Perser, wodurch Darius Hystaspis den Thron bestieg, von den unzähligen Verschwörungen der griechischen Freistaaten, in Rom zur Zeit der Republik und der Imperatoren, in Indostan, China 2c. Wie verschieden z. B. die Pulverschwörung in England von der Verschwörung des Fiesco in Genua und von der neuesten Verschwörung der Ultra's in Frankreich zur Wiederherstellung der unbeschränkten Monarchie und zur Vernichtung der constitu-

tionellen Charte vom Jahre 1814! Wie ganz anders war der Plan bei der Verschwörung gegen den König Joseph Emanuel (3. Sept. 1758) von Portugal, als (3. Nov. 1771) gegen den König Stanislaus Augustus von Polen und gegen Peter III. von Rußland (9. Jul. 1762). Wie anders erfolgte die Thronresignation Gustavs IV von Schweden (1809), Selims III. (1807) und der plötzliche Tod Pauls I. (24. März 1801). Es muß daher bei den einzelnen Verschwörungen genau unterschieden werden, ob sie gegen die Existenz des Staates selbst zu Gunsten des Auslandes, oder gegen die regierende Familie, oder gegen die Person des Regenten ausschließend, oder gegen die bestehende Verfassung gerichtet, ob sie blos die Wirkungen der Unzufriedenheit im Innern, oder ob sie unter den Einflüssen und der Leitung des Auslandes zur Reife gebracht worden sind.

Versetzungszeichen heißen in der Musik diejenigen Zeichen, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines Haupttones auf dem Notenplan angedeutet wird. Solcher Versetzungszeichen sind vier. Nämlich 1. das Kreuz ♯, welches einen Hauptton um einen kleinen halben Ton (das Verhältniß zweier verschiednen Töne auf derselben Stufe) erhöht; 2. das Be (b), welches einen Ton um ebensoviel erniedrigt; 3. das einfache Kreuz ×, welches einen schon durch ♯ erhöhten Ton nochmals um einen kleinen halben Ton erhöht; und 4. das Doppelte (bb oder b), welches einen schon durch b erniedrigten Ton nochmals um eben so viel erniedrigt. Soll ein erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in seine erste Größe zurückgeführt werden, so wird dies durch das Aufhebungszeichen, Bequadrat, oder auch schlechthin das Quadrat, ♮, angezeigt. Das Quadrat also hebt die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones auf. Ein einfach erhöhter Ton wird durch das ♮ um einen kleinen halben Ton erniedrigt, z. B. c Hauptton, ♯c (cis) einfache Erhöhung; ♮c (c) Aufhebung der Erhöhung. Ein einfach erniedrigter Ton wird um eben so viel durch Bequadrat erhöht, z. B. d (Hauptton), bd (des) Erniedrigung; ♮d (d) Aufhebung des des. — Ferner, soll ein doppelt erhöhter oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht (d. h. also zu einem einfach erhöhten oder erniedrigten Tone) werden, so wird vor die Note das erfoderliche einfache Versetzungszeichen und das Quadrat zugleich gesetzt. Soll aber ein doppelt erhöhter oder erniedrigter Ton wieder ganz in seine natürliche Größe zurücktreten, so wird das Quadrat doppelt vor die Note gesetzt. Z. B.

c . . . . ♮♯c (cis) . . . . ×c (cisis.)
(Natürlicher Ton.) (Einfache Erhöhung.) (Doppelte Erhöhung.)

♮♯c (cis) . . . . ♮♮c (c natürliche)
(Aufhebung der Erhöh. zur Hälfte.) (Ganze Aufhebung)

oder ferner:

d. . . . . bd (des) . . . . bbd (desdes)
(Natürl. Ton.) (Einf. Erniedrigung.) (Dopp. Erniedrigung.)

♯b♮ (des) ♯♯d♮ (d natürl.)
(Halbe Restitution.) (Ganze Restitution.)

Die Versetzungszeichen, nämlich das ♯ und b, heißen wesentliche, wenn sie die in einer Tonleiter (oder Tonart) nothwendig erhöhten oder erniedrigten Töne bezeichnen. In diesem Fall werden sie jedesmal zu Anfang eines Tonstücks, oder eines Satzes zwischen den Schlüssel und das Tactzeichen, auch gewöhnlich zu Anfang einer jeden Notenzeile, und zwar auf diejenige Stufe, auf welche der durch sie erhöhte oder erniedrigte Ton gehört, gesetzt, und heißen dann: die Vorzeichnung (franz. clef) einer Tonleiter. Bezeichnen die Versetzungszeichen aber nur solche erhöhte oder erniedrigte Töne, die nicht in diejenige Tonart, in welcher modulirt wird, gehören, sondern nur zufällig durch den Lauf der Modulation erscheinen, so werden die Zeichen (des ♯ oder b) jedesmal unmittelbar vor die durch sie zu erhöhende oder zu erniedrigende Note gesetzt, und heißen dann zufällige Versetzungszeichen. In Ddur z. B. ist das ♯ auf den Stufen von c und f wesentliches Versetzungszeichen, weil es die in die Tonleiter von Ddur wesentlich gehörigen Töne cis und fis bezeichnet. Wird hingegen zufällig das in die Tonleiter von Ddur gehörige g (ohne Veränderung der Tonart) durch ein ♯ erhöht, also zu gis, so ist das ♯ vor g ein zufälliges Versetzungszeichen, weil es hier nur einen Ton bezeichnet, der nicht in der Tonleiter von Ddur begründet ist. Sowohl die Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen, als das Aufhebungszeichen, werden übrigens auch bei Bezeichnung der Töne durch Ziffern im sogenannten Generalbaß angewandt, und folglich mit unter die Signaturen des Generalbasses gerechnet. F. U.

Versöhnung ist schon zwischen Menschen, die nach verderblichem Zwist einander wieder entgegenkommen, und friedlich die Hände reichen, eine der schönsten Handlungen wahrer Humanität. Ihre gegenseitige Liebe ist nun herzlicher, als vor dem Ausbruche ihrer Feindschaft; sie erkennen freudiger das Gute an, das neben manchen Mängeln doch jeder von beiden besitzt, und die wechselseitige Verzeihung alles erlittenen Unrechts bekräftigt ihren Vorsatz, neue Beleidigungen zu vermeiden, und sich des wiedergewonnenen Vertrauens durch ein tadelloses Verhalten würdig zu machen, und einander desto gütiger zu begegnen, je ärger vorher die Verletzung gewesen war. So macht die Stunde der Versöhnung selbst ungebildete, sonst harte Menschen feinfühlender und williger, nun aus Liebe zu leisten, was sie vorher der Gerechtigkeit verweigerten. Mit tiefer Beziehung auf diese Eigenheit des menschlichen Gemüths wendet daher die Sprache des biblischen Christenthums den Ausdruck „Versöhnung" an, um die Wiedervereinigung des sündigen Menschen mit Gott zu bezeichnen. Zwar ist von Seiten Gottes nichts geschehen, was die Menschen Beleidigung nennen könnten, noch eine Aufwallung des Zorns über ihre Sünden in seinem unveränderlichen Wesen denkbar. Er ist ewig die Liebe selbst, und bedarf keiner Versöhnung mit den Menschen, deren Fehltritte seine unendliche Seligkeit nicht zu trüben vermögen. Aber verletzt haben sie durch ihre Sünden die Idee der Heiligkeit Gottes, die in ihrem Gewissen wohnt, und nach ihrer auf die Analogie menschlicher Verhältnisse gegründeten Ansicht muß be-

diesem Bewußtseyn der Gedanke, „er sey erzürnt, er verwerfe sie als Übertreter seiner Gesetze und Gegenstände seiner Strafgerechtigkeit," sich ihnen zudrängen, und sie mit kindlicher Furcht und Bangigkeit erfüllen. Den Jammer dieses Zustandes, den jeder nur einmal zur Besinnung gekommene Sünder kennt, zu stillen, kam der Sohn Gottes in die Welt. Sein vorwurfsfreies, heiliges Leben zeigte den Menschen, wie sie seyn müssen, um das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, und den Kreuzestod, in den er sich freiwillig und als Sühnopfer für die Sünden der Welt hingab, sollte seine an solche Sühnopfer gewöhnten Zeitgenossen überzeugen, er habe ihre Schuld auf sich genommen, und denen, die ihm nachfolgen, den Zugang des kindlichen Vertrauens zu Gott wieder geöffnet. Aber, auch ohne diese zunächst historische Beziehung hat der Tod Jesu für die Menschen aller Zeiten nach der biblischen Lehre den Werth einer göttlichen Bürgschaft, daß die gefürchteten Strafen ihnen erlassen, und alle die Sünden vergeben seyn sollen, die sie nach empfangner Erkenntniß dieses Heils nicht muthwillig wieder begehen. So sind die Menschen durch Christum mit Gott versöhnt, die Hand zum Frieden ist ihnen in seiner Religion vom Himmel dargeboten, sie dürfen sie nur im Glauben ergreifen, und sich daran zu neuem kindlichen Gehorsam gegen Gott aufrichten, um in Christo ihren Versöhner zu erkennen, der ihre Wiederaufnahme in das Reich der Gnade Gottes vermittelt und ihnen Gewißheit von der Vergebung ihrer Sünden verschafft hat. Alle christliche Confessionen stimmen im Glauben an diese Versöhnung der sündigen Menschen mit Gott und in dem unabweislichen Grundsatze überein, daß nur diejenigen, die Christo in Gesinnung und Wandel ähnlich werden, in der Zuversicht auf die durch seinen Tod bewirkte Versöhnung Beruhigung wegen der, nach menschlichen Rechtsbegriffen sonst unausbleiblichen, ewigen Folgen ihrer Fehltritte finden können. Diese Versöhnungslehre ist zugleich für die Gläubigen unter den Christen das Wort des Räthsels, welches die neuere Identitäts-Philosophie sich in ihrer Theorie des Abfalls der Welt von Gott aufgegeben hat. E.

Verstand, gleichbedeutend mit Vernunft, also in seinem weitesten Umfange, heißt das Vermögen der nicht sinnlichen Erkenntniß überhaupt; insbesondere aber bezeichnet er das Denkvermögen (s. **Denken**) im engern Sinne, mithin das Vermögen zu begreifen, urtheilen und schließen, oder kurz das Vermögen durch Begriffe vorzustellen. Er unterscheidet sich in dieser Hinsicht als ein Vermögen der Form unsrer Erkenntniß, von der Vernunft und der Sinnlichkeit, durch welche wir einer unmittelbaren Erkenntniß fähig sind. — Gemeiner Menschenverstand ist das Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Regel in concreto. Er ist also von dem speculativen Verstand unterschieden, welcher ein Vermögen der Erkenntniß und des Gebrauchs der Regel in abstracto ist. So wird der gemeine Verstand die Regel, daß alles, was geschieht, vermittelst seiner Ursache bestimmt sey, kaum verstehen, und niemals so im Allgemeinen einsehen; er fodert ein Beispiel. Der gemeine Verstand hat also weiter keinen Gebrauch, als in so fern er seine Regeln in der Erfahrung bestätigt sehen kann; der speculative hingegen sieht diese Regel a priori, und unabhängig von der Erfahrung ein. Dies liegt ganz außer dem Gesichtskreise des gemeinen Verstandes, folglich auch die Metaphysik. — Der Streit zwischen dem gesunden Menschenverstande und der philosophi-

renden Vernunft ist daher an sich naturgemäß, und jener tritt mit dem Scheine des Sieges um so selbstgefälliger hervor, je mehr diese sich in dem Gebiete der Speculation verliert. Bei solchen Verirrungen wendet sich dann ein großer Theil der unbefangenen Beobachter zum Entgegengesetzten, und bewahrt sich vor den Irrthümern einer Art, um in andre Irrthümer zu gerathen. Man spricht daher oft von einer Philosophie des gesunden Menschenverstandes, ohne aber über die Sache reifer nachgedacht zu haben, als über so manche andere, über die im Leben gewortwechselt wird. Wenn der Verstand, wie wir ihn oben definirten, betrachtet wird, so kann von einer Philosophie des Verstandes nicht die Rede seyn. Denn der gesunde Menschenverstand ist noch nicht der ausgebildete Verstand, welcher als Organ der Philosophie zur Aufsuchung und Entwickelung der höchsten Wahrheiten nothwendig ist; und nicht der Verstand überhaupt, sondern die Vernunft ist Quelle dieser Wahrheiten.

Verstärkungsflasche, s. Flasche (Leydener).

Versteigerung, Auction, s. Subhastation.

Versteinerungen (Petrefacten) sind abgestorbene organische Körper, die eine so ungestörte Lage erhalten haben, daß sie anstatt zu verwesen und in Erde zu zerfallen, ihre Bildung beibehalten haben, mit fremden Erdtheilen durchdrungen, und durch die Länge der Zeit verhärtet und steinartig geworden sind. Es giebt Versteinerungen von verschiedenen Arten der Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische und Insecten. Aus dem Pflanzenreiche findet man Abdrücke von ganzen Gewächsen oder ihren Theilen, meistens Farrenkräuter, in den sogenannten Pflanzenschiefern, und versteinertes Holz. Die Petrefacten finden sich an einem Orte häufiger als an einem andern, aber es wird wenig Gegenden auf der Oberfläche der Erde geben, die gar keine enthielten. Man hat Petrefacten auf sehr hohen Bergen — versteinerte Ammonshörner auf einem Berge in Savoyen 7844 Fuß hoch über der Meeresfläche — so wie im tiefen Abgrunde der Erde — Schieferabdrücke von Farrenkräutern in Steinkohlengruben in England, 2000 Fuß tief unter der Meeresfläche — gefunden, und man leitet diese Erscheinungen von einer ehemaligen, durch unterirdisches Feuer oder vielleicht durch Feuer und Wasser zugleich bewirkten Revolution unserer Erde her.

Versuch, in den physischen Wissenschaften. Wenn wir die Gegenstände der Sinnenwelt in gewisse Umstände versetzen, um zu erfahren, wie sie sich unter denselben verhalten werden, so stellen wir einen Versuch, ein Experiment damit an. Wer z. B. Quecksilber hohen Graden künstlicher Kälte aussetzt, um zu erfahren, bei welchem dasselbe endlich gefrieren werde; oder wer Körper unter die Glocke der Luftpumpe bringt, um zu sehen, wie sie sich im luftleeren Raume verhalten, der experimentirt. Die Geschicklichkeit, unter den Umständen zweckmäßig auszuwählen, die Resultate der gemachten Erfahrung richtig zu interpretiren, und die daraus fließenden Folgerungen mit philosophischer Genauigkeit innerhalb der rechten Gränzen einzuschließen, ist ein Talent des echten Naturforschers, der, sein großes Vorbild, Baco, unverrückt im Auge, nie vergessen darf, daß auf keinem Wege die Erfahrung die einzige zuverlässige Lehrmeisterin ist. Diese Kunst ist aber schwer und ihre vollkommne Ausübung nur dem Genie vorbehalten. — Man besitzt über die Theorie des unermeßlichen Gegenstandes ein ausführliches Werk von Senebier: Essai sur l'art d'observer et de faire des expériences, 3 Bände (2te Aufl. Genf, 1802). Zur Pra-

ris der Versuche bedarf es der physikalischen Instrumente, deren systematische Zusammenstellung den Namen eines physikalischen Cabinets führt. Von den Erfodernissen eines solchen handelt ausführlich Sigaud de la Fond: Description et usage d'un cabinet de physique expérimentale. An quatrième de la république. 2 Bände, mit vielen (und genauen) Kupfer. Der Verf. ist in der Chemie noch ein Anhänger des phlogistischen Systems; daher dieser Theil seiner Arbeit mit der erfoderlichen Rücksicht gelesen werden muß. Dr. N.

Vertagen, von Tag und tagen. In altdeutscher Gerichtssprache ist Tag gleichbedeutend mit Gericht, und tagen mit Gericht halten. Diese Bedeutung des Tagens ist noch übrig in **Tagfahrt**, ein vom Gerichte angesetzter Termin, **Landtag**, Zusammenkunft der Stände des Landes, und **Tagsatzung**, die Versammlung der Repräsentanten der verschiedenen Cantone in der Schweiz. Vertagen insbesondre heißt, die Sitzungen einer solchen Versammlung einstweilen für beendigt erklären. Fast in allen repräsentativen Constitutionen haben die Regenten sich das Recht vorbehalten, die Sitzungen der Repräsentanten nach Willkühr, wenigstens für einige Zeit, zu vertagen.

Vertebralsystem ist von dem gesammten Nervensystem diejenige Partie, welche zunächst von dem Rückenmarke ausgeht, oder mit ihm sich vereinigt. Es besteht also aus dem Rückenmarke selbst, und aus allen den Nerven, welche von demselben ausgehen. Das Rückenmark besteht aus ähnlicher Masse, wie das Gehirn (vergl. den Art. **Rückenmark**). Die von ihm ausgehenden Nerven sind theils und zunächst für die äußere Haut, für die Muskeln des untern Theils des Gesichts, für die des Halses, des Rückens, der obern und der untern Gliedmaßen, theils zur Verbindung mit dem Nervensystem des Unterleibes und mit zur Bildung des großen sympathischen Nerven bestimmt. Alle diese Nervenfäden gehen von dem Rückenmarke ab, und aus dem Canal der Wirbelsäule durch die an der Seite derselben je zwischen zwei Wirbelknochen sich bildenden Löcher heraus, und sind deren auf jeder Seite 30. Sobald jeder dieser Nerven aus dem Canal der Wirbelsäule durch das ihm zunächst entsprechende Loch auf der Seite desselben herausgetreten ist, theilt er sich in einen vordern und einen hintern Ast. Der vordere verbindet sich mit dem in der Brust und in dem Unterleibe auf jeder Seite herablaufenden großen sogenannten sympathischen Nerven, hilft dessen Knoten bilden, und steht dadurch auch in einiger Verbindung mit dem Nervensystem des Unterleibes; der hintere Ast geht mit seinen Verzweigungen in die zunächst befindlichen, oben genannten Muskel- und Hautpartien. Von dem Gehirn zu dem Rückenmark, von diesem zu den Nerven des Muskelsystems und der Haut findet demnach ein ununterbrochner Zusammenhang Statt; von dem Rückenmark zu den Nervengeflechten des Unterleibes ist aber der Zusammenhang durch die Nervenknoten des sympathischen Nerven unterbrochen. Die Betrachtung über die Function des Vertebralsystems giebt die Erklärung über dessen organisch-materielle Darstellung. Wie in der Region der Reproduction das Nervensystem in scheinbarer Regellosigkeit von sehr vielen zerstreuten Centralpunkten ausgeht, und in stiller Thätigkeit seine Herrschaft allenthalben ausübt; wie in der Region der Sensibilität alles von einem Centralpunkt ausgeht, und in diesen Punkt sich sammelt, daher die Nervenmasse in Kugelform sich bildet: so ver-

breitet sich das die Irritabilität beherrschende Nervensystem, alle Bewegung nach außen und nach innen vermittelnd, in die Länge strahlend und regelmäßig in die Region derselben. Die willkührliche Bewegung wird von dem Gehirn, dem Organ des Selbstbewußtseyns, in ununterbrochenem Zusammenhange selbst regiert; denn in der Regel erhalten alle Muskeln der freiwilligen Bewegung ihre Nerven von dem Rückenmarke. Die innere Bewegung der zur Reproduction gehörigen Organe, des Herzens, der Adern, der Gedärme u. s. w. sind der willkührlichen Einwirkung des Gehirns entzogen durch die Nervenknoten des Unterleibsnervensystems. In besondern Fällen, z. B. im Schlafe, in welchem die Macht und Thätigkeit dieses letztern Systems erhöht wird, kann es auch vorkommen, daß die Nervenknoten selbst die Fortleitung nicht aufhalten, sondern von den Nervengeflechten des Unterleibes rückwärts durch die Nervenäste des sympathischen Nerven nach dem Rückenmarke und von da in die Nerven der willkührlichen Muskeln eine fortlaufende Reizung und Einwirkung möglich gemacht und unterhalten wird, wodurch also die vorher blos der Willkühr untergeordnete Muskelbewegung auch unwillkührlich durch ungewöhnliche Einwirkung von den Nerven des Unterleibes her erregt wird. Der Schlafende kann daher mancherlei Bewegungen vornehmen, ohne daß der Antrieb dazu von dem Gehirn im Bewußtseyn und mit Willen geschieht, und ohne daß der Mensch nach dem Schlafe sich dessen erinnert. (S. d. Art. Traum.) Eben so kann im Wachen selbst eine unwillkührliche Muskelbewegung durch krankhafte heftige Einwirkung auf das Vertebralsystem von den Unterleibsnervengeflechten Statt finden, z. B. im St. Veitstanz, in mancher Art von Epilepsie, von Wurmreiz entstanden, oder in andern Krämpfen und Zuckungen.

Vertheidigungsschrift, s. Defension.

Vertheilung, in den physischen Wissenschaften. Man setzt in der Physik, und namentlich in der Theorie der Electricität, die Vertheilung der electrischen Materie in einem Körper deren Mittheilung dergestalt entgegen, daß man unter letzterer das wirkliche Überströmen in einen zweiten Körper, unter ersterer aber eine bloße Aufhebung des Gleichgewichts, ein Zusammenströmen nach einzelnen Punkten desselben Körpers, Behufs der Mittheilung, der sich aber irgend ein Hinderniß entgegengesetzt, versteht.

Vertical, bleirecht. Wenn man an das eine Ende eines frei hängenden Fadens einen hinreichend schweren Körper, gewöhnlich eine Bleikugel, befestigt, so nimmt der Faden nun eine Richtung an, die auf der Oberfläche eines stillstehenden Gewässers perpendicular *) ist, und bleirecht oder auch vertical, scheitelrecht, heißt, weil in ihrer Verlängerung, der Scheitellinie, sowohl der Scheitelpunkt (Zenith, s. d. Art.), als der Fußpunkt (Nadir, s. d. Art.) des bezüglichen Ortes liegt. Setzt man nämlich, wie hier vollkommen erlaubt ist, die geringen Abweichungen der Gestalt der Erde von der einer vollkommnen Kugel, darüber in dem Art. Abplattung gesprochen worden, bei Seite, und erinnert sich, daß die Schwere überall nach dem Mittelpunkte der Erde gerichtet ist; so erhellt, daß der so beschwerte Faden in einen verlängerten Erddurchmesser fallen, und also auf dem Gewässer, welches einen Theil der Erdkugelober-

*) Das Verticale steht dem Perpendikulären, wie das Besondre dem Allgemeinen gegenüber: was auf dem Horizontalen perpendicular ist, heißt Vertical.

Fläche ausmacht, auf der jeder Diameter senkrecht ist, nothwendig auch senkrecht seyn müsse.

Verticalkreis nennt man den durch Zenith und Nadir des Beobachters gehenden und also auf dessen Horizonte senkrechten größten Kreis der Himmelskugel, in dessen Bogen man die Höhe und deren Complement den Zenithabstand der Gestirne angiebt. Dies wird deutlich, wenn man sich den astronomischen Quadranten (s. **Quadrant**), welcher als ein Verticalviertelkreis betrachtet werden mag, versinnlicht.

Vertot d'Aubeuf (René Aubert de), wurde den 25sten November 1655 in dem Schlosse Bennetot in der Normandie geboren, und trat wider den Willen seiner Ältern in den Capucinerorden. Da seine Gesundheit bei der Strenge dieser Ordensregel sehr litt, trat er 1677 in den Orden der Prämonstratenser, und wurde allmählig Secretär des Generals, Pfarrer und endlich Prior seines Stiftes. Der Einsamkeit des Klosterlebens überdrüßig, ging er 1701 nach Paris, und wurde Weltgeistlicher, und bald darauf Mitglied der Akademie. Seine Talente gewannen ihm bald mächtige Gönner. Er wurde Secretär der Herzogin von Orleans, und endlich 1715 vom Großmeister von Malta zum Historiographen des Ordens ernannt. Später erhielt er die Commende von Santeny. Vertot brachte die letzten Jahre seines Lebens unter den schmerzlichsten körperlichen Leiden hin, unter denen er 1735 starb. Als Geschichtschreiber hat er sich großen Ruhm erworben, und man betrachtet ihn als den Curtius der Franzosen. Sein Styl ist ausdrucksvoll, und seine Art zu erzählen leicht und gewandt. Er ist ohne Vorurtheile, und bei der Lectüre seiner Werke erräth man nicht, welcher Nation oder welchem Zeitalter er angehört habe. Seine Reflexionen sind treffend, gründlich und bestimmt, und immer mit einer edlen Einfalt vorgetragen. Man macht ihm den Vorwurf, daß er in der Wahl der Materien nicht umsichtig und streng genug gewesen, und daß er seine Erzählungen oft auf Kosten der Wahrheit ausgeschmückt habe; er hatte es in seiner Gewalt, die Leser zu Gunsten seiner Helden zu gewinnen, aber es fehlt ihm an kritischem Forschungsgeiste und tiefer Menschenkenntniß. — Seine vorzüglichsten Werke sind: L'Histoire des Révolutions de Portugal (deutsch, Regensburg 1788); L'Histoire des Révolutions de Suède.

Verträge und Quasiverträge. **Vertrag** (pactum, contractus) ist eine gegenseitige Willenserklärung zwischen zwei oder mehreren Personen, wodurch Rechte und Verbindlichkeiten entstehen. Ein Rechtszustand nämlich ist unter den Menschen nur dadurch möglich, daß sie sich über diejenigen Gegenstände, welche Zwang und Mittheilung zulassen, vernünftig vereinigen. Diese Vereinigung (consensus) geschieht so, daß sie in Hinsicht dieser Gegenstände einen und denselben Willen erklären, und diese Willensäußerungen sich gegenseitig so bestimmen, daß sie eine von der andern abhängig erkennen. Die Willensäußerungen bestimmen sich aber gegenseitig, wenn durch die **Verbindlichmachung** des Einen der Andre sich **berechtigt** erklärt, und umgekehrt; daher zu jedem Vertrage dem Wesen nach wenigstens zwei sich gegenseitig bedingende Willenserklärungen erforderlich sind, nämlich das rechtsverbindliche **Versprechen** (promissio) und die Annahme desselben (acceptatio). Diese den Vertrag constituirenden Handlungen sind mit den **vorbereitenden** nicht zu vermischen, welche man **Angebot**, (oblatio) und Billigung nennen kann (s. den Art.

punctation). Wenn nun jene Willenserklärungen auf die angegebene Weise erfolgt sind, so ist der Vertrag abgeschlossen, und der übereinstimmende Wille der Parteien (Paciscenten, Contrahenten genannt) gilt als das Gesetz ihrer künftigen Handlungen bis zur Erfüllung. Dies hat die Wirkung, daß derjenige, welcher in irgend einer Hinsicht etwas versprochen hat, die Erfüllung des Versprechens zu bewirken verbunden, der aber, welcher das Versprechen angenommen hat, auf die Erfüllung dieses Versprechens selbst gegen den spätern Willen des Versprechenden dringen kann; weil sonst die Willensmeinung keine Wirkung hätte, und eine Uebertragung der Rechte unmöglich wäre. Der innere Grund der Verbindlichkeit jedes Vertrags (causa obligans) ist daher diese Willensvereinigung. Diese Willenserklärung aber ist ausdrücklich oder stillschweigend. Hiernach wird der Vertrag selbst ausdrücklich (expressum pactum) oder stillschweigend (tacitum) genannt. Die positiven Rechte lassen oft auch die Einwilligung präsumiren, und nehmen dann einen Quasi-contractus, Quasivertrag, d. h. ein dem Vertrage ähnliches, nach denselben rechtlichen Grundsätzen analog zu beurtheilendes Geschäft, an. Das römische Recht machte einen Unterschied zwischen pacta und contractus, indem es nur gewissen gesetzlich bestimmten Verträgen die Wirkung der Klagbarkeit beilegte; diese werden contractus genannt. Nach heutigem Recht entstehen aus allen Verträgen klagbare Foderungen, und wenn nicht die Natur der Sache oder bestimmte Gesetze etwas anders erfodern, so ist schon die bloße Einwilligung zur Begründung eines Vertrags hinreichend (causa civiliter obligans), so wie es heutzutage keinen Unterschied unter contractibus bonae fidei und stricti juris giebt. — Daraus nun, daß Verträge überhaupt Rechte hervorbringen, folgt nicht, daß jeder Vertrag rechtsgültig ist. Es sind also die wesentlichen Erfodernisse eines gültigen Vertrags zu betrachten, ohne welche nur ein Scheinvertrag Statt findet. Diese sind, da eine vernünftige Willensvereinigung der Grund der Rechtsverbindlichkeit der Verträge ist, von Seiten der Paciscenten folgende: Die Vertragenden müssen bei Abschließung derselben einen freien Willen gehabt haben, mithin nicht überhaupt wegen Mangels an Reife des Verstandes, Geistesschwäche oder körperlicher Krankheit deutlicher Vorstellungen unfähig, nicht aus Schuld oder Betrug andrer in einem unabwendbaren und wesentlichen Irrthum (error invincibilis et essentialis), oder dazu genöthigt gewesen seyn. In Hinsicht des Gegenstandes des Vertrags wird erfodert, daß die in demselben versprochene Leistung physisch oder practisch möglich sey; denn zu physisch unmöglichen, schändlichen oder widerrechtlichen Dinge kann niemand verpflichtet werden. Darum kann niemand seine persönliche Freiheit oder das Recht eines Dritten unbedingt veräußern. Außerdem kann auch der Staat aus positiven Gründen manche Dinge den Verträgen entziehen. Zu den zufälligen Bestandtheilen der Verträge (d. h. solchen, die nicht jedem Vertrage nothwendig sind) gehören die ausdrücklichen Bestimmungen, von denen man die Wirksamkeit des Vertrags in gewissen Fällen abhängig macht, den man dann auch den bedingten Vertrag (pactum conditionatum) nennt. Es betreffen nämlich diese Bestimmungen einen äußern noch ungewissen Umstand (und heißen dann Bedingungen, conditiones, im engern Sinn), wodurch die Erfüllung des Versprechens aufgeschoben (c. suspensiva) oder aufgehoben werden soll (c. resolutiva); oder sie betreffen blos Zeit und Zweck der Leistung. Überall haben diese Bestimmungen nur dann rechtliche Wir-

kung, wenn sie auf die im Vertrage festgesetzte Weise in Erfüllung gehen. Die positiven Rechte setzen manche außerwesentliche Bestimmungen fest, von denen die Gültigkeit eines Vertrags abhängig gemacht wird. Dies geschieht, wie z. B. bei gewissen Formalitäten, die das Civilrecht bestimmt, zur Sicherung der Verträge, und um bestimmte Zeichen ihres Daseyns zu haben, auf welche sich die Klagbarkeit der Foderungen aus Verträgen stützen kann. — Was die Wirkung eines gültigen Vertrags anlangt, so ist diese ein Recht, die bestimmte Handlung des Versprechenden (bestehe sie nun im Thun oder Unterlassen), welche im Vertrage festgesetzt ist, zu fodern, mithin zunächst ein persönliches Recht; durch die wirkliche Leistung aber, falls der Vertrag eine äußere Sache betrifft, entsteht ein dingliches Recht. Dieses ist einleuchtend bei dem sogenannten Verbalcontract (pactum verbo initum, s. contractus verbalis), bei welchem die Übergabe einer Sache als künftig versprochen wird, aber auch bei dem **Realcontract** (pactum re initum), wo die Übergabe der Sache, über welche contrahirt wird, sogleich erfolgt, ist die Wirkung desselben zunächst eine Foderung an die Person des Übergebenden, nämlich die negative, das Übergebene nicht willkührlich zurückzufodern. Über die Zeit der Übergabe, bis zu welcher der Eigenthümer allen Schaden trägt, so wie über die Frist der Annahme des Versprechens, entscheidet in unbestimmten Fällen der Staat gesetzlich nach der Zweckmäßigkeit. Aus der Natur des Vertrags folgt, daß ein Pacistent den Vertrag willkührlich aufheben oder irgend einen Gegenstand der Übereinkunft einseitig verändern darf, und daß dem Paciscenten, welcher die Erfüllung des Versprechens verhindert, verzögert oder unmöglich macht, der Ersatz des gestifteten Schadens obliege. Der Vertrag hört auf mit vertragsmäßiger Erfüllung des Versprechens, oder wenn sie ohne Schuld des Versprechenden unmöglich wird, oder durch bedungenen Widerruf, oder durch Dissolutivverträge, d. h. solche, wodurch die Paciscenten das unter ihnen bestehende Vertragsverhältniß aufgehoben, Eintritt eines Umstandes, der die Wirkung einer aufhebenden Bedingung hat, Tod eines Contrahenten, wenn ihre Rechte nicht forterben, oder endlich Vereinigung der im Vertrage festgesetzten Rechte und Verbindlichkeiten in Einer Person. Die Verträge sind so mannichfaltig, daß man sie auf verschiedene Weise eintheilen kann, ohne eine vollständige Classification derselben zu gewinnen. So sind z. B. die Verträge in Hinsicht ihres Gegenstandes solche, welche ein Geben, oder eine andere Handlung betreffen, ferner **einfache** oder **zusammengesetzte**, und diese **copulativ** oder **alternativ**; in Hinsicht des Versprechens der Paciscenten einseitige oder doppelseitige, — vergeltliche (wenn die Leistungen sich gegenseitig bedingen) und unvergeltliche, Privat-, Staats- und Völkerverträge; dem Zwecke nach **Constitutivverträge**, durch welche ein rechtliches Verhältniß vertragsmäßig eingegangen wird, und Dissolutivverträge (s. vorher); erstere aber sind wieder Hauptverträge (Principalverträge) und Nebenverträge (pacta accessoria); ferner dem Äußern nach benannte (nominati contractus), d. i. die einen eignen Namen haben, durch welchen ihre eigenthümliche Beschaffenheit bezeichnet wird, und unbenannte (contractus innominati); endlich nach den obigen Eintheilungen in ausdrückliche und stillschweigende Verträge, Verbal- und Realverträge, bedingte und unbedingte, u. a. m. Einen Versuch, sämmtliche Verträge in einer Tabell zu classificiren, findet man in **Kants** metaphysischen Anfangsgründen der

Rechtslehre S. 318 u. f. und in Meisters Lehrbuch des Naturrechts S. 276 u. f.

Vertumnus oder **Vortumnus**, der Gott der Gartenfrüchte, auch der Vorsteher der Jahreszeiten. Er wird als ein Jüngling abgebildet, mit Früchten im Schooße, oder auch ein Füllhorn mit Früchten unter dem Arme. Einige Dichter machen ihn zum Gemahl, andre blos zum Liebhaber der Pomona; in dieser letztern Eigenschaft soll er verschiedene Gestalten angenommen haben — wahrscheinlich eine Andeutung der verschiednen Jahreszeiten. Zu Rom wurde ihm zu Ehren im Monat October ein Fest, die Vertumnalia, gefeiert.

Verviers, eine gut gebaute Stadt in der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Lüttich, vormals in dem Bisthum Lüttich, theils in einem tiefen Thale, theils am Abhange eines Berges, am kleinen Flusse Wesdre, dem aber Verviers seinen Wohlstand verdankt; denn an demselben liegen die 30 großen Tuchmanufacturen, die die durch ganz Deutschland gehenden Vervier-Tücher liefern. Der Ort hat jetzt 850 Häuser und 9962 Einwohner. Außer den Tuchfabrikation findet man daselbst auch Seifensiedereien, Scheidewasser- und Vitriolsiedereien. Auch bäckt man hier sehr schmackhafte Pasteten.

Verwandtschaft (chemische), Wahlverwandtschaft, Wahlanziehung. Wir wollen zuvörderst von einer Erfahrung ausgehen. Wenn man ein Gemisch von Schwefelsäure und Mineralalkali (Glaubersalz) zu einem Gemische von Kalkerde und Salzsäure (salzsaurer Kalkerde) schüttet, so trennen sich, unter Voraussetzung des flüssigen Zustandes der ganzen Masse, welcher nach dem bekannten: „Corpora non agunt nisi sint fluida" Bedingung der chemischen Wirkungen ist, die bis dahin bestandenen Verbindungen, und es bilden sich neue. Die Salzsäure nämlich verläßt die Kalkerde, um sich mit dem hinwiederum von der Schwefelsäure verlassenen Mineralalkali zu Kochsalze zu verbinden, während die Schwefelsäure mit der Kalkerde nun Gyps bildet. Um diese wunderbare Erscheinung, davon die Natur unzählige Beispiele darbietet, zu erklären, sagt man, die Salzsäure, dabei stehen zu bleiben, habe eine **nähere Verwandtschaft** zum Mineralalkali als zur Kalkerde, und ihr Verlassen der letzteren, Behufs der Vertreibung der Schwefelsäure aus der Vereinigung mit dem ersteren und nachherigen eignen Verbindung damit, sey eine Folge ihrer **Wahlverwandtschaft**, **Wahlanziehung** zu demselben; ein Ausdruck, der jedoch, wie wir nachher bei Betrachtung der Berthollet'schen Theorie dieses Gegenstandes näher sehen werden, nicht in seiner ganzen Strenge genommen werden darf. In dem hier gewählten Beispiele ist von vier verschiedenen Körpern die Rede, deren Verbindung und Wiederverbindung je zwei zu zwei erfolgt war; es hätte aber eben sowohl eine **größere** Anzahl von Körpern dabei in Thätigkeit treten, oder gegentheils nur ein hinzukommender dritter Körper eine bestehende Verbindung zwischen zwei anderen trennen und eine neue zwischen sich und einem der andern getrennten veranlassen können; und man kann daher **chemische Verwandtschaft** allgemein als die Erscheinung definiren, da sich die verschiedenen ungleichartigen Bestandtheile der Körper einmal in ihrer Berührung innigst mit einander verbinden, andrer Seits aber durch das Hinzutreten eines oder mehrerer neuen Stoffe zu anfänglichen Trennungen und nachherigen neuen von den ersteren verschiedenen Verbindungen gebracht werden können. Nach dieser Erklärung wird nun die Eintheilung der chemischen Ver-

wandtschaft in vier Hauptarten, die zusammensetzende, die aneignende, die einfache und die mehrfache deutlich werden. Von der letzteren giebt der Eingangs aufgeführte Fall ein Beispiel. Einfach würde die Verwandtschaft gewesen seyn, wenn es zur Trennung zweier Stoffe des Hinzutritts nur eines dritten bedurft hätte, der mit dem einen der ersteren nun eine neue Verbindung eingegangen wäre. Jede innige Vermischung zweier Stoffe, z. B. des Mineralkali mit der Salzsäure zu Küchensalze, ist eine Wirkung der zusammensetzenden Verwandtschaft; und aneignend endlich nennt man ein Verwandtschaftsmittel, welches eine Verbindung zwischen sonst widerstrebenden Körpern vermittelt, z. B. das Pflanzenlaugensalz, welches Öl und Wasser, die sich sonst nicht mischen, zu Seife verbindet. Dieser Begriff der chemischen Verwandtschaft ist, wie wir schon Eingangs angedeutet haben, durch einen neueren französischen Chemiker, Berthollet, in mehreren Schriften, namentlich, Essai de statique chimique, Paris, Didot 1803, zwei Bände, einem nicht genug zu empfehlenden Werke, und auf welches wir alle diejenigen Leser verweisen müssen, welche tiefer in den Gegenstand eindringen wollen, in ein noch bestimmteres Licht gesetzt worden. Er macht die oben beispielsweise angeführten Erfolge nicht allein von der Verwandtschaftskraft, sondern zugleich von dem Quanto des angewendeten Zersetzungsmittels (die er in ihrer Gemeinschaft auf die Wirkung mit dem sehr passenden Namen „der chemischen Masse" belegt) abhängig, dergestalt, daß, wie er sich Band 1. S. 76 des angeführten Werkes wörtlich ausdrückt, man nicht unbestimmt sagen müsse, eine Säure (wie im Beispiele die Salzsäure) vertreibe die andere aus ihrer Verbindung, vielmehr theilten sich beide, nach Maaßgabe der „Masse" (in oben angeführter Bedeutung) in die Wirkung auf die Grundlage, und die vermeintlich ausgetriebene Säure erhalte nur so viel freie Wirksamkeit gegen eine zweite Grundlage, als die hinzutretende Säure ihr an Wirkung auf die erstere entziehe. Wie viel Ansprechendes diese Beschränkung des Begriffs der Wahlverwandtschaft durch die Rücksicht auf die Quantität aber auch haben möge; so ist doch auch damit noch nichts für die Erklärung der letzten Gründe der Erscheinung geschehen; vielmehr befinden wir uns in der Nothwendigkeit, unsere vollkommne Unwissenheit darüber einzugestehen. Dr. N.

Verwandtschaften (Bluts- oder persönliche), entstehen durch die eheliche Verbindung von zwei Personen; in aufsteigender Linie werden ihre Ältern und Großältern Verwandte, in absteigender ihre Nachkommen. Die Grade der Verwandtschaft werden nach den Generationen bestimmt; so sind sich z. B. Kinder von Geschwisterten im zweiten Grade verwandt. Die Verwandtschaftsverhältnisse sind in Erbschafts- und Heirathsangelegenheiten von großer Bedeutung, indem nach denselben der Antheil und die Größe desselben bei Erbschaften, und die Zulässigkeit der Ehe bestimmt werden. Letztere richtet sich aber vorzüglich nach den religiösen Gesetzen eines Volks; in der catholischen Kirche hat sogar die geistliche Verwandtschaft, die aus der Taufzeugschaft entsteht, Einfluß.

Verwesung, s. Fäulniß.

Verwitterung ist diejenige durch Einwirkung der Luft, vielleicht auch mittelst des Wassers, nach und nach entstehende Veränderung der Mineralien, wodurch dieselben, wenn nicht ganz, wenigstens an der der Luft ausgesetzten Oberfläche mehr oder weniger, chemisch oder mechanisch in ihre Bestandtheile zersetzt, oder sonst umgeändert

werden. Es ist dieses ein auffallendes, noch nicht genugsam beobachtetes, noch weniger erklärtes Phänomen. Die festesten Gebirgsarten, z. B. Granit, Porphyr rc., werden dadurch in Gries und Sand mechanisch zertheilt, Horn und Feuersteine mittelst chemischer Einwirkung, ungeachtet sie größtentheils aus Kieselerde bestehen, mit einer weißen thonartigen Kruste überzogen. Die in der feuchten Atmosphäre vorhandenen Urstoffe sind dabei allerdings wirksam, doch nach welchen Gesetzen es überhaupt geschieht, und wie insbesondere ein, wenigstens bis jetzt, als einfach angenommener Bestandtheil durch jene Einwirkung in einen anderen, wesentlich verschiedenen, umgeändert werden kann, z. B. Kiesel in Thon, ist ein noch nicht gelöstes Räthsel, dessen Erklärung jedoch vielleicht bald von der mit Riesenschritten zur immer höheren Vervollkommnung eilenden Chemie zu erwarten steht, zumal da dieselbe schon jetzt die Ursachen mancher Erscheinungen genügend nachweis't, deren Existenz vor zwanzig Jahren selbst noch nicht geahnet wurde.

Verzierungskunst, in engerer Bedeutung, die Kunst, eine Wohnung, Saal oder Zimmer, gefällig und anmuthig auszuschmücken. Sie ist das Resultat eines ästhetisch gebildeten Geschmacks, mag aber wohl auch jedem für das Wohlgefällige empfänglichen Sinne beiwohnen, da sie nicht ein Schaffen, sondern nur ein Anordnen und zweckmäßiges Vertheilen des Vorhandenen erheischt. Symmetrie in Maaß und Farbe, Einfachheit und Prunklosigkeit muß sich dabei vorzüglich aussprechen. Verzierungskunst scheint ihrem Wesen nach mehr dem Weibe, als dem Manne zuzusagen; wie bei jenem auch der Sinn schicklicher Anordnung von Jugend auf durch Streben nach geschmackvoller Bekleidung mehr gebildet und entwickelt wird. Als eine so untergeordnete Kunst ist die Verzierungskunst bisher wenig doctrinell ausgebildet worden, höchstens haben Modejournale hin und wieder ein lehrreiches Wort darüber gesprochen, immer aber Muster als Regeln gegeben. Vor allem hat man, nächst Beobachtung der allgemeinen Regeln der Symmetrie, die Berücksichtigung des Zweckes und deutliche Aussprechung desselben empfohlen, um jede störende Wirkung zu beseitigen, und einen ruhigen Eindruck hervorzubringen. Charakter mag, wie in der Kunst überhaupt, auch hier Zweck oder Mittel seyn. Sofort hat man z. B. bei Verzierung eines Tanzsaales, helle heitre Farben, überall leichte Gebilde der Phantasie, auf Scherz und Freude deutende Bilder u. s. w. empfohlen, so aber, daß sich das Bequeme freundlich mit dem Schönen vereinigt; bei einem Schlafgemache dagegen gebrochne Farben, die in lieblicher Dämmerung spielen, Einfachheit, Bilder der Ruhe, u. s. w. Das Wie muß überall mehr von dem gegebenen Raume bestimmt werden, als es irgend eine Regel könnte; und so kann sich immer nur eine sinnige Benutzung und Ausfüllung dessen, was die Baukunst gegeben hat, äußern.

Vesicularsystem. Die Naturforscher sind unter sich nicht einig darüber, ob das durch Verdünstung in die Atmosphäre aufsteigende Wasser in derselben eine wirkliche Auflösung erfahre, oder aber in der Gestalt von Bläschen den Lufttheilen adhärirend bleibe. Letztere Ansicht führt den Namen des Vesicularsystems (von Vesicula, Bläschen).

Vespasianus (Titus Flavius), einer der besten unter den römischen Kaisern, war nicht von vornehmer Herkunft, zeichnete sich aber als Krieger aus, und schwang sich nach und nach durch seine Verdienste zu den höchsten Würden auf. Unter Caligula befehligte er in Deutschland, und dann in Britannien, die römischen Heere, in

beiden Ländern mit glücklichem Erfolg. Er bekleidete nachher mit Ruhm die Würde eines Proconsuls in Afrika. Nero übertrug ihm den Oberbefehl wider die empörten Juden in Palästina. Vespasian schlug sie bei verschiedenen Gelegenheiten, nahm ihnen mehrere feste Plätze weg, und war eben im Begriff, die Hauptstadt des jüdischen Landes, Jerusalem, zu belagern, als er von der Armee zum Kaiser ausgerufen wurde. Bei dem Tode des Nero war das römische Reich völlig in die Gewalt der Kriegsheere gekommen, die binnen einem Jahre drei Kaiser nach einander wählten, welche alle sogleich in den daraus entstandenen bürgerlichen Kriegen umkamen. Keiner unter den Großen des Reichs schien fähiger zu seyn, dieser Zerrüttungen zu steuern, als Vespasian, er wurde daher fast mit allgemeinem Beifall (im J. Chr. 69) als Kaiser anerkannt, und erfüllte die Erwartungen, die man von ihm hatte. Er nahm seinen Sohn Titus, der den Krieg gegen die Juden fortsetzte, und durch die Eroberung Jerusalems beendigte, zum Gehülfen für einen Theil der Regierungsgeschäfte an. In allen Theilen des Reichs waren nun die Unruhen beigelegt, und der Tempel des Janus, der mehrere Jahre hindurch offen gestanden hatte, wurde wieder geschlossen. Vespasian schränkte die Ausgelassenheit der Truppen ein, und stellte die vorige Kriegszucht wieder her. Auch die Sitten der übrigen Stände suchte er mit Ernst zu verbessern. Die Wissenschaften und Künste beförderte er mit Freigebigkeit, und begünstigte unter den Gelehrten besonders Quintilian, Plinius den ältern, und den jüdischen Geschichtschreiber Josephus. Er baute den Theil der Stadt Rom, der in den vorhergehenden Bürgerkriegen gelitten hatte, wieder auf, und stellte das Capitol, das unter seinem Vorgänger Vitellius abgebrannt war, neu und mit größerer Pracht her; auch baute er ein neues, großes Amphitheater, dessen noch vorhandene Überreste unter dem Namen des Coliseo berühmt sind. Bei allen diesen rühmlichen Handlungen war er doch nicht vorwurfsfrei, und man beschuldigt ihn eines übertriebenen Geizes, der ihn verleitete, mehrere Abgaben dem Volke aufzulegen, und daß er die Schwäche gehabt, seiner Maitresse zu viel Gewalt einzuräumen. Er starb nach einer zehnjährigen, ruhigen und glücklichen Regierung, 70 Jahr alt; und war der zweite römische Kaiser, der eines natürlichen Todes starb.

Vesper (Lat.), eigentlich die Nachmittagszeit, daher Vesperbrot, das Nachmittagsessen. Gewöhnlich aber bezeichnet Vesper den Nachmittagsgottesdienst; daher Vesperglocke, womit zur Vesper, gewöhnlich um drei Uhr, geläutet wird, und Vesperpredigt, die Nachmittagspredigt. Vesperbild heißt die Darstellung des Leichnams Christi in den Armen seiner Mutter. Sicilianische Vesper (s. d. Art.).

Vespucci, s. Amerigo Vespucci.

Vesta eine Tochter des Saturnus und der Rhea, die Schutzgöttin des Feuers, und zwar des in der Erde verborgenen Feuers. Sie war zugleich auch die Schutzgöttin der Keuschheit, und erhielt von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubniß, stets unvermählt bleiben zu dürfen. Sie soll die Menschen zuerst den Gebrauch des Feuers in der Haushaltung gelehrt haben, daher waren ihr auch die Häuser, und besonders die Eingänge in dieselben, wo man gewöhnlich den Feuerherd hatte, geheiligt. Sie wird als eine Matrone, meistens mit einer Fackel oder Lampe in der Hand, abgebildet. Numa Pompilius baute ihr zu Rom einen Tempel, und führte ihre Verehrung daselbst ein.

Vestalinnen, Vestalische Jungfrauen, waren die von Numa

Pompilius eingeführten Priesterinnen der Vesta. Es waren deren sechs. Sie wurden sehr jung diesem Dienste gewidmet, und durften nicht älter seyn, aber auch nicht unter 6 bis 10 Jahre, wenn sie eingeweiht wurden. Sie mußten im Tempel dienen, das selbst das von Numa angeordnete immerwährende Feuer unterhalten und Gebete und Opfer für das Wohl des Staats verrichten. Sie mußten bei ihrer Aufnahme das Gelübde der Keuschheit ablegen. Die Vestalin, die es verletzte, wurde lebendig begraben. Dagegen hatten aber auch die Vestalinnen große Vorrechte; sie standen nicht unter der väterlichen Gewalt; wenn sie ausgingen, trat ein Lictor vor ihnen her; ihre Personen waren unverletzlich; einen zum Tode verurtheilten Missethäter, dem sie von ungefähr begegneten, konnten sie in Freiheit setzen; nach ihrem Tode wurden sie innerhalb der Stadt begraben. Ihre Kleidung war ein weißer Rock, und ein Purpurmantel. Nach 30 Jahren konnten sie den Tempel verlassen und heirathen.

Vesuv, ein Vulkan in der sicilianischen Provinz Napoli, nur 1½ Meile von der Hauptstadt entfernt, den man schon in den ältesten Zeiten als feuerspeienden Berg gekannt hat. Er steigt in Pyramidenform aus der Ebene hervor, und wird durch weite Thäler von den Bergen Somma und Ottojano getrennt, die jedoch von dem Ausbruch von 1794, worin auch die Spitze des Bergs selbst sich gesenkt hat, gänzlich ausgefüllt sind. Seine Höhe beträgt nur 3680 Fuß. Auf seinem Gipfel breitet sich eine kleine Ebene aus, in deren Mitte man den beständig rauchenden Schlund erblickt; seine Seitenwände sind zwar nackend, und nur an einigen Stellen sieht man Wein- und Obstgärten, zum Theil zwischen brennender Lava, aber sein Fuß ist trotz aller Explosionen des Bergs, die oft Viertelmeilen breite Lavaströme über ihn ausgießen, doch stark bewohnt und angebauet; hier, und zwar hier allein wächst der köstliche Lacryma Christi. — Unter den Ausbrüchen des Bergs sind die von 79, wo Herculanum und Pompeji begraben wurden, von 203, 472, 512, 685, 993, 1036, 1306, 1631, 1730, wo der Gipfel des Bergs sich merklich erhöhte, und seine Zuckerhutsform erhielt, 1766, 1779, 1794, wo der ansehnliche Ort Torre del Greco fast ganz vernichtet wurde, und 1804 die heftigsten gewesen; seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts ist fast kein Jahr, das nicht mehr oder weniger durch seine Explosionen bezeichnet wäre. Der Vesuv ist steil und daher schwer zu besteigen, auf drei Wegen kann man zu seinem Gipfel kommen, einer ist auf der nördlichen Seite, einer von Ottojano aus und einer von Resina, welcher der gewöhnlichste ist. Der Krater des Vulkans verändert oft seine Figur; der Schlund dieses Kraters erstreckt sich nicht über 90 Ruthen Tiefe. Im Jahre 1801 stiegen acht kühne Franzosen in das Innere des Kraters hinab, welcher Versuch nachmals auch von Andern gewagt worden ist.

Veteranen hießen bei den Römern alte, versuchte Soldaten, welche eine Anzahl Feldzüge mitgemacht, oder doch wenigstens ihr 50stes Jahr erreicht hatten, nach welcher Lebensperiode sie nicht mehr zum Kriegsdienste verpflichtet waren. Entschlossen sie sich nun, noch länger zu dienen, so wurden sie vor den übrigen Soldaten mit den Beweisen vorzüglicher Achtung ausgezeichnet.

Veterinarius, eigentlich ein Mann, der Lastthiere hält, und ein Gewerbe damit treibt, ein Lohnkutscher, Fuhrmann (veterina animalia hießen bei den Römern alle Lastthiere, Pferde, Ochsen, Esel); dann aber auch ein Mann, der die Krankheiten dieser Thiere zu behandeln versteht, ein Thierarzt.

Veterinärschule, eine Schule für Thierärzte.

Veto (lat.), eigentlich *ich verbiete*. Das Veto heißt die gesetzliche Befugniß, die Jemand hat, durch seinen Widerspruch einen von einer ganzen Versammlung gefaßten Beschluß zu entkräften, und die Ausführung desselben zu hindern. In der römischen Republik hatte jeder Volkstribun das Recht, durch sein Veto die Beschlüsse des Senats für ungültig zu erklären. Im ehemaligen Königreiche Polen war das im J. 1652 zuerst gegebne Beispiel durch ein Gesetz als ein beständiges Recht festgestellt, daß auf dem Reichstage ein einzelner Landbote durch seinen Widerspruch (Nie Pozwalam, ich erlaube es nicht) die von den übrigen Mitgliedern genehmigten Schlüsse ungültig machen, und wie man sich ausdrückte, den Reichstag zerreißen konnte. Dem Könige von England steht das Recht zu, einer von beiden Häusern des Parlaments genehmigten Bill seine Genehmigung zu verweigern; ein Recht, von dem jedoch die englischen Könige selten Gebrauch gemacht haben. Im Anfange der französischen Revolution wurde von der (1789) noch zu Versailles berathschlagenden Nationalversammlung die Macht bestimmt, welche der König haben sollte, die Decrete der Nationalversammlung, wenn sie ihm nicht gefielen, zu verwerfen. Man nannte diese Gewalt, die man ihm zugestand, ein *Veto suspensivum*. Sie sollte nämlich darin bestehen, daß des Königs Verweigerung seiner Zustimmung nur einstweilen wider die Beschlüsse einer Nationalversammlung und während der folgenden gelten, aber in der dritten seine Kraft verlieren sollte, wenn dieselbe auf dem ersten Beschlusse bestände. Das Gehässige in diesem Veto schien dadurch sehr gemindert zu seyn, weil seine Wirkung nicht bleibend war. Aber der erste Versuch, den der König in der Folge machte, dieses Veto suspensivum auszuüben, brachte ihn ins Verderben. Der Pariser Pöbel gab noch überdies ihm und der Königin die Spottnamen: *Herr* und *Madame Veto*.

Vexierbecher, eine artige Spielerei, welche in den physikalischen Cabineten vorgezeigt zu werden pflegt: ein Becher, in dessen Rande ein Heber (s. d. Art.) versteckt und dergestalt angebracht ist, daß der Becher, mit Weine oder einer andern Flüssigkeit bis zu einer gewissen Höhe angefüllt, ausläuft, eh' er zu Munde gebracht werden kann.

Wezier (Wessier) ist bei den Türken ein Ehrentitel, den alle Bassen von drei Roßschweifen, d. h. die vornehmsten Bassen, haben. Außer diesen giebt es zu Constantinopel noch sechs Weziere, welche man *Weziere von der Bank*, d. h. des Staatsraths, nennt, weil sie Sitz im Divan haben. Es werden dazu rechtskundige Männer, und die schon andre wichtige Ämter bekleidet haben, gewählt. Doch haben sie keine entscheidende Stimme in diesem Staatsrathe, sondern können nur ihre Meinung sagen, wenn der Großvezier sie darum befragt. Sie haben nur einen mäßigen Gehalt, aber den Vorzug, eben so einen Turban — das eigentliche Unterscheidungszeichen des Ranges bei den Türken — wie der Großvezier zu tragen, und den Namen des Großsultans unter die Befehle zu schreiben, welche in die Provinzen ergehen. Von ihnen ist der Großvezier, Wezier Azem, d. h. Haupt des Staatsraths, unterschieden. Dieser ist der Stellvertreter des Großsultans, dirigirt die Berathschlagungen des Divans, und entscheidet allein. Der Großvezier empfängt bei seiner Ernennung ein Siegel, auf welchem der Name des Sultans gestochen ist, und welches er immer auf der Brust tragen muß. Durch dieses

Siegel ist er bevollmächtigt, im Namen des Großsultans unumschränkt zu befehlen.

Viaticum (lat. von via, Weg, Reise), Geld oder Mundvorrath, den man auf der Reise bei sich hat, oder Jemanden zur Reise mitgiebt; daher ein Reisegeld, Zehrpfennig; auch wird es als ein schonender Ausdruck für Almosen gebraucht. — Bei den Catholiken wird die Communion so genannt, die einem Sterbenden — gleichsam auf die Reise in die Ewigkeit — gereicht wird.

Vibration, so viel wie **Schwingung**. S. d. Art.

Vibrationssystem. Es ist in dem Art. **Licht** angeführt worden, daß die Naturforscher über die Natur desselben nicht einig sind. Newton betrachtet dasselbe als einen wirklichen Ausfluß aus dem leuchtenden Körper. Diesem Newtonschen Emanations- oder Emissionssystem steht das Eulersche **Vibrationssystem** gegenüber, welchem zu Folge die Erscheinungen des Lichts von den Vibrationen einer durch den ganzen Weltraum verbreiteten feinen, flüssigen und elastischen Materie, des Äthers, abhängig si d. Man vergleiche über den Werth beider Hypothesen den angeführten Art.

Vicarius, Stellvertreter, Verweser. Dieser Titel wird verschiednen Personen beigelegt. Bei der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs gab es **Reichsvicarien**, über welche der Art. **Reich** (deutsches) nachzusehen ist. — Geistlichen Personen wird die Benennung Vicarius in sehr verschiednen Beziehungen beigelegt. Der Papst nennt sich den **Vicarium**, d. i. Statthalter, Christi auf Erden. **Vicarius Apostolicus** ist in Ländern, wo die catholische Religion nicht herrschend ist, ein vornehmer Geistlicher dieser Kirche, der vom Papste besondre Vollmacht erhalten hat, in gewissen geringern Fällen ohne vorherige Anfrage zu entscheiden. Doch ist sein Wirkungskreis beschränkt, und er muß sich, wenn er nicht zugleich Bischof ist, verschiedner Handlungen, die nur einem Bischofe zukommen, enthalten. In verschiednen Ländern, z. B. in Frankreich und Deutschland, heißen **Vicarien** Geistliche, welche einen Pfarrer in den Amtsgeschäften seines Kirchspiels unterstützen, und einen Theil seiner Verrichtungen besorgen. Auch in England ist diese Benennung üblich.

Vice (von dem Lat. vices) bedeutet statt oder an der Stelle. Jemandes vices vertreten, heißt, seine Stelle vertreten. Daher die Zusammensetzungen Vice-König, Vice-Admiral u. s. w.

Vicenza, Hauptstadt der Delegation oder Provinz gleiches Namens, welche zu dem venetianischen Gouvernement des österreichischen Königreichs Lombardei-Venedig gehört, liegt in einer schönen fruchtbaren Ebene, am Bachiglione, der hier schiffbar ist, durch die Stadt läuft, den noch kleinern Recone aufnimmt, und die Stadt in zwei durch vier Brücken wieder vereinigte Theile trennt. Sie ist mit doppelten Mauern umgeben, hat eine Meile im Umfange, sechs Thore, worunter das zu dem Marsfelde führende, von Palladio erbaute, und das Thor del Monte sich auszeichnen, ein altes Castell, 75 Kirchen, Capellen und Bethäuser, elf Hospitäler, Waisen- und Krankenhäuser und 30,000 Einwohner. Die Stadt enthält meistens enge krumme Straßen, aber viele schöne Gebäude, und ist in Rücksicht der Baukunst die merkwürdigste Stadt in Oberitalien, indem sie als der Geburtsort des berühmten Baumeisters Palladio (s. d. Art.) von demselben mit vielen schönen Gebäuden geziert worden ist. Seine zwei schönsten Gebäude sind: das Rathhaus, Palazzo della ragione, auf dem schönen, ein längliches Viereck bildenden und mit

Säulen gezierten Marktplatz. Es ist ein in seiner Art einziges Gebäude, welches zwei Stockwerke mit Arkaden von 36 ionischen und dorischen Bogen hat. Der untere Theil besteht aus lauter Arkaden und Bogengängen, die das ganze untere Stockwerk einnehmen. Um das andere Stockwerk geht ebenfalls eine Gallerie von Arkaden, mit Statuen, Basreliefs und Gesimsen geziert. Das ganze Gebäude mit allen Arkaden, Säulen und Bogengängen ist aus Marmor. Das andere Gebäude ist das sogenannte olympische Theater, ein Meisterwerk Palladio's, ein prächtiges Gebäude, bei dessen Erbauung er die Alten nicht blos nachahmte, sondern noch übertraf. Es ist im Geschmack der alten römischen Theater erbaut, und das Ganze, sowohl das Theater als die Sitze, von Holz. Die Sitze sind in einem Halbzirkel übereinander und oben mit den Bildsäulen römischer Kaiser geziert. Bemerkenswerth sind auch zwei nicht antike Triumphbögen. Der eine ist am Eingange des Campo Marzo, eines schönen Spazierplatzes, und der andere vor dem Thore del Monte, und macht den Eingang zu einer aus 196 marmornen Stufen bestehenden Treppe, welche zu dem auf einem Berge erbauten berühmten Servitenkloster Madonna di Monte Berico führt, wo sich eine der entzückendsten Aussichten eröffnet. Ein Theil der Einwohner dieser Stadt lebt von der Seidenbereitung und Verarbeitung, indem diese Provinz viel Seide erzeugt. Es befinden sich hier fünf Seidenspinnereien und acht Seidenzeugfabriken; ferner sind hier drei Lederfabriken, eine Filzhutfabrik, eine Fabrik, wo Feuerspritzen und hydraulische Maschinen verfertigt werden, auch zwei Gold- und Silbergeschmeidefabriken. Vor dem Thore des Castells liegt der schöne Garten Valmarana, in dem nahen Dorfe Cavazale der von Palladio erbaute Palast Cricoli und eine Viertelmeile von der Stadt die Villa Rotonda. Überhaupt enthalten die Umgebungen schöne Paläste und Landhäuser, davon einige dem Palladio zugeschrieben werden. Bis zum Jahre 1797 gehörte Vicenza zur Republik Venedig, in welchem Jahre es nebst dem größten Theile des Gebietes dieser Republik an Österreich abgetreten wurde. Durch den Preßburger Frieden 1805 kam Vicenza zum Königreiche Italien, zu welchem es bis zum Pariser Frieden 1814 gehörte, wo es wieder an Österreich zurückfiel.

Vico (Giovanni Battista), einer der originellsten und scharfsinnigsten Denker, war 1668 zu Neapel als der Sohn eines Buchhändlers geboren. Als Kind that er einst einen gefährlichen Fall, zerschlug sich die rechte Seite der Hirnschale, und genas erst nach dreijährigen großen Leiden. Der Arzt, der ihn behandelte, weissagte fälschlich, daß er schwachen Geistes bleiben würde. Glücklicher Weise blieb ihm von dieser Krankheit nichts, als eine schwermüthige, zum Ernst und Nachdenken geneigte Gemüthsstimmung. Den Elementarunterricht faßte er bewundernswürdig leicht, aber das Studium der Philosophie erweckte ihm solchen Ekel, daß er sich gänzlich der Zerstreuung ergab. Eine öffentliche Sitzung der Accademia degl' Infuriati aber, der er beiwohnte, und in der er die Gelehrten neben den Vornehmsten der Stadt sah, entzündete ihn plötzlich mit der Liebe zum Ruhm. Er wandte seinen Geist auf die Rechtsgelehrsamkeit. Da er aber als Denker allenthalben dem Grunde der Dinge nachspürte, fand er ein besonderes Vergnügen in Nachforschungen, wie die Ausleger die einzelnen Motive der Billigkeit, welche die römischen Kaiser und Rechtsgelehrten bei ihren Bestimmungen im Auge

gehabt, zu allgemeinen Rechtsgrundsätzen ausgedehnt haben. Er nahm wahr, daß die römische Jurisprudenz eine Kunst der Billigkeit sey, gelehrt durch unzählige kleine Vorschriften der natürlichen Gerechtigkeit, die von Rechtsgelehrten im Gebiet der Gesetze erforscht worden; aber er nahm auch wahr, daß die Gründe davon bei den Moralphilosophen zu suchen seyen, deren Werke er mit unermüdlichem Fleiße durcharbeitete. Überhaupt aber gewann er dadurch die Ansicht, alle Zweige des menschlichen Wissens als verbunden durch ein encyclopädisches Band, als Theile eines organischen Ganzen zu betrachten, welche er in einigen Reden und Poesien entwickelte. Aber diese unausgesetzten Arbeiten waren seiner Gesundheit und seiner Ökonomie nachtheilig: er mußte es daher als ein Glück ansehen, daß der Bischof von Ischia, Rocco, der seinen Werth kennen gelernt hatte, ihm die Lehrerstelle bei seinen Nepoten antrug. Er verlebte nunmehr neun Jahre in einer herrlichen ländlichen Einsamkeit, in dem Schooße einer Familie, die ihn zu den Ihrigen zählte. Unerschöpflich war, was er las und dachte. Vier Schriftsteller aber zogen ihn vor allen andern an: Plato, Tacitus, Baco und Grotius. Der erste zeigte ihm den Menschen, wie er seyn sollte, der zweite, wie er ist, in dem dritten fand er mannichfache Keime zu neuen Entdeckungen, aus dem vierten überzeugte er sich, daß den gesellschaftlichen Vereinen die Idee der Rechtlichkeit unentbehrlich sey. Mit geistigen Schätzen bereichert, kehrte Vico nach Neapel zurück, wo er sich verheirathete. Er bewarb sich um die Stelle eines Geheimschreibers und nachher um den Lehrstuhl der Rechtsgelehrsamkeit. Man gab ihm zur kümmerlichen Fristung seines mühvollen Lebens den der Rhetorik, der nicht mehr als 100 Scudi jährlich eintrug. Nicht zufrieden, durch mündlichen Unterricht, den er mit musterhafter Sorgfalt dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer anpaßte, zu nützen, legte er die Früchte seiner Studien und seines Nachdenkens nach und nach in verschiednen Werken nieder, deren Werth gebührend anerkannt wurde, und seinen Namen selbst dem Auslande bekannt machte. Trotz seiner drückenden äußern Verhältnisse war sein Geist rastlos thätig. Mit der Thronbesteigung Carls von Bourbon schien seine Lage sich verbessern zu wollen. Der König, welcher erfuhr, in welcher Noth einer seiner ausgezeichnetsten Unterthanen schmachte, ernannte ihn zum königlichen Historiographen. Aber es war bereits zu spät. Vico's so kräftiger Geist hatte sich durch unablässige Studien bei Tag und bei Nacht, so wie durch häusliche Sorgen erschöpft, und versank in Blödsinn. So starb er im J. 1744. — Vico war ein scharfsinniger und tiefer Denker, und reich an köstlichen, aber auch an gewagten und unstatthaften Ideen. Nicht unpassend hat man ihn den Dante der Philosophie genannt. Die Mythologie ist seine Führerin durch das Dunkel der Vergangenheit. Sein Hauptwerk, in welchem er die in seinen frühern Schriften aufgestellten Grundsätze ausführlich entwickelte, und von dem eine deutsche Übersetzung von Weber angekündigt ist, sind seine Principj di una Scienza nuova d'intorno alla commune Natura delle Nazioni, Napoli 1745 und wiederholt Milano 1801. Merkwürdig ist das Zusammentreffen Vico's in vielen Ansichten mit zwei deutschen Gelehrten, Wolf über Homer und Niebuhr. — Sein von ihm selbst geschriebnes Leben steht in den Opuscoli Calogeriani, T. I. Neuerlich sind erschienen Gian Battista Vico Opuscoli raccolti e pubblicati da Carlo Antonio Rosa, Napoli 1818, 8., welche manches früherhin Ungedruckte nebst der Selbstbiographie des Verfassers und seinem Bildnisse enthalten sollen.

Vicogne, Vigogne (spanisch Vicuña, Camelus Pacos L.), das Schafkameel, ein vierfüßiges Thier mit gespaltnen Klauen, welches einige Ähnlichkeit mit dem Kameel, noch mehr aber mit der Kameelziege (Clacma, Lama) hat, jedoch weit kleiner, und wie dieses letztere blos dem südlichen Amerika, und zwar der Provinz Peru, eigenthümlich ist. Diese Thiere werden in den dortigen Gebirgen (Cordilleras) angetroffen, und halten sich am häufigsten auf den hohen, mit Schnee und Eis bedeckten Bergen auf. Sie sind sehr schüchtern, werden aber leicht gefangen, indem man sie in Vertiefungen treibt, die mit Jagdtüchern umstellt sind, über welche zu springen sie nicht wagen; sie bleiben dann in Haufen stehen, und lassen sich ohne Widerstand fangen. Man schätzt die Vicuñas wegen ihrer rothbraunen, dichten und äußerst feinen Haare oder Wolle, welche die feinste und seidenartigste unter allen bekannten Wollenarten ist. Bisweilen ist die Farbe dieser Wolle blaßroth, mitunter auch gelblicht. Die Vicognewolle wird aus Amerika nach Spanien gebracht; die Wiederausfuhr derselben aus Spanien ist zwar scharf verboten, geschieht aber doch durch Schleichhandel. Es giebt drei verschiedne Arten dieser Wolle in Rücksicht ihrer Güte, nach welcher sie zu Tüchern, Hüten, oder Tapeten verarbeitet wird. Die Amerikaner verarbeiteten sie schon zu Zeugen, als die Europäer zu ihnen kamen. Außer der Wolle kommt von diesen Thieren auch der Bezoar. Man hat es versucht, die Vicuñas nach Europa zu verpflanzen, sie sind aber nicht fortgekommen, wahrscheinlich weil man sie in das zu heiße Clima von Andalusien brachte, da sie vielmehr kältere Gegenden gewohnt sind.

Victor (Sextus Aurelius), ein lateinischer Schriftsteller, wie man glaubt, aus Afrika gebürtig, der im 4ten Jahrhundert nach Christi Geb. lebte, ein Günstling des Kaisers Julian war, und unter Theodosius die Statthalterwürde zu Rom bekleidete. Er schrieb eine Geschichte vom Ursprunge des römischen Volks, von Janus bis auf Constantin, von der aber nur der Anfang noch vorhanden ist. Auch haben wir unter seinem Namen noch ein anderes Buch: Von berühmten Männern. Die beste Ausgabe ist von Arnzen (Amst. 1733, 4.).

Victor (Perrin), Herzog von Belluno, franz. Marschall und Pair von Frankreich, ist 1766 in Lothringen geboren. Er trat 1781 bei der Artillerie in Dienste und fand bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Bei der Belagerung von Toulon (im J. 1793) wurde er zum Maréchal de camp ernannt. Von diesem Zeitpunkt an wohnte er allen Feldzügen bei und stieg von Grad zu Grad. Auf dem Schlachtfelde von Friedland wurde er zum Marschall ernannt. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er zum General-Gouverneur von Preußen ernannt und blieb 15 Monat lang auf diesem Posten. Hierauf erhielt er ein wichtiges Commando in Spanien, und blokirte 2 Jahr lang Cadix. Von da zu dem russischen Feldzug abgerufen, trat er an die Spitze des 9ten Corps. In dem Feldzug von 1813 und 1814 zeichnete Victor sich besonders am 26. August bei Dresden, am 16. Oct. bei Wachau, dann bei Hanau, Brienne und in den heißen Tagen des Februars gegen Blücher und den Kronprinzen von Würtemberg rühmlichst aus. Nach der Restauration wurde er einer der treuesten Anhänger Ludwigs XVIII. Bei der Invasion Napoleons von Elba aus folgte er dem König nach Lille und kehrte mit ihm zurück.

Victoria, bei den Griechen **Nike**, die Göttin des Sieges. Sie war eine Tochter des Titanen Pallas und der Styx, und eine Schwester des Zelos, Kratos und der Bia (Muth, Stärke und Gewalt). Man bildet sie gewöhnlich beflügelt, einen Lorbeerkranz auf dem Haupt, und einen Palmzweig in der Hand.

Vida (Marcus Hieronymus), ein guter lateinischer Dichter des 15ten Jahrhunderts, geboren 1470 zu Cremona, stammte aus einer adelichen, aber unbegüterten Familie. Er studirte zu Mantua, Padua und Bologna die Theologie. Nach vollendeten Studien ging er nach Rom, und erhielt ein Canonicat an der Kirche des heil. Johannes im Lateran. Papst Leo X., dieser große Mäcen der Gelehrten, trug ihm auf, das Leben des Erlösers in einem epischen Gedichte zu besingen, und gab ihm, um ihm dazu Muße zu verschaffen, ein Priorat zu Tivoli. Leo's Nachfolger, Clemens VII., begünstigte ihn nicht weniger, und ernannte ihn, als er das aufgetragne Gedicht (Christias) vollendet hatte, 1532 zum Bischof von Alba im Herzogthum Montferrat. Vida bekleidete diese Stelle 35 Jahre hindurch mit Ruhm, und starb 1566 in einem Alter von 90 Jahren. Vida gehört unter die Italiener, die im 15ten Jahrhunderte die lateinische Poesie zuerst, und mit Glück wieder herzustellen suchten. Seine Verse sind harmonisch, und die Dichtergabe ist ihm nicht abzusprechen. Doch ist auch keineswegs zu verkennen, daß er die Nachahmung des Virgil fast zu weit getrieben hat. Ein andrer Fehler, den man ihm mit Recht vorwirft, und der vielleicht in der zu weit getriebenen Ehrfurcht für die alten Dichter, besonders für Virgil, seinen Grund gehabt haben mag, ist der, daß er in seine christlichen Gedichte zu viel heidnische Mythologie einmischt. Seine Poesien sind theils geistlichen, theils andern Inhalts. Zu den erstern gehören: Hymni de rebus divinis, und Christiados libri sex; zu den zweiten: de arte poetica libri tres; Bombycum libri duo; Scacchia ludus; Bucolica und Carmina diversi generis. Außerdem sind von Vida lateinische prosaische Schriften, Dialogen politischen Inhalts, Reden und Briefe vorhanden, welche wenigstens das Verdienst einer guten Latinität haben. Seine Dichtkunst, welche Klotz neu herausgegeben hat, enthält blos die Regeln für das Epos.

Vidimirung, die gerichtliche Bestätigung, daß die Abschrift einer Urkunde mit dem Original gleichlautet. Der Ausdruck kommt von dem lateinischen Worte vidimus (wir haben es gesehen) her, mit dem auch wohl eine unter gerichtlicher Autorität gefertigte Abschrift irgend einer Urkunde selbst bezeichnet zu werden pflegt.

Viehzucht, s. **Landwirthschaft**, **Rindviehzucht** und **Schafzucht**.

Vieleck, s. **Polygon**.

Vielweiberei, s. **Polygamie** und **Ehe**.

Vien (Joseph Marie), Director der französischen Mahlerakademie zu Rom, erster Mahler des Königs, nachher Mitglied des Instituts und des Erhaltungssenats und franz. Reichsgraf, geb. zu Montpellier 1716. Schon früh widmete er sich der Mahlerkunst, ging 1740 nach Paris, wo er unter Natoire große Fortschritte machte und mehrere Preise gewann, und 1744 nach Rom, wo sein Talent sich entschied. Hier verfertigte er eins seiner trefflichsten Bilder, den Eremiten. Nach fünfjährigen Studien kehrte er nach Paris zurück, wo er von 1750 — 75 einer Mahlerschule vorstand, in der er viele ausgezeichnete Schüler bildete. Im J. 1775 ging er wieder nach Rom, als Director der dortigen Akademie, die durch

ihn große Verbesserungen erhielt. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution kehrte er nach Paris zurück, wo er im Jahr 1809 starb. Noch in seinem hohen Alter war er thätig und mahlte Blumen und idyllische Scenen. Gehört Vien auch nicht zu den ersten Mahlern der französischen Schule, so hat er doch die entschiedensten Verdienste als Lehrer. Er erweckte die Liebe zum Schönen und führte den Geschmack zu dem Großen und Einfachen der Antike zurück. Die Zahl seiner Werke ist sehr groß.

Viereck, diejenige geschloßne Figur, die aus vier Linien gebildet wird. Hieher gehört das Quadrat, Parallelogramm, Trapezium, der Rhombus und Rhomboides.

Vierwaldstädter See, ein romantischer Landsee Helvetiens, welcher sich zwischen hohen Alpen im Mittelpunkte Helvetiens, größtentheils in den Cantonen Luzern und Unterwalden, zum Theil aber auch in den Cantonen Uri und Schwyz befindet, und seine Benennung von diesen vier angränzenden Ländern hat; jedoch nach seinen verschiedenen Berührungen heißt er bald der Luzerner, bald der Urner, bald der Stanzer und Alpnacher See. Er hat eine sehr unregelmäßige Gestalt, und gleicht eher mehreren zusammenhängenden kleinen Seen als einem einzigen. Seine Länge beträgt neun, seine Breite (mit Ausnahme des den nördlichen Theil durchkreuzenden Arms) nirgend über eine Stunde, und seine größte Tiefe bis 900 Fuß, ja sie soll oft unergründlich seyn. Sein Wasser ist hell und schön lichtgrün. Unter den Zuflüssen desselben ist die Reuß am beträchtlichsten, die bei Altorf sich mit diesem See vereinigt, und in der Stadt Luzern denselben wieder verläßt. Eine einzige Insel, Altstad (altes Gestade) genannt, liegt in dem See. Die Umgebungen gehören zu den anziehendsten Helvetiens, tragen aber alle das Gepräge des Alpencharakters. In der Gegend von Luzern, welche Stadt mit ihren vielen Thürmen wie aus den Fluthen hervorsteigt, sind die Ufer niedrig mit hübschen Landhäusern und Dörfern in Wäldern von Obstbäumen besetzt. Dann folgen Thäler mit schönen an die Berghöhen sich lehnenden Flecken, wie Stanz und Schwyz, Gersau und Küßnacht, und zuletzt schaurige einsame Stellen, wo Felsen senkrecht in den See hinabgehen, wie gegen Altorf und Alpnach. Die Schiffahrt ist auf diesem See überhaupt nicht gefährlich. Unter den zahlreichen Fischen desselben werden sehr geschätzt die Lachse, Forellen, Welse, Ballen und Röteln. An und um denselben war der Schauplatz der Thaten Wilhelm Tells.

Vigilien (aus dem Lat. von vigil, wachend, wachsam), das Wachen. Bei den Römern war, wenn sie im Felde standen, die Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, in vier Vigilien oder Nachtwachen abgetheilt, deren jede aus drei Stunden bestand, die aber bekanntlich nicht in gleichem Zeitmaaße, wie bei uns, sondern nach Beschaffenheit der Jahreszeit länger oder kürzer waren. — Vigilie (franz. veille) ist der Tag (Vorabend) vor einem der großen christlichen Kirchenfeste, auch vor dem Festtage eines Apostels oder eines andern Heiligen der catholischen Kirche. Diese Benennung ist daher gekommen, weil man zu den Zeiten der ersten Christen vor einem solchen Festtage einen Theil der Nacht hindurch mit Wachen und Beten zubrachte, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten (der bekannte französische Ausdruck: être à la veille etc. im Begriff stehen, etwas zu thun, hat eben daher seinen Ursprung). — Vigilie nennt man endlich noch jetzt in der catholischen Kirche den Gebrauch,

am Abend vor dem Tage aller Seelen (Allerheiligentage) gewisse Psalmen in der Kirche zu singen oder zu beten; ein Gebrauch, der auch bisweilen am Tage von einem zu haltenden feierlichen Todten- oder Seelenamte Statt findet.

Vignetten heißen die kleinen Kupferstiche, die zur Verzierung der Bücher auf das Titelblatt, zu Anfang oder am Schlusse der Capitel, oder am Ende des Buchs eingedruckt werden. Sie sind nur Verzierungen, und stellen daher nicht immer Gegenstände dar, die auf das Buch selbst Beziehung haben. Sie wurden vorzüglich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht; itzt sind sie seltner, höchstens noch auf dem Titelblatte anzutreffen. In Prachtausgaben findet man sie noch öfter benutzt.

Villa hieß bei den Römern ein Landhaus, Vorwerk, Meierei. Zu einer solchen Villa gehörten dreierlei Gebäude: villa urbana, das eigentliche Landhaus, wo der Herr der Besitzung wohnte, wenn er sich dort aufhalten wollte; villa rustica, wo der Bauer oder Verwalter wohnte, und die Ställe für das Vieh waren; villa fructuaria, die Gebäude, wo die Vorräthe aufbewahrt wurden. Der Luxus, der in Ansehung dieser Villen bei den Römern in den letzten Zeiten der Republik und unter den ersten Kaisern herrschte, war außerordentlich; die herrschaftlichen Wohngebäude waren die prächtigsten Paläste, und es wurden so viel andere Gebäude dabei angelegt, daß diese Besitzungen nicht mehr das Ansehn von Landgütern, sondern selbst von Städten hatten. Die Nachkommen der Römer, die heutigen Italiener, haben Namen und Sache beibehalten. In allen Gegenden Italiens, besonders aber in der Nähe großer Städte, giebt es Villen, wo die städtischen Besitzer derselben sich während der schönen Jahrszeit aufhalten (villeggiatura); neben dem Wohnhause des Herrn ist das Haus, wo der Pachter, der den Acker und Weinberg besorgt, mit seiner Familie wohnt. Mehrere solche zerstreut liegende Villen und Bauerhäuser machen ein Kirchspiel aus; denn eigentliche Dörfer giebt es in Italien nicht. In der Nähe von Rom sind, wegen des Reichthums an Kunstschätzen, die Villa Borghese, Aldobrandini, Estense, Ludovisi besonders berühmt. — Zu den Zeiten der Carolinger hießen villae regiae die königlichen Meiereien oder Domänen, wo die Könige öfters hausten. Weil daselbst, wegen des zahlreichen Hofstaats, mehrere Gebäude angelegt werden mußten, so mag der Sprachgebrauch bei den Fremden die Benennung villa auf die eigentlichen Städte übertragen haben.

Villani. Italien besitzt drei Geschichtschreiber dieses Namens, Giovanni, Matteo und Filippo, Letzterer Matteo's Sohn, und dieser Giovanni's Bruder. — Giovanni Villani aus Florenz, der sich im J. 1300 zu dem Jubiläum in Rom befand, wurde durch die Betrachtung, welche treffliche Geschichtschreiber die Angelegenheiten dieser Stadt verherrlicht hätten, zu dem Entschluß geführt, auf demselben Wege zur Ehre seiner Vaterstadt beizutragen. Dem gemäß schrieb er in zwölf Büchern die Geschichte der Stadt Florenz von ihrer Begründung bis 1348, in welchem Jahre er an der Pest starb, webte aber in seine Erzählung nicht nur die Geschichte anderer Provinzen Italiens, sondern auch anderer Länder ein, die er bereist und kennen gelernt hatte. Dieses Werk ist ungemein schätzbar, wiewohl es, bei dem noch höchst mangelhaften Zustande der Kritik nicht frei von falschen und fabelhaften Nachrichten ist. Aber es verdient vollen Glauben, wo der Verfasser, der sich

durchaus aufrichtig und wahrheitliebend zeigt, als Augenzeuge spricht. Die Form ist einfach und kunstlos, aber durch Kraft und Naivetät nicht ohne Reiz. Übrigens hatte Giovanni verschiedene bürgerliche Ämter verwaltet, und sowohl in diesen als auch mit den Waffen für sein Vaterland gedient. Er war ferner unter den Geiseln gewesen, welche Florenz im Jahre 1341 an Mastin della Scala nach Ferrara sandte, und war hier von dem Marchese Obizzo mit der seinem Verdienste gebührenden Achtung behandelt worden. Nach seinem Tode setzte sein Bruder Matteo jenes Geschichtswerk in einem 13. Buche bis 1363, wo auch er an der Pest starb, fort. Da er nur Begebenheiten erzählt, die er selbst erlebt hat, und ebenfalls wahrheitliebend erscheint, so ist auch seine Arbeit ungemein schätzbar. Seine Schreibart ist zwar weniger empfehlenswerth, aber dessen ungeachtet auch nicht ohne jene alterthümliche Anmuth, die aus der Kunstlosigkeit gleichsam von selbst hervorgeht. Matteo's Sohn, Filippo, florentinischer Bürger, Rechtsgelehrter und Richter, war viele Jahre Vorsteher der Gemeinde von Perugia, zog sich aber aus Liebe zu den Wissenschaften von allen öffentlichen Geschäften zurück, und schrieb in lateinischer Sprache ein Werk: De origine civitatis florentinae et ejusdem civibus. Der erste Theil ist voller Fabeln, und nie gedruckt worden; den zweiten aber hat Mazzuchelli im Jahre 1747 in einer ebenfalls alten italienischen Übersetzung herausgegeben, die das Original an Eleganz und Reinheit des Ausdrucks übertrifft, ihm aber an Genauigkeit wohl nachsteht. Dies Werk ist das erste Beispiel einer vaterländischen Literärgeschichte, da die Männer, deren Leben Villani beschreibt, meist durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind. Er weiß oft mit wenigen Zügen seine Personen trefflich zu schildern, sein Styl ist lebhaft und kräftig, zuweilen jedoch zu kurz.

Villars (Louis Hector, erst Marquis, dann Duc de), Pair und Marschall von Frankreich, stammte aus einer angesehenen aber verarmten und bei Hofe in Ungnade gefallenen adelichen Familie zu Lyon, und wurde 1653 geboren. Er machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, und zeichnete sich bei der Belagerung von Mastricht (1678) aus, wo er als Subalternoffizier der Cavallerie zugleich mit einem Detachement Grenadiere einen kühnen Angriff auf eine Schanze machte, und deswegen von Ludwig XIV. selbst, unter dessen Augen es geschah, getadelt wurde, aber freilich auf eine Art, die ihm zur Ehre gereichte. Auch ließ er sich dadurch nicht von andern ähnlichen Wagstücken abhalten. Im Jahre 1690 wurde er zum Maréchal de Camp, ernannt. Ludwig XIV. schickte ihn (1700) als Gesandten an den kaiserlichen Hof nach Wien, um die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge zu betreiben, rufte ihn aber 1701 wieder zurück. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs war er anfangs bei der französischen Armee in Italien, und zeichnete sich auch da vortheilhaft aus. Er erhielt sodann das Commando einer französischen Armee in Deutschland, und lieferte (den 14. Oct. 1702) bei Friedlingen dem Prinzen Ludwig von Baden, der die österreichische Armee commandirte, und seine Vereinigung mit dem Churfürsten von Bayern zu hindern suchte, ein Treffen, worin er zwar siegte, aber ohne wegen der Überlegenheit der feindlichen Armee seinen Zweck erreichen zu können. Im folgenden Jahre eroberte Villars nach einem kühnen und unerwarteten Marsche (den 12. März) Kehl, das wegen seiner Lage für die Franzosen sehr wichtig war,

griff die Linien des Prinzen von Baden bei Stolhofen zwar ohne Erfolg an, bewirkte aber doch (den 12. Mai) die lange beabsichtigte Vereinigung mit dem Churfürsten von Bayern. Beide griffen vereint (den 20sten Sept.) bei Hochstädt den österreichischen General Grafen Styrum an und schlugen ihn. Der glückliche Fortgang der französischen Waffen in Deutschland wurde bald nachher gehemmt, als der freimüthige aber unbiegsame Villars auf Verlangen des Churfürsten von Bayern abgerufen, und zur Bezwingung der unter dem Namen der Camisards bekannten Reformirten in den Cevennen gebraucht wurde. Villars suchte eben sowohl durch gütliche Unterhandlungen, als durch die Waffen die Ruhe in dieser Provinz wieder herzustellen. Nach manchen Unfällen, welche die Franzosen in Deutschland erfahren hatten, wurde (1705) das Commando dem Marschall Villars wieder übertragen, der durch seine Thätigkeit die Unternehmungen des ihm überlegenen Prinzen von Baden hinderte, und diesen selbst über den Rhein zurückdrängte. Im Jahr 1707 überwältigte er die Linien bei Stolhofen, welche die Deutschen besetzt hatten, und foderte hierauf in Schwaben starke Contributionen ein. Bei den durch die bisherigen Kriege und andere Ursachen sehr erschöpften Finanzen Frankreichs waren jetzt die französischen Armeen schwächer als die der Alliirten; Villars wurde dadurch von größern Unternehmungen zurückgehalten. Als aber (1709) die Alliirten Mons belagern wollten, kam es zu dem berühmten Treffen bei Malplaquet (den 11. Sept.). Villars Anordnung dabei war vortrefflich, und die französischen Soldaten fochten mit außerordentlichem Muthe. Als er aber wegen einer erhaltenen Wunde aus dem Treffen gebracht werden mußte, zog seine Armee sich mit Ordnung zurück. Die Alliirten hatten 20,000 Mann verloren, die Franzosen nur 8000, auch verloren sie beim Rückzuge weder Gefangene noch Geschütz. Im Jahre 1712 gelang es dem Marschall Villars, nachdem er (den 22. Jun.) ein Corps der Alliirten bei Denain geschlagen, und dadurch den Prinzen Eugen genöthigt hatte, die Belagerung von Landreci aufzuheben, sich wieder einige Überlegenheit zu verschaffen, und noch im nämlichen Jahre verschiedene feste Plätze zu erobern. Im folgenden Jahre drang Villars wieder in Deutschland ein, und eroberte Landau und Freiburg im Breisgau. Ludwigs XIV. ernstlicher Wunsch, Friede zu machen, bewirkte endlich, daß die beiden großen Feldherrn, Villars und Eugen, die bisher einander im Felde gegenüber gestanden hatten, (den 26. Nov.) zu Rastadt Friedensunterhandlungen anknüpften. Nie ist wohl ein Friedenscongreß so einfach und geräuschlos gehalten worden, als dieser. Die Friedensunterhandlungen wurden mit dem größten Geheimniß betrieben, und am 6ten Mai 1713 der Friede zwischen Frankreich und Österreich abgeschlossen (s. d. Art. Friedensschlüsse). Villars wurde nun Präsident des Kriegsraths, und nach Ludwigs XIV. Tode (1715) Mitglied der Regentschaft und Staatsminister; auch nahm ihn die französische Akademie zum Mitglied auf. Er behauptete sich bei dem Ansehen, das er sich erworben hatte, auch während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, und unter Ludwig XV. Als im Jahre 1733 die streitige Königswahl in Polen einen neuen Krieg Frankreichs gegen Österreich veranlaßte, wurde Villars mit einer Armee und in der seltenen und ausgezeichneten Würde eines Maréchal général nach Italien gesendet. Hier eroberte er mit dem Könige von Sardinien zugleich binnen drei Monaten ganz Mailand. Im Begriff, nach

Frankreich zurückzukehren, ward er zu Turin krank, und starb hier am 17ten Juni 1734, 82 Jahre alt. Villars war der letzte große französische Feldherr damaliger Zeit; die Generale, die nach ihm die französischen Waffen berühmt machten, waren Ausländer. Von den Mémoires, die unter seinem Namen herausgekommen sind, ist nur der erste Theil von ihm selbst geschrieben.

Villèle (Joseph Marquis de), seit der Wiedereinsetzung der Bourbons als eins der Häupter der royalistischen Ultras bekannt, stammt aus einer alten Familie in Languedoc ab, und ist 1773 geboren. Er trat früh in die königliche Marine, befand sich lange in St. Domingo und auf Isle de France und hatte Gelegenheit, bei dem Kampfe der Parteien auf beiden Inseln einen so festen Charakter und so edle Gesinnung zu zeigen, daß er selbst den wüthendsten Demagogen Achtung einflößte und glücklich allen Revolutionsstürmen entrann. Villèle kam 1807 nach Frankreich zurück und siedelte sich in Toulouse an. Nach der zweiten Restauration wurde er vom Herzog von Angoulême zum Maire von Toulouse ernannt und bald darauf von seinen Mitbürgern in die Kammer der Deputirten von 1815, die sich bekanntlich durch Ultraroyalismus auffallend auszeichnete und am Ende durch die königliche Ordonnanz vom 5ten September 1816 aufgelöst wurde, gewählt. Villèle wurde von seinem Departement auch in die neue Kammer von 1817 gewählt, die liberalere oder mehr der Revolution gemäße Grundsätze annahm; er befand sich daher hier in der Minorität, während er in der Kammer 1815 in der Majorität und selbst an der Spitze derselben gewesen war. 1818, bei der Veränderung des Ministeriums Richelieu, war er in Vorschlag, an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt zu werden, allein die entgegengesetzte Partei behielt die Oberhand und das Ministerium wurde aus Dessolles und Decazes gebildet. Villèle ist ein Mann von ausgezeichneten Talenten und dem rechtlichsten Charakter.

Villers (Carl Franz Dom. von), der Vermittler zweier Nachbarvölker, der Deutschen und Franzosen, auf literarischem Wege, einer der geistvollsten Franzosen und einer unserer merkwürdigsten Zeitgenossen, war den 4ten November 1764 zu Belchen in Deutsch-Lothringen geboren, studirte bei den Benedictinern in Metz und in der dortigen Artillerieschule, und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Toul in Straßburg. Seine seltene Neigung zu den wissenschaftlichen Studien war es, die ihn damals schon zu Untersuchungen des von Mesmer gelehrten thierischen Magnetismus trieb, und den jungen Offizier veranlaßte, sich mit dem Griechischen und Hebräischen zu beschäftigen. Bei dem Ausbruch des Revolutionskrieges 1793 floh er, vom Haß der Jacobiner bedroht, nach Deutschland, und nahm bei der Armee der Prinzen Dienste. Nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Feldzugs kehrte er in seine Vaterstadt zurück, mußte aber von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er sich einige Zeit in Holland aufgehalten, kam er nach Deutschland, lebte abwechselnd in Holzminden, Driburg und Göttingen im Umgange mit gelehrten und geistreichen Männern, bis er 1797 nach Lübeck kam, um nach Rußland zu gehen. Doch durch die Freundschaft einer hochgebildeten Frau an Lübeck gefesselt, verlebte er hier im Verkehr mit den geistreichsten Männern des nordwestlichen Deutschlands und im Schooße der Freundschaft jene glücklichen Jahre, wo sein Geist sich mit deutscher Art und Kunst befreundete und herrliche Blüthen trieb. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit

den vorzüglichsten französischen Gelehrten trugen eben so viel bei, der deutschen Literatur in Frankreich Beachtung zu verschaffen, als seine damals erschienenen Schriften. Unter diesen machte keine mehr Aufsehen, als das vom französischen Nationalinstitut gekrönte Werk „über den Einfluß der Reformation Luthers auf die politische Lage der verschiedenen europäischen Staaten und die Fortschritte der Aufklärung." — Als bei der Erstürmung der Stadt Lübeck 1806 alle Gräuel eines entmenschten Schlachthaufens sich über die unglückliche Stadt ergossen, half und rettete er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedruckter berühmter Brief über die Eroberung dieser Stadt zog ihm den Haß des französischen Heeres zu, und als die Hansestädte 1811 mit Frankreich vereinigt wurden, wurde Villers verhaftet und sofort aus dem Bezirke des Generalgouvernements verwiesen. Zur selben Zeit hatte er den Ruf zu einem philosophischen Lehrstuhl an die Universität Göttingen erhalten, den er jetzt annahm. Als Lehrer geachtet und geliebt, entfaltete er zur Zeit der westphälischen Herrschaft das edelste Herz und die wohlthätigste Wirksamkeit. Als aber Hannover wieder unter die alte Regierung zurückkehrte, ward Villers in Ruhestand gesetzt und ihm angedeutet, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde, unter denen er sehr einflußreiche zählte, bewirkten zwar eine Abänderung dieser Maaßregel, allein der Schmerz über den Sieg einer gegen ihn gespielten Intrigue, die vielfachen Leiden, die in der letzten Zeit sein Herz berührt hatten, darunter vorzüglich das Unglück der ihm seit Jahren so eng verbundenen Familie Rodde in Lübeck, machten tiefen Eindruck auf ihn, untergruben seine Gesundheit, und so endigte er sein thätiges und nützliches Leben den 26sten Februar 1815. — Villers gehörte zu den gemüthlichen Menschen, die überall gern helfen, ohne Falsch und ohne Mißtrauen, liebenswürdig im Umgange, scharfsichtig und geistvoll in seinen Schriften, gerecht gegen jedes Verdienst, wahr bis zur Unbesonnenheit, kurz einer von den Menschen, deren Leben von der Selbstsucht so oft angefeindet wird. Seine Verdienste um die Literatur wurden durch vielfache Auszeichnung geehrt; er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, Ritter des heiligen Ludwig- und des schwedischen Nordsternordens. Seine vorzüglichsten Schriften, ohne frühere beim Ausbruch der Revolution erschienene Piecen und die Beiträge zu vielen Zeitschriften, besonders dem westphälischen Moniteur, zu erwähnen, sind nebst dem bereits angeführten Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther, und Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois sur Lubeck, sein Coup d'oeil sur les universités; Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne; Introduction de l'ouvrage de Mad. de Staël sur l'Allemagne; Constitutions des villes anséatiques, u. s. w. und die Übersetzungen von Heerens Versuch über den Einfluß der Kreuzzüge, Reimarus über das Continentalsystem u. s. w.

Villoison (J. B. Gaspard d'Ansse de), einer der gründlichsten Kenner der alt- und neugriechischen Sprache und Literatur. Er war den 5ten März 1750 zu Corbeil sur Seine geboren, genoß einen gelehrten Unterricht im Collegium Beauvais in Paris, und zeichnete sich durch seine Talente und durch seine Neigung für das Studium der alten Sprachen vortheilhaft aus. In seinem funfzehnten Jahre hatte er bereits alle alten Autoren gelesen, und ward mit 23 Jahren Mitglied der Akademie der Inschriften. Im Jahre 1778 schickte

ihn die Regierung nach Venedig, um dort die Handschriften der St. Marcus-Bibliothek zu untersuchen. Hier benutzte er vorzüglich den Umgang des gelehrten Morelli, welchem Umgange auch die von Villoison herausgegebenen Anecdota graeca e regia parisiensi et e veneta S. Marci bibl. deprompta ihr Entstehen verdanken. In der St. Marcus-Bibliothek fand er einen höchst wichtigen Codex, der Homers Iliade mit einer Menge Scholien enthielt, den er herausgab, und dessen Werth vorzüglich Wolf anerkannt hat. Nach seiner Rückkehr aus Italien besuchte er Deutschland und benutzte während dieses Aufenthalts vorzüglich die Bibliothek zu Weimar. Im Jahre 1785 ging er mit dem französischen Gesandten bei der ottomanischen Pforte, dem Kunstfreunde Grafen Choiseul, nach Constantinopel, bereiste drei Jahre lang die Inseln des Archipelagus und das feste Land von Griechenland, und vervollkommnete sich vorzüglich in der Kenntniß des Neugriechischen, das er mit großer Fertigkeit sprach. Die Reise weckte in ihm den Entschluß, eine große, vollständige Beschreibung von Griechenland auszuarbeiten. Er ging mit Eifer an die Ausführung, excerpirte die griechischen Schriftsteller, selbst die Kirchenväter und die Byzantiner, allein die damals eingetretenen politischen Verhältnisse hinderten ihn, diese Arbeit fortzusetzen. Er verließ beim Ausbruche der Revolution Paris, ging nach Orleans, und lebte dort, bis die Stürme sich gelegt hatten. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied des Nationalinstituts und Professor; allein er genoß diese Auszeichnung nicht lange, denn er starb den 26sten April 1805. — Außer den bereits erwähnten Werken verdanken wir ihm eine vortreffliche Ausgabe von Longi Pastoralia de Daphnide et Chloe, und viele schätzbare Abhandlungen in den Mem. de l'Acad. des Inscr. und andern Zeitschriften.

Vinalia (aus dem Lat.), Weinfeste, welche die Römer zu feiern pflegten. Die Sage gab ihnen einen historischen Ursprung. Es hatten die Etrusker nach einem siegreichen Kriege von den besiegten Lateinern als Friedensbedingung die Auslieferung alles Weines verlangt. Die Lateiner, über diese Zumuthung empört, vertrauten ihr Glück noch einmal den Waffen, gelobten aber dem Jupiter im Falle des Sieges ihren Wein. Sie siegten, und — um das Gelübde zu erfüllen, brachten sie ihm aus jedem Fasse den ersten Becher. Die Folgezeit behielt diese Sitte bei, und feierte dies Fest alljährlich am 23sten April, an welchem Tage man die Weinfässer öffnete. Ein zweites Weinfest wurde auch noch am 21sten August gefeiert, um sich Jupiters Gnade für die nahe Weinlese zu erflehen. Nach diesem Feste durfte auch erst der vorjährige Wein zum Verkaufe ausgeboten werden, indem der künftige bereits durch die Feierlichkeit geweiht und Jupiters Schutz vertraut war. Bei diesem zweiten Weinfeste eröffnete der Flamen Dialis die Weinlese durch die Herabnahme der ersten Traube.

Vinci (Leonardo da), einer der vorzüglichsten Mahler Italiens, das Haupt der florentinischen Mahlerschule, war in dem Flecken Vinci bei Florenz im Jahre 1444 oder 45 geboren. Er war der uneheliche Sohn eines Notars, Ser Pietro. Schon in früher Jugend beschäftigten ihn die verschiedensten Studien: Mahlerei, Sculptur, Plastik, Anatomie, Architektur, Geometrie, Mechanik, Poesie und Musik. Seinen Lehrer, den Mahler und Bildhauer Andrea del Verrocchio, übertraf er bald, und da sein Ruf immer mehr und mehr sich ausbreitete, berief ihn 1482 der Herzog von Mailand Lodovico

Maria Sforza in seine Dienste. Leonardo stiftete hier eine Zeichen-akademie, die ihren wohlthätigen Einfluß über die Lombardei erstreckte, und ohne den unglücklichen Sturz des Hauses Sforza noch vortheilhafter gewirkt haben würde. Unter den Gemählden, die er auf Befehl des Herzogs fertigte, war das berühmteste das Abendmahl in dem Refectorium der Dominicaner von S. Maria delle Grazie, über welches mehrere unerwiesene Anekdoten (z. B., daß Leonardo in dem Judaskopfe den Prior des Klosters portraitirt, daß er den Christuskopf, weil er die Göttlichkeit desselben für unerreichbar erkannt, unvollendet gelassen u. s. w.) vorhanden sind. Leider ist dieses herrliche Frescogemählde durch die Schuld unverständiger und unwissender Leute zu Grunde gegangen, doch hat es sich in mehreren zum Theil trefflichen alten Copien erhalten, aus welchen wir die Schönheit der Composition, der Gruppirung und Details erkennen können. Meisterhaft und bewundernswürdig sind von dem Künstler die verschiedenen Charaktere der Apostel bezeichnet, in deren Mitte die göttliche Christusgestalt sich wie eine Sonne unter den Sternen hervorhebt. Wir besitzen von diesem Werke einen kostbaren Kupferstich von Rafael Morghen. Außer der Mahlerei verbreitete Leonardo's Thätigkeit sich über mancherlei Unternehmungen von erstaunlichem Umfange. Er leitete das Wasser der Adda bis nach Mailand, zog den schiffbaren Canal von Mortsana nach den Thälern von Chiavenna und der Valtelline durch eine Strecke von zweihundert Miglien u. s. w. Im Jahre 1499 kehrte er nach Florenz zurück, wo er den Auftrag erhielt, eine von den Wänden in dem großen Saale der Rathsversammlung zu verzieren. Bei dieser Gelegenheit fertigte er mit Michel Angelo wetteifernd einen Carton, der zu seinen ausgezeichnetsten Arbeiten gehörte. Er verherrlichte einen Sieg der Florentiner unter ihrem Anführer Niccolo Piccinio und wurde hauptsächlich bewundert wegen einer Gruppe Reiter, die um eine Fahne kämpfen. Auch dieser Carton ist nicht mehr vorhanden, sondern nur noch durch eine Copie bekannt. Als Leo X. im Jahre 1513 den päpstlichen Stuhl bestieg, begab sich Leonardo im Gefolge des Herzogs Julian von Medicis nach Rom. Aber er verließ, wahrscheinlich, weil die Rivalität Michel Angelo's ihn auch hier verfolgte, oder weil Rafael schon im Besitz der großen Arbeiten im Vatican war, diese Stadt schon 1515 wieder, um sich auf Franz I. Einladung nach Frankreich zu begeben. Sein hohes Alter ließ ihn hier wenig oder gar nichts mehr arbeiten, und schon im Jahre 1519 starb er in den Armen des ihn besuchenden Königs, als er sich aus Ehrerbietung vor demselben vom Lager aufrichten wollte. Die Welt ehrt in Leonardo da Vinci den Mann, der die durch Cimabue (1420) wieder erweckte Kunst der Mahlerei in ihrem ganzen Umfange auf Grundsätze und feste Regeln zurückzuführen suchte. Nur wenige Gemählde sind von ihm vorhanden, an welche er die letzte Hand gelegt hat. Daran war sein bis ins hohe Alter rastloses Fortschreiten in seinen Studien Schuld, welches ihm jene genügsame Ruhe, die sich auf gewisse bestimmte Mittel beschränkt, nicht verstattete. Tiefe Wahrheit war sein Ziel, und sein Wahlspruch: Vogli sempre quel, che tu debbi (wolle immer das, was du sollst). Beim Anfange einer Arbeit so furchtsam, daß er gleich einem Anfänger zittern konnte, stieg seine Unzufriedenheit mit seinem Werke immer mehr, bis er es meist noch vor der Vollendung aufgab. Außer den genannten gehören zu seinen berühmtesten Werken das Bild der Lisa

del Giocondo in Paris, das liebliche unter dem Namen la vierge aux rochers bekannte Gemählde (vergl. Landon Annales du Musée etc. Collect. Paris 1813), eine Leda in der Sammlung des Fürsten Kaunitz in Wien, ein Gemählde im Palast Pamfili zu Rom, die Unterredung des Knaben Jesu mit den Lehrern im Tempel vorstellend, das Bild des Herzogs Lodov. Maria Sforza in der Dresdner Gallerie und einige andere. Fast eben so schätzbar, als die Gemählde dieses unsterblichen Künstlers, sind seine Schriften, von denen leider ein Theil schon verloren gegangen, ein anderer noch Handschrift geblieben ist. Nur ein Werk von ihm, der Trattato della Pittura (zuerst 1651, am vollständigsten 1816) ist bis jetzt nach seinem ganzen Umfange erschienen. Mit tiefer Einsicht, sagt Fiorillo, hat Leonardo in diesem Buche die Materien vom Licht, vom Schatten, von den Reflexen, und hauptsächlich von den Hintergründen abgehandelt. Daß, da die natürlichen Körper meistens von krummen Linien begränzt sind, die eine gewisse Weichheit haben, es eine Hauptsache ist, die Umrisse sich sanft verlieren zu lassen; daß dies nur vermittelst des Grundes zu bewerkstelligen ist, auf welchem ein Gegenstand erscheint; daß der innere Umriß des umgebenden Grundes und der äußere Umriß des Gegenstandes einerlei sind, ja daß der letzte überhaupt nur durch Hülfe der von ihm verschiedenen Umgebungen seiner Figur nach sichtbar wird; daß ferner nicht nur die Erscheinung der Figuren, sondern auch der Farben von den Umgebungen abhängig ist, und die Farben sich gegenseitig bestimmen, heben und schwächen; daß, wenn Gegenstände von gleicher Farbe vor einander erscheinen sollen, die verschiedenen Grade der Helligkeit derselben sie von einander sondern und entfernen müssen, indem die zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindliche Luftmasse, je größer sie ist, desto mehr die Farben lindert und dämpft: alle diese Lehren hat da Vinci vollkommen verstanden, und auf das Beste entwickelt. Außer dem genannten Tractat und einem Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain ist nichts gedruckt; aber die Ambrosianische Bibliothek in Mailand besitzt sechzehn Bände Handschriften; sieben andere Bände sollen an den König Philipp von Spanien gekommen seyn. Bis jetzt sind diese Schätze nicht einmal dem Inhalt nach weiter bekannt. Von den schönen Handzeichnungen und Studien Leonardo's (denn er hatte immer ein Büchlein bei sich, worin er interessante Gestalten und Physiognomien, die ihm vorkamen, oder den sichtbaren Ausdruck verschiedener Gemüthsbewegungen, welchen er zu beobachten Gelegenheit fand, fleißig aufzeichnete) gab Caylus eine Sammlung heraus: Recueil de têtes de caractère et de charge etc. 1730, wovon auch ein deutscher Nachstich vorhanden ist. Hierher gehören noch: Desseins de Léonard de Vinci, gravés par Ch. J. Gerli, Milano, 1784 und Osservazioni sopra i disegni di Lionardo dall' Ab. Amoretti, Mil. 1784. Außerdem sind seit 1796 zu London die zahlreichen Handzeichnungen Leonardo's, welche der König von England besitzt, im Stich erschienen: Imitations of original Designs by L. da Vinci, published by J. Chamberlaine, 1796, Fol.

Vindelicien, der Landstrich, den die Vindelicier, ein ansehnliches deutsches Volk, zu Augustus Zeiten in Süddeutschland bewohnten. Von den Alpen und dem Bodensee an, durch Bayern und Tyrol bis an den Inn und noch drüber hinaus bis an die Donau wohnten Vindelicier; daher Augsburg Augusta Vindelicorum

heißt. Erst nach manchem schweren Kampfe wurden sie von den Römern besiegt, und von Tiberius größtentheils außer Landes geführt.

Vindication, die Zurückfoderung seines Eigenthums; daher die Vindicationsklage, mittelst welcher jemand wegen seines an einer Sache ihm zustehenden Eigenthums auf Restitution derselben gegen den, der sie ihm vorenthält, klagt.

Vindicta, Rache, Bestrafung, oder auch die Klage wegen zugefügten Schadens oder Unrechts. — Vindicta hieß bei den Römern auch der Stab, mit dem sie Sklaven berührten, die sie freiließen. Daher in den Pandecten das Capitel vindicta de manumissis.

Vineis (Petrus de), oder Pietro delle Vigne, ein berühmter Rechtsgelehrter und Staatsmann des dreizehnten Jahrhunderts, war aus Capua gebürtig und von geringer Herkunft, studirte aber, durch Wohlthäter unterstützt, auf der hohen Schule zu Bologna, deren Rechtslehrer damals die berühmtesten in Europa waren. Er wurde dem Kaiser Friedrich II., der Gelehrsamkeit und Gelehrte schätzte, zufällig bekannt, und gefiel demselben so wohl, daß er sogleich eine Anstellung am Hofe erhielt, und sehr schnell nach einander Protonotarius, Rath und Kanzler des Kaisers wurde. In dieser Stelle erwarb er sich ganz das Vertrauen seines Herrn und nahm an allen Angelegenheiten desselben Theil. Er vertheidigte ihn besonders mündlich und schriftlich gegen den immer mehr zunehmenden Übermuth und die übertriebenen Anmaßungen der Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. Die Schmähschriften des erstern gegen den Kaiser widerlegte er mit Gründlichkeit und Witz, und trug dadurch viel bei, daß der von Gregor IX. wider Friedrich II. ausgesprochene Bannfluch ohne weitere Wirkung blieb. Als Innocenz IV. den Kaiser (1245) vor das Concilium zu Lyon citirte, vertheidigte de Vineis als Gesandter des Kaisers seinen abwesenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieser Verdienste wurde er doch dem Kaiser verdächtig gemacht, als habe er ihm durch seinen Arzt Gift beizubringen gesucht. Friedrich II., durch erlittene Unfälle und öftere Nachstellungen nach seinem Leben mißmuthig und argwöhnisch gemacht, glaubte der Anklage, ließ seinem Kanzler die Augen ausstechen und ihn zu Pisa ins Gefängniß setzen. Hier endete der unglückliche Mann (1549) sein Leben, indem er aus Verzweiflung sich den Kopf an einem Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. Diese harte Behandlung, welche Friedrich II. an dem eifrigsten und thätigsten Vertheidiger seiner Rechte ausübte, bleibt ein Flecken in der Geschichte dieses sonst so großen Kaisers. Die von de Vineis noch vorhandenen Schriften sind: a) sechs Bücher Briefe von den Thaten Friedrichs II. Sie sind meistens im Namen des Kaisers und, dem damaligen Zustande der Wissenschaften gemäß, in schlechtem Latein geschrieben, werden aber als eine Quelle für die Geschichte Friedrichs II. angesehen, und sind daher früher verschiedentlich gedruckt worden; b) eine Abhandlung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit (de potestate imperiali).

Viola (Alfonso, oder nach Andern Francesco della), geb. zu Ferrara, war ums Jahr 1541 Capellmeister des Herzogs von Este, und soll der erste gewesen seyn, der den Gesang mit Declamation auf dem Theater vereinigte. Das erste Werk dieser Art, das er zu Ferrara 1541 herausgab, war: Orbecche, Tragedia di G. Giraldi Cinthio, Ferrarese, in Ferrara, in Casa dell' Autore, dinanzi ad Ercole II., d'Este, Duca IV. di Ferrara. Fece la Musica Alfonso della Viola, etc. Ferner hat er folgende Opern ge-

schrieben: Aretusa 1563, Il Sacrificio 1565, und Lo Sfortunato 1567. Außerdem sind noch von ihm einige Madrigale zu Ferrara 1599 gedruckt.

Viola ist der allgemeine Geschlechtsname mehrerer Gattungen musikalischer Instrumente, von denen die meisten fast ganz außer Gebrauch und in Vergessenheit gekommen sind. Die vorzüglichsten waren 1. Viola da Gamba (Kniegeige), ein Bogeninstrument, welches wie das Violoncell zwischen den Knieen gehalten wurde. Es war etwas kleiner als dieses, mit sechs Saiten bezogen, welche in die Töne: D, G, c, e, a, d gestimmt wurden. Die Noten dafür wurden gewöhnlich im Baß- oder Tenorschlüssel auf ein System von sechs Linien gesetzt. Es hatte einen etwas scharfen, aber doch angenehmen Ton, und war, ehe es durch das Violoncell verdrängt wurde, ein sehr allgemeines und beliebtes Instrument. Durch Nachahmung seines Tons entsprang das Gambenregister in der Orgel. 2. Viola d'Amore (Viole d'amour, Liebesgeige), ein Bratschenähnliches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument. Im Anfange wurde die Viole d'amour mit 12 bis 14 Saiten bezogen. Sechs oder sieben davon waren Darmsaiten (wovon die drei tiefsten mit Draht übersponnen waren), diese ruhten, wie bei der gewöhnlichen Bratsche, auf dem Stege (der aber höher und breiter war, als bei dieser), und wurden mit dem Bogen gestrichen. Die übrigen waren Drahtsaiten, die man unter dem Saitenhalter (das Brettchen, woran bei Geigeninstrumenten die Saiten befestigt werden) an kleine Stifte anhängte. Diese liefen durch in den Steg gebohrte Löcher, unter das Griffbrett in eine dazu gemachte Höhlung, aus welcher sie oben in der Schnecke (der Theil, wo die Saiten um die Wirbel gehen) wieder herauskamen, und dort, wie die Darmsaiten, an Wirbeln befestigt waren. Diese Drahtsaiten wurden mit den Darmsaiten in der Octave oder dem Einklang gestimmt und nicht mitgegriffen, sondern dienten nur durch ihr Mitklingen zur Verstärkung des Tones. Nach der Zeit aber wurden diese Drahtsaiten abgeschafft, und man bediente sich blos eines auf dem Stege ruhenden Bezuges von sieben Darmsaiten, die entweder in die Töne: G, c, g, $\bar{c}$, $\bar{e}$, $\bar{g}$, $\bar{\bar{e}}$, oder in die Töne G, c, e, a, $\bar{d}$, $\bar{g}$, $\bar{\bar{c}}$ gestimmt wurden. Mattheson in seinem Orchester, und Walther in seinem Lexicon führen noch eine Art von Viola d'amour an, welche nur mit vier Drahtsaiten und einer Darmsaite bezogen war, die entweder in den Accord c, e, g, $\bar{d}$, $\bar{g}$, oder in c, es, g, $\bar{c}$, $\bar{g}$ gestimmt wurden. — Die gegenwärtig als Orchesterinstrument noch allgemein gebräuchliche Gattung der Viola ist 3. die Viola di Braccia, Violetta, Viola alta (nicht wie gewöhnlich falsch gesagt und geschrieben wird: alto Viola), französisch Taille, deutsch Armgeige, oder am gewöhnlichsten Bratsche genannt. Dies Instrument hat ganz den Bau und die Structur der Violine (s. d. Art. Violine), ist aber größer als diese, und steht, besonders in Hinsicht des Klanges und des Umfanges ihrer Töne, gleichsam als Übergang zwischen derselben und dem Violoncell. Die Behandlung der Bratsche ist wie bei der Violine, nur werden die Noten für dieselbe nicht im G-, sondern im Altschlüssel gesetzt. Des G- oder Violinschlüssels bedient man sich nur für die hohen Töne, die (z. B. in Solo's) über $\bar{\bar{e}}$ oder $\bar{\bar{f}}$ gehen. Die Bratsche hat ebenfalls vier Saiten, wovon die zwei tiefsten über-

spannen, und die Stimmung aller vier eine Quinte tiefer ist, als bei der Violine. Die Stimmung der Bratsche ist nämlich c, $\overline{g}$, $\overline{d}$, $\overline{a}$, folglich dieselbe, wie beim Violoncell, nur eine Octave höher. Die Bratsche ist zur Ausfüllung der Harmonie unter den Geigeninstrumenten, was der Alt oder Tenor unter den Singstimmen ist, und folglich bei jeder vollständigen Orchestermusik von besonderer Wirkung und Nothwendigkeit; weshalb es sehr unrecht und zweckwidrig ist, daß dies Instrument in der Regel so sehr vernachlässigt, und in den meisten Orchestern gewöhnlich am schwächsten und schlechtesten besetzt wird.

Violino (franz. Violon *), deutsch Discantgeige, oder am gewöhnlichsten blos Geige oder Violine genannt) ist das vollkommenste und angenehmste, so wie das herrschendste unter allen Geigenstrumenten. Geigeninstrumente im Allgemeinen sind nämlich alle solche musikalische Instrumente, welche mit Darmsaiten bezogen sind, und durch das Anstreichen der Saiten mit einem Bogen klingend gemacht werden, indem die verschiedene Höhe und Tiefe der Töne durch das verschiedene Aufsetzen der Finger auf die Saiten erzeugt wird. Der eigentliche Ursprung der Geige überhaupt ist wenig oder gar nicht bestimmt bekannt, doch scheint sie eine nach und nach vervollkommnete Modification eines alten ähnlichen Instruments zu seyn, wovon man Abbildungen in den Lehrbüchern der Geschichte der Musik und insbesondere der alten Musik findet. Einige setzen ihre Erfindung in die Zeiten der Kreuzzüge. Wahrscheinlich wurde sie zuerst in Italien vervollkommnet. Dieses Land (man erinnere sich der Cremoneser Geigen), so wie das angränzende Tyrol liefern auch noch jetzt die vorzüglichsten Instrumente. Dort sind die von Amati, Guarneri, Stradivari; hier die von Jak. Stainer, Klotz u. m. vorzüglich berühmt. Die gegenwärtig übliche Violine ist nur eine Gattung des allgemeinen Geschlechts der Geigeninstrumente, und hat folgende Beschaffenheit. Sie besteht aus zwei Haupttheilen, nämlich dem Corpus und dem Halse, welche wieder aus mehreren kleinern Theilen zusammengesetzt sind. Das Corpus (der Körper, Leib) besteht aus folgenden Theilen: 1. die Decke oder der Resonanzboden, oder auch das Dach, ist ein in der Mitte etwas gewölbtes, im Umriß länglich rundes Brettchen, von altem trockenen Fichtenholze (etwa eine Linie dick), welches in der Mitte der beiden Seiten einen halbrunden Einschnitt (etwa so: C) hat, damit der Bogen sich frei, ohne anzustreichen, bewegen kann, und welches man die Ausschweifung nennt. In der Decke befindet sich an jeder Seite, wo der Ausschnitt ist, eine schmale Öffnung in der Form eines lateinischen f, welche die F- oder Schalllöcher genannt werden, und die Verbindung der im Instrumente eingeschlossenen Luft mit der äußern zur Fortpflanzung der Schwingungen des Körpers bezwecken. 2. Der Boden. Dies ist ein durchaus eben so wie die Decke gestaltetes Brettchen von Ahornholz, nur daß in diesem keine Öffnungen (wie die F-Löcher in der Decke) sind. Decke und Boden werden nun verbunden: 3. durch die Zarge. Dies ist ein dünner (etwas über einen Zoll breiter) Span, ebenfalls von Ahornholz, welcher nach der Form der Decke und des Bodens gebogen, und als Seitenwand diese beiden verbindet. Inwendig liegt auf der linken Seite der Decke (wo die G Saite liegt)

*) Von Vielen wird auch der Contrabaß Violon genannt. Man halte dies aber nicht für die französische Benennung desselben: diese ist; Contrebasse (il Contrabasso, il Violono, große Baßgeige).

der Länge nach eine Leiste von Holz eingeleimt, welche in der Mitte dicker ist, und an beiden Enden dünne zuläuft. Dies heißt der **Balken** oder **Träger** und dient dazu, dem Druck der Saiten auf die Decke zu widerstehen. Auch sind inwendig in jeder Ecke der Zarge, so wie unten am Knopf und oben unter dem Halse kleine Klötzchen eingeleimt. Dem Balken gegenüber (etwas hinter dem Stege, wo die E Saite liegt) wird ein dünnes rundes Stäbchen, welches der **Stimmstock**, die **Seele** (franz. l'ame), oder schlechthin die **Stimme** heißt, zwischen Decke und Boden aufgerichtet, um Erstere gegen das Gewicht der beiden höchsten Saiten zu unterstützen. Am obern Ende des Corpus nun ist in der Mitte der Zarge, zwischen der Decke und dem Boden, der **Hals** eingesetzt. Dies ist ein (etwa ¼ Elle oder weniges darüber langes) halbrundes Stückchen Ahornholz, welches unten, wo es aufgesetzt ist, etwas dicker, am obern Ende aber dünner ist. An dem obern dünnern Ende befindet sich ein ausgehöhltes Klötzchen Holz, welches der **Wirbelkasten**, **Lauf** oder **Wandel** heißt, und sich oben entweder mit einem schneckenförmigen Gewinde (die **Schnecke** genannt) oder mit einem andern ausgeschnitzten Zierrath endet. In dem Wirbelkasten sind auf jeder Seite zwei runde Löcher einander schräg gegenüber, in welchen die **Wirbel** gehen. Dies sind vier conische runde Hölzchen am dickern Ende, welches außerhalb des Laufes bleibt, mit einem flachen Griff versehen, um sie zu fassen, wodurch die Saiten aufgespannt werden. Auf dem Halse liegt das Griffbrett. Dies ist ein vom obern Theile des Halses nach unten ungefähr bis gegen die Hälfte des Corpus breiter zulaufendes ein wenig gewölbtes Brettchen von Ebenholz, über welches die Saiten nach dem Wirbel zu hinlaufen. Am obern schmalen Ende desselben befindet sich der **Sattel**, ein kleines Leistchen von Holz oder Elfenbein, mit vier nicht zu tiefen Einschnitten, in welche die Saiten zu liegen kommen, damit sie nicht vom Griffbrette abgleiten. Am untersten Ende der Decke, in der Mitte der Zarge, gerade dem Halse gegenüber ist ein **Knopf** von Holz oder Elfenbein angebracht. An diesem Knopfe wird mit einer starken Saite oder mit Drath der **Saitenhalter** oder **Saitenfessel** befestigt. Dies ist ein unten schmales und oben breiteres (fast wie das Griffbrett, aber kürzer gestaltetes) etwas gewölbtes Brettchen, ebenfalls von Ebenholz, in dessen oberes Ende vier Löcher gebohrt sind. In diese Löcher werden vermittelst eines Knotens die **Saiten** befestigt, welche von da über das Griffbrett nach dem Wandel hinlaufen, daselbst durch die Wirbel gezogen, und dann durch das Drehen derselben an- oder abgespannt werden. Auf die Decke gerade zwischen die beiden f Löcher wird der **Steg**, auf welchem die Saiten ruhen, gesetzt. Dies ist ein auf zwei Füßchen ruhendes Stück von Holz (am besten Ahornholz), auf welchem die Saiten zwischen dem Saitenhalter und dem Griffbrette ruhen. Wo die Saiten aufliegen, sind in dem Stege ebenfalls und aus demselben Grunde kleine Einschnitte wie beim Sattel. Zwischen dem Stege und dem Griffbrette wird der Bogen, durch dessen Anstreichen die Saiten klingend gemacht werden, geführt. Die hier beschriebene Einrichtung der Violine haben die Viole, jedes Violoncello und der Contrabaß im größern Maaßstabe. Siehe **Schaum** über den Bau der Violen, Bratschen, Violoncells und Violons. Aus dem Italienischen mit zwei Kupfertafeln. Leipz. bei Breitkopf u. Härtel. Die Violine wird mit vier Darmsaiten von verhältnißmäßig abnehmender Stärke bezogen,

von denen die tiefste und stärkste mit Silberdraht übersponnen ist. Diese vier Saiten werden in die Töne g, $\overline{d}$, $\overline{a}$, $\overline{\overline{e}}$ gestimmt. Die dünnste davon, nämlich das $\overline{\overline{e}}$, heißt auch schlechthin die Quinte, französisch Chanterelle. Je weiter man mit dem Aufsetzen der Finger nach dem Stege zu rückt, desto höher werden die dadurch erzeugten Töne. Die Noten für die Violine werden durchaus in den G Schlüssel (der deshalb auch vorzugsweise Violinschlüssel genannt wird) gesetzt. Der Umfang der Töne der Violine geht von g bis $\overline{\overline{\overline{h}}}$. Doch ist man erst in unsern Tagen bis zu dieser schwindelnden Höhe hinaufgestiegen. Früher ging man höchstens bis $\overline{\overline{g}}$ oder $\overline{\overline{\overline{a}}}$, und im 16. Jahrhunderte kaum bis $\overline{\overline{c}}$. Auf der Violine können alle in obigem Umfange begriffene Töne, ja selbst die kleinsten enharmonischen Verhältnisse, blos durch das Aufsetzen der Finger, hervorgebracht werden, daher dies Instrument sowohl dadurch, als durch seinen schönen eindringenden Ton unter die vollkommensten und angenehmsten aller musikalischen Instrumente zu zählen ist. Das Werkzeug, wodurch die Saiten der Violine klingend gemacht werden ist der **Bogen**. Dieser besteht in einem etwas über eine Elle langen runden Stäbchen von Schlangenholz oder Fernambuck (wenigstens sind dieses die besten Holzarten dazu), welches von unten nach oben in **abnehmender** Stärke zuläuft, und oben sich mit einem ausgeschweiften Klötzchen endigt, welches der **Kopf** heißt. In dem untern und stärkern Ende des Bogens geht eine Schraube, wodurch der **Frosch** angezogen oder nachgelassen wird. Dieser **Frosch** ist ein ausgeschweiftes Klötzchen von Holz, welches mit dem Kopfe parallel am untern Ende des Bogens steht, und durch welches die Schraube geht. Der Bogen wird mit weißen Pferdehaaren bezogen, welche oben im Kopf und unten im Frosch befestigt, und durch das Auf- und Zudrehen der Schraube ab- oder angespannt werden, je nachdem es nöthig ist. — Die Kunst, auf der Violine zu spielen, ist übrigens auf einen so hohen Grad gestiegen, daß sie wohl eher wieder sinken, als noch höher steigen kann, da man es, wenigstens in Hinsicht mechanischer Schwierigkeiten, jetzt wohl zuweilen übertreibt. Die bekanntesten Anweisungen zur Erlernung des Violinenspiels sind die von Löhlein durch Reichard vermehrt, von Leopold Mozart, von Geminiani, die von Rode, Kreutzer und Baillot, geordnet von letzterm und vom Pariser Conservatorio angenommen, und vom Professor Fröhlich in Würzburg. Die berühmtesten gegenwärtigen Violinspieler sind: Rode, Spohr, Kiesewetter, Lafont, Kreutzer, Viotti, Durand, Polledro, Fränzel, Mayseder, A. Romberg, Clement, Rovelli, Matthäi u. A.

Violon (nach dem Italienischen Violono, Contrabasso; franz. Contreviolon, — Baßgeige), nennt man das größte aufrechtstehende Geigeninstrument, welches den Grundbaß führt. Seine Noten werden daher auch in den Baß- oder F-Schlüssel geschrieben. In einigen Orchestern (z. B. in Wien und in Italien) hat es noch fünf Saiten, wobei die Behandlung erleichtert wird, aber nicht der Ton gewinnt. Die Narrheit, dieses Instrument als concertirend zu brauchen, hat sich zum Glück nicht weit verbreitet. (S. auch d. Art. **Baß** und **Violine**.)

Violoncello (Violoncell), kleine Baßgeige, steht in Hinsicht seiner Größe, so wie in Hinsicht auf die Tiefe und Stärke seiner Töne zwischen der Bratsche (s. d. Art. Viola) und dem Contrebaß in der Mitte. Das Violoncell hat übrigens ganz die Structur der Violine und Bratsche (s. d. Art. Violino), nur daß es größer ist, und nicht wie diese in horizontaler Richtung an die Schulter gesetzt, sondern in senkrechter Richtung beim Spielen zwischen den Knieen festgehalten wird. Es ist ebenfalls wie die Bratsche mit vier Darmsaiten bezogen, wovon die beiden tiefsten mit Draht übersponnen sind. Die Stimmung der Saiten ist in C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine Octave tiefer. Die Noten für das Violoncell werden im F- oder Baßschlüssel gesetzt. Für die Töne aber, die das $\overline{d}$ oder $\overline{e}$ übersteigen, wird gewöhnlich der Tenor oder auch (besonders für die ganz hohen Töne in Concerten, Solo's und dergl.) der G- oder Violinschlüssel gebraucht. In diesem letztern Falle aber müssen die Noten allemal eine Octave höher geschrieben werden, als sie gespielt werden, weil das Violoncell an sich eine Octave tiefer steht, als die Violine, und folglich, wo z. B. das $\overline{\overline{c}}$ vorgeschrieben ist, dem Klange nach erst das $\overline{c}$ angiebt. Das Violoncell ist eigentlich nur eine vervollkommnete Umgestaltung der vorher üblichen Viola da Gamba (s. d. Art. Viola). Der Erfinder desselben war Tardieu, ein Geistlicher von Tarascon, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Anfangs bezog man es mit fünf Saiten, nämlich C, G, d, a, $\overline{d}$. Ums Jahr 1725 aber schaffte man die fünfte Saite $\overline{d}$ wieder als überflüssig ab, und behielt nur den noch gegenwärtigen Bezug von vier Saiten in C, G, d, a, bei. Die berühmtesten Violoncellspieler sind gegenwärtig Bernhard Romberg (in Berlin), Kraft (in Stuttgart), Merk (in Wien), Dotzauer (in Dresden), welche auch für dieses Instrument geschrieben haben. [Eine neue Anweisung zum Violoncellspiel ist von Alexander (Lpz. bei Härtel) und von Baillot, Levasseur, Catel und Baudiots Violoncellschule und Lehre vom begleitenden Baß für das Conservatorium in Paris bearbeitet. Französisch und deutsch. (Lpz. bei Härtel.)]

Viomenil, Graf, Marschall von Frankreich, aus einer alten berühmten Familie herstammend, trat früh in Kriegsdienste, machte unter Rochambeau den amerikanischen Krieg mit und zeichnete sich in demselben auf das rühmlichste aus. Zu Anfang der Revolution emigrirte er und man rechnete ihn zu den eifrigsten Widersachern der Revolution. Bei dem Condéischen Armeecorps erhielt er 1792 den Oberbefehl über die Avantgarde. 1795 errichtete er ein Regiment für engl. Rechnung, trat dann wieder zu dem Condéischen Corps zurück und theilte dessen Schicksale bis zu seiner Auflösung. Nach der Restauration kehrte Viomenil mit dem Könige nach Frankreich zurück, wurde zum Pair des Reichs ernannt und seit dieser Zeit als einer der erprobtesten Freunde des Königs mit den wichtigsten Aufträgen beehrt.

Viotti (Giovanni Battista), einer der größten Violinspieler und zugleich einer der vorzüglichsten Componisten für sein Instrument, ist geboren zu Fontana in Piemont 1755, und war anfangs Violinist in der königlichen Capelle zu Turin. Im Jahre 1780 trat er seine erste Reise ins Ausland an, und kam (nachdem er den Norden besucht hatte) auch nach Paris, 1782 wo er außerordentli-

ches Aufsehen erregte. Durch die Revolution vertrieben, ging er im Jahr 1790 nach London, wo er denselben Beifall fand, und als Solovioliniſt im Salomoniſchen großen Concert, und nachher auch als Director des Opernorcheſters angeſtellt wurde. Im Jahr 1798 aber wurde er (Niemand weiß warum) plötzlich aus London verwieſen, und ging nach Hamburg, wo er ſich noch 1800 befand, und auf dem Landſitze eines Freundes aufhielt. In der Folge kehrte er nach England zurück. Als der würdigſte Schüler Pugnani's, hat er deſſen gediegne Schule rein fortgepflanzt und ſelbſt mit der Zeit fortſchreitend vervollkommnet. Virtuoſen, wie Rode, Alday, Libon, la Barre, Cartier, Bacher, Pixis u. A. m., die man gegenwärtig unter die größten Violinſpieler rechnet, und die durch ihn gebildet wurden, ſind Beweiſe hiervon. Sein Ton ſoll ſtark und voll ſeyn, ſein Spiel mit Reinheit, Präciſion und ungemeiner Fertigkeit die reizendſte Einfachheit verbinden. Er ſoll übrigens ein ſehr gebildeter lebendiger Mann, von vieler Lebhaftigkeit ſeyn, dabei aber viel Selbſtgefühl beſitzen. Da ſeine Compoſitionen, unter welchen ſeine Violinconcerte und Duetten ſich den Violinſpielern unentbehrlich gemacht haben, ſo häufig an allen Orten nachgeſtochen, und für andre Inſtrumente arrangirt worden ſind, ſo iſt eine genaue Überſicht ſeiner Werke ſehr ſchwer. Nach einer ungefähren Überſicht jedoch hat er 27 Violin-Concerte, zwei Concertante-Symphonien für zwei Violinen, 36 Violinduetten, und mehrere Violin-Quartetten und Trio's, 12 Solo's für die Violine mit Begleitung des Baſſes, und eine Sammlung Thema's mit Variationen herausgegeben. Für den Geſang ſind zwei in Paris geſtochne italieniſche Arien mit Orcheſterbegleitung bekannt. Auch ſind unter ſeinem Namen mehrere Clavierſachen gedruckt worden, die aber vermuthlich nicht urſprünglich von ihm ſelbſt fürs Clavier geſetzt, ſondern wahrſcheinlich nur von Andern dafür arrangirte Violin-Compoſitionen von ihm ſind.

Viper oder Natter, ein Schlangengeſchlecht von vielen Gattungen, worunter mehrere giftige ſind. Sie unterſcheiden ſich durch Schilder am Bauche und Schuppen am Schwanze. Die europäiſche Viper iſt unter dem Namen Otter in Deutſchland bekannt. (S. Schlangen.)

Virgilius (Publius) Maro, der vorzüglichſte epiſche und didaktiſche Dichter der Römer, war unter dem Conſulat des Craſſus und Pompejus im J. 70 vor Chr. zu Andes, einem Flecken unweit Mantua, geboren. Sein Vater beſaß ein kleines Landgut, das er ſelbſt baute. Virgil erhielt eine liberale Erziehung. Er beſuchte für ſeine Studien Cremona, Mailand und Neapel. Unter einem gewiſſen Syro ſtudirte er die Epikureiſche Philoſophie und hatte wahrſcheinlich jenen Varus, an den er ſeine ſechste Ekloge richtete, zum Mitſchüler. Man nahm ſonſt ziemlich allgemein an, daß er die Gedichte, die man unter der Überſchrift Catalecta Virgilii zuſammengefaßt findet, in einem frühen Alter ſchrieb; allein eine ausgebildete Kritik hat gezeigt, daß einige gar nicht von ihm herrühren, andre von einem unbeſtimmten Datum ſind. Wenn, wie man glaubt, Virgil ſeine eignen Begebenheiten als Tityrus in der erſten Ekloge erzählt, ſo war er dreißig Jahre alt, als er zum erſtenmal nach Rom kam, um ſeine Ländereien, welche nach dem Kriege gegen die Republikaner von des Octavius und Antonius Soldaten in Beſitz genommen worden, zurückzuerbitten. Hier ward er von Pollio oder einem andern Beſchützer bei Octavius eingeführt,

und gewann die besondere Gunst des Mecänas. Auf ihre Verwendung wurde ihm die Rückgabe seines Guts versprochen. Als er es aber wieder in Besitz nehmen wollte, widersetzte sich der neue Eigenthümer und bedrohte sein Leben. Erst nach einer zweiten Reise nach Rom und wiederholten Ansuchungen gelangte er zum Wiederbesitz. Er dichtete um diese Zeit noch mehrere Eklogen, deren zehnte und letzte man in sein 33stes oder 34stes Lebensjahr setzt. Der Anfang seiner Georgica, die er auf Mecänas Antrieb unternahm, soll nach den Grammatikern in sein 34stes Jahr fallen. Er arbeitete sieben Jahre daran, meistens zu Neapel. Diese Angaben sind unsicher. Gewisser ist, daß die Äneide sein letztes Werk war. Er stand jetzt in großer Gunst bei Augustus, mit dem er einen vertrauten Briefwechsel führte. Nachdem er den Entwurf seines großen Epos vollendet hatte, begab er sich nach Griechenland, um es dort in Muße durchzusehn und auszufeilen. Als aber August auf seiner Reise aus dem Orient in Athen mit ihm zusammengetroffen war, beschloß er, mit diesem zurückzukehren. Schon in Megara befiel ihn eine Krankheit, die während der Reise immer mehr zunahm und zu Brundusium, oder nach Andern zu Tarent, nach wenigen Tagen sein Leben endigte. Er starb im 52sten Lebensjahre, im J. 19 nach Chr. Geb. Der Leichnam ward, seinem Verlangen gemäß, nach Neapel gebracht und dort an der Straße von Puteoli beerdigt. Nach glaubhaften Zeugnissen hatte der Dichter auf seinem Sterbebette verordnet, daß man die Äneide, die er als ein mangelhaftes und unvollendetes Werk betrachtete, den Flammen übergeben sollte. Indeß ward sie, seinem bestimmten Willen zuwider, von seinen Freunden aufbehalten. Wir erkennen aus dieser Verordnung die Bescheidenheit, mit der Virgil sich selbst beurtheilte. Dabei war er mild und sanft in seinen Sitten, ohne Anmaßung im Umgang, und treu in der Freundschaft. Als Dichter gebührt ihm in seinem Zeitalter, das reich an ausgezeichneten Talenten war, der erste Platz. Wenn er auch die Gabe der Erfindung in nicht großem Umfange besaß und die eigentliche Originalität und Genialität ihm nicht zugestanden werden kann, denn in den Eklogen ist Theokrit, in den Georgicis Hesiod, und in der Äneide Homer sichtbar sein Muster und Vorbild; so ist er doch bewundernswürdig in der Kunst des Ausdrucks, der ihm in allen Abstufungen, von den sanftesten und einfachsten Empfindungen der Schäferwelt bis zu den erhabensten und prachtvollsten Darstellungen der Epopöie, zu Gebote steht, in der Schönheit des Versbaus, worin er, zumal was die ländlichen Gedichte betrifft, unerreicht geblieben, und in dem geschmackvollen und kunstreichen Gebrauch, den er von dem ganzen poetischen Apparat zu machen weiß. Diese Eigenschaften haben ihm von jeher die zahlreichsten und enthusiastischsten Bewunderer erworben und ihn unzähligen Dichtern zum Vorbilde gemacht. Von den Ausgaben des Virgil ist wegen ihrer Vollständigkeit die Burmannische (Amst. 1746. 4 B. 4.), wegen des erklärenden Commentars und kritischen Apparats die Heynesche (Leipzig, 1801, 6 B. 8.) die geschätzteste. Eine treffliche deutsche Übersetzung haben wir von J. H. Voß, der auch zu den ländlichen Gedichten einen unvergleichlichen Commentar geliefert hat. — Übrigens haben die Gedichte Virgils, wie die Gedichte Homers und selbst die Bibel, das Schicksal gehabt, daß ihnen vom Aberglauben prophetische Kraft zugeschrieben worden. Man glaubte aus dem ersten Verse, den man beim zufälligen Aufschlagen zu Gesicht bekam, die Zukunft vorher sagen zu können

(sortes Virgilianae). Im Mittelalter bildeten sich daraus Sagen von einem Zauberer Virgil.

Virginia, s. Appius Claudius.

Virginien, einer der 22 vereinigten Staaten Nordamerika's, welcher zu denjenigen gehört, die zuerst sich gegen das Mutterland erhoben und der Sache von Boston beitraten, und dessen Größe (nach Ebeling) 2968 Quadratmeilen beträgt, ist jetzt nach Neu-York der bevölkertste unter allen diesen Staaten. Das Land ward zu Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckt; Sir Walter Raleigh sandte 1584 eine Flotille unter Amadas und Barlow an jene Küste, welche am 26sten Juli auf der Insel Wokokom landete, das Land in Besitz nahm und es nach der jungfräulichen Königin Elisabeth Virginia nannte. (S. den Art. Vereinigte Staaten.) König Jacob I. theilte es 1606 in Nord- und Südvirginia, und 1607 wurde die erste bleibende Niederlassung unter Gouverneur Whigfield zu Jamestown gegründet. Es zogen nun nach und nach Colonisten aus mehreren europäischen Ländern herbei; 1673 ließen sich auch Niederländer nieder und schon 1671 hat man 38,000 Weiße und 2000 Schwarze gezählt. Etwa 100 Jahre später 1761 war die Zahl der Einwohner auf 170,000 angewachsen, aber erst seit der Unabhängigkeitserklärung datirt sich der schnellere Zuwachs der Volksmenge. 1786 wurde Kentucky von Virginia getrennt, und doch fand man bei der Zählung vor 1790 schon 747,610, 1810 974,672 und 1817 (nach Bristed) 1,347,796 Einwohner. Er wird von Pennsylvania, Maryland, dem Ozean, Nordcarolina, Tennessee, Kentucky und Ohio umgeben, und von mehrern schiffbaren Strömen, worunter der Potowmac, Ohio, Rappahanok, York und St. James, bewässert. Von der Seeküste steigt das Land stufenweise bis zu seiner größten Höhe, dem Alleghanygebirge, wozu auch die blauen Berge und die North-Mountains gehören. Dieses Alleghanygebirge theilt die Gewässer Virginiens, und schickt die Ströme östlich dem Ozean und westlich dem Ohio zu, und erhebt sich bis zu 3000 Fuß. Der östliche Theil Virginiens, von dem Ozean bis zu dem höchsten Gebirge, macht etwa ⅔ des Landes aus, das übrige Drittel begreift das westliche Virginien, gewöhnlich das hintere Land genannt, östlich vom Alleghany und westlich von den Cumberlands-, auch Laurels-Bergen genannt, eingeschlossen. Die niedern Küstengegenden sind ein vom Meere angeschwemmtes Land, und enthalten manche Sümpfe, darunter der Great Dismal Swamp an der südöstlichen Gränze der vornehmste ist, welcher elf Quadratmeilen einnimmt, und ein schwer zu durchdringender Morast, mit hohen Bäumen und dichtem Buschwerk ganz bewachsen ist. Das Clima ist in der niedern Gegend im Sommer heiß, im Winter mild, im Gebirgsstriche gesund und rauh, im hintern Lande gemäßigt und angenehm. Der fruchtbare unter einem günstigen Himmelsstriche gelegene Boden erzeugt besonders Tabak, der unter dem Namen Virginia in ganz Europa bekannt ist, und Waizen als Stapelwaaren, dann fast alle übrigen nordamerikanischen Producte, und führt in gewöhnlichen Jahren davon für 6 Millionen Dollars aus, worunter wenigstens 80,000 Orhofte (hogsheads) Tabak. Die Staatsverfassung ist der aller übrigen nordamerikanischer Staaten ähnlich: die gesetzgebende Gewalt wird von der Generalassembly ausgeübt, die vollziehende hält ein Gouverneur und geheimer Rath in Händen. Die Miliz be-

läuft sich auf 50,000 Köpfe. Die Hauptstadt des in 99 Counties abgetheilten Staats ist Richmond mit 9735 Einwohner.

Viriathus oder Viriathes, ein tapfrer Lusitanier, der lange mit seinen Landsleuten gegen die Römer glücklich kämpfte und sein Vaterland gegen sie behauptete. Der römische Prätor, Servius Galbe, hatte nämlich durch seine Grausamkeit die Lusitanier empört, und Viriathes, der vorher Jäger gewesen war und den Freibeuter gemacht hatte, stellte sich an ihre Spitze, und schlug bald darauf die Römer so, daß nur wenige davon kamen. Man schickte neue Heere gegen ihn; aber auch diese besiegte er, meistens indem er sie aus dem Hinterhalte anfiel. Blos Metellus war glücklicher. Dennoch hielten es die Römer unter den damaligen Umständen für gerathener, Frieden mit ihm zu schließen, dem zufolge sie ihn als unabhängigen Beherrscher Lusitaniens anerkannten und ein Freundschaftsbündniß mit ihm schlossen. Allein nicht lange nachher brachen sie treulos den Frieden, und ihr Feldherr, Servilius Cäpio, ließ den gefürchteten Gegner durch Verrätherei hinterlistig aus dem Wege räumen. So fiel Viriathes, nach einem sechsjährigen Kampfe, unbesiegt, im J. d. St. 612; ein Mann, der unter andern Verhältnissen der gefährlichste Feind der römischen Herrschaft geworden wäre.

Viril- (einzelne) und Curiat- (Gesammt-) Stimmen. Bekanntlich waren die Stände des vormaligen heil. römischen Reichs deutscher Nation in drei Collegia getheilt: das churfürstliche, das Fürsten- und das Städte-Collegium. In jedem hatte jeder Stand eine Stimme; doch gab es in dem Fürsten-Collegium sechs Bänke oder Corporationen mit bloßen Gesammtstimmen. Es waren nämlich die unmittelbaren Reichsprälaten, in zwei Bänke, die rheinische und die schwäbische, getheilt, mit zwei Gesammtstimmen (votis curiatis), und die unmittelbaren Reichsgrafen (zu denen auch in der Regel die neuen Fürsten, d. i. die seit 1582 entstandenen fürstl. Häuser gehörten), in vier Bänke, die wetterauische, schwäbische, fränkische und westphälische getheilt, mit vier Gesammtstimmen, in das Fürsten-Collegium aufgenommen worden. Ein ähnlicher Unterschied zwischen einzelnen (vota virilia) und Gesammtstimmen (vota communia) findet jetzt bei dem Bundestage Statt. Denn nach A. 4 der B. A. führen in der engern Versammlung, wo absolute Stimmenmehrheit gilt, 11 Souveraine, jeder eine, und 28 Souveraine, mit Einschluß der freien Städte, zusammen nur 6 Gesammtstimmen. Virilstimmen haben nämlich: Östreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Churhessen, Großherzogth. Hessen (zugleich für Hessen-Homburg), Holstein mit Lauenburg, und Luxemburg; dagegen führen die großherzogl. und 4 herzl. sächs. Häuser zusammen die 12te; Braunschweig und Nassau die 13te; Meklenburg-Schwerin und Strelitz die 14te, Oldenburg, die 3 Herz. von Anhalt und die beiden Fürsten von Schwarzburg die 15te; die beiden Fürsten von Hohenzollern, Lichtenstein, die beiden Linien Reuß, Schaumburg-Lippe und Waldeck die 16te, und die 4 freien Städte rc. die 17te Stimme. Ein andres nach der Größe der einzelnen Bundesstaaten bestimmtes Verhältniß der Stimmen findet in der Plenar-Versammlung Statt, wo zwei Drittel die Mehrheit entscheiden, wenn es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf organische Bundeseinrichtungen und ähnli-

che Gegenstände ankommt. Im Plenum sind nämlich 70 einzelne Stimmen unter die 39 Mitglieder so vertheilt, daß Österreich, Preußen, Sachsen, Bayern, Hannover und Würtemberg jedes 4 Stimmen, das Baden, Churhessen, Großh. Hessen, Holstein (mit Lauenburg) und Luxemburg jedes 3 Stimmen, das Braunschweig, Mekl. Schwerin und Nassau jedes 2 Stimmen, alle übrigen aber, S. Weimar, Gotha, Coburg, Meiningen, Hildburghausen, Mekl. Strelitz, Oldenburg, Anh. Dessau, Anh. Bernburg, Anh. Cöthen, Schwarzb. Sondershausen, Schwarzb. Rudolstadt, Hohenz. Hechingen, Lichtenstein, Hohenz. Sigmaringen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere L., Schaumburg-Lippe, Lippe, Hessen-Homburg (seit d. 26. Juni 1817), Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg jedes 1 Stimme führen. Jetzt wird noch unterhandelt, ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen einige Curiat-Stimmen im Plenum zugestanden werden sollen. K.

Virtuelle Geschwindigkeiten. Unter dem Ausdrucke **virtuelle Kraft** versteht man eine zwar vorhandene, für den Augenblick aber nicht in Wirksamkeit tretende Kraft, im Gegensatze einer solchen letzteren. Man denke sich hiernächst ein System von Punkten, die in einem unverschiebbaren Zusammenhange stehen, oder, was eben soviel sagt, durch unbiegsame Linien verbunden sind. Auf jeden Punkt wirke eine Kraft in beliebiger Richtung, so wird das ganze System ein Bestreben nach Bewegung erhalten, welches das combinirte dynamische des Systems heißt, und als das Resultat jener einzelnen Kräfte und der Richtungen, in denen sie wirksam sind, erscheint. Das Product jeder dieser einzelnen Kräfte in das Element ihrer Richtung heißt ihr Moment; und man begreift mit bloßem Nachdenken, daß, für den Fall des Gleichgewichts des ganzen Systems, die verschiedenen Kräfte, nach der doppelten Maaßgabe ihrer Intensität und Richtung, einander **aufhebend** entgegenwirken müssen. Die Mechanik drückt das nämliche aus, indem sie sagt, für den Fall des Gleichgewichts muß die Summe der Momente (deren einige das +, andere das − Zeichen tragen) = 0 seyn; und dies ist, was sie mit dem, gemäß der Eingangs gegebenen Worterklärung sehr passlichen, Namen des Grundsatzes der virtuellen Geschwindigkeiten bezeichnet. D. N.

Virtuose (ital. von virtù, Vorzug, Vortrefflichkeit; **virtuoso**, alles was in seiner Art vortrefflich ist). Diese Benennung wird besonders von denen gebraucht, die in den schönen Künsten ihr Talent zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet haben. Im Deutschen wird sie nur von einem geschickten Musiker gebraucht, der irgend ein musikalisches Instrument in einem hohen Grade mechanischer Vollkommenheit zu spielen versteht, oder eine große Gesangsfertigkeit besitzt. In dieser Bedeutung kann der Virtuos von dem **Künstler** im höhern Sinne noch verschieden seyn, der die Gewandtheit in der Behandlung eines Kunstmaterials dem seelenvollern Ausdrucke unterordnet. — **Virtuosität** (ein neu geprägtes Wort) ist die Geschicklichkeit, die sich Jemand in einer Kunst oder Wissenschaft erworben hat.

Visconti (lat. Vicecomites), eine lombardische Familie zu Mailand, die sich durch ihre bedeutende politische Rolle und durch mancherlei Verdienste um die Wissenschaften im Mittelalter und in neuerer Zeit berühmt gemacht hat. Über den Ursprung des Geschlechts und seines Namens ist man ungewiß; jenes leiten Einige

sogar von den longobardischen Königen, diese von einem angeblichen Rechte her, den Königen von Italien die Krone aufzusetzen. Schon im eilften Jahrhundert erwähnt die Geschichte nicht unrühmlich einiger Visconti, dann aber verschwinden sie wieder, als Friedrich Barbarossa Mailand zerstörte, und die Visconti nebst einigen andern adelichen Familien der Gegenparthei der Torrianer weichen mußten. Der erste, der den Grund zur Macht seines Hauses legte, war Otto Visconti, Erzbischof von Mailand (gest. 1258), der seine Feinde besiegte und die Herrschergewalt seinem Neffen Matteo I. (gest. 1322) hinterließ. Dieser hatte anfänglich viel von den Torrianern auszustehen, mußte sogar zwei Jahre hindurch in der Verbannung leben, erlangte aber, als Kaiser Heinrich VII. nach Italien kam, durch geschicktes Benehmen den Titel eines kaiserlichen Statthalters, den er bald mit dem eines Herrn von Mailand vertauschte. Er ließ das Erbe seinem erstgebornen Sohne Galeazzo, der indeß, von mächtigen Feinden und seinen eignen Brüdern gedrängt, durch Ludwig den Baier 1327 im Schlosse zu Monza eingekerkert wurde, und bald darauf in Brescia starb. Ihm folgte sein Sohn Azzo, der seine Herrschaft weit umher ausdehnte, und eben so tapfer im Felde, als liebenswürdig im Frieden in seinem 37sten Jahre (1339) der Hoffnung seines Volks entrissen wurde. Weil er keine Söhne hatte, folgte ihm sein Oheim Luchino (ein Sohn Matteo's), der die großen Besitzthümer noch vermehrte, und zuerst in seiner Familie sich als Beschützer der Wissenschaften und Künste zeigte. Er schätzte den Petrarca, mit dem er in Briefwechsel stand, und verschmähte selbst nicht, den Musen zu opfern, wie ein Sonett beweist, welches Crescimbeni von ihm aufbewahrt hat. Nach seinem Tode 1349 folgte ihm sein Bruder Giovanni V. (gest. 1354), Erzbischof von Mailand, der noch Genua unter seine Herrschaft bekam und noch eifriger sich für die Wissenschaften interessirte. Er ernannte sechs Gelehrte zu Anfertigung eines Commentars über den Dante, beschützte die Universität Bologna und hielt den Petrarca in hohen Ehren, den er bei seiner Ankunft in Mailand auf das ausgezeichnetste empfing und nicht wieder von sich lassen wollte, ja er schickte ihn sogar in wichtigen Angelegenheiten als Gesandten nach Venedig. Auf Giovanni folgten gemeinschaftlich seine drei Neffen, Matteo II., Bernabò und Galeazzo II. Matteo starb schon nach einem Jahre, die beiden andern Brüder, obwohl sehr tapfer im Kriege, machten sich ihren Unterthanen sehr bald durch Grausamkeit und andere Laster verhaßt. Galeazzo indessen erwarb sich als Mäcen hohe Verdienste, er ließ es sich nicht minder als sein Oheim angelegen seyn, Petrarca bei sich zu behalten und sich seiner bei verschiedenen Gesandtschaften zu bedienen, auch spricht Petrarca stets mit Achtung und Dankbarkeit von ihm und soll ihn veranlaßt haben, die Universität Pavia zu stiften. Ihm folgte 1378 sein Sohn Gian Galeazzo, der seinen Oheim Bernabò in das Castell zu Trezzo steckte, und allein die Regierung des mächtigen Staates übernahm. In ihm erreichte die Familie Visconti den Gipfel der Größe und des Glanzes. Er verschaffte ihr 1395 vom Kaiser Wenzel die Herzogswürde und mehr Besitzthümer als irgend einer seiner Vorgänger. Seiner Herrschaft wurden sogar Pisa, Siena, Perugia, Padua und Bologna unterthan, und nicht undeutlich ließ er die Absicht merken, den Königstitel von Italien anzunehmen, als der Tod durch Gift (1402) seine ehrgeizigen Plane ver-

eitelte. Mit erhabenem Sinne beförderte er Wissenschaften und Künste, indem er die berühmtesten Männer an seinen Hof zog, die Universität Piacenza wiederherstellte und Pavia mit ihr verband, und eine große Bibliothek stiftete. Auch große Werke der Baukunst wurden unter seiner Regierung ausgeführt. Mehr aber als die berühmte Brücke über den Tessin bei Pavia und mehrere hier wie zu Mailand erbaute Paläste hat die Erbauung des herrlichen mailänder Domes (1386 — 1397) sein Andenken verherrlicht. Gian Galazzo hinterließ drei Söhne, zwei rechtmäßige, Giammaria und Filippo Maria, und einen natürlichen, Gabriel, unter welche das weitläuftige Reich vertheilt wurde. Uneinigkeit, Unbesonnenheit und andere Fehler der Jugend dieser Fürsten untergruben seine Macht; es stürzte zusammen und wurde nun auf die engsten Gränzen beschränkt. In den meisten lombardischen Städten warfen sich einzelne mächtige Bürger zu Gebietern auf; und die benachbarten Staaten ergriffen die günstige Gelegenheit, auf Kosten des Viscontischen Besitzes ihr Eigenthum zu vergrößern, oder ein ehemals besessenes wieder an sich zu bringen. So nahmen die Florentiner Pisa, und die Venezianer nach und nach Padua, Vicenza, Verona, Brescia und andere Städte weg. Giammaria machte sich durch Grausamkeiten verhaßt und wurde das Opfer einer Verschwörung (1412). Sein Bruder Filippo Maria regierte nun allein und sah sich während der 35 Jahre, die er noch lebte, bald auf dem Gipfel des Glücks, bald im Abgrund des Elends. So oft er einige der verloren gegangenen Städte wieder eroberte, eben so oft büßte er sie auch wieder ein; besonders wurden seine letzten Lebensjahre durch die Feindseligkeiten der Venezianer verbittert, die oft bis unter die Mauern von Mailand rückten und alles Land ringsum verheerten. Er starb 1447 ohne männliche Erben; eine natürliche Tochter, Bianca, hatte er an Francesco Sforza, einen der berühmtesten Feldherren jener Zeit, verheirathet. Zwar wünschten die Mailänder wieder in den Besitz ihrer alten Freiheit zurückzukehren. Wie sollten sie aber gegen den Andrang so vieler mächtigen Fürsten sich wehren, die das schöne und reiche Land sich anzueignen strebten? Sie wählten daher Francesco Sforza zu ihrem Schutze, und riefen ihn 1450 zum Herzog von Mailand aus. So wurden die Visconti vom Throne abgelöst und ihre Rechnung im Buche der Geschichte geschlossen. Die noch in neuerer Zeit vorkommenden Visconti sind Abkömmlinge des alten Geschlechtes.

Visconti (Ennio Quirino), einer der berühmtesten Archäologen und Alterthumskenner, war 1752 in Rom geboren. Sein Vater, Giovanni Battista Visconti, zeichnete sich durch gelehrte Kenntnisse aus und war seit 1768 Oberaufseher der Alterthümer in Rom. Den Sohn kann man unter die ausgezeichnetsten Wunderkinder zählen. Er kannte schon die Kaiserköpfe auf den Münzen, als er noch Mühe hatte, ihre Namen auszusprechen. Das Journal von Florenz erzählt interessante nähere Umstände darüber (Novelle Letterarie, 1755. Tom XVI. p. 666). Im zehnten Jahre bestand er eine öffentliche Prüfung in der römischen und der biblischen Geschichte, der Numismatik, Chronologie, Geographie und Geometrie, und im zwölften Jahre löste er bei einer andern Prüfung in der Bibliothek der Engelsburg die schwierigsten Aufgaben der Trigonometrie und der Analysis. Er übersetzte die griechischen Dichter metrisch, im 13ten Jahre ließ er seine Übersetzung der Hecuba des Euripides

drucken, wobei er zugleich Rechenschaft gab von der Methode, die er bei dem Sprachstudium anwendete, und kurz darauf unternahm er eine metrische Übersetzung des Pindar. Sein Vater hatte den Plan einer Beschreibung des Museum Pio-Clementinum entworfen, und einige Artikel dazu ausgearbeitet; der erste Band, der 1782 erschien, trägt seinen Namen, aber der jüngere Visconti hatte schon diesen größtentheils geschrieben, und setzte später dies große Werk fort. (Il Museo Pio-Clementino descritto; T. I. 1782. T. II. Roma 1784, T. III. 1788, T. IV. 1790, T. V. 1792, T. VI. 1796, T. VII. 1807.) Diese Arbeit allein wäre hinreichend gewesen, ihn unsterblich zu machen, doch er gab außerdem noch viele kleinere archäologische Aufsätze heraus, theils in Guattani's Sammlungen, in der römischen Anthologie, in dem Journal von Mantua, theils auch einzeln. — Als die berühmtesten Antiken nach Paris geschafft wurden, folgte Visconti diesen ihm so theuern Kunstschätzen. Er ordnete das Museum der Antiken, und schrieb den Catalog desselben, wo er bei jeder Antike kurze, aber unterrichtende, sinn- und geschmackvolle Bemerkungen hinzufügte. Die neueste Ausgabe dieses Catalogs erschien 1815 unter dem Titel: „Notice des statues, bustes et bas-reliefs de la galérie des Antiques du Musée Napoléon." Im J. 1817 schrieb er die „Description des Antiques du Musée Royal." Noch ausführlicher beschrieb er die reiche Sammlung, die unter dem Namen „Musée françois" bekannt war. — Visconti wurde Mitglied des Instituts. In vielen Journalen und gelehrten Werken findet man belehrende Notizen von seiner Hand. Jedermann befragte ihn gern, und der Werth jedes alten Denkmals schien erhöht, wenn der forschende sinnige Visconti es beschrieb. Nichts war noch verworrener, als die Iconographie; zahllose Bildnisse großer Männer des Alterthums sind uns geblieben, aber die Archäologen waren in ihrer Erklärung unsicher. — Visconti faßte den großen Plan einer griechischen und römischen Iconographie. Die erste wurde von ihm vollendet: Iconographie grecque, Paris 1811, 2 Th., in Fol., und von der römischen kam der erste schwerere Theil, der die berühmten Männer enthält, 1818 heraus, es bleiben nur die Kaiser noch zu beschreiben, was durch Münzen und Medaillen sehr erleichtert ist. Herr Mongez wird diesen zweiten Theil vollenden. Auch Ausländer suchten Visconti's Belehrung. Lord Worsley vertraute ihm die Beschreibung der Monumente an, die er vor 25 Jahren aus Griechenland brachte, und das englische Parlament lud ihn nach London ein, als es Lord Elgins Sammlung kaufte; Visconti machte einen trefflichen Catalog über diese berühmten Alterthümer. Eine schwere Krankheit raffte diesen rastlos thätigen, bescheidnen, sanften und liebenswürdigen Gelehrten den 14ten Februar 1818 hinweg. Wenige Alterthumsforscher haben in allen Fächern, die zu ihrem Studium nöthig sind, wie die alten Sprachen, die Numismatik, die Paläographie, so ausgebreitete Kenntnisse, als Visconti hatte. Er verstand es, gedrängt, sorgfältig, gründlich und angenehm zu schreiben. Wl.

Visionen, Gesichte, Erscheinungen, Bilder in der Seele, die so lebhaft sind, daß sie von äußern wirklichen Gegenständen herzukommen scheinen. Sie sind beinahe eins mit Phantasmen (vergl. d. Art.), man kann jedoch den Unterschied zwischen beiden festsetzen, daß den Visionen gewisse Ideen der Seele, oder wirkliche Begebenheiten zum Grunde liegen, welche durch die Bilder entwe-

der geradezu oder in symbolischer Bedeutung dargestellt werden, da hingegen die Phantasmen von körperlichen krankhaften Einwirkungen entstehen, welche die Einbildungskraft der Seele erregen, und lebhafte Vorstellungen in Bildern erzeugen. Die Phantasmen sind immer Täuschungen, die Visionen hingegen können Wahrheit enthalten. So liegen z. B. den Gesichten der Propheten und Heiligen der alten Zeit theils Begebenheiten der Zukunft, theils Lehren und Warnungen zum Grunde. So stellt sich nach glaubwürdigen Erzählungen bei manchen Menschen, bei denen das Vermögen des Fernsehens freier geworden ist, das Vorhersehen eines Todesfalls unter dem Gesicht eines Leichenzugs dar. So trieb eine Vision den Peter Lotichius, in einer Elegie die Gräul der Belagerung und Eroberung Magdeburgs hundert Jahre vorher zu beschreiben; so hat Swedenborg in einer Vision den Brand in London gesehen. Dahin kann man auch die Aussagen der in den höchsten Grad des magnetischen Zustandes versetzten Somnambulen rechnen, welche Beschreibungen von fernen und unbekannten Gegenden und Begebenheiten, von entfernten Personen, die sie nicht kennen, von dem künftigen Aufenthalte der Seligen, von der Erscheinung eines Genius u. dergl. m. liefern.

Visir, am Ritterhelm das Gitterwerk, welches das Gesicht deckt, ohne das Sehen ganz zu hindern. — In der Büchsenmeistereikunst, und überhaupt an gewissen Arten von Geschoß (auch an Bogengewehren und Meßinstrumenten) diejenige Vorrichtung, deren Mittelpunkt der Zielende mit dem Korn und dem Zielpunkte mittelst des Auges in Eine gerade Linie zu bringen sucht, um das Ziel zu treffen. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, das Zielen richte das Schießrohr selbst mit der Axe (Mittellinie) seiner Höhlung in gerader Linie auf den Zielpunkt. Jeder Schuß, auch der sogenannte Kernschuß, ist eine Parabel (s. den bes. Art.) und fällt, wenn man seinen Weg mit der wahren Richtung des Rohres vergleicht, wie stark auch immer die Ladung sey. Das Visir liegt stets höher über der Axe des Schießrohres, als das Korn. Gesetzt nun auch, daß der Zielpunkt in der Horinzontallinie steht; indem das Auge Korn und Visir in Eine gerade Linie mit ihm bringt, wird schon dem Rohr eine Elevation, eine Abweichung der Axe von der geraden Linie aus dem Auge zum Zielpunkt gegeben, und der Schuß wird allezeit ein (wenn auch noch so flacher) Bogen, wie man bei den Bolzen- und Pfeilgewehren leicht sehen kann. Daher macht hohes Visir hohen Schuß, und umgekehrt. Eben so erhöht ihn volles Korn; denn je mehr das Auge vom Korn in der Öffnung des Visirs erblickt, je mehr hat die Axe des Rohrs Elevation. Bei der Flinte, wo man über die Mitte der Schwanzschraube visirt, ist es nicht anders; denn auch hier liegt der Visirpunkt höher als das Korn, weil das Rohr hinten ungleich dicker ist, als an der Mündung. Rückt man das Visir zur Seite; so weicht der Schuß nach eben der Seite ab; denn indem man nun Visir, Korn und Zielpunkt in Eine Linie bringt, erhält die Axe des Rohrs eine Declination nach dieser Seite. Rückt man hingegen das Korn nach einer Seite, so weicht aus demselben mathematischen Grunde der Schuß nach der entgegengesetzten Seite ab, weil dorthin der Winkel fällt, welchen nun die Axe des Rohrs mit der Visirlinie bildet. Anders ist dies jedoch bei Bogengewehren, wo das Korn auf dem Pfeil oder Bolzen ist; denn indem man hier mit dem Korn das vordere Ende

des Pfeils zur Seite schiebt, rückt man die Axe des Pfeils, und die Richtung des Schusses selbst mit dem Korn zugleich, und verändert gegen die Visirlinie nur ein wenig die Richtung des Schaftes, welches hier keinen Einfluß hat. Am Winkel der Visirlinie gegen die Axe des Pfeils wird dadurch gar nichts geändert, und die Richtung des Schusses bleibt dieselbe. Klar ist endlich auch, daß Erhöhung des Visirs, und die Erniedrigung des Korns die Mittel sind, bei unveränderter Ladung das Ziel in weiterer Entfernung zu treffen; so wie, überhaupt alles, was den Winkel der Visirlinie gegen die Axe des Rohrs vergrößert, so lange diesem Zwecke dient, als der Winkel nicht über 45° ansteigt; denn von da an wird die Parabel immer enger, und fällt bei 90° (bei senkrechter Elevation) in Eine gerade Linie des Aufsteigens und Niederfallens zusammen, so daß hier die zurückkommende Kugel möglicher Weise den Schützen selbst, obschon ohne Schußkraft, blos mit ihrer Fallkraft (Schwerkraft) treffen kann. Änderte die Reibung der Kugel mit der Luft, und ihre Rotation nichts an ihrer mathematischen Richtung, so müßte sie in das Rohr zurückfallen. A. Mnr.

Visirstab. Man bedient sich zur Ausmessung des Inhalts, besonders der Weinfässer, gewöhnlich eines unter dem obigen Namen bekannten Instruments. Die Anwendung des Visirstabes ist eigentlich auf die Ausmessung des Cylinders beschränkt. Obwohl nun die Fässer keine genau cylindrische Gestalt haben, so hilft man sich doch durch die in der Praxis zulässige Annahme, daß ein Faß das Mittel zwischen zwei ihm an Höhe gleichen Cylindern halte, deren kleinerer den Bodendurchmesser, der größere aber die Spundtiefe zum Durchmesser hat. Also braucht hier nur noch von Visirung der Cylinder die Rede zu seyn. Dies vorausgesetzt, trage man den Durchmesser eines Cylinders, der, bei einer beliebigen Höhe, z. B. eine Kanne hält, auf die beiden Schenkel eines rechten Winkels und vollende das rechtwinklige Dreieck, so ist dessen Hypothenuse (deren Quadrat gleich dem doppelten Quadrate jeder der beiden gleichen Catheten) der Durchmesser eines Cylinders, der bei gleicher Höhe 2 Kannen hält. Denn Cylinder verhalten sich bekanntlich wie die Producte aus den Höhen in die Grundflächen, also, bei gleichen Höhen, wie die Grundflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmesser. Soll also ein Cylinder bei gleicher Höhe den doppelten Inhalt eines andern haben, so muß das Quadrat seines Durchmessers dem doppelten Quadrate vom Durchmesser des kleineren Cylinders gleich seyn, welches durch obige Construction erreicht ist. Eben so erhält man, wie nunmehr durch bloßes Nachdenken klar wird, den Durchmesser des Cylinders von 3 Kannen u. s. w. Mißt man also mit einem nach diesen Grundsätzen eingerichteten Maaße, dem Visirstabe, den Bodendurchmesser und die Spundtiefe des Fasses, und multiplicirt hiernächst die halbe Summe mit dessen Höhe, bestimmt nach der Höhe des Cylinders, dessen Durchmesser zum Maaßstabe gedient hat: so giebt das Product den Kanneninhalt des Fasses. D. N.

Vista (ital.) Ansicht, a vista, ein in Wechselgeschäften vorkommender Ausdruck, der bedeutet, daß der Wechsel gleich nach Vorzeigung oder Ansicht bezahlt werden müsse. Im Deutschen ist auch der Ausdruck: nach Sicht, sehr gebräuchlich. (Vergl. d. Art. Uso.)

Visum repertum (Fundschein), der Bericht einer (eigens dazu, oder überhaupt) verpflichteten Medicinalperson (in der Regel

des Physikus, in dessen Ermangelung des gerichtlichen Wundarztes) über den äußerlichen Zustand eines gefundenen menschlichen Leichnams an die Polizeibehörde. Der Berichterstatter muß anatomische Kenntniß des menschlichen Körpers haben, alle Theile desselben genau und mit den angenommenen Kunstbenennungen anzugeben, das Gewöhnliche und Normale von dem Ungewöhnlichen und Abnormen zu unterscheiden wissen, den Körper auf das genaueste von außen besichtigen, dessen Geschlecht, muthmaßliches Alter, Beschaffenheit, Aussehen und Zustand, die etwa vorgefundenen Verletzungen, Wunden, Quetschungen u. dergl. genau, deutlich und in einem guten Style beschreiben. (Vergl. Obduction.)

Vitellius (Aulus), einer der verworfensten Fürsten, die auf dem Throne der Cäsaren zu Rom gesessen haben. In der Schwelgerei erzogen, und durch die zügellosen Sitten an dem Hofe der ausschweifenden Regenten Caligula, Claudius und Nero noch mehr verdorben, hatte er durch niedrige Schmeicheleien sich den Weg zu Ehrenstellen gebahnt. Nero hatte ihm den Oberbefehl über einige römische Legionen in Niederdeutschland übertragen. Zu der Zeit, als die Prätorianer zu Rom den Otho an Galba's Stelle zum Kaiser ausriefen, wußte er durch Geschenke und Versprechungen seine Legionen dahin zu gewinnen, daß sie auch ihn zu dieser Würde ernannten. Es entstand nun ein bürgerlicher Krieg zwischen beiden Gegenkaisern. Nachdem die Legionen des Vitellius in drei Schlachten nach einander von den Truppen des Otho geschlagen worden waren, siegten sie in der vierten über ihre Gegner, und der freiwillige Tod des Otho machte den Vitellius zum alleinigen Besitzer des streitigen Throns. Vitellius zog als Sieger in Rom ein. Seine Regierung zeichnete sich gleich anfangs durch Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen aller Art aus, die auch nicht durch eine einzige für den Staat heilsame Handlung vergütet wurden. Die öffentlichen Angelegenheiten waren in den Händen verworfner Menschen; Vitellius selbst überließ sich einer beispiellosen Schwelgerei. Eine Regierung dieser Art konnte auch bei einer schon sehr verdorbenen Nation nicht von langer Dauer seyn. Die Legionen, besonders die im Orient, empörten sich, und riefen Vespasian zum Kaiser aus. Als Vitellius sich von seinen Gegnern in Rom selbst angegriffen sah, suchte er feig sich zu verbergen, aber er wurde entdeckt, auf eine beschimpfende Art durch die Straßen geschleift, und sein Leichnam in die Tiber geworfen. Er erlitt diesen verdienten Tod im 57sten Jahre seines Alters, und im 7ten Monate seiner Regierung, die Plutarch mit der Regierung der Könige in den Trauerspielen vergleicht, die auf die Bühne treten, vorübergehen und verschwinden.

Vitriol, die allgemeine Benennung der aus Verbindung der Schwefelsäure mit einer metallischen Grundlage entstehenden Mittelsalze. Drei Vitriole kommen gewöhnlich als Handelswaare vor, und werden zu technischen Zwecken benutzt. Grüner Vitriol, Eisenvitriol, Kupferwasser, besteht aus Eisen und Schwefelsäure, hat grüne rhomboidale Crystallen, die sich an der Luft mit gelbem Staube überziehen, indem ihr Eisenkalk Sauerstoff anzieht und unauflöslicher wird. Dieses Salz hat die Eigenschaft, in starker Hitze seine Säure zu verlieren, weßhalb man es zur Bereitung derselben (daher Vitriolöl genannt) benutzt. Man bereitet den Vitriol hauptsächlich aus den Eisenkiesen, die aus Schwefel und Eisen bestehen. Nachdem sie geröstet sind, stürzt man sie auf Haufen, und erhitzt sie

durch Besprengen mit Wasser. Dieses zersetzt sich, und bildet aus dem Schwefel Schwefelsäure, aus dem Eisen Eisenkalk, beide verbinden sich zum Vitriol, der durch Auslaugen mittelst Wassers, Reinigung durch Absetzen, Einsieden und Crystallisation dargestellt wird. **Blauer** Vitriol, oder Galizenstein, cyprischer oder Kupfervitriol, besteht aus Kupferoxyd und Schwefelsäure, hat saphirblaue Crystallen, kommt bisweilen natürlich in Crystallen oder aufgelöst in Cämentwassern (zu Neusohl in Ungarn) vor. Sonst bereitet man ihn aus den Kupferkiesen, wie den Eisenvitriol aus den Eisenkiesen, oder man cämentirt Kupfer, auch Messing, mit Schwefel, und löscht die glühenden Bleche im Wasser ab, das sich dadurch mit Vitriol sättigt. Zu Neusohl, Rothenburg, Marseille, Winterthur, Hof, Goslar wird er hauptsächlich fabricirt. **Weißer** oder Zinkvitriol, weißer Galizenstein, Erzalaun ist schwefelsaures Zink, und kommt im Handel in zuckerähnlichen Klumpen vor. Zu Goslar wird er aus den Zinkerzen durch Verwittern, Auslaugen und Crystallisation erhalten; die Crystallen schmelzt man, und läßt sie wieder erstarren. Da die Zinkerze Eisen, Blei, Silber, Kupfer enthalten, so ist dieses Salz nie rein. Ein in Salzburg gewonnener Vitriol oder sogenannter doppelter Adler ist ein Gemisch aus Eisen-, Kupfer- und Zinkvitriol. Der admonter aus Steyermark besteht dagegen aus Kupfer- und Eisenvitriol. Zur Schwarzfärberei werden beide Sorten dem reinen Eisenvitriole vorgezogen; kalte Indigküpe aber und blauer englischer Druck erfodern reinen, nicht verwitterten Eisenvitriol. Fs.

Vitrolles (Baron), der sich bei der Restauration der Bourbons im Jahr 1814 besonders thätig bewies, und sich seitdem als einen der eifrigsten Ultra-Royalisten zeigte, ist 1774 zu Aix in der Provence geboren. Er emigrirte zu Anfang der Revolution, nahm im Condéischen Corps Dienste, kehrte aber nach dem Sturz des Directoriums nach Frankreich zurück, wo er sich bis 1813 blos mit der Landwirthschaft beschäftigte. Er begriff diesen wichtigen Zeitpunkt, wo es möglich war, Buonaparte ganz zu vernichten und vielleicht dankt man ihm die ganze neue Weltgestaltung. Man unterhandelte mit Buonaparte zu Chatillon und stand auf dem Punkte, mit ihm abzuschließen, als er in mehreren Gefechten stets die Oberhand behalten hatte und es nothwendig schien, die Armeen über den Rhein zurückzuführen. Vitrolles begab sich in diesem wichtigen Augenblick in Person nach Chatillon, in der Absicht, die Unterhandlungen dort hinzuhalten, zu verwirren und zu keinem Resultate kommen zu lassen. Es gelang ihm dies durch noch nicht genug bekannte Maaßregeln mancherlei Art. Er wußte sich zugleich bei dem zu Chatillon versammelten diplomatischen Corps den größten Einfluß zu verschaffen. Nach der Auflösung des Congresses zu Chatillon eilte Vitrolles in das große Hauptquartier nach Troyes und trug zu dem wichtigen Beschlusse, gerade auf Paris loszugehen, und zu der Erklärung, daß mit keinem Mitgliede der Familie Buonaparte unterhandelt werden sollte, durch seine Beredsamkeit und seine Rathschläge bei. Nach der Ankunft des Grafen von Artois in Paris wurde er von diesem zum Minister-Staats-Secretair ernannt; der König bestätigte ihn in diesem Posten, und er contrasignirte allein die wichtige Declaration von St. Ouen und alle ersten Acten der königl. Regierung bis zum März 1815. — Vitrolles wurde nach Buonaparte's Invasion nach dem mittäglichen Frankreich geführt, und war in Toulouse verhaftet, bis ihm die Folgen der Schlacht von Waterloo die Freiheit wieder

verschafften. 1815 wurde er in die Kammer der Deputirten gewählt, wo er mit der (ultraroyalistischen) Majorität stimmte. Bei der Auflösung dieser Kammer durch die königl. Ordonnanz v. 5. Sept. 1816 wurde er nicht wieder gewählt und blieb seitdem ohne förmliche Anstellung.

Vitruvius (Marcus Vitruvius Pollio), ein berühmter römischer Architekt, geboren zu Verona, der zu den Zeiten Augusts und Tibers lebte, und von dem Erstern zu Aufführung von Gebäuden gebraucht wurde. Von seinen Lebensumständen weiß man nichts Bestimmtes. Er ist uns vorzüglich durch sein Werk über die Baukunst in zehn Büchern bekannt geworden — die einzige Schrift dieser Art, welche aus dem Alterthume zu uns gekommen ist. Obgleich man seine Schreibart als geschmacklos tadelt, so wird das Werk doch wegen seines Inhalts sehr geschätzt. Die besten Ausgaben sind von Laet (Amst. 1649, Fol.), von Rode (Berl. 1800 — 1, 2 Bd. 4. und 1 Bd. Fol.) und von Schneider (Leipzig 4 Bd. 8.). Eine gute deutsche Übersetzung davon hat der Cabinetsrath August von Rode in Dessau (Leipzig 1796) herausgegeben.

Vittoria (Schlacht bei) den 21. Juni 1813. In der Mitte des Februars 1813 kamen die Nachrichten von Napoleons Unglücke auf Rußlands eisigen Steppen nach Spanien zu dem französischen Feldherrn mit der Weisung, alles, was nur an Truppen entbehrt werden könnte, nach Deutschland abzusenden. 30,000 Mann der besten Kerntruppen gingen in Eilmärschen dahin ab, allein ihr Abgang nöthigte auch zugleich die Franzosen, die schon im vorigen Jahre unter Marmont die furchtbarste Niederlage erlitten hatten, sich immer mehr zurückzuziehn, und mit Aufgebung von Madrid über Burgos hinter den Ebro zurückzugehn. Wellington folgte ihnen auf dem Fuße nach, und ging bereits den 15ten Juni über den Ebro, ohne daß es irgendwo bedeutende Auftritte gegeben hätte. Endlich standen beide Heere auf der großen schönen Ebene von Vittoria gegenüber. Vittoria, eine Stadt von 7000 Einwohnern, in der Provinz Alava, am Fluß Zadora, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, wo schon einst der bekannte Eduard, der schwarze Prinz, eine Schlacht für Don Pedro von Castilien lieferte, sollte jetzt Zeuge der entschiedensten Niederlage werden, wie sie das französische Heer bis dahin noch nicht erfahren hatte. Die Franzosen lehnten ihren linken Flügel an eine sanfthinstreichende Hügelkette, den rechten an Vittoria, vor sich den Zadorabach, den eine Höhe bestrich, worauf ihr Mittelpunkt stand. Am 20sten vereinigte Wellington alle seine Colonnen, nur besorgt, daß der Feind die Nacht zum Abmarsch benutzen werde. Der letztere, vom König Joseph und Jourdan commandirt, benutzte sie nicht, und mit Tagesanbruch ließ Wellington sogleich den General Hill die Zadora überschreiten, und den französischen Mittelpunkt auf den Höhen jenseits des Baches angreifen. Er wurde bald zurückgedrängt, aber die neuen ihm zugeführten Verstärkungen machten den Kampf sehr blutig und hartnäckig. Mittlerweile kam der General Graham auf dem rechten Flügel dergestalt den Franzosen in den Rücken, daß ihnen die gerade Straße nach Bilbao abgeschnitten ward, und sie zum Rückzuge nach Pampeluna gezwungen wurden, den sie nach dem Verlust des ganzen Geschützes und Gepäckes in der schrecklichsten Unordnung mit dem Eintritt der Nacht antraten. Sie waren des Sieges so gewiß gewesen, daß für nichts Sorge getragen war, und daher eine Menge Offiziersfrauen, die

ganze Bagage Josephs den Engländern in die Hände fielen. Auf dem Schlachtfelde lagen 15,000 Todte und Verwundete; 3000 Mann Franzosen wurden gefangen. Die Engländer nahmen 151 Kanonen, 400 Munitionswagen und die Kriegscasse. An Geschütz retteten die Franzosen nur Eine Kanone, die sie noch in Pampeluna zurückließen. Die Beute der Engländer war unermeßlich. Da jedoch am Tage nach der Schlacht der franz. General Clauzel mit zwei Divisionen Truppen bei Vittoria eintraf, und sehr geschickt auf Saragossa sich zurückzog, so war die Verfolgung minder mörderisch, und die Trümmer der französischen Armee konnten sich an dem Fuße der Pyrenäen sammeln, wo sie Soult wieder zu ordnen und Wellington damit aufzuhalten strebte, so weit dies bei solchen Umständen möglich war. Der brittische Feldherr konnte aber schon darum nicht seinen Sieg rasch verfolgen, weil der franz. Marschall Suchet, nach der verunglückten Unternehmung des engl. Generals Murray auf Tarragona, sich in Valencia, und der franz. General Maurice Matthieu sich in Barcelona noch behauptete. Die Kriegsberichte über die Schlacht bei Vittoria, welche die Befreiung der Halbinsel von der franz. Herrschaft entschied, findet man in der Schrift: Arthur, Herzog von Wellington. Nach engl. Quellen. Leipzig 1817. S. 380 fgg. *r.

Viviani (Vincenzo), ein berühmter italienischer Mathematiker, geboren zu Florenz 1622. Von seinem 16ten Jahre an legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Geometrie, und machte darin solche Fortschritte, daß der große Galilei sich bewogen fand, ihn in seinen besondern Unterricht und gewissermaßen als Sohn anzunehmen. Nach Galilei's Tode widmete er sich unablässig dem Studium der Geometrie, und machte den Plan, die ganz verloren gegangenen fünf Bücher des alten griechischen Mathematikers Aristäus über die Kegelschnitte, und das bis dahin ebenfalls für verloren gehaltne 4te Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga (der ungefähr 220 Jahre vor Christi Geburt lebte), gleichen Inhalts zu ersetzen. Als nach einiger Zeit das ganze Werk des Apollonius in einer Bibliothek zu Florenz entdeckt wurde, zeigte sich bei der Vergleichung, mit welchem Scharfsinn Viviani die Meinung des griechischen Mathematikers getroffen, und sie selbst noch besser ausgeführt hatte. Im J. 1666 wurde Viviani erster Mathematiker des Großherzogs Ferdinand II. zu Florenz. An dem Hofe dieses liberalen Beförderers der Wissenschaften und Künste gab es viele große Mathematiker und Physiker, mit denen der Großherzog vertraut umging; Viviani gehörte unter die Zahl derselben. Wie sein Vorgänger Torricelli war er Mitglied der von Ferdinand II. errichteten Academia del Cimento. Viviani wurde zu verschiedenen Verrichtungen, unter andern bei der Entwässerung des Valdichiana (eines Thales, welches der Fluß Chiana oft überschwemmte) gebraucht, worüber sein Bericht vom J. 1650 noch vorhanden ist. Sein Name wurde auch im Auslande rühmlich bekannt. Ludwig XIV. ernannte ihn 1699 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, und gab ihm eine Pension. Viviani starb 1703 in einem Alter von 82 Jahren, und hinterließ den Ruhm eines großen, bescheidenen und humanen Gelehrten. Außer den beiden Werken über die Kegelschnitte des Aristäus und des Apollonius hat er noch ein Werk: Enodatio problematum universis Geometris propositorum etc. hinterlassen.

Vizdom, Vicedom, auch Vizthum, von dem lateinischen Vicedominus, soviel wie Stiftshauptmann, der Verweser gewisser geistlichen Güter.

Vließ (goldenes), s. Argonauten und Jason.

Vließ (das goldne), Orden des goldnen Vließes (französisch la Toison d'or, gewöhnlich auch la Toison), einer der ältesten und angesehensten unter den weltlichen Ritterorden. Herzog Philipp III. von Burgund, mit dem Beinamen des Guten, stiftete ihn am 10ten Januar 1430 zu Brügge, bei Gelegenheit seines Beilagers mit seiner dritten Gemahlin, Isabelle, Tochter Königs Johann I. von Portugal. Im folgenden Jahre (1431) machte er die aus 94 Artikeln bestehenden Ordensstatuten bekannt. In dem Eingange derselben sagt Philipp, daß er die Benennung des Ordens von dem goldnen Widderfelle des Argonauten Jason hergenommen habe, und daß die Beschützung der Kirche der Endzweck des Ordens sey. Philipp erklärte sich selbst zum Großmeister des Ordens, und setzte in den Statuten fest, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Regierung übergehen sollte. Der Ordensämter waren vier: ein Kanzler, ein Schatzmeister, ein Ordenssecretär und ein Ordensherold. Nach den Statuten sollte die eigentliche Ordensdecoration, die Ordenskette, von den Rittern beständig getragen werden; auch sollten die Ritter bei den jährlichen Ordenscapiteln in einer vorgeschriebnen Kleidung erscheinen. Bei diesen Ordenscapiteln wurde über die in den Orden aufzunehmenden Mitglieder von den anwesenden Rittern gestimmt; die Mehrheit der Stimmen entschied für den vorgeschlagenen Candidaten. Diese ursprünglichen Einrichtungen des Ordens wurden in der Folge größtentheils abgeändert. Herzog Philipp selbst vermehrte die anfangs auf 24 festgesetzte Zahl der Ritter im Jahr 1431 mit sieben neuen Mitgliedern. Carl V. vermehrte sie, als seine Monarchie sich vergrößerte, mit zwanzig neuen Mitgliedern, und bei dieser Zahl von 51 Rittern ist es lange Zeit geblieben. Auch änderte Carl V. das Statut wegen des beständigen Tragens der Ordenskette, und verordnete, daß sie nur an gewissen feierlichen Tagen, dagegen aber blos das goldne Vlies an rothseidnem Bande gewöhnlich getragen werden sollte. Mit der Ordenskleidung wurden auch verschiedene Veränderungen vorgenommen. Die Ordenscapitel hörten nach und nach ganz auf; das letzte wurde 1559 zu Gent gehalten. Die Großmeister verliehen nun den Orden nach eignem Gefallen, ohne die Meinung der ältern Ritter deswegen zu befragen. Als nach dem Tode Carls V. die burgundischen Besitzungen, so wie die ganzen Niederlande, an die burgundisch-spanische Linie des Hauses Österreich gefallen waren, übten Philipp II. und seine Nachfolger auf dem spanischen Thron das Amt eines Großmeisters dieses Ordens aus. Nachdem aber Carl III. (als römischer Kaiser Carl VI.) nach Endigung des spanischen Successionskriegs die spanischen (nachher österreichischen) Niederlande 1715 erhalten hatte, behauptete er, gegen den spanischen Hof, sein Recht auf die Großmeisterwürde des Ordens. Zwar widersprach dem der spanische Hof, und es wurde, besonders zu Cambrai, viel darüber gestritten; aber dies machte keine Änderung in der Sache, und beide Höfe blieben im Besitz dieser Würde. Selbst durch den Aachner Frieden wurde der Streit nicht beigelegt. Es wurden und werden daher sowohl zu Wien als zu Madrid Ritter des goldnen Vließes ernannt. Nach den Statuten des Stifters sollte die, aus Feuersteinen und Feuer-

eisen abwechselnd zusammengesetzte Kette, in deren Mitte das goldne Vließ hing, und welche um den Hals getragen wurde, das eigentliche Ordenszeichen seyn. Carl V. machte, wie schon erwähnt worden, die Änderung, daß diese Kette nur an festlichen Tagen, gewöhnlich aber nur ein kleineres Ordenszeichen am rothseidnen Bande getragen werden sollte. Die Ordenskette ist jetzt ausschließend die Decoration des Großmeisters des Ordens. Die Ritter, welchen der Orden ertheilt wird, erhalten blos das Ordenszeichen, das sie an einem rothseidnen, ungefähr zwei Zoll breiten, um den Hals gehenden Bande auf der Brust tragen. Dieses Ordenszeichen besteht aus drei Theilen: dem sogenannten Feuereisen oben, gleich unter dem Ringe, durch welchen das Band geht; in der Mitte befinden sich sechs aus einem Cirkel herausgehende Flammen oder Strahlen, und unten hängt das goldne Vließ. Das Ordenszeichen, welches der spanische Hof ertheilt, unterscheidet sich durch die auf dem Rande des Feuereisens befindliche Inschrift: Pretium laborum non vitae, und die darunter befindliche Figur eines Ritters, der einen Drachen tödtet. Am kaiserlich österreichischen Hofe ist der Orden des goldnen Vließes der vorzüglichste, und er geht allen übrigen Orden des österreichischen Hauses vor.

Vlissingen, eine stark befestigte Stadt auf der Südseite der Insel Walchern, gehört zu der Provinz Zeeland des Königreichs der Niederlande, liegt an der Mündung der Westerschelde, und steht durch einen Canal mit Middelburg in Verbindung. Sie hat eine Vorstadt, Altvlissingen genannt, und 4600 Einwohner. Es ist hier der Sitz einer Admiralität und des Seedepartements von der Schelde. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich das Stadthaus auf dem Marktplatze aus, nach dessen Modelle das Stadthaus zu Antwerpen erbaut worden ist. Die größte Merkwürdigkeit ist der vortreffliche neue Seehafen, welcher 80 Kriegsschiffe fassen kann. Er erstreckt sich auf der Ostseite der Stadt durch zwei große mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefaßte Canäle in das Meer hinaus; weiter läuft derselbe innerhalb der Stadt, parallel mit den Wällen bis zu der Seeschleuse, welche ihn von der Schiffsdocke trennt. In der Mitte von dieser Docke ist die sogenannte trockene Docke angebracht, wo die größten Schiffe ohne viele Mühe beschlagen und kalfatert werden können. Vlissingen ist der Geburtsort des großen niederländischen Seehelden und Admirals Michael de Ruyter (s. d. Art.). Im J. 1809 belagerten die Engländer diese Stadt, eroberten sie, und zerstörten einen Theil des Hafens und der Festungswerke.

Vocalmusik, oder Gesangsmusik, ist die Gattung von Musik, welche durch die menschliche Stimme ausgeübt wird. Sie wird entweder durch diese allein oder zugleich in Vereinigung mit musikalischen Instrumenten ausgeführt, und der Instrumentalmusik, bei welcher blos musikalische Instrumente angewendet werden, entgegengesetzt. Auch bezeichnet man mit dieser Benennung diejenigen Gattungen von Tonkünsten, welche für Gesang (d. h. zum Vortrage durch die menschliche Stimme) entweder mit oder ohne Begleitung von Instrumenten verfertigt (componirt) werden. Hieher gehören: 1. Die Arie, Ariette, Cavatine und dergl., worin die Empfindungen und Leidenschaften einer einzelnen Person, nur von einer Stimme (gewöhnlich aber mit Begleitung von Instrumenten) ausgedrückt werden, und das Recitativ, dessen Vortrag mehr auf einer musikalischen Declamation als auf einem abgemessenen musikalischen Gesange beruht, daher hier auch (abgerechnet solche Stellen, die

durch die Worte arioso à tempo etc. bezeichnet werden) der Zwang des strengen Tact- und Zeitmaaßes wegfällt (s. Recitativ). 2. Das Singe-Duett, Terzett, Quartett und andere mehrstimmige Sätze, in denen die individuellen Empfindungen mehrerer einzelnen Personen entweder zugleich oder abwechselnd ausgedrückt werden. 3. Das Chor, worin dieselbe Empfindung von einer Anzahl Stimmen (selten unter 4) übereinstimmend ausgedrückt wird. 4. Das Lied. Dieses ist entweder zum Vortrage in der Kirche beim Gottesdienst bestimmt, und wird von einer ganzen Versammlung zugleich vorgetragen, und heißt dann ein Kirchenlied oder Choral (s. d. Art.), dessen Haupterforderniß die höchste Würde und Einfachheit der Melodie und Harmonie ist, oder das Lied ist weltlichen Gegenständen gewidmet, und hat einen seinen Inhalt und seine Form bezeichnenden Namen, z. B. Kinderlied, Volkslied, Trinklied, Gesellschaftslied, Ballade, Romanze u. s. w. Aus Verbindung mehrerer dieser Gattungen von Tonstücken, besonders der ersteren, entstehen nun diejenigen größern musikalischen Kunstproducte, die man Opern, Oratorien, Cantaten u. s. w. (s. d. Art.) nennt. Zur Gesangmusik werden auch noch gerechnet die Solfeggen, d. h. Übungsstücke, welche ohne Worte gesungen werden, und blos Übung in dem allen, was zur Erlangung der mechanischen Fertigkeit in der Kunst des Gesanges erfoderlich ist, bezwecken. So unendlichen Werth die Instrumentalmusik hat, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Vocalmusik manche Vorzüge hat, welche jene selbst beim höchsten Grade der Vervollkommnung nicht erlangen kann. Kein Instrument ist dieser feinen Verschmelzung der Töne, dieser unendlich mannichfaltigen Modification fähig, keines so geeignet, jede Empfindung und Leidenschaft mit der Kraft und Wahrheit auszudrücken, wie die menschliche Stimme. Und wie sehr gewinnt die Gesangmusik an Kraft und Ausdruck schon dadurch, daß beim Gesange die Töne mit Worten vereinigt sind, welche die auszudrückende Empfindung mit Bestimmtheit bezeichnen, wodurch der Ausdruck dieser Empfindungen bestimmter und eindringender wird. — Doch behauptet dagegen die Instrumentalmusik ebenfalls manchen eigenthümlichen Vorzug, und die höchste Wirkung der Tonkunst wird doch ohne Zweifel durch Vereinigung beider Arten von Musik erreicht. Der Ursprung der Vocalmusik fällt übrigens in das graueste Zeitalter der ersten Erdenbewohner, denn es liegt in der Natur des Menschen, seine Empfindungen durch Töne auszudrücken. Übrigens kann man wohl voraussetzen, daß der erste Gesang in nichts als in einer mehr accentuirten, mehr betonten Rede bestanden habe (etwa mit unserm gegenwärtigen Recitativ zu vergleichen) und erst lange nachher (nach Erfindung der Spielmusik) eine Art rhythmischer Ordnung in abgemessenen Tönen erlangt habe. S. übrigens die Art. Gesang und Musik (Geschichte der).

Vögel. Die Vögel machen nach der systematischen Eintheilung der ganzen Thierwelt die zweite Classe aus. Sie haben, wie die Säugthiere, eine Lunge und warmes Blut, unterscheiden sich aber von denselben dadurch, daß sie durch Eierlegen und Ausbrüten sich fortpflanzen, so wie durch ihren eigenthümlichen Körperbau, der bei der ganzen Classe vergleichungsweise sehr ähnlich bleibt, und als charakteristisches Merkmal die zwei Flügel und zwei Beine, den Schnabel von hornartiger Substanz und die Federbekleidung hat. Der Rumpf der Vögel gleicht mehr oder minder einem Schiff oder Kahne, da sie bestimmt sind, entweder in der Luft oder im Wasser

zu schwimmen. Eigenthümlich noch ist die Beschaffenheit der Knochen; sie sind dünn, leicht, zum Theil hohl und mit Luft angefüllt, angemessen der Bestimmung des Thieres, leicht durch die Luft zu schweben, wozu die Flügel die eigentlichen Werkzeuge sind. Jeder Vogelflügel ist aus zwölf Knochen zusammengesetzt, wovon einer den Hinterarm, zwei den Vorderarm, zwei die Handwurzel und zwei die Unterhand, an welcher der Daumen und zwei Finger ansitzen, bilden. Diese sind sämmtlich durch feste Sehnen verbunden, mit Haut und Muskelfleisch überzogen, und Schwung- und Ruderfedern daran befestigt. Der ganze Flügel kann wie ein Fächer ausgebreitet werden; der Vogel thut es, wenn er sich in die Luft erhebt, und schlägt damit die Luft, die durch die dicht auf einander liegenden Schwungfedern nicht durchdringen kann. Die Größe der Flügel steht mit der Größe des Vogels nicht immer in Verhältniß, sondern richtet sich vielmehr nach der Lebensweise desselben. So haben die Raubvögel, die Schwalben u. s. w., welche lange in der Luft schweben müssen, viel größere Schwingen, als die Wachteln, Haushühner u. s. w. Dem Strauß, dem Casuar und den Pinguinen fehlen die Schwungfedern gänzlich. — Der Flug der Vögel unterscheidet sich sehr von dem Fluge der Fledermäuse, Insecten und andrer fliegenden Thiere, und ist ein Vorzug, der dieser Thierclasse, bis auf wenige Ausnahmen, durchgängig eigen ist. Manche, wie der Adler, und überhaupt die Falken, schwingen sich kühn und leicht bis über die Wolken empor, wo kein Auge sie mehr erreicht, und schweben viele Stunden lang ohne sichtbare Anstrengung in der Luft. Mit dem Hals und dem Schwanz, dessen Federn ganz den Schwungfedern der Flügel gleichen, giebt er sich, wie das Steuer dem Schiffe, die Richtung, während er mit den Flügeln fortschwingt; ein Vorzug, den andere fliegende Thiere, einige Tagfalter etwa ausgenommen, entbehren. Die Art des Fluges ist nach den verschiedenen Gattungen auch verschieden; die Falken, Schwalben, Lerchen und dergleichen schwimmen, ohne viele Bewegung, weithin in der Luft; andre, wie z. B. die Sperlinge, haben einen flatternden Flug; die einen, z. B. die Eulen, fliegen leise und kaum hörbar, andre, wie die Rebhühner u. s. w. mit lautem Geräusch. Wankend und zitternd, wie der erste Gang des Kindes, ist der Flug des jungen Vogels; man merkt es deutlich, daß er angstvoll den nächsten Ast oder Balken sucht, und schnell ermüdet. Nicht die Flügel allein machen dem Vogel das Fliegen möglich, mehr ist es der leichte Bau der Glieder, und die Luftgefäße in seinem Körper, die er nach Willkühr füllt und leert. — Die Beine sind bei den verschiedenen Gattungen dieser Classe so verschieden, daß viele Ornithologen einen eignen Eintheilungsgrund in ihrer Verschiedenheit finden wollten. Bald zum Wohnen auf Bäumen, bald zum Schwimmen, bald zum Laufen u. s. w. eingerichtet, entsprechen sie genau den Bedürfnissen jeder Gattung. — Der Schnabel von eigenthümlicher Gestalt, bald gerade, bald unterwärts oder aufwärts gebogen, bald rund, bald platt, kegel-, keil-, hakenförmig u. s. w., dient dem Vogel, seine Speise zu fassen, sie zu schälen oder zu theilen, Materialien zum Bau des Nestes, Futter für die Jungen herbeizubringen, mit den Krallen und Flügeln als furchtbare Waffe bei den Raubgeschlechtern. — Die Bekleidung der Vögel, die aus verschieden gebildeten Federn besteht, ist zugleich ein merkwürdiger Schmuck derselben, an den die Natur, besonders in wärmern Himmelsstrichen, in Ostindien und Brasilien,

die bewunderungswürdigste Farbenpracht verschwendet hat; selbst in dem Schweife unsers Pfaues, um nicht den Paradiesvogel u. s. w. zu erwähnen, prangen helle Sterne mit allen Farben des Regenbogens schimmernd, und an seinem Halse schillernd wechselnder Farbenglanz. — Was die Sinne der Vögel betrifft, so sind besonders das Gesicht und das Gehör ungemein scharf und fein; der Sperber z. B. erblickt in der weitesten Entfernung die kleine Lerche, und die Singvögel lernen ganze Melodien ohne Fehler nachsingen. Bei Geiern, Raben u. s. w. zeigt sich auch ein weitspürender Geruch; minder fein scheint aber der Geschmack zu seyn; das Gefühl hingegen ist so zart, daß der leiseste Hauch einen Vogel aus dem Schlafe wecken kann. — Die Seelenfähigkeiten der Vögel sind bewundernswürdig, und sie kommen hierin den Säugthieren vollkommen gleich; ja übertreffen sie zum Theil. Das Gedächtniß ist bei vielen bewunderungswürdig, denn Papageien, Staare u. s. w. behalten mehrere Worte, die sie lernen, und viele Singvögel ganze Melodien. Die Stärke ihres Gedächtnisses scheint auch der Umstand zu beweisen, daß Zugvögel nach halbjahrelanger Entfernung, und nach Reisen von mehr als tausend Meilen, ihren heimischen Aufenthalt, die Schwalbe den Balken, der Fink den Baum, die Grasmücke den verborgenen Strauch, wiederfinden, wo sie im vorigen Jahre ungestört ihre Kinder erzogen, oder wo sie geboren wurden. Daß ihre Klugheit, List und Gelehrigkeit auch geweckt und gebildet werden könne, beweis't der Unterschied zwischen Vögeln, die in unbewohnten Gegenden wohnen, und nie Nachstellungen zu fürchten haben, und denen, die den Menschen nahe, von Gefahren umgeben sind. Schon der Feldsperling ist weniger schlau, als der Haussperling, der der Menschen feindliche Gesinnungen täglich wahrzunehmen Gelegenheit hat; in unbewohnten Gegenden setzen sich Vögel dem Jäger auf den Flintenlauf, wenn er gegen sie anlegt, während bei uns schon ein Stock, auf der Achsel getragen, der wilden Gans Verdacht einflößt; und Jeannots gelehrte Canarienvögel sind ein überzeugender Beweis, bis zu welchem Grade sich diese Thierchen durch fortgesetzte Aufmerksamkeit abrichten lassen. — Die Stimme ist eine Auszeichnung, die dem größern Theile der Vögel vor der ganzen übrigen Thierwelt eigenthümlich ist. Die Luftröhre der Singvögel ist so eingerichtet, daß sie ihre Stimmen zu den entzückendsten Melodien moduliren können. Die Gabe des Gesanges hat nur das Männchen, und der Gesang selbst ist mehrentheils Ausdruck der Liebe, daher er vorzüglich zur Zeit der Paarung gehört wird, am schönsten von der Grasmücke und der Nachtigall. Auch singen die Vögel nur, wenn sie sich wohlbefinden, in Traurigkeit, bei rauhem Wetter, und körperlichem Übelbefinden schweigen sie. Vielmals wird behauptet, daß der Gesang nur den Vögeln des nördlichen Clima's eigen sey; die Natur im heißesten Süden dagegen sie mit glänzender Farbenpracht ausgestattet habe; allein Forster erzählt, daß auf Otaheiti die Vögel entzückend schön gesungen hätten, und Cook fand auf seiner ersten Reise in Charlotten Sund auf Neu-Seeland die Wälder mit kleinen Vögeln angefüllt, deren Stimmen an Lieblichkeit einem Silberglöckchen glichen. Keinem andern Thiere sind für den Ausdruck der verschiedenen Empfindungen so mannichfaltige Töne gegeben; Hunger, Furcht, Wahrnehmung einer nahen Gefahr, Sehnsucht nach der Gesellschaft oder dem Gatten, Liebe, Traurigkeit u. s. w. werden durch eigne Töne ausgedrückt, die nicht nur den Individuen dersel-

ben Gattung eine verständliche Sprache sind, sondern auch oft von andern Gattungen verstanden werden. Wenn unter den Sängern eines Waldes einer einen Raubvogel gewahr wird, so verstummt auf seine warnende Stimme der ganze Wald. — Die Vögelgattungen sind über die ganze Erde verbreitet; manche einzelne sogar von den Polarkreisen bis zu den Tropenländern; ihr Wohnort richtet sich nach ihren Bedürfnissen und ihren Eigenthümlichkeiten; Felsen und Klüfte, Baum und Staude, Erde und Wasser dienen den verschiedenen Gattungen zum Aufenthalt. Während Spechte und Papageien fast immer auf den Bäumen leben, sieht man Rebhühner, Wachteln u. s. w. nur auf der Erde; Störche, Reiher, u. dergl. bevölkern die Sümpfe, Schwäne und Wasserhühner Flüsse und Teiche. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei dieser Classe von Thieren ist das Wandern derselben, d. h. das temporäre Verändern des Aufenthaltsortes. Man nennt diejenigen, welche wandern, Zugvögel, zum Unterschiede von denen, die ihren Aufenthaltsort nie verändern, und darum Standvögel genannt werden. Die meisten kommen im Frühjahre zu uns, brüten, und ziehen im Herbste sich nach wärmern Ländern zurück; andere kommen aus kältern Ländern in unsere Gegend, um hier zu überwintern. Viele Zugvögel, zumal diejenigen, welche zeitig abgehen und spät kommen, unternehmen weite Reisen, z. B. die Schwalben, welche bis nach Senegal wandern; andere dagegen, die uns spät verlassen, und früh zurückkehren, gehen nur einige hundert Meilen weit, und bleiben ohne Zweifel im südlichen Europa. Vögel, die in unserm Clima Zugvögel sind, sind es im südlichen Frankreich, Italien und Spanien nicht, dagegen sind im höhern Norden, in Schweden und Norwegen, viele Vögel Zugvögel, die bei uns das ganze Jahr über sich aufhalten. Kommen diese Fremdlinge aus dem Norden zu uns, so bleiben sie selten bei uns, sondern ziehen, da sie einmal das Vaterland verlassen, und auf der Reise sind, gewöhnlich noch weiter südlich; wie z. B. die Dohlen. Diese kommen im Herbste schaarenweise an, streifen mit den unsrigen eine Zeit lang herum, und gehen wieder weiter, wenn es zuwintert. Man bemerkt, daß sie die unsrigen zum Mitziehen anlocken: doch die natürliche Liebe zur Heimath scheint diese zurückzuhalten. Dies Wandern der Vögel von Norden nach Süden, und umgekehrt, findet auf der südlichen Halbkugel Statt, wie auf der nördlichen, in Amerika wie auf dem alten Continente. Die Gründe dieses Wanderns aber, so wie die nähern Umstände der Wanderungen selbst, sind den Ornithologen noch ein Räthsel; daher wissen wir von wenigen unsrer Zugvögel, wo sie überwintern, und ob sie die Reise ununterbrochen, d. h. so fortsetzen, daß sie unterwegs nur die nöthige Ruhe und Nahrung genießen, oder ob sie lange verweilen und Streif- und Querzüge machen; ferner wie sie dort leben, einzeln oder in Gesellschaft, ob sie singen u. s. w. Dürfen wir indeß nach Analogie folgern, so mögen die von uns nach Süden gezogenen Vögel sich dort wohl eben so benehmen, wie die Ankömmlinge aus Norden bei uns, die sich als Gäste im Winter hier aufhalten. Sie leben unstät, streifen aus einer Gegend in die andere, schlafen und weiden da, wo es ihnen am besten dünkt, gesellen sich zu den einheimischen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, der Schneeammer u. dgl., besuchen mit ihnen als willkommne oder lästige Gäste sehr zudringlich die Bauerhöfe, Landstraßen u. s. f., und nehmen mit Freuden Abschied, wenn eine geheime Ahnung ihnen sagt, daß die

Jahreszeit in ihrer Heimath wieder milder werde. Mehrentheils treten die Zugvögel des Nachts, zumal gern bei Mondenschein, ihre Wanderung an. Sie locken sich dazu mit eignen Tönen, und ermuntern sich so auf der Reise. Viele Gattungen, z. B. die Schwalben, versammeln sich mehrere Tage vor ihrer Abreise an gemeinsamen Orten, und ziehen dann in großer Gesellschaft fort. Mit der Rückkehr ist es vielleicht eben so. Zur Zeit der Wanderung äußern auch die eingesperrten Zugvögel diesen Trieb; sie sind unruhig, flattern, zumal des Nachts, im Käfig herum, und zeigen deutlich, daß auch sie, obgleich im warmen Zimmer und im Überflusse, gern mit ihren Brüdern fortziehen möchten. Einige Naturforscher wollen vermuthen, daß in der Luft eine die Vögel leitende Ursache vorhanden sey; Kirwan meint, es sey ein Strom brennbaren Gases, welches durch die Fäulniß der thierischen und vegetabilischen Körper, und durch Vulcane innerhalb der heißen Zone sich entwickle, und den Polen zuströme. Eine ziemlich gekünstelte und unwahrscheinliche Hypothese!! — In der Ökonomie dieses Thiergeschlechts verdient der Nesterbau und das Brüten noch besondere Aufmerksamkeit; hier zeigt sich ein Theil der Vögel bewunderungswürdig kunstreich. Äußert sich der Begattungstrieb, haben sich Männchen und Weibchen zusammengefunden, so beginnt gewöhnlich der Bau des Nestes. Die Materialien, so wie die Bauart sind nach den Bedürfnissen und Umständen unendlich verschieden; sie verbergen sie sorgsam vor den gefahrdrohenden Augen der Raubthiere und Menschen, desto sorgsamer, je gefährlicher die Umgebungen sind. Die Materialien werden mit bewunderungswürdiger Wahl zusammengeschleppt und kunstreich in einander gefügt. Bei den meisten Gattungen ist das Weibchen der Baumeister, während das Männchen ihm die Materialien zuträgt. Ist der Bau vollendet, so legt das Weibchen seine Eier, mehrere Wasservögel legen nur eins; die Raubvögel zwei; die Krähen und Raben vier; die Meisen acht bis zwölf; die Haushühner wohl vierzig bis funfzig. Wie die Nester an Form, Einrichtung, Materialien u. s. w. verschieden sind, so sind es noch mehr die Eier an Größe, Gestalt, Farbe u. dgl., eigenthümlich jeder Gattung. Hat die Wärme des brütenden Weibchens (bei einigen Gattungen löst das Männchen sein Weibchen in diesem Geschäfte ab) den Keim im Ei entwickelt und gezeitigt, bricht das Junge aus der Schaale hervor, so ist die Liebe, Zärtlichkeit und Sorgfalt zu demselben nicht minder bewunderungswürdig. Die Mutter wärmt die nackte Brut mit ihren Federn, der Vater bringt ausgesuchtes Futter herbei, die schwache Schwalbe vertheidigt sich und ihre Kinder, oder stirbt mit denselben, die Haushenne läuft mit Angstgeschrei an dem Teiche auf und ab, wenn die von ihr ausgebrüteten jungen Enten ihr Instinct in das ihnen gefahrlose Element ruft. — Das Alter der Vögel ist in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer, als das Lebensziel der Säugthiere. Kleine Singvögel sind in der Gefangenschaft 20 — 24 Jahre, und Papageien 200 Jahr alt geworden. — Mangel an Raum hindert uns, die merkwürdige Ökonomie dieser höchstinteressanten und für den Freund der Natur so anziehenden Classe der Thierwelt noch weiter zu verfolgen. Wir führen nur noch die von Blumenbach angegebene systematische Eintheilung derselben an. Dieser Naturforscher setzt neun Ordnungen fest, die er unter zwei Hauptabtheilungen bringt. I. Landvögel: 1. Raubvögel (Accipitres), mit krummen, starken Schnäbeln, meist kurzen, knorrigen

Beinen und großen, gebogenen, scharfen Klauen; 2. Leichtschnäbel, (Levirostres), mit kurzen Beinen, meist großen, dicken, aber hohlen Schnäbeln; 3. Spechtartige (Pici), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langen und schmalen Schnäbeln, und theils wurm-, theils fadenförmiger Zunge; 4. Krähenartige (Coraces), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langem und ziemlich starkem, oben erhabenem Schnabel; 5. Sperlingsartige (Passeres), mit kurzen Beinen, und mehr oder weniger kegelförmigem, zugespitztem Schnabel von verschiedener Länge und Dicke; 6. Hühnerartige (Gallinae), mit kurzen Beinen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleischigen Haut bewachsen ist; 7. Straußartige (Struthiones), enthält die großen, zum Fluge nicht geschickten, Landvögel. II. Wasservögel. 8. Sumpfvögel (Grallae), mit langen Beinen, langem, fast walzenförmigem Schnabel, und meist langem Halse; 9. Schwimmvögel (Anseres), mit Ruderfüßen, stumpfem, mit Haut überzogenem, am Rande meist gezähneltem Schnabel, der sich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Häkchen endigt. — Unter den Werken, die in Deutschland für Ornithologie erschienen sind, erwähnen wir nur das verdienstvolle Werk: J. Wolf und J. F. Frauenholz Abbildungen und Beschreibungen der in Franken brütenden Vögel, Nürnberg, seit 1799, Fol. und 4., und: Deutsche Ornithologie, herausgegeben von Borkhausen, Lichthammer und Becker, Darmstadt, seit 1800, Fol.

Vogelfrei nennt man den Verbrecher, über den das Todesurtheil ausgesprochen, aber nicht vollzogen ist, weil er sich nicht in der Gewalt der Gerechtigkeit befindet; die Vollziehung also jedem, der ihn trifft, freigegeben ist. Das Vogelfreierklären ist eine ursprünglich in der deutschen Rechtsverfassung begriffene Institution. S. d. Art. Reichsacht.

Vogelnester (indianische), s. Nester.

Vogesen (französisch les Vosges, deutsch der Wasgau oder das wasgauische Gebirge), sind gewissermaßen eine Fortsetzung des Juragebirges, das Frankreich und die Schweiz trennt. Sie fangen in der Gegend von Belfort, im ehemaligen Sundgau, an, trennen Elsaß von Lothringen, und wenden sich in die deutschen Rheinprovinzen, wo sie sich nordöstlich, unter dem Namen Hundsrück, an dem Rhein und der Mosel endigen, und nordwestlich unter dem Namen Ardennen in das Großherzogthum Luxemburg ziehen. Bei Elsaß-Zabern (Saverne) hat dieses Gebirge die geringste Breite, und es ist da der bequemste und kürzeste Übergang aus Lothringen nach Elsaß. Die höchsten Gipfel dieses Gebirges sind der Bölch im Oberelsaß, welcher 4320 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist, und der Odilienberg. Die Vogesen erheben sich mehr sanft als steil und sind an der Ost- und Südseite häufig mit Weinbergen versehen. Sie sind reich an Wild und Geflügel, besonders aber an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Spießglas, Steinkohlen, Holz und schönen Viehweiden. Man treibt daher gute Viehzucht, und bereitet gute Käse, welche unter dem Namen der Münsterkäse verkauft werden. Die Ill, Lauter, Mosel, Meurthe, Saar und die Saone entspringen auf diesem Gebirge. In dem Departement des Vosges, das davon seinen Namen hat, und dessen Hauptort Epinal ist, liegt das Städtchen Plombières mit 1200 Einwohnern, welches wegen seiner warmen heilsamen Bäder schon von alten Zeiten her berühmt ist.

Vogler (Georg Joseph), ein in der Geschichte der Tonkunst sehr merkwürdiger Mann, war geboren zu Würzburg im J. 1749. Er war einer der speculativsten und scharfsinnigsten Tongelehrten, mit den ausgebreitetsten Kenntnissen aller Art ausgerüstet, ein großer Clavier- und noch größerer Orgelspieler, ein geistvoller und gründlicher Componist und ein rastloser Forscher im Gebiete der Tonkunst, aber nicht frei von Eigensinn, Pedantismus und mancherlei Bizarrerien. Sein Genie entwickelte sich früh, und schon in seinen Universitätsjahren (er studirte in seiner Vaterstadt Philosophie und in Bamberg das öffentliche und canonische Recht) zeichnete er sich als einen sehr fertigen Clavier- und besonders Orgelspieler aus, und zeigte auch schon damals durch mehrere wohlgelungene Versuche seinen Beruf zum Componisten. Da nachher der Wunsch, in seinem Vaterlande eine Anstellung zu finden, nicht erfüllt wurde, ging er nach Mannheim, wo ihn der damalige Churfürst Carl Theodor gut aufnahm, und ihn ums Jahr 1773 nach Bologna schickte, um daselbst bei dem berühmten P. Martini den Contrapunkt zu studiren. Da Vogler aber Martini's System mit seinen Grundsätzen nicht vereinbar fand, so verließ er diese Schule und ging nach Padua zu dem P. Valotti, um seine Studien des Contrapunkts bei diesem zu vollenden, und studirte daselbst nebenbei auch Theologie. Ums Jahr 1775 oder 76 kehrte er nach Mannheim zurück, erhielt daselbst die Direction der Capelle und stiftete seine bekannte Tonschule, worin er öffentliche Vorlesungen über Musik hielt. Vom Jahr 1780 an war er größtentheils auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England, Spanien, ja (wie Gerber berichtet) selbst bis Asien hinein, und auf die armenischen Inseln. Überall fand er als Orgelspieler Beifall und Auszeichnung, nur erregten die musikalischen Mahlereien, zu denen er sich im Streben nach dem Charakteristischen verirrte, und die ihm bei Einigen den unverdienten Anschein des Charlatans gaben, häufig Tadel und Mißbilligung. So kündigte er z. B. ein Gewitter, eine Seeschlacht, den Einsturz der Mauern zu Jericho, das Reißstampfen der Afrikaner u. s. w. an, was natürlich die Musik für sich nicht darstellen kann. Im Jahre 1786 wurde er in Stockholm als königlich schwedischer Capellmeister angestellt, was ihn jedoch keineswegs hinderte, seinen Hang zu Nachforschungen durch fortgesetzte Reisen zu befriedigen. Im Jahr 1790 reis'te er nach London und ließ sich daselbst auf dem von ihm erfundenen Instrumente, Orchestrion, hören. Im Jahre 1791 durchreis'te er die Rheingegenden und Schwaben; im Jahre 1792 befand er sich in Hamburg, wo er sich in sechs Concerten in vier verschiedenen Kirchen auf der Orgel hören ließ, und kehrte ums Jahr 1793 nach Stockholm zurück, woselbst er zwei Jahre lang Vorlesungen über die Harmonie hielt. Hierauf reis'te er 1795 abermals nach Paris, kehrte aber von da bald wieder über Holland nach Stockholm zurück. Im Jahre 1799 verließ er Stockholm für immer, mit einer lebenslänglichen Pension von fünfhundert schwedischen Thalern, ging auf einige Zeit nach Copenhagen, wo er seinen Herrmann von Unna aufs Theater brachte, verweilte einige Zeit in Altona und kam im Jahre 1800 nach Berlin, wo er die Orgel der Marienkirche nach seinem Simplificationssysteme einrichtete und in drei brillanten Orgelconcerten sich hören ließ. Im J. 1801 den 9. Nov. wurde er in Prag als

ordentlicher öffentlicher Lehrer der Tonkunst installirt, und hielt eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen über Musik. Im Sommer des Jahres 1803 machte er eine Reise nach Wien, um dort eine Oper zu componiren; und als im Jahre 1805 der Krieg ausbrach, begab er sich nach Bayern und führte in München bei der Vermählungsfeier der dasigen Prinzessin seine große Oper: Castor und Pollux, auf. Im Jahre 1807 machte er eine Reise nach Frankfurt a. M. und in die dasige Umgegend, und folgte einer Einladung des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt, wo er bis zu seinem, für die Tonkunst noch zu frühen, Tode 1814 verblieb, nachdem ihn der Großherzog als Hofcapellmeister angestellt und mit der Würde eines geheimen geistlichen Rathes, und dem Verdienstorden erster Classe bekleidet hatte. Von seinem Erfindungsgeiste zeigte das oben genannte Orchestrion, eine Art Orgel aus vier Clavieren (jedes von 63 Tasten) bestehend und an Stärke einer sechzehnfüßigen Orgel gleichend, wobei der Ton auf eine ganz neue Weise, durch Vermehrung und Verminderung der Luft modificirt wird und der Schall sich durch eine Öffnung der Mauer gegen eine an seidenen Schnüren hangende kupferne Wanne (in Form einer halben Pauke) wirft. Jenen Namen gab ihm der Erfinder daher, weil es durch Nachahmung der Instrumente sich einem vollständigen Orchester annähert. Sein Simplificationssystem bezweckte dem Namen nach eine Vereinfachung der Orgeln, wodurch er eine natürlichere Pfeifenstellung, weniger getheilten Wind bei größerer Stärke des Tons und bequemern Anschlag für den Spielenden bewirken wollte. Sein System hat viele Tadler gefunden, obgleich es wohl auch denkbar ist, daß die Orgelbauer, die er durch dasselbe in ihrem Schlendrian störte, ihn nicht begreifen konnten oder wollten, und vielen seiner Einrichtungen durch Ungeschicktheit oder bösen Willen entgegengearbeitet haben. Wenigstens versichern mehrere Kenner, daß sie einige Orgeln, die Vogler nach diesem Systeme eingerichtet, gehört haben, welche sowohl die Stärke als andere Vorzüge der gewöhnlichen Orgeln zeigten. — Auch in der Theorie der Harmonie hatte Vogler viel Eigenthümliches und Tiefgedachtes. Schüler von ihm sind C. M. v. Weber und Gottfr. Weber, Meyer Beer, Freiherr von Poißl ꝛc. und andere bedeutende Tonkünstler. Seine zahlreichen Werke beweisen seinen rastlosen Fleiß, können aber hier nicht namhaft gemacht werden. Unter seinen Compositionen sind seine Messen, seine Opern Herrmann von Unna und Samori, sowie einige Orchesterstücke noch immer sehr geschätzt.

Voigt, Vogt, von dem lateinischen advocatus, eigentlich ein Beschützer, Schirmherr, daher Stiftsvoigt, Klostervoigt, dann auch ein Statthalter (s. d. Art. Voigtland).

Voigtei, das Gebiet, auch das Amt und die Würde, endlich auch die Wohnung eines Voigts.

Voigtland (lat. Terra Advocatorum). Unter dieser Benennung versteht man das Land, welches die ehemaligen Voigte des Reichs, die Vorfahren der jetzigen Fürsten und Grafen Reuß, besaßen, nämlich: den zum Königreich Sachsen gehörenden voigtländischen Kreis, das Amt Weyda und Ziegenrück im jetzigen Großherzogthume Weimar, die Besitzungen der Fürsten und Grafen Reuß, die ehemalige Landshauptmannschaft Hof, jetzt zum Obermainkreise des Königreichs Bayern gehörig, und das herzoglich sachsen-gothaische Amt Ronneburg. Vom eilften Jahrhunderte an gab es in dem eben beschriebenen Landstriche kaiserliche Beamte, welche des heiligen römi-

schen Reichs Voigte (Advocati) hießen. Advocati waren damals gewisse, vom Kaiser ernannte Reichsbeamte, welche in den Provinzen die Angelegenheiten und Rechte des Reichs, oder auch gewisser Bisthümer und Klöster wahrzunehmen hatten. In der letztern Eigenschaft waren sie Schirmvoigte, in der erstern finden sich Advocati provinciales in Schwaben, im Elsaß und im Voigtlande. Auch die unmittelbaren Städte erhielten bisweilen vom Kaiser einen Voigt (Advocatum), oder einen Schultheiß (Scultetum), bisweilen beide Beamte zugleich. Im letztern Falle hatte der Voigt in Sachen, die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß blos in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. — Die Voigte im Voigtlande, von denen hier die Rede ist, stammten von einem niedersächsischen Grafen Eckebrecht von Osterrode ab, welcher um die Jahre von 950 bis 979 lebte, und das Voigtland erwarb. Seine Nachkommen nahmen sämmtlich den Namen Heinrich an, und nannten sich des heiligen römischen Reichs Voigte und Herren, mit dem Zusatze ihrer Besitzungen, z. B. Voigt und Herr von Plauen, von Weyda u. s. w. Heinrich III. der Reiche, der von 1086 bis 1156 lebte, besaß das ganze Voigtland, und stiftete durch seine vier Söhne vier Linien seines Hauses, von denen nur eine, die plauische, fortdauerte, sich aber wieder (1257) in zwei Linien, die ältere und jüngere, theilte. Die jüngere Linie ist das noch jetzt blühende Haus der Fürsten und Grafen Reuß, deren Besitzungen einen Theil des Voigtlandes in weiterm Sinne ausmachen (s. d. Art. Reuß). Aus der ältern Linie, welche 1572 ganz ausstarb, wurde Heinrich der Ältere, Voigt zu Plauen und Hofrichter des Kaisers Siegmund, von diesem (1426) mit der fürstlichen Würde und dem damals erledigten Burggrafthum Meißen belehnt, daher diese Linie auch die burggräfliche genannt wurde. Doch kam das Burggrafthum Meißen, nebst den dazu gehörenden Besitzungen, an die Markgrafen von Meißen durch Kauf, welchen die Letztern mit Heinrich II., dem Sohne Heinrichs des Ältern, (1434) abschlossen. Heinrichs II. Nachkommen trugen der Krone Böhmen einen Theil ihrer Besitzungen zur Lehn auf, verpfändeten oder veräußerten aber auch verschiedene derselben. Durch Veranlassung einer solchen Verpfändung geschah es endlich, daß der Churfürst August von Sachsen die Herrschaften Plauen, Voigtsberg und Pausa (1569) käuflich an sich brachte. Sachsen ist seitdem beständig in dem Besitze dieses Landbezirks geblieben. Einige Jahre früher (1560) hatte der Churfürst August auch die ebenfalls einen Theil des Voigtlandes ausmachenden Ämter Weyda, Arnshaugk und Ziegenrück durch Kauf erworben. Durch das Testament des Churfürsten Johann George I. (1656) wurden diese sämmtlichen Besitzungen, welche den voigtländischen und neustädtischen Kreis bildeten, der neuen Linie Sachsen-Zeitz zum Erbantheil angewiesen; sie fielen aber nach dem Absterben dieser Linie (1718) wieder an das Churhaus Sachsen zurück. Durch den zu Presburg am 18ten Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Friedenstractat kam der ganze neustädtische Kreis an Preußen, welches nachher einen Theil davon an den Großherzog von Weimar abtrat. Der District (Landeshauptmannschaft) Hof, der ehemals auch zum Voigtlande gehörte, wurde schon 1373 von den Voigten zu Weyda an die Burggrafen zu Nürnberg verkauft, kam mit diesen an Bayreuth, und gehört nun zum Obermainkreise des Königreichs Bayern. — Der voigtländische Kreis, welchen man, im engern Sinne genommen, jetzt gewöhnlich unter dem Voigtlande versteht, ist ein Theil

des Königreichs Sachsen, hat einen Flächeninhalt von 32⅞ Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 95,000 Einwohnern. Er enthält die Ämter Plauen, Pausa und Voigtsberg, und steht unter einem Kreishauptmann und einem Amtshauptmann. In Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens theilt man diesen Kreis in das Wald- und Landrevier. Zu dem erstern gehört das bergige und waldige Land an beiden Seiten der Mulde, in der Nähe des erzgebirgischen Kreises. In dem Landreviere, zu welchem die Gegenden um Plauen und Adorf gehören, bildet die weiße Elster das Hauptthal. In dem erstern ist die Viehzucht wichtiger als der Getraidebau, in dem letztern kommt das Getraide gut fort. In den Waldrevieren machen die großen Waldungen einen wichtigen Reichthum aus. Obstbau ist in diesem ganzen Kreise nicht bedeutend, aber der Flachsbau beträchtlich. Von Mineralien enthält dieser Kreis vorzüglich Kupfer, Eisen und Alaun, Kalk und Schiefer. Die Baumwollen-, Wollen- und Leinenmanufacturen machen die Hauptbeschäftigung der industriösen Einwohner aus; Personen aller Stände spinnen das zu diesen Manufacturen nöthige Material. Die Zeitumstände haben aber diesen Manufacturen vielen Nachtheil verursacht. Die vorzüglichste unter den funfzehn Städten dieses Kreises ist Plauen, mit 560 Häusern und 6000 Einwohnern, wegen ihrer vorzüglichen Mousselin- und Baumwollen-Manufacturwaaren bekannt. Eine besondere Merkwürdigkeit des voigtländischen Kreises ist die Perlenfischerei, die, ein landesherrliches Regal, seit 1621 gehörig etablirt ist, und durch vereidete Perlensucher oder Fischer (die Familie Schmerler) betrieben wird. In dem Flusse Elster fängt das Muschellager beim Ursprunge des Flusses, unweit des Dorfes Elster im Amte Voigtsberg an, und geht fünf Meilen weit bis Elsterberg. Auch in verschiedenen Bächen finden sich Muscheln, und man hat in einigen derselben Perlenbänke angelegt. Diese Fischerei ist bisweilen sehr ergiebig gewesen, und man hat Perlen geliefert, die den orientalischen an Schönheit nicht, oder doch nur wenig nachstehen. Localumstände haben jedoch in neuern Zeiten die Anzahl wirklich schöner Perlen vermindert.

Voisenon (Claude-Henri de Fusée de), Mitglied der französischen Akademie, wurde 1708 im Schlosse Voisenon bei Melun geboren und starb 1775 ebendaselbst mit dem Titel eines bevollmächtigten Ministers des Bischofs von Speier. Voisenon war in seiner Jugend in den geistlichen Stand getreten, und Großvicarius des Bischofs von Boulogne geworden, gab aber die geistlichen Würden bald auf, indem er sich nicht dafür geeignet hielt. Als ein Mann von vieler Liebenswürdigkeit und guter Familie hatte er Zutritt zu den besten Gesellschaften. Er besaß viel natürlichen Witz, ja selbst Talent, aber er wurde nicht, was er hätte werden können, wenn ihn nicht der voreilige Beifall glänzender Gesellschaften verdorben, und er geglaubt hätte, daß witzige Einfälle, Artigkeiten und sein leichter, scherzhafter Ton ihn der Mühe überhöben, seine Werke mit angestrengtem Fleiße auszuarbeiten. So ward ihm die Literatur nur flüchtige Zerstreuung und Amusement. Er schrieb mehrere Romane, worunter l'Histoire de la félicité, eine Art moralischer Erzählung, der bekannteste ist. Der Erfindungsgeist ist unbedeutend, allein der Verf. erzählt leicht, und mischt kleine moralische Reflexionen ein, die sehr treffend ausgedrückt sind. Unter seinen dramatischen Werken zeichnen sich aus Mariages assortis, und la Coquette fixée; er ist reich an Maximen, und weiß sie gut zu stellen; seine Verse sind leicht und fließend. Man hat von ihm noch viele andere Stücke, die neu sehr beklatscht wur-

den, aber jetzt vergessen sind. Der Herzog von Choiseul ließ ihm einen Jahrgehalt von 6000 Livr. aussetzen, damit er sich mit der Geschichte von Frankreich beschäftigen sollte; allein seine Fragmens historiques, die Frucht seiner Studien, sind nur eine Sammlung von Einfällen und Calembourgs. Außerdem hat man von ihm eine große Anzahl Poésies fugitives.

Volk — Volksstamm. Das Wort **Volk** bedeutet ursprünglich eine durch Abstammung, Sprache, Sitte, größtentheils auch durch gemeinschaftlichen Aufenthalt verbundene Menschenmenge, die auch mit einem, aus der lateinischen Sprache entlehnten Ausdrucke, eine Nation genannt wird (s. d. Art.). Die Grundlage eines Volks muß irgend eine Familie gewesen seyn, die sich nach und nach vermehrte und immer weiter ausbreitete. Bei dieser Vermehrung und Verbreitung bildeten einzelne Familienzweige, ohne sich darum vom Ganzen zu trennen, wieder kleinere Theilganze. Diese heißen **Volksstämme**. So erwuchs aus der Familie Abrahams das hebräische Volk, welches nach den zwölf Söhnen Jacobs wieder in zwölf Stämme zerfiel, die sich aber späterhin dergestalt vermischten, daß kein einzelner Hebräer mehr weiß, von welchem er abstammt. Auch unser deutsches Volk bestand ursprünglich aus mehreren Stämmen, den Alemannen, Sueven, Franken, Sassen u. s. w., die sich aber ebenfalls im Laufe der Zeiten sowohl unter einander als mit andern Völkern, besonders den Slaven, so vermischt haben, daß jetzt wohl kein Deutscher seine Abkunft von irgend einem jener Stämme nachweisen kann. Übrigens wird das Wort **Volk** nicht immer in jener ersten Bedeutung genommen. Oft bedeutet es jede durch eine Regierung oder in einen Staat vereinigte Menschenmenge, oft setzt man den Fürsten und das Volk einander entgegen, in welchem Falle man unter letzterm alle Unterthanen (subditi) begreift, oft versteht man darunter auch nur die niederen Stände oder Classen der Gesellschaft, die man auch wohl das gemeine Volk (vulgus) nennt. Darum heißen die, welche durch ihre Thaten, Lehren, Reden, Gedichte u. s. w. auf den größern, hauptsächlich aus den niedern Ständen bestehenden Haufen wirken, **Volksmänner**, **Volkslehrer**, **Volksredner**, **Volksdichter** u. s. w. In der Kirchensprache bedeutet **Volk** alle, die nicht geistlichen Standes sind, die **Laien** (von λαος, populus), in der Kriegssprache die Mannschaft einer gewissen Art, als **Fußvolk**, in der Jägersprache einen Trupp oder Haufen, z. B. ein **Volk Rebhühner**.

Völkerrecht (jus gentium) ist der Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten der Völker und Staaten gegen Auswärtige, oder als Wissenschaft die Wissenschaft von den Rechten und Verbindlichkeiten der Staaten gegen einander. Man theilt es in das **natürliche** oder philosophische oder allgemeine und in das **positive Völkerrecht**. Ersteres beruht auf der Idee des Rechts, angewendet auf die im Allgemeinen vorgestellten Verhältnisse der Staaten zu einander, die aus der Idee des Staats hervorgehen. Es redet also von dem Rechte der **politischen Persönlichkeit** oder Selbstständigkeit des Staats und den in ihr begriffenen Rechten, die sich auf seine Regierung, Verfassung, Verwaltung, seine Mitglieder, Eigenthum und Gebiet beziehen, sowie von der Freiheit des Verkehrs und Handels, von Völkerverträgen und Gesandtschaften, von Krieg und Frieden. Ein **positives, besondres, willkührliches Völkerrecht**, welches sich auf das allgemeine stützen muß, bildet sich durch **Völker**-

gewohnheiten und Verträge (daher jus consuetudinarium et pactitium). Es kann aber seiner Natur nach nie durchaus allgemein seyn. Das allgemeine europäische Völkerrecht nennt man die unter den mehrsten und größten europäischen Staaten durch besondere Verträge oder Herkommen eingeführten Grundsätze. Die Türken sind das einzige Volk in Europa, welches bisher das allgemeine Völkerrecht in vielen Punkten nicht beobachtet hat. — Griechen und Römer kannten ein allgemeines Völkerrecht. Man denke an das Fecialrecht der Letztern. Nach dem Verfalle des römischen Kaiserthums, in den barbarischen Zeiten des Mittelalters, wurde es ganz vergessen. Im sechzehnten Jahrhunderte fing man wieder an, das Völkerrecht als Wissenschaft zu behandeln. Hugo Grotius erwarb sich durch sein bekanntes Werk de jure belli et pacis den Namen des Vaters des Natur- und Völkerrechts. Nach ihm haben sich Samuel Pufendorf und Christian Wolf vorzüglich damit beschäftigt. In den neuern Zeiten haben Burlamaqui, Glafey, Vattel, J. J. Moser, Achenwall, Günther und Martens (Einleitung in das positive Völkerrecht rc. Göttingen 1796 und Précis du droit des gens moderne de l'Europe etc. 2. Ed. Göttinge 1801) sich um die Wissenschaft des allgemeinen und positiven europäischen Völkerrechts verdient gemacht. Siehe des Baron von Ompteda Literatur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechts. 2 Thle. Regensburg 1785; der dritte Theil oder neue Literatur seit 1784 von K. A. v. Kampz. Berlin. — Die neuesten Bearbeitungen des europäischen Völkerrechts sind von Schmalz (das europäische Völkerrecht in 8 Büchern. Berlin 1817) und von Schmelzing. (Leipz. 1819.)

Völkerwanderung. Unter dieser in der Geschichte angenommenen, obgleich nicht ganz schicklichen Benennung versteht man eine Reihe von Begebenheiten, da verschiedne Völker, welche von den Römern Barbaren genannt wurden, größtentheils Deutsche, in die römischen Provinzen eindrangen, und sich dieselben unterwarfen. Diese Begebenheiten sind in der Weltgeschichte durch ihre Folgen sehr wichtig geworden, weil durch sie eine neue, zum Theil noch fortdauernde politische Verfassung in Europa veranlaßt worden ist. Aus den eroberten römischen Provinzen bildeten sich neue Staaten, von denen verschiedne noch jetzt blühen, und mit ihnen entstanden auch die Sprachen, die wir die lebenden nennen. Diese sonderbare, in ihrer Art einzige Bewegung der Völker, die mit Recht eine Revolution genannt werden kann, fing von dem Eismeere an, erstreckte sich bis zu dem atlantischen Ocean, und verbreitete ihre Wirkungen selbst bis in das nördliche Afrika. Sie dauerte vom letzten Viertel des vierten Jahrhunderts an (375), da die Hunnen in Europa einbrachen, bis über die Hälfte des sechsten Jahrhunderts (568) hinaus, als die Longobarden Italien eroberten; fast zwei Jahrhunderte also vergingen, bis die Völker in den von ihnen eroberten Provinzen ruhig verblieben. Die Ursachen dieser Bewegung der Völker waren sehr verschieden: überhäufte Bevölkerung, der Andrang andrer Völkerschwärme, der lockende Reiz der schönen und angebauten römischen Provinzen, bewogen die barbarischen Völker, die Wälder und Wüsteneien ihrer Väter zu verlassen, und sich in den fruchtbaren, besser cultivirten römischen Provinzen, deren Besitz sie mit dem Schwerte errangen, anzusiedeln. Früher schon hatten einzelne Völkerschaften theilweise ihre Wohnsitze verändert. Aber diese einzelnen Begebenheiten gehören nicht zu der eigentlichen

großen Völkerwanderung, obgleich diese in der Folge dadurch mit befördert wurde. Das durch immerwährende Kriege und Eroberungen zu weit ausgedehnte römische Reich fing schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts an, unter seiner eignen Größe zu erliegen, und in sich selbst zusammenzufallen. Zwar hielten einige kräftige Regenten, besonders Constantin und Theodosius, den gänzlichen Untergang des Reiches noch einige Zeit auf. Aber verschiedne Kaiser hatten, durch den Drang der Umstände und kurzsichtige Politik verleitet, ganze Haufen von Barbaren in Sold genommen, und ihnen, zur Belohnung der geleisteten Kriegsdienste, Wohnsitze in den Gränzprovinzen des Reiches eingeräumt. So hatten die Franken in dem belgischen Gallien, die Alanen, Vandalen, Gothen und andre Völker in Dacien, Pannonien und Thracien Ländereien erhalten. Einzelne Männer von Geist und Kraft aus diesen Völkern erhielten wichtige Staatsämter und selbst die obersten Feldherrnstellen (Rufin, Stilicho) im römischen Reiche. Eine unvermeidliche Folge davon war, daß diese barbarischen Völker, indem sie immer mehr an Cultur gewannen, auch die Schwächen der Römer näher kennen lernten, und sich an den Gedanken gewöhnten, das römische Reich als ihre Beute, die es auch nachher wurde, zu betrachten. — Der erste Stoß, der die eigentliche große Völkerwanderung veranlaßte, geschah im nordöstlichen Asien. Hier wohnten die Hunnen — ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich Mongolen oder Kalmücken — ein zahlreiches, wildes und kriegerisches Volk, an den Gränzen der Chineser. Von diesen wurden sie, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Die Hunnen breiteten sich nun gegen Westen aus, vertrieben die Alanen, eine vom Caucasus hergekommne Völkerschaft, aus dem asiatischen Sarmatien, und (375) die Westgothen, welche in dem alten Dacien und in den Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau und der Weichsel wohnten. Die Alanen kamen nach langem Herumschweifen an die Donau im heutigen Ungarn, verbanden sich mit den seit ungefähr 100 Jahren da wohnenden Vandalen, einer ursprünglich norddeutschen Völkerschaft, durchzogen mit ihnen Germanien, und vereinigten sich mit einem Theile der Sueven, auch einem deutschen Volke, das sich an der obern Donau niedergelassen hatte. Diese drei Völker nahmen nun vereinigt den Weg nach dem Rheine, drangen (405) über denselben in Gallien ein, und richteten da die größten Verwüstungen an. Mainz, Straßburg und andre blühende Städte Galliens wurden von ihnen geplündert. Nachdem jene drei Völker zwei Jahre hindurch alle Theile Galliens verwüstet hatten, drangen sie (409) über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten (411) das größtentheils eroberte Land durch das Loos unter sich; nur ein kleiner Theil Spaniens blieb noch unter der Herrschaft der Römer. Diese letztern sammelten jedoch bald wieder Kräfte, und fanden sich im Stande, in Verbindung mit den inzwischen auch nach Spanien gekommenen Westgothen, die Eroberer anzugreifen. Die Alanen, die in Lusitanien (dem heutigen Portugal) ein Reich gestiftet hatten, wurden (418) gänzlich überwunden. Der kleine Rest dieses Volkes begab sich unter den Schutz des vandalischen Reiches, und der Name der Alanen verschwand seit dieser Zeit ganz aus der Geschichte. Die Vandalen führten mehrere Kriege mit den Römern, und hatten sich dadurch über diese eine Überlegenheit verschafft, als sie (429) den

Entschluß faßten, nach Afrika überzugehen (s. d. Art. Vandalen). Das Reich, das ihr berühmter König Genserich da errichtete, wurde nach einer Dauer von 103 Jahren von des griechischen Kaisers Justinian großem Feldherrn Belisar im J. 534 gänzlich vernichtet. Die Sueven, die sich nach dem Abzuge der Vandalen weiter in Spanien ausgebreitet hatten, behaupteten sich länger. Aber auch ihr Reich wurde, nach einer Dauer von 177 Jahren, durch die Westgothen (584) zertrümmert. Die Hunnen, welche, wie oben gesagt worden, die erste Veranlassung zu diesen Kriegen gewesen waren, hatten sich (377) in Pannonien niedergelassen. Von da aus unternahmen sie unter ihrem mächtigen Könige Attila einen verwüstenden Zug nach Gallien. Nach der Niederlage, die Attila hier (451) erlitt, wendete er sich nach Italien, und nur mit Mühe konnte er bewogen werden, Rom zu verschonen und Italien wieder zu verlassen. Nach seinem Tode (454) kam das Reich der Hunnen in Verfall; sie wurden (489) von den Gothen und Gepiden überwunden, und hörten von dieser Zeit an auf, ein eignes Volk auszumachen. Gefährlichere Feinde für die Römer, als die bisher erwähnten, waren die Gothen. Diese hatten wahrscheinlich zuerst an der Ostsee, in dem heutigen Westpreußen, gewohnt, sich aber nachher durch Polen bis zum schwarzen Meere, und in die römischen Provinzen an der Donau ausgebreitet. Sie waren schon im dritten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden, die sich genöthigt sahen, ihnen (274) das römische Dacien zu überlassen. Diese mächtige Nation, die erste unter den germanischen Völkerschaften, welche die christliche Religion annahm, hatte sich in zwei Hauptzweige getheilt. Ostgothen hießen die, welche gegen Osten, an dem Don und dem schwarzen Meere wohnten; Westgothen die, welche die westwärts gelegenen römischen Provinzen und die Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau und der Weichsel inne hatten. Als auch sie hier (375) von den Hunnen angegriffen, und ihre Besitzungen zum Theil zu verlassen genöthigt wurden, räumten ihnen die Römer andre Wohnsitze in den Gränzen ihres Reiches ein. Die Westgothen griffen (408) unter ihrem Könige Alarich die Römer in Italien an, belagerten Rom selbst zu verschiedenenmalen, eroberten und plünderten es (410). Alarichs Nachfolger, Ataulf, führte (411) sein Volk nach Gallien, und von da nach Spanien. Hier wurde das mächtige westgothische Reich errichtet, das von 624 an ganz Spanien umfaßte, zu welchem auch noch ein Stück von Frankreich und von Afrika gehörte, das aber (714) durch die Mauren (Araber) nach der unglücklichen Schlacht bei Xeres gänzlich zerstört wurde. Die Ostgothen, denen die Römer vorhin Mösien eingeräumt hatten, zogen (489) nach Italien. Hier hatte das abendländische Kaiserthum mit Romulus (476) ganz aufgehört. Odoaker, ein Feldherr der Heruler und Rugier, deutscher Völkerschaften, welche den Römern als Hülfstruppen gedient hatten, war Beherrscher von Rom und ganz Italien geworden. Theodorich, König der Ostgothen, einer der größten Regenten damaliger Zeit, überwand Odoakern, nahm ihn selbst gefangen, und brachte dadurch Italien unter seine Herrschaft (493). Dieses Reich der Ostgothen in Italien war von nicht langer Dauer. Der griechische Kaiser Justinian, der das vandalische Reich in Afrika zerstört hatte, bereitete ein gleiches Schicksal auch dem ostgothischen. Den Krieg wider dasselbe, den Belisar mit Glück angefangen hatte, endete Narses, indem er (554)

die Ostgothen völlig überwand. Die übrig blieben, unterwarfen sich der Herrschaft des griechischen Kaisers und schmolzen mit den andern Einwohnern zusammen; einzelne Haufen von ihnen wanderten in andre Gegenden aus. Von dieser Zeit an wird ihr Name in der Geschichte nicht mehr erwähnt. Nur die nach ihnen benannte Gattung der Bauart hat ihr Andenken bis auf unsre Zeiten erhalten (s. Baukunst, Geschichte der). Wenige Jahre nach dem Untergange des gothischen Reiches drang (568) ein andres Volk — die Longobarden — in Italien ein, und entriß den größten Theil desselben dem griechischen Kaiser. Der Besieger der Gothen, Justinians Feldherr und Statthalter in Italien, Narses, wird, obwohl ohne hinreichenden Beweis, beschuldigt, diesen neuen Feind nach Italien gerufen zu haben. Die Longobarden, ein Zweig des großen germanischen Volkes der Sueven, hatten in frühern Zeiten im nördlichen Deutschland an der Elbe (im heutigen Lüneburg) gewohnt, und nach langem Herumschweifen sich um das Jahr 527 in Pannonien festgesetzt. Sie verließen 568 dieses Land, und kamen unter ihrem Könige Alboin nach Italien, dessen Eroberung ihnen leicht ward, da das Land fast ohne alle Vertheidigungsmittel war. Nur das befestigte Pavia hielt eine dreijährige Belagerung aus; es wurde, nachdem es sich (572) ergeben hatte, der Hauptsitz des neuen longobardischen Reiches, das unter verschiednen ausgezeichneten Regenten blühend und mächtig wurde. Die Macht der longobardischen Könige wurde in der Folge den römischen Päpsten gefährlich, die deßwegen die Franken zu Hülfe riefen. Der siegreiche fränkische König Carl machte (774) dem longobardischen Reiche ein Ende, und vereinigte es mit der Monarchie der Franken. Außer dem Namen der Lombardei sind noch manche andre Erinnerungen an dieses, nicht ganz uncultivirte Volk übrig geblieben (s. d. Art. Longobarden). So wie Italien, wurde auch das fruchtbare Gallien von fremden Völkern überschwemmt, die um den Besitz desselben kämpften. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts waren mit den Alanen, Vandalen und Sueven zugleich die Burgunder dahin gekommen. Diese waren, wie man glaubt, ein Zweig der Vandalen, und hatten vorher zwischen der Weichsel und Oder gewohnt. Sie setzten sich zuerst am Oberrheine, in einem Theile der Schweiz und der Franche Comté fest, breiteten sich dann aber weiter um die Rhone aus, und stifteten bald ein mächtiges Königreich, das zur Zeit seiner größten Blüthe das heutige Burgund, die Dauphiné, Savoyen und einen Theil der Schweiz in sich faßte. Aber dieses Reich wurde schon im J. 534 gänzlich umgestürzt und der fränkischen Monarchie einverleibt. (Von dem neuen burgundischen Reiche und dem Herzogthume gleiches Namens s. d. Art. Burgund.) Die Alemannen, eigentlich eine Verbindung germanischer Völker, die zwischen der Donau, dem Rheine, Neckar und Main wohnten, und schon im 3ten und 4ten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden waren, breiteten sich im 5ten Jahrhunderte in Rhätien und Vindelicien aus, und bemächtigten sich des Theiles von Gallien, welcher in der Folge der Elsaß und die Pfalz genannt worden ist. Auch sie wurden (496) in dem berühmten Treffen bei Zülpich von den Franken überwunden, und verloren einen Theil ihrer Besitzungen. Unter allen diesen Völkern, die sich in Gallien niederließen, behielten allein die Franken als Sieger die Oberhand. Die Franken waren auch eine Verbindung germanischer Völkerschaften, die zwischen dem Rheine, dem

Main, der Weser und Elbe wohnten, und unter diesem Namen im 3ten Jahrhunderte den Römern bekannt wurden. Sie fingen zu dieser Zeit an, Einfälle in Gallien zu versuchen, aber ohne Erfolg. Nach dem Verfalle des römischen Reiches gingen sie im J. 430, unter der Anführung ihres Oberhauptes Clodion, aufs neue über den Rhein, bemächtigten sich eines großen Theiles des belgischen Galliens, und erweiterten ihre Eroberungen bis Amiens. Ihr König Clodowig (Ludwig) vollendete die Vernichtung der römischen Herrschaft in Gallien. Ein einziges glückliches Treffen, das er dem römischen Feldherrn Syagrius (486) bei Soissons lieferte, entschied das Schicksal des Landes. Der Sieger Clodowig unterwarf sich das bisher noch von den Römern besessene Gallien, besiegte andre Völker, die sich darin niedergelassen hatten; und mit ihm fängt das nachher so groß und mächtig gewordene fränkische Reich (Westfranken) an (s. d. Art. Franken und Frankreich). — Diese große, hier nur im kurzen Umrisse geschilderte Revolution gab Europa, besonders aber Deutschland, eine ganz veränderte Gestalt. Mit den alten Bewohnern Deutschlands war nun der größte Theil von Europa besetzt worden. Die in Deutschland gebliebenen Völker nahmen hier andre Wohnsitze ein. So gingen die Sachsen, die vorher im heutigen Holstein gewohnt hatten, über die Elbe, und besetzten den größten Theil des von den nach Gallien gezogenen Franken verlassenen Landes, das nun nach ihnen Sachsen genannt wurde. Sie theilten sich hier in drei Hauptzweige: die Ostphalen, Westphalen und Angrier oder Engern. Nebst den Sachsen waren jetzt Friesen, Thüringer, Schwaben und Bayern die Hauptvölker Deutschlands (s. d. Art.). In den von seinen alten Bewohnern verlassenen nördlichen Gegenden Deutschlands rückten zu Anfange des 6ten Jahrhunderts slavische Völker ein, die alle sarmatischen Ursprungs waren. Sie breiteten sich auf der einen Seite bis an die Elbe und Saale, auf der andern längs der Donau aus. Unter jenen sind die bekanntesten die Czechen in Böhmen, die Sorben zwischen der Elbe und Saale in Meißen und Obersachsen, die Obotriten in Brandenburg, Pommern und Meklenburg (s. d. Art. Slaven). In den von den fremden Völkern eroberten römischen Provinzen entstanden nach und nach neue Gesetze und Regierungsformen, neue Sitten und Sprachen. Die Eroberer ließen zwar zum Theil den Besiegten noch die römischen Gesetze, vermischten sie aber mit ihren vaterländischen Gewohnheiten und führten besonders eine militärische Demokratie ein, die sie in ihrem ehemaligen Vaterlande gehabt hatten. Als Leute, die sich blos mit den Waffen beschäftigten, verachteten sie Künste und Wissenschaften, die, nachdem sie schon vor der Ankunft der fremden Völker in Verfall gerathen waren, nun gänzlich sanken. Mit diesem Zeitpunkte fängt sich das sogenannte barbarische Zeitalter an. Nur unter den Geistlichen blieben noch spärliche Kenntnisse übrig, die aber doch in der Folge mit beitrugen, das große Ansehn der Geistlichen zu befördern. Die schönen Denkmäler alter Kunst wurden größtentheils vernichtet. Durch die Vermischung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern der eroberten Länder entstanden in der Folge neue Nationen mit ganz verschiedenen Eigenschaften des Geistes und Körpers. Diese Vermischung hatte auch einen großen Einfluß auf die Sprachen. Durch die aus den Sprachen der Sieger in die bisher gewöhnliche römische Sprache verpflanzten fremden Wörter und Aus-

drücke entstanden allmählig die neuern Sprachen, die italienische, französische, spanische u. s. w. Die lateinische Sprache hörte ganz auf, lebende Sprache zu seyn. Zwar wurde sie beim Gottesdienste, in allen Kanzleien und bei allen öffentlichen Verhandlungen und von den Chronikenschreibern gebraucht, aber so verunstaltet, daß kein Zug ihrer ehemaligen Schönheit mehr darin zu erkennen war. Die neuentstandenen Sprachen wurden blos im gemeinen Leben zum Reden gebraucht, und daher ist es erklärbar, daß die dermalige völlige Ausbildung derselben erst in spätern Zeiten erfolgte. Eine nicht minder zu berücksichtigende Folge dieser großen Revolution war, daß die fremden Völker, die bei ihren Einbrüchen in die römischen Provinzen noch meistens Heiden waren, nach und nach das Christenthum annahmen. Aber auch bald lernten sie, besonders die fränkischen Könige, sich der Religion bedienen, um ihre herrschsüchtigen Anschläge damit zu bedecken und sie zu rechtfertigen.

Volksschulen, s. Schulen und Landschulen.

Volksthum — volksthümlich — sind zwei neu gebildete Ausdrücke, womit man die Eigenthümlichkeit eines Volkes in Ansehung seiner Art zu denken, zu fühlen und zu handeln bezeichnet. Wie nämlich jeder einzelne Mensch in dieser dreifachen Hinsicht etwas mehr oder weniger Eigenthümliches an sich hat, so auch jedes einzelne Volk. Das Volksthum ist also eigentlich nichts anders als das Menschenthum, modificirt durch das, was einer durch Abstammung, Sprache, Sitte und gemeinschaftlichen Wohnplatz verbundnen Menschenmenge eigenthümlich ist. Sonst nannte man es die Nationalität. Was nun einem Volke oder einer Nation in Hinsicht auf jene Eigenthümlichkeit angemessen ist, entspricht oder zusagt, heißt eben daher volksthümlich, oder national. Das Ausländische oder Fremde als solches ist nie eigenthümlich, wiewohl es möglich ist, daß ein Volk sich nach und nach an jenes gewöhnt und es gleichsam in sich aufnimmt und es sich aneignet. Es verliert aber dadurch immer einen Theil seiner Selbstständigkeit. Denn zur Selbstständigkeit eines Volkes gehört nicht blos, daß es seine eigene Verfassung und Regierung habe, sondern auch, daß es seinen nationalen Charakter behaupte. Diesen aber verderbt die Ausländerei oder das Streben, in fremder Sprache zu reden, fremde Sitten anzunehmen u. dergl. Daher hat das deutsche Volk sich den Vorwurf der Charakterlosigkeit zugezogen, weil es sich den Fremden zu leicht angeschlossen und von ihnen so viel Ausländisches in sich aufgenommen hat. Indessen ist bei der genauen Verbindung, in welcher jetzt die gebildetsten Völker der Erde mit einander stehen, gar nicht zu vermeiden, daß sie nicht manches gegenseitig von einander annehmen sollten, da überhaupt alle Bildung oder Cultur verähnlicht. Es ist also das Streben einiger vaterländischen Schriftsteller (Jahns, Arndts u. A.), das deutsche Volksthum möglichst rein zu bewahren und sich deshalb aller Ausländerei kräftigst zu widersetzen, an sich nicht zu tadeln. Nur darf es nicht in den Versuch ausarten, das deutsche Volk gleichsam zu isoliren, weil es dadurch einen großen Theil seiner Bildung verlieren und in den Zustand der Rohheit versinken würde.

Volksvertreter heißen diejenigen Bürger eines Staates, welche beauftragt sind, im Namen der übrigen an der Ausübung der höchsten Gewalt Theil zu nehmen und dadurch die Rechte des gesammten Volkes gegen mögliche Eingriffe von Seiten des Inha-

ders der höchsten Gewalt wahrzunehmen. Sie vertreten also gleichsam die Stelle des Volkes oder repräsentiren es vor dem Regenten und heißen daher auch Stellvertreter oder Repräsentanten des Volkes; und eine Staatsverfassung, in welcher es dergleichen giebt, heißt eben deßwegen eine stellvertretende oder repräsentative. Diese findet aber nicht blos in Monarchien, welche gesetzlich beschränkt sind, sondern auch in Republiken Statt, z. B. in den nordamerikanischen Freistaaten. Die Nothwendigkeit der Volksvertreter erhellt nicht blos daraus, daß nach dem Zeugnisse der Erfahrung die Rechte des Volkes oft von Seiten der höchsten Gewalt verletzt werden, wenn diese gar keinen gesetzlichen Schranken unterliegt, sondern vom Regenten nach bloßer Willkühr ausgeübt wird; denn die Erfahrung lehrt auch, daß es unbeschränkte Herrscher gegeben, welche die Rechte des Volkes achteten. Vielmehr geht jene Nothwendigkeit daraus hervor, daß es unter der Würde eines Volkes — besonders eines gebildeten und eben durch seine Bildung mündig gewordenen — ist, sich unbedingt einem Herrscher zu unterwerfen und es blos auf den Zufall ankommen zu lassen, ob seine Rechte geachtet werden oder nicht. Auch kann kein noch so guter Regent wünschen, unbedingt zu herrschen, weil er beim besten Willen irren und durch die Rathschläge seiner Minister, die in der Regel gern despotische Maaßregeln anwenden, verleitet werden kann, den Rechten des Volkes zu nahe zu treten. Es muß ihm also selbst daran gelegen seyn, auch die Stimme des Volkes durch dessen Vertreter zu vernehmen. Volksvertreter bedarf daher jeder Staat, der sich bereits über die niedern Stufen der Civilisation erhoben hat; denn sie machen einen nothwendigen Bestandtheil einer vernunftmäßigen Verfassung aus, und nur eine solche kann ein gebildetes Volk für gut anerkennen. Sollen aber Volksvertreter ihre Bestimmung erfüllen, so müssen ihnen folgende besondre Rechte zukommen: 1. Das Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung. Denn ein Gesetz soll Ausdruck des allgemeinen Willens seyn; diesen Charakter aber kann es nur an sich tragen, wenn es von dem Regenten und den Volksvertretern gemeinschaftlich genehmigt ist. Daß der Regent allein die Initiative habe, d. h. den Entwurf und Antrag zum Gesetze mache, ist nicht rathsam, weil dadurch die Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu sehr beschränkt wird. Es muß beiden Theilen frei stehen, auf Abschaffung oder Abänderung eines alten und Aufstellung eines neuen Gesetzes anzutragen. 2. Das Recht der Steuerbewilligung. Denn die Steuern, sie mögen directe oder indirecte, ordentliche oder außerordentliche seyn, gehen doch zuletzt aus dem Gesammtvermögen des Volkes hervor, und dürfen also nicht willkührlich von der Regierung ausgeschrieben werden. Die Regierung ist daher auch verpflichtet, den Volksvertretern über sämmtliche Einnahmen und Ausgaben des Staates Rechnung abzulegen, damit das wirkliche Staatsbedürfniß von ihnen richtig beurtheilt werden könne. 3. Das Recht, alle dem Regenten untergeordnete Staatsbeamte zur Verantwortung zu ziehen. Denn da der Regent für seine Person heilig und unverletzlich, mithin auch unverantwortlich ist, so müssen statt seiner die von ihm angestellten Beamten, selbst mit Einschluß seiner geheimen Räthe und Minister, verantwortlich seyn. Da aber die Volksvertreter in diesem Falle als Partei auftreten, so haben sie nur das Recht der Anklage und müssen

das Urtheil einem dazu berufenen und sowohl von der Regierung als von den Volksvertretern unabhängigen Gerichtshofe überlassen. 3) Das Recht, ihre *Verhandlungen mit der Regierung*, wenn sie nicht selbst *öffentlich* geschehen, wenigstens durch den Druck *öffentlich bekannt zu machen*. Dies fodert selbst ihre Pflicht. Denn da sie im Namen des Volks mit der Regierung verhandeln, so müssen sie auch den übrigen Bürgern, deren Stelle sie vertreten, als ihren Committenten Rechenschaft von ihrem Verhalten geben. Und eben diese Committenten müssen ihrer Seits befugt seyn, ihr Urtheil über die Verhandlungen der Volksvertreter öffentlich, durch den Druck auszusprechen, damit die Volksvertreter den Wunsch und Willen ihrer Committenten gehörig würdigen lernen, und auch das außer der Versammlung erzeugte strahlende Licht in diese eindringen könne. Daher ist *Preßfreiheit* ein wesentliches Element einer stellvertretenden Verfassung. 4) Das Recht, *Bittschriften* von einzelnen Bürgern oder Gemeinen anzunehmen, darüber zu berathschlagen und sie, mit ihren Vorschlägen begleitet, *dem Regenten vorzulegen*. Denn sie würden ohne dieses Recht ihre Pflicht, gegen die, deren Stelle sie vertreten, nicht im ganzen Umfange erfüllen können. 5) Das Recht, *während der Versammlung von gerichtlicher Haft befreit zu seyn*. Denn die Regierung könnte sich leicht eines ihr mißfälligen Volksvertreters entledigen, wenn sie denselben durch eine gerichtliche Anklage seiner persönlichen Freiheit berauben dürfte. Nur bei einem offenbaren Verbrechen eines Volksvertreters, und mit Genehmigung der ganzen Versammlung, kann Verhaftung desselben Statt finden. Dann muß aber auch dessen Platz sogleich durch einen andern Stellvertreter ersetzt werden. — Eine Versammlung von Volksvertretern soll also nicht blos eine *berathende*, sondern auch eine *entscheidende* Stimme haben. Denn sonst wäre sie ein bloßer Staatsrath, und die beiden ersten so wesentlichen Rechte würden ganz wegfallen. Die Hauptsache aber ist, daß eine das Volk vertretende Versammlung mit dem Volke stets ein *gemeinschaftliches Interesse* habe und daher mit demselben in *beständiger Wechselwirkung* stehe. — Die Volksvertreter können entweder *beständige* oder *wechselnde* seyn. Jene sind entweder vermöge ihrer *Geburt* oder vermöge ihres *Amtes* zur Stellvertretung berufen und wohnen daher allen Versammlungen der Volksvertreter bei, so lange sie leben oder jenes Amt bekleiden. So sind die weltlichen Lords im brittischen Oberhause *erblich*, die geistlichen Lords aber (die Bischöfe) *amtlich*, beide aber *beständige* Volksvertreter. Die *wechselnden* Volksvertreter werden gewählt entweder auf eine gewisse Zahl von Jahren, oder zu jeder allgemeinen Versammlung. Sie heißen daher auch *Deputirte* des Volkes. Von dieser Art sind die Mitglieder des brittischen Unterhauses. Sie können entweder unmittelbar von jedem wahlfähigen Bürger, oder mittelbar gewählt werden, indem man zuerst Wähler und diese hernach, als ein Ausschuß der wahlfähigen Bürger, die Deputirten wählen. Jene Wahlart findet in England, diese in Frankreich Statt. Dort herrscht mehr Freiheit, aber auch mehr Unordnung bei den Wahlen; hier zwar mehr Ordnung, aber weniger Freiheit, besonders wann, wie dies ebenfalls jetzt in Frankreich der Fall ist, sowohl die Wählenden als die Gewählten ein beträchtliches Alter und Vermögen haben müssen. — In Ansehung der Art der Volksvertretung (Repräsentationsform) findet auch ein bedeutender Unter-

schied Statt, ob nach Ständen, d. h. nach gewissen Hauptclassen der Staatsbürger repräsentirt wird, oder nicht. In Staaten nämlich, wo die landständische Verfassung eingeführt war oder noch ist, gehen die Volksvertreter gewöhnlich aus den drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und dem Bürgerstande, der daher auch schlechtweg der dritte Stand (tiers état) heißt, hervor, wozu aber in manchen Staaten (z. B. in Schweden) noch ein vierter, der Bauernstand, hinzukommt. Auch darf in der That, wo nach Ständen repräsentirt werden soll, dieser Stand nicht übergangen werden, da er sonst gar keine Vertretung hat, ungeachtet er doch der zahlreichste und gewichtigste Stand im Staate ist. Denn die ständischen Vertreter pflegen immer mehr das Interesse ihres Standes, als das des gesammten Volks zu berücksichtigen. Daher hat diejenige Repräsentationsform, wo die Volksvertreter aus dem gesammten Volke, ohne Rücksicht auf besondere Stände, hervorgehn, allerdings ihre Vorzüge. — Ob die Volksvertreter in zwei Kammern oder in einer sich versammeln und berathschlagen sollen, ist die Frage, die sich nicht so geradezu entscheiden läßt. Ein großer Staat mit einem hohen und reichen Adel wird wohlthun, wenn er diesem eine besondere Kammer anweist und die erwählten Volksvertreter oder die eigentlichen Deputirten für sich berathschlagen läßt, wie es jetzt in England und Frankreich der Fall ist. Wo aber jene Bedingung nicht Statt findet, scheint es besser, Alles in einer Kammer zu versammeln, damit die Gemeinschaftlichkeit der Berathung durch den Austausch vielseitiger Ansichten die Volksvertreter lebendiger anrege, und zu gemeinnützlichern Resultaten führe. S. Krugs Schrift: das Repräsentativsystem oder Ursprung und Geist der stellvertretenden Verfassungen, Lpz. 1816, 8. und einen Aufsatz von Hegewisch in den Kieler Blättern, B. 5. H. 1. Nro. V. unter dem Titel: Zur Volksvertretung ist es nicht genug, Landstände zu haben.

Vollmachtsvertrag, **Bevollmächtigungsvertrag** (mandatum, contractus mandati), ist ein Vertrag, vermöge dessen Jemand die erlaubten Geschäfte eines Andern unentgeldlich (außer wenn ein Honorar ausdrücklich versprochen worden), oder in Rücksicht auf Vergütung, wenn der das Geschäft übernehmende ein Advocat, Mäkler u. s. w. ist (selbst, wenn das Honorar nicht ausdrücklich zugesichert worden), in dessen Namen zu besorgen sich verbindlich macht. Derjenige, welcher das Geschäft übernimmt, heißt Mandatar (Bevollmächtigter), der, welcher es überträgt, Mandant (Bevollmächtiger). Vermöge dieses Vertrags kann nun der Bevollmächtiger von dem Bevollmächtigten die sorgfältige Verrichtung des Geschäfts und Entschädigung für den aus Vernachlässigung, insbesondere aber aus Überschreitung der Vollmacht entstehenden Nachtheil fodern; sowie dagegen der Bevollmächtigte für die mit gehöriger Besorgung des Geschäfts nothwendig verbundenen Kosten Ersatz verlangen kann. Geschäfte, welche letzterer im Namen seines Bevollmächtigers erstern verrichtet, machen diesen verbindlich und berechtigt. Geheime Instructionen, welche der Bevollmächtiger dem Bevollmächtigten giebt, machen nur diesen, nicht dritte Personen, mit welchen dieser handelt, verbindlich. Der Vollmachtsvertrag hört auf, durch den Widerruf des Mandanten, durch die Aufkündigung von Seiten des Mandatars, oder durch die Einwilligung beider Contrahenten. Der Betrug des Mandanten wie des Mandatars zieht Infamie nach sich. Da die Einwilligung der Grund eines Vertrags ist, so

macht die Geschäftsführung ohne Auftrag (negotiorum gestio) denjenigen, dessen Geschäft auf diese Weise geführt wird, nicht verbindlich. Da aber das positive Recht in vielen Fällen aus Gründen der Billigkeit und Klugheit verordnet, daß dem, der durch zwar unverlangte, aber nach höchst-wahrscheinlicher Vermuthung von dem Interessenten selbst gewünschte und ehrlicher Weise übernommene Führung eines fremden Geschäfts den Vortheil eines andern befördert, Mühe und Aufwand vergolten werden sollen, so hat man in dieser Beziehung auch die Geschäftsführung einen Quasi-contractus genannt.

Vollmond, s. **Mondphasen**.

Volney (Graf von), Pair von Frankreich, insbesondere durch seine Reisen in Syrien und Ägypten und die Beschreibung dieser Länder bekannt, ist 1755 in Bretagne geboren. Er zeigte früh eine große Neigung, fremde Länder zu sehen, und seine Wahl fiel zuerst auf Syrien. Fast ein Jahr lang verweilte er in einem Maronitenkloster auf Libanon, um gründlich Arabisch zu studiren, was damals in Europa selbst noch sehr schwierig war. Dann machte er in den Jahren 1781 bis 83 seine Reise. 1789 wurde er in die constituirende Versammlung gewählt, wo er die Grundsätze der Revolution eifrig vertheidigen half. 1791 gab er sein berühmtes Werk, das in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden, les Ruines ou Méditations sur les Révolutions des Empires heraus. Nach Beendigung der constitutionellen Versammlung ging Volney mit Pozzo di Borgo nach Corsica, um dort einige große landwirthschaftliche Ideen auszuführen. Er lernte hier die Familie Buonaparte kennen, der er seit diesem Zeitpunkte sehr ergeben blieb. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er während des Schreckenssystems eingesperrt und erst nach dem 9ten Thermidor erhielt er seine Freiheit wieder. 1795 machte er seine Reise nach Amerika, wo er von Washington wohl aufgenommen wurde. Er kehrte 1798 nach Paris zurück, nahm an der Revolution vom 18ten Brumaire Antheil und war sogar als Consul in Vorschlag. Indessen wurde er von Napoleon zum Mitglied des Senats und zu dessen Vicepräsidenten ernannt. Schon früher war er Mitglied des Instituts geworden; nach der Restauration wurde er zum Pair ernannt. Außer seiner bereits oben erwähnten Reise nach Ägypten verdient auch noch seine Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerika Erwähnung; den größten Ruhm aber erwarb er sich durch sein Werk: „die Ruinen, oder Betrachtungen über den Verfall der Reiche." Es zeichnet sich eben so sehr durch tiefe Ansichten, als durch glückliche Darstellung aus und verdient wohl neben Gibbons Verfall des römischen Reichs genannt zu werden. Seine übrigen, zum Theil sehr verdienstvollen, Schriften müssen wir aus Mangel an Raum übergehen.

Volsker, ein Volk, das vor der Erbauung Roms im ehemaligen Latium (jetzt campagna di Roma) wohnte, und eine republikanische Verfassung hatte. Die Volsker sind uns aus der röm. Geschichte durch die Kriege bekannt, die sie fast ununterbrochen mit den Römern in den ersten Zeiten führten, daher sie auch von Livius die ewigen Feinde der Römer genannt werden. Sie besaßen verschiedene Städte. Die vorzüglichste darunter war Antium, deren Ruinen in der Gegend des Vorgebirgs Anzio, das von ihr den Namen hat, sich finden. Eine andere Stadt der Volsker war Corioli, von der Coriolan diesen Beinamen erhielt. Die Volsker, nachdem sie die Römer verschiedenemale in große Verlegenheit gesetzt, aber auch nach und nach einen Theil

ihres Landes verloren hatten, wurden endlich, wie die andern Völker Latiums, von den Römern besiegt und verschwanden aus der Geschichte.

Volta (franz. Volte), ein alter nicht mehr üblicher Tanz, nach Art der Gaillarde, im Dreivierteltact, welcher aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurde, und in welchem die Mannsperson das Frauenzimmer mehrmals im Kreise herumdrehte.

Voltaire (François Marie Arouet de). Wenn irgend ein Mensch bewiesen hat, daß dem Geiste die Herrschaft der Welt gebühre, und daß ohne Geistesbildung aller irdische Glanz nur ein Puppenspiel für Kinder bleibt, so ist es dieser ausgezeichnete Mann, der es unternahm, unter einem Volke und zu einer Zeit, wo man Gelehrte und Künstler nur für edlere Domestiken der Großen hielt, ihnen einen Rang nicht nur neben diesen zu sichern, sondern sie als Wesen höherer Art von ihnen geachtet und verehrt zu machen. Die Wirkung dieses Strebens ging auf die ganze civilisirte Welt über, und nie hat wohl ein Dichter, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber eines solchen Publicums sich zu erfreuen gehabt als Voltaire, nie ein Mensch durch bloße Geisteskraft seiner Nation ein solches Übergewicht auch in politischer Hinsicht erworben, als Voltaire. Darum stehe hier eine ausführliche Schilderung seiner Persönlichkeit. Voltaire war geboren zu Chatenay bei Paris den 20sten Febr. 1694, konnte aber wegen ungewöhnlicher Schwächlichkeit erst den 22. Nov. getauft werden. Sein Vater, François Arouet, Notar des Chatelets und zuletzt Schatzmeister der Rechnungskammer, besaß ein nicht unbeträchtliches Vermögen, wodurch er in den Stand gesezt wurde, dem Sohne eine ganz vorzügliche Erziehung zu geben. Seine erste Bildung erhielt Voltaire in dem Jesuitercollegium Ludwigs XIV. unter dem Pater Porée und Le Jay, und schon hier zeigte er Talente, welche zu den größten Hoffnungen berechtigten. Seine Liebe zur Dichtkunst erwachte früh, und schon in seinem dritten Lebensjahre vermochte er, Lafontainische Fabeln auswendig herzusagen, und späterhin lernte er ein Gedicht von Rousseau, la Moisade, auswendig, das er vor der berühmten Ninon de l'Enclos recitirte, welche ein solches Gefallen an dem talentvollen Knaben fand, daß sie ihm ein Legat von zweitausend Livres zu Anschaffung einer kleinen Bibliothek hinterließ. Nach der Sitte der Zeit mußte er den Familiennamen dem ältesten Sohne des Hauses überlassen, und nun nahm er den an, der durch ihn so viel Glanz erhalten hat. Sein Vater wünschte in ihm einen Rechtsgelehrten und Advocaten zu sehen, daher er auch dieses Studium beginnen mußte, allein seine Liebe zur freien Geistesthätigkeit ließ es ihn nicht weit darin bringen. Er machte immerfort Verse, und nährte diese Neigung in der Gesellschaft geistreicher und witziger Männer, unter denen sich Chaulieu, der Marquis de la Fare, der Marschall von Villars, der Großprior von Vendome, der Fürst von Conti und Andere befanden. Hier lernte er zuerst den Ton der feinern Welt kennen, der ihm auch als Schriftsteller eigen blieb und wodurch er sich vorzüglich sein Publicum und seinen Einfluß verschaffte. Der Vater sah dies ungern und bat daher den Marquis von Chateauneuf, franz. Gesandten in Holland, den jungen Voltaire als Pagen mitzunehmen. Dies geschah; allein Voltaire verliebte sich in die Tochter der Frau von Noyer, einer Geflüchteten in Holland, und wurde deßhalb wieder zu seiner Familie zurückgeschickt, wo er aber eben deswegen sich nicht wohl aufgenommen sah, und nur dadurch wieder in Gunst kommen

kannte, daß er das Geschäft eines Advocaten übernahm, dem er doch so abgeneigt war. Hiervon erlös'te ihn endlich ein Freund seines Vaters, Herr von Caumartin, indem er ihm einen stillen Aufenthalt auf seinem Landgute anbot, wo Voltaire mit dem ältern Caumartin bekannt wurde, der, ein großer Bewunderer Heinrichs IV. und Sully's, ihn mit seiner Begeisterung für diese großen Männer entzündete, zugleich aber auch, da er den Hof Ludwigs XIV. genau kannte, Voltairen ein lebhaftes Bild davon entwarf. Dies ward die Veranlassung zu der Henriade und dem Siècle de Louis XIV., Werke, die den jungen Schriftsteller vortheilhaft empfahlen. Seine Neigung zu Spottgedichten zog ihm bald darauf, weil man ihn beschuldigte, eins gegen die Regierung geschrieben zu haben, einen anderthalbjährigen Verhaft in der Bastille (1716) zu, den er jedoch dazu benutzte, ein Gedicht über die Ligue und den Plan der Henriade zu entwerfen, und sein Trauerspiel Oedipus zu verbessern, das er im Jahre 1718 auf die Bühne brachte, wo es in einem Jahre 45 Mal aufgeführt wurde. Selbst der Regent, der Herzog von Orleans, war so erfreut darüber, daß er dem Dichter erlaubte, von dem Orte, wohin er nach seiner Befreiung (der Verf. jenes Spottgedichts hatte sich nämlich freiwillig angegeben) verwiesen worden war, nach Paris zurückzukehren. Sein Vater selbst wurde von einer Vorstellung dieses Trauerspiels dergestalt ergriffen, daß er den Sohn mit Thränen in den Augen umarmte, und ihm von nun an freien Willen ließ. Voltaire verliebte sich zum zweitenmale ernstlich in die Marschallin von Villars, wodurch er einige Zeit der Dichtkunst entzogen wurde, aber geheilt von dieser Leidenschaft, schrieb er ein Trauerspiel Artemire, welches jedoch nicht gefiel. Erst als es unter dem Namen Mariamne einige Jahre später wieder auf die Bühne kam, fand es Beifall und wurde oft vorgestellt. Im Jahre 1722 begleitete er die Frau von Rupelmonde nach Brüssel, wo er auch Rousseau's Bekanntschaft machte, die jedoch mit einer völligen Entzweiung Beider endigte, welche sich nie wieder ausgleichen ließ, zumal da Beider Lebensansichten so sehr sich widersprachen. Im Jahre 1723 feilte Voltaire an der Henriade. Der Präsident Hainault und andere Freunde machten ihm so viele, zum Theil mikrologische Bemerkungen darüber, daß er unwillig zum Camin eilte, um sein Gedicht zu verbrennen. Hainault entriß es dem Feuer mit den Worten: „Ihr Gedicht gleicht dem besungenen Helden, ungeachtet seiner Fehler war er ein großer König und der beste der Menschen." Im Jahre 1726 hatte Voltaire das Unglück, abermals in die Bastille gesetzt zu werden. Er hatte nämlich einen Chevalier von Rohan, einen adelstolzen jungen Mann, durch bittere Äußerungen beleidigt. Dieser ließ den 28jährigen Voltaire von seinem Bedienten durchprügeln. Voltaire lernte fechten und foderte den Chevalier heraus, worauf jener von dem Regenten einen Verhaftsbefehl gegen Voltaire auswirkte. Sechs Monate war er eingesperrt. Seine Befreiung dankte er seinem poetischen Talente, wodurch er der Marquise de Prie, der Geliebten des Regenten, zu gefallen gewußt hatte; doch mußte er das Reich verlassen. — Er ging nach England und nahm seine Henriade mit, welche hier auf Subscription nach Verwendung des Königs Georg I., besonders aber der Prinzessin von Wallis, gedruckt wurde. Er hatte davon bedeutenden Gewinn. In England wurde er mit vielen Leuten von Stande und großen Gelehrten bekannt, allein seine gesellschaftliche Bildung sprach die Engländer nicht an. Er erlaubte seinem Witze

viel, so daß man sagt: Pope's Mutter sey bisweilen durch ihn von ihres Sohnes Tische vertrieben worden *). Als er die Erlaubniß erhalten hatte, nach Frankreich zurückzukehren (1728), legte er seinen Gewinn in eine Lotterie, wodurch er, so wie durch andere glückliche Speculationen (er handelte unter dem Namen Du Moulin, und befrachtete Schiffe nach Afrika), ein großes Vermögen erwarb, das sich stets vermehrte, so daß er endlich, nachdem er seines Vaters und Bruders Erbschaft erhalten hatte, fast 130,000 Livres jährlicher Renten besaß, wovon er jedoch einen sehr löblichen Gebrauch machte, indem er besonders aufkeimende literarische Talente unterstützte. Er selbst hatte das glückliche Loos gehabt, niemals um seinen Unterhalt arbeiten zu dürfen. Im J. 1730 brachte Voltaire die Tragödie Brutus auf die Bühne, ein Stück, welches, ungeachtet mancher Vorzüge, doch nicht allgemein gefiel. Jetzt wurde sogar sein Talent zum dramatischen Dichter so bezweifelt, daß Fontenelle und la Motte ihm riethen, nicht mehr in diesem Gebiete der Dichtkunst zu arbeiten. Seine Antwort war die Zaire, ein Trauerspiel, das einen so tiefen und allgemeinen Eindruck hervorbrachte, daß es zu allen Zeiten ein Lieblingsstück auf der französischen Bühne geblieben ist. In Voltaire's Geist lag ein Streben nach Opposition. Wo er die mindeste Blöße bemerkte, trat er mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, als Gegner auf, und traf den verwundbaren Fleck. So widersetzte er sich den Anmaßungen der kirchlichen Autorität durch seine lettres philosophiques und zwar dergestalt, daß das Parlament von Paris das Buch zum Feuer verdammte. Er selbst sollte verhaftet werden, und brachte daher einige Jahre in Verborgenheit zu Cirey bei Vassi in der Champagne zu, wo er von der Besitzerin, der Marquise du Chatelet, mit Freundschaft überhäuft, seine Elemens de la philosophie de Newton schrieb, wodurch er die großen Ansichten des unsterblichen Britten seinen Landsleuten begreiflich zu machen suchte. Er wollte, wie er sich ausdrückte, den Briareus in Miniatur als Zwerg darstellen. Indessen gelang ihm diese Art wissenschaftlicher Bestrebungen lange nicht so, wie die im Felde der Dichtkunst und schönen Literatur. Deshalb kehrte er bald zur ersten zurück und schrieb im Jahre 1736 seine Alzire und 1741 seinen Mahomet. Die Ausfälle in dem letztern auf den Fanatismus machten, daß er der Geistlichkeit mißfiel, und daß er das Stück auf den Rath des Ministers Fleury selbst zurücknahm; doch ist es nachher eine der besten franz. Arbeiten dieser Art und auf der Bühne geblieben. Seine Merope (im J. 1743) war das erste wirksame Drama voll Pathos, ohne Liebe. Hier wurde auch zum erstenmale die Sitte des Hervorrufens des Verfassers von einem beifällig aufgenommenen Stücke bemerkt. Schon vor diesem Zeitraume hatte sich Voltaire mit dem Hofe durch einen politischen Dienst versöhnt. Er hatte nämlich seit einiger Zeit mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem König von Preußen, Friedrich dem Großen, der eine große Vorliebe für die französische Literatur hegte, in Briefwechsel gestanden. Als Friedrich im Jahre 1740 den Thron bestieg, hielt man in Frankreich seine Allianz für wünschenswerth. Voltaire wurde

*) Sein Stachelwitz entzweite ihn mit mehreren Männern, die er hochschätzte; u. a. mit dem Odendichter, J. B. Rousseau, der seine Kritik benutzte. Einst recitirte ihm dieser seine Ode à la postérité. „Diese Ode wird schwerlich an ihre Adresse gelangen" spöttelte Voltaire und Rousseau wurde für immer sein Feind.

nach Berlin gesandt und es gelang ihm, den Grund von Friedrichs Weigerung zu entdecken. Die Allianz erfolgte, als Frankreich sich gegen Österreich erklärt hatte. Jetzt wünschte Voltaire als Belohnung seiner Dienste einige Zeichen der Gunst des Hofes, wodurch seine Aufnahme in die Akademie, der seine zahlreichen Feinde so sehr entgegenstrebten, erleichtert werden könnte. Man trug ihm daher auf, zu den Festlichkeiten bei der Vermählung des Dauphins ein Gelegenheitsstück zu fertigen. Er dichtete die Prinzessin von Navarra. Das Stück gefiel, wenn auch nicht dem Publicum, doch dem Hofe, und sein Lohn war die Stelle eines Gentilhomme ordinaire und Geschichtschreibers von Frankreich. Als solcher entwarf er auch eine Geschichte des damals noch dauernden Krieges von 1741. Endlich (im J. 1746) gelang es ihm, eine Stelle in der Akademie zu erhalten. Indessen verfolgte man ihn unausgesetzt mit Spottschriften aller Art, so daß er sich zurückzog und mit Madame du Chatelet an den Hof des Königs Stanislaus nach Lüneville sich begab. In diese Zeit fällt die Entstehung der Semiramis und des Orest, auch eines Stücks, Rome sauvée, welches die Verschwörung des Catilina behandelt. Nach dem im Jahr 1749 erfolgten Tode dieser gelehrten und geistvollen Frau, kehrte er nach Paris zurück, wo er zu der Bildung des berühmten Schauspielers Lekain viel beitrug. Vergeblich hatte ihn bisher der große Friedrich zu sich nach Potsdam eingeladen. Als man ihm aber erzählte, Friedrich habe Arnaud die aufgehende und ihn die untergehende Sonne genannt, so regte dies seine Eigenliebe so auf, daß er aus dem Bette sprang und rief: „Friedrich mag über Regierungssachen urtheilen, nicht aber über mich! Ja, ich will hin und ihm zeigen, daß ich noch nicht untergehe." Voltaire kam im Jun. 1750 in Potsdam an, Friedrich behandelte ihn mit der größten Auszeichnung; in einem Augenblicke des aufwallenden Freundschaftsenthusiasmus küßte er ihm sogar die Hand. Voltaire bewohnte ein Gemach unter dem des Königs, mit der Erlaubniß, ihn zu bestimmten Stunden zu besuchen, und hatte dabei freie Tafel und Equipage. Täglich mußte er zwei Stunden mit dem Könige arbeiten und seine Aufsätze durchsehen, wo er dann, wie er selbst sagte, nie verfehlte, alles Gute zu loben, und das Schlechte still zu durchstreichen. Dabei entwickelte er dem lernbegierigen Monarchen seine Gründe, und las ihm auf diese Art ein Collegium über den Styl und die Poesie. Diese Freundschaft aber dauerte kaum ein Jahr. Denn ein Streit zwischen Maupertuis, dem Präsidenten der Berliner Akademie, und einem Mathematiker König, an dem Voltaire Theil nahm, zog ihm Friedrichs Mißfallen zu. Dieser ließ Voltaire's Akakia, eine Satire auf Maupertuis, unter Voltaire's Augen zu Berlin verbrennen, und sandte ihm seine Entlassung; Voltaire aber schickte dem Könige den Kammerherrnschlüssel und das Ordenskreuz zurück mit einigen Versen, worin er sich mit einem Liebhaber vergleicht, der seiner Geliebten Bildniß zurücksendet. Der König aber ließ ihm bald Band und Schlüssel wieder zustellen. Voltaire machte jetzt einen Besuch bei der Herzogin von Gotha. Während seiner Abwesenheit suchte ihn Maupertuis auf alle Weise in der Gunst des Königs herabzusetzen. Der König wurde auch wirklich kälter gegen Voltaire, und dieser beschloß, nicht wieder nach Berlin zu gehen, sondern zurück nach Frankreich. Als er nach Frankfurt am Main kam, wurde er auf Veranlassung von Friedrich dem Großen angehalten, weil er noch verschiedene Arbeiten des Königs bei sich hatte, und dieser einen Mißbrauch

davon von Seiten Voltaire's befürchtete. Auch mußte dieser seinen Kammerherrnschlüssel, seinen Orden und seine Pensionsversicherung von (22,000 Livres) zurückgeben. Nun war der Bruch zwischen Friedrich und Voltaire entschieden. Voltaire wünschte jetzt die Erlaubniß zu erhalten, in Paris wohnen zu können; allein seine Pucelle d'Orleans, (diese Wundergabe des unsaubersten Witzes) hatte so viel Widerwillen gegen den Verfasser erregt, daß dies ihm abgeschlagen wurde. Er verweilte daher einige Jahre zu Colmar, wo er den Orphelin de la Chine schrieb, und kaufte dann ein Landhaus in der Nähe von Genf. Damals sandte ihm Rousseau seine bekannte, von der Akademie zu Dijon gekrönte, Abhandlung. Voltaire antwortete unter vielen Schmeicheleien: „Wenn ich Ihre Abhandlung durchlese, so kommt mir die Lust an, auf allen Vieren zu kriechen.“ Dieser Scherz machte den Verfasser des Emil zu Voltaire's unversöhnlichem Feinde. Als ihm in der Folge Voltaire bei sich eine Freistätte anbot, schrieb ihm Rousseau: „Mein Herr, ich kann Sie nicht ausstehen, weil Sie meine Republik durch Ihre Komödien verderben.“ „Mein Freund, Jean Jacques, sagte hierauf Voltaire, ist kränker, als ich glaubte.“ Bald darauf mischte sich Voltaire in die damals in Genf herrschenden politischen Streitigkeiten, und da er dadurch mit vielen angesehenen Leuten in Zwist gerieth, hielt er es für gut, diesen Aufenthalt zu verlassen. Er kaufte daher das Landgut Ferney im Pays de Gex, wo er in Gesellschaft seiner Nichte, Madame Denis, den Rest seines Lebens in stolzer Unabhängigkeit verlebte. Er zog Manufacturisten und Colonisten in sein Gebiet, verschaffte ihnen durch seinen großen Einfluß bedeutende Vortheile und herrschte wie ein kleiner Fürst unter seinen Unterthanen. Hier baute er statt der alten eine neue prächtige Kirche mit der Inschrift: Deo erexit Voltaire. Ein entschiedener Feind jeder Tyrannei und Unterdrückung, gewährte er manchem Verfolgten Schutz und Hülfe, unter andern der unglücklichen Familie des Jean Calas, der als ein Opfer des Fanatismus gefallen war. Damals schrieb er seine meisterhafte Abhandlung über die Toleranz. Auch die Enkelin des großen Corneille fand bei ihm eine anständige Versorgung. In den zahlreichen Schriften, welche er in diesem, von dem Geräusche der Welt geschiedenen, Aufenthalte verfertigte, bekämpfte sein freier Geist mit den Waffen des geistvollsten Spottes und der kühnsten Beredsamkeit alles, was seinen Ideen von Freiheit und Selbstständigkeit, sowohl in weltlichen als religiösen Dingen, widersprach. Der Geistlichkeit war er wegen des Glaubenszwanges, den sie so oft in Schutz genommen hatte, besonders abhold. Nur kränkte er oft die Religion selbst, indem er ihre Diener angreifen wollte. Auch leiteten ihn nicht immer die edelsten Bewegungsgründe. Unter andern schrieb er den Candide, einen philosophischen Roman, der sich sowohl von Seiten des Styls als der geistreich behandelten Ideen unter die Meisterwerke dieser Art stellen darf. Im Jahre 1757 erschien die erste Ausgabe seiner Werke, unter seinen eigenen Augen veranstaltet. Sie versöhnten ihn mit Friedrich dem Großen. Der Monarch erneuerte seinen Briefwechsel mit Voltaire und sandte diesem seine eigene Statue aus Porzellan mit der Unterschrift: Viro immortali! „Sire,“ antwortete Voltaire: „Sie haben mir ein Gut in Ihrem Gebiete geschenkt.“ Die Kaiserin Catharina von Rußland sandte ihm gleichfalls prächtige Geschenke von den artigsten Briefen begleitet. Er dankte ihr für eine von ihr selbst verfertigte elfenbeinerne Dose und für ihre Instructionen, die sie ihm überschickt hatte, durch ein von ihm selbst gestricktes Armband. Im J. 1769 ward eine Medaille auf ihn ge-

prägt, zu der man den Vers aus der Henriade nahm: Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur. Auch errichteten ihm französische Gelehrte und Friedrich eine Bildsäule mit der Inschrift: Statue érigée à Voltaire par les hommes des lettres ses compatriotes; und Ludwig XV. sagte, er verdient sie. Auch ging kein Fremder von Bedeutung Ferney vorüber, ohne dem merkwürdigen Manne seine Achtung zu bezeugen. Nur Joseph II. sah ihn nicht. Gleichwohl war Voltaire nichts weniger als glücklich. Zu sehr an die immerwährende Bewunderung der Welt gewöhnt, wurde er bald seines stillen Aufenthaltes überdrüßig und begab sich in seinem schon weit vorgerückten Alter (im Febr. 1778) noch einmal auf den Schauplatz des Kampfes aller, auch der kleinlichsten, Leidenschaften, nach Paris. Hier fand er eben so viele Bewunderer, die ihn vergötterten, als erbitterte Feinde. Voltaire wußte dies, daher antwortete er den Zollbedienten, die seinen Wagen an den Barrieren anhielten, auf die Frage, ob er nicht Contrebande bei sich habe: „Nein, keine, als meine Person!" — Die Frage des Königs, bei seiner Ankunft, ob das Decret des Parlaments gegen Voltaire'n noch seine Kraft habe, machte ihn besorgt: indessen geschah aus diesem Grunde nichts weiter gegen ihn. Die französische Akademie sandte drei ihrer Mitglieder zu seiner Bewillkommung ab, da sonst eines gesandt zu werden pflegte, die Schauspieler warteten ihm in corpore auf. „Wir sind gekommen, sagten sie, Sie zu bitten, daß Sie uns mit ihrem Odem beseelen!" — „Ich lebe nur für Sie und durch Sie," war seine Antwort; ein Beweis, daß er seine dramatische Wirksamkeit für die bedeutendste hielt, und in der That waren auch dramatische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. So schrieb er seinen Tancred im 66. Jahre seine Lebens. Der Besuche waren so viele, daß er sich fast dadurch erdrückt fühlte. „Ich werde erstickt," sagte er, „aber mit Rosen!" Auch Franklin, der amerikanische Gesandte, kam mit seinem Enkel zu ihm: „Mein Sohn, falle auf die Kniee vor diesem großen Manne!" und Voltaire segnete den Knaben mit den Worten: „Gott und Freiheit!" Er hatte ein neues Trauerspiel, Irene, mitgebracht, welches den 16ten Mai aufgeführt wurde. Die ganze königliche Familie war zugegen und das Stück wurde mit unbegränztem Beifalle aufgenommen. Die französische Akademie wünschte ihm Glück dazu und stellte seine Büste neben die von Corneille. Bei der sechsten Vorstellung kam er ins Theater, und als er sich in der Loge niedergelassen hatte, trat ein Schauspieler herzu und überreichte ihm einen Lorbeerkranz, und nach Beendigung des Stücks wurde seine Büste auch auf dem Theater bekränzt. Alle diese Aufregungen seines Gefühls, verbunden mit ununterbrochenen literarischen Arbeiten und der Veränderung seiner gewohnten Lebensweise, wirkten dergestalt auf seine Gesundheit, daß er nicht lange mehr leben zu können schien. Er bemerkte dies sehr wohl. „Ich bin nur nach Paris gekommen," sagte er, „um meinen Ruhm und mein Grab zu finden!" — Er konnte nicht mehr schlafen, und eine zu große Dosis Opium, welche er ohne den Rath des Arztes genommen hatte, scheint seinen Tod beschleunigt zu haben. Als seine Bauern von seiner Krankheit hörten, wollten sie nach Paris kommen, und ihn in einer Sänfte nach Ferney tragen. Er wohnte zu Paris bei dem Marquis von Villette. Dieser sandte nach dem Oberpfarrer von St. Sulpice, um zu versuchen, ob er nicht Voltaire'n bestimmen könnte, sich den Ceremonien zu unterwerfen, welche erfodert werden, um als ein catholischer Christ aus der Welt

zu schreiben. Man hat die Umstände dieses Besuchs verschieden erzählt; so viel ist indessen gewiß, daß Voltaire, ohne die Sacramente empfangen zu haben, den 30sten Mai 1778 im 85sten Jahre seines Alters starb. Der Erzbischof von Paris soll dem Todten durchaus ein christliches Begräbniß verweigert haben, und sein Leichnam daher ins geheim zur Beerdigung nach Stelliéres, einer Bernhardinerabtei zwischen Nogent und Troyes, gebracht worden seyn. Vermöge eines Decrets der Nationalversammlung im J. 1791 wurden seine Überreste in dem Pantheon (der alten Genovevenkirche) zu Paris nebst denen mehrerer großen Männer des Vaterlandes beigesetzt. — Voltaire hatte in seinem Äußern schon etwas Ausgezeichnetes. Man sagt, er habe in seinem Gesichte etwas von dem Adler und der Meerkatze gehabt, so wie er auch mit dem kühnen Aufstreben des erstern etwas von der Bösartigkeit der letztern vereinigt haben soll. Bei den trefflichsten moralischen Ansichten und Grundsätzen waren seine Handlungen nicht immer die löblichsten und viele gute flossen wenigstens nicht aus den reinsten Quellen. Er behielt in seinem Charakter stets etwas Schwankendes und trotz seines Hasses gegen Vorurtheile huldigte er doch diesen nicht selten auf eine ihm wenig Ehre bringende Weise. So schmeichelte er aus Eitelkeit den Großen und suchte deshalb oft ihre Gesellschaft. Er war zu selbstsüchtig, um Liebe einzuflößen, besonders beherrschte ihn der Geiz. Daher läßt sich's auch erklären, daß er aller Bewunderer ungeachtet keinen Freund gewann. Er war ein großer Geist, aber kein großer Mensch, daher auch seinen Schriften der Zauber mangelt, den nur eine große Seele zu verleihen vermag. — Indeß handelte er oft großmüthig. Ein gewisser Desfontaines, dem er viele Wohlthaten erwiesen hatte, gab die Henriade nach einem verstümmelten Manuscripte, ohne ein Recht dazu zu haben, heraus. Desfontaines wurde unglücklich, bereute was er gethan, und Voltaire wurde aufs neue sein Wohlthäter. Einem durch ein ungerechtes Urtheil zu Grunde gerichteten Bauer, der seine Hülfe suchte, gab er 3000 Livres und hieß ihn in Ferney sich anbauen. In Gesellschaft war Voltaire angenehm, höflich und ein vollkommner Hofmann. Seine Lebhaftigkeit war so groß, daß er oft ganze Nächte arbeitete. Condorcet, in seinem Leben Voltaire's, sagt von ihm als Schriftsteller: „Niemand hat vielleicht das, was man justesse de l'esprit nennt (Richtigkeit des Blicks), in einem höhern Grade besessen, als Voltaire. Er behauptet diese mitten in seinem poetischen Enthusiasmus, so wie in der höchsten Lustigkeit; überall leitet sie seinen Geschmack und lenkt seine Ansichten; sie ist eine der vornehmsten Ursachen des unbeschreiblichen Reizes, den seine Werke für alle Menschen von gesundem Geiste haben. Nie hat vielleicht Jemand mehr Ideen auf einmal umfaßt, und mit mehr Scharfsicht alles durchdrungen, was keine lange Analyse oder tiefes Nachdenken erfodert. Sein Adlerblick setzte mehr als einmal auch diejenigen in Erstaunen, welche diesen Hülfsmitteln tiefere Ideen und umfassendere oder bestimmtere Ansichten verdankten. Oft sah man ihn in Gesellschaft in einem Augenblicke unter mehreren Ideen wählen, sie sogleich ordnen, und sie aufs glücklichste und glänzendste darstellen. Daher der Vorzug seiner Schriften, daß sie stets einfach und klar, doch nie fad werden, und daß sie der gemeine, wie der denkende Leser fast mit gleichem Vergnügen benutzt. Liest man sie mit Nachdenken, so findet man in seinen Werken eine Menge Grundsätze einer tiefen Philosophie, welche dem flüchtigen Leser entschlüpfen, weil sie keine Anstrengung erfodern,

um verstanden zu werden. — Unter seinen zahlreichen Werken stehen wohl seine dramatischen auf der ersten Stufe. Unter allen seinen Landsleuten hat er am glücklichsten mit Racine und Corneille um die Palme gerungen. Auch sind seine Trauerspiele noch jetzt Lieblingsstücke der Franzosen. Im Lustspiele war er trotz allem Witze nicht glücklich. Außer diesen dürfte die Henriade einer vorzüglichen Auszeichnung werth seyn. Unter seinen historischen Arbeiten sind das Siècle de Louis XIV. et XV., so wie die Histoire de Charles XII., letzteres jedoch mehr in Hinsicht des Styls und der Darstellung, beachtenswerth. Die Essais sur l'histoire universelle sind reich an politischen Blicken, und haben daher Robertsons Kennerurtheil für sich gewonnen. Die philosophischen Romane, Abhandlungen, kleinern Poesien, Erzählungen, Dialogen u. s. w. zeigen überall den umfassenden Geist und gewandten feinen Darsteller; überhaupt ist Voltaire in der Gattung der pièces fugitives einzig zu nennen. Haller, sein großer Zeitgenosse, erkennt Voltaire's entschiedenen Vorrang vor Rousseau in Allem an, wo Witz und Einbildungskraft die Sprache des Herzens überglänzen; im Lustspiele setzt er ihn Molieren nach. Als Prosaiker ist er unerreichbar, so schön und glänzend ist sein Ausdruck, so reich sein Witz. Als dramatischer Dichter hat er das schönste Colorit, das die französische Bühne kennt. Seine Tragödien stehn im Ganzen den Racineschen nach, übertreffen sie aber in Schilderungen des Herzens und der Leidenschaften. Auch haben seine Kunstwerke mehr philosophischen Gehalt als die von Racine und Corneille. Unter allen französischen Schriftstellern ist er vielleicht derjenige, der die Eigenthümlichkeiten seiner Nation am vollendetsten in seinen Werken spiegelt, daher er auch immer ein Lieblingsautor für die Weltleute bleiben wird. Die geistreiche Marquise du Chatelet war seine innige Freundin, daher sind die Lettres inédites de M. la Marq. du Châtelet et supplément à la Correspondence de Voltaire avec le Roi de Prusse etc. avec des notes histoir. (Paris 1808) ein interessanter Beitrag zu Voltaire's Biographie. Vergl. La vie de Voltaire par Condorcet (deutsch mit Zusätzen, Berlin 1791.); La vie de Voltaire par M. (Mercier) Genève 1788; Examen des ouvrages de M. de Voltaire par M. Linguet. Brux. 1788; Vie littéraire de Volt. rédigée par Deluchet; als Menschen und Privatmann schildert ihn mehr der Abbé Duvernet in dem Vie de Voltaire, suivie d'anecdotes, qui composent sa vie privée, par L. J. d. Volt. Paris 1797. Voltaire's Werke wurden von Beaumarchais zu Kehl 1784 fgg. in 70 Bden. 4., 8. und 92 Bden. 12. herausgegeben; und von Palissot mit Anmerk. zu Paris 1796 fgg. Neuerdings hat sich zwar die Verfolgung der frömmelnden und politischen Ultra's in und außer Frankreich wieder gegen seine Schriften erhoben; dennoch sind von 1817 bis 19 sechs verschiedene Ausgaben derselben erschienen und verkauft worden.

Voltaische Säule, s. Galvanismus.

Volte (Wendung, Drehung), heißt in der Reitkunst die völlige, runde Wendung, die man mit dem Pferde nimmt, so nämlich, daß das Pferd einen Kreis macht, dessen Mittelpunkt die Hinterfüße des Pferdes bilden. — Im Kartenspiele die taschenspielerische Gewandtheit, die Karten im Mischen so zu wenden und zu mengen, daß eine gewisse Karte an einen bestimmten Platz, oben, unten oder in die Mitte, gebracht wird, die Volte schlagen.

Volti (ital. wende um), wird in Musikstücken unten ans Ende einer Seite gesetzt, als Zeichen, daß man das Blatt umwenden soll. Gewöhnlich wird das Wort: subito (schnell) beigefügt, und beide Wörter werden wohl auch durch: v. s. (volti subito, wende schnell um) abgekürzt.

Voltigiren, die Kunst, nach gewissen Regeln geschickt und weit zu springen; die Anweisung dazu bezieht sich gewöhnlich auf das Springen auf und über das Pferd und von dem Pferde. — Davon erhielten die Voltigeurs den Namen, eine Abtheilung der französischen Infanterie, welche zuerst bestimmt war, hinter der Cavallerie aufzusitzen, um mit derselben schnell nach bedrohten Punkten eilen zu können (die Sache selbst ist viel älter, denn wir finden schon in der Geschichte der Kriege voriger Jahrhunderte einige solche Experimente). Dieser specielle Gebrauch hat sich in der Folge mit so manchem andern verloren, und die Voltigeurs, deren zuletzt jedes französische Infanterieregiment vier Compagnien hatte, wurden in neuern Zeiten nur eben als leichte Infanterie zum Tirailliren rc. gebraucht.

Volumen. Um sich von dem Volumen, d. h. dem räumlichen Inhalte eines Körpers, einen richtigen Begriff zu machen, denke man ihn sich ganz in irgend eine Flüssigkeit eingetaucht, die ihn nicht verändert und nicht in ihn eindringt, sondern ihn blos bedeckt. — Wird er hiernächst aus dieser Flüssigkeit herausgenommen, so muß zur nämlichen Raumerfüllung neue Flüssigkeit hinzugegossen werden; das Quantum derselben giebt offenbar den räumlichen Inhalt, das Volumen, des Körpers an, und gewährt zugleich ein einfaches Mittel zur stereometrischen Berechnung desselben, wenn die unregelmäßige Gestalt des Körpers selbst dieser Berechnung Hindernisse entgegensetzen sollte. Die Erfahrung lehrt, daß gleiche Volumina verschiedener Körper nicht einerlei Gewicht haben. Eine Bleikugel z. B. wiegt mehr als eine gleich große hölzerne. Diese Verschiedenheit führt auf den Begriff der Masse (s. d. Art.), welche also, wie häufig es auch im gewöhnlichen Leben zu geschehen pflegt, mit dem Volumen eines Körpers nicht verwechselt werden darf. Gleichermaßen beruht hierauf der Unterschied zwischen dem absoluten und specifischen Gewichte der Körper. D. N.

Vondel (Joast van der), einer der berühmtesten holländischen Dichter, dessen poetische Werke bei den Holländern noch in großer Achtung stehen. Er wurde 1587 zu Cöln geboren, kam in seiner Kindheit mit seinen Ältern, die Anabaptisten waren, nach Holland, trat zu den Arminianern über, und starb endlich 1659 im Schooße der römischen Kirche. Die Natur hatte ihn nicht nur mit reichen Talenten begünstigt, sondern sie ward und blieb auch seine einzige Lehrerin; man kann ihn als den Shakspeare der Holländer betrachten. Vondel überließ sein bürgerliches Gewerbe seiner Frau und widmete sich ganz der Poesie; erst in seinem 30sten Jahre lernte er die lateinische und französische Sprache, las die Werke der Alten und der Franzosen und suchte den Mangel einer gelehrten Erziehung zu ersetzen. Seine Werke zeigen oft von Genie und einer hohen und edlen Phantasie, dabei aber wird man von der oft incorrecten Sprache höchst unangenehm gestört. Seine Poesien füllen neun Quartbände, und sind theils metrische Übersetzungen der Psalmen, des Virgils und Ovids, theils Satiren und Tragödien, unter denen Palamedes, ein allegorisches Stück (eigentlich Barneveldts Tod), die

Eroberung Amsterdams durch Graf Florens V. von Holland und Gysbrecht von Amstel für die vorzüglichsten gehalten werden.

Vorarlberg, von Tyrol, von der schweizerischen Eidgenossenschaft, vom Bodensee und dem Königreiche Bayern umgeben, bildet den siebenten Kreis Tyrols, ist aber auch zugleich ein für sich bestehendes Ländchen mit einer besondern Verfassung. Es besteht aus den Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Pludenz und Hohenems, und enthält nach Lichtenstern 74½ Quadratmeilen, drei Städte, sieben Marktflecken, 412 Dörfer und 76,000 Einwohner. Die vorarlbergischen Herrschaften haben ihren Namen von dem Arlberge oder Adlersberge, einem Theile der norischen Alpenkette, welcher sie von Tyrol scheidet. Sie wurden sonst zu Vorderösterreich gerechnet, 1782 aber zu Tyrol geschlagen. Durch den Preßburger Frieden kamen sie, so wie ganz Tyrol, an Bayern, und erst 1814 kehrten sie unter Österreichs Herrschaft zurück. Der Boden dieser Herrschaften ist gebirgig und wird außer dem Rheine, der blos auf einer Strecke von 4½ Meilen die westliche Gränze berührt, von kleinen Flüssen bewässert. Der Lech und die Iller nehmen auf den hiesigen Gebirgen ihren Ursprung. Sie haben viele Waldungen und gute Viehweiden, daher auch die Viehzucht den Hauptnahrungszweig ausmacht. Der Getraidebau verschafft nicht das für die Consumtion hinreichende Getraide, dagegen hat man viele Kartoffeln, auch Obst und Wein. Baumwollen-, Kattun-, Musselin- und Battistweberei ist sehr verbreitet. Auch die Verfertigung von allerlei Holzwaaren, der Handel damit, der Schiff- und Häuserbau, Schifffahrt und Eisenhütten beschäftigen einen großen Theil der Bewohner. Auch wandern viele Vorarlberger als Maurer und Tagelöhner nach der Schweiz aus, und kehren dann im Spätherbste mit dem ersparten Lohne zu ihren Familien auf einige Monate zurück. Bregenz ist die Hauptstadt dieser Lande, zwar eine kleine, aber durch Industrie, Schifffahrt und Handel lebhafte Stadt.

Vorbehalt (geistlicher), dasjenige im Religionsfrieden von 1555 gegebene Reichsgesetz, nach welchem ein catholischer Reichsstand zwar zu den Protestanten übergehen konnte, dadurch aber seiner geistlichen Besitzungen, Würden und Ämter verlustig ward, die sofort wieder an einen Catholiken vergeben werden konnten. (Vergl. d. Art. Religionsfriede.)

Vorgebirge, s. Cap.

Vorhalt, Retardation (Mus.). Wenn bei einer Folge von Accorden ein Ton oder mehrere eines Accordes liegen bleiben, während die übrigen in den zunächst folgenden Accord wirklich übergehen, und auf diese Art der Eintritt der zu diesem folgenden Accorde gehörigen erwarteten Intervalle oder Töne verzögert wird, so werden diese verzögernden, noch zum vorhergehenden Accord gehörigen Töne, so wie die durch dies Verfahren entstehenden zufällig dissonirenden Accorde, Vorhalter genannt. Man nehme z. B. diese Folge von Accorden:

c	h	e
g	f	e
e	d	c
c	g	c

so schreitet hier jedes Intervall dieser Accorde seiner bestimmten Art gemäß fort. Läßt man nun aber das obere c des ersten Accords noch

n der Oberstimme liegen, während das g, das e und das untere : schon nach f, d und g fortschreiten, und nimmt erst in der andern Hälfte des Tactes das h, so ist das liegen bleibende c, wodurch in der Oberstimme der Eintritt des erwarteten h verzögert wird, so wie der daraus entstehende sogenannte Quartquintseptimenaccord, worin außer der wesentlich dissonirenden Septime f auch die Quarte c zufällig dissonirt, ein Vorhalt oder eine Retardation. Eben so kann in dem letzten Accorde ein solcher Vorhalt angebracht werden, wenn das f der zweiten Stimme e von dem vorhergehenden Septimenaccord in die erste Hälfte des letztern Dreiklanges übergezogen und dadurch der Eintritt der eigentlich dahin gehörigen Terz e verzögert wird. Z. B.

					Vorh.		
	c	h	c		c	ch	e
Ohne Vorhalt:	g	f	e	Mit Vorhalt:	g	f	fe
	e	d	c		e	d	c
	c	g	c		g	g	c

Diese durch dieses Verfahren entstehenden Dissonanzen werden zufällige oder stellvertretende genannt, weil sie nicht wesentlich zum Accord gehören, sondern nur an der Stelle der durch sie verzögerten dahin gehörigen Consonanzen (Wohlklänge) stehen. Ur.

Vorhut, s. Avantgarde.

Vorkaufsrecht, s. Retractrecht.

Vormundschaft (Tutela) ist die mit obrigkeitlicher Bestätigung jemanden übertragene Aufsicht über das Vermögen und die rechtlichen Handlungen einer Person, die gesetzlich unmündig ist (s. d. Art.). Derjenige, der mit dieser Aufsicht beauftragt ist, heißt Vormund (Tutor). Sie gründet sich auf die humane Vorsorge, die der Staat für das Wohl jedes Mitgliedes des Staates führen zu müssen glaubt; darum vertraut er die Aufsicht über Personen, die sich nicht selbst zu leiten fähig sind, andern, die er dazu für fähig hält. Vormundschaften zu führen sind fähig alle, die sich selbst vertreten können (sui juris sind), insbesondere wird aber darauf geachtet, daß der Vormund ein rechtschaffener, einsichtsvoller und Eigenthum besitzender Mann sey. Vormundschaften zu übernehmen, sind unfähig diejenigen, welche ihre eigentliche Wohnung außer Landes haben, die Gläubiger oder Schuldner der Unmündigen sind, die, von denen ein Concurs zu besorgen ist, Stiefväter in Beziehung auf ihre Stiefkinder u. s. w. Auch können viele die Vormundschaften ablehnen, wie z. B. Personen, die in Staatsgeschäften außer Landes sind, die Stellen in der Staatsverwaltung bekleiden, die über sechzig Jahre alt sind u. s. f. Die Pflichten des Vormundes sind a) Caution zu leisten; b) ein Inventarium über das Vermögen seines Mündels anzufertigen; c) für des Mündels körperliche und geistige Erziehung und Bildung zu sorgen; d) das Vermögen desselben mit der strengsten Sorgfalt zu bewahren und zu vermehren (er bleibt für sich und seine Erben dem Mündel für jeden Schaden oder Nachtheil verantwortlich); e) bei gerichtlichen Handlungen ihn zu vertreten. Es liegt außer dem Plane dieses Werkes, die Art und Weise, wie jede dieser Verpflichtungen erfüllt werden müsse, weitläufiger aus einander zu setzen. Die Aufsicht über die Vormünder steht den Civilgerichten, oder in einigen Ländern den zu diesem Endzwecke errichteten Vormundschaftsgerichten

zu; der Vormund ist gehalten, vor denselben über seine Verwaltung alljährlich Rechenschaft abzulegen, so wie er zur Zeit, wo er die Vormundschaft niederlegt, nach römischem Rechte eine Hauptrechnung vorlegen muß. Bei Verhandlungen eines Vormundes mit seinem Mündel muß dem letztern von Obrigkeitswegen zu diesem Behufe ein Mitvormund (curator dativus) gestellt werden. Ist der Mündel von dem Vormunde während der Vormundschaft beeinträchtigt worden, so steht ihm nach erlangter Volljährigkeit die actio tutelae directae zu, und zwar nicht blos gegen den Vormund, sondern auch gegen dritte Personen. Die Vormünder sind entweder unmündigen Kindern gesetzt, selbst solchen, die noch nicht das Licht der Welt erblickt haben (de ventre in poss. mitt.), oder dem weiblichen Geschlechte (eheliche Vormundschaft), oder wahn- und blödsinnigen Personen, Kranken und Gebrechlichen, Verschwendern, oder endlich Abwesenden. Jede Vormundschaft endigt entweder mit dem Tode des Vormundes oder dem des Bevormundeten, oder mit Ablauf der bestimmten Umstände und Zeitverhältnisse. Vergl. J. Fr. v. Meyers gekrönte Preisschrift von dem Unterschiede zwischen Tutel und Curatel, Unmündigen und Minderjährigen, nach römischem und deutschem Rechte, Frankfurt a. M. 1803, und Fr. Lassaulx systematische Zusammenstellung der neuesten französischen Gesetzgebung über Vormundschaften, Curatelen und gerichtliche Vorwaltungen, Coblenz 1806.

Vorposten sind stärkere oder schwächere Truppenabtheilungen, die in angemessener Entfernung von einem Heere aufgestellt werden, um dasselbe vor einem Überfalle des Feindes zu sichern, und dessen Bewegungen zu beobachten. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß besonders bei abgesonderten vorgeschobenen Heeresabtheilungen oft nicht allein in der Richtung gegen den Feind, sondern auch in den Flanken und im Rücken Vorposten gehalten werden müssen. Der Vorpostendienst, der wegen der dazu erfoderlichen Behendigkeit und Umsicht meist den leichten Truppen zufällt, ist wegen der Gefahr, die ein Überfall allemal herbeiführt, wichtig genug, um schon im Frieden fleißig geübt zu werden; es geschieht dies bei den sogenannten Felddienstübungen. Wir übergehen das Formelle desselben, als die Eintheilung in Vedetten, Feldwachten, Piquets, die Losungsworte, die Patrouille u. s. w. und bemerken nur, daß zwar richtige Beurtheilung des Feindes, Benutzung des Terrains, Wachsamkeit, Ausdauer, Vorsicht vorzugsweise dazu erfodert werden, und Eigenschaften sind, welche alle Theoreme weit überwiegen, daß aber unter andern der „Versuch eines zweckmäßigen Vorpostendienstes“ Leipzig 1805 als ein Buch, dessen Verfasser seine Grundsätze verständig aus einer langen Praxis ableitet, sehr empfohlen zu werden verdient, so wie denn auch Scharnhorsts Taschenbuch mehrere sehr instructive Beispiele enthält. Sz.

Vorrücken der Nachtgleichen. Gesetzt, man habe um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche die Abweichung der Sonne eines Mittags = 0 gefunden, so befand sie sich in demselben Augenblicke im Frühlingsnachtgleichenpunkte. Vergleicht man nun an demselben Tage einen Fixstern mit ihr, so hat man unmittelbar dessen gerade Aufsteigung (s. d. Art.), und kann, wenn zugleich dessen Abweichung beobachtet ist, auch seine Länge und Breite berechnen. Stellt man hiernächst im folgenden Jahre die nämliche Beobachtung an, so finden sich gerade Aufsteigung, Abweichung und Länge desselben Fixsterns dergestalt verändert, als wenn der Frühlingsnachtgleichenpunkt, von welchem bei gerader Aufsteigung und Länge an gezählt wird, in-

dessen eine Ortsverrückung von 50¼″ wider die Ordnung der Zeichen, erlitten hätte: nur die Breite des Fixsterns ist unverändert geblieben. Dieselbe Erscheinung ist allen Fixsternen gemein, ohne daß dadurch in ihrer gegenseitigen Lage etwas verändert würde. Wie kann es damit in der Voraussetzung der Bewegung der Erde um die Sonne zugehen? Die Rotationsaxe der Erdkugel ist bekanntlich unter einem Winkel von 66½° gegen die Ebene ihrer Bahn um die Sonne geneigt und erhält sich in dieser Lage während ihres Umlaufs um dieselbe fast parallel. Davon ist es abhängig, daß die Erde der Sonne erst den südlichen und dann den nördlichen Wendekreis, inzwischen aber zu der Zeit, die wir deswegen die Frühlingsnachtgleiche nennen, den Äquator zukehrt. Bliebe sich die Axe dabei nicht, wie wir oben bemerkt haben, nur beinahe, sondern genau parallel, so müßten sich diese verschiedenen Lagen der Erdkugel gegen die Sonne immer an den nämlichen Stellen der Bahn ereignen, statt daß sie nun an verschiedenen Stellen und zwar an solchen eintreten, die in der Richtung der Bewegung der Erde um die oben angegebene Größe von 50¼″ näher gelegen sind. Hat also die Erde z. B. in diesem Jahre an einer gewissen Stelle der Bahn die Sonne im Äquator gehabt, wonach die Lage des Frühlingsnachtgleichenpunkts bestimmt worden ist, so ereignet sich das nämliche im folgenden Jahre an einer, dem Orte nach, um 50¼″ nähern (der Richtung der Bewegung um so viel gleichsam entgegengerückten) Stelle, und die davon abhängige Lage des Frühlingsnachtgleichenpunkts wird also, wie man nun leicht übersicht, um eben soviel und im nämlichen Sinne vorgerückt; daher der Name des Vorgangs. Gerade Aufsteigung, Abweichung und Länge, die sich respective auf diesen Punkt und die Lage des Äquators beziehen, müssen also dabei nothwendig mit verändert werden, und nur die von der Stellung des Fixsterns gegen die Ebene der Erdbahn, darin keine Veränderung vorgegangen ist, abhängige Breite bleibt dieselbe. — Da diese Vorrückung der Nachtgleichen angegebenermaßen 50¼″ aufs Jahr beträgt, so werden zur Zurücklegung der ganzen 360° der Erdbahn 25,788 Jahr erfodert, eine Periode, die man das große oder Platonische Jahr nennt, indem die Sache schon den alten griechischen Astronomen, wenn gleich nicht mit der nämlichen Genauigkeit, bekannt war. — Die Erklärung der physischen Ursache dieser langsamen Veränderung im Parallelismus der Erdaxe ist eine der schwierigsten Aufgaben der physischen Astronomie und deren vollkommen befriedigende Darstellung, an welcher sich selbst Newton vergeblich versucht hat, erst den neuesten Geometern, einem d'Alembert, Euler, Simpson, de la Place, gelungen. Hier kann darüber nur im Allgemeinsten angeführt werden, daß die abgeplattete Gestalt der Erde (s. Abplattung), und die davon abhängige ringförmige Massenanhäufung in den Äquatorialgegenden, woraus Anomalien in den Anziehungen des Mondes und der Sonne resultiren, die Ursache dieser Erscheinung sind, welche eine überraschende und vollkommene Bestätigung der Newtonschen Attractionstheorie abgegeben hat. Hätte die Erde bei gleicher Massenvertheilung eine genaue Kugelgestalt, so würde sie von einer, durch ihren und der Sonne Mittelpunkt gelegten, auf der Bahn senkrechten Ebne immer in zwei gleiche und gleichliegende Hälften getheilt werden; und also, da die Anziehung auf jede dieser Hälften gleichmäßig ausfiele, keine diesfallsige Stellungsveränderung erleiden können. Bei der wirklichen Lage der Sachen theilt jene Ebne dagegen, mit Ausnahem

der Solstitialpunkte, den sphäroidischen Erdkörper stets in zwei gegen dieselbe ungleich liegende Hälften. Also fällt die Anziehung, sowohl der Sonne als des Mondes, von dem das nämliche gilt, auf diese beiden Hälften auch ungleichmäßig aus, und es springt in die Augen, daß eine Veränderung in der Stellung der Axe die Folge davon seyn muß. D. N.

Vorsehung (Providentia) heißt die mit dem Plane der Weltschöpfung übereinstimmende Regierung des Weltganzen, weil sie ein Vorhersehen aller möglichen Erfolge und Veränderungen und eine Vorsicht, die im Verhüten und Abwehren des Gemeinschädlichen eben so folgerecht, als im Ordnen und Lenken zusammentreffender Umstände und menschlicher Privatabsichten zum Zwecke des Ganzen wirksam ist, voraussetzt. Wissenschaftlich definirt ist daher die Vorsehung derjenige Act des göttlichen Willens, wodurch die Fortdauer der Welt nach Maaßgabe ihrer Bestimmung bewirkt, und jede Äußerung der in ihr thätigen Kräfte zum Ziele der allgemeinen Wohlfahrt geleitet wird. Ihr Einfluß wird in Rücksicht auf die Gegenstände ihrer Wirksamkeit als alles umfassende Weltregierung, abgesehen von den relativen Begriffen des Großen und Kleinen generell, als Obhut über das Einzelne und Kleine speciell, in Rücksicht auf ihre Mittel, wenn sie nach den uns bekannten und begreiflichen Gesetzen der Weltordnung wirkt, natürlich, ordentlich und mittelbar, wenn sie uns davon abzuweichen scheint, übernatürlich, außerordentlich, unmittelbar, auch wunderbar genannt: Eintheilungen, die auf einem höhern Standpunkte, als der unsrige ist, zusammenfallen müssen, weil Gott gleichzeitig das All im Einzelnen, wie im All das Einzelne sieht und hält, und eine Ahnung des Weltorganismus, der sich das Räthsel des Zusammenhanges seiner geistigen und sittlichen Elemente mit den körperlichen aufschlösse, auch das Wunderbare natürlich finden würde, wie schon die religiöse Ansicht der Dinge in dem, was natürlich heißt, überall Wunder entdeckt. Daß diese Bestimmungen der wissenschaftlichen Theologie das Gepräge der Unzulänglichkeit, die den menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen überhaupt eigen ist, an sich tragen, hindert nicht die Anerkennung ihrer unläugbaren Übereinstimmung mit den Aussprüchen der heiligen Schrift, die, wo die menschliche Reflexion nicht ausreicht, Grund und Anhalt giebt. Auf allen Blättern widerspricht sie und mit ihr der gesunde Menschensinn der trostlosen Lehre des Fatalismus (s. d. A. Fatum), welche die dramatische Kunst neuerdings durch die Einführung einer nicht christlichen Schicksalsidee in die Tragödie zu einem Hebel ihrer grausenerregenden Effecte gemacht hat. Das religiöse Gemüth wendet sich von solchen Zuckungen eines krankhaften Zeitgeschmacks weg, um mit den Augen des Glaubens und der Ergebung in Allem, was kommt, die Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters, in dem stillen, beglückenden Gange seines Waltens über die Schicksale des Ganzen und der Einzelnen das unvergänglich Schöne, das nur durch die Schuld der Menschen entstellt wird, und in der Vergleichung der göttlichen Zusage mit den Erfahrungen der Aufmerksamen die Bürgschaft einer nie ermüdenden, täglich neuen Sorgfalt für das Wohl des Geringsten wie des Größten zu sehen. E.

Vorspiel (Praeludium) im allgemeinen Sinne ist ein musikalischer Vorbereitungssatz. Insbesondere heißt so die Einleitung, welche der Organist beim Anfang des Gottesdienstes oder überhaupt als Vorbereitung zu einem darauf folgenden Choralgesange vorträgt.

Der Zweck des Präludiums ist, theils die Gemüther der Gemeinde in die zur Andacht erfoderliche Stimmung zu versetzen, theils der Gemeinde die Tonart des Chorals einzuprägen und sie mit der Melodie desselben bekannt zu machen. Hieraus folgen die Erfodernisse eines guten und zweckmäßigen Vorspiels von selbst. Es muß vor allem einen dem Ort und Gegenstande angemessenen Charakter im Allgemeinen haben, und folglich von allem frei seyn, was der Würde der religiösen Musik widerstreitet. Alles Tändelnde, alle schwülstige, verworrene Harmonien, verkünstelte gesuchte Modulationen, galante Verzierungen u. s. w., müssen daraus verbannt seyn; insbesondere aber muß beim Vorspiel Rücksicht auf den Charakter und Inhalt des darauf folgenden Gesanges genommen werden, damit nicht durch das Vorspiel eine andre Empfindung ausgedrückt und erregt wird, als diejenige, die im folgenden Gesange ausgedrückt werden soll. Der Hauptton des Chorals muß festgehalten und durch keine weit ausschweifende Ausweichungen, grelle gehäufte Dissonanzen, oder dergleichen verdunkelt werden. Durch Einwebung der Melodie des Chorals selbst wird diese der Gemeinde fester eingeprägt, und kann dann von dieser nachher um so leichter vorgetragen werden, daher auch dies unter die Erfodernisse eines guten Vorspiels gehört. Gute einsichtsvolle Organisten wissen ihre Gemeinde immer durch Einwebung der Choralmelodien in ihr Vorspiel vorzubereiten, und nur schlechte versäumen dies, entweder aus Mangel an Einsicht und Überlegung, oder aus Mangel an harmonischer und contrapunktischer Kenntniß (die freilich hierzu durchaus nöthig ist), oder an mechanischer Fertigkeit. — Noch hat man unter der Benennung Präludien viele Clavier- und Orgelstücke von Bach, Händel, Mozart u. A., die zum Theil ohne besondre Beziehung auf kirchlichen Gebrauch sind, zum Theil dazu angewendet werden können. So befindet sich z. B. in J. S. Bachs wohltemperirtem Clavier vor jeder Fuge ein solches Präludium als Vorbereitung zur Fuge selbst. — Außer der musikalischen Bedeutung versteht man unter **Vorspiel** auch noch eine Art kleiner dramatischer Stücke (mit oder ohne Gesang, in Versen oder in Prosa), welche als Vorbereitung zu der darauf folgenden theatralischen Darstellung, wie das Vorspiel zu Wilhelm Tell, oder zuweilen auch blos (wie die Prologe) in Beziehung auf irgend eine wichtige Begebenheit verfertigt und dargestellt werden. Ur.

Vorstellung, Vorstellungsvermögen. Der Begriff der Vorstellung wird verschieden bestimmt. Wir sehen dieselbe an als Veränderung der Seele, wodurch dieselbe ein Object (ein von dem Ich abgesondertes Etwas) ins Bewußtseyn faßt. Das wesentliche Merkmal der Vorstellung ist nach **Fries** Beziehung auf Gegenstand und Existenz überhaupt. Die Beziehung der Vorstellung aber auf ihren bestimmten durch sinnliche oder übersinnliche Anschauung gegebenen Gegenstand ist die **Erkenntniß**, woraus sich ergiebt, daß der Begriff des **Vorstellungsvermögens**, als der Fähigkeit dieser Veränderungen, ein allgemeinerer Begriff als der des Erkenntnißvermögens ist, so nämlich, daß jede Erkenntniß auf Vorstellungen beruht, aber nicht jede Vorstellung Erkenntniß ist. Beim Vorstellen aber unterscheidet man den vorstellenden Geist (Subject), ein vorgestelltes Object und die Vorstellung als Beziehung des Subjects auf das Object. Diese Beziehung ist selbst eine Modification des Bewußtseyns und ohne Bewußtseyn keine Vorstellung möglich. Wenn

man daher von dunkeln Vorstellungen im Gegensatz der klaren redet, so gründet sich dieser Unterschied auf die verschiedenen Grade des Bewußtseyns. Oft sind wir uns nämlich der Gegenstände im Augenblicke bewußt, aber wir sind uns nicht immer bewußt, daß wir vorstellen (z. B. im Schlafe) und was wir früher vorstellten (d. h. dessen, was wir uns früher bewußt waren), so z. B. nach einem Traum. Gleichwohl erkennen wir später aus den Folgen, daß wir etwas vorgestellt haben. Ferner das augenblickliche Vorstellen selbst ist klarer oder dunkler, je nachdem man mehr oder weniger an einem vorgestellten Gegenstand unterscheiden, und ihn dadurch von andern absondern kann, welches letztere von der Ableitung der Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände und dem Andrang andrer interessanter Vorstellungen größtentheils herrührt. Früher hat man jedoch alle Veränderungen der Seele, deren man sich nicht unmittelbar bewußt wird, deren Vorhandenseyn aber man aus ihren unläugbaren Folgen schließt, mithin auch Gefühle und Begehrungen sehr unzweckmäßig dunkle Vorstellungen genannt. Von den dunkeln Vorstellungen hat besonders geschrieben J. C. Schwab (1813). Alle Vorstellungen aber sind a) sinnliche Vorstellungen (Anschauungen im eigentlichen Sinne, und die auf ihnen beruhenden Bilder), welche sich auf das Besondere, Sinnliche beziehen; b) Begriffe oder allgemeine Vorstellungen, durch welche die Verhältnisse der Dinge vorgestellt werden; und c) Ideen, Vorstellungen einer über die Erfahrung hinausgehenden Vollkommenheit; — man theilt daher auch das Vorstellungsvermögen in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft oder sinnliches, verständiges und vernünftiges Vorstellungsvermögen. Vergl. Abel über die Quellen der Vorstellungen, Stuttg. 1786, 8. und Reinholds Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens, Jena 1790, 8.

Vortrab, s. Avantgarde.

Vorzeichnung, s. Versetzungszeichen.

Voß (Johann Heinrich), Hofrath, geboren im Jahr 1751 zu Sommersdorf bei Wahren im Meklenburgischen, wo sein Vater ein Gut gepachtet hatte, worauf er später in Penzlin ein städtisches Gewerbe trieb. In diesem meklenburgischen Städtchen empfing Voß bis zum 14ten Jahre den ersten Unterricht vom Rector Struck, der zur Entwickelung seiner Geistesgaben eben so väterlich als geistreich wirkte. Man bemerkte schon im Knaben ein ungewöhnliches Gedächtniß, allseitige Wißbegirde und einen schwärmerischen Hang zu tieferer Selbstbetrachtung. Vorzüglich ergötzte er sich an schönen Liedern und Sprüchen, und bei seiner Schwächlichkeit zog er anstrengenden Leibesübungen das Lesen der Bibel und der Volksbücher vor; doch machte er bei Soldatenspielen gern den Anführer. Im Frühling 1766 kam er auf die Schule in Neubrandenburg, deren Vorsteher, der M. Dankert, ihn, weil er die Anfänge der griechischen und hebräischen Sprache bereits für sich erlernt hatte, in die oberste Classe aufnahm. Zum Unterhalte genügten Freitische und Lehrstunden, die er den Privatzöglingen des genannten Lehrers (namentlich dem jetzigen preußischen Minister von Schuckmann) und in einigen angesehenen Häusern gab. Da die griechische Sprache hier vernachlässigt ward, stiftete Voß insgeheim, um durch Privatfleiß diese Lücke zu füllen, eine Gesellschaft von 12 Primanern; für Nachlässigkeit waren Strafgelder zum Ankauf deutscher Dichterwerke bestimmt. Schon in Penzlin hatte Voß manches gereimt; in Neu-

brandenburg, wo er bei seinen Versuchen, die aufgegebenen Schulverse in Luthers Sprache zu schreiben, den Vorwurf Klopstockischer Unnatur hören mußte, lernte er zuerst Klopstocks Messias kennen, dann Geßners Tod Abels und dessen Idyllen. Eine Aufführung von Ramlers Tod Jesu gab Veranlassung, daß jene Gesellschaft sich Ramlers, späterhin auch Hagedorns, Hallers und Uzens Werke kaufte; Voß selbst versuchte schon Oden und Lieder, auch Idyllen in Herametern. Im J. 1768, da sein Vater immer mehr in Armuth versank, verschaffte ihm sein guter Ruf die Stelle eines Hauslehrers bei einem Gutsbesitzer unweit Penzlin. Im Herbste 1769 nahm Voß diese Stelle an, um sich so viel zu ersparen, daß er nach Halle gehen und als Lehrer am Waisenhause sich forthelfen könnte. Nachdem Voß täglich 5 bis 6 Lehrstunden gegeben, erheiterte er sich durch das fortgesetzte Studium der alten Sprachen, durch Musik und einsame Spaziergänge im nahen Walde, wo er Stellen aus dem Horaz, aus Ramler und der Hermannsschlacht laut declamirte, eigene poetische Versuche machte und sogar einige hundert Verse aus Hesiods Theogonie übersetzte, wozu ihn Zachariä's Übersetzungen Homerischer Stellen bei seinem Milton anregten. Bald darauf wurde der Umgang mit Brückner, einem wackern Landprediger, welcher auch als Dichter nicht unbekannt ist, dem Jünglinge wohlthätig; dieser ermunterte ihn mit theilnehmender Liebe, die sich sogar prophetisch aussprach, zu größern poetischen Arbeiten. Dazu kam, daß jene Gesellschaft von Mitschülern ihn in seiner Burg mit Büchern und Musikalien versorgte, unter andern mit dem Göttingischen Musenalmanach auf 1770, welcher seine Bekanntschaft mit Boje vermittelte. Er hatte nämlich an Kästner, den vermeintlichen Herausgeber des Musenalmanachs, einige Gedichte geschickt, die ihm einen freundlichen Brief von Kästner, und die Theilnahme von Boje erwarben, welcher sich nach seinen Umständen erkundigte. Da sich die Aussichten nach Halle getrübt hatten und Voß in seiner pädagogischen Lage sich nicht glücklich fühlte, so nahm er zu Ostern 1772 Boje's Einladung nach Göttingen an, der ihm von Hannover aus einen zweijährigen Freitisch verschaffte und überdies zu einträglichen Lehrstunden und freien Collegien Hoffnung machte. In Göttingen trat er jener Verbindung edler Jünglinge bei, an deren Spitze Boje und Bürger als ältere Freunde standen, und welche sich in dieser Periode um die deutsche Poesie mehr oder weniger ausgezeichnete Verdienste erwarben. Das Leben von Hölty vor seinen Gedichten, besonders in der neuesten Ausgabe, die Voß 1804 allein besorgt hat, giebt über diesen Dichterbund die nöthigen Aufschlüsse. Außer den Erwähnten müssen hier noch die beiden Grafen zu Stolberg, Miller (der Verf. des Siegwart), Cramer, Leisewitz und Hahn genannt werden. Um sich zum Prediger zu bilden, hörte Voß zuerst Logik und Geschichte, die Dogmatik und die Psalmen; bald aber entsagte er der Theologie und schenkte sich ganz dem Geiste des griechischen und römischen Alterthums. Er trat nun in das philologische Seminar unter Heyne, wo er zum Interpretiren den Hesiodischen Schild und zum Disputiren meistentheils Stellen aus dem Pindar wählte, an welchem er sich bereits mit einigen Übersetzungen versucht hatte. Außerdem hörte er Heyne's Vorlesungen über die letzten Gesänge der Ilias und einige Privatcollegia, namentlich über den Pindar. Leider entspann sich hier jener unselige Zwist, zu welchem ursprünglich die oft unglimpflich ausgesprochenen Urtheile über das eigenthümliche Leben

und Weben jenes Dichterkreises mehr noch beigetragen zu haben scheinen, als literarische Mißverständnisse. Voß besuchte jetzt mit Hölty das philologische Seminar immer seltener, endlich gar nicht, bis er im Frühling 1774, als er eben eine Reise zu Klopstock und nach Flensburg unternommen hatte, mit Hölty aus der Liste des Seminars gestrichen wurde. Bei seiner Rückkunft fing er an, Blackwells Schrift über den Homer zu verdeutschen, und zog dann im Frühling 1775 nach Wandsbeck, um die Redaction des bisherigen Göttingischen Musenalmanachs in ländlicher Muße zu besorgen. Hier lebte er mit Claudius und mehrern edeln Freunden in Hamburg und Altona sehr glücklich, und es schien, als ob er die zweite Schulstelle in Hamburg erhalten würde, wozu ihm Heyne ein günstiges Zeugniß gegeben hatte, als die Götzische Partei siegte. Noch ohne Amt heirathete er 1777 Boje's jüngste Schwester. Endlich ward er im Sommer 1778 auf Empfehlung von Büsch Rector zu Otterndorf im Lande Hadeln. Hier kündigte er eine Übersetzung der Odyssee mit Anmerkungen an, und da die Unternehmung nicht genug Unterstützung fand, gab er, um ihr Eingang zu verschaffen, 1780 einen Aufsatz über Ortygia in das deutsche Museum (an welchem Voß überhaupt sehr lebhaften Antheil genommen hat) und zugleich einen andern über den Ocean der Alten, den Keim seiner Homerischen Weltkunde, in das Göttingische Magazin von Forster und Lichtenberg. Der Letzte trat nun in einigen bittern, persönlich angreifenden Aufsätzen über verschiedene Punkte der griechischen Aussprache (namentlich über be und bä) und mit Äußerungen gegen Voß auf, die freilich nicht geeignet waren, ein gutes Verständniß zwischen Heyne und Voß wieder herzustellen. Im J. 1781 war die deutsche Odyssee ohne Commentar erschienen und trug den ungetheilten Beifall der Kenner davon. Anhaltender Marschfieber wegen verließ Voß im Sommer 1782 Otterndorf und ging als Rector nach Eutin. Auch hier hatten die Streitigkeiten mit Heyne und seinem Sachwalter Lichtenberg noch nicht ihr Ende erreicht. Voß ließ sogar 1783 im deutschen Museum eine sehr ernstgemeinte Ehrenrettung drucken; so wurde mit stiller und lauter Erbitterung dieser unglückliche Zwiespalt bis zum Tode des Göttingischen Philologen fortgeführt. Unterdessen war Voß von Ruhnkenius in der Vorrede zum Hymnus an Demeter, wozu er die lateinische Übersetzung und kritische Verbesserungen geliefert hatte, mit Auszeichnung genannt worden, auch übernahm er in dieser Zeit zu seiner Erholung die ihm angetragene Übersetzung der Tausend und eine Nacht. Im J. 1789 erschien die Eutinische Ausgabe des Virgilischen Landbaus. Sie erregte Aufsehen; doch fand sich Voß durch verschiedene Urtheile darüber bewogen, im J. 1791 ein zum Theil polemisches Werkchen über Virgils Ton und Auslegung zu schreiben. Im J. 1793 kam die deutsche Ilias und die Odyssee in ihrer neuen Gestalt heraus; aber sie schien damals, bei aller Kunst und Treue, die Freunde der griechischen Poesie weniger anzusprechen, als die ältere vom J. 1781, in welcher der Ton einfacher und traulicher war. In diesem Zeitraume beschäftigte sich Voß zugleich mit Untersuchungen über altgriechische Geographie und Mythologie. Um den Ansichten zu begegnen, die Heyne durch das Hermannische Handbuch der Mythologie begünstigte und beförderte, machte er einen Aufsatz über Apollon bekannt, nebst einem Vorwort, aus welchem sich 1794 zwei Bände mythologischer Briefe entwickelten, in welchen freilich der Ton auffallend stark ist. Die Ab-

handlungen für den dritten Band und die geographischen Papiere blieben im Pulte; doch ist Vieles aus den letztern in das Werk von Uckert über alte Geographie übergegangen. Unterdessen war Voß für die deutsche Muse nicht unthätig geblieben. Der hamburgische Musenalmanach ging unter seiner Redaction und vorzüglichen Mitwirkung fort; auch hatte er durch die Luise, die ein Jahr später 1795 in verbesserter Gestalt erschien, die deutsche Poesie wahrhaft bereichert. Dazu kam in demselben Jahre der 2te Band seiner Gedichte. Nachdem er Virgils vierte Ekloge mit einem Commentar, als Probe des Ganzen, und einem polemischen Anhange gegen Heyne herausgegeben, folgten nach einer schweren Krankheit im J. 1797 Virgils Eklogen, lateinisch und deutsch mit umständlichem Commentar. Dann 1798 die Auswahl Ovidischer Verwandlungen; hierauf 1799 der ganze Virgil verdeutscht, doch ohne Commentar. Im Jahr 1800 erschienen die zwei letzten Bände von Virgils ländlichen Gedichten, oder die Georgica, lateinisch und deutsch, weit ausführlicher erklärt als zuvor, ohne daß Heyne angegriffen wurde, welcher mildere Ton schon bei den Eklogen beobachtet worden war. Zu einer neuen Auflage der Luise kamen 1801 ein Band kleinerer Idyllen, und 1802 vier Bände lyrischer Gedichte; angehängt war die Zeitmessung der deutschen Sprache, in welcher Voß zuerst den tactmäßigen Vortrag der Verse durch Musikzeichen zu bestimmen suchte, die keineswegs Klang, sondern blos Dauer bezeichneten. Dieses vortreffliche Werk über Metrik kam auch einzeln heraus. In demselben Jahre 1802 erschien der deutsche Homer verbessert, dabei die Homerische Welttafel und ein Grundriß des Homerischen Palastes. Im Herbst 1802 ging Voß seiner wankenden Gesundheit wegen mit einem Gnadengehalte nach Jena. Hier entstand nach mehrern Auffoderungen von Schütz und Griesbach (bei welchem Voß wohnte) jene vielbesprochene Recension der Heynischen Ilias, die in der allgemeinen Literaturzeitung von 1803 durch 16 Nummern des Maiheftes sich ausbreitet. Wolf hatte seine Theilnahme daran für die Kritik des Textes versprochen, und so übernahm Voß, nachdem er zuerst nur einige Bemerkungen niedergeschrieben, die Anordnung der ganzen Recension, in welcher die Einleitung und Alles, was Worterklärung und Sachkenntnisse, namentlich Erdkunde und Mythologie, betrifft, mit sehr wenigen Ausnahmen von Voß ist. Es ist nicht zu läugnen, daß bei der lehrreichen Gründlichkeit des Inhalts der Ton oft bis zur Bitterkeit strenge war, aber man darf auch nicht vergessen, daß Heyne, nachdem Voß in seinem Virgil allem gelehrten Streite gegen ihn entsagt hatte, in unziemlichen Recensionen und Vorreden, so wie durch verschiedne Äußerungen in den für England und Deutschland erschienenen Ausgaben des Virgils, und in seinen Observationen zur Ilias Voß's Empfindlichkeit von neuem gereizt hatte. Für die neue Jenaische allgemeine Literaturzeitung schrieb Voß einige gelehrte Programme. Recensionen lieferte er von Klopstocks grammatischen Gesprächen und Adelungs Wörterbuche, vom bayerschen Schulplan, von Schneiders und Hermanns Orpheus, von Bürgers Sonetten. Alle diese Recensionen, um im Allgemeinen etwas darüber zu sagen, sind in literarischer Hinsicht merkwürdig. In allen bemerkt man den Reichthum der Kenntnisse und des Gehalts, sie zeugen zugleich vom Feuereifer des redlichen Verfassers, die Wahrheit und Gründlichkeit in allem Wissen zu befördern; doch ist die Form oft zu streng. Im Jahr 1804 erhielt Voß einen ehrenvollen Ruf nach Würzburg zur

Stiftung eines philologischen Seminars, welchen er jedoch jenes Schulplans wegen, worüber er kräftig gesprochen hatte, zurückwies. In demselben Jahre erschien die nach Urschriften verbesserte und vermehrte Ausgabe von Hölty's Gedichten mit erweiterter Vorrede, welche sich umständlich über jene Göttingischen Jugendverhältnisse verbreitet. Im Sommer 1805 ging Voß nach Heidelberg, wohin ihn der vorige Großherzog von Baden zur Mitwirkung für die erneuete Universität, ohne bestimmtes Amt, berufen hatte. Hier erschien 1806 der verdeutschte Horaz, auch Hesiod und Orpheus der Argonaut, 1807 eine verbesserte Ausgabe der Luise und des deutschen Homers, 1808 die Übersetzung des Theokrit, Bion und Moschus, 1809 die Kritik über Ramler und Götz, 1810 Tibull und Lygdamus deutsch mit Erklärungen, und 1811 der lateinische Text nach Handschriften berichtigt. Nur in den Vorreden zu beiden Werken war er mit Gründen tadelnd gegen seinen Vorgänger Heyne aufgetreten. Im J. 1812 erschien die letzte und vollendete Ausgabe der Luise, und 1814 eine vierte stark verbesserte Ausgabe des deutschen Homers. Dies sind die Werke, die wir Voß's rastlosem Fleiße und seinem zu immer höherer Vollendung strebenden Genius verdanken; wir haben dabei einige Aufsätze und eine kleine Flugschrift gegen Körte in Halberstadt, den Großneffen Gleims, übergangen. Noch verwahrt Voß Manches in seinem Pulte, z. B. über altgriechische Geographie, Übersetzungen des Aristophanes, Aratus und Properz, die zum Theil der Herausgabe nahe sind. Zuletzt noch müssen wir des colossalen Unternehmens gedenken, mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham Voß, den ganzen Shakspeare zu übersetzen. Es ist dieses um so mehr zu bewundern, da er hier treffliche Vorgänger zu übertreffen hat; doch die Übersetzung bleibt eine Aufgabe ins Unendliche, und Voß selbst hat ja bei jeder neuen Erscheinung des deutschen Homers sich selbst übertroffen. Er selbst, noch in rüstiger Jugendkraft, hat sich den größten und schwierigsten Antheil bei dieser Übersetzung vorbehalten. Das Ganze wird in 8 bis 9 Bänden ununterbrochen erscheinen, von denen die drei ersten bereits (1819) in den Händen des Publicums sind und den Beifall aller wahren Kenner immer mehr erhalten werden. Einen eigenthümlichen Werth erhält diese Arbeit durch die beigefügten Anmerkungen. Wenn wir Voß's reiches Leben bis jetzt nach diesen Hauptpunkten übersehen, ist es unverkennbar, daß er auf seiner Laufbahn als Dichter und Philolog, als Lehrer und Freund, für Wahrheit und Recht, für allgemeine Menschenveredlung gearbeitet, ja gekämpft hat; wir finden in ihm einen wahrhaft gediegenen, deutschen Charakter, auch erscheint er in mündlicher Rede liebenswürdig, wir möchten sagen, patriarchalisch freundlich; doch können wir auf der andern Seite nicht läugnen, daß der schneidende Ton seiner kraftvollen Prosa oft an Luther, bisweilen auch an Lessing erinnert, ohne durch diese Bemerkung der innern Wahrhaftigkeit seines Charakters zu nahe treten zu wollen. Er hat die Herrlichsten im deutschen Volke zu Freunden gehabt, zuerst jene poetischen Jugendgenossen in Göttingen, deren Verbindung für unsere Literatur so wichtig geworden ist; dann hat er mit Klopstock, Gleim, Claudius, Schlosser, späterhin mit Herder, Wieland und andern edeln Männern im freundschaftlichsten Bunde gelebt. Göthe und Schiller haben ihn laut gepriesen, und wenn der „wackre Eutinische Leue" von A. W. Schlegel scherzhaft parodirt ward, so hat ihm derselbe geistreiche Kriti-

ter auch in manchen Recensionen vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Desto mehr ist es zu beklagen, daß der für die höchste Freundschaft empfängliche Voß, welcher auch im häuslichen Glücke, als Vater und Gatte, den schönsten Lohn seiner idyllischen Darstellungen gefunden hat, in manche bittere Streitigkeit verwickelt worden ist, oder sich selbst verwickelt hat. Das Hauptsächlichste über Voß's Verhältnisse zu Heyne ist bereits berührt und auf die Vorrede zu Hölty's Gedichten in der Ausg. von 1804 verwiesen worden, mit welcher man aber auch Heerens Äußerungen in Heyne's Leben vergleichen muß. — Die Recension des Orpheus zog ihm eine geharnischte Antwort von Hermann zu; doch beide haben sich wieder einander freundlich genähert. — Vielleicht auch nimmt die Fehde mit Wolf, die eigentlich von Heinrich Voß, dem Sohne, über einen Punkt der Metrik ausging, und sich jetzt zum Homer hinzuneigen scheint, einen erwünschten Ausgang. — Weniger öffentlich ist Voß's Mißverständniß mit Kreuzer geworden, welcher die griechischen Mythen philosophirend und symbolisirend aus dem Oriente ableitet, da hingegen Voß schon in der Ankündigung der Odyssee (im deutsch. Mus. 1779) die mystischen Deutungen der Mythologie verwarf und Homers Fabeln rein mit den allmähligen Veränderungen zu erläutern versprach. — Der Übergang des Grafen F. L. Stolberg zur römisch-catholischen Kirche schlug seinem Herzen wohl die tiefste Wunde; dieser Schritt seines alten Freundes bewegte ihn so sehr, daß er in der neuen Ausgabe des deutschen Homers die Zueignung an ihn wegließ. Erst jüngst hat sich Voß in einem gediegenen Aufsatz (im 3ten Stück von Paulus Sophronizon) darüber ausgesprochen: ein Wort zu seiner Zeit. Als Philolog hat Voß eine vertraute Bekanntschaft mit den Alten und einen weiten Umfang gelehrter Sprach- und Sachkenntnisse bewährt, als deutscher Sprachforscher und Metriker hat er unsterbliche Verdienste um unsere Sprache. Es müssen nun noch einige Worte über Voß den Dichter und Übersetzer classischer Dichterwerke hinzugesetzt werden. In der letzten Hinsicht behauptet Voß unstreitig den ersten Rang, und es ist erfreulich, zu bemerken, mit welchem beharrlichen Ernste, mit welcher gewissenhaften Strenge, mit welcher metrischen Kunst, die den andern Nationen ganz fremd ist, er das Höchste in dieser Gattung erstrebt hat. Man hat zwar hin und wieder die Kühnheit mancher Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutschen Sprache rügen wollen; allein es ist schon sehr richtig bemerkt worden, daß, wenn man den Zweck will, man auch die Mittel wählen müsse, daß man viele angefochtene Wendungen, Stellungen und Constructionen schon bei den besten Dichtern aus der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts finde, und daß diese mit unerschütterlicher Consequenz durchgeführte Methode nicht allein bei den Lesern Eingang gefunden, sondern auch bei spätern Übersetzern wirklich zum feststehenden Typus geworden ist. Dazu kommt die technische Vollkommenheit des Versbaues, in welcher ihm, wenn man zugleich auf Reinheit der antiken Form Rücksicht nimmt, vielleicht nur Apel zur Seite stehen möchte. Im deutschen Homer hat Voß in Beziehung auf Geist und Form jene Meisterschaft bewiesen, wiewohl eine gewisse Überbietung des einfachen Grundtons und eine Liebe zu tönenden Prachtwörtern oft sichtbar sind. Noch gelungener ist die Übersetzung der Virgilischen Eklogen und des Lehrgedichtes vom Landbau, in welchem er vielleicht das Höchste erreicht hat. Am wenigsten gefällt die Übersetzung der

Horazischen Oden, besonders die der Sapphischen. Als Dichter ging Voß mit seinen Freunden von Klopstock aus, und seine ersten Hervorbringungen fallen in die sogenannte Sturm- und Drangperiode, von deren Einflüssen auch Voß nicht frei geblieben ist. Er ist zwar weniger sentimental, als naiv, allein durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur ringt er, vorzüglich in seinen Idyllen, den besten griechischen Mustern nach. Auch besitzen wir von ihm manche ergreifende Ode, manches liebliche Lied, besonders aus seiner Jugendzeit. Das berühmteste seiner Gedichte in der idyllischen Gattung ist die Luise, in welcher er mit dem glücklichsten Erfolge den Geist und Styl der Theokritischen Idylle auf deutsche Häuslichkeit übergetragen hat. Voß ist überhaupt seiner Natur nach mehr ein antiker Dichter; das zeigt schon die Bekämpfung der Romantik und die Verschmähung mancher südlichen Formen in der Recension der Bürgerschen Sonette. bb. —

Vossius, oder eigentlich Vos, ist der Name einer ursprünglich niederländischen Familie, aus welcher im 17ten Jahrhunderte zwei Gelehrte sich berühmt machten. — Gerhard Johann **Vossius**, geboren 1577, war der Sohn eines Landpredigers in der Nähe von Heidelberg. Er studirte sehr eifrig die schönen Wissenschaften, Geschichte und Antiquitäten, und galt für einen Polyhistor. Nachdem er eine Zeit lang der Schule zu Dordrecht als Rector vorgestanden, wurde er als Professor der Beredsamkeit nach Leyden, und von da (1643) als Professor der Geschichte nach Amsterdam berufen. Er war ein sehr fleißiger Gelehrter, und schrieb viel im historischen und philologischen Fache. Seine sämmtlichen Werke sind zu Amsterdam in neun Foliobänden herausgekommen. Seine beiden Bücher über die griechischen und lateinischen Geschichtschreiber enthalten viel brauchbare Bemerkungen. Er starb 1649. Von seinen fünf Söhnen, die alle Schriftsteller wurden, überlebte ihn nur einer, Isaac **Vossius**, geboren zu Leyden 1618. Er studirte, wie sein Vater, Geschichte und Kritik, und erwarb sich besonders durch letztere einen ausgebreiteten Ruhm. Er machte eine gelehrte Reise durch England, Frankreich und Italien, wurde 1648 von der Königin Christina nach Schweden berufen, verließ aber dieses Land wegen Streitigkeiten mit dem berühmten Salmasius. Auch mit Jacob Gronov gerieth er später in gelehrte Streitigkeiten. In der Folge ging er nach England, wurde Canonicus zu Windsor, und starb den 21sten Februar 1688. Seine zahlreichen Schriften sind philosophischen, historischen und philologischen Inhalts. Er wollte das chronologische System, wie es in der griechischen Übersetzung der 70 Dolmetscher enthalten ist, und das man seit langer Zeit aufgegeben hatte, wieder einführen, und vertheidigte es mit vieler Heftigkeit, die er auch bei andern gelehrten Streitigkeiten bewies, in denen er bisweilen sonderbare Meinungen äußerte.

Votivtafeln. Die Geschenke, welche vermöge eines Gelübdes dargebracht werden, heißen **Votiven**, und die gewöhnlich dabei aufgehängten Tafeln, die von der empfangenen Wohlthat und von dem dagegen gelobten Weihgeschenk Nachricht geben, **Votivtafeln**.

Votum, Gelübde, s. d. Art.; auch Stimme, daher **Votiren**, bei Berathungen seine Stimme geben; nach ihren Folgen ist diese Stimme entweder gutachtlich, d. h. sie gilt blos als Rath (votum consultativum); oder sie ist die entscheidende (votum decisivum).

Vulcan, bei den Griechen **Hephästos**. Nach Hesiod war er ein Sohn der Juno, die ihn aus sich selbst gebar, nach Homer ein Sohn des Jupiter und der Juno. Seine Gemahlin war Venus. Er war der Gott und das Symbol des Feuers, dann auch der Künste, besonders derer, die mit Hülfe des Feuers arbeiten. Juno, die sich seiner wegen seiner Häßlichkeit schämte, stürzte ihn aus dem Olymp; die Meergöttinnen Thetis und Eurynome aber nahmen ihn in ihrer Grotte auf und er verweilte bei ihnen neun Jahre. Als er seiner aufgehangnen Mutter helfen wollte, schleuderte Jupiter ihn auf die Insel Lemnos. Er war lahm und erscheint bei Homer zuweilen als Lustigmacher unter den Göttern. Als Werkmeister aller künstlichen Arbeiten im Feuer hatte er seine Werkstatt nach Homer im Olymp, nach Andern auf Lemnos, unter dem Ätna, auf Lipara oder Hiera. Die Alten nennen eine Menge von ihm verfertigter Kunstwerke. Dahin gehörte auch das künstliche Netz, mit welchem er seine Gemahlin, die Venus, als er sie in den Armen des Mars überraschte, sammt diesem umfing. — Sein Dienst war weit verbreitet. In Athen, wie in Rom, wurden ihm eigene Feste gefeiert. Abgebildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet, eine runde spitze Mütze auf dem Haupte, und in der Rechten den Hammer, in der Linken die Zange.

Vulcane nennt man, nach dem aus der Mythologie bekannten Gott des Feuers, solche Berge, die von Zeit zu Zeit Rauch, Dampf, Feuer, Asche und Steine aus den Öffnungen ihrer Gipfel werfen, aus denen auch bisweilen ein Feuerstrom fließt, der einem geschmolznen Metall ähnlich sieht. Der Schlund des Berges, aus welchem die Ausbrüche kommen, wird von der gewöhnlichen Form desselben mit einem ursprünglich griechischen Worte, das ein großes Trinkgefäß oder Pokal bedeutet, Crater genannt. Was diese Berge hervorbringen, heißen **vulcanische** Producte. Der Bimsstein und die bimssteinartige Puzzolana (s. d. Art.) werden dazu gerechnet. Vorzüglich aber gehören dahin die vulcanischen Verglasungen, welche mit der **Lava** (dem Feuerstrom, der aus den Vulcanen fließt) aus solchen Bergen kommen. Von dieser letztern Gattung, die man unter dem allgemeinen Namen Lava begreift, giebt es zweierlei Arten, die schlackige und die schaumartige Lava. Die erstere strömt aus dem Vulcane heraus, die schaumartige wird herausgeworfen, indem sie sich, wie man vermuthet, bei stärkerer Gährung der elastischen Dämpfe bildet. Bis jetzt hat nur der Ätna diese letztre Art ausgeworfen. Die Lava ist, in Rücksicht ihrer Bestandtheile und der Farbe, von verschiedner Art. Einige Arten derselben können geschliffen, und zu verschiedenen Geräthen, z. B. Tabatieren, gebraucht werden. Der gemeinen Lava bedient man sich zum Pflastern der Straßen, zu Mauern und zu anderm ähnlichen Behuf. Die Ursache, welche die Ausbrüche der Vulcane befördert, liegt nach der größten Wahrscheinlichkeit wohl in der Entzündung der schweflichten Dämpfe unter der Erde, die sich einen Ausweg nach oben mit Gewalt zu verschaffen suchen. Alle bei den Ausbrüchen der Vulcane beobachteten Erscheinungen bestätigten diese Vermuthung. Wenn diese unterirdischen Feuer keinen Ausweg finden, so entstehen Erdbeben. Erdbeben und vulcanische Ausbrüche stehen bekanntlich in genauer Verbindung mit einander. So lange z. B. der Vesuv durch mäßige Ausbrüche sich seines brennbaren Inhalts entledigt, halten sich die Bewohner von Neapel vor einem Erdbeben gesichert, so wie sie dasselbe dage-

gen bei einer langen Ruhe des Vulcans fürchten. Es verdient im Allgemeinen bemerkt zu werden, daß die Vulcane, aus welchen die heftigsten Ausbrüche geschehen, sich meistens auf Inseln, oder doch nicht weit vom Meere befinden. Seit nicht langer Zeit ist beobachtet worden, daß es ehemals mehrere Vulcane gegeben hat, die schon längst ausgebrannt sind, und die nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf die Vermuthung führen, daß in frühern Zeiten bereits eine, durch unterirdisches Feuer veranlaßte Catastrophe unserer Erde Statt gehabt habe. In Deutschland hat man in der nicht gar großen Entfernung von Göttingen bis an den Rhein gegen funfzig solcher ausgebrannten Vulcane bemerkt. In Auvergne in Frankreich finden sich Feuerberge, die vor wenigstens 2000 Jahren ausgebrannt sind, und eine, oft zusammenhängende, Linie von 60 französischen Meilen ausmachen. Auch in Italien hat man deren im Vincentinischen und in andern Gegenden gefunden. Die berühmtesten Vulcane in der Welt sind: der Vesuv bei Neapel, der Ätna auf Sicilien, der Stromboli auf der Insel gleiches Namens unweit der neapolitanischen Küste, der Hecla und Krabla auf Island; in Asien giebt es deren in Kamtschatka, in Japan, auf der moluckischen Insel Fernata und auf Java; in Afrika auf der Insel Fuego. Die zu den westafrikanischen Inseln gehörenden canarischen und azorischen Inseln, so wie die Insel Madera, werden für ursprüngliche Vulcane gehalten. Auf einer der ersten, Teneriffa, ist der bekannte Pico (s. Teneriffa). In Südamerika ist besonders der Cotopaxi (s. d.) fürchterlich. Die Ausbrüche der Vulcane geschehen nicht immer mit gleicher Heftigkeit. Unter den zahlreichen Ausbrüchen des Vesuvs und Ätna, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, sind mehrere für einen großen Theil der Umgegend äußerst verderblich gewesen. Die Angaben, wie weit entfernt Steine und Asche aus beiden Bergen fortgetrieben worden, gränzen fast an das Unglaubliche. Die Explosion des Vulcans Idjeng auf Java, zwölf deutsche Meilen von Batavia entfernt, die am 24sten Januar 1817 erfolgte, war fürchterlich, und verwüstete einen großen Theil der Umgegend. Noch einige Tage nachher war die Luft voll Asche und Schwefeldampf. Wenn der Auswurf eines Vulcans minder heftig ist, so gewährt er ein fürchterlich schönes Schauspiel. Gewöhnlich wird der Ausbruch durch ein Getöse im Innern des Berges vorher angekündigt. Die vulcanische Materie wird nicht immer durch die gewöhnliche Öffnung herausgeworfen, sondern öffnet sich bisweilen einen neuen Weg. Dem Lavastrome können, wenn er sich auch noch so schnell und heftig ergießen sollte, die Menschen für ihre Person entfliehn, aber ihre Besitzungen sind verloren, wenn er sie erreicht, und der Grund und Boden, über den er fließt, kann in einer langen Reihe von Jahren nicht wieder benutzt werden. Die Erscheinung, daß durch vulcanische Ausbrüche der Boden des Meeres emporgehoben wird, und plötzlich neue Inseln entstehen — eine Wirkung, der man den Ursprung der canarischen und azorischen Inseln zuschreibt — hat auch in neuern Zeiten (im vorigen Jahrhunderte) im griechischen Archipel und unter den liparischen Inseln Statt gehabt. Nach einer im Journal de Paris vom 5ten September 1814 enthaltenen Erzählung entstand am 10ten Mai gedachten Jahres an der Küste der russischen Provinz Tschernomorsk, nach einem fürchterlichen Getöse im Meere und mehreren aus demselben kommenden heftigen Explosionen von Rauch und Steinen, plötzlich eine vulcanische Insel, die, als man sie nach einiger Zeit näher untersu-

chen konnte, anderthalb Toisen über das Meer erhaben war, und eine überall mit einer bimssteinartigen Masse überzogene Oberfläche zeigte.

Vulgata ist der Name einer lateinischen Übersetzung des alten Testaments, welche in der römisch catholischen Kirche eben so viel Ansehen hat, als der Originaltext, und aus welcher die Beweisstellen für die Lehren der Kirche angeführt werden. In den ältern Zeiten der christlichen Kirche hatte man eine lateinische Übersetzung des alten Testaments, die nach der bekannten griechischen Übersetzung der sogenannten 70 Dolmetscher (Septuaginta) gemacht worden war. Der heilige Hieronymus fand, daß diese Übersetzung den Sinn des Originals nicht überall genau ausdrückte, und machte daher eine neue lateinische Übersetzung nach dem hebräischen Grundtexte. Diese neue Übersetzung wurde nur zum Theil von der Kirche angenommen. In der Folge wurden beide Uebersetzungen, die alte und neue, mit einander vermischt, und diese Übersetzung nannte man die Vulgata, weil sie zum allgemeinen und gewöhnlichen Gebrauche dienen sollte. Nur die Psalmen wurden in der alten Übersetzung beibehalten, weil man seit langer Zeit gewohnt war, sie nach dieser in den öffentlichen Versammlungen zu singen. Diese Vulgata nun, deren Latinität nicht immer die beste ist, wurde von den protestantischen Kirchenreformatoren aus dem Grunde verworfen, weil sie den Sinn des Originals nicht immer gehörig ausdrückte und verschiedene Unrichtigkeiten enthielt. Auf den Concilio zu Trient wurde daher in der Sitzung am 27sten Mai 1546 festgesetzt, daß den Gelehrten erlaubt seyn sollte, den Grundtext des alten Testaments zu studiren, daß aber die Vulgata, wenn sie gleich nicht durchaus mit dem Original übereinstimme, doch in der Rücksicht, daß die vorhergehenden Concilien sie für authentisch erklärt, auch künftig als die einzige authentische Übersetzung gelten sollte; alle Beweisstellen sollten nur nach dieser Übersetzung angeführt werden.

W.

W, der dreiundzwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, der sanfteste und weichste unter den Blaselauten.

Waadtland, s. Pays de Vaud.

Waage ist ein mechanisches, auf der Lehre vom Hebel beruhendes Werkzeug, das Gewicht der Körper zu bestimmen. Es giebt zwei Arten der Waage: die alte oder Schnellwaage und die neue oder gemeine Waage. Der Schnellwaage liegt ein ungleicharmiger physischer Hebel zum Grunde, an welchem die Unterlage fest bleibt. An den kürzern Arm wird die Waagschale oder die Last, und an den längern das Gegengewicht, welches immer eins und dasselbe ist, gehängt. Das Moment des letztern ist um so größer, je weiter es von dem Ruhepunkt des ganzen Hebels verschoben wird, und so kann ein kleines Gegengewicht einer großen Last das Gleichgewicht halten.

Bisweilen ist auch die Schnellwaage so eingerichtet, daß die Unterlage beweglich und das Gegengewicht am Ende des langen Arms befindlich ist. Die gemeine Waage besteht aus einem gleicharmigen Hebel, Waagebalken genannt, der genau in der Mitte so aufgehängt ist, daß er sich frei um seine Axe hin und her bewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß sich genau das Gleichgewicht halten. Beschwert man nun die eine Schale mit einem Gegenstande von beliebigem Gewicht, so wird das Gleichgewicht der Waage aufgehoben und man wird, um es wieder herzustellen, in die andere Schale ein gleichgroßes Gegengewicht legen zu müssen. Kennt man nun die Schwere des Gegengewichts, so erfährt man dadurch zugleich die Schwere des Körpers in der andern Schale. Um zu erfahren, wann sich die Waage im Gleichgewicht befindet, ist auf dem Waagebalken und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die sogenannte Zunge, im rechten Winkel angebracht. Steht nun die Zunge senkrecht inne, so ist dies ein Zeichen, daß der Waagebalken sich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Eine Waage ist desto empfindlicher, je kleiner die Höhe des Bewegungspunktes über dem Schwerpunkt ist, vorausgesetzt, daß der Waagebalken sich frei und ohne Reibung um seinen Umdrehungspunkt bewegen kann. Die hydrostatische Waage ist eine gemeine Waage, nur von größerer Feinheit und Empfindlichkeit, und dient, Körper, zur Bestimmung ihres specifischen Gewichts, in flüssigen Materien zu wägen. S. Aräometer.

Waal, der linke Arm des Rheins. Er trennt sich bei Schenkenschanz von dem Hauptstrome, und vereinigt sich sodann zweimal mit der Maas, mit der vereint er dann unter dem Namen Merwe dem deutschen Meere zuströmt. (S. Rhein.)

Waarenversicherung ist ein Vertrag, durch welchen ein Privatmann (der Assecurant, Assureur) sich gegen einen andern (den Assecuraten) verpflichtet, ihn wegen der Verluste und des Schadens, die gewisse von Letzterm zur See verschickte Waaren während der Reise durch Sturm, Schiffbruch, Stranden, Seewurf, Feuer, Plünderung, Caperei, Beschlag, Veränderung der Reiseroute u. s. w. erleiden könnten, schadlos zu halten, wofür er sich ein gewisses Procent, das nach dem Grade der muthmaßlichen Gefahr höher oder geringer ist, von dem Werth der versicherten Waaren zahlen läßt. (S. Assecuranz.)

Wachs ist ein brennbares organisches Product, das zum Theil aus Pflanzen schwitzt (der reifartige Überzug der Pflaumen, Flechter.), oder aus ihnen gewonnen werden kann (aus den Beeren der Myrica cerifera), theils von den Bienen gesammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dies Bienenwachs ist gelb und mit Honig vermischt. Durch Bleichen wird es rein und weiß. Um es zu bleichen, schmelzt man das Wachs in verzinnten Kesseln mit Wasser, gießt es in ein Holzgefäß, läßt dort alle Unreinigkeiten absetzen, zapft das Wasser durch einen Hahn am Boden ab, läßt dann durch einen höhern Hahn das fast geronnene Wachs in einen Trog mit Wasser laufen, so daß es durch blecherne Durchschläge auf eine Walze fällt, die immer gedreht wird, wodurch es eine Bandform erhält. Das gebänderte Wachs wird auf einem Viereck von Holz, welches man mit einem Plan von Leinwand überspannt, 4—6 Wo-

chen gebleicht, nochmals geschmolzen, gebändert und gebleicht, und endlich als Handelswaare in Formen gegossen oder zu Kerzen verarbeitet. Fs.

Wachsfiguren und Wachsbildnereien überhaupt waren schon bei den Griechen und Römern gekannt und geliebt. Das biegsame, sich jeder Künstlerphantasie so willig schmiegende Wachs wurde im griechischen Alterthum auf die mannichfaltigste Weise benutzt; man bediente sich nicht allein des Wachses zu Abdrücken bei den Siegeln, der gefärbten Wachsstifte bei der enkaustischen Mahlerei, und des Wachsfirnisses für Marmorwände und Statuen, sondern es gab auch eine eigne Classe von Künstlern, die mit den Bildhauern und Bildgießern durch die niedlichsten Wachsbildnereien nach größern Modellen gleichsam wetteiferten, und bei den Griechen unter der allgemeinen Benennung Puppenbildner bekannt waren, die Römer nannten sie Sigillarii. Wer gedenkt hierbei nicht des wächsernen Amors aus Anakreons Gedichten? Hieraus läßt sich auch die bekannte und so oft nachgeahmte Gruppe der Amorverkäuferin erklären. Bei dem Schachspiel bestanden die Steine oft aus zierlichen Wachsbildchen. Bilder schöner Knaben, in Wachs bossirt, verzierten häufig die Schlafzimmer der Griechen. Doch verständig und sinnig wurde die Wachsbildnerei meist nur zu kleinen und niedlichen Gegenständen angewendet. Am meisten gebrauchte man sie zu künstlichen Zweigen, Früchten, Blumen und Kränzen. Die Veranlassung hierzu lag in dem Adonisfeste. Die Verehrung des Adonis stammte aus Syrien und Phönicien, er war ein Sinnbild der sterbenden und wiederbelebten Natur, und sein Fest wurde zu Ende des Winters gerade zu der Zeit gefeiert, wo die erstarrte Erde der wiederkehrenden Sonne erste milde Strahlen auffängt, und in allen ihren Lebenskeimen den leisen Pulsschlag des Wiedererwachens fühlt. An diesem Feste gebot eine alte heilige Sitte, dem Adonis, dieser frühgepflückten Blume, in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen und Fruchtkörbchen aufzuputzen. In dieser Jahreszeit war es selbst dort fast unmöglich, diese in der Natur zu finden, und Kränze, Füllhörner, Obstschalen und Fruchtschnüre von Wachs ersetzten diesen Mangel. Bei den Zaubergaukeleien des Alterthums wurden gleichfalls Wachsfiguren gebraucht, und Artemidorus erzählt in seinem Traumbuch, daß Wachskränze den Träumenden Krankheit und Tod bedeuten. Der berüchtigte Heliogabalus setzte seinen Tischgenossen tantalische Schaugerichte von Wachs vor, welche alle die Leckereien täuschend nachbildeten, die er selbst verzehrte. So wurden Wachsbilder immer nur zu Täuschungen oder nur zu niedlichen Kleinigkeiten gebraucht. Wenn man sie zu Nachbildungen anatomischer Präparate braucht, oder pomologische Cabinete daraus formt, so sind sie sehr passend angewendet; auch zu plastischen Studien und Übungen, so wie zu kleinen halberhobenen Portraits ist das Wachs sehr geeignet, und letztere lassen sich schön und zart darin ausführen, aber lebensgroße Wachsfiguren, wie man wohl auch ganze Sammlungen zeigt, deren Portraitähnlichkeiten man rühmt, treten ganz aus dem eigentlichen Gebiet schöner Kunst. Ihre sprechende Ähnlichkeit erregt wohl unser Staunen, aber wohlthuend, erhebend, erfreuend, wie ein echtes Kunstwerk, werden sie nie auf uns wirken, denn sie erscheinen uns stets wie Truggebilde. Das Scheinleben, welches sie lügen, läßt uns ihren wahren Tod, ihre Nichtigkeit, auf eine schauerliche Weise empfinden. Das echte Kunstwerk lebt ein unsterbliches Leben, weil es zu unserm Sinn und un-

serer Seele spricht, ohne unsere Sinne betrügen zu wollen. Die Wachsfigur scheint sich an das Körperliche und Sterbliche in uns zu wenden, unwillig wendet sich da unser Geist von dem seelenlosen Gaukelbild weg, welches, wenn es mit der Beweglichkeit und Sprache eines Automates vereint wäre, uns bis zum Wahnsinn bringen könnte. Die Gränzlinie ist zart, wie weit sich das Kunstwerk der Natur nähern darf, sobald sie überschritten wird, kann es nur Widerwillen und Mißbehagen erregen. In Florenz bildet man jetzt alle Theile des menschlichen Körpers in gefärbtem Wachs, zum Behuf des Studiums der Anatomie. Es sind einige dreißig Zimmer im Schlosse mit diesen Wachspräparaten angefüllt, auch Pflanzen sieht man da in Wachs mit täuschender Wahrheit nachgeahmt. Den ersten Gedanken, Wachsfiguren zu verfertigen, hatte der Arzt de Nones, der im Spital zu Genua angestellt, und eben im Begriff war, eine Verstorbene durch Balsamirung aufzubewahren; da er aber die Fäulniß nicht ganz verhindern konnte, so gerieth er auf den Einfall, den Körper so natürlich als möglich in Wachs bossiren zu lassen. Er theilte diesen Einfall dem Abt Cajetano Giulio Zumbo, einem Sicilianer, mit, der zwar nichts von der Anatomie verstand, aber sehr gut in Wachs bossirte, und dieser machte, unter des de Nones Aufsicht, zuerst den Kopf dieses Frauenzimmers in gefärbtem Wachs so täuschend nach, daß alle, die ihn sahen, ihn für den abgeschnittnen Kopf hielten. Zumbo hatte indessen diesen Kopf heimlich noch einmal für sich nachgemacht, und ging damit nach Frankreich, wo er es für seine Erfindung ausgab. Er starb kurz darauf. De Nones nahm einen andern Wachsbossirer, Namens de la Croix aus Frankreich, zu sich, der den erwähnten Leichnam nach allen seinen Theilen sehr schön in Wachs bossirte. Im Jahr 1721 ließ P. la Courege dergleichen Figuren in Hamburg sehen, und 1737 wurden welche in London zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Der Ursprung dieser Erfindung fällt in das letzte Viertel des 17ten Jahrhunderts. Im Anfange und Fortgange des 18ten arbeiteten mehrere Künstler in diesem Fache, besonders merkwürdig sind die Werke von Ercole Lelli, Giovanni Manzolini und dessen Frau, Anna Manzolini; diese arbeiteten mit der größten Sorgfalt, mit Kunst und Fleiß. Sonst wurden die Werke genannter Künstler in dem Institut zu Bologna aufbewahrt, dann kamen sie nach Paris, nur von der Anna Manzolini, die 1755 starb, befinden sich einige schöne Arbeiten in Turin und Petersburg. Zu den Beförderern dieser Kunst gehörte Antonio Galli Professer der Anatomie zu Bologna. Neuere Wachskünstler in Italien sind: L. Calza, Filippo Balugani und Ferrini. Der berühmte Fontana in Florenz erhob diese Kunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. (S. „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropologen, von D. Engelbert Winkelhausen. Frankf. am Main bei Zeßler, 1798.") Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß dergleichen Wachspräparate verschrieben, und es wegen der vielen Bestellungen nöthig wurde, eine ganze Gesellschaft Anatomiker, Modellschneider, Wachsbossirer und Mahler bei dieser Arbeit anzustellen. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide

und innern Theile der Gegenstand dieser Präparate. Der Prosector M. Vogt in Wittenberg suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und der Nerven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei seinen Vorlesungen. In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete sich vorzüglich Laumonier zu Rouen darin aus. Das Bossirwachs wird aus vier Theilen Wachs, drei Theilen weißem Terpentin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammengeschmolzen und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt, die feinere Ausbildung aber geschieht mit Griffeln von Holz oder Elfenbein, und mit dem Ebauchoir; dies ist ein Stück Holz von 4 bis 5 Zoll Länge, woran das eine Ende einer kleinen Messerklinge, das andere aber einem Kratzeisen ähnlich ist. Dies ist besonders bei den Wachsarbeiten nöthig, die in Formen gegossen werden, um sie zu verputzen. Wenn solche Figuren weiß bleiben sollen, so mischt man unter das Wachs ein wenig Bleiweiß. Die Formen zu Wachsfiguren müssen von Gyps seyn und aus vielen Stücken bestehen, sie werden inwendig mit Öl bestrichen und mit einem ledernen Riemen fest zusammengebunden. Das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Öffnung in die Form gegossen und diese wird später in kaltes Wasser geworfen, damit das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, ist von gelbem Wachs, Schusterpech und Talg zusammengesetzt. Die Künstler bereiten sich dies gewöhnlich selbst; sie nehmen z. B. 16 Theile Wachs, 2 Theile Burgunder Pech und einen Theil Schmalz; oder auf 10 Th. Wachs den 11ten Th. Therebinth, eben so viel Schusterpech und eben so viel Schmalz; dies wird bei langsamem Feuer geschmolzen, wohlgerührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sey. Sehr passend ist das Wachs zu Abdrücken von in Stein geschnittenen Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu: zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäß langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßenen Candiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Caminruß und 2 bis 3 Tropfen Terebinth. Man rührt dies mit einer hölzernen Spatel um, und macht, wenn es ein wenig erkühlt ist, kleine Scheiben oder Kästchen daraus. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dies Wachs ein wenig und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein dann darauf. Dieser Compositionen bedienen sich die berühmtesten Steinschneider. Wl.

Wachsmahlerei, s. Enkaustik.

Wache, Wacht, ein militärischer Ausdruck, mit welchem man einen einzelnen oder mehrere Soldaten bezeichnet, die ausgestellt werden, um die Sicherheit eines Postens, eines Corps oder einer Armee zu beobachten. Ihre Benennung ist nach der Absicht, die sie erfüllen sollen, verschieden, daher giebt es Schildwachen, Hauptwachen, Feldwachen 2c. Auf den deutschen Schiffen heißt Wacht eine Zeit von vier Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache hält und arbeitet, während die andern ruhen. Tag und Nacht sind in sechs solche Wachten abgetheilt, die nach Verschiedenheit der Tageszeit auch verschiedne Namen haben.

Wachteln sind kleine 3pfündige Handgranaten, welche aus 60- und 100pfündigen, auch Steinpöllern geworfen werden und ihre Benennung von dem Zischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. In einen 60pfündigen Pöller werden deren 40, und

in einen 100pfündigen 60 Stück geladen. Die Richtung ist 45 Grad. Sie dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgestellten Feuerposten zu verjagen. Der französische Artillerieoffizier Vergueil ist ihr Erfinder. Im J. 1758 kam ihr Gebrauch nach Österreich. Berühmt sind sie dadurch geworden, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

Wächter (G. Ph. Leonhard) oder nach seinem bekanntern Schriftstellernamen Veit Weber, geb. in Hamburg im J. 1762. Sein Vater, ein geschätzter Religionslehrer, war Prediger an der großen Michaeliskirche daselbst. Den ersten Unterricht verdankte er diesem trefflichen Vater und dem Johanneum. Hier zeigte er sich als einen feurigen Knaben, welcher sich schwer in die Fesseln des Schulzwanges fügte; aber durch seine biedere Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe aller Mitschüler. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er Theologie studiren; er besuchte also die Universität Göttingen, wo er sich außer dem theologischen Studium besonders mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Er kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück, lebte daselbst als Candidat, ohne daß es ihm gelang, ein geistliches Amt zu erhalten, welches sich vielleicht aus der zu offnen Geradheit seines Charakters erklären läßt. In diese Zeit fallen die ersten Bände seiner Sagen der Vorzeit. Der erste Theil derselben erschien 1787, die sechs übrigen von 1789 bis 1798. Wächter betrat darin nicht ohne Erfolg die Bahn, die Göthe mit seinem Götz eröffnet hatte, und man kann sagen, daß die Ritterromane, welche von jetzt an Deutschland überschwemmten, größtentheils von seinen Sagen der Vorzeit ausgegangen sind. Er hatte sich mit dem Geiste der Vorzeit bekannt gemacht, es blickte durch diese Dichtungen ein echtes deutsches Gemüth hindurch, und man kann ihm das für diese Zeit bedeutende Lob einer gewissen Originalität, selbst nach Göthe's Vorgange, nicht versagen. Dazu kam der Reiz einiger im alterthümlichen Tone gehaltenen Lieder, so daß jene Sagen wieder Stoff zu Romanzen und selbst zu Schauspielen gaben, z. B. der berühmte Müller des Schwarzthals. Indessen sind die drei ersten Theile den spätern weit vorzuziehen, in welchen sich, wie z. B. im Vehmgerichte, nicht selten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Überhaupt verletzt Wächter bei seinem Streben nach innerer Wahrheit oft ohne Noth den Wohllaut und gefällt sich im Grellen und Harten. Am wenigsten gelingen ihm die scherzhaften Erzählungen, z. B. die, in welcher er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, Heinrich Frauenlob hat copiren wollen. Im J. 1792 nahm er Dienste unter den hannöverischen Truppen und machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit, bei welchen er sich durch Muth und Geistesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet ward. Im J. 1793 erschienen seine Holzschnitte, die Betfahrt des Bruders Gramsalbus enthaltend, und 1794 die Historien, deren erster Theil die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Von beiden Werken ist keine Fortsetzung erschienen. Jene Holzschnitte sind in ihrer Gattung vorzüglicher, als das letztgenannte Werk; aber auch dort findet man eine Menge von Härten und Unebenheiten, für welche uns der Fleiß nicht entschädigt, mit welchem er die Formen und Gebräuche der damaligen Zeit studirt und selbst in Noten erläutert hat. Namentlich spielen die Mönche mit ihren Freveln und Schurkereien eine ekelhafte

Rolle, und man findet bei den gehäuften Gräueln einen durchgängigen Mangel an künstlerischer Tendenz. Bei seiner Zurückkunft aus dem Felde war er Mitarbeiter an dem Erziehungsinstitute des Professors Voigt, welches er nach dem Rufe, den Voigt 1814 nach Riga erhielt, bis jetzt allein mit großem Ruhme fortsetzt. Im Befreiungskriege 1813 befand er sich unter den Vertheidigern Hamburgs und gab auch da viele Proben seiner Aufopferung und seines Muthes. Noch ist von ihm das Schauspiel Wilhelm Tell zu erwähnen, welches vor dem Schillerischen Tell im Jahre 1804 erschien. Die Charaktere in diesem Schauspiele sind ziemlich gut gehalten, auch findet man schweizerische Natur und Örtlichkeit darin, und man sieht, daß er allerdings diesen schönen Stoff mit Liebe behandelt, wenn auch nicht durchdrungen hat. Außer den genannten Werken hat Wächter keine größern Schriften geschrieben; wohl aber sind viele kleine Aufsätze und Gedichte von ihm in mehrern Zeitschriften zerstreut. bb.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf alles Acht hat, was vorgeht, und Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andere Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien giebt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, so wie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beobachten müssen, was vorgeht.

Wacke heißt ein starkes und hohes Zugnetz, womit Teiche und kleine Seen ausgefischt werden. Desgleichen eine gewisse Art Feldsteine, welche aus Quarz, Sand und Glimmer bestehen.

Wackenroder (Wilh. Heinrich), geboren zu Berlin im Jahre 1772, Sohn des Geheimenraths und Bürgermeisters Wackenroder daselbst. Dieser mit Hardenberg-Novalis verwandte Genius mußte eben so früh, als Jener, von der Erde scheiden, und hinterließ uns nur wenige, aber viel versprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes, welche jedoch nicht ohne Einfluß auf andere Geister geblieben sind. Als Knabe schon zeigte Wackenroder die herrlichsten Talente, die durch eine sorgfältige Erziehung entwickelt wurden. Früh gewann er einen gleichgesinnten Freund in Ludwig Tieck (s. d. Art.), mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und das Universitätsleben in Halle verlebte. Er hatte sich eigentlich der Jurisprudenz gewidmet, und nach vollendeten akademischen Studien ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt. Im Jahre 1797 erschienen von ihm die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, an welchen auch Tieck einigen Antheil hat. Von letzterm sind die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, Brief eines jungen deutschen Mahlers und die Bildnisse der Mahler. Diese literarische Erscheinung ward in Deutschland, besonders aber in Rom von den daselbst lebenden deutschen Künstlern, mit großem Beifalle aufgenommen, und brachte die bereits Wurzel fassende Vorliebe für die ältern Meister und ihre Werke der Entwickelung um vieles näher. Der in dieser Schrift

herrschende Geist strebte in seinen künstlerischen Ansichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang mit lebendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle. Dabei empfahl der Verfasser mit eindringlicher Wärme das Studium der meist vernachlässigten Künstlergeschichte und vorzüglich die Lesung des Vasari. Nach der Erscheinung jenes Buchs hatten sich beide Freunde vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben. So entstanden Franz Sternbalds Wanderungen, herausgegeben von L. Tieck 1798. In einem gewissen Sinne, besonders in Beziehung auf den Plan und den ersten Theil dieses Werks, gehört unserm Wackenroder nach Tiecks Zeugnisse ein Theil des Ganzen, ob ihn gleich seine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Die Krankheit endete 1798 mit einem herben Tode. Unbestimmte Sehnsucht und die Gluth seiner in der Kunst schwelgenden Phantasie hatte ihn vor der Zeit verzehrt. So ging ein sanft leuchtender Stern unter, ohne noch culminirt zu haben. Doch müssen wir mit Liebe und Rührung seiner gedenken, wenn wir auch mit Göthe und seinen Kunstfreunden (s. Göthe's Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden, 2. Heft) darüber einig sind, daß jene Lehre, wie sie sich in den genannten Werken aussprach, auf die wahre Kunst nachtheilig wirken muß, daß dabei die bewährtesten Kunstregeln vernachlässigt werden, und sich so der Eifer, durch gründliche Studien zur Meisterschaft zu gelangen, immer mehr verkühlt. Den Nachlaß von W. gab Tieck 1799 in den Phantasien über die Kunst heraus, in welchen der erste und fünfte Aufsatz, nämlich die Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben, und die Peterskirche, von Wackenroder herrühren. Die sämmtlichen Aufsätze von Wackenroder sind vor kurzem in einer neuen Ausgabe der Herzensergießungen erschienen. Tieck hat im zweiten Hefte seines poetischen Journals Wackenroders Andenken in rührenden Sonetten gefeiert. bb.

Waffen. Seitdem zuerst ein Mensch den andern vielleicht mit einem abgebrochenen Aste anfiel, und dieser sich mit einem ähnlichen Instrumente vertheidigte, hat man fortwährend darauf gedacht, diese Instrumente ihrem Zwecke entsprechender zu machen, und die Waffen hatten schon eine ziemliche Ausbildung erlangt, als die Erfindung des Schießpulvers nothwendig ein ganz anderes Bewaffnungssystem herbeiführte, das in steter Entwicklung fortschreitend jetzt zu einer gewissen Vollkommenheit gediehen ist. Es würde zu weit führen, die Waffen aller Zeiten hier durchzugehen, wir müssen uns daher beschränken, die bei der jetzigen Kriegsführung gebräuchlichen abzuhandeln. Man theilt sie ein in Schutz- und Trutzwaffen, wovon die ersten blos den Angriff des Feindes passiv abzuhalten, wie der Küraß, der Helm, die Achselschuppen, die letztern zum Angriff bestimmt sind, obwohl einige derselben auch zur activen Vertheidigung geeignet sind, wie der Degen, Säbel, die Lanze u. s. w. Unserm Zwecke entsprechender ist die Eintheilung in Feuerwaffen und das blanke Gewehr, deren Name schon ihre Benutzung angiebt, und die wir hier näher betrachten. — Die Feuerwaffen zerfallen 1. in das Geschütz, dieses umfaßt Kanonen, Mörser und Haubitzen, worüber, wie über die Congreveschen Raketen, die einzelnen Art. nachzusehen sind. 2. In das kleine Gewehr. Wegen der Allgemeinheit des Gebrauchs nennen wir hier zuerst A) die gewöhnliche Infanterieflinte. Ihre Construction ist zwar in den verschiedenen Armeen verschieden, es läßt

sich aber im Allgemeinen der Lauf 3¼ Fuß lang, die Kugel gegen 2 Loth, die Ladung halbkugelschwer annehmen, wo von 300 Schritt her gewisse — natürlich immer zunehmende — Wirkung zu erwarten ist. B) die gezogene Kugelbüchse, als eigenthümliche Waffe der Jäger. Sie gewährt zwar mehr Sicherheit des Treffens, wirkt auch auf größere Distanzen, gestattet aber nur ein langsames Feuer. Hierbei sind noch die Standbüchsen, Doppelhaken und Wallmusketen zu nennen, die von stärkerm Caliber als die gewöhnlichen Büchsen und deshalb viel schwerer sind, sonst wohl auch im Felde gebraucht, dann ziemlich vergessen wurden, jetzt aber hier und dort für den Festungskrieg wieder hervorgesucht worden sind, wo sie allerdings auf beträchtliche Weiten einen sichern Schuß geben und den Belagerer gar sehr incommodiren. C) Der Carabiner, das größere Schießgewehr des Cavalleristen. Da man indeß eingesehen hat, daß das Hervorbringen einer großen Feuermasse dem eigentlichen Zwecke der Reiterei unangemessen, der Schuß vom Pferde ziemlich unsicher, und der Carabiner deshalb eine unnütze Last ist, so hat man sie im Allgemeinen abgeschafft, und in mehrern Armeen nur einigen Mann der Escadron gelassen, die besonders im Zielschießen geübt, beim Plänkern ꝛc. gleichsam als Schützen zu Pferde nützliche Dienste leisten. D) Die Pistole, ebenfalls dem Cavalleristen eigenthümlich (die Mineurs sind indeß gewöhnlich auch damit versehen), der sich ihrer beim zerstreuten Gefecht bedient. Bei der großen Unsicherheit des Treffens ist wohl ihr hauptsächlichster Nutzen der, daß die Vedetten damit bei des Feindes Annäherung Signale geben können. Die blanken Waffen lassen sich eintheilen 1. in Stoßwaffen, die blos durch die Spitze wirken. Diese sind a) das Bajonnet, das auf der gewöhnlichen Infanterieflinte angebracht, den Mann zum Ferngefecht und Handgemenge zugleich fähig macht (die Pike, die man mehrfach vorgeschlagen hat, leistet das erstere gar nicht und wird deshalb schwerlich wieder eingeführt werden); wegen der Cavallerie ist es nöthig, daß Flinte und Bajonnet zusammen so lang sind, daß der damit sich deckende Soldat von dem Reiter mit dem Säbel nicht abgereicht werden kann. Um dem Jäger ein ähnliches Deckungsmittel zu verschaffen, hat man an seinem Hirschfänger eine Vorrichtung angebracht, daß er als Bajonnet auf die Büchse gesetzt werden kann. b) Die Lanze, der leichten Cavallerie eigen; ihr geschickter Gebrauch setzt ungemeine Übung voraus, während der ungeschickte Lanzenreiter eine sichere Beute seines Feindes ist. Man könnte an ihr tadeln, daß sie eine gewisse Halbheit herbeiführe, indem nicht zu erwarten ist, daß der Mann auf Lanze und Säbel gleich geübt seyn und auf beides gleiches Vertrauen setzen werde. Am wirksamsten und wirklich furchtbar wird sie bei Verfolgung des in Unordnung gerathenen Feindes, wo sie der Cavallerist bei weitem mehr als den Säbel fürchtet, der Infanterist aber nicht einmal durch Niederwerfen auf die Erde sich ihren gefährlichen Wirkungen entziehen kann. 2. Hiebwaffen, die blos mit der Schneide wirken. Dies ist der etwas gekrümmte Säbel, der mit vollem Arme geführt hackend wirkt und der leichten Cavallerie eigen ist (die sehr gekrümmten Säbel der türkischen Reiterei werden mehr schneidend angewendet). 3. In vermischte, die mit der Spitze und Schneide zugleich wirken, dies ist der Degen mit gerader spitzer Klinge, zum Hieb wie zum Stoß brauchbar, zum letztern jedoch noch mehr geeignet; die französische schwere Cavallerie führte dergleichen und brauchte sie meist nur zum Stich, worauf ihre ganze Fechtart

berechnet war, da man, und nicht ganz mit Unrecht, annahm, daß der Stoß bei weniger Kraftaufwand gefährlicher verletze und schwerer parirt werde, als der Hieb. Zu welcher dieser Gattungen das Seitengewehr der Infanterie gerechnet werden könne, sehen wir nicht deutlich ab, da es weder zum Hieb noch zum Stich benutzt wird, sondern lediglich als Zierrath dient. Um es nutzbar zu machen, könnte man ihm die Form der sogenannten Faschinenmesser mit breitem Rücken geben, wo es, wenn auch nicht als Waffe, doch als Instrument gebraucht werden möchte. Daß in den Festungen, in deren Arsenälen sich Morgensterne, Sturmsensen ꝛc. vorfinden, diese an die Vertheidiger eines Werks, auf das der Feind einen Sturm beabsichtigt, vertheilt werden, um ihm das Ersteigen der Brustwehr zu erschweren, erwähnen wir blos im Vorbeigehen, und bemerken schließlich noch, daß beim Geschütz auf die verschiedenen Arten der Schiffskanonen keine Rücksicht genommen worden ist.

Wagen. Ein Gerüst auf zwei bis vier Rädern, zum Fortschaffen von Lasten bestimmt, kann ein Wagen genannt werden. Der Gebrauch der Wagen ist sehr alt. Ohne Zweifel sind sie aus der Schleife entstanden, die man auf Walzen legte, und dadurch das Fortbewegen erleichtert fand. Man schnitt aus den Walzen Scheiben, die man zum Umdrehen einrichtete und an das Fuhrwerk befestigte: so erfand man die Räder. Nach Moses war Ägypten das Land, wo man zuerst die Wagen gebrauchte. Die Chinesen schreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu, der zwei Stücken Holz zusammenlegte, eins der Länge nach und eins die Quere. Die Griechen hielten Erichthonius den vierten, König von Athen, für den Erfinder desselben, und erzählten, er habe sich, weil er lahm war, desselben bedient. Die zweirädrigen Wagen mögen wohl die ersten gewesen seyn; doch gedenkt schon Homer auch der vierrädrigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuschrieb. Ein Gegenstand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden. Man zog die Sänfte und das Reiten als bequemer und anständiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moses erwähnt schon der Rüstwagen des Pharao. Bei den Griechen soll Theseus die Streitwagen eingeführt haben. Sie waren unter gewissen Umständen sehr verderbliche Waffen. Die Pferde waren mit Eisenschuppen bedeckt, vorn an der Deichsel befanden sich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit solchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Die Griechen bedienten sich zweirädriger Wagen (die Räder waren niedrig und die Wagen hinten offen) bei Wettrennen und im Kriege, auf denen die Helden standen und von denen aus sie ihre Wurfspieße warfen. Die Römer bedienten sich schon frühzeitig der Wagen; schon auf den zwölf Tafeln wird die Arcera erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu sie die Wagen bestimmten, gaben sie denselben auch verschiedene Benennungen, als Carpentum, ein zweirädriges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, deren sich besonders die römischen Damen bedienten. Im zweiten punischen Kriege wurde der Gebrauch derselben als Luxus verboten, bald aber wieder freigegeben; Carruca, eine Art Staatswagen mit vier Rädern, dessen sich die Vornehmen zu bedienen pflegten, gewöhnlich von Mauleseln gezogen; Plinius gedenkt seiner zuerst; Cisium, Essedum u. s. w. waren Benennungen von andern Arten von Wagen. Die merkwürdigsten Wagen waren die Triumphwagen der Römer. Sie waren verschieden bespannt; Camillus bespannte sie

mit vier weißen Pferden, Marcus Antonius mit Löwen, Pompejus mit Elephanten, Heliogabalus mit Tigern, Aurelian mit Hirschen u. s. w. In ältern Zeiten mußten besiegte Fürsten den Wagen des Triumphators ziehen. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menschen bewegt, oder auch durch Maschinerien. Letzteres ist schon eine sehr alte Erfindung; denn man erzählt, daß bei den Panathenäen eine Galeere, die durch inwendig angebrachte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren sey, wie wenn sie auf dem Meere hinsegelte. Von dem englischen Franziscanermönche Roger Baco bis zu dem Herrn von Drais herab, wurden solcher sich selbst bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine dieser Erfindungen schien von bedeutendem Erfolge. Bald ist die Maschinerie zu complicirt, bald fodert sie zu viel Kraftaufwand, bald sind andere unvermeidliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger sollte man die Erfindung, Wagen mittelst der Segel in Bewegung zu setzen, halten, allein es blieb noch immer bei Versuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen solchen Windwagen, der wie ein anderer Wagen mit Rädern u. s. w. versehen war, und in dem 28 Personen sitzen konnten. Er ging auf dem flachen Lande so schnell, daß er in zwei Stunden vierzehn holländische Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reis'te auf einem Wagen mit starken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Bassora; er legte bei starkem Winde in einer Stunde vier deutsche Meilen zurück. — Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verspricht die Erfindung des Herrn von Baader in München hervorzubringen, wie er dieselbe angekündigt hat. Über die Erfindung und die Geschichte der Fuhrwerke, Wagen und die Bespannung derselben bei den Alten vergleiche man das mit vielen Kupfern versehene Prachtwerk des Hrn. Günzerot, k. bayr. Wageninspectors, das derselbe im Jahre 1817 herauszugeben angefangen hat.

Wagen (electrischer), heißt ein kleiner dreirädriger Wagen mit einem Haspel, auf welchen die leitende Schnur des electrischen Drachen gewunden ist. Man bedient sich desselben, um die Schnur nicht mit der Hand halten zu dürfen, und vor der herabgeleiteten Electricität gesichert zu seyn.

Wagenburg, eine Verschanzung von Wagen, war in ältern Zeiten im Kriege ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch in einander geschobene Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei gesichert waren. In den ehemaligen Kriegen der Schweizer und der Hussiten, auch bei andern Heeren bediente man sich dieses Mittels öfters. Der stärkere Gebrauch der Artillerie in den neuern Zeiten hat auch diese Art der Vertheidigung unstatthaft gemacht. — Wagenburg wird auch die ganze Masse der Proviant- und Bagagewagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören.

Wagerecht, horizontal, s. Horizont.

Wagram (Schlacht bei), am 5ten und 6ten Juli 1809 von Napoleon gegen das österr. Heer unter Erzherzog Carl gewonnen. Napoleon hatte am 4ten Juli den größten Theil seiner Truppen auf der Lobauinsel concentrirt, um zehn Uhr Abends begann ein heftiges Feuer aus allen Batterien gegen Enzersdorf und die von den Österreichern gegen den wahrscheinlichen Übergangspunkt errichteten Verschanzungen; unter dem Schutz dieses Feuers gingen zuerst 1500 Voltigeurs, welche sich sogleich des Dorfes Muhllaiten be-

mächtigten, dann 2500 Mann, von zwei Uhr an aber die ganze Armee auf schnell geschlagenen Brücken auf das linke Ufer über. Am Morgen des 5ten entfaltete sich das französische Heer so, daß Bernadotte bei Aspern den linken Flügel bildete, ihm zur rechten die italienische Arme bei Eßlingen, dann Massena (der die dort angelegten Verschanzungen umging und Enzersdorf nahm), nachher Oudinot eine Linie formirten, deren äußersten rechten Flügel Davoust machte. Diese Linie, welche eine zahlreiche Artillerie zerstreut vor sich hatte, drängte die Österreicher den Tag über langsam zurück und befand sich Nachmittags vier Uhr in der Richtung von Glinzendorf über Raschdorf hinaus. Erzherzog Carl bestand dieses Gefecht mit drei Armeecorps, der Cavallerie- und der Grenadierreserve und zog sich fechtend hinter den Rußbach zurück. Wir können den Gang des Gefechts, so wie den von den Sachsen versuchten Angriff auf Wagram, nicht im Detail darlegen, er führte auch keine Entscheidung herbei, die von dem folgenden Tage zu erwarten stand. Am 6ten früh war die Aufstellung der französ. Armee folgende. Der äußerste linke Flügel gegen Hirschstätten verlängert, Bernadotte, Massena; das Centrum bei Raschdorf, die Garden und die italienische Armee; dann rechts Marmont und Oudinot; Davoust auf dem äußersten rechten Flügel bis über Glinzendorf hinaus; sie wird zu 150,000 Mann mit 584 Geschützen angegeben. Die Schlachtdisposition der österreichischen Armee, welche ungefähr 98,000 Mann mit 410 Geschützen zählte, war: das sechste Corps (Klenau), welches sich rechts an die Donau stützte, war nebst dem dritten (Collowrath marschirte über Leopoldau gegen Breitenlee und ließ eine Brigade mit einer Batterie bei Stammersdorf) und dem Grenadiercorps (d'Aspré) zum Angriff des linken Flügels bestimmt; das Reservecorps unter Fürst Lichtenstein rückte links diesen zwischen Süßenbrunn und Aderklaa vor; das erste Corps (Bellegarde) rückte gegen Aderklaa und hielt anfänglich die Höhe hinter Wagram besetzt, das zweite, Fürst Hohenzollern, sollte den Rußbach aufs äußerste halten und bei günstigen Erfolgen mit den übrigen in gleicher Höhe vorgehen, das vierte Corps (Fürst Rosenberg) mit der Abtheilung des Erzherzogs Johann (welcher durch wiederholte Befehle von Preßburg herbeigerufen ward) den rechten französ. Flügel angreifen, das fünfte Corps (Fürst Reuß) war bestimmt, den Spitz, die schwarze Lache und die übrigen Punkte an der obern Donau zu halten, es stand mit der Hauptmacht am Bisamberg. Die Tendenz dieser Anordnungen war, den Feind, dessen Debouchiren man nicht wie bei Aspern hatte verhindern können, durch einen lebhaften Angriff auf seinen linken Flügel (also an der gefährlichen Stelle der Communication mit der Lobau) an energischen Unternehmungen gegen den eignen linken Flügel zu hindern, den man schon vor der Schlacht als den Punkt erkannte, wo die ungünstige Entscheidung lag. Der rechte österr. Flügel begann den Angriff nach der gegebenen Disposition, Klenau stieß hinter Leopoldau auf den Feind und warf ihn ungeachtet der aus dem Centrum erhaltnen Verstärkungen mit einem Verluste von zehn Kanonen bis hinter Enzersdorf zurück, er ließ Aspern, Eßlingen und Enzersdorf besetzen, blieb mit seiner Hauptmacht zwischen Aspern und Breitenlee stehen und erwartete hier die Fortschritte des Centrums (früh 10 Uhr). Collowrath besetzte letztern Ort und verlängerte Klenau's Linie; Lichtenstein stellte sich mit den Grenadieren

und seinem Corps zwischen Süßenbrunn und Aderklaa auf, schlug einen Angriff Massena's auf dieses Dorf ab, wobei ihm vierhundert Gefangene und vier Fahnen in die Hände fielen, und rückte dann gegen Breitenlee in gleiche Höhe mit Collowrath. Bellegarde war während deß bis zwischen Wagram und Adlerklaa vorgegangen und hielt sich hier; Rosenberg griff Glinzendorf und Großhofen an, ward aber von dem überlegenen Feinde zurückgeworfen und zog sich bis Markgrafen-Neusiedel zurück, wo er das Gefecht durch eine Kanonade unterhielt. Eine feindliche Colonne begann hier die Umgehung durch den Marsch auf Loibersdorf. Napoleon hatte durch den mißlungenen Angriff auf Aderklaa doch so viel bewirkt, daß das Centrum (1stes und 2tes Corps) nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrückte, wodurch eine schädliche Ausdehnung der so im eingehenden Winkel laufenden österreichischen Schlachtordnung entstand; er wußte sie darin festzuhalten und damit weitere Offensivbewegungen zu hemmen. Jetzt schritt der Feind, der indeß die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, von Obersiebenbrunn und Glinzendorf aus zum lebhaften Angriffe desselben, und suchte besonders die Stellung bei Markgrafen-Neusiedel zu forciren *); Fürst Rosenberg behauptete sich hier nur mit großem Verlust. Während nun gleichzeitig der österreichische rechte Flügel mehrere starke Angriffe abgewiesen hatte, machte Napoleon einen Versuch, die Schlacht durch Zerstreuung des Centrums zu entscheiden. Massena griff, von Macdonald, Nansouty und den Garden zu Pferde unterstützt, mit hundert Kanonen Aderklaa an, auf halbe Schußweite begannen diese ihr Feuer, Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das dritte Corps zusammenstießen. Gelang es hier durchzubrechen, so war das österreichische Heer in zwei Theile geschieden unrettbar verloren, aber eine von Fürst Lichtenstein angeordnete geschickte Rückbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, so wie die ungemeine Tapferkeit der Truppen ließ diesen Versuch scheitern; alle wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie und Infanterie, in starken Massen kraftvoll ausgeführt, blieben ohne Erfolg. (Ungefähr zwölf Uhr Mittags.) Wenn in diesen Momenten Erzherzog Johann, wie er sollte, auf dem linken Flügel anlangte, so hätten entschieden günstige Resultate erlangt werden müssen; dies geschah aber nicht und die französischen Truppen, welche bisher längs des Rußbaches gestanden, zogen sich, Fürst Rosenberg überflügelnd, so weit rechts, daß dadurch die Front des Fürsten Hohenzollern degagirt wurde, er sendete darauf unaufgefodert jenem Unterstützung, welche zur Verlängerung des gegen die Überflügelung gebildeten Hakens benutzt ward. Beim dritten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen-Neusiedel, Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder zu nehmen, in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürst Hohenzollern folgte dieser Bewegung und stellte sich bei Enzesfeld auf, die Straße nach Mähren deckend, der rechte Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und zog sich in großer Ordnung zurück, zuerst Bellegarde über Gerasdorf bis vor Hagenbrunn, Fürst Lichtenstein bis zwischen Säuring und Stammersdorf,

*) Sie wird durch einen alten Thurm markirt, die längs des Rußbaches laufenden Höhen fallen hier ab; sie war als Schlüssel der ganzen Stellung zu betrachten, so wie denn auch ihr Besitz die Schlacht entschied.

in derselben Richtung Collowrath und Fürst Reuß; Klenau deckte diese Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdorf stehen und schlug erst am folgenden Morgen die Straße von Böhmen ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog Johann — welchen, wie angegeben wird, die Versammlung seines Corps bei Preßburg aufgehalten hatte — traf erst spät am Abend auf dem Schlachfelde im Rücken des Feindes ein, machte einige Gefangene und zog sich, da er alles schon entschieden sah, der eigenen Sicherheit halber hinter die March zurück. Der Feind verfolgte bei allen jenen rückgängigen Bewegungen fast nur mit Kanonenfeuer, welches indeß bedeutenden Verlust verursachte. Man sieht aus dieser Darstellung, bei der jede Detailbeschreibung übergangen werden mußte, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Debouchiren mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet, durch die Niederlage des linken österr. Flügels entschieden ward. Beide Armeen haben darin mit großer Tapferkeit gefochten; der Verlust der Österreicher mochte 23,000 Todte und Blessirte betragen, darunter mehrere Generale; sie hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Kanonen erobert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie rühmten sich mehrerer gewonnenen Trophäen und Gefangenen, unter denen sich aber viele Verwundete befanden.

Wahabi, Wahabiten oder Wachabiten nannten sich mehrere arabische Völkerstämme, welche sich zu dem religiösen Glauben bekennen, den Sheik Muhamed, Abd-el Wahabs Sohn, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lehrte und gleich dem Stifter der Koransreligion, durch Klugheit, Tapferkeit und Muth zu verbreiten wußte. Sheik Muhamed, zu dem großen Völkerstamme der Tamini gehörig (geboren 1729 in der Stadt Ajen, die nahe an der Wüste im Districte Al Ared liegt), hatte sich in Bassora, Bagdad und Damascus eine große Gelehrsamkeit erworben. Er lehrte zuerst in Ajen, und bald gewann er die Bewohner des Landstrichs Al Ared. Auf göttliche Eingebung sich berufend, lehrte er, übereinstimmend mit dem Koran, dessen Glaubensvorschriften er nur theilweise annahm, das Daseyn eines einzigen Gottes, des Urhebers der Welt, des Belohners des Guten, des Rächers des Bösen; aber er verwarf alle im Koran enthaltenen Traditionen, besonders die von dem Propheten Mohammed, dem Idol der Moslem, den er nur einen von Gott geliebten Menschen nannte, dessen Anbetung er als ein, mit der wahren Verehrung der Gottheit im schrecklichsten Widerspruche stehendes, Verbrechen bezeichnete; auch verbot er die Pracht und den Reichthum, welchen man in den Moscheen der Mohammedaner antrifft. — Wer sich dieser neuen Lehre widersetzt, soll mit Feuer und Schwert vernichtet werden. Um dieses zu bewirken, gewann jener Reformator Arabiens für dieselbe zuerst den Herrn von Drehyah und Lahsa, Ebn-Sehud, den er dann zum Fürsten (Emir) und Beschützer der neuen Secte ausrief, sich selbst aber zum obersten Priester derselben erklärte, und so die geistliche und weltliche Macht, die in Ebn-Sehuds und Sheik Muhameds Familie forterbte, für immer von einander trennte. Der Hauptsitz der Wahabi's ward die Residenz ihres ersten Beschützers Sehud, die Stadt Drehyeh, in der Provinz Nedjed und Jemama, 54 Meilen westlich von Bassora. Da die neuen Glaubensgenossen bis zum höchsten Fanatismus begeistert, zu allen Entbehrungen bereit (die Ent-

behrung des Caffees und Tabacks, wie den Nichtgebrauch aller seidenen Kleidungsstücke schreibt ihnen ihr Gesetz vor), unermüdet, tapfer und grausam waren, da Glauben oder Sterben ihr Losungswort blieb, so verbreitete sich ihr Reich mit unglaublicher Schnelligkeit unter den umherstreifenden arabischen Stämmen, von welchen sie nach kurzer Zeit 26 unterjocht, sich einverleibt und zugleich mit dem Haß gegen den reinen Islam der Mohammedaner und mit der Lust zur Erbeutung des Moscheenreichthums erfüllt hatten. Sehuds Sohn und Nachfolger Abd-Elaziz konnte schon ein Heer von 120,000 streitfähigen wohl berittenen Männern ins Feld stellen. Mit Kameelen und Pferden wohl versehen, mit Schwert und Spieß wohl bewaffnet, waren die Wahabis, den Beduinen (s. d. Art.) ähnlich, auch ohne eine bedeutende Artillerie, die sie sich erst erobern mußten, gefährliche Feinde. Die Natur des Landes, Lebensweise und Glauben haben ihren Charakter gebildet, der nach den bergigen Gegenden ihres Stammlandes noch wilder und kühner ist, als der der ersten Anhänger Mohammeds. Vorzüglich die Zerrüttung, welche die hohe Pforte in allen Theilen ihrer Herrschaft, also auch in den arabischen sogenannten Schutzländern, dulden mußte, begünstigten die Unternehmungen der Wahabi's, welche schon von ihrem Sitze zwischen dem persischen Meerbusen und dem rothen Meere aus, mehrere Theile der asiatischen Türkei berührt hatten, ehe man gegen ihre Verheerungen und Bekehrungen die geringsten Maaßregeln nahm. Erst 1801 erhielt der Bascha vom Bagdad Befehle, mit den dem Mohammedanism treugebliebenen Volksstämmen gegen die Wahabi's zu marschiren, welche aber den gegen sie geschickten Feldherrn durch große Geschenke zum Rückzuge bewogen, und dann die Stadt Iman-Hussein überfielen, zerstörten und nach Erbeutung vieler Schätze in ihre Wüsten zurückflohen. Bei dieser Unternehmung hatten die Wahabi's auch die Moschee des von den Persern hochverehrten Ali beraubt. Der persische Monarch Fath Ali drohte ihnen vergebens mit seiner Rache, er ward durch innere Kriege davon abgehalten. Nun lüstete den kühnen Wahabi's nach den weit größern Schätzen, welche ihnen die heilige Stadt Mecca verhieß. Dort hatte der jüngere Bruder Ghalab dem ältern Abd-Al-Mein das Scherifat geraubt; um dieses zu rächen, sandte Abd-Elaziz seinen Sohn Sehud mit 100,000 Mann gen Mecca, wo er den Ghaleb in die Flucht schlug, an der Eroberung der Stadt selbst aber verhindert wurde durch die Ankunft der großen Karavane unter Führung des Pascha von Damask. Dieser traf mit Sehud einen Vergleich, nach welchem er drei Tage in Mecca verweilen, sich aber in den Bruderstreit über das Scherifat nicht mischen durfte. Nach dem Abzuge der Karavane nahmen die Wahabi's die heilige Stadt ohne Widerstand ein, ermordeten viele Sheiks und beim Islam treuverharrende Mohammedaner, setzten den Abd-Al-Mein wieder ein als Scherif, zerstörten alle heiligen Denkmale und führten unermeßliche Schätze von dannen. Nur wenige hundert Mann ließ Sehud als Besatzung zurück, und versuchte vergeblich die Eroberung von Dschidda und Medina. Er ward hier überall in die Flucht getrieben, und zog sich daher nach Drehyeh, wo indeß im J. 1803 sein Vater von einem Perser ermordet worden war, zurück. Sehud ward nun Fürst der Wahabi's; ihr Oberpriester war Sheik-Muhammeds ältester Sohn, Hussein der Blinde. Die erlittenen Unglücksfälle wurden bald wieder verschmerzt, die Wahabi's erschienen (1806) zahlreicher als je, plünderten die zum heiligen Grabe wallfahrtend-

Karavane, erbeuteten den Mahmel (eine prächtige Lade, in welcher der Großherr jährlich die für des Propheten Grab bestimmten Geschenke sendet), eroberten Mecca, Medina, selbst Dschidda, bezeichneten alle ihre Tage durch Blutströme und durch Bekehrungen, unter denen die des Mufti von Mecca die meiste Verwunderung erregte. Die Furcht vor den Wahabiten verbreitete sich im ganzen Morgenlande, und selbst die Britten besorgten, durch sie in ihrem Handel gefährdet zu werden, indem sich einige Kriegerhorden nach dem persischen Meerbusen zu zogen, mit den dortigen Seeräubern sich vereinigten und die Verbindung zwischen Bassora, Muskate und Indien beunruhigten. Die Britten nahmen daher den Iman von Muskate, gegen den sich sein Bruder im Lande Oman empört hatte, wider die Wahabiten in Schutz und schickten ihm von Bombay (1809) eine Escadre nebst Landtruppen zur Züchtigung seiner und ihrer Feinde. Dieser Zweck ward denn auch durch mehrere See- und Küstengefechte, wie auch besonders durch die Zerstörung des Hauptsammelplatzes Ras el Elyma (Kherim), wo 3200 Einwohner getödtet, 1600 gefangen genommen wurden, erfüllt; wogegen sich die Britten vom Iman, um ihm ferner nahen Schutz angedeihen lassen zu können, die durch ihre reichen Perlenfischereien berühmten Inseln des persischen Meerbusens Bahrein und Zebora ausbedungen. Im Jahre 1810 rief die hohe Pforte den Mohamed Ali, Pascha von Cairo, und die von Damask und Akre auf, gegen den Pascha von Bagdad Jussuff Pascha und gegen die mit ihm verbundenen Wahabi's zu ziehen. Der Pascha von Akre vollführte diesen Befehl mit so vieler Thätigkeit als Tapferkeit und eroberte Bagdad, dessen seiner Schätze beraubter Pascha Jussuff nun zu dem wider ihn beorderten Pascha von Cairo, seinem Vater, floh und dort gute Aufnahme fand. So erhielten die Wahabi's in der Zwietracht und Eifersucht der Paschen des türkischen und der Khans des persischen Reichs die sicherste Bürgschaft für das Gelingen ihrer Streifzüge, die vorzüglich durch die Wallfahrten nach Mecca sehr ergiebig wurden. Bald vereinigten sie sich nach dem Blutbade, welches Mohamed Ali unter den Beys und Mameluken zu Cairo anrichtete, mit den nach Oberägypten geflohenen Überresten derselben. Nun betrieb Mohamed Ali mit unermüdeter Thätigkeit die Rüstungen zur Vernichtung der Wahabi's, er eroberte Jambo und Nahala (1811); als die Frucht dreier erfochtener Siege schickte er drei Säcke voll Wahabitenohren nach Constantinopel; jedoch wurden späterhin keine Fortschritte gemacht; Jussum Pascha, der jetzt mit seinem Vater, Mohamed Ali, für die Osmanen focht, ward sogar zum Rückzuge gezwungen. (Er starb bald darauf an der Pest.) Allein die von ihren Bundesgenossen, dem Scherif von Mecca, verrathenen und von mehreren arabischen Stämmen verlassenen Wahabi's erlitten in den Engpässen von Sofra und Dschudeiba neue Niederlagen und wurden von der Straße nach Medina ganz abgedrängt. Diese heilige Stadt war schwach besetzt und daher von den Osmanen leicht zu erobern; bald darauf fiel auch Mecca wieder in die Gewalt des Großherrn. Die feierliche Überreichung der Schlüssel der wiedergewonnenen Glaubensstädte veranlaßte zu Constantinopel hohe Feste, bei welchen, wie dort gewöhnlich, die Juden häufig gemißhandelt wurden; auch wurde der gefangene Pascha Ibin Masan, Scheich von Dschudejda, ein eifriger Anhänger der Wahabi's, hingerichtet. Allerdings hatte der Islam durch diese Siege für seine eigene Erhaltung, die mit dem Besitze von Mecca und Medina und

mit dem ungestörten Wallfahrten der Gläubigen dorthin in enger Verbindung standen, vieles gewonnen. Jedoch war die furchtbare Secte bei weitem noch nicht unterdrückt. Darum rüstete sich Mohamed Ali, Pascha von Ägypten, von neuem; allein er war diesmal nicht glücklich. So verlor er durch einen Überfall auch den befestigten Waffenplatz Kumfida, unermeßliche Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen; auch waren die persischen Unruhen sehr günstig für die Wahabi's, welche Zeit und Gelegenheit benutzten, um mehrere Araberstämme wieder mit sich zu verbinden. Allein ihre Kühnheit war nicht mit der Klugheit großer Entwürfe gepaart. Sie unternahmen verwegene Beutezüge, ohne an die Befestigung ihrer Macht zu denken, während ihr Feind, der Pascha von Ägypten, in jeder Hinsicht planmäßige Anstalten traf, um sie gänzlich zu besiegen. Als daher im Jahre 1814 ihr Oberhaupt, Sehud II., gestorben war, und unter ihnen wegen der Nachfolge bedeutende Unruhen ausbrachen, erlitten sie mehrere Niederlagen. Entscheidend war der Sieg, den Mohamed Ali im Anfange des Jahres 1815 über sie bei Bassila, unweit der Stadt Tarabe, erfocht. Doch war es schwer, sie im Mittelpunkte ihrer Macht anzugreifen. Endlich gelang es dem tapfern Sohne des Pascha, Ibrahim, die Wahabiten und deren Oberhaupt, Abdallah Ben Sund, im Jahre 1818 letztern gänzlich zu schlagen und in seinem befestigten Lager, vier Tagemärsche von der Hauptstadt Drehyeh, einzuschließen. Das Lager zu Baridah ward den 3ten September erstürmt, 80 Stück Geschütz erobert, 20,000 Streiter ermordet und Abdallah selbst gefangen genommen. Hierauf unterwarfen sich die Einwohner der Stadt, verlangten jedoch Amnestie und Schonung des Lebens und der Häuser; allein der Sieger erklärte, daß nur der Großherr diese Bedingungen genehmigen oder verwerfen könne. Unterdessen ward die Ankunft des Gefangenen, der als Rebell und als abtrünniger Glaubensfeind gleich große politische Wichtigkeit für die hohe Pforte hatte, als ein Nationaltriumph zu Constantinopel gefeiert. Dann ward er nebst seinem Mufti und Schatzmeister in Ketten dem Großsultan vorgeführt, vom Divan verhört und nebst seinen Mitgefangenen enthauptet (den 17ten December 1818). Zwar sollen noch einige Schaaren der Wahabiten in der Wüste umherstreifen, und die schöne heldenmüthige Tochter des Stifters der Secte soll ihre Anführerin seyn; allein der Hauptsitz Drehyeh ist, nachdem der Großherr die von den Besiegten gemachten Vorschläge dem Gutdünken des Pascha von Ägypten überlassen hatte, von diesem gänzlich zerstört, und die Einwohner sind, nach dem Verluste ihrer Habe, überall hin zerstreut worden *). Da nun auch der tapfere Sohn des Pascha, außer dem Innern von Arabien, Yemen erobert und den bisher unabhängigen Imam des Landes zu Mecca der hohen Pforte unterworfen hat (er entrichtet an den Großherrn einen jährlichen Tribut von 2000 Centner Caffee), so scheint es, daß die Vertilgung der Wahabiten zugleich

*) Drehyeh lag, durch Steppen und Gebirge geschützt, 60° O. B. 26° N. B., in der großen sechzig Meilen langen Schlucht Wadyhenisch, umgeben von Gärten und Fruchtfeldern, 130 Stunden östlich von Medina (oder siebzehn Tagereisen), 100 Stunden südwestlich von Bassora, und 160 Stunden südöstlich von Jerusalem. Sie war zwei Stunden lang, eine halbe Stunde breit, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und hatte 2600 steinerne Häuser, 28 Moscheen, 30

die Macht der Pforte (oder vielmehr des großen Mohammed Pascha von Ägypten) in dem bisher seit Alexander von Macedonien von noch keinem Eroberer unterjochten Arabien dauerhaft befestigt und weiter als jemals ausgebreitet habe.

Wahlanziehung, s. Verwandtschaft (chemische).

Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlreich. Unter dieser Benennung versteht man ein Reich, dessen Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutsche Reich und das Königreich Polen. Wenn auch, besonders in Deutschland, dem verstorbenen Regenten sein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dies doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familie eingeführt ist. Über die Vorzüge und Nachtheile beider Formen ist viel gestritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt ward, hielten eifersüchtig über dieses Vorrecht, weil sie glaubten, ihre Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Die schädlichen Uneinigkeiten, welche das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, haben wohl den einleuchtendsten Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sey. Au in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß nach Abgang des regierenden Geschlechts die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach Willkühr wählen kann. Fälle dieser Art haben in neuern Zeiten in England und Schweden Statt gefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letztern der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, sondern die Regierung geht unmittelbar an den bestimmten Nachfolger über. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angesehen; es entstand ein Zwischenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten von Reichsverwesern geführt.

Wahlspruch, s. Symbol.

Wahlstadt, Wahlplatz — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — Wahlstadt, ein großes Dorf in Schlesien unweit Liegnitz an der Katzbach. Heinrich II., Herzog von Schlesien, lieferte in dieser Gegend am 9ten April 1241 den Tartarn eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und die Tartarn siegten. Zum Andenken an diese Schlacht wurde das Dorf Wahlstadt erbaut. In eben dieser Gegend siegte der preußische Feldmarschall Blücher am 26sten August 1813 über ein

Schulen. Die bisherigen Regenten hatten ihren Sitz in der Vorstadt Tereif. N ch einigen Nachrichten theilten sich die Wahabi's in drei Classen, in Kriegsleute, Feldarbeiter und Handarbeiter; allein da, gleich den übrigen Arabern, jeder fäh ge Mann in den Raubzügen seine Bestimmung findet, so ist wohl die Eintheilung in Priester, in Kriegsleute und Sklaven die richtigere.

französisches Heer (s. d. Art. Katzbach), und wurde deswegen und wegen seiner übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Wahlverwandtschaft, s. Verwandtschaft (chemische).

Wahnsinn, im Allgemeinen chronisches Irreseyn, oder anhaltender Verlust der Freiheit des Bewußtseyns. Nach Andern wird der Wahnsinn als Species angenommen, und ist alsdann Verlust der Freiheit des Bewußtseyns in der Thätigkeit des Geistes und zwar mit Exaltation der Phantasie. Wir nehmen indessen hier den Ausbruch des Wahnsinns als Genus (was bei Andern Seelenstörung oder Verrücktheit überhaupt ist). Der Wahnsinn erstreckt sich entweder über alle Thätigkeiten der Seele, allgemeiner Wahnsinn, oder nur über eine einzelne Thätigkeit oder ein Vermögen derselben, und ist dann partieller Wahnsinn; ferner dauert er entweder in gleicher Stärke fort, oder setzt ab und kehrt zu gewissen Zeiten wieder; im ersten Falle heißt er continuirender, im andern intermittirender, periodischer Wahnsinn. Man kann eine wesentliche Unterscheidung der Arten des Wahnsinns nur dadurch festhalten, daß man auf die Thätigkeit der Seele Rücksicht nimmt, in welcher ursprünglich oder hauptsächlich die Freiheit des Bewußtseyns verloren gegangen ist. Demnach ging der Wahnsinn entweder vom Erkenntnißvermögen aus, stellt sich als Geisteskrankheit mit falschen Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen, dar, und kann mit dem Namen Wahnwitz oder Verrücktheit bezeichnet werden; oder er entsteht im Empfindungs- und Gefühlsvermögen der Seele, offenbart sich als Gemüthskrankheit, und erhält den Namen Narrheit oder Melancholie. (S. d. Artikel.) Geht von beiden Arten des Wahnsinns auch ein krankhafter und zugleich heftiger Wille in verkehrte und gewaltsame Handlungen über, so heißt es Tollheit, Manie, Raserei. Was das Verhältniß betrifft, in welchem sich Vernunft und Verstand bei dem Wahnsinn befinden, so ist dies bei beiden nicht auf gleiche Weise gestört. Jedesmal leidet die Vernunft, sobald die Freiheit des Bewußtseyns verloren ist, weil jene zunächst mit dem Bewußtseyn in Verbindung steht. Daher fehlt bei dem Wahnsinn allemal der freie Gebrauch der Vernunft, das Bewußtseyn der Zweckmäßigkeit der Handlungen, und der Urtheilskraft. Dagegen der Verstand in Bezug auf einige Objecte zwar irre seyn, in allen andern aber seine Thätigkeit ungehindert fortsetzen kann, so daß ein Wahnsinniger wohl in vielen Stücken noch Verstand zeigen kann, obgleich er ohne Vernunft ist. Bei den Gemüthskranken bemächtigt sich zugleich meistens irgend eine falsche Vorstellung des Gemüths so sehr, daß dieses davon ganz eingenommen wird, und kein anderer Gegenstand mehr Eindruck auf dasselbe macht, als der mit jener in Verbindung steht. Eine solche Vorstellung nennt man die fixe Idee des Kranken. Sie wird durch die übermäßige Thätigkeit der Phantasie so lebhaft, daß sie die Vernunft und das Bewußtseyn in Betreff dieser Vorstellung verdunkelt. Ist sie mit dem Charakter der Exaltation verbunden, und zieht das Gemüth auf äußere Gegenstände, so wird es die mit Narrheit bezeichnete Art des Wahnsinns; hat sie den Charakter von Depression, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, und versenkt das Gemüth in sich, so wird es Melancholie. Die nächste und wesentliche Ursache des Wahnsinns besteht in einer krankhaften Veränderung desjenigen Organs im Gehirn, welches der Thätigkeit des Bewußtseyns angewiesen ist, durch welche organische Veränderung die Störung je-

ner Thätigkeit anhaltend gemacht wird. Diese krankhafte Veränderung im Gehirnorgan kann in einer abnormen Reizung, oder in einer bleibenden organischen Umänderung bestehen, kann sowohl örtlich, in dem Organ selbst, seinen Grund haben, z. B. in einem mechanischen Druck von Anhäufung lymphatischer Flüssigkeit nach einer Hirnkrankheit, oder in einer consensuellen abnormen Einwirkung von dem Nervensystem des Unterleibes aus nach diesem Organe hin, z. B. von einer heftigen und regelwidrigen Erregung dieser Nerven, durch materielle Reize, narkotische Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genuß spirituöser Getränke u. s. f. Die krankhafte Veränderung im Hirnorgane kann aber auch von der Thätigkeit der Seele selbst veranlaßt werden, durch einseitige Cultur des Geistes, übermäßige und zu anhaltende Anstrengung der Kräfte desselben, z. B. durch zu große Begünstigung der Phantasie, übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses; oder zu heftige Bewegungen des Gemüthes, Leidenschaften, heftige Affecte. Durch solche Veranlassungen wird um so eher Wahnsinn erzeugt werden können, je mehr das Subject organische oder psychische Anlage dazu hat, und diese verschiedenen Anlagen bestimmen dann auch meistens die Art des Wahnsinnes selbst. Die organische Anlage besteht in einer besondern Beschaffenheit des Hirnorgans und der Verbindung desselben mit dem Nervensystem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in seiner organischen Structur und Masse, und einer Störung von abnormer Einwirkung vom Nervensystem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Überströmung des Nervenäthers aus demselben vermittelst der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an isolirenden Nervenknoten) ausgesetzt ist. Was die psychische Anlage betrifft, so wird diese im Allgemeinen durch die Herrschaft der Leidenschaft und des Lasters begründet, auch sind besonders gewisse Stimmungen und Zustände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerstreuungs- und Phantasiesucht den Geist zu Verrücktheit und Wahnwitz, und Hochmuth (Egoismus) und Liebe das Gemüth zu Narrheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage und die veranlassende Ursache vereint bestimmen als Resultat die verschiedene Art des Wahnsinns. Wo die Anlagen bemerkt werden, müssen um so sorgfältiger alle Veranlassungen vermieden werden. Organische Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnsinn ist um so schwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden war, je mehr er sich der Narrheit nähert; um so leichter heilbar, je kürzere Zeit er noch gedauert hat, je weniger Anlage dazu da ist, je mehr er sich der Melancholie nähert, je mehr die Ursache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven besteht. Selten bleibt der Wahnsinn beschränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meistens ergreift er in der Folge mehrere und geht aus einer Art in die andere über. Jeder Wahnsinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenvermögen, Stupidität übergehen. Im Schlafe hört wahrscheinlich jeder Wahnsinn auf. Auch kurz vor dem Tode ist dies oft der Fall; im Tode allemal. H.

Wahrheit, im logischen Sinne, ist die Übereinstimmung unserer Gedanken mit sich selbst, oder mit den allgemeinen Gesetzen des Denkens. Sie heißt aber auch formelle Wahrheit, weil jene Gesetze sich nur auf die Form der Erkenntniß beziehen, den Stoff oder Gegenstand derselben dagegen nicht berücksichtigen. Nun kann aber eine Erkenntniß, die der logischen Form, d. h. sich selbst, nicht wi-

derspricht, gleichwohl den Gegenständen widersprechen. Die Übereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen der Logik ist daher nur ein negatives Kennzeichen der Wahrheit. Um zu erfahren, ob ein Satz auch positive Wahrheit enthalte, muß man ihn seinem Inhalte nach untersuchen. Ein allgemeines Criterium derselben kann es nach der Natur der Sache nicht geben. Die objective Wahrheit erfodert, daß ihr Gegenstand gegeben sey. Ist dies ein sinnlicher Gegenstand, so heißt sie empirische Wahrheit. Diese ist die einzige gewisse Wahrheit für uns, und sie wird durch die transscendentale, d. h. durch die Übereinstimmung mit den Erfahrungsgrundsätzen möglich gemacht. — Wahrheit ist entweder Wahrheit der Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüsse. Ein Begriff ist wahr, wenn seine Merkmale unter einander und mit den Vorstellungen übereinstimmen, auf die er bezogen wird; ein Urtheil, wenn es den Gesetzen des Denkens gemäß gedacht wird, folglich wenn die Vorstellungen nicht blos subjectiv, sondern auch objectiv verknüpft sind. Ein Schluß endlich ist wahr, wenn er mit dem Gesetz zu schließen übereinstimmt. Sie ist ferner entweder theoretisch oder practisch, je nachdem sie entweder die bloße Verknüpfung der Begriffe oder überdies noch einen Bestimmungsgrund zu einer Handlung enthält. — Wahrheit, aus unzureichendem Grunde erkannt, heißt Wahrscheinlichkeit.

Wahrsagen, Wahrsager, Wahrsagerkünste. Die den Menschen so natürliche, mit dem Triebe nach Glückseligkeit verbundene Neigung, die Zukunft zu erforschen, hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei den cultivirtesten, so wie bei den rohesten, Wahrsager und Wahrsagerkünste hervorgebracht. Die ältesten schriftlichen Urkunden, die wir besitzen, die heiligen Bücher der Juden, reden davon, und erzählen, daß der erste König dieser Nation, Saul, die Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und eben dieser König war schwach genug, kurz vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben kostete, die bekannte Wahrsagerin zu Endor zu befragen. Die Ägyptier und Griechen hatten ihre Orakel (s. d. Art.); das berühmteste derselben bei den letztern war das zu Delphi. Bei den Römern war Wahrsager- und Zeichendeuterkunst in ein System gebracht, und machte einen Theil ihrer Religion aus, deren sich die Häupter des Staats oder die Anführer der politischen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten schlau bedienten. Die Priester, welche die Wahrsagerei kunstmäßig trieben, beobachteten den Flug oder Gesang der Vögel (Augures, Auspices), oder untersuchten die Eingeweide der geschlachteten Opferthiere (Haruspices), und fanden darin gewöhnlich die Vorbedeutungen, die irgend eine Partei wünschte. Den Kennern der alten Literatur ist das Werk des Cicero de Divinatione (über Wahrsagungen und Ahnungen) bekannt. Unsere deutschen Altvordern bedienten sich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforschen, gewisser Reiser und geheiligter weißen Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen suchte. Vorzüglich schrieben die Deutschen einigen Weibern eine besondere Seherkraft zu, und befolgten die Rathschläge, die sie gaben; bekannt sind die Welda und die Alrunen (s. d. Art.). Als bei der zunehmenden Verbreitung der christlichen Religion die heidnischen Orakel ihr

Ansehn verloren, und auf Befehl einiger christlichen Kaiser nach und nach ganz verstummten, traten in der Folge biblische Orakel an ihre Stelle. So wie die Griechen und Römer, jene ihre Sortes Homericas, diese ihre Sortes Virgilianas u. s. w. hatten, so wurden bei den Christen, vom dritten Jahrhunderte an, die Sortes Sanctorum gewöhnlich. Man suchte nämlich den Willen Gottes in Rücksicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer solchen Erforschung des göttlichen Willens bereitete man sich durch Fasten, Gebet und andere Religionsübungen vor, und schlug sodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des alten oder neuen Testaments auf, mit der Überzeugung, daß die erste in die Augen fallende Stelle Auflösung des Zweifels geben würde. Nicht blos Privatpersonen bedienten sich dieses Mittels, die Zukunft zu erforschen, auch bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders bei den Wahlen der Bischöfe und Äbte, wurden von den Geistlichen selbst diese heiligen Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehrere Kirchenversammlungen diese Sortes Sanctorum in ihren Beschlüssen verwarfen, und einige Päpste sie selbst bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Auch in den Capitularien Carls des Großen vom Jahre 789 wird untersagt, die künftigen Schicksale vermittelst der Psalmen und Evangelien vorherzusagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte dieser Mißbrauch bis zum 14ten Jahrhunderte fort, und er scheint jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt sind andere Arten, die Zukunft vorherzusagen, als Chiromantie (s. d. Art.) und Astrologie (s. d. Art.); die letztere fand mehrere Jahrhunderte hindurch, selbst unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle diese geheimen Wissenschaften haben zwar, eben so wie die Wahrsagerkünste der Zigeuner, in cultivirten Ländern ihr ehemaliges Ansehn verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen, doch seltner, auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finstern ihr Wesen mit Kartenschlagen, Prophezeien aus der Caffeetasse u. s. w. Wem ist wohl das zu gewissen Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen ꝛc. unbekannt, womit es bei Manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgesehen ist. Die Landesherren haben verschiedentlich das Wahrsagen aller Art, wegen der damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten. Namentlich setzte die sächsische Polizeiordnung vom Jahr 1661 auf das Wahrsagen, Crystallsehen u. dgl. sehr harte Strafen. Allein der Aberglaube läßt sich so leicht nicht ausrotten. Es ist eine durch Erfahrung bestätigte Thatsache, daß Zeiten, in denen große Ereignisse geschehen oder erwartet werden, immer fruchtbar an Propheten sind; so war es im Anfange des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges. Auch wir sahen unlängst in unserm, für so aufgeklärt geachteten, 19ten Jahrhunderte den schwäbischen Bauerpropheten Müller (s. d. Art.) und nicht Wenige, die an ihn glaubten.

Währung ist der Werth einer Münze, nach einem gewissen Münzfuße ausgedrückt, z. B. preußische Währung, d. h. in dem Werthe, als die Münze in Preußen cursirt.

Währwolf, Wärwolf, ein in einen Wolf verwandelter Mensch; ein Geschöpf des Aberglaubens in vorigen Zeiten.

Wahrzeichen, so viel wie Merkmal. So haben Städte gewisse Wahrzeichen, welche in einem Thurm, Gebäude, Platz, alten Denkmal u. dgl. bestehen, welche die reisenden Handwerker besonders in sonstigen Zeiten wahrzunehmen pflegten, um sich durch Angabe des Wahrzeichens ausweisen zu können, daß sie an dem Orte gewesen.

Waibel, Webel bedeutet so viel als Gerichtsdiener; daher Feldwebel, der erste Unterofffizier bei einer Fußcompagnie.

Waid, eine bekannte Pflanze, die zum Färben gebraucht wird, und eine gute dauerhafte blaue Farbe giebt. Diese Pflanze erfodert einen von Natur guten, und gut bearbeiteten Boden, und gedeiht daher nicht überall. Die rübenförmige Wurzel der Pflanze geht ziemlich tief in die Erde, und treibt fünf bis sechs Blätter, die den eigentlichen Färbestoff liefern, aber erst im zweiten Jahre zu brauchen sind. Wenn die Blätter anfangen gelblich zu werden, so werden sie abgenommen, getrocknet, auf der Waidmühle klar gemahlen und zu einem Teige gemacht, aus dem man Ballen oder Kugeln verfertigt, welche die Färber verbrauchen. Der vorzüglichste Waid wird im südlichen Frankreich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutschland baut man ihn vorzüglich in Thüringen, bei Erfurt und Langensalza, in der Oberlausitz und im Brandenburgischen. Auch in der Schweiz, in Portugal und Spanien und in Schweden ist die Cultur desselben bekannt. Ehemals wurde in Frankreich und in Thüringen der Waidbau sehr stark betrieben, und der Handel mit diesem Producte war bedeutend und einträglich, weil man noch keinen andern Färbestoff zum Blaufärben kannte. Allein der von den Holländern in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts aus Ostindien eingeführte Indigo that dem Waid Abbruch. Noch mehr aber hat der Waid von seinem Ansehn verloren, nachdem, seit etwas mehr als hundert Jahren, der Bau des Indigo in Westindien und Südamerika stärker betrieben, und dieses ausländische Product häufiger in Europa eingeführt worden ist. Der Indigo wird mit Recht vorgezogen, weil er allerdings eine schönere Farbe giebt; der Waid giebt dagegen eine dauerhaftere Farbe. Die Färber können den Waid bei ihren Arbeiten nicht ganz entbehren. Obgleich also der Waidbau wegen der vorerwähnten Ursachen sehr vermindert worden ist, so wird er doch noch immer betrieben, und die während des nun geendigten Krieges gehemmte Zufuhr des Indigo hat den mehrern Gebrauch des Waids nothwendig gemacht.

Waidalotten hieß eine Priesterclasse der heidnischen Preußen. Ihr Geschäft bestand darin, dem Volke die Aussprüche der Götter bekannt zu machen, es zu unterrichten und zu segnen. Daher auch ihr Name Waidalotten, nämlich von Waidin, Wissenschaft oder Lehre. Ihr Ansehen war geringer als das der Sigonoten.

Waisen, s. Hussiten.

Waisenhäuser, der ursprünglichen Absicht nach eine der wohlthätigsten Anstalten für die Menschheit, um arme, verlassene und hülflose Geschöpfe dem Verderben zu entreißen, und sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waisen zu sorgen; Waisenkinder sind vorzüglich Kinder des Staats, weil sie seines Schutzes und seiner Vorsorge mehr bedürfen, als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Mitleiden, das ihr hülfloser Zustand in Anspruch nimmt, erfodert es selbst der Vortheil des Staats,

sich ihre gute und zweckmäßige Erziehung angelegen seyn zu lassen, um nützliche Bürger, gute Hausmütter und sorgsame Erzieherinnen des kommenden Geschlechts aus ihnen zu bilden. Die Geschichte der Entstehung der Waisenhäuser ist dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanstalten errichtet, in welche wahrscheinlich auch Waisen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter Pueris und Puellis alimentariis verstand, kann nicht wohl mit unsern Waisenhäusern verglichen werden. Trajan, der zum Besten der Waisen sehr viel that, die beiden Antonine und Alexander Severus machten Stiftungen für sie. Doch waren es unstreitig keine eigentlichen Waisenerziehungsanstalten. Erst nachdem die christliche Religion sich mehr verbreitet hatte, werden auch Anstalten für Waisen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfassung ist jedoch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reich und blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, so auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beispiel. Dies gilt vorzüglich von den großen Handelsstädten in den Niederlanden. In Deutschland finden sich in den Reichsstädten die ersten Institute dieser Art, doch reicht ihr Ursprung nicht über das sechzehnte Jahrhundert hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlassenen vater- und mutterlosen Geschöpfe bei einzelnen Bürgern in die Kost gegeben, fand aber mit der Zeit diese Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und so wurden denn Waisenhäuser errichtet, wo die Kinder unter einer Aufsicht erzogen werden konnten. Zu Augsburg wurde im J. 1572 ein Waisenhaus errichtet. Später ahmten die Regenten Deutschlands und die Magistrate der ihnen unterworfenen Städte diese Beispiele nach. Eins der berühmtesten, wo nicht das allerberühmteste in Deutschland, ist das von dem verdienstvollen A. H. Franke (s. d. Art.) zu Halle 1698 errichtete Waisenhaus. Die den Waisenhäusern in vielem ähnlichen **Findelhäuser** sind fast überall weit früher als jene entstanden. In den neuesten Zeiten hat man für die vaterlosen Kinder gewisser Classen von Staatsbürgern besondere Erziehungsanstalten errichtet (militärische Erziehungshäuser in einigen Staaten; Erziehungshäuser für die Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion in Frankreich). Diese Anstalten haben zum Theil einen bestimmten Zweck der Erziehung, und sind nach andern Grundsätzen, als unsere gewöhnlichen Waisenhäuser organisirt. — Was man früher nachtheilig und zweckwidrig gefunden hatte, die Waisen bei Privatleuten in Kost und Erziehung zu geben, hat man in spätern Zeiten als vortheilhaft für den Staat sowohl, als für die Kinder selbst angesehen, und es erhoben sich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waisenhäuser; ein Vorwurf, von dem freilich wenige dieser Anstalten frei geblieben sind. Die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab daher im J. 1779 als Preisaufgabe eine, auf Erfahrung gegründete Vergleichung, welche von diesen beiden Arten von Erziehung der Waisenkinder am vortheilhaftesten sey, auf. Die Gesellschaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Hamm: Über die Erziehung der Waisenkinder in gewöhnlichen Waisenhäusern oder durch einzelne Beköstigung (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erschien die Schrift von Goldbeck: Über die Erziehung der Waisenkinder (Hamburg 1781). Die Resultate,

welche aus den Untersuchungen über jene Preisfrage hervorgehen, sind übereinstimmend ungünstig für die Waiserhäuser ausgefallen. Durch sehr ins Einzelne gehende Berechnungen ist dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anstalten selbst weit vortheilhafter sey, die Kinder in auswärtige Verpflegung zu geben. Die bedeutenden Kosten für Unterhaltung der oft großen und weitläufigen Gebäude, der Aufseher oder Lehrer, die Zuschüsse, die bisweilen nothwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht, fallen dann weg. Aber noch größer und in seinen Folgen wichtiger ist ganz unläugbar der Vortheil, der für die Waisen selbst aus ihrer Vertheilung an Pflegeältern entstehen muß. Zwar können in einer allgemeinen Waisenanstalt die Kinder vielleicht mehr Kenntnisse für den Verstand sammeln, aber ihre physische Gesundheit und selbst ihre Moralität — für welche letztere in den Waisenhäusern, ungeachtet der bisweilen zu häufigen Religionsübungen, nicht immer ganz zweckmäßig gesorgt wird, und bei einer zu großen Anzahl Kinder gesorgt werden kann — werden unstreitig besser gedeihen. Anstatt der in den Waisenhäusern gewöhnlichen einförmigen Beschäftigungen werden die Kinder in Privathäusern mehr mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens bekannt, und frühzeitig daran gewöhnt. Nur müssen allerdings die Pflegeältern der Waisen gehörig ausgewählt, und immer unter einer genauen Aufsicht, die nicht so schwierig ist, als es scheinen möchte, gehalten werden. Die Pfleglinge müssen den Directoren der Anstalt von Zeit zu Zeit vorgestellt, über sie und ihre Aufführung müssen genaue Register mit Sorgfalt geführt werden. Einige Waisenanstalten werden besonders deswegen gerühmt, daß sie die von ihnen entlassenen Waisen auch später noch unterstützen. So unterstützt z. B. das Waisenhaus zu Frankfurt am Main Knaben, wenn sie studiren oder als Handwerker reisen wollen, Mädchen, wenn sie, bei fortdauernder guter Aufführung das zwanzigste Jahr erreicht haben und Gelegenheit finden, sich zu verheirathen. Alle diese und andere löbliche Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waisen außer den Häusern fortbestehen. Die Mehrheit der Stimmen hat sich in den neuern Zeiten für die partielle Erziehung der Waisenkinder erklärt, und man hat an mehrern Orten die Waisenhäuser abgeschafft, und dagegen die Waisenvertheilung eingeführt. Der Erfolg davon ist eine bedeutende Ersparniß der Ausgaben und eine sehr verminderte Mortalität unter den Kindern gewesen. Es ist keinesweges zu bestreiten, und die Erfahrung beweis't es, daß einsichtsvolle und menschenfreundliche Directoren solcher Anstalten vielen Gebrechen derselben abhelfen, und das Wohl der ihrer Oberaufsicht anvertrauten Jugend wesentlich befördern können. Aber es ist schon ein mißlicher Umstand, daß das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den Einsichten und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Geschäften belasteten Mannes abhängen müssen. Sollen Waisenhäuser noch ferner beibehalten werden, so ist für die physische Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tragen, als bisher gewöhnlich geschehen, vorzüglich aber ist darauf zu sehen, daß die Zahl der Kinder nicht zu hoch anwachse. Unter einer großen Menge von Kindern ist die Gefahr der physischen und moralischen Ansteckung, auch bei dem besten Willen, nicht immer zu vermeiden. Ein großer und tadelnswürdiger Fehler, der sich bei vielen Wai-

senhäusern findet, ist der, daß man Waisen, preßhafte Arme und Züchtlinge in einer und derselben Anstalt vereinigt. Zu Torgau waren ehemals in dem 1730 errichteten Armen- und Waisenhause von beiden Classen über dreihundert Personen in einem Gebäude vereinigt. Man erkannte das Nachtheilige dieses Beisammenseyns der Kinder mit alten und kranken Personen, und sonderte sie (1801) nicht ohne großen Kostenaufwand von einander, jedoch nur in Ansehung der Wohnzimmer; außer diesen waren sie immer noch bei einander. Auch diesem Übelstande half die Weisheit der Regierung ab, hob (1811) die längst als nachtheilig erkannte Verbindung der Armen-, Waisen- und Zuchthäuser im Hauptwerke auf, und versetzte jede Classe an einen besondern Ort. (S. hierüber Rulf: Wie sind Waisenhäuser anzulegen? Göttingen 1783. Riecke: Soll man Waisenhäuser beibehalten? Stuttgart 1806. Pflaum: über Einrichtung der Waisenhäuser. Stuttgart 1815.)

Walchern, die vornehmste der zeeländischen Inseln zwischen den Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere. Sie wird durch das Wasser Sloe von Zuidbeveland getrennt, und ist in vier Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt werden und gegen die Überströmung und Hinwegspülung durch Dämme und kostbare Seedeiche verwahrt werden müssen; doch schützen auch auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluthen. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, und liefert den schönsten Waizen, besonders aber herrliche Färberröthe und die besten Kartoffeln Hollands. Sie gehört jetzt zum Bezirk Middelburg der Provinz Zeeland; ihre Hauptstadt ist Middelburg mit 13,200 Einwohnern; auch hat sie den guten, aber ungesunden Hafen Vliessingen.

Wald (böhmischer und bayerischer). Vom Fichtelgebirge aus, das die Quellen des Mains, der Nab, der Saale und Eger aussendet, zieht sich südwärts gegen das Ufer der Donau, da wo sie die Ilz aufnimmt, eine waldbedeckte Bergkette hinab, der böhmer Wald genannt, dessen höchste Spitzen der Arber, Rachel u. s. w. (6000 — 7000 Schuh hoch) sind, und der Bayern und Böhmen scheidet. Der Strich Landes, welcher zwischen dem böhmer Wald und der Donau, ein Dreieck bildend, eingeschlossen liegt, heißt der bayerische Wald. Es ist ein rauhes Bergland, wo nur Hafer und Flachs gedeiht, und hie und da an den Abhängen Obstbau; Viehzucht, Spinnen und Weben, die Verfertigung von Holzarbeiten u. dgl. beschäftigen hauptsächlich die Einwohner; der große Holzvorrath wird in Glashütten und bei Eisenhämmern verbraucht. Der Regen durchfließt das Ländchen von Morgen nach Abend. Der Hauptort ist die Stadt Cham, an dem Einflusse des Chambs in den Regen gelegen, in der frühesten Zeit der Sitz der Markgrafen von Cham, die aber schon im elften Jahrhundert ausstarben. Außer Cham nennen wir noch Furt, Viehtach, Zwisel und im untern Walde Wolfstein, Gravenau, Deggendorf und Wegscheid. Die Bewohner dieses Ländchens, Wäldler genannt, sind kräftig, genügsam, kühn aber roh, verschlagen und starrsinnig. Sie hängen am Alten und haben vieles davon in ihren Bergen erhalten. Ihre Sprache unterscheidet sich vielfach von der bayerischen Mundart, ist volltönig aber nicht rauh zu nennen, hat viele eigenthümliche Laute und ist reich an Vocalen; statt des klanglosen er endigen die Sub-

stantiva sich auf a, z. B. Kihna statt Kinder; so gehen auch die Verba nicht auf en, sondern auf a aus, wie z. B. bringa u. s. f. Der Volksmährchen und Volkslieder findet man hier in den Spinnstuben noch viele; und des Sommers schallen sie aus dem Munde der Hirtenknaben von allen Bergen nieder. An geistigen Anlagen gebricht es den Wäldlern nicht, das haben Schmiedel, der Verfasser der ersten Reise um den Laplatastrom, Gschrag, Thürriegl, der Bevölkerer der Sierra Morena, der Marschall Luckner, Osterwald, Lippert, Stattler u. s. w. bewiesen.

Waldburg, ein aus den ehemals reichsunmittelbaren Besitzungen der Grafen von Waldburg im J. 1803 gebildetes Fürstenthum, das in Schwaben zwischen der Donau und Iler liegt, durch die Rheinbundsacte unter bayerische und würtembergische Hoheit kam, auf $13\frac{1}{2}$ Q. Meilen 26,500 Einwohner hat, und gegen 180,000 Thaler Einkünfte giebt. Es besteht aus der Grafschaft Zeil und der Herrschaft Wurzach, beide im Algau, den Grafschaften Wolfegg, Friedberg und Trauchburg, den Herrschaften Waldburg (mit dem Berg- und Stammschlosse Waldburg), Kißlegg, Waldsee, Scheer, Marstetten u. a. mehr. Das Stammschloß Waldburg soll Gerhard, Graf von Thann im vierten Jahrhundert nach Chr. (?) gebaut haben. Einer seiner Nachkommen, Babo, Graf von Thann und Winterstetten, der um 680 lebte, wird für den Stammvater der Häuser Althann und Waldburg gehalten. Die Herren von Waldburg besaßen bei den Herzogen von Schwaben und bei den Kaisern aus diesem Hause das Truchseß-Amt (Dapifer). In der Folge erlaubte ihnen Carl V. im J. 1525, sich des heiligen römischen Reichs Erbtruchsesse zu nennen, und im J. 1528 ertheilte ihnen der Churfürst von der Pfalz, als Erztruchseß, die Anwartschaft auf diese von einer andern Familie bekleidete Würde, welche die Herren von Waldburg im J. 1594 wirklich auszuüben anfingen und seit der Zeit auch den Namen Truchseß als Geschlechtsnamen führten. Johann, Herr von Waldburg, der 1403 starb, ist der Stifter des Hauses Truchseß von Waldburg. Seine Söhne, Jacob und Georg, stifteten zwei Linien. Die ältere von Jacob verzweigte sich durch dessen Enkel, Wilhelm und Friedrich. Die Wilhelm'sche Linie, welche Scheer und Trauchburg besaß, erlosch 1772. Friedrich trat in die Dienste des Großmeisters des deutschen Ordens, und ließ sich in Preußen nieder, wo sein Haus unter dem Namen Truchseß von Waldburg noch blüht, ohne je an den unmittelbaren Besitzungen des Hauses in Schwaben einen Antheil gehabt zu haben; denn die Besitzungen des erloschenen Astes von Wilhelm sind an die jüngere von Georg gestiftete Linie gefallen. Die jüngere Linie war mit dem Erbtruchseßamte beliehen, welches der jedesmalige Senior verwaltete. Sie theilte sich 1589 in zwei Linien. Jacobs, der im fünften Grade von Georg abstammte, älterer Sohn, Heinrich, stiftete die Linie Wolfegg, welche sich in die Äste Wolfegg-Wolfegg und Wolfegg-Waldsee theilte, von denen jener 1798 erlosch, und dieser dessen Besitzungen erbte. Jacobs jüngerer Sohn, Frobenius, stiftete die Linie Zeil, und seine Enkel, Paris Jacob und Sebastian Wunibald, die beiden Äste derselben: Zeil-Zeil, auch Trauchburg genannt, und Wurzach. Im Jahre 1628 wurden alle Zweige der von Georg gestifteten Linie in den Reichsgrafenstand, und im Jahre 1803 wurden die Häupter der einzelnen Äste in den Reichsfürstenstand, jedoch

nach dem Rechte der Erstgeburt, sowie die sämmtlichen Besitzungen derselben zu einem Reichsfürstenthum erhoben. Nach der Auflösung des deutschen Reichs legten sie den Namen Truchseß ab; doch erhielten diese Fürsten durch die Urkunde vom 23. Jul. 1808 die Reichs-Erbhofmeister-Würde des Königreichs Würtemberg, welche durch den jedesmaligen Senior der regierenden Fürsten verwaltet wird. Es giebt also gegenwärtig drei regierende Fürsten von der Georgischen Hauptlinie des Hauses Waldburg: 1. Fürst Joseph von Waldburg, zu Wolfegg und Waldsee (besitzt in Bayern die Güter Rohrmos und Alpe; residirt zu Waldsee); 2. Fürst Franz von Waldburg zu Zeil-Zeil und Trauchburg, (residirt zu Zeil); 3. Fürst Leopold von Waldburg zu Zeil-Wurzach, (residirt zu Wurzach). Das Haus Waldburg ist catholisch. K.

Waldeck. Das Fürstenthum oder die alte Grafschaft Waldeck (ehemals zum oberrheinischen Kreise gehörig) gränzt gegen Süden und Osten an Churhessen, gegen Westen und Norden an die jetzige preußische Provinz Westphalen. Es zählte auf 20 Q. M. u. 47,377 Einwohner und mit Pyrmont (1¼ Q. Meilen 4500 u. Einwohner) 51,877 Einwohner, in 13 Städten, 2 Flecken, 106 Dörfern und 43 Weilern und Schlössern. Der Boden ist größtentheils steinicht und mit Waldungen bedeckt, doch wird mehr Getraide erbaut, als der Bedarf erfodert; die Viehzucht ist ansehnlich. Die vorzüglichsten Producte sind Eisen, Blei und Kupfer, Goldsand findet sich in der Eder; auch giebt es Marmor- und Alabasterbrüche. Die Einwohner sind größtentheils, so wie das fürstliche Haus selbst, lutherischer Religion, doch leben auch Catholiken, Reformirte, Quäker und Juden unter ihnen. Sie sind arbeitsam, aber nicht sehr wohlhabend; außer Ackerbau und Viehzucht und den Arbeiten in den Berg- und Eisenwerken, beschäftigen sie sich mit Verfertigung grober Tücher und anderer wollenen Zeuge, und mit Garnspinnen. Die schon seit langer Zeit eingeführten Landstände bestehen nach der zu Arolsen den 19ten April 1816, mittelst eines mit den versammelten Ständen abgeschlossenen Hausvertrags, bestimmten Verfassung 1. aus den Besitzern landtagsfähiger Rittergüter; 2. aus den Abgeordneten der dreizehn Städte; und 3. aus zehn Vertretern des Bauernstandes. Die Landschaft ist berechtigt, sämmtliche Steuern zu reguliren und zu bewilligen, die Landescasse zu verwalten, Gesetz- und andere Vorschläge einzureichen und bei der Gesetzgebung durch Berathung und Einwilligung mitzuwirken, über Mißbräuche Beschwerde zu führen, und mit zu wachen, daß untadelhafte Rechtspflege ausgeübt werde. Der landschaftliche Ausschuß versammelt sich jährlich zu Arolsen. Die sämmtlichen Einkünfte des Fürsten sollen über 400,000 Gulden betragen, wovon 50,000 Gulden von dem Ertrag der Bäder zu Pyrmont herfließen. Ganz abgesondert von dem Fürstenthume Waldeck ist die dem Fürsten gehörende Grafschaft Pyrmont (s. d. Art.). Die ehemals gräfliche, seit 1682 fürstliche Familie von Waldeck gehört mit unter die ältesten in Deutschland. Die Grafen von Waldeck theilten sich 1580 in die Linien Eisenberg und Wildungen; letztere erhielt 1682 die fürstliche Würde, starb aber 1692 aus, worauf ihr Fürstenrang 1711 auf die ältere Linie übertragen wurde. Von Josias (dem Bruder des ersten Fürsten der ältern Linie, Friedrich Anton Ulrich) stammt die apanagirte Linie der Grafen von Waldeck-Bergheim ab. Die durch Heirath von Waldeck getrennte Grafschaft Pyrmont fiel 1625, nach Aussterben der Grafen von Gleichen, an Waldeck zurück. Die Graf-

schaft Waldeck war seit 1438 ein Lehn des Gesammthauses Hessen. Die Streitigkeiten über diese Lehnshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im westphälischen Frieden (1648) bestätigt wurde. Im Jahre 1803 erhielt der Fürst eine Virilstimme bei dem Reichstage, und durch den Beitritt zum rheinischen Bunde (d. 18ten April 1807) die völlige Souverainetät. Der jetzt regierende Fürst Georg, der seinem verstorbenen Bruder am 2ten September 1812 in der Regierung folgte, trat von dem rheinischen Bunde wieder ab. Bei dem Bundestage zu Frankfurt hat der Fürst mit den Häusern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Lichtenstein eine Gesammtstimme, die 16te, bei der weitern Bundesversammlung aber, oder im Pleno, eine Stimme. Zum ehemaligen Kreiscontingente stellte Waldeck zwei Compagnien; sein Contingent zum rheinischen Bunde betrug vierhundert Mann. Das Militär des Fürsten bestand ehemals aus 1800 Mann. Allein das frühere Verhältniß mit Holland wegen Subsidientruppen hat aufgehört. Zum deutschen Bundesheere stellt er 915 Mann. Die Hauptstadt des Fürstenthums ist Corbach, mit 400 Häusern 1600 Einw. und einem guten Gymnasio. Zu Arolsen, einer kleinen gut und regelmäßig gebauten Stadt, ist die Residenz des Fürsten. Das Residenzschloß ist ein ansehnliches Gebäude, in welchem sich auch sämmtliche Landescollegia befinden. Die gräfliche Nebenlinie besitzt im Waldeckschen die Güter Bergheim, Melbe und Königshagen. Ihr Wohnsitz ist zu Bergheim.

Waldenser. Diese als Vorläuferin der Reformation und Bewahrerin des Protestantismus im Mittelalter berühmte christliche Secte verdankt dem Petrus Waldus (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, Entstehung und Namen, obwohl einige ihrer Schriftsteller die Benennung „Waldenser" lieber von Vallis, Vallée, ableiten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) heißen wollen. Um 1170 kam Waldus beim Lesen der Bibel und einiger Stellen aus den Kirchenvätern, die er sich in die Landessprache übersetzen ließ, auf den Entschluß, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, vertheilte den Erlös seiner Güter unter die Armen und sammelte sich durch seine Predigten zahlreiche Anhänger; meist aus der Classe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entstehung Leonisten oder Arme von Lyon, wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Insabatati, wegen ihrer Demuth Humiliaten genannt und oft mit den Katharern, Patherinern, Albingensern und andern Ketzern, deren Schicksale sie theilten, verwechselt wurden. Verachtung des ausgearteten Klerus und Widersetzlichkeit gegen die römische Hierarchie hatten die Waldenser mit andern Secten des Mittelalters gemein; aber indem sie über die Absicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbessern und das Wort Gottes in der Landessprache für jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein zur Regel ihres Glaubens machten und, was in ihr und dem apostolischen Alterthum nicht gegründet sey, verwarfen, legten sie es auf eine Reform der ganzen christlichen Kirche an, sagten sich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der römischen Kirche gänzlich los und bildeten eine abgesonderte Religionsgesellschaft, die der Papismus wegen dessen, was sie nicht glaubte, mit dem Fluch der Ketzerei belegte. Dieser traf sie schon 1184 auf dem Concilium zu Verona, doch eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie erst, nachdem sie sich im süd-

lichen Frankreich ausgebreitet und unter Begünstigung der Grafen von Toulouse und Foix befestigt hatten, in dem Ketzerkriege gegen die Albingenser (s. d. Art.). Viele Waldenser flohen damals (1209 — 1230) nach Aragon, Savoyen und Piemont. Spanien litt sie nicht, in Languedoc wußten sie sich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Aix sie auf die grausamste Weise vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhalten, und erst im Cevennenkriege wurden die letzten Waldenser aus Frankreich vertrieben. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts waren einzelne Haufen dieser Secte nach Calabrien und Apulien, wo sie bald unterdrückt wurden, andere nach Böhmen gekommen und hießen hier Grubenheimer, weil sie sich in Höhlen und Gruben zu verbergen pflegten. Diese verloren sich später unter die Hussiten und die böhmischen Brüder leiten von ihnen die rechtmäßige apostolische Ordination ihrer Bischöfe ab. Dagegen fanden sie eine bleibende Heimath in den von der Natur befestigten Thälern des westlichen Piemonts und gründeten hier eine besondere Kirche, die mit allen auswärtigen Waldensern verbunden, bis jetzt der Hauptsitz ihrer Secte geblieben ist. Ihre Lehre ruht lediglich auf dem Evangelium selbst, das sie nebst einigen Catechismen in ihrem alten, aus französischen und italienischen Sprachelementen gemischten Patois besitzen. In dieser romanischen Volkssprache wurde auch ihr höchst einfacher Gottesdienst bis 1603 gehalten. Da in diesem Jahre ihre alten Barben (Barbes, Oheime, Lehrer) ausgestorben waren, erhielten sie Prediger aus Frankreich und seitdem wird bei ihnen Französisch gepredigt. Diese Lehrer bilden jedoch keinen besondern Priesterstand und ergänzen sich von den Akademien der Reformirten. Ihre Gebräuche beschränken sich auf Taufe und Abendmahl, von dem sie Calvins Vorstellung annahmen. Die Verfassung ihrer meist mit Weinbau und Viehzucht beschäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zusammenhängen, ist republikanisch; jeder steht ein aus Ältesten und Diaconen unter Vorsitz des Predigers zusammengesetztes Consistorium vor, welches die strengste Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten schlichtet. Seit ihrer Entstehung waren die Waldenser durch reine Sitten, Fleiß und Betriebsamkeit vor ihren catholischen Nachbarn ausgezeichnet und als die besten Unterthanen geachtet. Aber obgleich ihre heftigsten Feinde ihnen diesen Ruhm zugestehen mußten, hat der Fanatismus des catholischen Klerus ihnen doch viele unverdiente Verfolgungen bereitet. Schon 1440 wollten die Dominicaner sie in Piemont, wie in Frankreich, mit Feuer und Schwert bekehren; noch schlimmer erging es ihnen, nachdem sie im sechzehnten Jahrhundert mit den Reformirten in kirchliche Gemeinschaft getreten waren. Denn nun trafen sie die nächsten Ausbrüche der papistischen Wuth über die Fortschritte der Reformation, deren Grundsätze sie schon über drei Jahrhunderte beobachtet hatten. Daher ihre Ausrottung in Frankreich und ihre wechselnden Schicksale in Piemont. Die im Marquisat Saluzzo angesiedelten wurden bis 1733 gänzlich vertilgt und die in den übrigen Thälern, nachdem sie vom turiner Hofe erst 1654 eine neue Versicherung ihrer Religionsfreiheit erhalten hatten, mit der treulosesten Hinterlist durch Mönche und Soldaten 1655 angegriffen, mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt und viele schmählich ermordet. Der Rest ihrer Mannschaft setzte sich zur Wehre und nächst ihrer eigenen Tapferkeit verschaffte ihnen die Verwendung der prote-

stantischen Mächte endlich eine neue, obschon beschränktere Bestätigung ihrer Freiheiten durch den am 18ten August 1655 zu Pignerol geschlossenen Vergleich. Neue Gewaltthätigkeiten veranlaßten 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch französischen Einfluß betriebene Verfolgung nöthigte Tausende zur Auswanderung in protestantische Länder. Sie verbanden sich in London mit den französischen Reformirten, in den Niederlanden mit den Wallonen, in Berlin mit der französischen Gemeinde, die zum Theil aus waldensischen Flüchtlingen entstand; bei 2000 gingen in die Schweiz. Von diesen brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Piemont ein und behaupteten sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen, denen endlich auf preußische Fürsprache, durch neue Zusicherungen des Turiner Hofes 1725 Gränzen gesetzt wurden. Noch jetzt genießen sie in ihren alten Thälern von Lucerne, Perusa und St. Martin im westlichen Piemont Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte und zählen daselbst gegen 18,000 Seelen. Einige Hunderte jener Flüchtlinge siedelten sich nach langen, durch den Religionseifer der tübingischen Theologen sehr erschwerten, Unterhandlungen 1699 im Würtembergischen an, wo ihre Nachkommen jetzt in zehn Gemeinen 1600 Köpfe stark sind. Den Reformirten stehen sie durch ihren einfachen Cultus und durch ihre Kirchenverfassung am nächsten, doch in der Geistesbildung hinter den übrigen Protestanten zurück. E.

Waldgötter, s. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, s. Horn.

Waldmenschen. Viel wurde früher von Waldmenschen gefabelt, bis durch die Ausbildung der Naturgeschichte und durch die kritische Sichtung der vorhandenen Berichte der Reisenden, wie nicht weniger durch die in den neuesten Zeiten insbesondere betriebene vergleichende Anatomie das Resultat gefunden wurde: daß kein zwischen dem Affen und dem Menschen in der Mitte stehendes Wesen existire, und daß zwischen beiden eine nicht nur in geistiger, sondern auch körperlicher Hinsicht bedeutende Kluft sey. Es giebt zwar wilde Völker, welche noch tief auf der Stufe der Cultur stehen, und diese mögen in frühern Zeiten vielleicht für nicht viel mehr als Thiere angesehen worden seyn; allein öfter wurden die ungeschwänzten, zuweilen aufrechtgehenden Affenarten, der Schimpanese und der Orangutang, für eine Menschenart gehalten. Selbst Linné machte irriger Weise einen homo troglodytes daraus, und noch jetzt werden oft die genannten Affenarten Waldmenschen genannt, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem Schimpanese nach seinem Vaterlande (das Innere Südafrika) der afrikanische, bei dem Orangutang, aus gleicher Ursache, der ostindische beigefügt wird. Die Naturbeschreibungen erzählen viel von ihrer Geschicklichkeit und von ihrer Lebensart, auf welche der Kürze wegen hier verwiesen werden muß.

Waldnymphen, s. Nymphen.

Wales, s. Wallis.

Walhalla, Valhalla, ist, nach der nordischen Mythologie, der erste Himmel oder der geräumige Wohnort für die im Kampf gegen den Feind gefallenen Helden; aber nur für diese, und nicht für Männer, welche eines natürlichen Todes sterben. Dieser Ort wird von den Dichtern als sehr lieblich, mit Gold prächtig ausgeziert, geschildert. Die Helden, die ihn bewohnen, heißen Enherion (En-

herian); sie werden hier in Gegenwart Odins mit Fleisch und Meth bewirthet, und von den Walkyren, bedient. Die tägliche Beschäftigung dieser Helden ist, in dem Hofe von Walhalla mit einander zu kämpfen, und sich gegenseitig zu tödten; sie werden dann wieder lebendig, und trinken des Mittags in Walhalla mit einander. Auch die Streitrosse der Helden sind hier bei ihnen. Die Männer, welche nicht in der Schlacht, sondern vor Alter oder an Krankheit sterben, kommen nach der Erzählung der Dichter in traurige Gegenden, wo Hel (Hela) eine feindselige Göttin, herrscht.

Walken heißt das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch es von seinen während des Webens erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieser Reinigung wird zugleich sein Zusammenfilzen, d. i. seine größere Dichtigkeit bezweckt. Man walkt das gewebte Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte aufzulösen, dann mit Seife oder seifenartigen Dingen (Urin, Schweinekoth, Walkererde), und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufschlagewassers in einem Troge (Kumpen oder Walkstocke) durch Stampfen oder Hämmer durcharbeiten läßt. F.

Walkererde ist eine Thonerde, die statt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat gewöhnlich eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, fühlt sich sehr sanft und glatt an, glänzt mit dem Nagel gerieben, und schäumt wie Seife im Wasser umgerührt. Sie hat die Eigenschaft, daß sie das Fett in sich saugt: daher ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in Deutschland Walkererde, die beste aber gräbt man zu Hampshire in England. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunst ist nicht bekannt; doch das Reinigen der Zeuge durch Treten u. s. w. verstanden schon die ältesten Griechen, wie uns Homer berichtet.

Walkyren oder Disen, s. Nordische Mythologie. Den Namen Walkyren leitet man ab von Wal, d. i. ein Haufe Erschlagener (daher Walplatz, woraus Wahlplatz geworden) und küren oder wählen.

Wall ist im Allgemeinen der Erdaufwurf, welcher jeden zu befestigenden Platz umgiebt, um ihn der Einsicht des Feindes zu entziehen und vor dessen Projectilen zu schützen, während die darauf erbaute Brustwehr die Vertheidiger desselben deckt. Hiernach hat zwar jedes einzelne Werk der permanenten Befestigung einen Wall, da dessen Eigenschaften sich aber immer in den allgemeinen Bestimmungen vorfinden und nur verschieden modificirt werden, so berühren wir hier blos den Hauptwall, der den innern Theil der Festung umschließt. Dieser muß 1. hoch genug seyn, um sowohl die schon angegebenen Zwecke zu erfüllen, als auch das vorliegende Terrain zu überhöhen; 2. genugsame Stärke besitzen, um den Wirkungen des feindlichen Geschützes widerstehen zu können, und 3. hinlängliche Breite haben, damit hinter der Brustwehr theils Raum für die Vertheidiger und das Geschütz, theils auch ein Weg zu der Veränderung und der Aufstellung des letzteren übrig bleibt. (Wallgang, den Vauban zu 36 Fuß annimmt. — Hier unterscheiden sich die Wälle der Außenwerke wesentlich, denn sie bedürfen theils dieser Breite nicht, theils wird sie auch deshalb vermieden, um dem Feinde keinen Raum zur Erbauung von Breschbatterien zu lassen.) Im Walle befinden sich die Casematten, d. i. Gewölbe, die zur sichern Unterbrin-

gung der Garnison und Aufbewahrung der Vorräthe oder zur Vertheidigung bestimmt sind, im letztern Falle Defensiv-Casematten genannt, und zur Verhinderung jedes Etablissemenis im bedeckten Wege oder auf der Contrescarpe unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriß des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu befestigenden Raum einschließen, und bildet wegen der nöthigen gegenseitigen Bestreichung aus- und eingehende Winkel; die Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird jetzt durch die Bastionen erlangt (s. d. Art.). Der Theil des Walles, der zwei solche Werke verbindet, heißt die Courtine (Mittelwall), die von den Fleeten der Bollwerke bestrichen wird, und deren Länge daher von der Lage und Höhe jener abhängt; die Facen der Bollwerke bilden mit der Courtine den Umriß der Festung; beide werden durch die Flanken mit einander verbunden.

Wall (Anton), oder mit seinem wahren Namen Ch. L. Heyne, wahrscheinlich im Jahre 1751 geb. zu Burgstädt im Schönburgischen, wo sein Vater Prediger war. Von seiner frühern Erziehung ist nichts bekannt, außer daß er entweder die Dom- oder die Stadtschule in Naumburg besucht und dann in Leipzig Jurisprudenz, besonders aber Staatsrecht, Politik und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirt und sich dabei mit dem Studium der neuern Sprachen beschäftigt hat. Mit physischer und geistiger Kraftanstrengung studirte er mehrere Jahre, und schon hier, als er keine Vorlesungen mehr hörte, betrat er oft Wochen lang nicht die Straße. Im Jahre 1779 trat er daselbst zuerst als Dichter auf; es erschienen von ihm Kriegslieder mit Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preußische Grenadier (Gleim) den Anstoß gegeben hatte. Ihnen folgten im Anfange der achtziger Jahre zwei Lustspiele. Sie befinden sich auch im komischen Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von J. G. Dyk (Leipzig 1777—86, 10 Theile); nämlich die beiden Billets, nach Florian, und die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode, nach Collé. Überhaupt fällt in diese, wie schon Andere bemerkt haben, ziemlich prosaischdürftige Zeit die Hauptperiode seines schriftstellerischen Ruhms. Vorzüglich gefielen die beiden Billets in ihrer classischen Bearbeitung durch ihre wirklich originale Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere so sehr, daß sie noch immer nicht von der Bühne verschwunden sind und daß sie sogar mehrern Lustspieldichtern Veranlassung zu Fortsetzungen gegeben haben, unter welchen wir nur den Bürgergeneral von Göthe nennen. Wall selbst lieferte später 1791 in demselben Geiste eine höchst gelungene Fortsetzung der beiden Billets im Stammbaume; eine zweite Fortsetzung, die Walls Unzufriedenheit mit dem Göthischen Bürgergenerale veranlaßt hatte, ist durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen. Im Jahre 1781 erschien von ihm, nach einem englischen Originale, Miß Sara Salisbury, eine engländische Begebenheit, und 1781 — 82 gab er ohne seinen Namen eine Übersetzung der besten Werke der Maria Riccoboni aus dem Franz. in vier Bänden heraus. Die dramatischen Kleinigkeiten, welche 1783 heraus kamen, bilden einen Theil der anmuthigen Darstellungen, welche später den Beifall des deutschen Publicums unter dem ausländischen, aber anspruchlosen Titel Bagatellen gewannen. Sie erschienen in zwei Bändchen, Leipzig 1786 und 1788. Der Verfasser hatte mehrere Formen der Darstellung gewählt; in allen aber zeigte sich eine glückliche, wenn auch mehr durch

Kunst nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der strengsten Correctheit einen Grad von Politur und feinem Farbenschmelz, wie man ihn damals etwa nur bei dem Dichter der Wilhelmine fand. Auch die Erfindung war, einigen Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geistreich; in dieser Hinsicht verdient Antonie eine besonders rühmliche Erwähnung. Im Jahre 1787 gab er uns einen Band Erzählungen nach Marmontel, welche ebenfalls günstig aufgenommen wurden. Unterdessen hatte Wall Leipzig verlassen und lebte als Privatsecretär bei dem Kanzler Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er ziemlich lange privatisirt hat. Dieser Aufenthalt fällt etwa in die Jahre 1788, 89, 90, oder in die Wöllnerische Periode. Von seiner öffentlichen oder literarischen Thätigkeit daselbst ist wenig laut geworden; doch ist zu bemerken, daß er wenigstens für Andere Memoriale, Auszüge aus juridischen Schriften, Gutachten und andere Aufsätze dieser Art verfertigt hat, in welchen man schwerlich den Verfasser der Bagatellen erkennen möchte. Auch wurde ihm von der preußischen Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus Liebe zur freien literarischen Muße ausschlug. Seit 1788, wo der zweite Theil der Bagatellen erschien, finden wir bis zum Jahre 1799, außer der genannten Fortsetzung der beiden Billets, keine weitere Spur seiner Autorschaft. Er hatte Berlin verlassen und lebte in stiller verborgener Zurückgezogenheit erst in Rochlitz in Sachsen bei dem damaligen Amtmann Drobisch als Hausfreund oder als Hauslehrer, dann in Geringswalde, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Rochlitz, bei dem Finanzprocurator Wendt. Von hier aus folgte er im Jahre 1798 der freundlichen Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, welcher ihn unter der Bedingung, für seinen Verlag einige Schriften auszuarbeiten, bei sich aufnahm. Hier leuchtete die fast erstorbene Geistesflamme noch einmal auf, und plötzlich erschien unter seinem Namen 1799 Amathonte, ein persisches Mährchen, und gleich darauf das Lamm unter den Wölfen, als Anhang zur Amathonte. Zwar vermißte man etwas von der natürlichen Frischheit seines Colorits, er war hin und wieder geschwätzig und gefiel sich oft in einer gezierten Naivetät; doch blieben die genannten Werke immer eine erfreuliche Erscheinung, in so fern man hoffen durfte, daß sich seine bessere geistige Natur erholen würde. Weniger gefielen Adelheid und Aimar, eine Mischung von Ritter- und Liebesgeschichten, in welchen es nicht immer ganz rein zugeht. Dieser Roman, vorgeblich nach einem arabischen Muster, in der That aber nach einem französischen Originale gebildet, erschien im Jahre 1800. Die Gemeinplätze der Liebe sind hier oft mit zu süßlicher Redseligkeit ausgesponnen. Auch ist nicht zu läugnen, daß der Ton der guten Laune in der darauf folgenden Korane noch etwas weiter herabgestimmt ist, als in der Amathonte, und daß dieser im Murad fast gänzlich verstummt. Diese beiden persischen Mährchen, die jedoch von modernen witzelnden Anspielungen nicht frei sind, kamen nach des unglücklichen Richters Tode zu Altenburg 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem verfiel er wieder in eine Art von Lethargie, so daß er nicht einmal den zweiten Theil des Murad geschrieben hat, wiewohl dieser unter seinem Namen erschienen ist. Mit Ausnahme einiger Gedichte, die theils in den sächsischen Provinzialblättern stehen, theils eine gelegentliche Veranlassung haben, hat A. Wall seit 1801 nichts von sich hören lassen. Vom Jahre 1805 bis 1809 lebte er in Ehrenberg, einem reizenden

Kammergute bei Altenburg, auf Kosten der herzoglichen Kammer. Man hoffte, daß sich in der Freiheit und Schönheit der Natur seine abgespannte Kraft stärken würde; allein mehrere Umstände, die hier besser verschwiegen werden, vereinigten sich, um ihn in jener Arbeitsscheu und geistigen Ohnmacht gefesselt zu halten. Kaum verließ er sein Zimmer, um sich einmal in freier Luf zu bewegen, oder das Federvieh im Hofe zu füttern. In diesem Zustande kam A. Wall im Mai 1809 nach Gößnitz, einem Städtchen bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Gesundheit, doch ohne literarische Thätigkeit 14 Wochen lang lebte. Von da kam er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau von Burghardi als Hauslehrer, und da sich dieses Verhältniß lös'te, nach Zedtwitz bei Hof zum Kammerherrn von Plotho, dessen jüngste Kinder er bis zum Tode des einen unterrichtete. Er hätte hier in mehrern Hinsichten eine angenehme Lage finden können; allein er verließ auch diese Stelle bald und privatisirt gegenwärtig in Hirschberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, ohne daß man von seinem jetzigen Leben und Weben etwas Genaueres angeben kann. Wenn wir einen Blick auf die frühere Laufbahn dieses von den gebildeten Deutschen so sehr begünstigten Schriftstellers werfen, so muß man freilich bedauern, daß er von seinem großen Erzählertalente und von seinen Kenntnissen keinen erfreulichern Gebrauch gemacht hat. Ein getroffenes, wiewohl etwas verschönertes Bildniß von ihm findet sich vor der Korane.

Wallachei, eine osmanische Schutzprovinz, die die Osmanen Eflak nennen. Sie machte zu den Zeiten der Römer einen Theil von Dacien aus, erhielt im 12ten und 13ten Jahrhundert ihre von Byzanz abhängigen Fürsten, die nach dem Verfalle des byzantinischen Reichs bald sich an Ungarn, bald an Polen schlossen, je nachdem eines dieser Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und wurde endlich 1421 den Osmanen zinsbar. Doch ließen diese der Provinz, da sie sich freiwillig unterworfen hatte, ihre eignen Despoten und Verfassung und den Einwohnern die ungehinderte Ausübung ihrer Religion, nur nahmen sie für sich die drei Plätze Ibrail, Dschiurdschiu und Thurnul, welche sie zur Beschützung der Donau noch jetzt besetzt halten. — Die Wallachei liegt zwischen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen, ein großes fruchtbares Land von 1107 □ Meilen, das Korn, Tabak, Lein, Pferde, Schaafe und Salz im Überflusse hat, und zu den reichsten und gesegnetsten Ländern des Erdbodens gehören könnte, wenn eine industriösere Nation es bewohnte und eine bessere Verfassung vorhanden wäre. Zweige der Karpathen durchziehen in mannichfaltigen Richtungen das Land, und bilden fruchtbare Thäler, von unzähligen Bächen bewässert; auch fehlt es nicht an lachenden Ebenen. Auf den Bergen erheben sich ansehnliche Laub- und Nadelwaldungen. Der fette Boden erzeugt Getraide im Überflusse, ungeachtet die Cultur nur mäßig ist. Das Obst, der Tabak ist vortrefflich, und der Wein giebt dem ungarischen nichts nach. In den grasreichen Ebenen und auf den kräuterreichen Höhen weiden zahllose Heerden, und veranlassen einen beträchtlichen Handel mit Vieh aller Art. Eben so wenig fehlt es an Wildpret und an Fischen, als Hausen, Störe, Karpfen, Hechte, Forellen. Auch die Schätze des Mineralreichs sind wahrscheinlich bedeutend, aber niemand forscht ihnen nach. Die Einwohner, höchstens 500,000 Köpfe, sind der größern Masse nach entweder Walachen oder Zigeuner; jene, die ur

sprünglichen Bewohner, ein Gemisch der verschiedenartigsten Nationen: Dazier, Bulgaren, Slaven, Gothen und Römer, die sich selbst Römer nennen und ein römisches Patois reden, machen einen verdorbenen Volkshaufen aus, der sich durch eine angeborne Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust, Unempfindlichkeit auszeichnet; diese, die in großer Zahl vorhanden sind, sehen sich hier wie in allen Ländern, wo sie eingewandert sind, gleich. Die Religion beider ist die griechische. Die Verfassung ist völlig despotisch. Der Fürst oder Hospodar wird von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman bestätigt und nach Gutdünken absetzen kann; er wird immer aus einer der großen griechischen Familien, die in Constantinopel wohnen, genommen, und zahlt an die Pforte einen bestimmten jährlichen Tribut von 300,000 Löwenthalern, außer den jährlichen Geschenken, die er für Bestätigung seines Firmans geben muß. Dafür steht es ihm dann frei, das Land so methodisch auszuplündern als möglich, und meistens ist auch nur darauf sein ganzes Augenmerk gerichtet. Die Hauptstadt der Wallachei, welche in die untere, obere und westliche eingetheilt wird, heißt Bucharest. — Der letzte Fürst Caradja entzog sich im Oct. 1818 der von ihm vielleicht ohne Grund befürchteten Absetzung durch die Flucht, und begab sich mit seiner Familie und seinen Schätzen durch Ungarn nach Genf und Genua. Die Pforte ernannte im Januar 1819 an seine Stelle den Fürsten Alexander Suzzo zum Hospodar der Wallachei.

Wallenstein (Albrecht, Graf von), Herzog von Friedland, Generalissimus der österreichischen Armee im dreißigjährigen Kriege, — ein Mann, dessen Name ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu erregt; denn Wallenstein that zwar Großes und Ungewöhnliches, kannte aber keinen andern Zweck als die Befriedigung seines Ehrgeizes, wozu er sich aller, auch der verderblichsten Mittel bediente. Dadurch ward er das Schrecken seiner Zeitgenossen, ohne sich durch seine Thaten die Achtung der Nachwelt zu erwerben. Er griff in dem engen Raume von neun Jahren (1625—1634) mächtig ein in die Begebenheiten seiner Zeit; daher hat er viel Geschichtschreiber gefunden. Doch ist der Schleier, der über dem letzten Act seines Lebens liegt, noch von keinem ganz gehoben worden. Arndt (Ansichten der deutschen Geschichte. I.) entwirft von ihm folgende Schilderung: Was Muth und Unerschrockenheit Großes, was Herrschaft und Befehl Strenges und Gebieterisches, und was Freundlichkeit und Freigebigkeit Liebliches und Herzgewinnendes haben, was in der Geschwindigkeit und Kühnheit begeistert, in der Festigkeit stärkt, und in der Zuversicht ermuthigt: — das alles und eine stattliche Gestalt, einen heroischen Blick und einen königlichen Anstand hatte die Natur in diesem Einen Manne vereinigt. Dazu ein Reichthum von Kenntnissen und ein tiefer unergründlicher Sinn, ein dunkler und geheimer Aberglaube, der aus den Gestirnen und Himmelszeichen die Welt und ihre Geschichte deuten wollte. Weil Wallenstein in seinem großen Gemüthe und in seinen Entwürfen verloren war, darum konnte er von kleinen Menschen überlistet und ermordet werden. Welche seiner Plane, wie weit gereift, wohin sie zielten, ob er nicht eben so gut für das deutsche Vaterland und Kaiser Ferdinand, als gegen sie, gelenkt konnte, ob seiner Seele in den Sternen seines Herzens alles schon bis zum Entschlusse klar und hell war: das deckte die Nacht zu, die ihn in seinem Blute schwimmen sah. — Albrecht von Wallenstein (eigentlich Waldstein, unter welchem Namen das Geschlecht noch blüht, zu

Dur in Böhmen) wurde den 14ten Sept. 1583 zu Prag geboren. Er stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, die der protestantischen Religion zugethan war. An dem Unterrichte, der ihm im väterlichen Hause und auf der damals berühmten protestantischen Schule zu Goldberg in Schlesien ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Geschmack; sein unruhiger aufbrausender Geist widerstrebte der Zucht, und bei allen muthwilligen Streichen war er stets der Anführer seiner Mitschüler, über die er eine gewisse Oberherrschaft ausübte. Eben so betrug er sich auf der Universität Altorf, die er 1594 bezogen hatte; verübte Excesse brachten ihn hier in das akademische Gefängniß. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienste des Markgrafen Carl von Burgau, eines Prinzen der österreichisch-tyrolischen Seitenlinie, der zu Inspruck residirte. Hier trat Wallenstein zur catholischen Kirche über, und erhielt von seinem Herrn Unterstützung, eine Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise war das Studium des Heer- und Finanzwesens, und die Beobachtung der verschiedenen Staatsmänner und Feldherren sein einziges Augenmerk. Dann studirte er eine Zeit lang auf der damals berühmten Universität Padua Mathematik und Politik; vorzüglich aber Astrologie. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vorhersagung eines glänzenden Glücks, besonders für diese Wissenschaft gewonnen und zu seinen spätern Entwürfen angeregt zu haben. Im J. 1606 machte Wallenstein bei der kaiserlichen Armee einen Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit, bewies viel persönliche Bravour, und wurde Hauptmann. Ein baldiger Friede (11ten Nov. 1606) endigte diesen Feldzug, und Wallenstein ging ohne Anstellung nach Böhmen zurück. Hier heirathete er eine sehr reiche, aber schon bejahrte Wittwe, die ihm nach einer kurzen, kinderlosen Ehe ein großes Vermögen hinterließ. Diese Erbschaft setzte ihn in den Stand, an dem Hofe des Kaisers Matthias zu Wien eine glänzende Rolle zu spielen. In einem unbedeutenden und kurzen Kriege, der im J. 1617 zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steyermark und der Republik Venedig im Friaul ausbrach, warb er auf eigne Kosten 200 Reiter, und führte sie dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., zu, bei dem er sich dadurch in große Gunst setzte. Er zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit bei dem Entsatze von Gradisca aus, und erwarb sich die Anhänglichkeit der Offiziere und Soldaten durch außerordentliche Freigebigkeit, und durch die Sorgfalt, die er für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse bewies. Nach geendigtem Kriege ernannte ihn Ferdinand zum Obersten der Miliz in Mähren zu Ollmütz. Damals heirathete er in zweiter Ehe Isabelle, die Tochter des Grafen Harrach, eines Günstlings Ferdinands, und ward von Ferdinand in den Grafenstand erhoben. — Bei dem Ausbruche der Unruhen in Böhmen 1619 ergriff Wallenstein die österreichische Partei gegen die protestantischen Böhmen. Von diesen gedrängt, mußte er Ollmütz verlassen, rettete jedoch die ansehnliche Landescasse nach Wien. Er hatte davon 12,000 Thaler behalten; mit diesem und seinem eignen Gelde warb er 1000 Mann Küraßiere an, die er dem österreichischen General Boucquoi nach Böhmen zuführte. Hier zeichnete er sich als Oberster in verschiedenen Gefechten und in der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag (8ten Nov. 1620) aus. Damals entspann sich auch zwischen ihm und Tilly die späterhin so folgenreiche Abneigung. Wallenstein hatte nämlich die von Tilly gewählte Schlachtordnung getadelt. Nach jenem Siege ging er mit der österreichischen Armee unter Boucquoi

nach Mähren, dessen feste Plätze sich den Siegern bald öffneten. Wallenstein wurde jetzt Militärgouverneur in Mähren, und erhielt seine von den protestantischen Böhmen eingezogenen Güter zurück. Er wurde zum Generalmajor ernannt, und nachdem Boucquoi geblieben war, commandirte er gegen den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, mit Glück. Der Kaiser belehnte ihn (1622) mit der Herrschaft Friedland in Böhmen, und machte ihn im folgenden Jahre zum Fürsten von Friedland; deswegen nannte man ihn in der Folge gewöhnlich, blos den Friedländer. — Als jetzt der Krieg auch das nördliche Deutschland ergriff, wo der König von Dänemark (1625) an die Spitze des niedersächsischen Kreises gegen die Ligue trat, da befand sich der Kaiser in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. Wallenstein erbot sich, auf eigne Kosten und ohne den geringsten Beitrag von Seiten des Kaisers, eine Armee von 50,000 Mann aufzustellen, mit der Bedingung, der oberste Befehlshaber derselben zu seyn, und die in den eroberten Ländern eingetriebenen Brandschatzungen für sich behalten zu dürfen. Es war in jenen Zeiten nicht ganz ungewöhnlich, daß ein General ein Truppencorps auf eigne Kosten warb, und sich dann in Feindes und Freundes Land für seinen Aufwand entschädigte. Aber daß Wallenstein ein so zahlreiches Herr aufstellen wollte, mußte als ein abenteuerlicher und unausführbarer Plan erscheinen. Dem Kaiser blieb jedoch kein andres Mittel übrig, und er nahm Wallensteins Antrag auf jede Bedingung an; auch erhob er bald nachher den Fürsten von Friedland zum Herzog. Wallensteins Name und die thätige Mitwirkung vieler ihm ergebenen Offiziere machten, daß sich bald ein Heer von 25,000 Mann unter seinen Fahnen bei Eger versammelte. Unverzüglich zog er mit demselben (1625) nach Franken, wo das Land sie eine Zeit lang unterhalten mußte, dann durch Schwaben und den oberrheinischen Kreis nach Niedersachsen. Hier nahm Wallenstein verschiedene Städte ein, blieb in Halberstadt den Winter hindurch, und besetzte selbst einen Theil von Obersachsen. Überall mußten seine Truppen, deren Anzahl sich fortwährend vermehrte, von den Einwohnern unterhalten werden. Ihm stellte sich der berühmte Graf Peter Ernst von Mansfeld mit einer weit schwächern Armee entgegen, und belagerte Wallensteins Brückenkopf an der Elbe bei Dessau. Aber der Friedländer zog schnell heran und schlug den Mansfelder (18ten April 1626) gänzlich in die Flucht. Doch dieser sammelte neue Truppen, mit denen er sich, um zu Bethlen Gabor zu stoßen, (im Juli 1626) durch Schlesien gegen Ungarn wandte. Wallenstein folgte ihm rasch; Gabor schloß Waffenstillstand, und Mansfeld zog sich nach Dalmatien zurück, wo er starb. Hierauf entsetzte Wallenstein das von den Türken belagerte Novigrad und eroberte Waizen. Gabor machte nun mit dem Kaiser Friede, daher kehrte Wallenstein (1627) aus Ungarn durch Schlesien, die Lausitz und die Mark Brandenburg (im August 1627) nach Niedersachsen zurück, und nöthigte den König von Dänemark, der ihm und der ligistischen Armee unter Tilly nicht zugleich widerstehen konnte, zum schnellen Rückzug. Wallenstein eroberte in kurzer Zeit das Herzogthum Meklenburg, wo er ungeheure Contributionen foderte, und drängte die Dänen nach Holstein, das er bis auf Glückstadt, so wie den größten Theil von Schleswig und Jütland, noch in diesem Feldzug eroberte, weil man auf einen so unerwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle diese Länder wurden sehr hart behandelt. Da

Wallenstein aus Mangel an Schiffen in die dänischen Inseln nicht eindringen konnte, so nahm er seine Winterquartiere längs der Küste der Ostsee, besetzte Pommern, und dehnte seine Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feste Stralsund weigerte sich, österreichische Besatzung einzunehmen. Der Kaiser erklärte die beiden Herzoge von Meklenburg, weil sie die dänische Partei ergriffen hatten, in die Acht, und belehnte mit ihren Ländern und mit dem heimgefallenen Fürstenthume Sagan (1628) Wallenstein, den er auch zum Admiral der Ostsee ernannte. Es schien dabei die Absicht zu seyn, den Kaiser zum Herrn der Küste der Ostsee zu machen, und den Handel der mit Spanien entzweiten Holländer in diesem Meere zu Grunde zu richten. Allein die Hanseestädte schlugen Wallensteins Ansinnen, ihm Schiffe zu liefern, ab, und dieser hatte nicht Kraft genug, den abenteuerlichen Plan auszuführen. Auch mißlang ihm der Angriff auf das von Dänemark und Schweden unterstützte Stralsund das er zwei Monate hindurch (vom Mai bis Juli 1628 belagerte; er verlor dabei in verschiedenen Stürmen mehr als 12,000 Mann. Eben so mußten seine Truppen vor Glückstadt und vor Magdeburg abziehn. Nochmals unternahm er (im Sept.) den Angriff auf Stralsund. „Die Stadt müsse sein werden, und wäre sie mit Ketten an den Himmel befestigt!“ Aber umsonst. Er mußte zum zweiten Male die Belagerung aufgeben. Darauf eroberte er Rostock und schlug die Dänen bei Wolgast. Seine weitern Fortschritte hemmte der von ihm selbst, weil er den ruhigen Besitz von Meklenburg dadurch zu erlangen glaubte, beförderte Friede zwischen dem Kaiser und Dänemark zu Lübeck (1629). Da aber Wallenstein von dem Lübecker Congresse die schwedischen Gesandten schimpflich weggewiesen, und zugleich seinen Vertrauten Arnheim mit 12,000 Mann dem König Sigismund von Polen zu Hülfe gegen Gustav Adolph geschickt hatte, so gab er dadurch Ursache zu einem neuen Kriege, zu dem mit Schweden. Doch die weitaussehenden Entwürfe des Kaisers, so wie das übermüthige Betragen Wallensteins und die ungeheuern Erpressungen, die er und seine Truppen selbst in neutralen Ländern verübten (er hatte binnen 7 Jahren 600 Millionen Thaler an Brandschatzungen im nördlichen Deutschland erhoben), bewogen die deutschen Fürsten, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) dem Kaiser das Versprechen abzuzwingen, seine Armee bis auf 30,000 Mann herabzusetzen, und Wallenstein das Commando derselben abzunehmen. Es geschah wohl mehr aus der Absicht, die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu befördern, als aus Theilnahme an den Leiden der Völker, daß Ferdinand II. sich zu dem Entschlusse bewegen ließ, einen Feldherrn, der Österreich gerettet und auf den Gipfel der Macht gebracht hatte, auf eine kränkende Art zurückzusetzen. Vorzüglich trugen der von Wallensteins Stolz beleidigte Churfürst von Bayern und Richelieus Vertrauter, der Pater Joseph, dazu bei. Wallenstein, der mit dem Heerbefehl zugleich das Herzogthum Meklenburg aufgeben mußte, schien diese Zurücksetzung gleichgültig zu ertragen, und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem königlichen Aufwande. Ihn umgaben eigene Garden. Ihn bedienten 60 Pagen und 20 Kammerherren. Er reiste auf seine Güter mit einem Gefolge von 200 Wagen. Und Battista Seni, sein Astrolog, verkündigte ihm aus den Gestirnen eine neue glänzendere Laufbahn. Da nöthigte Gustav Adolphs Kriegsglück in Deutschland, dem Tilly hatte weichen müssen, und dem kein andrer General entgegenzustellen war, den Kaiser zu dem

demüthigenden Schritt, dem abgesetzten Wallenstein das Commando der Armee wieder anzutragen. Nach einigem Zaudern nahm Wallenstein diesen Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Ansehn des Kaisers sehr herabsetzten. Wallenstein erhielt eine unumschränkte, vom Kaiser fast unabhängige Gewalt nicht nur über die Armee, sondern auch in den Reichsländern nach Willkühr zu handeln, Güter zu confisciren, zu strafen und zu belohnen. Für Meklenburg halte er sich Entschädigung und überdies als Belohnung ein kaiserliches Erbland ausbedungen. In unglaublich kurzer Zeit versammelte Wallenstein eine Armee von 40,000 Mann bei Znaim. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und andere Städte eingenommen hatten; darauf vereinigte er sich mit den Truppen des Churfürsten von Bayern und zog nach Franken gegen Nürnberg. Aber schon war Gustav zum Schutz herbeigeeilt, und Wallenstein, obgleich dem König zur Hälfte überlegen, vermied es doch zu schlagen. Beide Theile verschanzten sich, und Gustav wartete die ihm zueilenden Verstärkungen ab. Wallenstein unternahm keinen Angriff und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da er nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so versuchte Gustav Adolph, das österreichische Lager (24. August 1632) zu erstürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeschlagen. Die schwedische Armee wendete sich nun nach Nordschwaben, und machte da neue Eroberungen, Wallenstein aber ging plötzlich auf das unbesetzte Sachsen los, um den Churfürsten von dem Bündnisse mit Schweden abzuziehen. Gustav Adolph folgte ihm dahin nach, und es kam (6. November) zu der berühmten Schlacht bei Lützen. Wallenstein, selbst verwundet, mußte mit großem Verlust von Menschen (auch Pappenheim war gefallen) und seiner ganzen Artillerie, das Schlachtfeld verlassen, das die Schweden, obgleich ihr großer König geblieben war, unter dem Herzog Bernhard von Weimar behaupteten. Wallenstein zog sich nach Böhmen zurück, und ließ zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Offiziere und Soldaten halten, die beschuldigt waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; viele derselben wurden hingerichtet. Erst im Mai 1633 rückte Wallenstein wieder ins Feld, und ging nach Schlesien, wo sich eine schwedische Armee, mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereint, befand. Wallenstein unternahm anfangs, ungeachtet seiner Überlegenheit, nichts Ernstliches. Diese auffallende Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Österreichs, stehe. Man legte ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum König von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Ob diese aber blos die Grundlage eines zu schließenden Friedens, oder Wallensteins eignes Interesse zugleich mit betrafen, wird nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen seyn, so lange nicht bisher unbekannt gebliebene Urkunden aus noch verschloßnen Archiven mitgetheilt werden. Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Schritte des Kaisers wider Wallenstein bekannt gemacht hat, dürfte wohl nicht ganz unbedingt anzunehmen seyn. — Nachdem ein siebenwöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen Wallensteins in der übrigen Zeit dieses Feldzugs blos darauf, daß er im Spätjahre (18. Oct. 1633) ein schwedisches Corps bei Steinau überfiel und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte, und einen Einfall in die Lausitz und die Mark

Brandenburg, selbst bis Berlin machte. Allein den gefangenen Grafen Matth. Thurn, den Anstifter des ersten Aufstandes der Böhmen, entließ er frei und reich beschenkt mit geheimen Aufträgen zum schwedischen Kanzler, worüber man in Wien sehr aufgebracht war. Der Herzog aber kümmerte sich nicht um die Gunst eines Hofs, den er als undankbar erkannt hatte und den er verachtete. Indeß bewirkten seine Operationen nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Marsch, den Wallenstein auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard von Weimar weitere Fortschritte in Bayern aufzuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog Wallenstein bei der Annäherung des Herzogs sich nach Böhmen zurück und nahm da seine Winterquartiere. Diese Maaßregel, die ganz wider den Willen des Kaisers war, der seine Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen Wallensteins Treue; seine Feinde am kaiserlichen Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von Wallenstein gemachten Verschwörung vor, deren Zweck seyn sollte, sich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen, und sich in diesem Besitz durch den Beistand der Schweden und einiger protestantischen deutschen Fürsten zu behaupten. Als nun Wallenstein zu Pilsen am 11. Jan. 1634 einem versammelten Kriegsrathe alle seine Beschwerden gegen den Kaiser vorgelegt und die Generale zum Theil für seine Absicht gewonnen hatte, erkannte man in Wien, wo von Octavio Piccolomini alles angezeigt worden war, das Dringende der Gefahr. Ferdinand II. erließ daher (d. 18. Februar 1634) ein Mandat, in welchem er Wallenstein des Commando's der Armee entsetzte, und ihn als Verräther und Rebellen nebst Illo und Terzky ächtete. Es wurden zugleich Generale, auf deren Treue man sich verlassen konnte, beordert, um sich Wallensteins todt oder lebendig zu bemächtigen. Wallenstein begab sich daher nach Eger, um, wie man diesen Schritt erklärte, der Gränze und den schwedischen Truppen näher zu seyn. Es schien freilich ihm nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Platzes, wie Eger, zu versichern, und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung wirklich geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen gewesen seyn. Wallensteins Ermordung machte allen seinen, wirklichen oder vermutheten, Planen ein plötzliches Ende und Deutschland ward dadurch wahrscheinlich von einer großen Catastrophe gerettet. Einige Offiziere der Garnison zu Eger, der Oberste Leßlie, ein kathol. Irländer, dem Wallenstein alles vertraut hatte, der Festungscommandant Buttler, und Oberstlieutenant Gordon, beide protestantische Schottländer, verschworen sich, da jeder Verzug Gefahr zu bringen schien, zu Wallensteins Untergang. Am 25sten Februar 1634 wurden bei einem in dieser Absicht von den Verschwornen veranstalteten Gastmahle die vertrautesten Freunde Wallensteins, Illo, Wilh. Kinsky, Terzky und dessen Adjutant, der Rittmeister Neumann, von Buttlers Dragonern, unter Anführung des Majors Geraldin, plötzlich überfallen und getödtet. Darauf übertrugen sie dem Irländer Deveroux und sechs Hellebardierern die Vollstreckung des Blutbefehls an Wallenstein, der, in seinem Schlafzimmer überfallen, schweigend mit ausgebreiteten Armen der Hellebarde tödtlichen Stoß in die feste Brust empfing und ohne einen Laut todt niedersank. Er war noch nicht 52 Jahr alt. Kein Arm erhob sich, um seinen Tod zu rächen. Er wurde ohne Gepränge in

der von ihm gestifteten Carthause zu Gitschin beigesetzt. Ihn beweinte allein eine trauernde Witwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets verschloßne, herrische Mann nicht. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei Wallenstein fand, wurde eine Beute der Verschwornen und ihrer Gehülfen. Man hätte sich seiner sämmtlichen Papiere bemächtigt, aber es ist davon nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das seine Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen, und zum Theil denjenigen gegeben, die seinen Untergang hatten befördern helfen. — Die Haupturkunde zu Wallensteins Anklage ist der Bericht seines Unterhändlers Scesina an den Kaiser 1635, den Herr von Murr im latein. Original zuerst, Halle 1806, bekannt gemacht hat. Nach diesem Bericht hatte Wallenstein schon seit 1630 (vor und nach der Schlacht bei Leipzig) mit Gustav Adolph geheime Unterhandlungen angeknüpft. Aber hatte nicht Scesina ein Interesse, Wallenstein als schuldig darzustellen? Die Apologie und Verantwortungsschrift der Mörder Wallensteins, am 10ten Tage nach der That in Eger gedruckt, ist wiederabgedruckt im Morgenblatt 1816. Nr. 175 — 178. — Wallenstein war von großem starken Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war stets ernst, kalt und zurückstoßend. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An seiner immer reichbesetzten Tafel war er selbst sehr mäßig, so wie er allen Lockungen der Sinne widerstand, und nichts suchte als Befriedigung seiner Ehrsucht und Herrschbegier. Doch verschwendete er viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen glänzenden Hofstaate. Seine eigne Kleidung war gewöhnlich nicht ohne bizarre Zusammensetzung. Er besaß viel Klugheit, Menschenkenntniß und Arglist, besonders die Kunst, Andre zu erforschen und dabei seine eignen Absichten zu verbergen. Gegen die, welche von ihm abhingen, war er hart, und nicht selten grausam. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu seinen Zwecken brauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Mit persönlicher Bravour verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst, und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüber stehenden großen Taktikern, Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, nicht verglichen werden kann. Alle seine Unternehmungen baute er auf die Überlegenheit an Truppen, und seine Art Krieg zu führen war mehr Politik, als Kriegswissenschaft. Ohne Achtung für die Religion selbst, war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrer Seits wieder haßte. Über die Vorurtheile seines Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor seinem Tode von ihm trennte, war der italienische Astrolog Seni, der, wie man vermuthete, von dem kaiserlichen Hofe erkauft war, um ihn irre zu leiten. — Die jedem gebildeten Deutschen bekannten dramatischen Dichtungen Schillers, Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod, sind anerkannte Meisterwerke der Kunst, und ruhen auf historischem Grunde. Denn wie Schiller selbst von Wallenstein sagt: Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen. — Einige der handelnden Personen (Thekla und Max) sind blos Geschöpfe der Phantasie des Dichters.

Wallfahrten, s. **Prozessionen**,

Wallfisch, **Wallfischfang**. Der **Wallfisch** ist, das größte unter allen jetzt auf der Erde lebenden Thieren. Er soll ehemals,

wo ihm noch nicht so sehr nachgestellt und er also älter wurde, noch größer geworden seyn; man fand ihn 200 Fuß lang, während man ihn jetzt selten länger als 70 bis 80 Fuß findet. Die Höhle seines Rachens ist so groß und weit, daß sie ein Boot mit acht Mann fassen kann. Seine äußere Gestalt ist zu bekannt, als daß wir für nöthig erachten könnten, hier bei derselben zu verweilen. Seine Stärke ist unglaublich; er vermag mit einem Schlage seines Schwanzes den Narwal todt zu schlagen. Sein Gewicht beträgt gewöhnlich 100,000 Pfund. Man hat den Wallfisch lange zu den Fischen gerechnet, allein er ist ein Säugthier. Das Weibchen gebiert ein lebendiges Junges und säugt es groß. Über die Lebensweise der Wallfische weiß man sehr wenig; es ist äußerst schwierig, darüber Näheres anzugeben, da sie nicht in der Nähe beobachtet werden können. Daß die Wallfische ein hohes Alter erreichen können, ist sehr begreiflich. Buffon meint, sie könnten wohl 1000 Jahre alt werden. — Man fängt den Wallfisch nur des Thranes und der Baarten wegen. Der Wallfischfang beschäftigt viele Menschen, es gehen alljährlich mehrere hundert Schiffe auf den Wallfischfang aus. Man braucht dazu große und starke Schiffe, weil kleinere der Gewalt des Eises nicht würden widerstehen können. Sobald man den Wallfisch erblickt, schickt man ihm einige Schaluppen entgegen, die möglichst nahe und behutsam an ihn rudern; sind sie ihm auf 30 Schuh nahe, so wirft der Harpunier seine Harpune — eine 5 bis 6 Fuß lange, spitzige, mit scharfen Widerhaken versehene Lanze — dem Thier in den Leib. Ist er getroffen, so senkt er sich auf den Grund, erhebt sich aber bald wieder auf die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Mittelst des an der Harpune befestigten Seiles ziehen die Schiffer den Wallfisch, wenn er vom Blutverlust unter vielen Zuckungen gestorben ist, an das Schiff, steigen auf den wie eine Insel hoch daliegenden Körper des Thieres, um den Speck und die Baarten herauszuhauen. Die Arbeiter haben, um auf der Haut des Wallfisches desto sicherer zu stehen, einschneidende Eisen unter den Schuhen. Das Fleisch mit dem ganzen Gerippe läßt man liegen; es wird eine Beute unzähliger Seethiere und Vögel. Ein großer Wallfisch giebt an Speck und Baarten einem dreimastigen Schiffe volle Ladung und wird gegen 5000 Rthlr. an Werth geschätzt. Jetzt ist der Wallfischfang wenig einträglich mehr, da die Zahl der Thiere und der Gebrauch des Fischbeins sehr vermindert ist. Das Fischbein wird von den Baarten gewonnen, die man aus dem Oberkiefer auslös't. Die Kamtschadalen und andere nördliche Völker gebrauchen vom Wallfische nicht nur Speck und Baarten, sondern auch das Fleisch, die Haut, die Gedärme, die Knochen u. s. w. Vergleiche über den Wallfischfang Tramplers Beschreibung des grönländischen Wallfischfanges, Leipzig 1771.

Wallis, Wales, ist ein besonderer Theil des eigentlichen Englands unter dem Titel eines Fürstenthums, gränzt gegen Westen und Norden an das irländische Meer, und hat auf 314 Quadratmeilen 607,380 Einwohnern. Es wird in Süd- und Nord-Wales getheilt; jedes enthält sechs Landschaften (shires). Das Land ist meistens bergicht, daher nicht sehr fruchtbar, und mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet, doch bringt es den für die Einwohner nöthigen Getraidebedarf hervor. Die Einwohner sind im Ganzen genommen, arm; eine ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen ist Fischerei, doch wird auch in einigen Städten ein nicht unbedeu-

tender Handel getrieben. Mineralien, besonders Kupfer, Steinkohlen und Torf, sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel. Die Hauptstadt des Fürstenthums ist Pembroke. Zu Nord-Wales gehört die blos durch einen schmalen Canal von dem festen Lande getrennte Insel Anglesey. Die Einwohner des Fürstenthums Wales sind Abkömmlinge der alten Britten, die, von den Angelsachsen (450) aus ihren eigentlichen Wohnsitzen vertrieben, und in diese kleine Provinz, die vorher Cambrien hieß, eingeschränkt wurden, aber doch nie ganz vertilgt werden konnten, eben so wenig als ihre alte cimbrische oder celtische Sprache, die sie noch immer, obgleich sehr verändert, reden. Die mittlere und niedere Volksclasse in Wales unterscheidet sich daher auch in ihren Sitten und überhaupt im Äußern von den Nationalengländern, die von ihnen keinesweges geliebt werden. Zur Beförderung des Unterrichts der ganz unwissenden Landleute sind schon vor geraumer Zeit Freischulen errichtet worden, in denen Schulmeister, die von einem Orte zum andern wandern, die ersten Anfangsgründe lehren. Wales behauptete lange Zeit seine Freiheit gegen die Engländer, ob es ihnen gleich einen jährlichen Tribut zahlen mußte. Als aber der letzte Fürst Lewelyn (Leslin) im Kriege gegen König Eduard I. (1282) umgekommen war, unterwarf sich dieser das Land, und gab es seinem Sohne und Nachfolger Eduard II. zu Lehn. Heinrich VIII. vereinigte es ganz mit England. Seit Eduards Zeiten führt der älteste Sohn des Königs von England den Titel eines Prinzen von Wales, wozu er aber erst durch einen offenen Brief des Königs ernannt wird, wenn er einige Jahre alt geworden ist; denn bei seiner Geburt erhält er den Titel eines Herzogs von Cornwall. In Wales sind durchaus englische Gesetze und Gerichtsverfassung eingeführt. Jährlich zweimal werden vier Advocaten aus England nach Wales geschickt, welche richterliche Gewalt haben, und mit den Sheriffs jeder Landschaft ihre Gerichte (Assizes) in den Hauptstädten halten. Von dem ganzen Fürstenthume werden vierundzwanzig Deputirte zu dem Parlament abgesendet. — Prinz-Wales-Insel heißt eine kleine, aber sehr fruchtbare Insel am Eingange der Straße von Malacca in Ostindien. Die Engländer haben da eine Colonie angelegt, welche einen bedeutenden Handel mit Goldstaub, Zimmt, Pfeffer rc. treibt. Die Bevölkerung der Insel wird auf 18,000 Seelen angegeben. Die Hauptstadt der Insel ist George Town. — Auch in Australien hat man einer der neu entdeckten Inseln den Namen Prinz-Wales-Insel gegeben.

Wallis, (Georg Friedrich August Prinz von) und Kronprinz von Hannover, geb. den 12. August 1762, ward den 3. Febr. 1811 mit eingeschränkter Gewalt zum Regenten von Großbritannien und Irland, auch zum Regenten des 1815 zum Königreich erhobenen Churfürstenthums Hannover erklärt. (S. d. Art. Georg III.) Er residirt zu Carltonhouse und hat außer den Einkünften von Cornwall, eine jährliche Civilliste von 125,000 Pfund Sterling. Seine Erzieher waren Dr. Markham, jetzt Erzbischof von York, und Dr. Jackson, hierauf seit 1776 Dr. Hurd, Bischof von Worcester, und Mr. Arnold, Curator des St. Johns-Collegium zu Cambridge. Die Erziehung war äußerst streng; kaum fühlte sich der Prinz von diesem Zwange befreit, als ihn eine heftige Leidenschaft an Mstr. Robinson fesselte, welche hierüber eine Denkschrift bekannt gemacht hat. Im Jahr 1783 bewilligte ihm das

Parlament, außer 60,000 Pf. zur ersten Einrichtung, ein jährliches Einkommen von 50,000 Pf., die Hälfte der Summe, welche in frühern Zeiten bewilligt worden war. Hierauf nahm der Prinz (den 11ten Nov. 1783) zum erstenmale Sitz im Parlamente. Damals sah er oft Fox, Sheridan und Burke; noch vertrauter ging er um mit Lord Moira, Lord Hugh Seymour und dem Contreadmiral Payne. Nachdem er den Umgang mit Mstrß. Robinson abgebrochen, trat er in ein noch engeres Verhältniß mit einer schönen Witwe, Mstrß. Fitzherbert, die zu einer angesehenen catholischen irländischen Familie gehörte. Darüber entstand eine große Kälte zwischen seinem Vater und ihm. Man sagte, er habe sich mit der Dame heimlich vermählt, was ohne Einwilligung des Königs oder des Parlaments ungültig war. Überdies verliert ein Prinz, der sich mit einer Catholikin vermählt, sein Recht auf den Thron. Es ward daher durch eine Flugschrift verbreitet, Fitzherbert habe ihre Religion verändert, und die Trauung sey nach dem Ritus der englischen Kirche vollzogen worden. Drei Jahr nach seiner Volljährigkeit bat der Prinz den König, 2,300,000 Pfd. Schulden für ihn zu bezahlen; da dies der König verweigerte, so verkaufte der Prinz einen Theil seiner Sachen, und trat von seinem Einkommen 40,000 Pfd. jährlich an seine Gläubiger ab. Endlich bewilligte ihm das Parlament eine Summe von 160,000 Pfd. und eine jährliche Zulage von 10,000 Pfd. Bald nachher, als bei der Krankheit des Königs im J. 1788 die Frage von einer Regentschaft war, schlug Pitt die Einschränkung der damit verbundenen Gewalt vor; Fox widersetzte sich vergeblich zu Gunsten des Prinzen. (S. Pitt und Fox.) Doch stimmte das irländische Parlament in dem Sinne von Fox für die volle Gewalt des Regenten. Bis jetzt hatte der Prinz jede Vermählung abgelehnt. Endlich entschloß er sich dazu und vermählte sich wider seine Neigung, aus Staatsgründen, weil sein Vater es wünschte und seine Schulden zu bezahlen versprach, den 8ten April 1795 mit der Prinzessin Carolina von Braunschweig. (S. d. folg. Art.) In der Folge, als Buonaparte im J. 1805 England mit einer Landung bedrohte, verlangt der Prinz, welcher nur Oberster eines Dragonerregiments war, während seine Brüder Generale waren, und der Herzog von York sogar Oberbefehlshaber, einen höhern Grad in der Armee; allein die Minister und der König, an den er sich deßhalb mit sehr dringenden Vorstellungen unmittelbar wandte, schlug ihm sein Gesuch ab. Als Regent leistete er den Eid den 6. Febr. 1811. Da er das Ministerium nicht im Sinne seiner bisherigen Freunde besetzte, so kam es zu Erklärungen, welche die öffentlichen Blätter mittheilten. Noch unangenehmer mußten ihm viele Äußerungen der Volksmeinung seyn, als die Untersuchung des Betragens seiner Gemahlin im Parlamente zur Sprache kam. (S. d. folg. Art.) Den Krieg mit Frankreich hat er glorreich geendigt. Sein Minister Castlereagh verlor aber die Popularität. Im J. 1814 ernannte ihn der Kaiser von Österreich, auf seinen Wunsch, zum Feldmarschall des österreichischen Heeres. Auch machten ihm der Kaiser Alexander, der König von Preußen und mehrere Prinzen des österreichischen und des preußischen Hauses in demselben Jahre einen Besuch. Zur zweimaligen Wiederherstellung der Bourbons, für die er stets eine große Zuneigung bewiesen hat, trug er viel bei. Darauf stiftete er den 12ten August 1815 den hannöverschen Civil- und Militär-Guelphen- und im J. 1818 den englischen St. Patrikorden. Al

heiligen Allianz gab er den 6ten Oct. 1815 seine Zustimmung nur persönlich, da die brittische Staatsverfassung den förmlichen Beitritt nicht gestattete. Bei dieser Gelegenheit hörte das Parlament von Lord Liverpool, daß der heilige Bund auch seine geheimen Artikel habe. In derselben Zeit übernahm der Prinzregent die Vormundschaft über die braunschweigschen Prinzen und das Herzogthum, wo er im J. 1819 die alte feudalständische Verfassung wiederherstellte. Dasselbe hatte er, jedoch mit mehreren Abänderungen, auch in Hannover gethan. Zuletzt hat er für Hannover und Braunschweig die Beschlüsse des Bundestages vom 20sten Sept. 1819 als gesetzlich erklärt, und die strengen Formen der Censur vom J. 1705 wiederhergestellt. — Im März 1816 machte er das Parlament mit der am folgenden 2ten Mai vollzogenen Vermählung seiner Tochter Charlotte mit dem Prinzen von S. Coburg (s. d. Art.) bekannt. Da der Wohlstand der Nation nach dem Frieden durch die plötzliche Unterbrechung einer ungeheuern Consumtion auf der einen und einer großen Fabrikthätigkeit auf der andern Seite sehr erschüttert wurde, und die Lasten fortdauernd das Volk drückten, welches sich im Parlamente ungleich und zum Theil gar nicht repräsentirt, sondern von der Aristokratie des Reichthums und weniger herrschenden Familien unterdrückt glaubte, so entstand viel Mißvergnügen. Ein meuterischer Anfall auf das Leben des Regenten, als er den 28sten Januar 1817, um das Parlament zu eröffnen, nach Westminster fuhr, hatte jedoch keine weitere Folgen; auch wurde der Aufstand in Spafield durch die kräftigen Maaßregeln der Minister unterdrückt. Die Ruhe schien wieder hergestellt zu seyn, und der Prinzregent beschickte im Oct. 1818 den Congreß zu Aachen, wo er die bekannte Declaration vom 19ten Nov. mit unterzeichnete und hierauf nebst Frankreich den vom Congreß erhaltenen Auftrag, die Barbaresken (welche er durch Lord Exmouth im Jahr 1816 bereits zum Nachgeben gezwungen hatte) zu einem völkerrechtlichen Friedensverhältnisse mit Europa aufzufodern, zu vollziehen bemüht war. Mit Spanien in freundschaftlichen Verhältnissen, verbot er seinen Unterthanen, in die Dienste der amerikanischen Insurgenten zu treten; auch scheint sein Ministerium der Abtretung der Florida's an Nordamerika von Seiten Spaniens Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Übrigens wird die von demselben durchgesetzte allgemeine Aufhebung des Sklavenhandels immer mehr in Vollziehung gebracht. Allein im Innern nahmen bei der Stockung des Handels die Gährungen zu, vorzüglich seit der Magistrat zu Manchester den 16ten August 1819 gegen eine an sich erlaubte Versammlung des Volks, das über die Parlamentsreform berathschlagen wollte, unzeitig Gewalt gebraucht hatte, wodurch viele Menschen ums Leben gekommen waren. Der Prinzregent ließ das Betragen des Magistrats gutheißen, obgleich ein großer Theil der Nation aus allen Ständen eine gerichtliche Untersuchung verlangte. Die Regierung beschloß daher, die bewaffnete Macht mit 11,000 Mann zu verstärken, was noch mehr zum Unwillen reizte; hierzu kam, daß der Erblieutenant der Grafschaft York, Fitzwilliam, abgesetzt wurde, weil er Berathschlagungen des Volks in Ansehung der Vorfälle zu Manchester gestattet hatte. Alles dies und das Elend der arbeitlosen Classe machte die sogenannten Radicalreformers immer kühner; allein die reicheren Bürger und Corporationen traten fast überall auf die Seite der Regierung und vereinigten sich, um je-

nen unruhigen Versammlungen, in denen kein ausgezeichneter Mann an der Spitze stand, entgegen zu wirken. Gleichwohl wurde von Westminster eine starke Adresse dem Prinzregenten übergeben, in welcher die Bürger u. A. erklärten, daß sie es weder fürchteten noch ertragen würden, daß ihr Monarch auf Soldaten seine Macht gründe und durch Soldaten mehr als durch Vertrauen sein Volk regiere. Um die Armen, welche häufig nach Nordamerika auswandern, zu versorgen, hat das Parlament im J. 1810 eine Colonie von Britten auf dem Cap der guten Hoffnung angelegt. Der Regent selbst leidet öfter am Podagra, hält sich oft den Sommer über in Brighton auf, liebt die Spazierfahrten auf dem Meere, und ist jetzt Willens, nachdem er den Stuarts (s. d. Art.) in Rom ein Denkmal hat setzen lassen, einen neuen Residenzpalast mit einem Aufwande von 7 Millionen Pfund zu bauen. K.

Wallis (Caroline Amalie Elisabeth, Prinzessin von), Gemahlin des Prinzregenten von England, zweite Tochter des in der Schlacht bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, Georgs III. Schwester, ward geboren den 17ten Mai 1768. Als Gemahlin des Prinzen von Wallis (den 8ten April 1795) erhielt sie vom Parlamente ein Einkommen von 50,000 Pfd. Einige Monate nach der Geburt der Prinzessin Charlotte, ihrer Tochter (7. Jan. 1796), führten Zwistigkeiten sehr zarter Art eine Trennung von ihrem Gemahl herbei. Der Prinz schrieb nämlich an seine Gemahlin den 30sten April, daß, da ihre Neigungen nicht übereinstimmten, sie den nähern Umgang mit einander vermeiden wollten; selbst dann, wenn ein Unfall seine Tochter beträfe. Die Prinzessin antwortete ihm den 6ten Mai, daß sie den Bedingungen, die er selbst, nicht sie, mache, sich unterwerfe; daß sie aber, damit es nicht scheine, als ob sie die Trennung gewollt, seine Erklärung und ihre Antwort dem Könige vorlegen müsse, weßhalb sie eine Abschrift ihres Briefes an den König ihm mittheile. In dieser Entfernung lebten sie zehn Jahre, als 1806 Gerüchte, welche für die Prinzessin beleidigend waren, den König veranlaßten gewisse, ihm vom Prinzen von Wallis mitgetheilte Bemerkungen über eine angebliche Verbindung der Prinzessin mit dem Kapitain Manby und dem Admiral Sir Sidney Smith — man sprach sogar von einem Knaben, der ihr Sohn sey — untersuchen zu lassen. Diese „delicate investigation," wie man sie nannte, ward dem Lord Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer und Lord Ellenborough aufgetragen. Sie hörten eine Menge Zeugen, darunter selbst den Herzog von Kent, ab, und ihr Ausspruch war, die Prinzessin sey weder schwanger gewesen, noch niedergekommen; der Knabe Billy Austin aber, den sie erziehe, sey das Kind einer armen Frau von Deptford; doch glaubten die Commissarien dem Könige bemerken zu müssen, daß das Betragen der Prinzessin nicht frei von Unbedachtsamkeiten genannt werden könne. Herr Perceval, der an der Spitze der Opposition stand, schrieb zur Vertheidigung der Prinzessin eine Schrift über das ganze Verfahren; als er aber in das Ministerium kam, würden sowohl die Untersuchungsschriften als dieses Buch selbst unterdrückt. Um jedoch die Unschuld der Prinzessin anzuerkennen, machte ihr der König zu Blackheath einen förmlichen Besuch, zeichnete sie auch sonst öffentlich aus. Dasselbe thaten die Prinzen, ihre Schwäger. Sie erschien bei Hofe und in der Oper,

in Begleitung eines ihrer eifrigsten Vertheidiger, des Herzogs von Cumberland. Auch bestätigte, unter Percevals Ministerium, eine Entscheidung des Geheimenraths nicht nur die Freisprechung der Prinzessin, sondern erklärte noch überdies, daß die Zeugen, welche ihren Handlungen Unbedachtsamkeit Schuld gegeben, kein Vertrauen verdienten. Ein großer Theil der Nation freute sich, daß die Prinzessin eine Anklage siegreich niedergeschlagen habe, die, wie es hieß, vorzüglich Sir John und Lady Douglas veranlaßt hätten; diesem Gerücht widersprach jedoch Lord Erskine durch einen Brief, den er an Lady Douglas schrieb. Die Trennung dauerte fort, ohne weitere gegenseitige Störung, bis die Prinzessin sich den 14ten Januar 1813 schriftlich bei dem Prinzregenten beklagte, daß die Besuche, die sie von ihrer Tochter empfange, immer seltner würden; eine Entfernung, welche man für die Ehre der Mutter nachtheilig deuten könne. Der Prinz schickte den Brief zweimal uneröffnet zurück. Das drittemal nahm er ihn an; und zum Erstaunen Aller, von denen nur wenige diesen offenen Angriff gut hießen, ward der Brief bald darauf öffentlich bekannt gemacht. Man nannte Hrn. Brougham, den Rathgeber der Prinzessin, als den Verfasser. Schon wollte die Opposition (die Herren Whitbread, Burdet u. A.) die Sache der Prinzessin im Parlamente führen, als der Prinzregent dieselbe der Prüfung des Geheimenraths übergab. Dieser entschied einmüthig, daß die der Prinzessin gemachten Beschuldigungen verleumderisch wären; allein die vom Regenten getroffenen Maaßregeln, welche den Umgang zwischen Mutter und Tochter einschränkten, seyen nothwendig und müßten auch ferner bestehen. Nun verlangte die Prinzessin in einem Briefe, den sie an den Sprecher des Unterhauses schrieb, öffentlich gerichtet zu werden; indeß gingen nach mehrern stürmischen Wortkämpfen die deßhalb gemachten Anträge der Mitglieder der Opposition nicht durch. Auffallend war es, daß Sir John Douglas und seine Gemahlin sich gegen das Unterhaus schriftlich erboten, ihre Aussagen, die sie 1806, die Schwangerschaft und die Niederkunft der Prinzessin um den 1sten Nov. 1802 betreffend, vor den königl. Commissarien gethan, jetzt vor einem Gerichtshofe eidlich zu wiederholen, während zwanzig andere Aussagen und drei ministerielle Entscheidungen die Prinzessin ganz frei gesprochen hatten. (Douglas wird allgemein für einen der bravsten Generale in der englischen Armee gehalten, und seine Gemahlin steht ebenfalls in großer Achtung.) Als die fremden Monarchen England besuchten, ward die Prinzessin von der Königin zu keinem Hofcirkel gezogen. Seit dieser Zeit (August 1814) hat sie, wahrscheinlich mit Bewilligung des Regenten, England verlassen, und mehrere Reisen in Deutschland und andern Ländern gemacht. Sie begab sich nach Wien, — wo sie jedoch weder bei Hofe erschien, noch von einem Prinzen des kais. Hauses einen Besuch erhielt, — verweilte in Rom und Neapel; dann reis'te sie über Algier, Tunis und Constantinopel nach Jerusalem. Aus Palästina brachte sie dem heiligen Vater einige Reliquien und andere Seltenheiten mit. Darauf bezog sie ein von ihr erkauftes schönes Landhaus am Comersee; doch hielt sie sich abwechselnd an verschiedenen Orten, vorzüglich in Rom und in Pesaro, auf; am letztern Orte unterhielt sie eine Oper mit einem Aufwande von 6—8000 Pfd. jährlich. Im Jahr 1819 verkaufte sie ihre Villa am Comersee an den Herzog von Torlonia, und schien ihren Wohnsitz ganz nach Rom verlegen, und hier den Palast Corsini, in dem die

Königin Christine von Schweden ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte, beziehen zu wollen. Hierauf machte sie Reisen nach Mailand und Lyon. Das Gerücht, sie wolle über Paris nach London zurückkehren, um entweder in Person vor dem Parlament sich gegen neue Anschuldigungen, auf die, wie es hieß, eine gänzliche Scheidung begründet werden sollte, zu vertheidigen, oder um noch nicht bezahlte Wechsel, die ihr ihr bei Quatre Bras gebliebener Bruder, der Herzog von Braunschweig, schuldig geblieben war, zu recognosciren, erregte in London viel Aufsehen. Deßhalb sagt man, habe der englische Minister Canning in Mailand mit ihr mehrere Unterredungen gehabt, und im Oct. 1819 hieß es, daß sie von Lyon wieder nach Rom zurückkehren werde. Sie hat übrigens ihre in Italien gemachten Schulden bezahlt. Gegenwärtig genießt sie ein Einkommen von 100,000 Pfd. Die Prinzessin von Wallis hat jedoch in öffentlichen Blättern erklärt, daß sie niemals von der brittischen Regierung irgend eine Vermehrung ihrer Einkünfte begehrt, sondern daß sie vielmehr, als ihr vor fünf Jahren von der Nation im Parlamente 50,000 Pfd. votirt wurden, nur 35,000 Pfd. jährlich angenommen hat. Zugleich ward erklärt, daß ihre Rückkehr keinen andern Zweck habe, als ihre zum zweitenmale angegriffene Ehre in Person zu vertheidigen. Viele Personen in ihrem Gefolge tragen den Orden des heiligen Grabes und den von ihr gestifteten Carolinenorden. Was öffentliche Blätter im Jahr 1817 von gefährlichen Nachstellungen gegen ihre Person, die man in Genua und Como versucht, erzählt haben, scheint nicht begründet zu seyn. Die Prinzessin selbst ließ 1817 in Deutschland ein Journal d'un voyageur anglais austheilen, das einen Bericht von ihren Reisen und mehrern Begebenheiten ihres Lebens enthält. Die in Paris 1812, angeblich aus dem Englischen übersetzten, Mémoires de la princesse de Galles sind ein Libell, das die Polizei verbreiten ließ, das jedoch einige unzweifelhafte Thatsachen anführte. Außer dem von ihr adoptirten Augustin, hat die Prinzessin noch einen Bauernsohn in ihren Schutz genommen, der stets in ihrer Begleitung ist.

Wallis (Charlotte Auguste, Prinzessin von), die Tochter, wurde den 7ten Januar 1796 in Carltonhouse geboren. Da der Prinz von Wallis, ihr Vater, lange unverheirathet geblieben, und schon Besorgnisse in Rücksicht der Erbfolge entstanden waren, so erwartete die Nation mit Ängstlichkeit ihre Geburt. Ihre ersten Jahre brachte die Prinzessin unter den Augen der Mutter zu, die mit besonderer Liebe und Sorgfalt über sie wachte; späterhin kam sie unter die Aufsicht der Lady **Clifford**, und der Bischof von Exeter wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Ihre Studien waren mit Rücksicht auf ihre große Bestimmung, einst die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und sie mußte sich vom Morgen bis zum Abend mit denselben beschäftigen. Man versichert, daß sie mit den vorzüglichsten Schriftstellern der Alten bekannt, und mit der Geschichte und Statistik der europäischen Staaten, insbesondere mit der Verfassung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut gewesen sey. Sie sprach mit Leichtigkeit französisch, deutsch, italienisch und spanisch, sang und spielte die Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich, und zeichnete Landschaften nach der Natur mit Geschmack. Ihre Schreibart war gefällig, und sie liebte den höhern Styl der englischen Poesie leidenschaftlich

Sie wäre unter jedem Verhältnisse eine Zierde ihres Geschlechtes gewesen, und war es besonders auf der glänzenden Höhe, auf der sie stand. Kaum der Kindheit entwachsen, befand sie sich schon unter Umständen, die Festigkeit und volle Charakterstärke foderten. Bei dem unseligen Mißverständnisse zwischen dem Prinzen, ihrem Vater, und ihrer Mutter neigte sie sich auf die Seite, auf die jedes Kind bei gleicher Verehrung für beide Ältern sich natürlich neigen muß, auf die Seite ihrer Mutter. Wir haben dieser Verhältnisse schon in der Biographie ihrer Mutter erwähnt. Jetzt nahte die Zeit, wo sie vermählt werden sollte. Das englische Volk erwartete mit Sehnsucht diesen Zeitpunkt. Der junge *Prinz von Oranien* wurde zu ihrem Gemahl bestimmt und das Volk wünschte diese Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten und Interessen des Volkes bekannt war. Er hatte nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Oxford in der brittischen Armee in Spanien gedient und sich ausgezeichnet. Doch mancherlei Umstände, vor allen das Widerstreben der Prinzessin selbst, vereitelten diese Verbindung. Inzwischen war sie zu dem Alter gelangt, wo sie öffentlich erscheinen konnte, und ward also an ihrem 19ten Geburtstag 1815 bei Hofe eingeführt. Sie zeigte jetzt ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbstständigkeit und Hoheit der Gesinnungen; sie äußerte oft, daß die Königin Elisabeth das Vorbild einer Königin von England seyn müsse, und man wollte sogar bemerken, daß sie mit Elisabeth einige Ähnlichkeit gehabt habe. — Im Jahr 1814 war der Prinz *Leopold von Coburg* im Gefolge der alliirten Souveraine nach England gekommen. Seine Bildung und sein zartsinniges Benehmen machten Eindruck auf das Herz der Prinzessin, und es wurde ihm erlaubt, um sie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge persönlicher Neigung, was auf Thronen so selten der Fall ist, wurde am 2ten Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte seine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Die Prinzessin fand täglich mehr Ursache, mit ihrer Wahl zufrieden zu seyn, und ihr Leben floß unter den stillen Freuden häuslicher Glückseligkeit genußreich dahin. Sie waren immer beisammen; ritten zusammen aus, besuchten mit einander die Hütten der Landleute und waren das erfreulichste Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clarenton selten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tische zeichneten sie zusammen, und Abends ward Musik gemacht oder vorgelesen. Indeß erwartete das Volk mit Sehnsucht, die Erbfolge gesichert, und die Prinzessin, die es hochverehrte, Mutterfreuden genießen zu sehen. Die erste Schwangerschaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung, doch bald schöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzessin befand sich wohl, bis sie am 5ten Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde sie von Krämpfen befallen und verschied. Dieses unglückliche Ereigniß versetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefste Betrübniß und erschütterte ganz England. Noch lebt ihr Gemahl in England, und das Zimmer der unvergeßlichen Fürstin ist, als ein rührendes Andenken an sein Glück, in demselben Zustande geblieben, in welchem beide zuletzt es bewohnt hatten.

Wallis (das *Walliser Land*, franz. le Vallais; von dem

lateinischen valles, wegen der vielen Thäler, die darin sind), einer der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, gränzt an die Cantone Waadt, Bern, Uri und Tessin, und an die königlich sardinischen Staaten und hat auf 96 Quadratm. 63,600 Einwohner. Dieses Land, das ehemals stärker bevölkert war, wird in Ober- und Unterwallis getheilt, besteht aus sechzehn kleinen Thälern und einem großen Hauptthale, das sich von Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, vom Anfange bis zu Ende, von der Rhone durchströmt wird. Die südlichen Seitenthäler sind beträchtlicher als die nördlichen. Diese Thäler werden durch die zwei höchsten Gebirgsketten der Schweiz gebildet, welche von den Felsspitzen Dent de Midi und Dent de Morcle gegen Süden und Norden auseinander und am Ende von Wallis am Gotthard wieder zusammenlaufen. Die südliche Reihe, welche Wallis von Italien trennt, hat höhere Gipfel, z. B. den 14,040 Fuß hohen Rosa, das Weiß- und Matterhorn, es erhebt sich in seiner Nähe der aber nicht hieher gehörige Montblanc und über den Bernhardsberg und Simplon führen zwei stark befahrne Straßen nach Italien. In der nördlichen Reihe, welche Wallis von Bern trennt, liegen die berühmtesten Gipfel des bernischen Oberlandes, als das 13,234 Fuß hohe Finsteraarhorn, die 12,872 Fuß hohe Jungfrau, das 12,560 Fuß hohe Schreckhorn, der 9104 Fuß hohe Grimsel und Gemmi mit sehr gangbaren Pässen und am Gotthard die 13,171 Fuß hohe Furca. Clima und Producte sind daher sehr verschieden. Die Berge sind fast stets mit Schnee und Eis bedeckt, und es herrscht da die größte Kälte. Die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht, und bringen Getraide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Auch nähren sie sich von der starken Durchfuhr, besonders über den Simplon. Es giebt hier gute mineralische Bäder; und im Innern des Gebirges Minen von Eisen, Kupfer, Blei, Silber, Gold und treffliche Steinkohlen, auf welche aber nicht gebaut wird; hingegen benutzt man den sehr schönen Marmor, den weichen an der Luft stets härter werdenden Topfstein, den Gyps ꝛc. Die Einwohner sind alle der catholischen Religion zugethan, und sprechen, nach Verschiedenheit der Abstammung entweder deutsch (die Oberwalliser), oder französisch (die Unterwalliser), doch in höchst verdorbenen Mundarten. Allen wirft man Unreinlichkeit und Trägheit vor. Eine unter ihnen sehr gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. Die ursprünglichen Einwohner wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Im J. 1032 kam das ganze Land an das deutsche Reich. Kaiser Conrad II. überließ Unterwallis an Savoyen. Oberwallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unterwallis, und trat mit dem Canton Bern in einen Bund, der im J. 1529 mit der ganzen Eidgenossenschaft auf ewig geschlossen wurde. Das walliser Land wurde nun zu den sogenannten zugewandten Orten (confoederati, Alliés) der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratische, theils demokratische Verfassung. Als im J. 1802 neue Unruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter französischem Einflusse, ganz von der Eidgenossenschaft ab, bildete eine für sich bestehende Republik, und nahm eine demokratische Verfassung an. Frankreich übte eine ge-

wisse Schutzherrschaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch seine Gesandten vertreten, und hielt die Pässe des Landes, die ihm wegen der Communication mit Italien sehr wichtig waren, besetzt. Auf Napoleons Befehl wurde vom Jahre 1801 an die berühmte, 7½ deutsche Meile lange, im J. 1806 vollendete Straße über den Simplon angelegt. Da die Walliser die bei Anlegung dieser Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwischen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, so erklärte Napoleon am 12ten November 1810 die schon längst gehegte Absicht der Einverleibung und vereinigte das ganze Land, unter dem Namen des Departements des Simplon, mit Frankreich. Die Ereignisse im J. 1814 änderten auch das Schicksal dieses Landes. Durch die Generalacte des Wiener Congresses vom 9ten Juli 1815 wurde das walliser Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt und in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Der ganze Canton ist in dreizehn Zehnten abgetheilt, deren jeder aus einigen Gemeinden besteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen besondern, aus verschiednen Mitgliedern bestehenden Rath. Die höchste gesetzgebende Gewalt hat der Landrath, zu welchem jeder Zehnte und der Bischof vier Deputirte schickt, die vollziehende Gewalt steht bei dem Staatsrathe und dem obersten Gerichte. In geistlicher Hinsicht bildet der Canton ein eigenes Bisthum; der vom Landrathe gewählte Bischof hat seinen Sitz in Sion (Sitten), der Hauptstadt des ganzen Landes. Der Canton stellt als Truppencontingent 1280 Mann, und giebt zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen des Bundes 26,500 schweizer Franken.

Wallonen nennt man im engern Sinne die Bewohner des zwischen der Schelde und der Lys gelegnen Landstrichs, wozu ein Theil des ehemaligen französischen Flanderns und die jetzigen französischen Departements des Norden und des Canals (pas de Calais) gehören. Im weitern Sinne aber versteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg und zum Theil des ehemaligen Hochstiftes Lüttich, welche die sogenannte wallonische oder altfranzösische Sprache reden, die von Einigen für den Überrest der alten gallischen Sprache gehalten wird. In den ältern geographischen Werken, welche die heutige Eintheilung jener Länder noch nicht haben, wird ein wälsches oder wallonisches Flandern und ein wallonisches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, so viel als Wasser oder Meer — weil diese Völker in Rücksicht Deutschlands nach dem Meer zu wohnen — oder von dem alten deutschen Worte Wahle, welches einen jeden Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälschland statt Italien — bedeutete. — Die wallonische Garde, welche sonst einen Theil der königl. spanischen Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß diese Truppen aus dem wallonischen Theile Flanderns, so lange es unter spanischer Herrschaft war, gezogen wurden.

Wallrath (sperma ceti) ist der Name einer sehr weißen, feinen, fettigen und glänzenden Materie, welche in den größern Höhlungen und besonders in einem nach der ganzen Länge des Rückenmarkes heruntergehenden Canale des Caschelotts oder Pottfisches in der Gestalt eines milchweißen Öls gefunden wird, die aber, sobald sie aus dem Fische herausgenommen wird, an der Luft sich

verdickt, und zu einem halb durchsichtigen Talg sich verhärtet. Wenn durch eine besondere Behandlung alle Unreinigkeiten geschieden worden sind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geschnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der gute Wallrath ist glänzend weiß, fett und süßlich von Geschmack; der gelbliche und thranige taugt nichts. Man versendet ihn gewöhnlich in Gläsern, um zu verhüten, daß er nicht ranzig werde. Er wird als Medicin innerlich und äußerlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika werden Lichter daraus verfertigt, mit denen ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. — Man hat auch eine weiße Materie, die man auf dem Meere schwimmend gefunden zu haben behauptet, und für den verschütteten Saamen der Wallfische (daher der lateinische Name sperma ceti) gehalten hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig Graf von), zuletzt kaiserl. österr. Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kaiserl. Truppen im Königreiche Neapel, ist geboren zu Wien am 9ten Februar 1769, wo sein Vater, Hans Ludwig Graf von Walmoden, als königl. großbritannischer Gesandter angestellt war. Er trat früh in das hannöversche Leibgarderegiment, im J. 1790 aber in königl. preußische Militärdienste. Er verließ sie, als Preußen in Folge des basler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, trat in österreichische und machte hier vom Jahr 1796 alle Feldzüge mit, worin er sich als trefflichen Parteigänger auszeichnete. Er wurde ebenfalls in diplomatischen Aufträgen gebraucht, und unterhandelte und schloß den Subsidienvertrag zwischen England und Österreich, als dieses im J. 1809 von neuem gegen Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (den 5ten und 6ten Juli) bei, und erkämpfte sich an diesen merkwürdigen Tagen den Theresienorden. Nach dem Wiener Frieden ward er, nachdem er sich bereits bis zur Stelle eines Feldmarschalllieutenants aufgeschwungen hatte, Divisionair in Böhmen, wo er meist in Prag, fern von politischen Berührungen, lebte. Im Febr. 1813 trat Walmoden mit gleichem Charakter in russische Kriegsdienste, wo er zum Chef der deutschen Legion bestimmt war, die jedoch nicht organisirt wurde. Er zeichnete sich in diesem Feldzuge gegen Napoleon und seine Verbündeten sowohl im eignen Obercommando als unter dem Kronprinzen von Schweden aus. Sein Sieg an der Görde, die Vernichtung der französischen Division Pecheux, die kluge und kühne Behauptung von Meklenburg gegen Davousts Übermacht, der Feldzug in Schleswig, Holstein und Jütland machen ihm viel Ehre. Nach dem zweiten Pariser Frieden verließ Walmoden die russischen Kriegsdienste und kehrte nach Österreich zurück. Im Anfange des Mais 1817 erhielt er an die Stelle des Grafen Nugent, der in neapolitanische Dienste trat, die Stelle des Oberbefehlshabers der im Königreich Neapel zurückgebliebenen österreichischen Truppen. Ein scharfer durchdringender Verstand, ein besonnener Überblick alles dessen, was zu Ausführung eines Unternehmens erfoderlich ist, ruhige Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters sind, verbunden mit einem edlen Gemüth und großen Sinne, die Hauptzüge seines Wesens.

Walpole (Robert), Graf von Oxford, Herzog von Newcastle und Pair von Großbritannien, einer der berühmtesten englischen Minister des vorigen Jahrhunderts, geboren 1674, starb 1745. Er studirte zu Eaton und Cambridge, ward nach dem Tode seines

Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und, erst 26 Jahr alt, von einem kleinen Flecken zum Deputirten ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er sich bald durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit vortheilhaft aus. Er gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsätzen getreu. Im J. 1708 erhielt er den wichtigen Posten eines Kriegssecretärs. Als aber zwei Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten, und Marlborough gestürzt wurde, verlor auch Walpole seine Stelle, wurde von seinen Gegnern angeklagt, und selbst ins Gefängniß gebracht. Im J. 1713 wurde er wieder zum Parlamentsglied gewählt, und zeigte sich als einen eifrigen Vertheidiger der protestantischen Erbfolge in England. Als Georg I. (1714) den brittischen Thron bestieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; Walpole wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt, und erlangte bald ein großes Ansehn. Im J. 1721 wurde er Kanzler der Schatzkammer (was eben so viel ist, als erster Minister), und behauptete sich, ungeachtet der heftigen Angriffe seiner Gegner, zwanzig Jahre hindurch in diesem Posten. Es ist aus der Geschichte bekannt, welchen großen Antheil England damals an allen wichtigen Welthändeln nahm. König Georg und sein Minister scheuten jedoch den Krieg, und suchten ihm durch geschickte Unterhandlungen und mächtige Allianzen auszuweichen. Allein die Mittel, die sie in dieser Hinsicht anwendeten — starke Subsidien an auswärtige Mächte und öftere Ausrüstungen großer Flotten — waren Ursache, oder wurden wenigstens als Vorwand gebraucht, daß die Nationalschuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 53 Millionen Pfund Sterlinge betrug, während seiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. Walpole wendete aber auch einen Theil des Schatzes zu Bestechungen an, um sich im Parlamente Anhänger zu verschaffen, die seine Grundsätze unterstützten. Er erklärte sich selbst über diesen Punkt ziemlich offen in einer berühmten, sehr energischen Rede, die er bei dem Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhause hielt. Überhaupt galten ihm die Mittel gleich, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei dem allen war Walpole ein großer Minister; das Wohl seines Vaterlandes lag ihm am Herzen, besonders suchte er den Handel desselben emporzubringen, und seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben diesem Grunde suchte er auch jeden Krieg so viel möglich zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Pardo geschlossenen Tractat nicht erfüllte, sah er sich, ganz wider seine Neigung, genöthigt, der allgemeinen Stimme der Nation nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England laut, und vielleicht nicht ohne Grund, über sein Zögern dabei. Als er aber einmal den Entschluß zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige Maaßregeln ihn zu führen, und bewies sich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiisch. Indessen machte die Nachgiebigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, seine Gegner, die wenigstens einen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, desto muthiger; sie trugen im Parlamente auf die gänzliche Entfernung des Ministers an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber Walpole beim weitern Fortgange des Kriegs fühlte, daß sein Ansehen immer mehr abnahm und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr sicher rechnen konnte, legte er 1742

seine Stelle nieder. Er wurde vom Könige zum Pair von Großbritannien, unter dem Namen eines Grafen von Orford und Herzogs von Newcastle, erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pfund Sterlinge. Seine Nachfolger im Ministerio befolgten dieselben Maaßregeln, die sie vorher bestritten hatten, aber es fehlte ihnen Walpole's Geist. Eine Untersuchung, welche die Gegner des entlassenen Ministers über seine Administration, besonders über die von ihm in den letztern zehn Jahren für den geheimen Dienst ausgegebenen acht Millionen Pfund Sterling, verlangten, blieb ohne Erfolg, und Walpole's Andenken ist in England noch immer in Ehren. Memoiren über Walpole's Leben und Staatsverwaltung, mit Belegen begleitet, hat William Coxe 1798 in drei Bänden herausgegeben.

Walpole (Horatio Lord), als witziger Schriftsteller und Beförderer der englischen Literatur auch in Deutschland bekannt, der jüngste Sohn des berühmten Robert Walpole, war 1718 geboren und starb 1797. Seine Mutter leitete seine erste Jugendbildung, und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte dann auf der Schule zu Eaton, wo er mit dem bekannten Dichter Gray ein Freundschaftsbündniß schloß, mit dem er nachher 1739 einen Theil von Italien durchreiste. Vom Jahre 1741 an wurde er viermal nach einander zum Deputirten im Unterhause gewählt, und zeigte bei allen Verhandlungen einen festen, unbestechlichen Charakter. Aber vom Jahre 1761 an gab er alle Theilnahme an politischen Geschäften auf, zog sich auf sein durch ihn berühmt gewordnes Landhaus unweit London zurück, und widmete sich hier ganz seinen literarischen Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Landhause legte er eine eigene Buchdruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare von ihm verschenkt wurden. Von seinen eignen Schriften sind folgende die merkwürdigsten: Verzeichniß aller englischen Könige und Großen, welche Schriftsteller gewesen sind, nebst der Angabe ihrer Schriften — ein munter und witzig geschriebenes Werk, das viele literarische Notizen enthält; kleine Aufsätze (fugitive pieces); Anekdoten über die Mahlerei in England — dieses Werk wurde mehrmals wieder aufgelegt und auch in andere Sprachen übersetzt; die Burg von Otranto, eine gothische Geschichte (1765) — ein grausenvoller Roman, und das Urbild aller nachher so häufig erschienenen Geister- und Gespensterromane. Sein eben so gräßliches Trauerspiel: die geheimnißvolle Mutter (the mysterious mother) erschien 1788. Noch ist von ihm eine Beschreibung der auf dem Landsitze seiner Familie in Norfolk befindlichen, später an die Kaiserin Catharina von Rußland verkauften Gemählde und Kunstwerke, unter dem Titel: Aedes Walpolianae, und ein raisonnirendes Verzeichniß aller Kunstwerke seines bereits oben erwähnten, in mehr als einer Rücksicht interessanten Landhauses bei London. Seine sämmtlichen, von ihm selbst zum Druck geordneten Werke wurden nach seinem Tode in fünf großen Quartbänden mit 164 Kupferstichen prächtig gedruckt. Einen Auszug dessen, was darin auch für das Ausland Interesse haben kann, hat A. W. Schlegel unter dem Titel: Historische, literarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, 1800 geliefert. Walpole besaß viel Witz, das Talent der Unterhaltung und einen reichen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Vorzüglich hatte er alles,

was zu seiner Zeit in England vorgefallen war, sorgfältig beobachtet, und zu diesem Behufe alles, was seit Georgs I. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, selbst bis auf die kleinsten Pamphlets, mühsam gesammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem sehr weitläuftigen Testamente, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Landhauses gesorgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis, war in England geboren, eine Schwester des heil. Wilibald, des ersten Bischofs zu Eichstädt, und Schwestertochter des heil. Bonifaz, des bekannten Apostels der Deutschen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutschland, in der Absicht, die christliche Religion auszubreiten, und wurde, ungefähr in der Hälfte des 8ten Jahrhunderts, Äbtissin des neuerrichteten Klosters zu Heidenheim im Fränkischen. Sie muß ein gelehrtes Frauenzimmer gewesen seyn, denn man hielt sie für die Verfasserin einer lateinischen Beschreibung der Reisen des heil. Wilibald. Nach ihrem Tode († 776 oder 778) wurde sie ihrer großen Verdienste wegen unter die Heiligen versetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Öl, das unter ihrem Namen im catholischen Deutschland bekannt ist, wird für sehr wirksam gegen Krankheiten der Hausthiere angesehen. Der Zufall, daß in den deutschen Calendern der Name der Walpurgis bald allein, bald mit den Namen der Apostel Philipp und Jacob zugleich, auf den 1sten Mai gesetzt worden, hat zu der Benennung der durch die vorgegebene Hexenfahrt berüchtigt gewordenen Nacht vor dem 1sten Mai Veranlassung gegeben, obgleich die heil. Walpurga selbst, so viel bekannt, mit den Hexen nichts zu schaffen hatte. Der 1ste Mai ist für die Landleute eine wichtige Epoche; mit ihm fängt sich das ökonomische Jahr an, viele Pachtcontracte treten mit diesem Termin in Wirksamkeit, die Feldarbeiten werden von dieser Zeit an betrieben. Kein Wunder also, daß der Aberglaube unserer Vorfahren, der jeden Unfall, vorzüglich in der Landwirthschaft, für eine Tücke des Teufels und seiner Gehülfinnen, der Hexen, ansah, sich einbildete, daß zu dieser Zeit die Hexen sich aufs neue fertig machten, um Unheil anzurichten, und sich deßwegen an einem gewissen Orte versammelten, die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Man suchte dies so viel als möglich zu hindern; daher kam in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwischen, die auf lange Stangen gesteckt wurden, herumzulaufen oder auf die benachbarten Berge — denn nicht blos auf dem Brocken oder Blocksberge, sondern auch auf andern Bergen argwohnte man Hexenzusammenkünfte — sich zu begeben, und wiederholt zu schießen, wahrscheinlich um die Hexen zu verscheuchen.

Wandelstern, s. Planet.

Wandern. Das Wandern der deutschen zünftigen Handwerker ist ein Gebrauch, der bekanntlich bei vielen in Deutschland noch bestehenden Zünften unerläßlich ist. Der Ursprung des Wanderns oder Reisens der deutschen Handwerker in fremde Länder zur vollkommnern Erlernung ihres Gewerbes scheint eben so alt zu seyn, als der Ursprung der Handwerke in Deutschland selbst. Ein großer Theil der Handwerke entstand in den Städten, die Heinrich I.

anlegte. Unter seinen Nachfolgern, den Ottonen, wurden die Züge der deutschen Könige nach Italien häufiger. Die Adelichen und Freien, welche die Züge mitmachten, nahmen Knechte mit, die sich in jenem Lande Kunstfertigkeiten, welche man in Deutschland noch nicht kannte, zu eigen machen sollten. Dies scheint zuerst die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künstler und Handwerker fremde Länder besuchen müßten, um sich in ihren Kunstfertigkeiten zu vervollkommnen. Als nun Innungen (Zünfte) aufkamen, das heißt, als die zu ihrer Zeit zweckmäßige Einrichtung getroffen wurde, daß diejenigen, welche in einer Stadt und deren Umgegend einerlei Gewerbe trieben, in eine Gesellschaft vereinigt wurden, die unter sich gewisse, von der Obrigkeit bestätigte, Gesetze (Innungsartikel) errichtete, da wurde auch das Wandern der Handwerksgesellen als ein Hauptpunkt festgesetzt, in der Absicht, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebst andern nützlichen Kenntnissen, erlernen sollten; man machte es selbst zur nothwendigen Bedingung, die jeder, der in eine solche Zunft aufgenommen zu werden verlangte, erfüllt haben mußte. Die gute Absicht bei dieser Einrichtung ist durchaus nicht zu verkennen. Aber so wie die Zunftverfassung selbst — über deren drückende, monopolistische Einrichtung man vor einiger Zeit sich beschwerte, und nun wieder über die Aufhebung derselben hier und da klagt — ja, so wie fast jede bürgerliche Einrichtung überhaupt, hat auch das Wandern der Handwerker seine gute und schlimme Seite. Die unläugbaren Vortheile des Wanderns sind, daß die Gesellen mehr Kenntnisse in ihrem Gewerbe und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als es in ihrer Heimath, bei dem gewöhnlich sehr dürftigen Unterrichte des Meisters, möglich seyn würde, und dann, daß wenn an einem Orte der Gesellen zu viel werden, mehrere von ihnen an einem andern Orte ihr Unterkommen finden, und mancher dadurch sein beständiges Etablissement erhalten hat. Wenige Ausnahmen abgerechnet, ist der Unterricht, den die Handwerkslehrlinge von ihren Meistern erhalten, keineswegs geeignet, sie bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe zu bringen. Nicht selten sucht der Meister, aus Eifersucht, gewisse Handgriffe selbst den Gesellen zu verbergen. Der junge Handwerker kann also nur dadurch, daß er bei mehrern Meistern und an verschiedenen Orten arbeitet, sich einen höhern Grad von Vollkommenheit in seinem Gewerbe verschaffen. Aber auch vielleicht angenommen, daß ein Meister seinem Lehrlinge alles das beibrächte, was er selbst in seinem Geschäfte weiß, so würde der Lehrling doch nur eine einseitige, mangelhafte Bildung erhalten, seinen Lehrherrn für den Kunstverständigsten halten und sich in der Folge nie über das Mittelmäßige in seinem Gewerbe erheben. Durch das Reisen lernt er mehrere Handgriffe und zugleich die zu seinem Gewerbe erfoderlichen Materialien nach ihrem Ursprunge und ihrer verschiedenen Behandlung kennen. Dies gilt jedoch keineswegs von allen Handwerkern ohne Unterschied, und für manche derselben scheint das Wandern in der angegebenen Rücksicht wirklich überflüssig. Die Lehrlinge mancher Handwerke könnten, wenn die Einrichtung recht gemacht würde, zu Hause eben das lernen, was sie in der Fremde lernen sollen. Aber für einen großen Theil der Handwerker trägt das Besuchen fremder Werkstätte und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche, vorausgesetzt, daß

es den jungen Leuten nicht an Kopf und ernstlichem Willen fehle, zur Ausbildung gewiß sehr vieles bei. Indeß sind auch die damit verbundenen mannichfaltigen Nachtheile nicht zu verkennen. Diese entstehen aber meistens aus der Individualität der Wandernden selbst, und könnten größtentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meister und Lehrherren, so wie der Ältern der jungen Leute selbst, verhütet werden. So wenig man es an dem die Universität verlassenden Jünglinge tadeln wird, daß er bis zu seiner Anstellung in einem Amte ein Unterkommen, sey es auch im Auslande, sucht, um während dieser Zeit seine Kenntnisse zu erweitern, und sich die zu seinem künftigen Berufe erfoderlichen Fertigkeiten und Erfahrungen zu erwerben; eben so wenig darf man eine gleiche Absicht bei dem jungen Handwerker tadeln, und um des schlechten Erfolgs willen, der sich bei vielen zeigt, die Sache überhaupt verwerfen. Viele junge Handwerker gehen zu frühzeitig, ohne gehörige Vorkenntniß und Vorbereitung, oft wohl ohne selbst recht zu wissen, wohin sie eigentlich gehen sollen, auf die Wanderschaft. Diese müssen dann freilich ihre Erfahrungen theuer genug erkaufen. Andere finden auf der Reise kein Unterkommen, entweder weil sie zu ungeschickt sind, oder weil sie nicht Lust haben, sich an eine feste Lebensart zu gewöhnen; sie wandern daher immer weiter, und mancher wandert sein ganzes Leben hindurch. Die unausbleibliche Folge davon ist Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitsscheu und bei entstehendem Mangel, Versuchung zu Betrügereien und Diebstählen. Ein anderer sichtbarer Nachtheil ist der, daß die wandernden Handwerker dem Publikum bisweilen sehr zur Last fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der geschenkten, d. h. derjenigen, bei welchen die wandernden Gesellen mit einem festgesetzten Geschenke zum Reisegelde versehen werden. Aber auch diese Gabe ist oft so gering, daß der von eignen Mitteln entblößte Reisende nicht dabei bestehen kann. Man hat in neuern Zeiten den Gegenstand des Wanderns, der eine so zahlreiche Classe der Mitglieder des Staats angeht, für wichtig genug gehalten, um ihn öffentlich zur Sprache zu bringen. Die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen gab im Jahr 1797 die Preisfrage auf: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden? Unter mehrern darüber eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mehl und Ortloff (zusammen herausgegeben Erlangen, 1798; des letztern Abhandlung auch einzeln, Ebend.) den Preis. So lange die Verfassungen der Zünfte noch beibehalten werden, wird auch das damit so genau verbundene Wandern der Gesellen Statt finden müssen. Nur sind Einrichtungen nöthig, um so viel möglich Nachtheile und Mißbräuche zu verhüten. Eine löbliche Einrichtung unsrer Zeit sind die an mehrern Orten errichteten Sonntagsschulen für Handwerker, deren Nützlichkeit von denen, die es selbst am nächsten angeht, vielleicht oft am wenigsten erkannt wird. In den königlich preußischen Staaten besteht schon lange ein Gesetz, welches den jungen Handwerkern das Auswandern in fremde Länder streng verbietet. In einigen deutschen Provinzen sind Wanderordnungen gegeben worden, die aber meistens nur local sind. Anstatt der gewöhnlichen Wanderpässe oder Kundschaften, deren leichte und unerschwerte Erlangung mannichfaltige Mißbräuche beförderte, sind

in Bayern 1808 und in Sachsen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, welche unter obrigkeitlicher Autorität ausgefertigt werden. (S. auch: Preisschrift vom Wandern der Handwerksgesellen. Nürnberg, 1809.)

Wanken der Erdaxe, Nutation. In dem Art. **Vorrücken der Nachtgleichen** sind die Gründe entwickelt, aus denen die Axe der Erdkugel, wegen der sphäroidischen Gestalt der letzteren und der daher rührenden Anomalien in den Anziehungen der Sonne und des Mondes eine jährliche Stellungsveränderung von beiläufig 50'' erleidet. Von diesen 50'' kommen 35'' auf die Attraction des **Mondes**. Er kann aber diese Wirkung, wegen **eigener**, unterdeß eintretenden Stellungsveränderungen, nicht auf eine **gleichmäßige** Weise hervorbringen; vielmehr resultiren aus diesen Veränderungen nicht nur Ungleichheiten in dem Maße der Vorrückung der Nachtgleichen, sondern auch ein gewisses **Wanken** (Nutatio) **der Erdaxe** und also der Ebene des Äquators, in deren Folge sich die Gestirne demselben bald zu nähern und bald davon zu entfernen scheinen, welche geringe Verschiedenheiten in der Declination auch die Veranlassung zur Entdeckung dieser periodischen Änderung gegeben haben, die wir **Bradley** (s. d. Art.) verdanken. Im Allgemeinen leuchtet von selbst ein, daß eine Verschiedenheit in der Stellung des Mondes gegen den sphäroidischen Erdkörper, besonders aber in der Lage seiner Knoten, die einer eigenen schnellen Bewegung unterworfen sind (s. **Mond**), und seiner Neigung gegen den Äquator, die sich um 10° verändern kann, nothwendig Veränderungen in der Lage der Ebene des letzteren gegen die Ebene der Ekliptik hervorbringen und also die **Schiefe der Ekliptik**, d. h. den Winkel zwischen den genannten beiden Ebenen alteriren muß. Von der Lage des Äquators gegen die Ekliptik und ihrer gemeinschaftlichen Durchschnittslinie ist aber, wie im angezogenen Art. ebenfalls gezeigt worden, anderer Seits auch die Lage der Äquinoctialpunkte (welche man sich gewöhnen muß, als etwas nur Eingebildetes zu betrachten) und mit ihnen Rectascension, Declination und Länge (nur die Breite bleibt dabei ungeändert) abhängig; und wenn also, wie dies angegebenermaßen wirklich der Fall ist, in den Stellungen des Mondes **periodische** Verschiedenheiten eintreten, so müssen davon **periodische Verschiedenheiten** in den aus andern Gründen hervorgehenden **säcularen** Veränderungen der Schiefe der Ekliptik und der Lage der Äquinoctialpuncte die Folge seyn. Auf diese **periodische** Veränderung der beiden **Säcularungleichheiten** beschränkt sich aber das Phänomen der Nutation. — Der Analysis eines d'Alembert (Recherches sur la précession des équinoxes et sur la nutation. Paris, 1749. 4.), la Place (Mechanik des Himmels, in der deutschen Übersetzung, Th. I. S. 4 u. ff.) ist es gelungen, alle diese verwickelten Erscheinungen mit dem entschiedensten Erfolge auf das Gesetz der Gravitation zurückzuführen, und die dafür berechneten, und in den astronomischen Tafeln angesetzten Correctionen finden sich mit den Beobachtungen in der vollkommensten Übereinstimmung. D. N.

Wanken des Mondes, Libration. Fortgesetzte Beobachtung lehrt, daß der Mond der Erde immer eine und dieselbe Seite zukehrt. (S. **Mond**.) Zugleich bemerkt man aber, daß sich diese der Erde zugewendete Halbkugel periodisch etwas verrückt, indem die den **Rändern nahe stehenden** Flecke bald verschwinden,

bald wieder erscheinen, die dem Mittelpunkte näher gelegenen, aber gegen die Ränder zu rücken scheinen, alles jedoch ohne Veränderung ihrer respectiven Lage. Dieser Vorgang nun wird das Wanken (Libratio) des Mondes genannt. Die einfache Ursache davon ist der Umstand, daß die während eines Umlaufs um die Erde erfolgende Umwälzung des Mondes um seine Axe mit gleichförmiger, der Umlauf um die Erde aber mit ungleichförmiger Geschwindigkeit geschieht. Hat also der Mond seinen Viertels-Umlauf vollendet, so hat er indeß nicht auch gerade eine Viertel-Axendrehung gemacht. Außer diesem Wanken, wodurch offenbar die Länge der Mondflecke verändert wird, und welches deßhalb das Wanken in der Länge heißt, beobachtet man auch ein Wanken in der Breite. Die Rotationsaxe des Mondes steht nämlich auf der Ebene seiner Bahn nicht senkrecht. So wie daher, aus demselben Grunde, die Erde der Sonne bald den Nord- und bald den Südpol zuwendet, so muß hinwiederum der Mond der Erde bald seinen einen und bald seinen andern Pol zukehren, und also zugleich ein abwechselndes Erheben und Senken der Flecken gegen die Ebne der Bahn, und somit zugleich Veränderungen in der Lage gegen die Ebene der Ekliptik, d. h. in der Breite, bewirken. — Hierzu tritt noch ein tägliches Schwanken, welches daher rührt, daß der Mond nicht aus dem Mittelpunkte der Erde, sondern von ihrer Oberfläche aus beobachtet wird, woraus eine neue Verschiedenheit in der Erscheinung des Umrisses der Mondsscheibe entspringen muß. (Vergl. Biots Astronomie. II. 404 ff.) D. N.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Corporationen, Familien und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkühr ersonnenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, Familien, einzelne Personen 2c. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Besitz eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Über ihre Entstehung s. den Art. Heraldik. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedner Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das Feld, dessen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf welchem das unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind sieben Farben dafür angenommen, deren jede, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, durch Punkte oder Striche angedeutet wird. So wird Gold durch feine Punkte, Silber durch weißen Grund, roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün und purpur durch schräge, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Getheilte Schilde nennt man solche, deren Flächen mit verschiednen Farben belegt sind. Die Wappenschilde kamen erst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts auf. — Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen oder Fürstenhüte bei königlichen und fürstlichen Häusern, und die Helme bei dem Adel. Die Helme sind entweder geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Der Rang bestimmte ehemals die Zahl der Reife an den Helmen; Kaiser und Könige hatten deren elf, Grafen sieben, Freiherren fünf, der geringere Adel drei. Auf den Helmen wurden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Verzierung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldachin (franz. Pavillon), die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig (Wappenherold; franz. Roi d'armes), ein Beamter, der die Wappenkunde verstehen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den üblichen Gesetzen oder Gewohnheiten anordneten. Vorzüglich hatten sie dabei das Geschäft, die Wappen der Ritter, die sich zum Turnier einfanden, zu untersuchen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welcher das Wappen ihres Fürsten gestickt war (Wappenröcke).

Wappenkunde, s. Heraldik.

Wara, s. Nordische Mythologie.

Warburton (William), als scharfsinniger theologischer Schriftsteller und durch seine Verbindung mit Pope gleich berühmt, war den 24sten Dec. 1698 zu Newark an der Trente geboren, und beschäftigte sich anfangs, nach dem Beispiele seines Vaters, mit der Advocatur. Nach einiger Zeit entschloß er sich, den geistlichen Stand zu wählen, und wurde 1728 Rector der Schule zu Burnt-Broughton. Aufsehen in der Literatur machte er zuerst durch seine Abhandlung „über die Verbindung des Staats mit der Kirche," in der er schon sein Werk „über die göttliche Sendung des Moses" ankündigte. In diesem Werke, das 1736 erschien, suchte er mit dem größten Aufwande von Kunst und Wissenschaft zu zeigen, daß von den alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze blos durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Es entstand daraus zwischen ihm und seinen Feinden ein wissenschaftlicher Streit, der mit großer Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung von Pope's Versuch über den Menschen, wodurch die enge und dauernde Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter begründet wurde. Dieser machte ihn auch nach seinem Tode zum Erben der Hälfte seiner Bibliothek und zum Erben der Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum seiner Schriften. Im Jahr 1749 vertheidigte daher auch Warburton den Charakter seines Freundes mit großem Eifer gegen Bolingbroke, und veranstaltete auch bald darauf eine vollständige Ausgabe von Pope's Werken. — Ungeachtet seines großen literarischen Rufes gelangte er doch spät erst zu den höhern Würden in der Kirche; erst von 1754 an war ihm das Glück günstiger. Er wurde in kurzer Zeit Capellan des Königs, Canonicus von Durham, und Bischof von Glocester. Der Schmerz über den Tod seines einzigen Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn; er überlebte ihn nicht lange, sondern starb den 7ten Juni 1779. Warburton ist unstreitig einer der größten Gelehrten Englands; er verband, was so selten vereinigt ist, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntnissen und eine höchst lebendige Phantasie; als Theolog und Kritiker machte er länger als funfzig Jahre gleich großes Aufsehen. Seine Werke, unter denen wir außer dem schon erwähnten seine Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher und seine Predigten noch anführen müssen, sind 1789 in acht Quartbänden gesammelt erschienen. Außerdem hat er auch

die Herausgabe vieler fremden Werke besorgt und sie mit seinen Anmerkungen bereichert.

Wardein (auch Guardein), ein verpflichteter Beamte, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwardein, bei der Münze Münzwardein. (S. letztern.) Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niedersächsischen üblichen Worte, Warden, Wardiren, her, das so viel bedeutet, als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle untersuchen, probiren, würdigen. Die Schreibart Wardein ist daher richtiger als die sonst gewöhnliche Guardein, bei welcher man das Wort aus dem Italienischen, von guardare, Acht geben, herleitete.

Warendorf, eine preußische Stadt in dem westphälischen Regierungsbezirke Münster an der Ems, mit 570 Häusern und an 4000 Einwohnern, bekannt durch ihre starke Leinweberei und Leinenhandel; aber nicht alles Leinen, das unter dem Namen warendorfer Leinwand von hier aus in den Handel kommt, jährlich mehr als 16,000 Stück oder 960,000 Ellen, wird in der Stadt gefertigt, sondern ist ein Fabrikat der umliegenden Gegend, wo es meistens von den Landleuten im Winter, wann die Hände von der Feldarbeit ruhen, gefertigt wird. Berühmt sind auch die hiesigen sogenannten Baumseidenfabriken und die Bleichen.

Warmbrunn, auch Warmbad genannt, ein Badeort im schlesischen Gebirge, eine Stunde von Hirschberg. Der Flecken selbst enthält etwas über 300 Häuser, ist fast durchgängig gut gebaut, und nährt sich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafgotsch, als Herren des Orts, kommt. Seinen Ursprung verdankt es den warmen Quellen, und diese sollen schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts entdeckt worden seyn; wenigstens ist dies 1275 unter Herzog Boleslaus Crispus geschehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthardt von Schafgotsch, der 1403 allhier eine Probstei stiftete, derselben, weßhalb es das Probsteibad genannt wird. Außer jenem ist noch ein anderes Bad, das gräfliche oder Schafgotschische, vorhanden. Beide sind gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle, welche aus dem Felsen kommt, sammelt ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, in anständiger Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehrere Zimmer um den Badesaal her angebracht. Seit 1771 badet man nicht nur, sondern man trinkt auch. Die Morgenstunden bis 6 Uhr sind jetzt zum Trinken bestimmt. Im gräflichen Bade wird auch das Wasser zum Wannenbade gewärmt. Das Wasser gehört zu den alkalischen Schwefelwassern. Das Schafgotschische Bad enthält in 1 Pf. zu 16 Unzen nach Tschörtner: luftsaur. min. Laugensalz $5\frac{5}{6}$ Gr., Glauberisches Wundersalz $2\frac{2}{7}$ Gr., Selenit $\frac{4}{9}$ Gr., Kochsalz $\frac{5}{6}$ Gr., luftſ. Kalkerde $\frac{4}{5}$ Gr., Kieselerde $\frac{24}{31}$ Gr., Extractivstoff $\frac{2}{11}$ Gr., schwefelartige Luft 8 Kubikzoll. Das Probsteibad: luftſ. mit Laugensalz $5\frac{1}{10}$ Gr., Glauberisches Wundersalz $2\frac{2}{3}$ Gr., Selenit $\frac{20}{69}$ Gr., Kochsalz $\frac{2}{3}$ Gr., luftſ. Kalkerde $1\frac{1}{25}$ Gr., Kieselerde $\frac{52}{68}$ Gr., Erdharzstoff $\frac{4}{60}$ Gr., schwefelartige Luft $5\frac{2}{3}$ Kubikzoll. Ersteres hat 93 Grad, letzteres 104 Gr. Fahrenheit. Nützlich ist das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verstopfungen im Unterleibe, Hautausschlägen, Urinbeschwer-

den, Bleicolik u. s. w. Jetzt sind zum Aufenthalt der Fremden mehrere gute Einrichtungen getroffen worden. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermsdorf und dem Kynast, dem Zackenfall u. s. w.

Wärme. Eine gewisse Unbestimmtheit im Ausdruck zeigt sich darin, daß man sagt, Wärme verursache die Empfindung, die wir so nennen, und die Ausdehnung der Körper, und dann wieder: Wärme werde in Körpern durch Hinzufügung eines gewissen Stoffes oder durch Veränderung ihrer Theilchen hervorgebracht. In dem erstern Falle sieht man die Wärme als Ursach, im letztern als Wirkung an. Daher haben neuere Naturforscher diese Unbestimmtheit dadurch zu heben gesucht, daß sie die Ursach Wärmestoff nannten, ja einige haben diese Ursach sogar als wirklich Materielles angesehen. In wie fern dieses anzunehmen ist, wird sich am Ende dieses Aufsatzes ergeben. Wir wollen nämlich, nach Anleitung der neuesten Entdeckungen in der Naturlehre, zuerst die Eigenschaften, dann die Wirkungen, ferner die Quellen, und endlich die Natur der Wärme betrachten. 1. Von den Eigenschaften der Wärme. Wir können eher nicht die Natur der Wärme bestimmen, bis wir ihre Eigenschaften aus einander gesetzt haben. Diese sind aber von dreierlei Art: nämlich mechanische, die von den Gesetzen der Anziehung und Schwere abhangen; chemische, die sich auf die Mischung der Körper beziehen, und endlich specifische, welche sich nicht unter die vorigen bringen lassen. a) Mechanische Eigenschaften. Diese bestehen in dem Strahlen, in der Reflexion und in der Berührung, wodurch sich offenbar die Wärme dem Lichte nähert, da wir gerade diese Eigenschaften am Lichte bemerken. Daß die Wärme strahlt, daß sie sich strahlenförmig durch die Luft verbreitet, ohne unterbrochen zu werden, und ohne der Luft empfindbare Wärme mitzutheilen, ist eine Entdeckung des berühmten Scheele. Ein durchsichtiger Spiegel nämlich, der die Lichtstrahlen sammelt, bringt keine Vermehrung der Wärme im Brennpunkte hervor, bis hinreichende Wärme verschluckt worden; aber dann wird er ein Wärme strahlender Körper. Hierdurch, wie durch andere Beobachtungen, ward besonders entschieden, daß Wärme und Licht völlig verschieden sind; eine Wahrheit, die, so wenig sie im gemeinen Leben anerkannt wird, dennoch durch neuere Untersuchungen von Herschel und Andern vollkommen erwiesen ist. Jener große Naturforscher bemerkte nämlich, daß die verschiedenen Farben, in welche das gläserne Prisma das Licht trennt, eine sehr verschiedene Fähigkeit haben, Wärme zu erzeugen. Die rothe Farbe worin das Licht am wenigsten gebrochen ist, erregt die stärkste Wärme: diese vermindert sich bis zur violetten, worin das Licht am meisten gebrochen ist und die geringste Wärme hervorbringt. Ja Herschel fand, daß ganz außerhalb des Farbenbildes, außer den Gränzen der rothen Farbe, da wo gar kein Lichtstrahl hindringt, die meiste Wärme erzeugt wird. Wir sehen also, daß die Sonne Hitze erzeugen kann, auch ohne Licht. Englefield fand, daß wenn die blauen Strahlen das Thermometer auf 56°, die grünen auf 58°, die gelben auf 62° bringen, die rothen Strahlen es bis auf 72° treiben, und daß, wenn es außer den Gränzen des Farbenbildes hängt, es bis auf 79° steigt. Auch Graf Rumford hat diese strahlende Eigenschaft der Wärme durch treffliche Versuche bestätigt. Und Leslie bestimmte außer der Strahlung auch noch die Art, wie die Wärme bei ihrem

Durchgang durch die Körper verschluckt wird. Wenn nämlich die strahlende Wärme aufgefangen wird, so wird sie leichter durch Körper durchgelassen, die dem erhitzten näher stehen, als die davon entfernt sind. Es kommt auch beim Verschlucken der Wärme sehr auf die Natur und auf die Oberfläche des auffangenden Körpers an. Metallische Körper, wenn vorzüglich ihre Oberfläche stark polirt ist, binden und verschlucken die Wärme am meisten: dagegen wird die letztere am meisten dadurch zerstreut, daß man die Oberfläche mit Firniß überzieht. So werden bei der Heizung mit Dämpfen polirte metallene Röhren am schicklichsten seyn, wenn sich gar keine Wärme verbreiten, sondern nur fortgeleitet werden soll. Soll aber ein Zimmer durch dergleichen Röhren erwärmt werden, so wird dies am besten geschehen, wenn die Röhren entweder nicht von Metall oder überfirnißt sind. Sogar von der Kälte ist es nach Rumfords und Leslie's Versuchen erwiesen, daß sie sich gradlinig verbreitet, daß sie reflectirt und in ihrem Fortgange eben so aufgehalten wird, wie das Licht und die Wärme. Doch muß man daraus nicht schließen, daß die Kälte etwas Reelles ist oder daß es ein kaltmachendes Princip giebt; denn sie ist nichts anders, als die Entziehung der Wärme, welche natürlich denselben Gesetzen gehorchen muß, als die Mittheilung dieser Kraft. Die Reflexion der Wärme ist schon bei dem Strahlen derselben angegeben, sie steht mit dem Verschlucken im umgekehrten Verhältniß, so daß die Oberflächen, welche am wenigsten verschlucken, die meiste Wärme reflectiren. Die Brechung der Wärme ist durch Herschels Versuche vollständig erwiesen. Beim Durchgang durch das Prisma wird sie, gleich dem Lichte, von ihrer geraden Bahn abgeleitet, und zwar in einem stärkeren Grade, da sich, wie wir oben sahen, die Wärmestrahlen viel weiter ausbreiten, und an den Gränzen viel stärker sind, als die Lichtstrahlen. Was die Schnelligkeit betrifft, womit sich die Wärmestrahlen bewegen, so scheint diese ungemein groß zu seyn. Vielleicht läßt sie sich mit der Geschwindigkeit des Lichts vergleichen. Doch wissen wir nichts genaues darüber, als daß sie sich ohne Zeitverlust auf einem bedeutenden Raum ausbreiten. b) Chemische Eigenschaften. Die Wärme ist außerordentlich thätig bei jeder Veränderung der Mischung. Sie hat eine besondere Verwandtschaft zum Sauerstoff, die sie mit dem Lichte theilt: sie erzeugt sich am positiven Pol der Galvanischen Säule, indem sich Sauerstoff entwickelt. Überall, wo sie sich vermehrt, vermindert sie den Zusammenhang der Theile, begünstigt die Auflösungen und den Übergang der festen in flüssige Theile und der Flüssigkeiten in Dämpfe. c) Specifische Eigenschaften. Zu diesen rechnen wir die Neigung der Wärme, sich gleichmäßig zu verbreiten und alle Körper zu durchdringen. Sie strömt nämlich vermöge ihrer ausdehnenden Kraft aus dem erhitzten Körper aus, um auf andere, denen sie mangelt, überzugehen. Sie geht ferner durch alle Körper durch, doch leiten sie die dichtesten am besten. Man weiß, wie stark und schnell das Metall die Wärme leitet, und wie wenig dies bei dem Holze der Fall ist. So ist ein zusammenhängendes Stück Eisen ein besserer Wärmeleiter, als Eisenfeile; festes Holz leitet besser als Sägespäne. Unter den Metallen leiten die edlern die Wärme am besten, Blei am schlechtesten. Also findet jene Regel hier eine gewisse Ausnahme, da die Dichtigkeit des Silbers, welches am besten leitet, geringer ist, als die des Eisens, welches ziemlich schlecht leitet. Bekanntlich sind Federn und Pelzwerk sehr schlechte, Leinwand der beste Wärmeleiter. Unter den verschiedenen Hölzern soll das Eichen-

Ellern- und Kiefernholz am schlechtesten, Apfelbaum- und Ebenholz am besten leiten. Die verschiedenen leitenden Kräfte der Körper bringen sehr verschiedene Gefühle der Temperatur hervor, wenn auch das Thermometer denselben Stand hat. Jedermann weiß, daß Metalle sich am kältesten anfühlen, nächst ihnen Steine; Wolle aber und Pelzwerk erzeugen keine Veränderung des Gefühls. Offenbar hängt dies davon ab, daß jene Gegenstände nach ihren verschiedenen leitenden Kräften dem menschlichen Körper mehr oder weniger Wärme entziehen. Dies ist der Grund davon, warum wir uns in Wolle und Pelzwerk hüllen, um die Wärme zu behalten. Die Wärme dringt weniger durch feste Körper, wird weniger durch sie geleitet, wenn sie locker, schwammig und poröse sind. Dies kann man auch auf Flüssigkeiten anwenden. Je stärker diese zusammenhängen, desto leichter leiten sie die Wärme. Die Luft leitet, nach Rumfords Beobachtungen, keineswegs an sich die Wärme, sondern blos durch die Strömungen, die sie erleidet. Die neusten Versuche von Brewster haben noch folgende merkwürdige Eigenschaften der Wärme gelehrt: wenn sie längs einer Glasplatte fortgeht, so dehnt sie einen Theil des Glases aus, wo sie nicht fühlbar ist, und zieht einen andern Theil zusammen, wo sie sich fühlbar zeigt. Einige haben selbst in der Wärme eine entgegengesetzte Polarität annehmen wollen, wobei sie sich auf Kants Bemerkung stützen, daß Winter, die bei uns sehr streng sind, in den Polargegenden sich öfters durch besondere Milde auszeichnen. 2. Wirkungen der Wärme. Die erste Wirkung der Wärme ist Vermehrung des Gefühls von Wärme in dem thierischen Körper. Dies ist aber eine Erscheinung, welche man nicht obenhin betrachten kann, sondern die uns zu gründlichen Untersuchungen nöthigt. Wir wissen, daß wir die äußere Hitze weit stärker empfinden, wenn es dabei schwül ist, d. h. wenn die Luft feucht und negativ electrisch ist. Die Hitze der Luft kann an heitern Tagen viel größer seyn, ohne daß sie uns so sehr auffällt. Wir wissen ferner, daß bei heiterm Frostwetter, wenn wir uns nur bewegen, die Kälte wenig auf uns wirken kann; jemehr es aber naßkalt ist, obwohl bei höherem Grade der Temperatur, desto unangenehmer fällt uns die Kälte auf. Man sieht also, daß das Gefühl der Temperatur mit den Graden des Thermometers keineswegs in gleichem Verhältniß steht. Dazu kommt, daß offenbare Täuschungen bei diesem Gefühle um so leichter vorkommen, jemehr es durch die Nerven erregt wird, welche keine deutlichen Empfindungen, sondern nur dunkle Gefühle hervorbringen. Daher wird unzähligemale eine innere Ursach der vermehrten oder verminderten Wärme mit der äußern verwechselt. Weiß man nicht, daß das Gefühl von Kälte gewöhnlich Krämpfe und andere Unterdrückungen des Gefühls begleitet, und daß wir heißer werden, wenn die Thätigkeit unserer Verrichtungen angestrengt wird? Oft glaubt man in jenem Falle, die Luft sey wirklich kälter, in diesem, sie sey wirklich heißer, als sie ist. Daher nun müssen wir auf eine innere Quelle der thierischen Wärme kommen, welche, unabhängig von der Temperatur der Luft, den höhern Thierclassen eigen ist, und nur unter gewissen Umständen in den niedern erregt werden kann. Spüren wir dem Unterschied der warm- und kaltblütigen Thiere nach, so ist zuvörderst ein merklicher Unterschied in ihren festen Theilen. Die warmblütigen haben wahre Muskeln, voll rothen Faserstoffs mit Zellhäuten überzogen: jene Muskeln sind um so derber, je größer die eigen-

thümliche Wärme der Thiere ist; die Sing- und Raubvögel haben die festesten Muskeln, und ihre eigenthümliche Wärme übertrifft noch die Wärme des menschlichen Körpers. Dasselbe gilt von den Knochen, welche um so fester sind, je wärmer das Thier ist. Sehen wir dagegen kaltblütige Thiere an, so finden wir statt der Muskeln nur gallertartiges Fleisch, oder ein Gewebe von Fasern, die sich weder durch Farbe, noch Derbheit wesentlich vom Zellgewebe unterscheiden. Das Fleisch der Fische, selbst der Frösche und Eidexen, beweis't dies. Diese Thiere haben auch keine wahren Knochen. Gräthen und Knorpel von weicherem Gewebe vertreten ihre Stelle. Auch das Kind im Mutterleibe hat so lange wenig eigne Wärme, als es noch keine wahren Muskeln und Knochen hat. Wie hängt dieser Unterschied mit der eignen Wärme zusammen? Ganz einfach durch das Naturgesetz, daß fühlbare Wärme erzeugt wird, wenn flüssige Theile fest werden, und um so mehr Wärme, je größer der Unterschied ihres früheren flüssigen und ihres jetzigen festen Zustandes ist. Denn die Wärme, die sie in dem flüssigen Zustande aufgelös't enthielt, muß jetzt davon gehen, da sie nicht mehr zur Auflösung angewandt wird. Darum erzeugt sich beim Löschen des Kalkes eine so bedeutende Hitze. Außer dieser Quelle der eigenthümlichen Wärme giebt es aber noch eine andere eben so wichtige. Diese ist der Einfluß des Nervensystems. Die Nerven wirken als Erreger und Leiter der thierischen Electricität, und mit dieser ist die Wärme beständig verbunden. Je größer das Gehirn eines Thieres, je zahlreicher seine Nerven sind, desto wärmer ist es. Der Mensch und die Singvögel haben das größte Gehirn: sie erzeugen auch die stärkste Wärme. Die Fische haben ein so kleines Gehirn, daß es im Verhältniß zu ihrem oft großen Körper wenig in Betracht kommt, und bei den Insecten sind statt des Gehirns nur zerstreute Nervenknoten. Indessen können nach einigen Erfahrungen selbst die kaltblütigen Thiere sich erwärmen, wenn sie sehr stark gereizt werden, oder die Thätigkeit ihrer Nerven ungewöhnlich angestrengt wird. Ein Bienenschwarm ist wirklich so heiß, daß das Thermometer hineingehalten eine bedeutende Höhe annimmt. Auch bei Fischen, die man reizt oder martert, bemerkt man eine, obwohl unbedeutende, Zunahme der Wärme. Die zweite wichtige Wirkung der Wärme ist die Ausdehnung, die sie in allen festen und flüssigen Körpern hervorbringt. Auch das Wasser wird allerdings durch die Wärme ausdehnt, aber wenn es unter 40° abgekühlt ist, so scheint es die größtmögliche Dichtigkeit erreicht zu haben. Wird es noch weiter erkältet, so fängt es wieder an, sich auszudehnen, bis es in seinem Gefrierpunkt zu einem festen Körper wird. Wenn es ganz ruhig steht, kann das Wasser noch flüssig bleiben, wenn es schon einige Grade unter dem Eispunkt erkältet ist, und es nimmt dann noch an Umfang zu, bis es vollkommen gefriert. Diese Eigenschaft des Wassers macht, daß das Thermometer die wahre Temperatur desselben dann nicht richtig angeben kann, wenn das Wasser unter 40° kalt ist. Daher auch kommt es, daß das Eis leichter ist als Wasser, in dem Verhältniß wie 92 zu 100, wenn nämlich die Temperatur des Wassers 60° ist. Auch bei den Metallen findet man eine ähnliche Ausdehnung, wenn sie aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen, allein dies scheint von einer Art Crystallisation oder regelmäßiger

Anordnung der Theile herzurühren. Auf dieser ausdehnenden Kraft der Wärme beruhen die Thermometer, welche von dem berühmten Sanctorius erfunden, von Hook und Drebbel verbessert wurden. Unter den verschiedenen Thermometern ist im Norden von Europa, besonders in England, das Fahrenheitsche am meisten im Gebrauch, dessen Gefrierpunkt 32° und der Siedepunkt 212° ist. In Frankreich brauchte man vor der Revolution allgemein das Reaumursche, wo der Gefrierpunkt 0 und der Siedepunkt 80° ist. Seit der Revolution wendet man häufig die Scale von 100° an, wo also der Siedepunkt 100° ist. Diese ist von dem Schweden Celsius erfunden. Bei stärkerer Hitze gebraucht man die sogenannten Pyrometer (s. d. Art.). Von der ausdehnenden Kraft der Wärme hängt der Einfluß ab, den sie auf die Veränderung des Zusammenhangs der festen und flüssigen Theile hat. Jene löst sie zu Flüssigkeiten auf, die Flüssigkeiten verwandelt sie in Dämpfe, und zersetzt ihre Bestandtheile. Bei diesen Vorgängen wird aber die Wärme nicht frei oder fühlbar, sondern sie wird eben zur Bildung der Flüssigkeiten und Dämpfe verwandt. Daher erzeugt sich Kälte durch Verdampfung; daher entsteht bedeutende Kälte, wenn Salze aufgelöst werden. Umgekehrt erzeugt sich Wärme, wenn Dämpfe in Flüssigkeiten, und diese in feste Gestalt übergehen. 3. Quellen der Wärme. Daß sich Wärme durch Verdichtung erzeugt, haben wir eben dargethan, und wir können noch hinzusetzen, daß selbst die Verdichtung der Luft in der Luftpumpe nicht ohne Erzeugung von Wärme Statt findet. Vielleicht wirkt das Schlagen auf einen Körper, wie auf Eisen mit einem Hammer, auf diese Art. Aber das Reiben ist unstreitig eine Ursache der Wärmeerzeugung, die keinesweges aus jener ersten Quelle abzuleiten ist. Indessen hat Rumford diese Erscheinung gebraucht, um die Immaterialität der Wärme zu beweisen. Daß die Sonne eine Hauptquelle der Wärme ist, weiß jedermann; aber wie sie dieselbe erzeugt, darüber kann man nur Vermuthungen wagen. Daß die Sonne kein ungeheures Feuermeer ist, welches immerfort brennt, scheint so ziemlich erwiesen zu seyn; ja, wenn wir manchen Erfahrungen trauen, so wird die Sonnenwärme eigentlich nur in unserm Luftkreise erzeugt. Außer dem Sonnenlicht sind das Verbrennen der Körper, ferner die Entwickelung der Electricität und des Galvanismus, die vorzüglichsten Quellen der Wärme. 4. Von der Natur der Wärme. Daß die Wärme kein grober Stoff ist, folgt aus ihren Eigenschaften. Sie gehorcht nicht den Gesetzen der Schwere, sondern sie strahlt nach allen Seiten. Sie strebt dem Zusammenhang entgegen, und löst alle Körper auf. Sie verbreitet sich fast ohne Zeitverlust. Sie vermehrt sich durch das Reiben harter Körper auf eine höchst eigne Weise. Sie durchdringt endlich den sogenannten leeren Raum der Luftpumpe, gleich dem Licht und der Electricität. Muß man nicht daraus schließen, daß die Wärme zu den unwägbaren Stoffen, zu den Urkräften der Natur gehöre?

Wärmemesser (Calorimètre). Die Einrichtung dieses sinnreichen Werkzeuges, dessen Erfindung wir Lavoisier und la Place schuldig sind, beruht auf dem allgemeinen Grundsatze, daß, so lange der Wärmestoff auf Änderung des Aggregatzustandes der Körper verwendet wird, sich keine fühlbare (dem Thermometer bemerkliche) Wärme zeigt. Wenn man also Eis, welches genau

die Temperatur des Gefrierpunktes hat *), auch der größten Hitze aussetzt, so wird man doch so lange nur eiskaltes Wasser erhalten, als noch Eis zum Schmelzen vorhanden ist; erst nachher wird das Wasser sich zu erwärmen anfangen. Also aller, einem in eine hinreichende Menge Eis von der angegebenen Temperatur gehüllten, Körper entzogener Wärmestoff wird auf Bildung eiskalten Wassers verwendet, dessen Menge daher offenbar der entzogenen Menge Wärmestoffs proportional ist. Nun haben die verschiedenen Körper auch eine verschiedene Capacität für den Wärmestoff, d. h. sie werden weder durch Aufnahme gleicher Mengen desselben auf einen gleich hohen Temperaturgrad erhoben; noch durch Entziehung gleicher Mengen desselben bis zu einem gleichen Grade erkältet: und diese Verschiedenheit ihrer eigenthümlichen (specifischen) Wärme mißt man, nach Maaßgabe des Vorangeführten, an den verschiedenen Eismengen ab, die sie, beim Herabsinken von einem gleich hohen auf einen gleich niedern Grad der Temperatur, respective zu schmelzen im Stande waren. Die dazu vorgerichtete Maschine aber, bei welcher noch Einrichtungen getroffen sind, um das zum Experimente selbst bestimmte Eis durch eine zweite Eislage vor fremdartigen Temperatureinflüssen zu schützen, heißt, wenn sich gleich noch einige Bedenklichkeiten gegen die vollkommne Zuverlässigkeit der dadurch erhaltenen Resultate aufdringen, immer noch paßlich genug, Wärmemesser. D. N.

Wärmesammler. Jedermann hat die außerordentliche Hitze beobachtet, die sich im Sonnenschein, hinter den Fenstern z. B. eines Mistbeetes, erzeugt, und die zum Theile von der Brechung der Wärmestrahlen im Glase, zum Theile aber auch daher rührt, daß letzteres ein schlechter Leiter ist, und folglich die Wärme in denjenigen Räumen, welche es umschließt, wohl verwahrt. Durch diese Erfahrung geleitet, hat man das Sonnenlicht in Räumen, welche von mehrfachen Glaswänden umgeben sind, aufgefangen, und dadurch ganz unerwartete Grade der Temperatur, z. B. bis zum Sieden des Wassers, ja selbst, so unglaublich es klingt, bis zum Schmelzen der Metalle (Journal de Paris 1784. Nr. 81.) hervorgebracht. Vorrichtungen zu diesem Zwecke, die von sehr verschiedener Einrichtung seyn können, heißen Wärmesammler. D. N.

Warschau, polnisch Warszawa, jetzt die Hauptstadt des russischen Königreichs Polen und der Woiwodschaft Masovien, in einer angenehmen Lage, ein großer Ort, der aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehrern Vorstädten, wohin auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel belegene Praga gehört, besteht; unter diesen Vorstädten zeichnen sich besonders Cracau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. Die Stadt hat mit den Vorstädten einen Umfang von drei Meilen, worin aber auch viele Gärten und Felder mit eingeschlossen sind, 300 Straßen, 4500 Häuser (mit Praga) und gegen 75,000 Einwohner, worunter 10,000 Juden. Man findet sehr viele prachtvolle Gebäude, worunter das königliche Schloß, der sächsische Palast, die Münze, das Zeughaus und 115 Paläste polnischer Magnaten sich auszeichnen, eine Menge

*) Wäre das Eis kälter, so würde seine Temperatur erst bis auf diesen Punkt erhöht werden.

Klöster und prachtvolle Kirchen aller tolerirten Religionen, sechs Hospitäler, aber auch neben dem größten Glanze die bitterste Armuth. Doch vereinigt Warschau alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier ist der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Centralbehörden des Königreichs, hier ist seit 1816 eine Universität errichtet, hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik, und eine Menge Unterrichtsanstalten und Kunstschulen, hier concentrirt sich ein Theil der polnischen Industrie und der ganze polnische Binnenhandel, durch die schiffbare Weichsel, durch 5 Banken und durch die zwei Messen begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art, über 50 größere Handelshäuser und 5 Buchhandlungen. Zu den übrigen Merkwürdigkeiten gehören die vor dem cracauischen Thore befindliche metallene und vergoldete Statue des Königs Sigismund auf einer marmornen 25 Fuß hohen Säule, und die große Zaluskische Bibliothek. Die Besatzung besteht aus 10,000 Mann. Die Stadt ist nicht eigentlich fest, doch mit Linien umgeben: eine Schiffbrücke verbindet sie mit Praga, einer Vorstadt, die 885 Häuser und 3082 Einwohner zählt, und in dem polnischen Unabhängigkeitskriege von 1794 durch die Belagerung und Erstürmung Suwarows bekannt geworden ist. (S. d. eignen Art.)

Wartburg, ein altes, ehemals festes Bergschloß, in einer schönen Gegend, eine halbe Stunde von **Eisenach**, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward im Anfang des 12. Jahrhunderts erbaut. Als die **Residenz der thüringischen Landgrafen**, war es berühmt wegen der glänzenden Turn- und Ritterspiele, welche daselbst durch die Wettgesänge der ersten deutschen **Minnesinger** gefeiert wurden; vorzüglich am Hofe des Landgrafen **Hermann I.** im Anfange des 13. Jahrhunderts (S. **Thons** Beschr. d. Wartburg) bis um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur Zeit **Heinrichs des Erlauchten**. Bekanntlich ließ Churfürst **Friedrich der Weise** von Sachsen den auf dem Reichstage in Worms geächteten **Dr. Luther** auf diese Feste in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen, vom 4. Mai 1521 bis zum 6. März 1522, an der Übersetzung der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat. Jetzt dient die Wartburg zu einem Staatsgefängniß. Die Berge rings um die Wartburg haben einen Umfang von 8 — 10 Stunden. Unter ihnen erhebt sich, der Wartburg gegenüber, und von dieser etwa ¾ Stunde entfernt, an der nordwestlichen Seite des von einem kleinen Waldstrome gebildeten Thales, in welchem Eisenach liegt, der **Wartenberg**. Weniger steil aufsteigend als der Berg, welcher auf seinem Gipfel die Wartburg trägt, bildet er eine unbewachsene hohe Fläche, auf welcher sich eine reiche Aussicht besonders auf die hessischen Gebirge bis zum Meißner, auf den thüringer Wald und in die fruchtreichen Gegenden von Mühlhausen und Langensalza eröffnet, daher er auch zu den Octoberfeuern des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig benutzt worden ist. S. d. f. A.

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschlands protestantischen Hochschulen, am 18. October 1817. Jene Höhe, von der hinab der Blick in einer herrlichen Natur und die Einbildungskraft in den romantischen Zeiten des deutschen Mittelalters sich verlieren; jene ehrwürdige Burg, welche die Erinnerung heiligt an das lebendige Wort der Kraft, welches hier die glor-

reichste Begebenheit der neuern Menschengeschichte aus den Tiefen der Wahrheit und des Glaubens hervorrief: ein solcher Ort mußte vor allen in Deutschland gewählt werden, um das Fest zu begehen, mit welchem eine edle Schaar deutscher Jünglinge den doppelten Sieg der Freiheit über die Macht der Unterdrückung zur eigenen Erhebung für Wahrheit und Recht, für Muth und Eintracht feiern wollte; den Sieg der Geister im Reiche der freien Überzeugung vor drei Jahrhunderten durch Luther errungen; den Sieg der Völker in dem Gesammtleben des freien Bürgerthums, durch die Eintracht des Muthes, des Rechtssinnes und der Vaterlandsliebe der Fürsten und Völker auf den Feldern von Leipzig errungen. Dieses Fest der edelsten Begeisterung, das ein deutscher Fürst, der Großherzog von Sachsen-Weimar, ganz in seinem reinen Sinn sich dachte und genehmigte, hat durch den Eindruck, den es auf den Parteigeist gemacht hat, und durch die Folgen, die es schon gehabt und noch haben wird, eine solche Merkwürdigkeit erhalten, daß es genau dargestellt werden muß. Ohne andeuten zu wollen, wie der an dieses Fest geknüpfte Gegenkampf der Aristokratie in Volkssachen immer tiefer in das Leben eingreifen und die feindseligen Klüfte in unserem gespaltenen Bürgerthum immer mehr von einander reißen muß, stehe hier blos die Bemerkung, daß die Erscheinungen, welche jenes Fest zur Folge gehabt hat, ein helles Licht auf die dunkeln und verworrenen Massen werfen, aus welchen sich gegenwärtig die öffentliche Meinung und der Gemeingeist in Deutschland loszuringen streben. Es ist dadurch offenbar geworden, mit welchem Stumpfsinn und Argwohn, mit welcher Furcht und Schwäche Einzelne über jenes Fest abgesprochen und die Theilnehmer als höchst strafbare Frevler verurtheilt haben. Wäre Zuversicht, und daher edles Selbstvertrauen in dem Herzen dieser mündigen und reifen Catonen, so hätten sie das Hochgefühl einer feurigen Jugend, des kecken Urtheils einiger Unbescheidenen wegen, nicht zum Staatsverbrechen gestempelt, sondern mit dem Ernste des Alters väterlich beurtheilt; am wenigsten hätten sie in zufälligen Nebenhandlungen einen Plan des Aufruhrs gefunden, noch um wilder Sprößlinge willen an den kräftigen Stamm selbst die Art gelegt. Unfähig, das Maaß der Begeisterung zu begreifen und das jugendliche Gefühl psychologisch zu würdigen, haben sie, es sey nun aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Vorurtheil, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, oder aus Haß gegen alles Freisinnige überhaupt, das Einzelne gemißdeutet, und darnach das ganze Fest als demagogisch denuncirt! — Die Sache selbst verhielt sich so. Um an dem Jahrestage des 18. Oct. 1813 zugleich den 31. Oct. 1817, das dritte Säcularfest der Reformation als eine Doppelfeier der beiden größten Ereignisse in der Geschichte des deutschen Vaterlandes, mit einem Herzen, vongleich er Gesinnung erfüllt, als deutsche Jünglinge; auf der Wartburg zu begehen, erließ d. 1. Aug. 1817 die Burschenschaft zu Jena, durch ihren Vorsteher, Rob. Wesselhöft, eine Einladung an die Studirenden auf den protestantischen Hochschulen Deutschlands (Halle ausgenommen), daß sie den 17. Oct. nach Eisenach zu der gemeinschaftlichen Feier jenes Festes Abgeordnete schicken sollten. Alle billigten das Vorhaben und sagten ihre Theilnahme zu. Hierauf legten die Studirenden in Jena ihrem Gesuche um die Erlaubniß der höchsten Behörde zur Feier des Festes den Entwurf derselben bei. Der Großherzog erlaubte das Fest, und verfügte, daß die Studirenden von den Bürgern Eisenachs unentgeldlich aufgenommen würden. Auch wurde

das zu den Octoberfeuern nöthige Holz unentgeldlich geliefert, und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, da zogen von allen Seiten her die Schaaren der studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Gesang in Eisenach ein. Hier versprach jeder schriftlich, sich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit ernannten Ausschusse (30 Studenten, von jeder der 10 protestantischen Universitäten 3), der das Fest ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu den Kosten des Festes beigetragen, 468 von 12 Universitäten, darunter über 200 von Jena, 70 — 80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der catholischen Universität Würzburg. Außerdem erschienen einige von Halle, einige von Genf, und mehrere ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswalde, Königsberg und Breslau. Die Mehrzahl der Versammelten hatte an dem Befreiungskriege thätig Theil genommen; und überhaupt befanden sich darunter Jünglinge, die durch die Zeit zu Männern gereift waren. Sie wurden sämmtlich von Eisenachs braven Bürgern gastfrei aufgenommen. Am 18. Oct. früh um 6 Uhr verkündigte das Geläute aller Glocken den Anbruch des Festes. Ein zweites Geläute rief sämmtliche Studenten auf den Markt, worauf unter Musik und dem Geläute aller Glocken der Zug, von der Fahne der Jenaer geführt, auf die Wartburg begann. Dem Ordner des Ganzen, Namens Schindler, waren vier andre Studenten zur Beihülfe zugegeben. In dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale der Wartburg, der an 1000 Menschen fassen kann, und von Eisenachs Bewohnern mit Eichenlaubgewinden sinnvoll verziert war, hatten sich bereits die dazu eingeladenen öffentlichen Behörden, die Geistlichkeit der Stadt, und vier Professoren aus Jena, G. Hofr. Schweitzer, Hofr. Oken, Hofr. Fries und Hofr. Kieser, und außer diesen mehrere Fremde versammelt. Hier ward die Feier des Tages nach einem stillen Gebete mit dem Gesange: Eine feste Burg ist unser Gott, eröffnet. Darauf hielt der erwählte Redner, Riemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine Rede, in welcher er im Namen Aller gelobte, „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend." Er schloß mit einem Gebete. Nach dem Gesange: Nun danket alle Gott, hielt Hofr. Fries, von einigen seiner Schüler dazu aufgefodert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte sich mit dem: Der Herr segne uns! — Jetzt vertheilte man sich auf dem Burghofe; man sang Lieder, die zu diesem Zwecke gedichtet waren; man besprach sich über die Art, wie alle Spaltungen des akademischen Vereins in Landsmannschaften aufzuheben seyen, (was Jena bereits gethan), um sämmtliche Hochschulen zu Einer Burschenschaft nach bestimmten Gesetzen zu vereinigen. Auch Carl Sand hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede und war durch ruhige Entwickelung seiner Ansichten und durch ernste Ermunterung sehr thätig, den von den Redlichen der studirenden Jugend wirklich beabsichtigten Zweck dieses Bundes: eine edlere Bildung des deutschen Universitätenwesens, zu befördern. Noch sprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche späterhin im Druck (s. Isis, St. 195) erschienen ist. Darauf wurde im Rittersaale gespeis't. An diesem durch fröhliche Gesänge belebten Mittagsmahle nahmen an 600 Per-

sonen Theil, darunter auch, außer den eingeladenen Professoren, mehrere Einwohner und Fremde. Die Beamten des Festes brachten Trinksprüche aus: der deutschen Freiheit, dem Andenken Luthers, dem Schirmherrn des Tages, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen. Nach dem Mahle begab sich der Zug in die Kirche, um mit dem Eisenacher Landsturm gemeinschaftlich den Festgottesdienst zu feiern, den der Gen. Super. Nebe hielt. Alle Jünglinge waren zu tief von der Bedeutung des Tages ergriffen, als daß eine Unordnung die Ruhe des Gotteshauses hätte stören können. Aus der Kirche zogen der Landsturm und die Studirenden auf den Markt, wo ein Lied des Gen. Sup. Nebe, unter voller Musik, abgesungen und gegenseitig ein Lebehoch ausgebracht wurde. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derselben durch irgend eine Übereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten sich mehrere Jünglinge von Jena und Berlin mit Turnspielen bis zum Abend, wo nach 7 Uhr der Fackelzug nach dem Wartenberge (s. d. vor. Art.) unternommen wurde, um daselbst in Verbindung mit dem Landsturm das Siegesfeuer der Octoberschlacht anzuzünden. Die Studenten schlossen einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder gesungen, und ein Jenaer, Namens Rödiger, hielt eine Rede, die, wie alle öffentliche Reden und Gesänge des Tages, das Gefühl der Begeisterung, ohne Leichtsinn oder Unbesonnenheit, aussprach. Darauf sammelte man Spenden für die Armen. Die Feier des Tages war jetzt geendigt. Die meisten kehrten zurück. Die Professoren Kieser und Oken waren gar nicht auf dem Berge, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweitzer war bereits nach Jena abgereis't, und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Rödigers Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß zu dem Ernste des geendigten Festes noch der Scherz sich gesellte und der Muthwille Einzelner. Diese hatten nämlich, ganz ohne Vorwissen oder Mitwissen des Ausschusses der sämmtlichen Hochschulen, von welchem das Fest dem genehmigten Entwurfe gemäß geleitet worden war, den Einfall, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des deutschen Volks nicht zusagten. Man erinnerte dabei an Luthers Verbrennen der Bannbulle in Wittenberg, und warf die an einer Heugabel in die Höhe gehaltenen und abgelesenen Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher selbst in das Feuer; darunter: Dabelow: über den 13. Art. der deutschen Bundesacte; K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie; v. Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs; K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft; v. Cölln: vertraute Briefe; Saul Ascher: die Germanomanie; den Code Napoleon, und Zachariä über denselben; Schriften gegen die Turnkunst, die Statuten der Adelskette, W. Reinhard: die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände; einige Schriften von Schmalz; die Alemannia und ähnliche. Nachdem diese Bücher oder Titel zu Asche verbrannt waren, wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Corporalstock. Es ist Verleumdung, wenn man behauptet, die Congreßacte und die heil. Allianzacte seyen mit verbrannt worden. Darauf sang man ein Lied, und die Studenten zogen mit den Landsturmmännern gegen Mitternacht nach Eisenach

zurück. — Jenes Verbrennen der Bücher hat vorzüglich den Feinden der Sache die Waffen in die Hände gegeben. Allein der Unbefangene wird in diesem „Studenten = Pereat!" so wenig ein inquisitorisches Verdammungsurtheil, als ein criminelles Vergehen gegen die Person der Verfasser finden, sondern nur ein keckes Urtheil der Meinung, das sich einige lebhaft aufgeregte Jünglinge erlaubten. Die Handlung hatte allerdings etwas Öffentliches, lag aber durchaus nicht in dem Plane des Ganzen; allein eben darum, weil sie mit der Ordnung des Festes nicht zusammenhing, war sie polizeiwidrig. Nun darf wohl ein jeder für sich so viel Bücher verbrennen, als er will; sein Urtheil widerlegt weder, noch verdammt es. Aber daß es an diesem Tage und öffentlich geschah, war höchst muthwillig, und, moralisch genommen, auch anmaßend und unbescheiden, was die studirende Jugend überhaupt nie, am wenigsten in wissenschaftlichen Dingen, seyn soll. Selbst wenn die Jünglinge wirklich im Sinne der öffentlichen Meinung, wie Viele behaupten wollen, — denn hätten wohl sonst die gekränkten Schriftsteller ein bloßes Studentenurtheil so hoch aufgenommen? — den undeutschen Geist jener Schriften durch das Verbrennen derselben gerügt hätten, so würde dennoch die Öffentlichkeit, mit der es geschah, tadelnswerth, und das ganze Verfahren ungeziemend seyn. Dies wirft aber keinen Schatten auf das Fest selbst, dessen Bedeutung edel, und dessen Ausführung würdig war. So feierten einst die Griechen, mit Einem Gefühl als Volk, die großen Tage ihres Vaterlandes: und unsere Jünglinge sollten die weit größeren Tage unserer Zeit nicht festlich begehen dürfen? Daß sie aber diesen Entschluß faßten, daß sie das Fest zweckmäßig ordneten, daß sie in ihrer Gesammtheit die Feier des Tages durch keine Unordnung des Sinnenrausches entweihten, daß sie vielmehr zu einmüthiger Aufhebung der Spaltungen und Händel erregenden Landsmannschaften sich gegenseitig ermunterten: dies muß ihnen zum Lobe gereichen. Wer in dem Hochgefühle der Jugend, darum weil einzelne Jünglinge ein muthwilliges, symbolisches Urtheil, das keinem für sich allein verwehrt werden kann, in solcher Öffentlichkeit zu erklären wagten, Staatsverrätherei oder Jacobinismus argwohnen kann, der begeht selbst einen Verrath an der menschlichen Natur, oder er beweist seine gänzliche Unfähigkeit, über solche Dinge ein Urtheil zu fällen. — Wenn übrigens der von Vielen damals besprochene Entwurf, dem Unfuge der Landsmannschaften und Orden, so wie dem U n w e s e n d e r D u e l l e, ein Ende zu machen, und die Jünglinge auf allen protestantischen Universitäten zu Einem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung mittelst einer allgemeinen Verbrüderung (in Jena Burschenschaft genannt), nach wenigen und einfachen Gesetzen zu verbinden, durch ein weises Mitwirken von oben zu Stande gekommen wäre, so würde das Wartburgsfest durch den eigenen Geist der Studirenden (der sich nur mittelst der sogenannten akademischen Freiheit ausbilden kann) etwas erreicht haben, was bisher keiner akademischen oder Staatsgesetzgebung zu bewirken möglich gewesen war. In jener Absicht versammelten sich die noch anwesenden Studirenden d. 19. früh auf der Wartburg, wo man eine Rede von F r i e s vertheilte; auch sprachen mehrere für die Aufhebung aller Landsmannschaften und für jene allgemeine Vereinigung, vorzüglich C a r o v é von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. F r o m m a n n s Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg (Jena, 1818) abgedruckt ist. Dies machte solchen Eindruck

daß alle Gegenwärtigen ihre besondern Zwistigkeiten aufgaben, und die eifrigsten Anhänger der Landsmannschaften zur Versöhnung und allgemeinen Verbrüderung die Hand boten. Der Vorschlag, durch allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn die Versöhnung zu besiegeln, wurde von dem größten Theile der Studenten noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach ausgeführt, worauf Alle Eisenach verließen. Die falschen Nachrichten, welche mehrere öffentliche Blätter über das ganze Fest verbreiteten, und die von Hrn. von Kamptz, K. Pr. Geh. Ob. Reg. Rath in Berlin, d. 9. Nov. 1317 an die Regierung in Weimar eingereichte „Denunciation der Wartburgsversammlung," welche das Verbrennen der Schriften, vorzüglich des von Kamptzischen Codex der Gensd'armerie, als einen strafbaren Frevel darstellte, veranlaßten gerichtliche Untersuchungen. Noch mehr reizte eine Erklärung des Hofr. Fries im Oppositions-Blatt v. 24. Oct., welche, jene falschen Gerüchte widerlegend, der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, so wie die Maßmannische (höchst einseitig nach schiefen Ansichten abgefaßte) Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg (Gedr. in diesem Jahr, 64 S. 8.) und Okens Isis, Bl. 195, „der Studentenfrieden auf der Wartburg," den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt wurde, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenstände, durch die Polizei unterdrückt, und der Verfasser selbst in Untersuchung gezogen, die Isis jedoch bald darauf wieder frei gegeben. Gegen Hofr. Fries aber ward auf die Denunciation des H. v. Kamptz von der Regierung in Weimar eine Criminaluntersuchung eröffnet, insbesondere wegen Verdachts, daß er an dem Verbrennen bestehender sachsen-weimarischer und anderer Gesetze deutscher Fürsten (die im Kamtzischen Codex der Gensd'armerie abgedruckt sind) Theil genommen. Da sich aber ergab, daß der Verdacht einer Theilnahme desselben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majestätsbeleidigung verschwinde, so erkannte die Regierung d. 29. Dec. 1817, daß eine Criminaluntersuchung wegen eines solchen Staatsverbrechens gegen ihn nicht Statt finde. Endlich kam die ganze Angelegenheit auch in der Conferenz des k. preuß. Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, und des kais. österr. Gesandten am Berliner Hofe, des Grafen von Zichy, mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner unterschied sogleich das Wesentliche und Eigenthümliche des an sich aller Achtung werthen Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen, was gegen den Sinn und die Anordnung des Festes zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beschwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherzogl. Staatsministers, Freiherrn von Fritsch, vom 9. Nov. an den Großherzog über das Burschenfest auf der Wartburg (s. Allg. Zeit. 1817, Nr. 355.) rechtfertigte ebenfalls die Absicht, so wie das Ehrgefühl und den Geist der Studirenden in Jena. Dasselbe Zeugniß gab der Wartburgsversammlung das Rundschreiben des großherz. Staatsm. Gr. v. Edling vom 19. Dec. an sämmtliche großherz. Residenten bei den verschiedenen Höfen (s. Allg. Zeit. 1818, Nr. 15.), in welchem unter andern auch die Überzeugung des kais. österr. Gesandten angeführt ist, „daß die Sache nicht so sey, wie man sie dargestellt hatte." Wenn daher die in ihrem Geiste so edle Wartburgsfeier wirklich eine sittlich-ernste Verbrüderung der akademischen Jugend auf allen Hochschulen

zur Vertilgung der Landsmannschaften und des unsinnigen Duells, welches aller geistigen, christlichen und bürgerlichen Bildung Hohn spricht, zur Folge gehabt hätte, so würde sie in der Geschichte ein ruhmvolles Denkmal des Geistes seyn, der Deutschlands Jünglinge, vor allen die von Jena, am 18. und 19. Oct. 1817, auf der alten Wartburg durch das Andenken an Luther und an die Helden der deutschen Sache im letzten Kampfe, zu den edelsten Entschlüssen vereinigte. Vergl. Dr. D. G. Kiesers mit allen nöthigen Belegen versehene Schrift: Das Wartburgsfest am 18. Oct. 1817, Jena 1818, 146 S. 8. — Allein die Gegner, welche in der jugendlichen Begeisterung nur revolutionäre Schwärmerei und in der allgemeinen Burschenschaft nur eine Verschwörung zur Republikanisirung Deutschlands sahen (z. B. S. Ascher: die Wartburgsfeier, mit Hinsicht auf Deutschlands religiöse und politische Stimmung, Berlin 1818. S. Kieser über Saul Ascher, a. a. O. S. 50. und die anonyme Flugschrift: „Selbstvertheidigung des Hofraths Fries 2c." mit kleinen Bemerkungen v. e. s. großen Verehrer, im J. des Heils 1818 auf dem Turnplatz geschrieben — eine Fälschung, welche sich selbst entlarvt), so wie die geheimen Umtriebe einer Partei, welche Furcht und Argwohn verbreitet, um die der Feudalaristokratie nachtheiligen liberalen Ideen zu unterdrücken, haben die Regierungen abgehalten, den Eifer der studirenden Jugend in das rechte Gleis zu leiten, so daß einzelne Jünglinge, durch Beschuldigungen und andere Vorfälle erhitzt, die Besonnenheit verloren, hier Rohheit, dort Anmaßung zeigten, und Unordnungen begingen, welche den Gegnern (vergl. d. A. Stourdza) zu einer allgemeinen Anklage sämmtlicher Hochschulen und ihrer Lehrer den Vorwand liehen. Als endlich ein schwärmerischer, von seiner Zeit überhaupt zur fixen Idee des Märtyrerthums hingetriebener Jüngling (s. d. A. Sand) sich durch ein Verbrechen dem Tode für das Vaterland weihen zu müssen glaubte, so klagte man den Geist aller Hochschulen dessen an, was der unselige Wahnsinn der Individualität jenes Unglücklichen verübt hatte. Also ward das Wartburgsfest und jede ähnliche Versammlung nicht wieder gestattet. Der Bundestag stellte alle deutsche Hochschulen unter besondere polizeiliche Aufsicht, und die Theilnahme an der Burschenschaft wurde als verbrecherisch untersagt. (Vergl. d. A. Turnen, Studenten und Universitäten.) K.

Wartburg, Krieg auf. Unter diesem Namen ist uns eine der ältesten dramatischen Dichtungen der deutschen Sprache noch übrig. Ums Jahr 1207 hatten sich auf der Wartburg bei Eisenach unter Landgraf Hermanns und seiner Gemahlin Sophie Schutz und Begünstigung sechs der berühmtesten altdeutschen Sänger zusammen gefunden. Herr Heinrich der Schreiber, Herr Walther von der Vogelweide, Herr Wolfram von Eschenbach, Herr Bitterolf, Herr Heinrich von Osterdingen und Herr Reimer von Zweter oder Zwetzen. Von ihnen sind auch sonst noch Dichtungen auf uns gekommen, von denen die Manessische Sammlung der Minnesänger das meiste enthält. Ursache des scherzhaften Kampfes mag folgendes gewesen seyn. Heinrich von Osterdingen scheint in seinen Gesängen mehr dem wirklich altdeutschen Sagen- und Heldenkreise gefolgt zu seyn, während Wolfram von Eschenbach sich fast allein an die, von andern Völkern, besonders von Franzosen und Engländern, zu uns gekommenen Kreise von Arthur und der Tafelrunde gehalten hat. Dieser Gegensatz der beiden Sagenkreise

gab zuerst Veranlassung zum Krieg, welchen Heinrich von Osterdingen mit dem Preis Leopolds VII., Erzherzogs von Österreich, eröffnet, während seine Gegner, vor allen Eschenbach, den König von Frankreich als Muster aller Ritterschaft erheben und ihm und seinem Streben nach Kräften zusetzen, also, daß er zuletzt zur Landgräfin flieht und um ihren Schutz vor seinen Feinden bittet. Sie wird Mittlerin und Alle kommen dahin überein, daß Osterdingen nach Siebenbürgen ziehen und den hochberühmten Dichter und Zauberer Klingsohr als Richter und Entscheider herbeiholen solle. Er erscheint und es entsteht zwischen ihm und Eschenbach eine Art theologischer Disputation, wobei Klingsohr seinen Gegner durch seine Gelehrsamkeit niederzuhalten umsonst bemüht ist. Himmel und Erde, Engel und Hölle, ja der Teufel selbst wird aufgeboten und höhnt zuletzt in Person den Wolfram, welcher sich indeß durch nichts irre führen läßt und alle Sophistereien Klingsohrs durch recht christlich-geistliche Überzeugung zerbricht. Zornig flieht der Teufel und nur durch des Landgrafen Dazwischenkunft kommt zuletzt ein Vertrag zu Stande. Klingsohr zieht beschenkt von dannen. — Die ganze Dichtung ist noch nicht vollständig fortlaufend gedruckt; nur ein Theil davon in der Manessischen Sammlung und das übrige ergänzt nach der Jenaer Handschrift in Docens Miscellaneen. Es wäre verdienstlich, dieselbe einmal ganz herauszugeben und die vielen Schwierigkeiten, welche besonders in dem theologischen Theile vorkommen, aufzuklären. Dabei müßten aber nothwendig auch die alten Melodien von den Dichtern selbst, welche sich in der Jenaischen Handschrift befinden, mit abgedruckt werden, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der altdeutschen Musik gäben. — Höchstmerkwürdig ist, daß der Lohengrin — ein altdeutsches Gedicht aus dem Kreise der Tafelrunde, herausgegeben von Görres 1813 — mit dem letzteren Theile des Kriegs von Wartburg beginnt, und sich diesem das epische Lied gleichsam wie ein Siegsgedicht im Munde Eschenbachs anschließt. Dies möchte auf die Vermuthung führen, daß Heinrich von Osterdingen überhaupt mit einem Gedicht aus dem altdeutschen Sagenkreis seinen Streit begonnen habe; daß also der Anfang des Wartenburger Kriegs, wie wir ihn jetzt kennen, in seiner Abgerissenheit durch ein solches Lied ergänzt werden müßte.

Warte, ein erhabener Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen, und die Annäherung eines Feindes, oder auch Reisender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchen Thurme — der auch Schauthurm, Hochwacht genannt wurde — Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des **Burgwarts**, der davon seinen Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Benennung **Sternwarte** (Observatorium) gebräuchlich.

Wartenburg (Treffen bei), am 3. October 1813. Der Feldmarschall **Blücher** in der Mitte des Monats September entschlossen, durch die Versetzung seiner Armee auf das linke Elbufer dem Kriege eine entscheidende Wendung zu geben, brach am 26sten September aus dem Lager bei Bautzen auf und marschirte mit Pontons bis zum 3ten October über Camenz, Elsterwerda, Herzberg, Jessen nach Elster, — eine Bewegung, deren Ausführung

für immer in der Kriegsgeschichte Epoche machen wird. — Der großen französischen Armee blieb dieser Marsch ganz verborgen, doch traf am 2ten October das vierte französische Corps und ein Theil des siebenten unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um diesen Übergangspunkt zu decken, der als solcher bereits durch Detachements der Nordarmee gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergegangenen Truppen der Nordarmee und besetzte die Dörfer Globig, Bloddin, Wartenburg — letzteres mit seinem Gros — so wie das daran liegende durchschnittene buschige Terrain; die Front war, nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Dämmen zugänglich, von einem todten Arm der Elbe geschützt. Die Preußen schlugen zwei Schiffbrücken. York ging zuerst über; ihm folgten Langeron und Sacken. Das Corps des Generallieutenants von York — der von diesem rühmlichen Tage den Ehrennahmen Graf York von Wartenburg führt — begann den Angriff auf die fast unüberwindlich scheinende Stellung des Feindes am Morgen des 3ten. Zuerst suchte eine Brigade in der Front von Wartenburg Terrain zu gewinnen, eine andere unter dem Prinzen Carl von Meklenburg strebte Bloddin zu nehmen und so den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg ein blutiges aber unentschiedenes Gefecht bestand, eroberte diese nicht ohne Verlust Bloddin, schwenkte, rechts und drang nach Globig. Jetzt rückten die drei übrigen Brigaden des Corps — die des Gen. Maj. v. Horn an der Spitze — gerade auf die feindliche Stellung an, der Zugang nach Wartenburg war nur auf einem schmalen Damme möglich, die Truppen ließen sich zum Feuern verleiten und verloren dabei unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht worden wäre. Da setzte sich der Gen. Maj. von Horn an die Spitze des zweiten Bataillons vom Leib-Infanterie-Regiment, und führte es mit dem Ausrufe: ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! vorwärts, und in einem Anlaufe ward das Dorf mit dem Bajonnet genommen; die Umgehung desselben durch Abtheilungen links und rechts machte den Sieg vollständig; der abziehende Feind stieß auf die während deß immer weiter in seiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade des Prinzen Carl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. Nachmittags um 2 Uhr hatte die preußische Tapferkeit den Sieg entschieden. Das Corps des Generallieut. von York, ungefähr 24,000 Mann stark, hatte 70 Offiziere, 2000 M. todt und verwundet, der Feind (20,000 M. stark mit 60 Kanonen) verlor einige Tausend Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Munitionswagen. — Der General Bertrand würde unbezweifelt die natürlichen Vertheidigungsmittel besser benutzt und unter so günstigen Verhältnissen den Übergang vielleicht ganz unthunlich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, sich von den örtlichen Verhältnissen seiner Position genau zu unterrichten; er zog sich gegen Wittenberg zurück. Das wichtigste Resultat dieses Treffens war die Festsetzung der schlesischen Armee auf dem linken Elbufer, was ihre Vereinigung mit der Nordarmee entschied. Jenem braven Bataillon dankte der heldenmüthige Heerführer auf eine Art, welche den Geist der Armee zu schön bezeichnet, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Als nämlich das Corps nach der Schlacht vor dem General von York defilirte, grüßte er alle Bataillons-Commandeurs, doch als jenes nahete, und seine Frage, ob dieses das zweite Bataillon vom Leibre-

giment sey, von dessen erstem Zuge bejaht wurde, zog er schweigend den Hut und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Bataillon defilirt war. —

Warze, im Allgemeinen ein unregelmäßiger Auswuchs auf der Oberfläche eines organischen und thierischen Körpers. Bei dem Menschen insbesondere ist es ein solcher Auswuchs auf der Haut, welcher die Größe eines Hirsenkorns bis zu der einer Erbse und noch mehr erreicht. Man hält sie gewöhnlich blos für eine Verdickung des Oberhäutchens (der Epidermis); dies ist sie aber nicht, denn sie kommt mit ihrer Wurzel aus der eigentlichen Haut (cutis) hervor, ist zwar anfangs noch mit der Epidermis bedeckt, durchbricht aber diese bald, indem sie weiter heranwächst. Sie ist für das Product einer Ausartung des Bildungstriebes der Haut zu halten, und manche Menschen haben eine besonders starke Anlage dazu, bei denen häufig, vorzüglich an den Händen, zum Vorschein kommen. Sie werden nicht anders geheilt, als durch Zerstörung ihrer Wurzeln, sey es durch Ausschneiden, Brennen oder durch Ätzmittel. Nicht selten stirbt jedoch die Wurzel von selbst ab, und die Warze verschwindet.

Wasa, eine mittelmäßige See- und Handelsstadt im russischen Gouvernement Finnland, mit breiten graden Straßen, dem verfallenen Schlosse Carlsholm, dem schönen Gustavsplatze, einem Schiffswerfte, hat gegen 2500 Einwohner, welche Schifffahrt und Handel mit Theer, Pech und Roggen treiben. Die Schiffe müssen in dem neuen Hafen Smultronören anlegen, da der alte ganz unbrauchbar ist. Der schwedische König Carl IX. legte sie 1605 an, und nannte sie nach dem Namen der königlichen Familie. Seit 1809 ist sie, mit dem übrigen Finnland, an Rußland abgetreten worden. — Wasa, ein alter Rittersitz in der schwedischen Provinz Upland, 8 Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geschlechts, aus welchem König Gustav I. (s. d. Art.) geboren war.

Wasa (Gustav), s. Gustav I.

Wasa-Orden, s. Schweden.

Waser (Johann Heinrich), ehemals Pfarrer zu Kreuz, einem Dorfe im schweizerischen Canton Zürich, hat wegen seines durch besondere Umstände herbeigeführten unglücklichen Endes eine Celebrität erlangt. Waser wurde zu Zürich, wo sein Vater Bäcker war, geboren, hatte gute natürliche Anlagen, und widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber aus Neigung mit Physik und Mathematik. Er erhielt sehr bald die Predigerstelle zu Kreuz, wurde aber derselben wieder entsetzt, weil er bei Untersuchung der Almosenrechnungen mit den Voigten des Dorfs in Zwist gerieth, und von diesen bei dem Rathe zu Zürich, obwohl ohne hinreichende Beweise, verklagt wurde. Diese Bestrafung erregte in ihm einen unauslöschlichen Haß gegen die Regierung des Cantons. Waser lebte hierauf, ohne Anstellung, zu Zürich von dem Vermögen seiner Frau, und als dieses aufgezehrt war, vom Ertrage literarischer Arbeiten. Er hatte einen großen Hang zur Politik, und nahm an den Begebenheiten seines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenschaftlichen Antheil, wodurch er einen Theil seiner Mitbürger wider sich aufbrachte. Als ein fähiger Kopf wurde er aber auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeschäften gebraucht. Es schien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen die Regierung, mehr wider, als für das Interesse seines Vaterlandes arbeitete, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stür-

zen wollte. Man beschuldigte ihn dieser Absichten, besonders bei der Gelegenheit, als zwischen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er, bei einem über dem Züricher See zwischen den Cantonen Zürich und Schweiz entstandenen Prozesse, in öffentlichen Schriften die Partei des letztern gegen seinen vaterländischen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehrere Personen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuschrieb, wurde ihm ebenfalls Schuld gegeben; diese Beschuldigung konnte aber nie erwiesen werden. Ein sehr wichtiges Document, das ihm der Stadtschreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem gewissen Behufe anvertraut hatte, suchte er zu unterschlagen. Deßwegen und weil er in auswärtigen Zeitschriften geheime Nachrichten über die Verfassung der Schweiz bekannt gemacht hatte, wurde er gefänglich eingezogen. Er suchte sich zwar durch eine gefährliche Flucht zu retten; aber der Versuch mißlang. Nach langem Prozeß räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handschriften von der Stadtbibliothek, und militärischer Plane und Zeichnungen ein. Er wurde daher der Landesverrätherei schuldig erklärt und durch eine nur geringe Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt, den er auch am 27sten Mai 1780 auf dem Schaffot mit Fassung erlitt. Von ihm ist: Historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden 2c., Zürich 1779 — ein brauchbares und geschätztes Werk; ferner eine gelungene Übersetzung von Lucians Schriften aus dem Griechischen, Zürich 1769 — 73, vier Theile, 8.

Wasgau, ein Waldgebirge im nordöstlichen Frankreich. Es macht eine Fortsetzung des Jura aus, von dem es sich auf der Gränze des Cantons Bern trennt, dann in mehrern Ketten zwischen dem Elsaß und Lothringen hinaufläuft und auf den Gränzen Deutschlands und der Niederlande in mehrern niedrigen Vorbergen, wozu die Ardennen und der Hundsrücken gehören, ausläuft. Seine höchste Spitze, der Böld oder Ballon, ist nur 4320 Fuß hoch, dennoch ist es sehr rauh und kalt. Auf demselben nehmen mehrere große Flüsse ihren Ursprung. Auch giebt es einem Departement des nordöstlichen Frankreichs den Namen.

Washington (George), Nordamerika's erster Bürger, Feldherr und oberster Beamter, im Sinne des Alterthums einer der größten Männer seiner Zeit, wurde am 23. Febr. 1733 in der Grafschaft Fairfax in Virginien geboren, wo sein Vater ein reicher Pflanzer war, und wo, ungefähr 60 Jahre früher, sein Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. Der junge Washington erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, dann auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginiens. Bei sehr glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, auf seiner Pflanzung, und trat wie andere Staatsbürger unter die Miliz. Als im J. 1752 zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika wegen der Befestigungen, welche die letztern am Ohio anlegten, Feindseligkeiten ausbrachen, die mittelbar den siebenjährigen Krieg in Deutschland zur Folge hatten, wurde Washington von dem englischen Gouverneur in Virginien an den französischen Befehlshaber als Unterhändler abgesendet. Er kam zurück, ohne den Zweck seiner Sendung erreicht zu haben, hatte sich

aber bei dieser Gelegenheit genaue Kenntnisse der Umstände verschafft, und wurde nun, als Major, mit 300 Mann virginischer Miliz gegen die neuen Anlagen der Franzosen am Ohio abgeschickt. Mit diesem kleinen Haufen vertheidigte er sich muthvoll und klug gegen eine weit überlegene Anzahl Feinde. Als im J. 1755 der General Braddon aus England mit Truppen nach Virginien kam, begleitete er diesen Befehlshaber, als Oberster und Adjutant, führte ein Corps virginischer Scharfschützen und Freiwilliger an, und zeichnete sich als geschickter Parteigänger im kleinen Kriege vortheilhaft aus. Er erwarb sich dadurch Ruhm und Achtung bei seinen Mitbürgern, legte aber 1759 das Commando nieder, heirathete eine reiche Erbin, und lebte von der Zeit an auf seinen Pflanzungen ganz den bürgerlichen Geschäften und den Wissenschaften. Als im J. 1773 die Mißhelligkeiten zwischen den englischen Colonien in Nordamerika und dem Mutterlande in wirkliche Unruhen ausbrachen (s. d. Art. Vereinigte Staaten), bewaffnete Washington, zum Theil auf eigne Kosten, die Miliz von Virginien, übte sie in den Waffen, und stellte sich an ihre Spitze. Nachdem bei Lexington (d. 19. April 1775) das erste Blut in diesem Kriege vergossen worden war, beschloß am 10ten Mai der zu Philadelphia versammelte Congreß die Errichtung eines stehenden, von sämmtlichen Provinzen zu besoldenden Heeres, und Washington wurde einmüthig zum obersten Befehlshaber desselben ernannt. Nicht leicht hat ein General unter mißlichern Umständen das Commando einer neu geschaffenen Armee angetreten. Es fehlte den Amerikanern beinahe an allen Kriegsbedürfnissen, und die Truppen, die fast alle aus Freiwilligen bestanden, konnten einer strengen Disciplin nicht unterworfen werden. Washingtons seitdem bekannt gewordne offiziellen Briefe an den Congreß schildern am besten seine damalige Lage. Es gelang ihm jedoch, die Schwierigkeiten nach und nach zu beseitigen, und mehr durch Vorsicht, durch die er sich während des ganzen Laufes des Kriegs wirklich groß bewiesen hat, und durch die geschickte Anwendung des Tirailleursystems, als durch gewagte Unternehmungen, die ihm entgegengestellten geübtern Truppen zu bekämpfen. Im Anfange des J. 1776 nöthigte Washington den englischen General Howe, Boston zu verlassen, aber die folgenden Kriegsbegebenheiten dieses Jahres fielen größtentheils unglücklich für die Amerikaner aus. Der meisterhafte Rückzug Washingtons von Long-Island, und seine Vorsicht, einem Haupttreffen auszuweichen, verhinderten größere Unfälle. Durch einige gelungene Unternehmungen, den Überfall eines hessischen Corps bei Trenton und eines englischen bei Princetown, gab Washington den Amerikanern neuen Muth und machte sie den Engländern furchtbar. Die ausgedehnte Vollmacht, welche Washington nun von dem Congreß erhielt, setzte ihn in den Stand, mehr wirken zu können. Die Gefangennehmung eines englischen Corps unter Bourgoyne (d. 17. Octbr. 1777) bei Saratoga, und der Beistand Frankreichs gaben der Sache Amerika's ein großes Übergewicht. Endlich entschied den Kampf die Gefangennehmung eines englischen Corps von 7000 Mann unter Lord Cornwallis bei Yorktown (d. 19. Oct. 1781); ein Sieg, der Washingtons Feldherrntalent verewigt hat. Von dieser Zeit an gab England die Hoffnung auf, die Amerikaner zu besiegen, und knüpfte Unterhandlungen an, welche den Pariser Frieden (3. Sept. 1783) zur Folge hatten. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner wurde von England anerkannt. Washington legte nun die Beefehlshaberstelle nieder, und ging, von dem Danke

und der Achtung seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz Mount-Vernon in Virginien zurück. Hier verlebte er einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der Vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, wurde im September 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt und Washington einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende, zweckmäßige Constitution der Vereinigten Staaten. In Gemäßheit dieser Constitution wurde 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen, und Washington zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten vier Jahre, und nach Verfluß derselben zum zweitenmale wieder gewählt. Er verwaltete den Staat mit Weisheit, Tugend und Würde. Ihm zur Seite stand der geistvolle, beredte, aufgeklärte Hamilton, Washingtons Freund und einer der größten Staatsmänner Nordamerika's. Es ist Thatsache, sagt Bristed, daß die Vereinigten Staaten in der achtjährigen Periode der Verwaltung Washingtons, aus der tiefsten National-Zerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß, sich auf eine hohe Stufe der Macht, des Ansehns, des innern Wohlstandes und des Ruhms erhoben. Der öffentliche, vorher gänzlich vernichtete, Credit lebte wieder auf; das Vertrauen kehrte in die fast aufgelös'ten Privatverbindungen zurück; der gelähmte Handel wurde frei, und umspannte die alte und die neue Welt; die Nationalschuld, welche schon durchgestrichen zu seyn schien, erhielt eine sichere Bürgschaft, und jeder Gläubiger volle Sicherheit; das Staatseinkommen wuchs mit dem Wohlstande und dem Fleiße des Volks, ohne auf beiden zu lasten; der Rechtsgang fand die freie und sichere Bahn des Gesetzes; der Charakter des Volks entfaltete sich zu einem edlen Bürgerthume, und Europa sah mit Erstaunen diese wundervolle Schöpfung, das Werk der von Washington gegründeten und in das Leben eingeführten Verfassung. Jedoch bemerkt Bristed, daß Hamiltons Constitutionsplan der Unionsregierung noch mehr Kraft und Einfluß gesichert haben würde, als der von dem vorsichtigen Washington entworfene mildere Unionsvertrag. Ungeachtet dieser Verdienste, die Washingtons Namen in der Geschichte der Menschheit unsterblich machen, mußten unverdiente Beschuldigungen, die der Parteigeist in den letzten Jahren gegen ihn erhob, bittre Gefühle in ihm erregen. Sobald sein Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf sein Landgut zurück, wohin er das Bewußtseyn redlich erfüllter Pflichten, und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14ten December 1799 in einem Alter von 67 Jahren. Sein Tod wurde in den Vereinigten Staaten mit aller Feierlichkeit, und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die seinen Namen führt, wird sein Andenken erhalten. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit, und legirte beträchtliche Fonds zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder. Noch hat ihm seine Nation kein Denkmal errichtet, und das Grab des großen Mannes in seinem Garten zu Mount-Vernon, am Ufer des Potowmak, bezeichnet kein Stein noch Inschrift. Sein Denkmal ist in der Geschichte. Washington hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei rings umher sich anhäufenden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachsenden Schwierigkeiten, unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen, eine bei dem lebhaftesten

Ehrgefühl auch den politischen Verhältnissen gebührende Achtung und Bescheidenheit, Festigkeit bei entscheidender Einsicht, ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit, und die schöne Verbindung vernünftiger Strenge mit vernünftiger Milde: diese Eigenschaften bezeichnen den Charakter dieses eben so liebreichen als kraftvollen, dieses eben so großen als guten Mannes. Marshall und Bancroft haben sein Leben beschrieben.

Washington, die berühmte Haupt- und Bundesstadt des nordamerikanischen Freistaats, liegt unter 301° 2′ 3″ östl. Länge und 38° 53′ nördl. Breite auf einer von 2 Armen des Potowmak gebildeten Landzunge des Districts Columbia, und zwar auf der maryländischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von dessen Mündung. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im Mittelpunkte der damaligen Conföderation belegenen Platz, der gerade 100 engl. oder 4⅞ geogr. □ Meilen enthält, an den Ufern des Potowmak anzuweisen. Dieser wurde angenommen; er erhielt den Namen Columbia, und in seiner Mitte machte man den Anfang zu dieser Stadt, die man nach dem Manne benannte, der so viel für die Sache der amerikanischen Freiheit gethan hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Washington dürfte, wenn es einmal vollendet seyn wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen sind vortrefflich; die Querstraßen sämmtlich 90 bis 100, die Hauptstraßen 130 bis 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaaße im neuesten Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende Capitol, der Palast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Kasernen prachtvoll, aber noch ist alles im Werden, und noch keine einzige Straße ganz ausgebaut; dessen ungeachtet enthielt die Stadt 1810: 1700 Häuser und 9204 Einwohner, worunter 5904 Weiße und 2304 Neger. Jetzt enthält sie mit Inbegriff von Georgetown, welches blos durch den Fluß von derselben getrennt ist, 20,000 Einwohner, die auf einem weiten Raume, gleichend einer Anzahl kleiner Dörfer, in einer volkreichen Gegend zerstreut sind. Die neu angelegten Straßen unterscheiden sich größtentheils von der Umgegend nur durch eine schwache Spur von Anbau oder an einigen Stellen durch Reihen italienischer Pappeln. Man findet vier Kirchen, für die Episcopalen, für die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Catholiken. Seit 1800 befindet sich hier der Sitz der Gouvernements, des Generalcongresses und des diplomatischen Corps, auch hat sie eine Bibliothek, öffentliche Schulen, Druckereien, viele Handwerker und Handel. Der Hafen ist geräumig und für große Schiffe zugänglich; schon 1810 wurden aus demselben für 1,083,103 Dollars Waaren versendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die junge Stadt das Unglück, daß die Britten nach dem Treffen bei Bladensborough in diese Hauptstadt einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen, und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammergebäude, das Arsenal, die Werfte, die Repschlägereien, selbst die 3 Brücken über den Potowmak zerstörten, ein Schaden, der auf 2,303,000 Dollars geschätzt wurde. Dieser Unfall hat die weitere Ausbildung der Stadt auf mehrere Jahre zurückgesetzt. Das Capitol und die Wohnung des Präsidenten werden gegenwärtig von den im Kriege erlittenen Be-

schädigungen wieder hergestellt. Neunzig marmorne Capitäler sind mit großen Kosten aus Italien eingeführt worden, um die Säulen des Capitols zu zieren.

Wassanah ist eine, erst seit drei Jahren (1816) durch einen arabischen Kaufmann Sidi Hamet aufgefundene große Stadt, die im Innern von Afrika ungefähr 60 bis 70 Meilen südöstlich von Tombuctoo (eigentlich Timbuctoo genannt) liegt. Ihr Umfang beträgt beinahe zwei deutsche Meilen. Auf der Südseite von Wassanah, welches zwischen zwei hohen Bergen hingebaut ist, fließt der große Strom Zadi, den die Einwohner Zalibib nennen, vorüber. Die Stadtmauern sind stärker und höher als die zu Tombuctoo, und bestehen aus großen auf einander gelegten Steinen ohne alle Bindungsmittel, wozu etwa sonst Thon oder Mörtel dienen. Die Form dieser Stadt ist viereckig und sie hat auf jeder Seite ein großes Thor. Der ganze Raum innerhalb der Mauer ist mit niedern Hütten, ebenfalls von Steinen ohne Mörtel, bebaut. Das Dach dieser Hütten ist aus Rohrstäben gefertigt, über welche breite Palm- oder andere ähnliche Baumblätter gelegt werden. Zwischen diesen niedern Hütten befinden sich enge Durchgänge. Das königliche große und hohe Wohnhaus hat ebenfalls eine viereckige Gestalt wie die Stadt selbst, ist aber aus Steinen, die mit einer kalkähnlichen, jedoch nicht so harten weißen Masse zusammengefügt sind, erbaut. Die Stadt zählt ungefähr doppelt so viel Einwohner als Tombuctoo, wenigstens besteht ihre Anzahl aus mehr als 300,000 Seelen. Die Vornehmen von Wassanah tragen Hemden von weißem oder blauem Zeuge, weite, kurze Beinkleider und zum Theil noch einen langen Kaftan, mit einem vielfarbigen Gürtel. Die unverheiratheten Personen weiblichen Geschlechts, welche fast alle sehr wohlbeleibt sind, kleiden sich in weiße und blaue, mit Gürteln von allen Farben um den Leib befestigte Gewänder, und schmücken sich die Nacken, Ohren, Nasen, Arme und Haare mit einer Menge kleiner goldener Verzierungen, Knöpfe und Muschelschaalen. Der König führt den Titel Oleboo, das heißt, guter Sultan. Er kleidet sich in ein weißes Hemde, und trägt lange orangefarbige Beinkleider, wie ein europäischer Matrose nebst einem rothen Kaftan mit Ärmeln von blauem Tuche, der durch einen aus vielfarbigen seidenen Tüchern verfertigten Gürtel befestigt wird. Er trägt auch Arm und Fußbänder von feiner bunter Seide und das Haar in kleinen Locken. Der Gürtel reicht ihm von der Brust bis zu den Hüften und ist mit den schönfarbigen Enden um seine Arme und Füße geschlungen. Auf dem Haupte trägt er einen sehr hohen, feingefärbten, mit Federn gezierten Rohrhut, Sandalen an den Füßen mit goldnen Ketten angebunden, eine große goldene Kette um die Schultern hängend, auf der Brust einen Büschel blendender Steine und Muscheln, und an der Seite einen goldnen Dolch in einer solchen Scheide. Er reitet auf einem Ilfement (schwarzen Elephanten), ein Thier, welches dreimal höher als das größte Kameel ist. Der Charakter dieser schwarzen Einwohner von Wassanah ist gastfrei, gutmüthig und ehrlich, wenigstens ohne Hang zur Dieberei. Ihre Lebensmittel bestehen aus Gerste, Reiß, Milch und Fleisch. Gottesdienstliche Gebräuche scheinen ihnen gänzlich unbekannt zu seyn. Nur beim Tode ihrer Freunde springen sie herum, werfen sich nieder, zerfleischen ihre Angesichter, als wären sie unsinnig, und beim Neumond begehen sie ein Fest, wobei sie die ganze Nacht nach einer Musik tanzen, die in Singen, taktmäßigem Schlagen auf Felle, welch

über ausgehöhlte Hölzer gespannt sind, und im Schütteln kleiner Muscheln und Steine in Beuteln, oder auch Cocosschaalen besteht. Sie sind Heiden und haben vom Lesen und Schreiben gar keine Kenntniß, wohl aber einige von der Schifffahrt, die sie auf dem großen Flusse mit großen Böten, welches ausgehöhlte Baumstämme sind und 15 bis 20 Neger fassen können, betreiben. Sie tauschen für Sklaven, Elephantenzähne, Edelsteine, Gold und Schaalthiergehäuse andere, auch europäische Waaren ein. Das Land rund um die Stadt wird mit dem Spaten angebaut und trägt außer Gerste auch Korn und verschiedene andere Früchte. An der Flußseite wächst Reiß. Ochsen, Kühe und Esel sieht man daselbst häufig, aber weder Kameele, Pferde, Maulthiere noch Ziegen; desto mehr aber giebt es in und bei Wassanah schönfarbiges Geflügel, Eier und Fische in Menge. Auch Krokodille werden hier gefunden. Ein Mehreres über diese Stadt enthält James Riley's Reise, die 1817 in London erschien.

Wasser, die bekannte in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitete tropfbare Flüssigkeit, welche in reinem Zustande durchsichtig wie Crystall, unentzündlich, ohne Geschmack, Geruch und Farbe ist und bei der Berührung die Finger näßt. Ganz rein aber ist nur das destillirte Wasser und nächstdem das Regen- und Schneewasser. In den Meeren, Flüssen, Seen, Teichen und Brunnen hingegen ist es mit allerhand thierischen, vegetabilischen und mineralischen Substanzen gemischt und hat daher verschiednen Geschmack, Geruch und Farbe. Wir reden hier von dem reinen Wasser. Daß das Wasser kein Element, wie man früher glaubte, sondern ein zusammengesetzter Körper sey, hat zuerst Lavoisier dargethan. Er ließ nämlich eine Glasröhre in einer etwas geneigten Lage durch einen Ofen gehen, worin sie glühend ward, leitete durch sie von oben herein Dämpfe einer bestimmten Menge Wassers, welches in einer gläsernen Retorte in beständigem Kochen erhalten wurde, fing das aus dem untern Ende des Rohres herauslaufende in einer spiralförmig gewundnen Röhre auf und leitete es durch dieselbe in eine Flasche, welche durch ein anderes Rohr mit einem pneumatisch-chemischen Apparat verbunden war. Die durch die glühende Glasröhre gegangenen Wasserdämpfe kühlten sich in der spiralförmigen Röhre ab und verdichteten sich zu Wasser, welches in die Flasche tröpfelte. Man fand in derselben alles Wasser wieder. Mithin hatte sich keine Gasart entwickelt, sondern die ganze Operation war eine bloße Destillation gewesen. Brachte man aber in die schief liegende Glasröhre 28 Gran grob zerstoßne Kohle, so zeigte sich bei derselben Operation am Ende, daß die Kohle verschwunden war und von dem Wasser 85,7 Gran fehlten. Dafür fanden sich in dem pneumatisch-chemischen Apparat 100 Gran kohlensaures Gas und 13,7 Gran Wasserstoffgas, also an Gewicht eben so viel als die Kohle und das fehlende Wasser betrugen. Hieraus schloß Lavoisier, daß die 85,7 Gran Wasser zersetzt worden und aus 72 Gran Sauerstoffgas und 13,7 Gran Wasserstoffgas bestanden haben müßten. Die 28 Gran Kohle hatten sich mit den 72 Gran Sauerstoff zu 100 Gran kohlensauern Gases verbunden. Diesem Versuche zufolge besteht das Wasser aus zwei Grundstoffen, aus Sauerstoff und Wasserstoff, und zwar in dem eben angegebenen Verhältniß. Die Tropfbarkeit des Wassers findet nur bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre Statt; erreicht die freie Wärme den Siedpunkt, so geht es in den luftförmigen Zustand, d. h. in Dämpfe, sinkt sie bis zum Gefrier-

punkt, so geht es in den festen Zustand, d. h. in Eis über. (S. d. Art. Dampf und Eis.) Aber nicht bloß im Eise, auch in verschiedenen Verbindungen mit andern Substanzen nimmt es den festen Zustand an, z. B. beim Anschießen von Crystallen. Auch ist es in vielen festen Körpern als wesentlicher Bestandtheil enthalten. Die Elasticität des Wassers, welche man schon daraus vermuthete, daß es den Schall fortpflanzt, ist durch neuere Versuche, es zusammenzupressen, erwiesen worden, wiewohl sie nur sehr gering ist. Das Gewicht des See-, Fluß- und Brunnenwassers ist nach den fremden Theilen, womit es gemischt ist, sehr verschieden. Aber das Gewicht des reinen Wassers ist immer dasselbe und wird deßhalb als Maaßstab bei Bestimmungen des specifischen Gewichts anderer Körper angenommen. Es wird dabei als Einheit gesetzt. Den Gesetzen der Schwere ist das Wasser als flüssiger Körper eben sowohl unterworfen, als jeder feste Körper; doch mit dem Unterschiede, daß auch in seinen kleinsten Theilen nicht die mindeste Reibung vorgeht. Da das Wasser schwer und flüssig zugleich ist, so läuft es bei der geringsten Neigung der Fläche, auf der es sich befindet, ab und senkt sich so tief als möglich. Seine Oberfläche ist im Zustande der Ruhe durchaus wagerecht. Auf alle Körper, welche das Wasser berührt, übt es einen Druck aus. Taucht man einen Körper hinein, der specifisch leichter ist, als eine Wassermasse von gleichem Umfang, so wird er schwimmen, weil der Druck dieses Körpers geringer ist, als der Gegendruck des unter ihm befindlichen Wassers; im entgegengesetzten Fall wird er untersinken. (S. den Art. Schwimmen.) Jeder Körper aber, er sey leichter oder schwerer als das Wasser, verliert im Wasser an seinem Gewicht, und zwar so viel als die Wassermasse wiegt, welche er aus der Stelle verdrängt. Je schwerer das Wasser selbst, d. h. je mehr es mit fremden Theilen von größerer specifischer Schwere, vermischt ist, desto mehr verliert auch ein hineingetauchter Körper an seinem Gewicht; desto größere Lasten kann aber auch aus demselben Grunde dergleichen Wasser tragen. Das salzige Seewasser trägt mehr Last, als das nicht salzige Flußwasser. Ein Ei, das in gewöhnlichem Wasser untersinkt, schwimmt darin, wenn man Salz hinzuschüttet. Die Eigenschaft, andere Körper aufzulösen, hat das Wasser in hohem Grade; in vielen Fällen verliert es dadurch nicht das mindeste an seiner Durchsichtigkeit. Im gemeinen Sprachgebrauch unterscheidet man hartes und weiches Wasser, je nachdem es mehr oder weniger mit mineralischen Stoffen gemischt ist. Durch Destillation läßt sich das Wasser von seinen fremden Zusätzen befreien. Eine natürliche, wiewohl nicht ganz vollkommne Destillation ist die immerwährende Verdünstung alles der freien Luft ausgesetzten Wassers. Organische Substanzen gerathen im Wasser schneller als ohne dasselbe in Fäulniß und machen es übelriechend und für die Gesundheit nachtheilig; zuletzt aber sondern sie sich als ein erdiger Schlamm ab und sinken zu Boden, worauf das Wasser wieder rein, klar und genießbar wird. — Wasser, bei Perlen und Edelsteinen, der reine Glanz, in dem sie leuchten.

Wasserblei, Molybdänmetall, ein stahlgraues, ziemlich seltenes, weiches Metall, welches eine erst in neuern Zeiten entdeckte eigenthümliche Säure, die Molybdänsäure, enthält. In früheren Zeiten wurde es mit dem Graphit, oder Reißblei verwechselt, welches letztere ihm in Hinsicht der Farbe und des Glanzes ꝛc. gleicht, obwohl es zu den brennbaren Fossilien gehört

und aus einer innigen Verbindung von Kohlenstoff, Sauerstoff und Eisen besteht.

Wasserbruch, s. Bruch.

Wasserdampf, s. Dampf.

Wasserfall (französisch Cascade, von dem italienischen Worte cascare, fallen), der Ort, wo das Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt. Es giebt natürliche und künstliche Wasserfälle. Unter den ersten sind die berühmtesten in Europa: der Rheinfall bei Schafhausen; in der gothischen Elbe oder Elfe und im Motallaflusse, von 16 Fuß höhe, in Schweden; in Nordamerika der große Wasserfall im Lorenzoflusse bei dem Fort Niagara in Canada, und der große Wasserfall des Conecticuts. Bei Niagara stürzt der Strom in einer Breite von 1200 Fuß von einer Höhe von 144 Fuß mit einem solchen Geräusche herab, daß man ihn einige Meilen weit hört. Ein künstlicher Wasserfall wird gebildet, wenn sich das Wasser von einer bedeutenden Höhe über einen Berg, in welchem Terrassen oder stufenweise Absätze gehauen worden, ausgießt. Die schönsten dieser Art sind zu Marly unweit Versailles, bei dem Lustschlosse Loo in Geldern, und zu Cassel.

Wassergalle. Wenn von einem Regenbogen nur ein Stück sichtbar ist, so nennt man dies eine Wassergalle.

Wasserhammer, eine bis 12 Zoll lange, oben in eine starke Halbkugel auslaufende, gläsernen Röhre, welche von Luft geleert und dagegen zum Theil mit Wasser erfüllt ist, welches, da es keinen Widerstand von Seiten der erstern erfährt, beim Umkehren der Röhre, mit einem heftigen Schlage in die Kugel stürzt.

Wasserhose, ein furchtbares Meteor auf dem Meere, welches, jedoch mit abweichenden Nebenumständen, darin besteht, daß sich eine Wassersäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, wobei sich das ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Kegel erhebt, dessen Axe mit der des obern einerlei Richtung hat und sich mit demselben verbindet, oder fast umgekehrt ein Wasserkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt und sich mit dieser verbindet. Nach der Vereinigung rückt die Säule, die bisher stillstand, fort und zerplatzt nach einiger Zeit, wobei die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen ins Meer stürzt und das Meer in solche Bewegung setzt, daß die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Thevenot sah beim Entstehen einer Wasserhose das Meereswasser zuerst gleichsam kochen und sich ungefähr einen Fuß hoch über die Fläche erheben, wo es weißlich aussah und gleichsam einen dicken schwarzen Rauch über sich hatte. Dabei hörte man ein dumpfes Geräusch; bald schien eine dunkle, etwas mehr als fingerdicke Röhre, gleichsam wie vom Rauch, nach den Wolken in die Höhe zu steigen, welche bald verschwand, indeß andere an ihre Stelle traten. Zugleich senkten sich auch aus den Wolken trompetenähnliche Röhren herab, deren größerer Umfang oben an den Wolken hing. Diese Röhren waren weiß und durchsichtig, anfangs leer, füllten sich aber mit Wasser, sobald sie die von unten aufgestiegenen Säulen berührten. Nun nahm auch ihre Dicke bis zum Umfange eines Baumstammes zu, den ein Mann umfassen kann. In den Röhren schlängelte sich das Wasser deutlich in die Höhe, so daß sie einem mit Wasser gefüllten Darme glichen. Eine davon dauerte länger als die andere, verengte und erweiterte sich mehrmals

und verschwand, nachdem das vom Meere zu ihr hinaufgehobne Wasser sich gesenkt und von dem aus der Wolke herabhängenden Theile getrennt hatte. Thevenot bemerkt zugleich, daß solche Wassersäulen sich zuweilen in die Segel der Schiffe verwickeln und daß sie im Stande sind, kleine Fahrzeuge emporzuziehen. Forster giebt von einer zwischen den Inseln von Neuseeland beobachteten Wasserhose folgende Nachricht: Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen beinahe eine gänzliche Windstille; es stiegen einige Wolken am Himmel auf und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Bald darauf entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule heraufstieg, die sich mit einer andern, die aus der Wolke herabkam, vereinigte. Bald nachher entstanden auf gleiche Art noch drei andere Säulen. Die nächste war ungefähr ¾ einer deutschen Meile vom Schiffe entfernt; sie schien unten an dem Meere einen Durchmesser von 70 bis 80 Klaftern zu haben; hier tobte das Meer heftig, und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker als in der Mitte, woselbst er kaum zwei bis drei Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur einen hohlen Cylinder zu bilden und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer mit gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andere. Je mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffs, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie oft nach Art der Wirbelwinde große Verwüstungen anrichten. Die wichtigsten Erfahrungen über die Wasserhosen lassen sich in folgendem zusammenstellen: 1. Man nimmt sie nicht einzeln wahr, sondern 3. 4, 6 in kleinen Abständen, oder gleich nach einander; 2. immer geräth dabei ein beträchtlicher Theil Wasser in kochende Bewegung; 3. es findet dabei ein merkliches Geräusch Statt, das unter dem Wasser zu seyn scheint; 4. es bildet sich ein Nebel, ein Rauch, ein Dunst, der aufsteigt; 5. er macht ein eigenes von dem vorigen genau zu unterscheidendes Geräusch; 6. es befindet sich jederzeit eine Wolke über der Wasserhose, die man nicht immer im Anfange bemerkt; 7. die Wolke ist nicht immer mit der Wasserhose verbunden, sondern steigt erst oft herab, dem sie hebenden Nebel entgegen, mit dem sie sich vereinigt; 8. die Wassersäule schreitet stoß- oder sprungweise vor; 9. die Wolke folgt jederzeit, vereinigt oder nicht, der fortschreitenden Säule, unter welcher das Wasser bewegt ist; 10. fast niemals mit gleichem Schritte, sondern meistens langsamer; 11. die Wassersäule wurde niemals gleich dick wahrgenommen, sondern ihr Durchmesser war in der Mitte am kleinsten, an der Oberfläche des Wassers, und nach den Wolken am größten;

12. ohne Ausnahme ward es kalt nach und bei einer Wasserhose; 13. gemeiniglich zeigen sich Wasserhosen nur bei warmer Witterung; 14. es blitzt gewöhnlich dabei, oder mindestens zeigt die Wassersäule elektrisches Licht; 15. es regnet immer dazwischen, der Regen ist süß, es fällt stets, wo sie nahe kommt, Hagel; 16. sie entstand immer da, wo die Winde von der Lage der Landspitzen fast genöthigt werden, Luftwirbel zu machen; 17. ihre Wirkungen sobald sie aufs Land kommen sind ganz den Wirkungen der Wirbel gleich; 18. sie sind mitten auf dem festen Lande nie, selten nur an den Küstenländern, und diejenigen, die das Land trafen, kamen fast ohne Ausnahme von der See; 19. häufig fällt gegen ihr Ende eine Menge Wasser herunter. — Über die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen giebt es mehrere Hypothesen, von denen jedoch keine vollkommen genügt.

Wasserkopf (Hydrocephalus), besonders diejenige Art der innern Kopf- oder vielmehr Hirnwassersucht, welche das Kind von Geburt an hat, und die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten desselben verhindert.

Wasserleitung, s. **Aquäduct**.

Wasserprobe, s. **Ordalien**.

Wasserscheu (Hydrophobie), nennt man 1. im Allgemeinen den Zufall (das Symptom) bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunter zu schlucken. Dieser Zufall hat seinen Grund in einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehreren, besonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden sind, Statt. Am heftigsten, anhaltendsten und von den furchtbarsten Umständen begleitet, stellt er sich 2. in einer eigenen Krankheit ein, die man deßhalb auch mit diesem Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit ist zu wichtig, als daß sie nicht näher hier bezeichnet und vollständiger abgehandelt werden sollte. Sie wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen, und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biß oder durch eine andere Einbringung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen. (Vergl. d. Art. **Hundswuth**). Die Krankheit selbst bricht zuweilen nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus; zuweilen später. So ist z. B. in den Verhandlungen der medicinischen Societät in London (5ter Band) ein Fall erzählt, in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Symptome der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen ist, wird wieder roth, entzündet sich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst, und ein trüber scheuer Blick der Augen ein, es entstehen überhaupt mehrere Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Frösteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verschiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meistens schnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängstlich, schnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen. Schmerz in der Magengegend. Zusammenziehen des Schlun-

des. Letzteres Symptom vermehrt sich endlich so sehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande ist, Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit zu sich zu nehmen, ja schon der bloße Anblick derselben oder sogar einer andern Sache, welche eine glänzende Oberfläche hat, kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Convulsionen und zusammenschnürenden Krämpfen des Halses erwecken. Harte Speisen kann er jedoch noch verschlucken. Dabei verändert sich die Stimme des Kranken, er spricht hastig und in einem heisern Tone, so daß seine Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine Ähnlichkeit hat. Aus dem Munde sondert sich eine Menge Speichel ab, und es zeigt sich in den periodischen Wuthanfällen des Kranken eine besondere Neigung zu beißen, und nach allem, was er erlangen kann, zu schnappen. Der Speichel eines solchen Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anstecken und dieselbe Krankheit hervorbringen. Endlich erschöpfen sich die Naturkräfte in dem entsetzlichen Kampfe und der Tod erfolgt gewöhnlich am sechsten oder siebenten Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Convulsionen. Über das Wesen der Krankheit selbst haben von jeher verschiedene Meinungen geherrscht. Die Furcht vor derselben hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Untersuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neuern Ansichten und Versuchen zufolge ist höchst wahrscheinlich das Wesen dieser Krankheit in einer durchgreifenden specifischen Entzündung, welche den ganzen Organismus, vorzüglich aber das Nervengeflecht der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet. Diese Entzündung muß deßhalb eine specifische seyn, weil sie von einem specifischen animalischen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verursacht wird, und sie ergreift die animalisch-organische Sphäre der Reproduction so gewaltsam, daß sie diese zu der Producirung eines gleichen Giftes zwingt, und daher selbst die Thätigkeit der Nervensphäre, als der Beherrscherin der Reproduction, auf das heftigste verrückt. Hieraus sind alle bei der Krankheit vorkommenden Erscheinungen, die Fieberbewegung, die periodischen Anfälle von Angst und Wuth, die Convulsionen, die Krämpfe im Halse, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des im Speichel befindlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch diese Krankheit die Erhaltung des Körpers in der Quelle angegriffen, die Masse verändert wird, ist schon daraus ersichtlich, weil das Blut dieser Kranken, wenn es aus der Vene gelassen wird, ganz verändert ist, und statt die gewöhnlich dunkelrothe Farbe zu haben, eine gelblichgraue Farbe hat und aufgelös't, zersetzt, ganz wässerig, dünn und flüssig erscheint. Die Heilung dieser fürchterlichen Krankheit ist zwar schon mit mancherlei Mitteln versucht worden, allein es hat noch keins sich unter allen Umständen bewährt gezeigt. Ein wichtiger Gegenstand der Cur ist zuvörderst die Verhütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der Aberglaube oder die Gewinnsucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erinnern wir blos an die Belladonna, von Münch empfohlen, welche auch als eins der kräftigsten Nervenmittel immer verdient, daß ferner auf sie Rücksicht genommen werde, obgleich ihr bis jetzt nur selten entschiedene Hülfe zugeschrieben werden kann. Auch andere Nervenmittel sind von Ärzten empfohlen werden. Eine andere

Methode, die streng antiphlogistische, ist neuerer Zeit wieder hervorgesucht worden, und sie hat, außerdem, daß sie der neuesten Ansicht von dieser Krankheit entspricht, auch noch dieses für sich, daß mehrere auffallende Beispiele glücklicher Heilung sie empfehlen. Schon Boerhave sah die Krankheit als eine höchst entzündliche an, und hielt Blutentziehung bis zur Ohnmacht, kalte Umschläge und Bäder für die zweckdienlichen Mittel dagegen. Seine Methode wurde wieder verlassen, vermuthlich theils deßwegen, weil die noch nicht auf alle Fälle und für alle Stadien der Krankheit festgesetzte Bestimmung und Modification der Methode manche Fälle ungeheilt ließ, theils weil der Wechsel der medicinischen Theorien diese Ansicht verdrängte. Die jetzt herrschende freiere Ansicht der Medicin ist dieser Methode günstiger, und mehrere Beispiele von Heilung scheinen bis jetzt sie zu bestätigen. Ein Arzt in Madras, Tymon, hat neuerer Zeit den ersten gelungenen Versuch der Heilung einer ausgebrochenen und zum höchsten Grad gesteigerten Wasserscheu durch Anwendung der reichlichsten Aderlässe mitgetheilt. (Allgem. med. Annalen, Jul. 1816.) Noch entscheidender für den Nutzen großer Aderlässe ist eine Beobachtung von einem Hrn. Shoolbred zu Calcutta, ferner eine im Londoner med. Journal April 1813 mitgetheilte Beobachtung eines Hrn. Wynne. Auch deutsche Ärzte, besonders D. Göde und D. Vogelsang, haben Versuche mit dieser Methode angestellt, die im Ganzen sehr günstig ausgefallen sind. Sie haben jedoch neben den Aderlässen noch andere Mittel, nämlich Quecksilber als antiphlogistisches Mittel für das lymphatische System, und Opium als Nervenmittel, in Anwendung gebracht. Da die bei dem starken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptsächlich eine Bedingung der heilsamen Wirkung desselben seyn soll, wie die erwähnten Ärzte, welchen Osann und Hufeland besonders noch beitreten, behaupten, indem die Ohnmacht als ein Wendepunkt der Krankheit zu betrachten seyn soll, als ein Zustand, in welchem nach so bedeutender Schwächung des Blutsystems das Nervensystem sich eigenmächtig wieder zu heben vermag; so haben eines Theils mehrere Ärzte angerathen, die Öffnung bei dem Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den schnellern Abfluß des Blutes die Ohnmacht schneller herbeigeführt werde, andern Theils hat man den Vorschlag gethan, Ohnmacht ohne Aderlaß zu bewirken. D. Nasse macht in dieser Rücksicht aufmerksam auf das von Parry versuchte Zusammendrücken der beiden Kopfschlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutliche Vorboten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieser Beziehung ein von Rossi beobachteter Fall wichtig seyn, wo ein von einem tollen Hunde gebissener und an Wasserscheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Voltaischen Säule von 20 Plattenpaaren ausgesetzt worden, sofort von seinem Übel befreit ward, indem während des Schließens der Kette Ohnmacht Statt fand. Auch von einer andern durch die Anwendung des Galvanismus bewirkten Heilung einer schon ausgebrochenen Wasserscheu haben wir eine Beobachtung (im Journal de Médecine, an XI.), nach welcher man den Kranken der Einwirkung einer Säule von 50 Lagen aussetzte. Er war nach einigen Galvanischen Erschütterungen so ermattet, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, man legte ihn also auf die Erde und setzte die Anwendung des Galvanismus fort, worauf über den ganzen Körper ein Schweiß ausbrach.

Die Operation wurde nun geendigt und sollte den folgenden Tag wiederholt werden, allein der Kranke, der sich vollkommen wohl befand, wollte sich ihr nicht unterwerfen. Als aber einige Tage nachher leichte Schmerzen, die er empfand, die Besorgniß eines neuen Anfalls der Wasserscheu in ihm erregten, fand er sich von selbst wieder ein, um sich der Anwendung des Galvanismus zu unterwerfen, dessen Wirkung nun vollständig war. Auch mit dem Magnetismus hat man mittelst des Baquets Versuche zur Heilung dieser Krankheit und Verhütung derselben, doch bis jetzt ohne entscheidenden Erfolg, angestellt. S. Jahrbuch des Mesmerismus von Wolfart.

Wasserstoffgas, s. Gas. H.

Wasserstraßen. Nichts befördert den Verkehr mehr unter den Menschen als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland wegen seiner Insellage hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühen Cultur. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meisten Küsten und die höchste Cultur hat. Lag es geschlossen wie Afrika, so wurde es dieser Cultur nie theilhaftig. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch durch künstliche zu vermehren gesucht. Dieses sind die Canäle, deren Holland so viele hat und auf deren Bau Frankreich und England so große Summen verwendet. In nördlichen Ländern haben die Canäle das unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres nicht fahrbar sind, wo sie das Eis bedeckt. In diesen Ländern ist dann aber Schlittenbahn, und diese verbindet dann die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff bei günstigem Winde in einem Tage durch drei Breitengrade segelt und also 45 Meilen zurücklegt. Auch sind keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Von Archangel bis Amsterdam kostet eine Last Korn nicht mehr an Fracht, als von Amsterdam bis Düsseldorf, stromaufwärts. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht 25 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht Pari stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel und besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten.

Wasserschraube (Archimedische) oder Wasserschnecke, eine nach ihrem Erfinder benannte hydraulische Maschine. Sie dient zur Erhebung des Wassers, und ist zu diesem Zwecke sehr sinnreich eingerichtet. Um eine gegen den Horizont schiefliegende Spindel windet sich, nach Art eines Schraubenganges, eine Röhre, welche oben und unten eine Öffnung hat. Die untere tritt ins Wasser, wird davon erfüllt, und dasselbe, beim Umdrehen der Spindel, allmählig durch alle Schraubengänge geführt, bis es oben ausläuft. — An der Theorie dieser Maschine haben sich die berühmtesten Geometer ohne befriedigenden Erfolg versucht. Ihre practische Anwendung ist äußerst mannichfaltig.

Wassersucht ist derjenige krankhafte Zustand des thierischen und menschlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wässerichter oder lymphatischer Flüssigkeit sowohl in einer von den Höhlen des Körpers, als auch unter der äußern Haut besteht. Es giebt daher verschiedene Arten von Wassersucht. Ist die lymphatische Flüssigkeit innerhalb der Höhle des Schädels, zwischen den Schädelknochen und der Hirnhaut, oder zwischen dieser und dem Gehirn, oder in den innern Höhlen des Gehirns, so heißt es Hirnwassersucht, auch innerer Wasserkopf. Ist die Wasseranhäufung zwischen dem Brustfell und den Lungen in der Brusthöhle, so

heißt die Krankheit Brustwassersucht. Die Herzbeutelwassersucht besteht in einer Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in dem häutigen Sacke, welcher das Herz umschließt. Bei der Bauchwassersucht sammelt sich diese Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die Sackwassersucht hieher gezählt, bei welcher das Wasser in einem besondern häutigen Sack im Unterleibe eingeschlossen ist. Die Hautwassersucht (Ödem) besteht in einer Ansammlung des Wassers in dem Zellgewebe unter der Haut. Der innere Wasserkopf findet am öftersten bei Kindern, seltener bei Erwachsenen Statt. Er verräth sich bei denselben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Nähte getrennt, die Fontanelle sehr groß, und die Schädelknochen bisweilen durchlöchert sind; ferner durch beständige Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stupidität, sehr weite für den Lichtreiz unempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, oder Convulsionen, Erbrechen u. s. w. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Zu der Hirnwassersucht können wir noch die Rückenmarkswassersucht rechnen, die bei Kindern als Rückenspalte erscheint, und oft mit dem innern Wasserkopfe verbunden ist. Bei dieser Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen ein Stück zu fehlen, wodurch eine Öffnung entsteht, durch welche eine weiche Geschwulst sich hervordrängt. Manche Fälle von Lähmung bei Erwachsenen rühren wahrscheinlich auch von Wasseransammlung in den Hirnhöhlen und in der Rückenmarkshöhle her. Brustwassersucht ist im Anfang schwer zu erkennen, weil die Zeichen davon trüglich sind, und von vielen andern leichten Kränklichkeiten entstehen können. Ängstliche und hypochondrische Menschen bilden sich daher ein, Brustwassersucht zu haben, wenn sie einmal einen Schmerz in der Brust, Beklemmung, Herzklopfen u. dgl. m. verspüren, was alles von vorübergehenden Ursachen entstehen konnte. Der Arzt hingegen kann nicht sorgfältig genug seyn, auch bei den kleinsten Äußerungen dieser Krankheit dem Grunde derselben nachzuforschen, um sie in der Entstehung zu entdecken und heilen zu können. Die Bauchwassersucht verräth sich bald durch die Geschwulst des Unterleibes, welche beim Stehen sich nach unten, beim Liegen auf die Seite senkt, auf welcher der Kranke liegt. Diese Geschwulst ist elastisch, und giebt beim Anschlagen eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei ist noch Kurzathmen bei Bewegung, Schwäche, Abzehrung, Durst, Abgang eines sparsamen, feurigen Urins zu bemerken, und endlich gesellt sich noch auszehrendes Fieber hinzu. Der das Wasser einschließende Sack in der Sackwassersucht wird oft von dem Bauchfell allein, zuweilen auch von einer eignen Membran im Unterleibe gebildet. Die übrigen Gesundheitsumstände, der Urinabgang, Appetit, Durst, u. s. w. sind bei dieser Wassersucht am wenigsten verändert, und sie kann, ohne lebensgefährlich zu werden, lange dauern. Die Hautwassersucht wird durch die Geschwulst in der Haut sichtbar, welche dem Fingerdruck nachgiebt und eine Zeit lang eine Vertiefung behält. Gewöhnlich fängt diese Geschwulst an den Füßen an und steigt allmählig höher. In der Folge gesellt sich oft innere Wassersucht dazu, nicht selten aber ist auch die Hautwassersucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann in dieser Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfang ausgedehnt werden, wodurch ihre Organisation so geschwächt, ihr Gewebe so ausgedehnt wird, daß endlich die Feuchtigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geschieht um so schneller, wenn eine Entzündung, sie sey nun von Rothlauf oder von einer Verletzung,

die geringe Vitalität vollends schnell aufreibt, wodurch meistens der Brand dazu kommt. — Die Entstehung der Wassersucht erklärt man sich auf folgende Weise. Die meisten innern Höhlen des Körpers sind mit einer dünnen aber festen Haut (membrana serosa) umkleidet, welche mit einer unzählbaren Menge der feinsten Äderchen (Haargefäße) versehen ist. Diese hauchen beständig einen wässerigen Dunst aus, welcher die Wände der Höhle glatt und schlüpfrig erhalten und die Reibung derselben an einander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern soll. — So öffnen sich auch in das Zellgewebe der Haut und unter derselben unzählige solche aushauchende Adern. Diese ausgehauchte dunst- und luftförmige Flüssigkeit wird aber in gesundem Zustande von den einsaugenden Äderchen wieder aufgenommen und in die Blutmasse zurückgeführt. In dem krankhaften Zustande, welcher die Wassersucht begründet, wird von den absondernden Haargefäßen anstatt des Dunstes eine tropfbare Flüssigkeit abgesetzt, und diese sammelt sich bei geschwächter oder ganz gelähmter Thätigkeit der einsaugenden Äderchen so an, daß sie allmählig die Höhle anfüllt und immer mehr ausdehnt. Der krankhafte Zustand, welcher die Verrichtung der aushauchenden Gefäße so verändert, kann Folge von Entzündung, oder Lähmung derselben oder zu wässerige Beschaffenheit des Blutes seyn. So wie der entzündliche Zustand eines jeden absondernden Organs die Absonderung desselben vermehren und verändern kann, so auch der der serösen Membranen, welche daher viel häufigere und dichtere Stoffe ausscheiden. Bleibt die Thätigkeit der einsaugenden Haargefäße unvermindert, oder wird sie durch eigene erregende Mittel verstärkt, so kann die Anhäufung lange Zeit verhindert, oder wenn sie schon Statt gefunden hätte, die abgesonderte Flüssigkeit wieder fortgeschafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zustand das aushauchende Gefäßsystem in seiner Thätigkeit erregt wird, wird der Gegensatz desselben, das einsaugende System, um so mehr herabgesetzt und dessen Thätigkeit vermindert. Es kann aber auch durch allgemeine Schwächung des Organismus, oder durch besondere des arteriellen Adernsystems, von welchem das absondernde Haargefäßsystem gleichsam als die Gränze anzusehen ist, eine Art von Lähmung Statt finden, wodurch es außer Stand gesetzt wird, dem Andrange der Flüssigkeit zu widerstehen, und daher das Blutwasser unzersetzt durchläßt. Der unmäßige Genuß starker hitziger Getränke giebt daher meistens Veranlassung zur Wassersucht, theils weil durch die öftere Überreizung des arteriellen Blutsystems eine Erschöpfung der Lebenskraft der aushauchenden Haargefäße bewirkt, und doch noch immer vermehrte Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch weil die Beschaffenheit des Blutes dadurch verschlechtert und es von dünnflüssigerer Consistenz gemacht wird. Auf heftige Entzündungen der Membrane der innern Höhlen des Körpers, z. B. Hirnentzündung, Brustentzündung u. s. w., folgt daher oft auch Ergießung von lymphatischer Flüssigkeit. Nicht selten ist auch ein reichlicher Blutverlust Ursache, zuweilen aber auch der Vorbote der Wassersucht, indem er eines Theils die Schwächung des Adernsystems verursacht, oder von ihr herkommt, andern Theils auch schon von der schlechten und wässerigen Beschaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann auch plötzliche und anhaltende Erkältung zur Wassersucht, besonders der Haut, den Grund legen, indem die zurückgedrängte Ausdünstung sich nach innen wendet, in die Zellchen des Gewebes der Haut, und unter der Haut, und zwischen den Muskeln ansammelt. Manche Krankheiten hinterlassen vorzüglich eine Neigung

zu Wasseranhäufungen, z. B. das Wechselfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meisten ist in dieser Hinsicht von den beiden letztern zu fürchten, weil die nach ihnen entstehende Wassersucht immer schwer zu heben ist und leicht tödtlich wird. Zu manchen andern Krankheiten gesellt sich noch Wassersucht, als das letzte Symptom, als Vorläufer des Todes. Ältere Personen, welche im Genusse hitziger Getränke ausschweifen, entgehen selten der Bauch- oder Brustwassersucht, wenn nicht eine andere Krankheit sie vor der Zeit wegrafft. Das am schnellsten hülfreiche Mittel gegen die Wassersucht ist ohne Zweifel das Abzapfen des Wassers mittelst einer Öffnung in der Geschwulst. Nur Schade, daß diese Hülfe meistens nur palliativ ist und oft wieder neue Gefahren, nämlich Entzündung und Brand, hervorruft. Die abgelassene Flüssigkeit wird erst zwar in etwas längerer Zeit, dann aber in immer kürzern Zwischenräumen wieder ersetzt, so daß die Operation immer wieder von neuem nöthig wird. Indessen ist es als Linderungsmittel, selbst als Beförderung der Wirksamkeit der Arzneimittel nicht zu verwerfen, und oft kann das Leben des Kranken lange dadurch gefristet werden. Bei der Hautwassersucht kann man durch kleine Einschnitte oder Stiche in die Geschwulst der Füße die wässerige Flüssigkeit ableiten, so daß sie sich von dem ganzen Körper heruntersenkt und allmählig zu den in die Haut gemachten Öffnungen heraussickert. Allein dies muß frühzeitig genug geschehen, außerdem ist jederzeit zu befürchten, daß von den Wunden eine Entzündung ausgeht, welche große und schwer heilende Geschwüre verursacht und endlich den Brand herbeiführt. H.

Wasseruhr, s. Uhr.

Wasservögel, s. Vögel.

Wasserwage ist ein Instrument, mittelst dessen man eine Horizontallinie von einem Orte zu einem andern absehen oder verlängern kann, um zu erfahren, wie viel dieser tiefer als jener liege. Dahin gehört die Schrot- oder Setzwaage, an der ein Bleiloth so angebracht ist, daß es auf einen gewissen bezeichneten Punkt einspielt, wenn es gegen die Grundfläche des Instruments lothrecht gerichtet ist. In dieser Lage ist alsdann die Grundfläche horizontal und jede in ihr gezogene Linie eine Horizontallinie. Picard versah sie zuerst mit Dioptern, die man nachher gegen das Fernrohr mit dem Fadenkreuze vertauschte. Die eigentlich s. g. Wasserwage besteht aus einer an beiden Enden, die im rechten Winkel umgebogen sind, offenen Metallröhre. In jedes Ende ist eine Glasröhre eingefügt; beide stehen mittelst der Metallröhre mit einander in Verbindung. Nun gießt man so viel gefärbtes Wasser hinein, daß selbiges in beide Glasröhren tritt. Steht das Wasser ruhig, so müssen sich die Oberflächen desselben in beiden Glasröhren in einerlei Horizontalebne befinden. Außerdem hat man noch viele andre Wasserwagen, deren Beschreibung hier zu weitläufig seyn würde.

Wasserweihe heißt ein hohes Fest, das die griechische Kirche am 6ten Januar oder Theophaniastage zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächsten Flusses gehauen und mit grünen Zweigen Nadelholz geschmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die Geistlichkeit mit Kerzen, Räucherpfannen und Agenden nebst der Gemeine unter Gesang bis an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt und vom ersten Priester

durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Dieser taucht dann eine Quaste in das geheiligte Wasser und bestreicht oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Gesänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, begleiten die Ceremonie, nach deren Beendigung, wer nur kann, sich Flaschen und Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistige Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die kaiserliche Familie mit ihrem Hofstaat nimmt in der Residenz andächtig Theil daran und das paradirende Militär begleitet die Weihe mit Salven. E.

Wasserziehen. Man sagt, die Sonne ziehe Wasser, wenn die Sonnenstrahlen nur durch Wolkenritzen dringen, und so nur gewisse Luftstriche erleuchten, indeß die angränzenden dunkel bleiben, weßhalb die ersteren als helle Striemen auf dunkelm Grunde erscheinen. Da die Erleuchtung derselben sich nur auf die in denselben schwimmenden Dünste beziehen kann, welche der Luft ihre sonstige Durchsichtigkeit rauben, so hat man Grund, auf diese Erscheinung Regen zu erwarten; daher der Name. D. N.

Watelet (Claude Henry), war einer von den Reichen, die die Reichthümer zu einem weisen Lebensgenusse zu verwenden wissen. Geboren zu Paris 1718, ward er früh schon mit Kunst und Wissenschaft durch eine glückliche Erziehung bekannt, und durfte sich sorglos dieser seiner Neigung hingeben, da das Glück ihn mit seinen Gütern reichlich bedacht hatte. Seine Reisen vollendeten die Bildung seines Geschmacks. Er liebte die Gartenkunst über alles; die herrlichen Anlagen von Moulin-Joli am Ufer der Seine waren von seinem Geschmacke redende Beweise. Er besang diese von ihm geliebte und geübte Kunst auch in einem Gedichte, das aber nichts Ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn des Verfassers verräth. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die erfreulichsten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von Watelets Charakter. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er eine Genügsamkeit zeigen, die sein Leben so wenig vorbereitet hatte; er verlor sein ganzes Vermögen. Watelet starb den 13. Jan. 1786. Als Gelehrter hat er sich das größte Verdienst durch sein nachgelassenes Werk: Dictionnaire de peinture, de sculpture et de gravure, Paris 1792, erworben.

Waterländer, s. Taufgesinnte.

Waterloo, ein ansehnliches gut gebautes belgisches Kirchdorf, auf der Straße von Charleroi nach Brüssel, zwei deutsche Meilen von letzterer Stadt entfernt, am Eingange des Waldes von Soigne. Eine kleine Stunde von da fiel den 18ten Junius 1815 die ewig denkwürdige Schlacht vor, welche Wellington nach seinem Hauptquartiere Waterloo, Blücher nach dem Drehpunkte des Kampfes Belle-Alliance, die Franzosen aber nach dem Hauptzweck ihres Angriffs Mont St. Jean nannten. Wellington war nach dem unent-

schieden gebliebenen Treffen bei Quatre Bras und in Folge der für die Preußen nachtheilig ausgefallenen Schlacht bei Ligny (s. d. A.) bis an den Wald von Soigne zurückgegangen, und hatte am 17ten Junius auf der Höhe, die sich von dem Städtchen Braine la Leud bis Ohain zieht, eine sehr vortheilhafte Stellung bezogen. Er beschloß auf die Zusicherung des Fürsten Blücher, ihn mit seiner ganzen Armee zu unterstützen, hier ein Treffen anzunehmen. Das Corps des Prinzen von Oranien, welches den rechten Flügel bildete, lehnte sich an die Straße, die von Nivelles kommt und sich bei Mont St. Jean mit der Charleroier Chaussee vereinigt; es hatte den Pachthof Hougomont und das dortige Wäldchen stark besetzt. Das Centrum stand 1000 Schritt vorwärts Mont St. Jean und hielt die noch weiter vor an der Charleroier Straße liegende Meierei la Haye Saincte fest. Der linke Flügel dehnte sich, einen stark mit Hecken besetzten Hohlweg vor der Front habend, von dieser Straße bis an die Meiereien la Haye und Lovette aus, und hatte Truppen in den Meierhof Papelotte geworfen. Das Corps des Lords Hill bildete die Reserve des rechten Flügels, und stand 1000 Schritt hinter der ersten Linie bei Merbes Braine. Alle Reiterei war dicht hinter dem Fußvolk als drittes Treffen aufmarschirt. Napoleon war dem englischen Heere auf dem Fuße gefolgt und hatte einen Kanonenschuß von dem brittischen Lager auf der Höhe von Belle-Alliance ein Beiwacht bezogen. Sein Heer bestand aus 3 Infanterie-, aus 2 Cavallerie-Corps und aus sämmtlichen Garden. Es mochte wohl 100,000 Streiter zählen *). Dagegen betrug die englisch-niederländische Macht, da der Prinz Friedrich der Niederlande mit 19,000 M. bei Hall zurückgeblieben war, blos 58,000 M. Die Schlacht begann den 18ten Junius Mittags 12 Uhr mit einem Angriff des zweiten französischen Corps auf Hougomont. Das dortige Wäldchen wurde von den Franzosen genommen, das Vorwerk selbst hingegen von der englischen Garde und den Nassauern tapfer behauptet. Gegen 2 Uhr rückten vier große französische Infanterie-Massen von Belle-Alliance gegen das brittische Centrum vor. Reiterei unterstützte sie, und durchbrach, von dem Pulverdampf verborgen, das erste englische Treffen, wurde aber bald darauf durch brittische Reiterei, das nachrückende Fußvolk aber durch das gutgerichtete Feuer des englischen ersten Treffens zurückgeworfen. Englische Reiterei benutzte dies zu einem Angriff, bei dem es ihr gelang, die Bespannung von 15 französischen Kanonen niederzustoßen und diese dadurch außer dem Gefecht zu bringen. Anrückende französische Cavallerie zwang jedoch die englische Cavallerie wieder zum Rückzug, und bald darauf führte Marschall Ney neue Infanterie-Massen auf der großen Straße gegen das englische Centrum vor. Er nahm la Haye Saincte, und rückte, von der Reiterei der französischen Garde unterstützt, weiter vor. Schon hatte diese Garde mehrere englische Feuerschlünde genommen, als eine Batterie Congrevischer Raketen schnell erschien und Tod und Verderben unter den überraschten Feinden verbreitete. Sie flohen; und mit Kartätschenhagel rächten die wieder herbeieilenden Artilleristen den augenblicklichen Verlust ihres Ge-

*) Nach Gourgaud zählte Napoleons Heer nicht mehr als 67,100 M. und 240 Stück Geschütz; Marschall Grouchy marschirte d. 17. auf Wavres mit 35,220 M und 110 Stück Geschütz. K.

schützes. Aufgebracht über den bisherigen geringen Erfolg seiner Anstrengungen warf nun Buonaparte seine Kürassiere auf die englische Linie zwischen beiden Chausseen. Sie sprengten zwischen den Quarrees beider Treffen durch, wurden aber von der englisch-niederländischen Reiterei angegriffen und geworfen. Während dieses Gefechts fuhren mehrere französische Batterien nur einige hundert Schritt vor der englischen Front auf, und richteten große Verwüstung an. — — Es war 5 Uhr und der oft wiederholte Angriff der Übermacht hatte die englische Linie schon bedeutend geschwächt, der Sieg begann sich auf die Seite der Franzosen zu neigen. Da zeigte sich plötzlich der Vortrab des preußischen vierten Corps, unter dem Befehl des Generals Bülow, vorwärts des Waldes von Frichemont, gerade in der rechten Flanke und dem Rücken des Feindes. Der Donner von 16 Geschützen verkündete seine Ankunft und machte bei den vorrückenden Franzosen großen Eindruck. Das Corps war schon am Morgen von Wavre (s. d. Art.) aufgebrochen, und hatte, durch die persönliche Gegenwart des Fürsten Blücher angefeuert, alle Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, überwunden. Das sechste französische Corps, bisher als Reserve des rechten Flügels aufgestellt, rückte ihm sogleich entgegen, und es entspann sich nun zwischen Marancart und Planchenoit ein blutiges Gefecht, in welchem die Brigade des Obersten Hiller für einen Augenblick bis Planchenoit vordrang und dort einige Kanonen und den Kirchhof nahm. Es war 6 Uhr, als dies geschah. Napoleon hatte indessen, als er den Angriff der Preußen bemerkte, seine Aufmerksamkeit auf die brittische Linie nicht vermindert, sondern sogar einen Angriff mit sämmtlichen Streitkräften auf dieselbe beschlossen. Wohl sah er ein, daß nicht seitwärts, sondern vor ihm des Streites Entscheidung lag. Das zweite französische Corps, die ganze Reiterei und sämmtliche Garde setzten sich daher in Bewegung. Ruhig erwartete Wellington die Ankunft der Massen, brach dann mit sechs Bataillons in Linie hinter der Höhe vor, und richtete ein so mörderisches Feuer auf die dicht gedrängten Colonnen, daß sie vom Vordringen abstehen und zu feuern beginnen mußten. Mit dem Centrum zugleich war auch der rechte Flügel den Franzosen vorgegangen, hatte das bisher unbedeutende Tirailleurgefecht in einen ernsten Angriff umgewandelt und die Nassauer aus Papelotte verdrängt, die Preußen aber in Frichemont angegriffen. Diese Bewegung hob die bisher Statt gefundene Verbindung der Preußen mit dem englischen linken Flügel für einen Augenblick auf, und machte die Lage der Schlacht auf diesem Punkte etwas bedenklich. Da erschienen plötzlich die ersten Brigaden des ersten preußischen Corps unter dem General Ziethen und entschieden die Schlacht *). Ihre Ankunft war bisher durch eine

*) Die Preußen entschieden den Sieg bei Waterloo. Denn 1. hatte der Herz. von Wellington in seiner 68,000 M. starken Armee nur 30,000 M. reguläre Truppen. 2. Schon von 2 Uhr an hat sich das Gefolge des Herz. von Wellington ängstlich nach der preußischen Armee umgesehen. 3 Um 6 Uhr sind über 20,000 M. vom brittischen Heere außer dem Gefechte gewesen. 4. Der Feldmarschall Blücher fand es dringend, mit zwei Brigaden, so wie sie kaum angekommen waren, anzugreifen, und die Ankunft der übrigen nicht abzuwar-

nöthige Änderung des Marsches und durch den weiten defileereichen Weg verzögert worden. Ohne Säumniß stürzten diese Truppen auf den Feind, nahmen die Pachthöfe Papelotte und Smouhen, trennten das sechste französische Corps vom übrigen Heer und verbreiteten durch 24 gerade im Rücken der Franzosen aufgefahrne Geschütze Tod und Verwüstung unter denselben. Die Franzosen flohen. In demselben Augenblick war aber auch die englische Reiterei auf das bei la Haye aufgestellte Fußvolk eingestürzt, und hatte es nach einem unglaublich tapfern Widerstande geworfen und zerstreut. Die Flucht dieser Truppen traf aber gerade bei Belle-Alliance mit dem Rückzug der von dem ersten preußischen Corps verfolgten Franzosen zusammen, und die Niederlage der letztern wurde hierdurch vollendet. Alles stürzte nun in ungeregelter wilder Flucht der Chaussee zu. Engländer und Preußen folgten im Sturmschritt und unter fortwährendem Feuer. Beide Heere kamen sich so nahe, daß die preußischen Kugeln schon in den englischen Linien einschlugen. Die Unordnung der Franzosen überstieg alles bis jetzt Geschehene. Aller Gehorsam und alle Ordnung hatten aufgehört. im bunten Gemisch bildete Infanterie und Reiterei, Generale und Trainknechte, Soldaten und Offiziere ein verwirrtes unauflösliches Chaos; jeder dachte nur auf eigne Rettung. Alles Geschütz und alles Gepäck blieb stehen. Die Verwirrung stieg aber bis zum Unglaublichen, als Planchenoit, ein unweit eines Engpasses der Chaussee gelegnes Dorf, durch die vereinten Anstrengungen der tapfern Hillerschen Brigade und eines Theiles des jetzt auch herbeigeeilten zweiten Armeecorps genommen wurde. Bei Belle-Alliance trafen die siegenden Feldherrn durch ein günstiges Spiel des Zufalls zusammen. Fürst Blücher erbot sich sogleich zur raschen Verfolgung und ließ dieselbe unter des Generals Grafen Gneisenau persönlicher Führung durch alle disponible Truppen ausführen. Der Feind floh, wo sich Preußen zeigten. In Genappe, das durch einige Kanonenschüsse alarmirt und dann rasch genommen wurde, fiel der Reisewagen Napoleons mit seinen Edelsteinen, seinem Silberzeug und seinen andern Kostbarkeiten, so wie viele Kriegscassen und das ganze übrige Gepäck der französischen Armee den Siegern in die Hände. Dieses Gepäck, über 200 Kanonen, 2 Adler und 6000 Gefangene waren die Trophäen dieses beispiellosen Sieges. Die ganze französische Armee war zersprengt und für die ganze Folge des Kriegs unbrauchbar. Ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich gewiß auf 35,000 bis 40,000 M. Die englisch-niederländische Armee hatte zwei Generale,

ten. 5. Das ganze sechste feindliche Corps wurde den Preußen bei ihrer Ankunft entgegen geworfen, welches also noch disponibel und wahrscheinlich zum letzten Druck vorbehalten war. Es war wenigstens 20.000 M. stark. Vergl. Gesch. d. Feldz. d. engl. hannövr. niederl. braunschw. Armee unter d. Herz. v. Wellington und der preuß. Armee unter dem Fürsten Blücher, im Jahr 1815. Nebst Planen. Von C. v. W. Stuttg. Cotta. 1817. Außer den übrigen officiellen Berichten über die Schlacht bei Waterloo ist vorzüglich der spanische vom General Alava (in den Official Accounts of the battle of Waterloo, welcher sich damals an der Seite des Herz. v. Wellington befand (gegenwärtig spanischer Gesandter im Haag), zu bemerken. K.

173 Offiziere und 8242 Gemeine todt, und 5 Generale, 803 Offiziere und 12,639 M. verwundet verloren. Der Verlust des preußischen Heeres betrug 207 Offiziere und 6984 Mann *). P-r.

Watten nennt man die seichten Stellen in der Nordsee, längs der Küste von Nordholland, Gröningen, Friesland und Niedersachsen, bis zu der Mündung der Elbe. Es finden sich da häufige Sandbänke in der Nähe des festen Landes, und man kann nur mit einer gewissen Art Fahrzeuge, Smacken, die vorn und hinten breit sind, und nicht mehr als sechs Fuß tief im Wasser gehen, diese Küsten beschiffen. Man nennt daher solche Fahrzeuge Wattenfahrer. In Kriegszeiten wird diese Art Schifffahrt sehr benutzt, weil man dabei, wegen der seichten Wasser, vor allen Angriffen der Kriegsfahrzeuge gesichert ist.

Wavre, ein kleines in Belgien an dem Flüßchen Dyle gelegenes Städtchen, zählt ungefähr 3000 Einwohner und ist in den letzten Jahren durch das am 18ten Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Fürst Blücher hatte sich nämlich am 17ten Juni nach der verlornen Schlacht von Ligny (s. d. Art. Ligny) mit seinem ersten, zweiten und dritten Armeecorps in einer vortheilhaften Position auf den steilen Höhen jenseits Wavre aufgestellt, theils um dort das vierte von Lüttich kommende Armeecorps zu erwarten, theils um die Vereinigung mit Lord Wellington, der sich auch seiner Seits in eine günstige Stellung bei Mont St. Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington seine Stellung so lange als möglich vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preußischen Heere zu Hülfe eilen solle. Diesem Versprechen zufolge ließ der Held den 18ten das vierte Corps aus seinem Beiwacht jenseit Wavre aufbrechen, es in dem zufällig in Brand gerathenen Städtchen Wavre die Dyle passiren und auf St. Lambert marschiren; ihm folgte das zweite Corps. Das erste brach gegen Mittag auf, um gegen Ohain vorzurücken, das dritte sollte gegen Chapelle St. Lambert dirigirt werden, und die Reserve bilden. Alles außer dem dritten Corps war nun schon im Marsch, als plötzlich der Marschall Grouchy mit dem dritten und vierten französischen Armeecorps und zwei Reiterdivisionen erschien, und das Städtchen Wavre angriff. General Thielemann wendete sich sogleich gegen ihn, und

*) General Gourgaud in s. Schrift: Campagne de 1815 (mit den Noten eines deutschen Offiziers. Berlin 1819), oder vielmehr Napoleon selbst, bürdet den Verlust der Schlacht den vom Marschall Ney begangenen Fehlern auf. Allein der Expräfect Gamot hat durch den Abdruck der Originalbefehle, nach welchen Ney nicht anders handeln konnte, den mit Unrecht beschuldigten Marschall gerechtfertigt. Auch Marchand hat Gourgauds Bericht widerlegt. General Breton in s. Précis hist. milit. et critiq. des batailles de Fleurus et Waterloo en Juin 1815 (Paris 1818) setzt die Niederlage bei Waterloo gänzlich auf Rechnung der Fehler, welche die Führer von zwei detachirten Corps, nämlich Graf Erlon, der die Reserve am 16. commandirte, und Grouchy, der mit 35,000 M. bei Wavre stand, am 17. und 18. Juni begingen. Dadurch hat auch Breton Rogniats Bemerkungen über die Schlacht bei Waterloo (s. Rogniat Considérations sur l'art de la guerre) widerlegt. K.

es entstand nun ein Artillerie- und Tirailleurgefecht längs der ganzen Dyle, dessen Hauptpunkt indessen stets Wavre blieb. Alle andern Corps blieben im Marsch, um ihre wichtigere Bestimmung zu erfüllen (s. d. Art. Waterloo), nur das 19te Infanterieregiment, und einige Cavallerieschwadronen, welche den Nachtrab des ersten Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußersten rechten Flügel des Thielemannschen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dortige Brücke und einen Theil des Dorfes schon vom Feinde besetzt, setzten aber dennoch der von dort vorbrechenden Übermacht einen so tapfern Widerstand entgegen, daß er das Vordringen des Feindes bis zur völligen Dunkelheit hinderte. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am Morgen fortgesetzt, der Feind forcirte die Höhen von Limale und General Thielemann beschloß deßhalb, da die Fortsetzung des Gefechts überdies durch die eingegangene Nachricht vom Sieg der Hauptarmee überflüssig geworden war, eine andere Stellung zwei Stunden rückwärts zu nehmen. Er ward auf dem Marsche dahin vom Feinde nicht beunruhigt und erfuhr am Abend, daß auch die Franzosen sich zurückgezogen hatten. General Thielemann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze seines Nachtrabs einholen. Der Verlust jedes Theiles mochte gegen 4000 M. betragen*). P—r.

Weben heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeug bereiten; es geschieht auf dem Weberstuhle, der eine Erfindung der alten Ägyptier ist, jetzt aber durch neue Verbesserung große Abänderungen erlitten hat. So unterscheidet man, nach der Arbeit, wozu er bestimmt ist, den Stuhl der Tuchmacher, Leinweber, Raschmacher, Seidenwirker, Posamentirer u. s. w. Der einfache Stuhl der Tuchmacher besteht aus vier senkrecht aufgerichteten Pfosten, die durch Querpfosten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, den Brustbaum, der nebst dem tiefern Unterbaume das Zeug aufnimmt. Dem Brustbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet sich der ähnlich runde oder achteckige bewegliche Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, und parallel bis nach vorn zum Brustbaum ausgespannt sind. Diese Kettfäden, welche man auch Kette, Zattel, Werfte, Scherung, Schierung, Aufzug nennt, bilden die Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf einmal mittelst des Kettbaumes auf den Stuhl gespannt, oder geschoren; die Querfäden, auch Einschuß oder Einschlag genannt, aber

*) Thielemann hatte dieses zweitägige Gefecht bei Wavre mit drei Brigaden, oder 15,000 Mann, gegen den ungleich stärkern Feind (unter Grouchy, Vandamme, Gerard und Pajol), der 53 Bataill. 63 Esc. und 14 Batter. zählte, mit eben so viel Tapferkeit als Feldherrnblick geleitet. Wäre das zweite von Blücher d. 19. abgesendete preußische Corps, unter Pirch, im Rücken des Feindes angekommen, so war Grouchy ganz abgeschnitten. Allein es kam nicht, und Grouchy erreichte d. 19. Gembloux, Excelmanns Cavallerie kam in Namur an. Das zweite und dritte preuß. Corps drängten sie zwar, griffen aber Namur vergeblich an. Grouchy vollzog seinen Rückzug über Dinant, und jene beiden Corps erhielten Befehl, sich wieder der Hauptarmee anzuschließen. Napoleon und Ney aber wußten nichts von Grouchy und Vandamme. Sie hielten diese Armee für verloren. Hätte Napoleon geahnet, daß Grouchy und Vandamme vor den Alliirten mit 40,000 Mann bei Paris ankommen könnten, so würde er in Paris anders gehandelt haben.

werden einzeln durch jene hindurch geflochten. Damit dies leicht geschehe, ist eine Vorrichtung (Geschirr, Kämme oder Schäfte) angebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andere herabgezogen ist. Durch die Öffnung der von einander gezogenen Kettfäden dicht hinter dem Brustbaum wird ein kleines Kästchen (der Schütze), der inwendig auf der Wackelspule den aufgerollten Faden hat, welcher sich durch eine Seitenöffnung des Schützen abwickelt, durchgeworfen. Der Kämme sind beim einfachen Gewebe zwei, jeder besteht aus zwei Stäben, wovon einer über der Kette, der andere sich darunter befindet und die beide durch so viele Fäden zusammengebunden sind, als die halbe Kette Fäden hat. Diese Geschirrfäden haben in ihrer Mitte Röhre, durch diese sind die Kettfäden gezogen, so daß der erste Faden an den ersten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den ersten ꝛc. kommt, und dadurch wird es möglich, mittelst Fußtritten, Schnüren und Rollen, die eine Hälfte (Obergelese) der Kette über die andere Hälfte (Untergelese) hervorzuheben und zwischen die entfernten Gelese den Einschuß durchzuflechten. Doch damit dieser sich fest und dicht zwischen den Gelesen einzwänge, schlägt ihn der Weber nach dem Durchschießen noch mit der Lade fest; diese Lade besteht ebenfalls aus zwei handhoch von einander stehenden Stäben oder Deckeln, die beide durch so viel Nietstifte von Draht, als die Kette Fäden hat, zusammengehalten werden und deren oberer Deckel über der Kette, der untere unter ihr ist, so daß jeder Kettfaden durch einen Zwischenraum der Lade hindurchgezogen ist. Sie hängt übrigens an den senkrechten vordern Pfosten schwebend und befindet sich etwas hinter dem Brustbaume. Beim Weben bindet der Weber den Einschußfaden an der rechten Ecke der Kette an, entfernt die Lade von dem Brustbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergelese und senkt das Untergelese, wirft durch die entstandene Öffnung der Gelese den Schützen, schlägt den Einschuß mit den Stiften der Lade fest zwischen die Kette und fährt fort, nachdem er das Untergelese herauf und das Obergelese herunter getreten und dadurch eine Kreuzung der Kette hinter dem Einschußfaden bewirkt hat, dieselbe Operation von Links nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollne Zeuge, wie Etamin, Damis, Perkan, werden auf dem Raschmacherstuhle gewirkt, der die Kette nicht, wie jener, horizontal, sondern perpendiculär trägt, indem der Kettbaum oben auf dem Gestell steht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapetenwirker (Hautelisse), nur ist er viel zusammengesetzter. Geköperte Zeuge werden mit vier Schäften gewebt. Auf den ersten kommt der erste, auf den zweiten der zweite Faden und Kette u. s. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder auf den ersten Schaft gezogen; beim Weben tritt der Weber den ersten und zweiten Schaft, dann den zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den vierten und ersten zugleich, daß jeder Einschuß über zwei Ketten zugleich geht. Bei geblümter Arbeit sind eigene Vorrichtun- (durch mehrere Schäfte, durch einen Kegel mit Gegengewichten, oder einen Harnisch) angebracht, um diejenigen Kettfäden einzeln zu erheben, welche die Blumen geben sollen. Sammetartige Zeuge haben zwei Ketten, wovon die eine halb so viele Fäden hat als die Grundkette, und Pohlkette heißt, auch auf einen eignen Baum gewickelt ist. Ihre Fäden werden über Ruthen hinweggewebt und sogleich, nach dem Einklemmen durch den Einschuß, aufgeschnitten, wodurch eben das Spiegelartige dieser Zeuge entsteht. Weit zusammengesetzter ist der

Zampelstuhl zum Damast und für die brochirten Zeuge, wie denn auch schon Spiegeltaffet und ähnliche außer der Vervielfältigung der Ketten, Schäfte und vielfarbigen Einschüsse, noch mehrere zusammengesetzte Einrichtungen an den Stühlen nöthig machen. Wie sehr unterscheidet davon sich der inländische Stuhl, der noch die ursprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette senkrecht, hat aber weder Schäfte noch Schützen, sondern man flechtet den Einschuß aus freier Hand in Nadeln gefädelt. F.

Weber (Bernhard Anselm), königl. preuß. Capellmeister zu Berlin, geb. zu Mannheim den 18ten April 1766, war früher von seinen Ältern zum geistlichen Stande bestimmt, und mußte die hierzu erfoderlichen Wissenschaften erlernen, bekam aber schon durch den Unterricht, welchen er als Kind von sieben Jahren in den ersten Anfangsgründen des Clavierspiels von dem berühmten Abt Vogler, dann im Gesange von Holzbauer, und später im Generalbasse von einem geschickten Schüler Voglers erhielt, die erste musikalische Richtung, so daß Vogler ihn nach seiner Zurückkunft aus Italien als 14jährigen Knaben des weitern Unterrichts in der Composition würdigte und seine Versuche freundlich aufmunterte. Doch wurde er in seinem 18ten Jahre auf die Universität Heidelberg geschickt. Bald entschied sich hier seine Neigung für die Tonkunst völlig. Aber zu seinem Unglück erhielt Vogler, der ihn zu sich nach München zu nehmen und weiter auszubilden versprochen hatte, einen Ruf nach Schweden, und der 22jährige Jüngling sah sich seinem eignen Fleiße überlassen. Im J. 1787 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem ausgezeichneten Großmannischen Theaterorchester zu Hannover, welches größtentheils aus jungen Böhmen bestand, und welches er drei Jahr lang mit großem Nutzen für sein Studium der dramatischen Musik leitete. Darauf reis'te er durch einen Theil von Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden, beschäftigte sich bei einem zehn Monate langen Aufenthalte in Stockholm, unter Voglers unmittelbarer Leitung, mit Bearbeitung des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck sein Vorbild war, aus dessen damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich ausgeführten Opern er große Nahrung für seinen Geist schöpfte. Auch schrieb er einige Kirchenstücke unter seines Meisters Augen. Darauf begleitete er seinen Lehrer auf einer Reise bis nach Hamburg, von wo er nach einem gegebnen Concerte 1792 nach Berlin ging. Hier wurde er zuerst als Mitdirector des Orchesters beim Nationaltheater angestellt, reis'te im Sommer 1793 durch einen Theil von Deutschland mit dem Auftrage, einige Sänger und Sängerinnen für dasselbe zu engagiren, und wurde in Wien mit der theatralischen Musik und Glucks großen Werken noch mehr vertraut gemacht. Im J. 1796 erhielt er wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg einen erhöhten Gehalt. Er blieb von dieser Zeit an in Berlin als Musikdirector und unternahm von da aus mehrere kleine Reisen, auf welchen er hier und da seine Compositionen aufführte. Im J. 1803 begleitete er den Hrn. v. Kotzebue auf ein Jahr nach Paris und wurde zum Capellmeister ernannt. Er ist als ein guter Musikdirector bekannt und in der Behandlung seines Orchesters ausgezeichnet. Dagegen wirft man ihm geräuschvolles Tactiren bei Aufführungen und eine einseitige Vorliebe für Gluckische Musik vor. In seinen eigenen Compositionen, von denen die meisten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen (zu Tell, Braut von Messina, Jungfrau von Orleans, Werners Weihe der Kraft, Kotzebue's Hussiten) und andern Gelegen-

heitsstücken (Musik zu Göthe's Epimenides) bestehen, erkennt man dieses Vorbild allerdings auch, aber dabei auch Streben nach poetischer Charakteristik, die jedoch zuweilen in die Breite geht (wie in der Ouverture zu Wilhelm Tell), Kenntniß großer Orchestereffecte, Klarheit, energischen Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannichfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram Sulmalle (1802), seine Oper Deodata (1810), und seine neuste Hermann und Thusnelde, beide mit Texten von Kotzebue, so wie das kleine Singspiel die Wette (1807), sind außer Berlin nicht sehr bekannt. Mehr sind es seine herausgegebenen melodiösen und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (die meisten zu Schauspielen gehörig), und seine kraftvolle melodramatische Composition der Schillerschen Ballade Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. Auch soll er ein sehr fertiger und gründlicher Clavierspieler seyn.

Weber (Carl Maria von), gegenwärtig königl. sächs. Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper in Dresden, ist 1786 zu Eutin im Holsteinischen geboren, und genoß der sorgfältigsten Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste. Mahlerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuße. Nicht ohne Glück versuchte er sich in mehrern Zweigen der erstern. Aber die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, allmählig ihre Schwester gänzlich. Eigenthümliche Neigung bewog seinen Vater, zuweilen seinen Aufenthaltsort zu wechseln, womit der Nachtheil für den Sohn verbunden war, auch seine Lehrer öfter zu wechseln. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796). Je mehr Webers Vater die allmählige Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. Im Jahre 1798 ließ Webers Vater zu dessen Aufmunterung sechs Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches von der musikalischen Zeitung freundlich angezeigt wurde. Zu Ende des Jahres 1798 kam Weber nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem sorgfältigen, klaren und stufenweise fortschreitenden Unterrichte des Letztern verdankt er größtentheils die Beherrschung und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz. Weber arbeitete mit unermüdetem Fleiße seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: die Macht der Liebe und des Weins; daneben aber auch eine Misse, und mehrere andere Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist die Idee, dem damals von Sennefelder erfundenen Steindruck den Rang abzugewinnen; er glaubte endlich dieselbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigern Maschine versehen. Um die Sache ins Große zu treiben, zog er nebst seinem Vater nach Freiberg in Sachsen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Weitläuftigkeit und das Me-

chanische, Geisttödtende des Geschäftes aber ließen ihn gar bald davon wieder abstehen, und mit verdoppelter Lust die Composition fortsetzen. Er schrieb als vierzehnjähriger Knabe die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: das Waldmädchen, welche im November 1800 auch gegeben wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete, als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Product ansah. Ein Artikel der musikalischen Zeitung weckte in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben, und die älteren vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Dem gemäß setzte er, als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereis't war, die Oper Peter Schmoll und seine Nachbarn (1801), die, wie natürlich, in Augsburg ohne sonderlichen Erfolg aufgeführt wurde. Die Ouverture dazu hat der Componist späterhin umgearbeitet stechen lassen. Im J. 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte, aber durch mannichfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. — Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens, und zum erstenmale trat er allein in diese Welt. Hier lernte er unter mehreren großen Männern den unvergeßlichen Vater Haydn, und den originellen Abt Vogler kennen, der mit Liebe dem ernstgemeinten Streben des Jünglings entgegen kam, und ihm mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens aufschloß. Auf dieses Meisters Rath gab Weber damals, nicht ohne schwere Entsagung, das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf und widmete nun beinahe zwei Jahre dem emsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baus, der Ideenausführung, und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte, und sich durch eigne Studien zu erläutern und anzueignen suchte. Öffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein Paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Voglerischen Oper Samori. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld zur Kenntniß der Effecte; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte und componirte die von Rhode gedichtete Oper Rübezahl zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte sehr an eignen Arbeiten. Im J. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Carlsruhe in Schlesien. Hier schrieb er zwei Symphonien, mehrere Concerte und Harmoniestücke. Als aber der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart ohne unmittelbaren Dienst der Kunst zurückkehrte. Hier schrieb er seine Oper Silvana, nach dem Sujet des frühern Waldmädchens von Hiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgegeben), arbeitete seine Cantate: der erste Ton, nebst einigen Ouverturen und Symphonien, um, und schrieb viele Claviersachen. Im J. 1810 widmete er sich von neuem ganz der Kunst, und trat eine Kunstreise an, klarer und entschiedener als je. In Frankfurt, München, Berlin rc.

wurden seine Opern gegeben, und seine Concerte besucht. Auch sah er den trefflichen Abt Vogler, wie er sich zweien, mit herrlichen Geistesgaben beschenkten, Jüngern der Kunst, Meyerbeer und Gänsbacher, hingab. Im Verein mit diesen genoß er, selbst gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals dessen tiefe Erfahrungen und schrieb seine Oper Abu-Hassan (Darmstadt 1810). Er sah ihn kurze Zeit vor seinem Hingehen noch einmal in Wien voll freundlichsten Antheils an seinem Streben. Von 1813 bis 1816 leitete er die Direction der Oper in Prag; die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: Kampf und Sieg (Clavierauszug, Berlin bei Schlesinger). Nur seiner Kunst lebend, legte er diese Direction nieder, als sein Zweck für dort erreicht war. Darauf zog er abermals frei in die Welt. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs neue festhalten, und diesem Geschäft widmet er gegenwärtig seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Diese verdient auch allerdings ein Mann, der so große und glänzende Eigenschaften und Talente in einer Person verbindet, nämlich das eines originellen und gründlichen Tonsetzers, eines großen ausübenden Künstlers, eines eben so feurigen, als besonnenen und einsichtsvollen Musikdirectors, und eines in dem ästhetischen und grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischen Theoretikers. Die große Anzahl seiner, zum Theil im Stich erschienenen, Compositionen enthält eine Menge von Instrumentalstücken, besonders für concertirende Instrumente und sehr geübte Spieler berechnet (Concerte, Concertino's, Potpourri's und Harmoniestücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott, Horn, Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonoisen und Tänze, ein Clarinettquintett und einige Symphonien), mehrere oben genannte Opern, von denen Silvana und Abu-Hassan die bedeutendsten sind (noch arbeitet der Componist an einer von Fr. Kind gedichteten Oper: die Jägersbraut), ferner die ebenfalls genannten Cantaten, unter denen die Cantate: Kampf und Sieg, durch Größe, Fülle, Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, und eine 1817 zur Vermählungsfeier der königlich sächs. Prinzessin gearbeitete ital. Cantate, mehrere schöne Concertarien, vierstimmige Gesangsstücke und Lieder zum Clavier (besonders die mit so großem Beifall aufgenommene Liedersammlung: Leier und Schwert, worin man überall den poetischen und declamatorischen Tonsetzer erkennt), endlich sein großes Werk für die Kirche, die gediegene, zum Namenstage des Königs von Sachsen componirte Misse nebst Offertorium, welcher seitdem noch eine zweite gefolgt ist. Vieles Interesse verspricht ein bald zu vollendendes Werk, in welchem dieser geniale Mann seine Ansichten und Erfahrungen unter dem Titel: Künstlerleben, aussprechen wird.

Weber (Gottfried), ein verdienter jetzt lebender Theoretiker in der Musik und practischer Tonsetzer. Er ist geb. zu Mannheim 1779, bildete sich durch guten Unterricht, so wie durch Anhören fremder Künstler in Wien, München, Cassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Musiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Virtuosität, widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik, wovon er nicht nur in mehrern

Aufsätzen der Leipziger musikalischen Zeitung und vielen musikalischen Recensionen in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, in der Jen. Lit. Zeitung, sondern auch in einem besondern Werke: Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht mit Bemerkungen für Gelehrtere, in zwei Bänden, Mainz 1817 und 18, 8., sehr schätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine Zeit lang Director der Kirchenmusik und des musikalischen Conservatoriums in Mannheim. Darauf verwaltete er das Amt eines Kriegsrichters in Mainz und war Mitglied des Theaterausschusses daselbst. Neuerlich ist er nach Darmstadt versetzt worden. Von seinen Compositionen, welche ein großes Streben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnet, sind einige neuere Kirchenstücke, mehrere Missen, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris oder Requiem, den Manen der Sieger bei Leipzig 2c. 1813, beide an mehreren Orten bekannt und mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geschriebenen Gesängen sind 12 vierstimmige Voglern dedicirt, 12 für eine Singstimme mit Guitarrenbegleitung, Bonn 1812, Gesänge von Göthe 2c., Lieder von Schiller 2c., vier Hefte einer Leier und Schwert überschriebenen und bekannten Sammlung (mit den unter demselben Titel erschienenen Liedern C. M. v. Webers nicht zu verwechseln), und eine achtstimmige fugirte Hymne für die Berliner Singakademie (1812). Außerdem hat er eine, dem Capellmeister C. M. v. Weber dedicirte, Claviersonate (Bonn 1811), ein Trio und ein Tema con variazioni für Guitarre und Violoncell, 1807 2c. herausgegeben. Auch hat er den musikalischen Chronometer erfunden, welcher in einem einfachen Faden besteht, an dessen unterm Ende eine Bleikugel befestigt ist, und durch mehrere Aufsätze in der musikalischen Zeitung vom Jahr 1813, 1814 und 1815 seine einfache Methode, das musikalische Zeitmaaß zu bezeichnen, entwickelt.

Wechabiten, s. Wahabi.

Wechsel heißt im Allgemeinen so viel als Tausch; dasselbe bedeutet das Wort cambium, womit es übersetzt wird. In der engern Bedeutung, von welcher hier die Rede ist, versteht man unter Wechsel, Wechselbrief, eine schriftliche, das Wort Wechsel ausdrücklich enthaltende Anweisung, wodurch der Aussteller, oder wer in seine Verbindlichkeit getreten ist, bei Vermeidung persönlichen Arrests eine bestimmte Summe zu gewisser Zeit (Verfallzeit genannt) zu zahlen verspricht. Hieraus folgt, daß dem Wechsel immer ein Contract zum Grunde liegt, der durch den Wechsel schriftlich gemacht wird, und dieser Contract hat die größte Bestimmtheit, so daß eine Schrift, die das Wort Wechsel oder nach Wechselrecht nicht enthält, nie für einen Wechsel angesehen und nach den strengen Wirkungen desselben beurtheilt wird. Das Versprechen, daß man sich dem persönlichen Arrest bei Nichtzahlung unterwerfen wolle, bedarf keiner besondern Stipulation, sondern wird schon aus dem angegebenen Worte Wechsel oder Wechselrecht gefolgert. Die Wechsel werden eingetheilt in 1. eigene Wechsel, d. h. diejenigen, in welchen der Aussteller die Zahlung selbst zu leisten verspricht. Diese heißen auch uneigentliche, trockene Wechsel (cambia sicca). Hier kommen nur zwei Personen in Betracht, nämlich der Aussteller und der Empfänger; 2. trassirte Wechsel, Tratten, d. h. diejenigen Wechsel, in

welchen der Aussteller die Zahlung durch eine fremde Person leisten zu lassen verspricht. Sie heißen auch eigentliche Wechsel deßwegen, weil die größten Handelsgeschäfte nur mit diesen Wechseln gemacht werden, daher auch Kaufmannswechsel (cambia mercantilia), auch nasse Wechsel (cambia trajectitia), weil sie oft über die See gehen. Bei diesen Wechseln werden vier Personen, welche dabei vorkommen, obgleich nicht immer vier verschiedene Subjecte sind, unterschieden. 1. Der Trassant, der den Wechsel ausstellt oder verkauft und das empfangene Geld an einem andern Orte wieder auszahlen läßt. 2. Der Remittent, d. i. der, welcher den Wechsel kauft, das Geld zahlt, um das Geld an einem andern Orte wieder ausgezahlt zu erhalten. 3. Der Präsentant, d. i. der, welcher die Schuld zu heben angewiesen ist, und dessen erstes Geschäft darin besteht, den empfangenen Wechsel dem, der ihn bezahlen soll, zur Acceptation zu präsentiren. Die Präsentation ist eine an den Acceptanten oder Trassaten gerichtete Frage, ob er den Wechsel honoriren will. Die Zeit dieser Präsentation hängt nicht von dem Willen des Inhabers ab, sondern ist an gewisse Vorschriften gebunden, welche sich nach den Worten richten, die in dem Wechsel stehen. 4. Der Trassat, d. i. der, auf welchen der Wechsel gestellt ist; da derselbe durch die Unterschrift seines Namens sich zur Zahlung bereit erklärt, so heißt er auch Acceptant. Die Acceptation ist eine unter den Wechselbrief gesetzte Erklärung, wodurch sich der Trassat zur Zahlung nach Wechselrecht verbindlich macht. Hierzu bedarf es blos des Wortes: „acceptirt" mit dem Namen des Trassaten. Mündlich und außer dem Wechsel kann die Acceptation nur dann erfolgen, wenn es besondere Wechselordnungen erlauben, z. B. mit Zeugen. Sie muß aber erfolgen, sogleich wenn der Wechsel präsentirt ist. Die Zahlung nach erfolgter Acceptation richtet sich nach der Zeitbestimmung im Wechsel, wovon nachher. Indessen trifft es sich oft, daß Jemand an eben dem Orte zu fodern hat, wo er bezahlen soll, in diesem Fall braucht er keinen Wechsel zu kaufen, sondern wird Remittent und Trassant zugleich. — Der Remittent wird durch den, von seinem Namen im Wechsel befindlichen Zusatz: an die Ordre, berechtigt, sein Recht auch an Andere abzutreten. Dies thut er durch die Indossation (s. d. Art.), welche in der Bemerkung auf der Rückseite des Wechsels: Für mich an die Ordre des ꝛc. besteht. Auf solche Weise kann der Wechsel von Hand zu Hand abgetreten werden, welches giriren genannt wird (s. Giro); aber jeder Indossant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Trassanten, für den baaren Werth des Wechsels zu stehen. Wer also im Auslande zu zahlen hat, kann einen Wechsel kaufen, und diesen, auf seinen Gläubiger indossirt, ihm an Zahlungsstatt schicken; wer im Auslande zu fodern hat, kann einen Wechsel ziehen und an seinem Wohnort verkaufen. Um nicht auf unbestimmte Zeit für den Werth seines Wechsels und dessen Gültigkeit zu stehen, wird darin gewöhnlich die Zeit der Zahlung bestimmt; solche Wechsel heißen Datowechsel. Ein solcher Datowechsel muß vierzehn Tage vor der Verfallzeit präsentirt werden. Nun ist aber für solche Datowechsel von einem Orte auf den andern eine gewisse Zeit gewöhnlich geworden, und solche auf die gewöhnliche Zeit gestellte heißen Usowechsel. Diese Zahlungszeit richtet sich nach Wechselordnung und Wechselgebrauch (z. B. in Leipzig ist sie vierzehn Tage). Oft giebt es mehrere Uso von einem

Orte auf den andern, so daß man auf die kürzere oder längere übliche Frist stellt. In diesem Falle muß der Wechsel präsentirt werden, ehe die Post wieder an den Ort abgeht, woher er gekommen ist. Wird aber keine Zeit bestimmt, so muß der Trassant auch unbestimmt und so lange haften, bis der Wechsel dem Trassaten zu Gesicht gebracht ist; solche nennt man Sichtwechsel, Wechsel a vista. In diesem Falle muß der Wechsel binnen 24 Stunden nach der Ankunft präsentirt und in 24 Stunden nach Acceptation bezahlt werden. Doch kann oder muß der Inhaber einer acceptirten Tratte auch nach der Verfallzeit gewisse Tage noch abwarten, ehe er nach Wechselrecht verfährt (Discretions- oder Respecttage), je nachdem diese Tage, deren Zahl nach den meisten Wechselordnungen elf ist, zum Besten des Inhabers oder des Wechselschuldners festgesetzt sind. Sie fallen aber weg bei Wechseln, welche in der Messe zahlbar sind. Die wirkliche Zahlung des Wechsels muß in der Regel baar, und sie kann nur mit Einwilligung des Wechselinhabers durch Assignation oder Delegation, welche hier Scondrito heißt, erfolgen. Zuweilen wird der Wechsel prolongirt, d. h. die Verbindlichkeit zu zahlen auf längere Zeit hinausgeschoben. Dies wird im Wechsel selbst angezeigt, z. B. durch die Worte „prolongirt bis ꝛc." In diesem Falle geht der Schaden auf Rechnung des Inhabers, z. B. wenn der Trassat unterdessen banquerott wird. Auch wird durch Prolongation die Verjährung unterbrochen. Der Verjährungstermin für Wechsel ist gewöhnlich kürzer bestimmt, als der der gemeinen Verjährung. Was die Form der Wechsel anlangt, so wird bei allen Wechseln 1. das Datum der Ausstellung und die Summe, welche der Gegenstand der Wechselverbindlichkeit ist, darüber gesetzt. Weicht die Angabe dieser Summe von der im Wechsel selbst ausgeschriebenen Zahl ab, so gilt die letztere Angabe. Einige Gerichtshöfe lassen aber bei einer solchen Abweichung, und wenn des Ausstellers Vorname fehlt, keine Verhaftung zu. 2. Wird das Schlußwort beigefügt Valutam habe baar erhalten, oder bin des Werthes wohl vergnügt. Nach einigen Wechselordnungen kann jedoch diese Form auch fehlen. 3. Muß die Unterschrift von dem Aussteller beigefügt seyn, und zwar eine solche, die ihn hinlänglich bezeichnet. Der trassirte Wechsel insbesondere wird in Form einer Anweisung an einen Dritten ausgestellt, ferner werden die Mittel angegeben, wie der Acceptant zur Wiederbezahlung gelangen soll. So heißt es z. B. Ew. ꝛc. stellen es mir auf Conto u. s. w.; und man bezieht sich in trassirten Wechseln auf den Avisobrief, d. i. das Schreiben, welches der Aussteller an den Trassaten oder Acceptanten erläßt, und worin alle nähern Umstände der Zahlung angegeben werden; bei den trassirten Wechseln wird ferner immer links die Überschrift an den Acceptanten oder Trassaten beigefügt. Eigene Wechsel werden immer in Form eines Versprechens und nicht wie Anweisungen abgefaßt; sie werden gewöhnlich nur als Solawechsel (in einem Exemplare) ausgestellt; statt der Adresse werden die Worte: acceptirt auf mich selbst, mit dem Namen des Ausstellers gesetzt. Um das Giriren der Wechsel zu erleichtern, oder wenn der Wechsel weit zu gehen hat, werden oft zwei oder mehrere Exemplare desselben ausgestellt; das eine, die Prima, sendet der Remittent gerade an den Ort des Trassaten, um dort von einem Freunde sie präsentiren zu lassen; dieser Freund ist nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, wohl aber allenfalls zur Verfallzeit Sicher-

stellung vom acceptirenden Theile zu fodern; das andere Exemplar, die Secunda, auf welche bemerkt ist, bei wem die Prima zur Präsentation sich befinde, wird dann auf den indossirt, dem damit gezahlt werden soll, ist so zum Giriren bestimmt und mag nun auch nach der Verfallzeit ankommen. Der Verwahrer der acceptirten Prima muß diese dem Inhaber der Secunda ausliefern und gegen beide zahlt dann der Acceptant, weil eigentlich die Prima seine Annahme, die Secunda den rechten Indossatarius beurkunden soll. Wenn der Trassat nicht acceptirt oder nicht zahlt, so muß der Inhaber des Wechsels dessen Weigerung dawider gerichtlich oder von einem Notar beglaubigen lassen; welche Weigerung so wie die darüber abgefaßte Urkunde selbst Wechselprotest genannt wird; hierauf berechnet er in dem Rückwechsel (Ricambio) die Wechselsumme nebst allem Schaden und fodert den Betrag vom Indossanten oder Trassanten ein; aber er ist auch schuldig, Jedem, der den protestirten Wechsel ihm bezahlen will, diesen zu überlassen. — Wenn Jemand Wechsel vor der Verfallzeit kauft, so heißt dieser Kauf Disconto; billig werden dann für die Zeit, welche der Wechsel noch zu laufen hat, Zinsen abgezogen, in der Regel jedoch sehr billige Zinsen, weil der Käufer im Wechsel selbst Sicherheit für die Zahlung und zugleich das Mittel hat, sich in jedem Augenblicke bezahlt zu machen; wie aber auf der einen Seite die Sicherheit oder Unsicherheit derer, welche für den Wechsel stehen, so kann auch auf der andern die Vielfältigkeit des Ansuchens um Disconto diesen Abzug mehr oder minder steigen machen. Valuta heißt alles dasjenige, was der Aussteller des Wechsels für die Ausstellung erhält oder für erhalten annimmt. In der Regel wird ein Wechsel ausgestellt auf die Münzsorte, welche an dem Orte der Zahlung gilt, und die Quantität von Münze, worauf derselbe gewöhnlich gestellt und wornach gewöhnlich der Preis bestimmt wird, welchen dafür der Remittent entrichten soll, heißt die fixe Valuta. So ist z. B. von Königsberg auf London und von Leipzig auf London die fixe Valuta ein Pfd. Sterl., von Königsberg auf Hamburg die fixe Valuta Ein Hamburger Bancothaler, aber von Leipzig auf Hamburg einhundert Bancothaler. Die Münze, in welcher die Bezahlung für den Wechsel gewöhnlich gerechnet wird, heißt die bewegliche Valuta. Das Verhältniß der fixen und beweglichen Valuta zu einander, welches zu einer Zeit an einem Orte allgemein ist, heißt der Wechselcurs. Z. B. der Curs von Leipzig auf Hamburg steht 140. 6. heißt: das Hundert Bancothaler in Hamburg als die fixe Valuta, in Wechselbriefen gegeben, wird mit 140 Thlr. 6 Gr. sächs. als beweglicher Valuta bezahlt. Wenn in der beweglichen Valuta genau so viel Werth an edlem Metall gezahlt wird, als der Werth des edeln Metalls der fixen beträgt, so steht der Curs al pari. Z. B. wenn das englische Pf. Sterling 2280 holländische Aß Silber enthält und der Curs von Königsberg auf London steht 19 Gulden und 7 Gr. preuß., d. i. 6 Thl. 10 Gr. preuß., so ist der Curs im Pari; denn so viel betragen 2280 Aß Silber im preußischen Courant; muß aber zu dieser Zeit allgemein mehr Silber in der beweglichen Valuta gegeben werden, als die fixe enthält, so ist der Curs gestiegen, und wenn weniger, so ist er gefallen. Auf das Steigen oder Fallen des Wechselcursus hat die Nachfrage nach Wechseln und das Angebot derselben einen wesentlichen Einfluß; werden nämlich an einem Post-

tage von diesem Orte auf jenen mehr Wechsel gesucht als ausgeboten, so muß der Curs steigen, im entgegengesetzten Falle aber sinken. Diese Regel leidet jedoch häufige Ausnahmen, so daß weder aus dem Curs auf das Verhältniß der Schulden und Foderungen zweier Handelsplätze, noch von diesem Verhältnisse auf den Curs mit Sicherheit geschlossen werden kann. Zur Meßzeit wird gewöhnlich der Wechselcurs durch öffentliche Auctorität bestimmt, wie z. B. in Leipzig zu Anfang der Messe. Daher werden sogenannte Curszettel aufgesetzt. Meßwechsel oder Regulirwechsel heißen entweder solche, welche in der Messe ausgestellt werden. Sie haben einen besondern Curs oder Werth, indem der Aussteller eine bestimmte Provision davon bekommt, die gewöhnlich zu Anfange der Messe regulirt wird. Oder man nennt auch Meßwechsel, die in der Messe zahlbar sind. Sie haben einen üblichen Zahltag. Bisweilen geschieht es, daß Handelsleute, um sich für einige Zeit baare Münze zu verschaffen, Wechsel ziehen, von denen sie im Voraus wohl wissen, daß sie nicht acceptirt, sondern mit Protest an sie zurückkommen werden. Diesen Betrug nennt man Wechselreiterei; ein ähnlicher Betrug wird nicht selten mittelst Wechsel getrieben, bei welchen die Namen sowohl des Trassanten, als des Remittenten erdichtet sind, dergleichen Wechsel heißen Kellerwechsel. — Nicht leicht hat irgend eine Erfindung wohlthätiger auf den Nationalreichthum überhaupt und auf den Verkehr der Völker insbesondere gewirkt, als die Wechselanstalt. Vermittelst dieser Anstalt wird der Credit gleichsam mobilisirt und an die Stelle der Münze, also an die Stelle des Unterpfandes gesetzt, was die Münze ihrem Besitzer für die wirkliche Realisirung der damit empfangenen Anweisung auf sämmtliche in den Tauschverkehr kommende Güter gewährt. Als die Handelsverhältnisse zwischen den einzelnen Ländern der Erde sich vervielfältigt hatten, mußten es die Kaufleute bald weit bequemer finden, ihre gegenseitigen Schulden auszuwechseln, als vermittelst der Metallmünze zu berichtigen. Diese Bequemlichkeit gab den Wechselbriefen ihren Ursprung; schon Tyrus, Carthago, Athen, Korinth, Syrakus, Alexandrien scheinen sie gekannt zu haben. Man soll die ersten bestimmten Spuren des Wechselgeschäfts seit Ende des zwölften Jahrhunderts in einigen Provinzen von Frankreich, besonders auf der sogenannten Champagner Messe, finden. Die Ausbildung des Geschäfts gehört jedoch, wie auch die italienischen Ausdrücke besagen, Italien an. Vergl. Martens historische Entwickelung des wahren Ursprungs des Wechselrechts. Werden bei zwei mit einander im Verkehr stehenden Nationen die Wechselgeschäfte mit gehöriger Lebhaftigkeit betrieben, so bedarf es zu diesem Verkehr keiner größern Münzmasse, als gerade erfoderlich ist, um die Differenz der gegenseitigen Schulden auszugleichen. So lange der Curs in der Nähe des Pari, sey es über oder unter demselben, bleibt, d. h. so lange noch eine Gleichförmigkeit zwischen den von den beiden Handelsplätzen in Wechselwirkung gebrachten Waarenmassen Statt findet, bedient man sich gegenwärtig der Wechselbriefe. Erst wann der Curs so hoch steigt, daß es wohlfeiler wird, Metallmünze an den Gläubiger zu senden als einen Wechsel auf dem Markte zu kaufen, tritt das edle Metall im Welthandel auf. Je lebhafter demnach die Wechselwirkung unter den einzelnen Handelsplätzen und Handelsstaaten ist, um so weniger brauchen die edlen Metalle selbst aufzutreten. Und wie im Weltverkehre, so werden

jetzt auch im Nationalverkehre unzählige Handelsgeschäfte blos mittelst der Wechselbriefe abgemacht, so treten auch in diesem Verkehre blosse Foderungen einzelner Privatleute an Andere häufig an die Stelle der Münze. KM.

Wechselrecht ist der Inbegriff der die Wechsel (s. d. Art.) betreffenden Rechte. Das **Wechselrecht** ist, so wie andere Theile des Rechts, ein **geschriebenes** und ein **nichtgeschriebenes**. Jenes gründet sich auf ausdrückliche Verordnungen der gesetzgebenden Macht, welche **Wechselordnungen** genannt werden. Dieser Wechselordnungen giebt es sehr viele, die nicht selten von einander abweichen. Fast für jedes Land und für jede bedeutende Handelsstadt ist eine besondere **Wechselordnung** vorhanden. So giebt es: ein allgemeines preußisches Wechselrecht, eine verbesserte Wechselordnung für die bayerschen Länder (1802), eine braunschweigische, jeverische, russische ꝛc. Wechselordnung; ferner Wechselordnungen der Städte Augsburg, Breslau, Hamburg, Leipzig (die Leipziger Wechselordnung, welche sehr berühmt ist, hat Püttmann herausgegeben.), Nürnberg ꝛc. Das **nichtgeschriebene** Wechselrecht hingegen gründet sich auf gewisse, rechtsbeständiger Weise eingeführte Gewohnheiten, die man aus den Parere's (Gutachten) der Kaufleute kennen lernt. Von diesen letztern sind jedoch die an einigen Orten unter den Kaufleuten eingeführten Usances (von dem italienischen Worte usanza, Gebrauch, Gewohnheit), wenn sie nicht die Eigenschaft einer gesetzmäßigen Gewohnheit haben, unterschieden. Die wichtigsten Wechselgesetze und Gutachten findet man in Siegels corpus juris cambialis, von Uhle fortgesetzt. Es geht aus dieser Erklärung von selbst hervor, daß es kein allgemeines deutsches Wechselrecht geben könne. Die Länder Deutschlands haben, nach ihrer Lage und besondern Verfassung, ein so verschiedenes Interesse, daß einerlei Verfügungen auf sie keineswegs passen würden. Der **Wechselprozeß** ist daher auch in verschiedenen Ländern oft verschieden. So kann z. B. bei erhobener **Wechselklage** gegen den säumigen Wechselschuldner nicht überall mit Arretirung seiner Person verfahren, sondern es muß erst aus seinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers gesucht werden. — **Wechselrecht** nennt man auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor andern Schuldverschreibungen voraus haben. Die Strenge des Wechselrechts besteht darin, daß wenn der Schuldner nicht zahlt, sogleich die **Person** desselben angegriffen werden kann, ohne auf seine Güter Rücksicht zu nehmen. Man hat über den politischen Grund dieser Strenge viele Hypothesen aufgestellt, so z. B. Büsch in seiner Handlungsbibliothek 1. Bd.; Martens unterscheidet den ursprünglichen politischen Grund, den er in der Natur der Messen findet, wo die Wechsel zuerst vorkommen, von dem Grund der Beibehaltung dieser Strenge, der in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, dadurch zur Befriedigung einer Foderung zu gelangen. **Sich nach Wechselrecht** verbindlich machen, heißt daher, sich bei Nichterfüllung seiner eingegangenen Verbindlichkeiten derjenigen Strenge unterwerfen, welche das Wechselrecht für den Wechselschuldner festgesetzt hat. Es ist nicht ungewöhnlich, bei Pacht-, Mieth- oder andern Contracten und Verträgen sich die Zahlung nach Wechselrecht verschreiben zu lassen. Der abgeschlossene Contract wird zwar dadurch kein **eigentlicher** Wechsel, wohl aber entsteht daraus die Wirkung, daß man gegen den säumigen Zahler nach Wechselrecht verfahren kann. Un-

geachtet ein Wechselgläubiger viele Vorzüge vor andern Gläubigern hat, so findet doch bei einem entstehenden Concurs für die Wechselfoderung keine Priorität Statt, und die Wechselgläubiger werden in den meisten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgesetzt. Es kann in der Regel jeder einen Wechsel ausstellen, der frei über seine Person und sein Vermögen disponiren kann. Gewissen Personen ist dieses jedoch aus speciellen Gründen verboten: 1. Geistlichen, nach dem canonischen Rechte; 2. Soldaten, weil Wechselverbindlichkeiten ihren Amtspflichten in den Weg treten könnten; 3. minderjährigen Personen. Hier und da giebt es eine besondere Wechselmündigkeit, die später als die allgemeine Mündigkeit eintritt; 4. Personen, die noch unter väterlicher Gewalt stehen, in dem Falle, daß dadurch ein Darlehn versichert werden soll; 5. in den meisten Ländern auch Weiber und Bauern. — Zu einer gründlichen Kenntniß des Wechselrechts gehört besonders auch die Kenntniß der verschiedenen Münzen, ihres Verhältnisses gegen einander, und des sogenannten Wechselcursus, so wie der vorzüglichsten Banken und Wechselplätze. Außer den ältern Schriften über das Wechselrecht, welche man in Beiekens Thesaurus juris cambialis findet, werden in diesem Fache vorzüglich geschätzt: Siegels vorsichtiger Wechselgläubiger, und dessen Einleitung zum Wechselrecht. Ein brauchbares Handbuch ist: Grundsätze des Wechselrechts von Püttmann, herausgegeben von Martens, Leipzig 1805.

Wechselwinkel. Wenn zwei Parallelen durch eine dritte Linie geschnitten werden, so heißen die auf entgegengesetzten Seiten der schneidenden, an der einen und der andern Parallele liegenden, inneren Winkel Wechselwinkel.

Weckherlin (Georg Rudolph), einer der besten ältern deutschen Dichter, ein Zeitgenosse von Opitz, geboren 1584 zu Stuttgart. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte von 1601 an zu Tübingen die Rechte, und machte dann verschiedene Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, wobei er sich eine vertraute Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur erwarb, die auf die Bildung seines Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatte. Er wurde 1610 Secretär des Herzogs Johann Friedrich zu Stuttgart, und scheint auch das Amt eines Hofpoeten gehabt zu haben, wie sich aus den, zu jener Zeit von ihm herausgegebenen, Beschreibungen verschiedener Hoffeste vermuthen läßt. Als im Jahre 1620 zu London eine deutsche Kanzlei für die Verhandlungen mit den deutschen Höfen errichtet wurde, erhielt Weckherlin eine Anstellung dabei, wurde von Jacob I. und Carl I. zu verschiedenen Sendungen in das Ausland gebraucht und starb 1651 zu London. Seine Gedichte zeigen von einem durch die besten Dichterwerke anderer Nationen gebildeten Geist. Obgleich er nicht den großen Einfluß auf die neuere deutsche Poesie hatte, wie Opitz, so hat sein Beispiel doch zur Verbesserung derselben unstreitig beigetragen. Weckherlin suchte als deutscher Dichter sich eine neue Bahn zu brechen. Seinem feinern Kunstsinne waren die bis dahin gewöhnlichen Knittelreime der deutschen Dichter zuwider, er versuchte daher die von den Italienern, Franzosen und Engländern gebrauchten Sylbenmaaße auch im Deutschen anzuwenden; doch wird er hierin von Opitz übertroffen. Weckherlin ist der erste deutsche Dichter, der das Sonett, oder Klinggedicht, wie er es nennt, unter uns eingeführt hat. Er gab zuerst eine kleine Sammlung seiner Gedichte, unter dem Titel:

Zwei Büchlein Oden und Gesänge, Stuttgart, 1618, heraus. Eine vollständigere Sammlung: Geistliche und weltliche Gedichte, ließ er zu Amsterdam 1641 und eine zweite, viel vermehrte Ausgabe 1648 ebendaselbst drucken. Unter den geistlichen Gedichten sind auch freie gelungene Übersetzungen von dreißig Psalmen. Die weltlichen bestehen aus zum Theil ernsthaften Sonetten auf verschiedene berühmte Männer damaliger Zeit, Buhlereien oder Liebgedichten, Epigrammen, Idyllen u. dergl. Sein Klaggedicht auf Gustav Adolphs Tod ist verschiedentlich einzeln abgedruckt worden. Weckherlins Andenken war unter den Deutschen fast ganz vergessen, als es Eschenburg in seiner Sammlung auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter rc. 3r Band, Braunschweig 1778, rühmlichst wieder erneuerte. Seitdem sind verschiedene seiner vorzüglichsten Gedichte in mehrere Sammlungen aufgenommen worden.

Weckherlin (Wilhelm Ludwig), ein nicht unberühmter deutscher Journalist, der Sohn eines Landpredigers zu Bothnang im Würtembergischen, geb. 1739. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und dann die Universität Tübingen, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Dann ging er als Hofmeister nach Straßburg, und von da nach Paris. Hier beschäftigte er sich mit der französischen Literatur, besonders mit Voltaire's und Linguets Schriften, und eignete sich den persiflirenden Ton derselben an, wie seine spätern Schriften bewiesen. Er ging darauf nach Wien, wo er sich mit Schriftstellerei nnd Unterricht in Sprachen beschäftigte, sich aber durch seinen Hang zur Satire Feinde, und zuletzt durch das witzige aber muthwillige Buch: Denkwürdigkeiten von Wien (1777), halbjährigen Arrest und Verweisung aus dem Lande zuzog. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geistvollen Mann und guten Gesellschafter schätzte. Aber seine satirische Laune, die sich in einem Pasquill ergoß, war Ursache, daß er sich auch von hier schnell entfernen mußte. Er rächte sich dafür durch das damals viel gelesene Buch: Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland (1778). Er wendete sich hierauf nach Nördlingen, wo er eine politische Zeitung unter dem Titel Felleisen schrieb. Auch von hier verwiesen, lebte er einige Jahre zu Baldringen, einem fürstlich Wallersteinischen Dorfe unweit Nördlingen. Hier begann er ein periodisches Werk: Chronologen (12 Bände 1779 — 83), in welchen man Witz, Laune, Satire, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntschaft mit der franz. Literatur findet. Er setzte dieses Journal unter den neuen Titeln: das graue Ungeheuer (12 Bände, 1784 — 87), Hyperboreische Briefe (7 Bändchen, 1788—90) und Paragraphen (3 Bändchen, 1791 — 92) fort; allein der Beifall der Leser nahm sehr ab, da Weckherlin sich erschöpft hatte. Eine Schmähschrift, die er 1788 auf die Reichsstadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Arrest zu Hochhaus, einem Wallersteinischen Schlosse, zu. Er verlebte hier vier Jahre, wurde gut behandelt, und setzte seine schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Anspach 1792 unter preußische Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische Zeitung zu schreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er 1792 starb. Weckherlin besaß mannichfaltige Kenntnisse und eine anziehende Darstellungsgabe. Aber diese Vorzüge wurden

durch die Fehler seines Charakters, dessen Hauptzug Unbesonnenheit war, verdunkelt.

Weda ist der Name des Kriegsgottes der alten Friesen. Sie bildeten ihn ab, angethan mit einem kurzen römischen Kriegsrocke, mit Flügeln auf dem Rücken, einem Helme und Federbusche und einem Schilde vor der Brust.

Wedgewood, Wedgwood, eine nach ihrem Erfinder dieses Namens benannte Gattung von englischem Steingut (s. Steingut), die sich durch Härte, Festigkeit, Feinheit und Schönheit auszeichnet. Josiah Wedgewood, ursprünglich ein armer Töpfer aus der Grafschaft Strafford, geboren 1731, erfand in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zuerst ein blaßgelbes Steingut von großer Dauerhaftigkeit und trefflichem Glanze. Darauf folgten nach und nach noch nachstehende Sorten: 1. das schwefelgelbe Steingut (fine ware Biscuit oder Queen's ware), das den Säuren wie dem Wechsel der Hitze und Kälte widersteht und schön gemahlt und verziert wird; 2. das weiße Wedgewoodporzellan (white china) von gleichen Eigenschaften; 3. das Jaspisporzellan (Jasper), weiß und durchscheinend, dabei sehr schön und zart und mit dem besondern Vorzuge, daß es eine Farbe durch und durch annimmt; 4. Basalt, eine mit fast allen Eigenschaften des Basalts versehene Masse von schöner Schwärze, welche die höchste Politur annimmt, am Stahl Feuer giebt, allen Säuren widersteht und auch zum Probierstein der Metalle dienen kann; 5. Terra cotta, welche den Granit, Porphyr u. s. w. nachahmt; 6. Bamboo, ein rohrartiges, gestreiftes Biscuitporzellan, und 7. Biscuitporzellan, eine achatähnliche Masse von außerordentlicher Härte und Undurchdringlichkeit, übrigens wie das Bamboo von den Eigenschaften des weißen. — Die große Fabrikanlage Wedgewoods ist unweit Newcastle und macht einen eigenen Flecken aus, welcher Etruria heißt. Wedgewood selbst starb 1795.

Wegelagerung heißt in den Rechten die Handlung, da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf jemand lauert, in der Absicht, ihn zu berauben. Diese Handlung wird als eine Art des Landfriedenbruchs angesehen, und ist daher in den Gesetzen hart verpönt. Geschieht dies Auflauern nicht aus Raubsucht, sondern aus Rache und um den andern zu beschädigen, so wird es das Vorwarten genannt, und, nach Beschaffenheit der Umstände, geringer als das Wegelagern bestraft. — Als der Stamm der Carolinger nicht mehr über Deutschland herrschte, und die deutschen Stände ihre Regenten selbst wählten, da wurden gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts die Befehdungen häufiger, das Ansehen der Gesetze und der richterlichen Gewalt kam immer mehr in Verfall, und die öffentliche Sicherheit wurde dadurch besonders gefährdet, daß die Ritter, die in ihren Burgen vom Stegreife, d. h. vom Raube lebten, sich den Reisenden, besonders den Kaufleuten, welche auf die Märkte zogen, in den Weg lagerten (im Hinterhalte auflauerten) und sie beraubten. Der ewige Landfriede (s. d. Art.) machte diesem Unwesen nach und nach ein Ende.

Wegemesser, Schrittmesser, Meilenmesser. Man denke sich ein auf ebener Erde in gerader Richtung fortrollendes Rad; es läßt sich der geradlinige Raum messen, den das Rad solchergestalt durchläuft, um eine volle Umdrehung zu machen, d. h. bis der Kopf

des nämlichen Radnagels den Boden wieder berührt, und die Anzahl der Radumläufe bestimmt also den zurückgelegten Weg. Auf diesem sehr nahe liegenden Gedanken beruht die Einrichtung des Wege- oder Schrittmessers. Man denke sich z. B. in der Büchse des Rades ein Zifferblatt, auf welchem einige Zeiger die Anzahl jener Umläufe anzeigen; die Einrichtung kann eine sehr verschiedene seyn. — Die mit Vermessung der Poststraßen im Preußischen beauftragten Conducteurs bedienten sich eines solchen Wegemessers in der sehr bequemen Gestalt einer Schubkarre, die sie vor sich herschieben lassen konnten.

Wehrgeld (Sühn- oder Manngeld) ist eine Geldstrafe, die derjenige, der einen andern, zwar ohne Vorsatz, jedoch nicht ohne allen Vorwurf einiger Nachlässigkeit, getödtet hat, an die Anverwandten des Getödteten, gleichsam als einen Ersatz des Schadens, den sie durch diesen Tod erlitten, zahlen muß. Nach den sächsischen Rechten beträgt es für eine getödtete Mannsperson 20 Thlr., für eine Frauensperson 10 Thlr., wenn es auch gleich nur Kinder sind. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem alten Worte **Wehre**, **Werth**, her; **Wehrgeld** ist demnach der Preis, nach welchem einer in der bürgerlichen Gesellschaft geschätzt ward, und welchen der Mörder desselben an die Verwandten des Getödteten bezahlen mußte. Bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, war nach Tacitus Bericht schon eine Art von Wehrgeld eingeführt. Da das Geld bei ihnen noch selten oder ganz ungewöhnlich war, so wurde der Todschlag mit einer bestimmten Anzahl Rinder und Schafe gebüßt, welche an die Verwandten des Ermordeten gegeben werden mußten. — In Polen hatte der Adel ehemals das Vorrecht, einen Todschlag mit Geld abzukaufen. Aber dieses Vorrecht wurde auf dem Reichstage 1767 aufgehoben.

Weib, s. **Frauen** und **Geschlecht**.

Weichbild heißt: 1. das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Gränzen eines Stadtgebietes durch **geweihte** Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lateinischen Worte vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen. 2. Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte oder Gesetze, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Rechten und Gesetzen jeder Stadt entschieden werden.

Weichsel (poln. Visla, latein. Vistula), ein großer, hundert Meilen langer, schon bei Cracau schiffbarer Strom, der im Fürstenthume Teschen, am südlichen Abhange der Carpathen, entspringt, in seinem Laufe gegen Osten den Freistaat Cracau und Galizien umfließt, dann gegen Nordwesten das Königreich Polen durchströmt, aus demselben bei Koscheletz in die preußische Provinz Westpreußen tritt, und von da bis zu seiner Mündung dem preußischen Staate angehört. Unterhalb Thorn bei Montau theilt sie sich in zwei ansehnliche Arme. Von diesen fließt der östliche, der Nogat, der durch den Kraffuhlcanal mit dem Elbingsflusse verbunden ist, ½ Meile hinter Elbing ins frische Haff. Der westliche aber, die Weichsel, fließt bei der Stadt Dirschau vorbei und theilt sich bei Fürstenwerder, 2 Meilen vor Danzig, wieder

in zwei Arme, wovon der linke nordwärts von Danzig bei Weichselmünde in die Ostsee fällt, der rechte aber endlich getheilt ins frische Haff fließt. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der größte Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landesproducte, an Getraide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht und von da weiter ausgeführt werden. Durch den Bromberger Canal steht sie mit der Oder in Verbindung. Die Weichsel nimmt viele Flüsse, auch mehrere schiffbare auf, als den Dunajez, die Wysloka, den San, die Wieprz, Pilica, den Bug mit der Narew, die Bzura, die Drewenz und die Brahe.

Weichselzopf, eine Krankheit der Haare, die zunächst in Polen einheimisch ist, und dort bereits seit den Einfällen der Tatarn im dreizehnten Jahrhunderte existirt. Die Ärzte sind über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit keineswegs einig, und die meisten sehen darin nur eine Art von Krisis einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Ähnlichkeit zu haben scheint. Andere leiten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Unsauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daselbst her, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden sorgfältig vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Larrey darüber in Polen während des Feldzugs 1806—7 sammelte, scheinen darüber folgendes festsetzen zu lassen. Der Weichselzopf ist eine eigene krankhafte Verwirrung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden, die sich meistentheils bei venerischen und skrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet, und in so fern als die Abscheidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopf sehr groß ist, und die schnelle Unterdrückung desselben durch Abschneiden der hitzenden Haare, welche so verdickt sind, um so mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das dortige Clima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer andern Jahreszeit, als dem Winter, den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daß aus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man in einigen Schriftstellern liest; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Reinlichkeit derselben, fleißiges Kämmen verhindert die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum sind nur die niedern Stände, besonders aber die Juden, damit heimgesucht, wozu das Vorurtheil, die sich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz ꝛc. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Barte zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältiger beachten, als die Kopfhaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf. Da lange feine Haare sich leicht verwirren, wenn sie nicht fleißig gekämmt und gewaschen werden, so muß schon dieses, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichselzopf unzähligemal erregen, den dann das Vorurtheil nährt und pflegt, bis der ganze Körper dadurch kränklich

wird, und man nicht entscheiden kann, was Ursache oder Folge ist. *r.

Weide nennt man eine Gegend, wohin man das Vieh treibt, damit es dort seine Nahrung finde. Man nimmt dazu grasige ungebaute Felder, Gebirge, Wälder und Auen. Nahe Triften zieht man den entfernteren vor. Entweder gehört die Weide dem Gute allein, oder sie ist mit andern gemeinschaftlich.

Weigelianer war der Name einer Secte schwärmerischer Mystiker des siebzehnten Jahrhunderts, die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Der Stifter der Secte war Valentin Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächsischen Erzgebirge, geboren 1533 zu Großenhain in Sachsen, gestorben 1588. Weigel war, so viel man von ihm weiß, ein frommer unbescholtener Mann und beliebter Prediger. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus gelesen, und glaubte darin viel geheimnißvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in seine Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erst lange nach seinem Tode (1611 — 1621) von dem Cantor Weichert zu Tschopau, zu Halle und Magdeburg herausgegeben, und erregten unter den Theologen viel Aufsehen, vielleicht mehr, als der Gegenstand verdiente. Nur von einigen seiner Schriften mögen hier die Titel stehen: Kirchen- und Hauspostill über die Evangelien; Principal- und Haupttractat von der Gelassenheit; das Büchlein vom Gebet; der güldene Christ, das ist, Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt, und doch allen Menschen zu wissen nothwendig. Er spricht in diesen Schriften viel vom angebornen innern Lichte, von der Salbung im Menschen, durch welche man unterrichtet werden müsse, weil sonst alles andere Lehren und Unterrichten umsonst sey. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre bestehe in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich, woraus, durch wen und wozu der Mensch geschaffen und geordnet sey. Er behauptete, daß alle Creaturen Ausflüsse des göttlichen Wesens wären. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo hatte er von dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des äußerlichen Gottesdienstes setzte er sehr herab, und schilderte die Geistlichen der protestantischen Kirche mit schwarzen Farben. Verschiedene seiner Schriften wurden auf landesherrlichen Befehl 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt, aber sie waren bereits in verschiedenen Provinzen verbreitet, und hatten ihm eine Menge Anhänger erworben, die unter verschiedenen Namen auftraten, und zu langen, bisweilen ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben. Zu seinen Anhängern gehörte auch Jacob Böhme, aber mit Unrecht wurde Johann Arndt unter dieselben gerechnet.

Weigl (Joseph), ein berühmter Operntonsetzer. Er ist 1765 zu Wien geboren und machte seine ersten Studien unter Albrechtsbergers und unter Salieri's (seines gegenwärtigen Collegen) Leitung, besuchte dann Italien und schrieb daselbst mehrere Opern, welche mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurden. Hierauf ging er nach Wien zurück, wo er auch den größten Theil seines Lebens geblieben und als k. k. Capellmeister und Musikdirector bei der kaiserlichen Oper angestellt ist. Hier hat er auch den größten Theil seiner Opern geschrieben, welche auf inländischen und ausländischen Bühnen verbreitet worden sind. Sein musikalischer Charakter eignet sich mehr für das Heitere, Einschmeichelnde, als für das Große und Glänzende, und seine in späterer Zeit geschriebene Oper Hadrian hat dies be-

stätigt. Man kann in den Werken dieses Meisters zwei Manieren unterscheiden. Die früheren nämlich zeichneten sich durch einen frischen natürlichen Reiz und fröhlichen Glanz der Melodien aus, was ihren Erfolg in Italien vorzüglich bewirkte. Hierher gehören seine Principessa d'Amalfi, sein Amor marinaro (der Corsar aus Liebe), die schöne Musik der Uniform, das Singspiel die Jugend Peters des Großen, nebst mehreren reizenden Balletmusiken. Eine neue Manier, deren Charakter eine reiche, einschmeichelnde Sentimentalität ist, findet man in der beliebten Schweizerfamilie, und in den Opern: das Waisenhaus (1808 geschrieben) und der Bergsturz von Goldau (1812), welche eine besondere Art der Rührungsoper auf der deutschen Bühne einheimisch machten und den Componisten zu einem Lieblinge des deutschen Opernpublicums erhoben. Der geistreiche C. M. v. Weber nannte diese Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammetmahlerei, womit Lob und Tadel zugleich ausgesprochen sind. Übrigens gesteht auch dieser geniale Kunstrichter ihm eine ungemeine Fülle schmeichelnd eindringender musikalischer Ideen und jene Reinheit und Gediegenheit der musikalischen Schreibart zu, welche durch Mozarts und Haydns Werke in der Wiener Musikschule vorzüglich herrschend geworden sind. „Hervorstechend," setzt er hinzu (Abendzeit. 1817, Nr. 134), „ist bei Weigl die Neigung zu ungeraden Taktarten, die Stimmführung der Violine in den höhern Anlagen, und das Streben, jedes Musikstück möglichst melodisch abgerundet zu geben, und mehr dadurch, als durch die höchste Richtigkeit und Wahrheit des Declamatorischen, die scenische Foderung zu erfüllen. Vielleicht entwickelte sich dies aus den vielen Balletmusiken, die er zu schreiben veranlaßt wurde. Dem Geist der ernsten dramatischen Gattung scheint sich sein Talent nicht gern zu schmiegen und sein Hadrian trägt keineswegs den Stempel der Größe, die dieser Stoff zu verlangen berechtigt ist, weßhalb er auch keine sehr beachtete Aufnahme in der Musikwelt fand. Dagegen hat man Oratorien von ihm (z. B. La passione di Giesù), die würdevoll und meisterhaft geschrieben sind. Neuerdings hat der Zauber seiner einschmeichelnden Melodien sich wieder in dem kleinen Singspiele Nachtigall und Rabe bestätigt. Für die Kammer hat er wenig geschrieben. Erwähnung verdient, daß er sich bei den Opern, die seine Theilnahme zu erregen wissen und deren Leitung er übernimmt, als trefflicher Director auszeichnet." Doch macht man ihm sehr allgemein den Vorwurf, daß er neuern deutschen Componisten und ihren Producten den Eingang auf die Bühne sehr erschwert.

Weihbischof ist ein hoher Geistlicher der catholischen Kirche, der zum Bischof geweiht worden ist, jedoch kein wirkliches Bisthum besitzt, sondern nur den Titel von einem — gewöhnlich in Griechenland oder in der Levante gelegnen — ehemaligen bischöflichen Sitze erhält, folglich nur Bischof in partibus infidelium ist, übrigens einem Bischof oder Erzbischof an die Seite gestellt ist, dessen geistliche Geschäfte er verrichtet. Nur die Fürstbischöfe in Deutschland hatten zu diesem Zwecke Weihbischöfe an ihrer Seite, weil sie selbst mit der Regierung ihrer Länder beschäftigt waren. Doch giebt es auch bei solchen Bischöfen, die nicht weltliche Regenten sind, Weihbischöfe, um in Fällen der Vacanz das bischöfliche Amt zu verwalten.

Weihe, s. Ordination.

Weihkessel, s. Weihwasser.

Weihnachten oder das Fest der Geburt Christi wurde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche nicht gefeiert, da die christliche Sitte überhaupt lieber den Tag des Todes merkwürdiger Personen, als den Tag ihrer Geburt auszeichnete. Daher war die Feier der Gedächtnißtage des Märtyrers **Stephanus** und der zu Bethlehem ermordeten **unschuldigen Kinder** schon im Gange, als, wahrscheinlich im Gegensatze gegen die von der Geburt Christi unwürdig lehrenden Manichäer, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im vierten Jahrhundert aufkam, und im fünften Jahrhunderte für immer auf den 25sten December gelegt wurde, obschon über den Tag, an welchem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. Aus dem Evangelium Lucä wußte man, daß diese Geburt zur Nachtzeit geschehen sey, und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24sten zum 25sten December, woher der Name Weihnachten entstand. Man knüpfte die Gedenktage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes an Weihnachten an und machte es so zu einem dreitägigen hohen Feste. Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahres einen besondern Abschnitt, den Weihnachtscyclus, zu dem die Tage vom ersten Adventsonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6. Januar) gehören. Die Sitte, dies Fest durch gegenseitige Freudengeschenke auszuzeichnen, ist allerdings heidnischen Ursprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um diese Zeit des Jahres gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfestes üblich waren, abzuleiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiligt. In der Feier des Weihnachtsfestes stimmen alle christliche Kirchen überein, nur wurde sie in einigen protestantischen Ländern (Preußen, Braunschweig und Sachsen-Altenburg) gleich den andern hohen Festen auf zwei Tage eingeschränkt. E.

Weihrauch, ein wohlriechendes Harz, welches von verschiedenen ausländischen Arten des Wachholders herkommt, und besonders zu Räucherungen beim catholischen Gottesdienste angewendet wird.

Weihwasser wird das in den am Eingange und an schicklichen Orten im Schiff catholischer Kirchen befestigten Weihkesseln oder Becken enthaltene geweihete Wasser genannt, mit dem die Eintretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei Juden und Heiden gebräuchlich, denn zum Gebet erfordert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen Tempel wurde seit dem vierten Jahrhundert auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen, doch erst seit dem sechsten Jahrhundert pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und Weihwasser zu nennen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen, ein Glaube, von dem sich die noch jetzt zu Rom übliche Besprengung der Hausthiere mit Weihwasser an einem bestimmten Festtage herschreibt. Die griechische Kirche hat den, von den Protestanten nicht beibehaltenen Gebrauch des Weihwassers mit der catholischen gemein. E.

Weikard (Melchior Adam), russisch kaiserlicher Etatsrath, oranien-nassauischer geheimer Rath, Director des Medicinalwesens zu Fulda, war 1742 zu Römershag im Fuldaischen geboren. In seinem sechsten oder siebenten Jahre wurde durch Verwahrlosung der Grund zu einer bleibenden Kränklichkeit und Verunstaltung seines Kör-

pers gelegt. Dieser unglückliche Vorfall hinderte Weikarden am Lernen, und es gingen beinahe zwei Jahre ungenützt verloren. In Hamelburg genoß er den Schulunterricht, und hier war es auch, wo er den ersten Antrieb zum Studium der Medicin bekam. Er fand nämlich in dem Hause, wo er wohnte, ein Manuscript in lateinischer Sprache über Materia medica, nebst mehrerern Apothekerbüchsen, wodurch er bewogen wurde, Materia medica zu studiren und Kräuter einzusammeln. Im Jahre 1758 kam er nach Würzburg auf die Universität, machte den philosophischen Cursus und ging dann zu den eigentlichen medicinischen Studien über. Im Jahre 1764 ließ er sich examiniren und die Licenz ertheilen, späterhin aber erst zu Fulda zum Doctor promoviren. Nach geendigten Studien war Weikard in Verlegenheit über sein Unterkommen. Er bewarb sich um das Physikat zu Heidenfeld am Main im Würzburgischen, wo er sich einige Zeit aufhielt, bekam aber dieses nicht, sondern einige Zeit hernach das Physikat der Stadt und des Amtes Brückenau, und wurde besonders für den Curort bei Brückenau bestimmt, der aber damals noch ganz unbedeutend war. Im Jahre 1770 bekam er unvermuthet das Decret als zweiter Leibarzt vom Fürsten zu Fulda und wurde beordert, eilig dahin abzugehen. Nach der Abreise des ersten Leibarztes, der zugleich Professor war, wurde ihm zugleich eine Professorstelle; auch ward er von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt. Seine erste Laufbahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung seiner Kränklichkeit beitrug und besonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit seines Nervensystems begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieser Lage schrieb er den philosophischen Arzt, ein Buch, welches ihm in der Folge viel Unannehmlichkeiten zuzog. Es wurde bei 50 Thlrn. Strafe verboten, dessen ungeachtet aber einigemal neu aufgelegt. Im J. 1784 trat er, einem Ruf nach Petersburg zu Folge, die Reise dahin an. Hier fand er eine eingerichtete Wohnung und erhielt 2500 Rubel Gehalt als Hofarzt. Die Kaiserin nahm ihn günstig auf, und gab Aufträge, ein Haus für ihn zu kaufen. Er wurde zum Kammermedicus ernannt und konnte bei der Toilette der Kaiserin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leibchirurg. Von der Kaiserin bekam er zehntausend Rubel zu einem Hause geschenkt. Dennoch wurde der Wunsch, Rußland verlassen zu können, täglich lebhafter in seiner Seele. Im Jahre 1787 kam Weikard mit zu der großen taurischen Reise, die ihm jedoch theils durch Gichtschmerzen, theils durch seine Reisegesellschaft verbittert wurde. Nach der Rückkunft nach Petersburg dachte er ernstlich daran, nach Deutschland zurückzukehren. Er bat daher im Jahre 1789 bei der Kaiserin um Urlaub auf ein Jahr, den er nebst der Zusicherung seines Gehalts auf diese Zeit auch erhielt, und reis'te in Gesellschaft einer Gräfin Baratinky nach Frankfurt a. M., wo er einige Zeit im Stillen für sich lebte. Dann begleitete er die Gräfin nach den Niederlanden und kehrte endlich allein nach Mainz zurück. Von hier aus begleitete er sie abermals auf einer Reise über Bayreuth, Dresden, nach Prag und Wien, wo er sich einige Zeit lang aufhielt und von einer heftigen Gelbsucht ergriffen wurde. Während der Kriegsunruhen in den Rheingegenden lebte er in Mannheim, wo er jedoch nicht als Arzt practicirte, sondern als Privatmann sich aufhielt. Von da zog er nach Heilbronn, im Jahre 1794. Hier schrieb er den Entwurf einer einfachen Arzneikunst, oder Übersicht des Browinischen Systems, welche hernach Frank ins Italienische, Bertin ins Französische, Manzano ins

Spanische übersetzte. Ferner schrieb er vier Hefte eines Magazins der Brownischen Arzneikunst, sein practisches Handbuch, den neuen philosophischen Arzt in drei Bänden, und noch einige Kleinigkeiten. Ungeachtet er verschiedene Anträge bekam, ein Amt anzunehmen, zog er doch sein ruhiges Leben in Heilbronn vor. In der Folge begegnete ihm aber auch dort manches, was ihm das Leben verbitterte und seine Gesundheit zerrüttete, besonders Unglück in seiner Familie. Mit Anfang des Jahres 1801 bekam er einen Anfall von beinahe allgemeiner Gicht. Er reis'te deshalb in das Bad nach Badenbaden, welches ihm zwar einige Linderung, jedoch nicht auf die Dauer verschaffte. — Weikard war der erste, welcher die Grundsätze der Brownischen Lehre in die deutsche Literatur verpflanzte. Die dadurch erregten Streitigkeiten trafen auch ihn vorzüglich, und da er nicht selten durch die hitzigen Ausfälle der Gegner gereizt wurde, so war seine Vertheidigung eben so derb als bitter. Er starb im Jahre 1803 zu Brückenau.

Weiler nennt man gewöhnlich eine Anzahl Bauernhäuser, die kein eigenes Gericht haben, und noch kein Dorf ausmachen. In einigen Gegenden Süddeutschlands nennt man ein großes Dorf einen Flecken, ein kleines aber einen Weiler.

Weimar, ein deutsches Großherzogthum in Obersachsen, welches jetzt aus den Provinzen Weimar, wozu auch der Neustädter Kreis gehört, und Eisenach besteht, und auf 67 Q. Meilen 201,000 Einwohner in 33 Städten, 19½ Marktflecken und 679 Dörfern und Weilern zählt, und etwa 1½ Mill. Gulden Einkünfte abwirft. — Der Boden ist mehr bergig als eben und in manchen Gegenden auch steinig, doch im Ganzen fruchtbar. Ein Theil des thüringer Waldes und des Rhöngebirges durchziehn dies Großherzogthum. Die Producte bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Wildpret aller Art, Fischen, Getraide, Gartengewächsen, Obst, Flachs, Hanf, Rübsaamen, etwas Wein an den Ufern der Saale, vortrefflich bewirthschafteten Waldungen, Silber, Kupfer, Eisen, Kobalt, Braunkohlen, Quader-, Sand- und Schiefersteinen, Marmor, Alabaster, Gyps, Kalk, Salz, und einigen Mineralwassern. Die Industrie beschränkt sich vorzüglich auf Wollen- und Strumpffabriken, Leinwand und guten Färbereien. Seit 1816 ist eine landständische Verfassung eingeführt. Die Landstände bestehen aus Deputirten der Rittergutsbesitzer, der Bürger und Bauern. — Das regierende großherzogliche Haus stammt von der Ernestinischen Linie des sächsischen Hauses ab, und bildet die ältere Linie der Herzoge von Sachsen (s. d. Art.). Es hat die großherzogliche Würde seit 1815 angenommen. Seine Besitzungen machen als Großherzogthum einen deutschen Bundesstaat aus, dessen Beherrscher mit den übrigen Herzogen des Ernestinischen Hauses auf der Bundesversammlung die zwölfte Stelle, im Plenum aber eine eigene Stimme hat. Zu der Bundesarmee stellt er nach der neuen Matrikel 2010 Mann.

Weimar, das Fürstenthum oder die Provinz, bestand ursprünglich aus einigen um die Stadt her belegenen Ämtern, bis 1690 nach Aussterben der Herzoge von Sachsen-Jena die Jenaische Landesportion damit vereinigt wurde. Dadurch erhielt das Land seine Rundung, aber nicht seinen jetzigen Umfang, indem erst im Jahre 1815 das neu erworbene Tautenburg mit Zwätzen, Lehesten, Liebstedt und den übrigen sächsischen Enclaven, die Grafschaft Blankenhain mit Nieder-Cranichfeld und die Erfurter Ämter Azmannsdorf und Tonndorf mit Schloß Vippach u. s. w., so wie das Amt Ilmenau und der Neu-

städter Kreis einverleibt wurden. Mit diesen Zubehörungen umfaßt es gegenwärtig ein Areal von 46 Q. Meilen, welches jedoch kein zusammenhängendes Ganzes bildet. Die Einwohner, an 130,000, sind meistens, bis auf einzelne Catholiken, Reformirte und Juden, lutherischer Confession. Das Land ist zwar bis auf das in dem thüringischem Walde belegene Ilmenau nicht gebirgig, aber ganz mit Hügeln bedeckt, die wenige eigentliche Ebenen öffnen; der Boden giebt sich strenge und nur mäßig fruchtbar; die Natur ist nur in einigen Thälern, wie im Saalthale bei Jena und im Oberilmthale, schön, und reizende Ansichten sind selten. Der beträchtlichste Hügel nach dem thüringer Waldgebirg ist der seit 1808 durch Napoleons Jagd bekannte Ettersberg; auch der Berg, an dem die Schnecke von Jena heraufführt, ist historisch merkwürdig. Die beiden wichtigsten Flüsse sind die Saale und die Ilm. Ackerbau ist der vornehmste Nahrungszweig der Bewohner; das Land ist gut angebaut, die Viehzucht, besonders die meistens veredelten Schäfereien, ansehnlich, und die Waldungen ein großer Reichthum des Landes, das blos natürliche Erzeugnisse zur Ausfuhr bringt, da der Kunstfleiß fast gar nichts bedeutet, und selbst die vormals ansehnlichen Wollen- und Strumpfwebereien in neuern Zeiten verloren haben; doch sind diese im Neustädtischen noch am meisten im Flore, und auch das kleine Ilmenau zeichnet sich durch mehrere Hütten und andere Gewerbe aus. Übrigens hat die Provinz ihre eigenen Dicasterien, die Finanz- und Polizeioberbehörden aber mit Eisenach gemeinschaftlich, wie denn auch nur eine Landschaft und ein landschaftliches Collegium für beide Provinzen besteht. Politisch ist die Provinz unter ein Criminal-, drei Stadtgerichte und achtzehn Justizämter vertheilt.

Weimar, die Hauptstadt des Großherzogthums Sachsen-Weimar und besonders der Provinz Weimar, an der Ilm belegen, ein an sich unansehnlicher, jetzt offener Ort ohne einladende Umgebungen, mit unregelmäßigen Straßen und Plätzen, zum Theil noch aus alten Häusern bestehend, und nur von mäßiger Größe, indem es 1816 nur 843 Häuser mit 7943 Einwohnern zählte, aber eine der denkwürdigsten Städte Deutschlands, und hochgefeiert vor allen in den Annalen unserer Literatur. Es ist die Residenz des großherzoglichen Hauses, der Sitz der hohen Centralbehörden, und der Provinzialbehörden des Fürstenthums. Der großherzogliche Palast hat eine schöne Lage, und ist im Innern äußerst geschmackvoll eingerichtet. Vor ihm hin zieht sich der Park, eine der reizendsten Anlagen, die jeder großen Stadt zur Zierde gereichen würde. Die großherzogliche Bibliothek, die mehr als 100,000 Bände zählt, steht in einem zweckmäßigen Local. In der Hauptkirche (Weimar zählt überhaupt nur zwei Kirchen) findet sich die großherzogliche Gruft und mehrere Gemählde unsers Kranach, der auf ihrem Kirchhofe begraben liegt. Weimar hat ein stark besuchtes Gymnasium, ein Schullehrerseminar, ein freies großherzogliches Kunstinstitut, ein Zuchthaus, ein Waisenhaus, ein Hospital und Krankenhaus, eine Freimaurerloge und ein Hoftheater, dessen Personal von jeher zu den ausgesuchtesten Deutschlands gehört und viel zur Richtung des guten Geschmacks beigetragen hat. Merkwürdig sind hier noch Bertuchs Kunst- und Industriecomtoir mit dem geographischen Institute, vielleicht die weitverbreitetste Anstalt der Art in Deutschland, indem außer dem Oppositionsblatte acht der gelesensten deutschen Journale hier erscheinen, und des trefflichen Falk Institut für hülfsbedürftige Kinder. Von Industrieanstalten findet man außer einer Metall- und

ıer Spielkartenfabrik und einigen Stühlen in Wolle wenig, die Inwohner leben meistens von den Ausflüssen des Hofs und der Disterien. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, ohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere mit einem eitläuftigen reizenden Parke, und etwas näher das Dorf Tieffurth it seinen Anlagen.

Wein, der Name von zwölf rankenden Gewächsen, deren holchte Stengel an benachbarten Gegenständen sich emporranken. Es ehört dies Pflanzengeschlecht in die erste Ordnung der fünften Classe. Bir beschränken uns hier nur auf den gemeinen Weinstock, welcher Ienthalben bei uns wächst. Er wird gewöhnlich der edle Weinstock enannt. Die Frucht ist durch die Cultur nach und nach in eine große Renge von Spielarten verändert worden, die theils aus Saamen erzugt, theils durch Clima, Boden und Behandlung verursacht woren sind. Das eigentliche Vaterland und die ursprüngliche Sorte des Beins weiß man nicht mehr mit Gewißheit anzugeben, doch scheint as gemäßigte Asien die Heimath zu seyn. Von dort kam nach und ach der Weinstock nach Griechenland, Italien, Frankreich und dem brigen Europa. Seine Cultur verliert sich in das höchste Alterthum. Gegenwärtig ist er in allen Welttheilen verbreitet. Er gedeiht am esten in den gemäßigten Ländern, innerhalb des 32sten und 50sten Breitengrades. Südeuropa mit Einschluß von Süddeutschland liefert ine Menge köstlicher Weine; so auch die Canaren und das Cap. — In den eigentlichen europäischen Weinländern, als Griechenland, Unjarn, Italien, einigen Theilen der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, und in Deutschland im Österreichischen, in Franken, Schwazen, am Oberrhein, beschäftigt der Weinbau im Großen wenigstens eben o viele Menschen als der Ackerbau. Die Sommerseite der Anhözen und Berge schickt sich vortrefflich zur Cultur dieses Gewächses. Außer Boden und Clima hängt ungemein viel von der Pflege des Weinstocks und der Behandlung des Mostes ab. Man findet darin n den verschiedenen Weinländern manche Abweichung. Wir verweien bei dem deutschen Weinbau, welcher für uns das nächste Interesse zat. Man wählt zur Anlegung eines Weinbergs die Sommerseite eines Berges oder Hügels. Auch können schickliche Ebnen dazu dienen. Ein lockerer, mehr sandiger als lehmiger Boden ist am wünschenswerthesten. Die jungen Weinstöcke gewinnt man am gewöhnlichsten durch Absenker oder Fechser, wozu man im Frühjahre an alten Stöken einjährige, gesunde, gehörig reife und lange Reben, die keine Nebenzweige haben, auswählt. Diese werden heruntergezogen, neben dem altem Stocke einen halben Fuß tief so eingelegt, daß die Spitze um einige Zoll hervorragt, und im Herbste, nachdem der Schößling stark getrieben und sich bewurzelt hat, vom Stocke getrennt, worauf man die Senker verschneidet, in Sand eingeschlagen im Keller aufbewahrt und im Frühjahre pflanzt. Will man die jungen Reben aus Saamen ziehen, so muß man zuvörderst für guten Saamen sorgen. Um diesen zu gewinnen, leitet man einige mit schönen Trauben versehene Reben in ein geheiztes Zimmer, wo man die Beeren so lange reifen läßt, bis sie ganz einschrumpfen. Die an der Luft getrockneten Saamenkörner werden in ein mit Erde gefülltes Gefäß einen halben Zoll tief gesäet. Von einem Kern zum andern läßt man fünf Zoll Zwischenraum. Die jungen Pflanzen werden von Zeit zu Zeit in größere Gefäße versetzt, bis nach zwei oder drei Jahren der Stamm sich über der Wurzel lebergelb färbt. Dies zeigt an, daß sie zum Ver-

setzen gut sind. Man setzt die Weinstöcke, nachdem der Boden gehörig dazu vorbereitet worden, in regelmäßigen Reihen und in Zwischenräumen von vier Fuß. Im dritten Jahre zeigt sich bereits einiger Ertrag. Ein Weinberg erfodert viel Arbeit und sorgfältige Abwartung. Das erste Geschäft nach der Weinlese ist das Ausziehen der Pfähle, woran die Fruchtreben gebunden sind, welches mit Behutsamkeit geschehen muß. Darauf folgt das Bedecken der Reben mit vier bis sechs Zoll Erde, um sie vor dem Frost zu schützen. Indeß geschieht das Bedecken selbst in Deutschland nicht allenthalben, da die Weinstöcke der gewöhnlichen Winterkälte auch ohnedies widerstehen und ungedeckte Weinberge bessern und stärkern Most liefern. Im Frühlinge werden die Reben zunächst vorgezogen. Dieser Arbeit folgt das Düngen, welches entweder blos um die Stöcke oder durchaus geschieht, je nachdem man in den Zwischenräumen Gemüse erbauen will oder nicht. Gewöhnlich wird jährlich ein Drittel des Weinbergs gedüngt. In dieser Zeit geschieht auch das Absenken oder Fechsermachen. Das nächste Geschäft ist das Schneiden oder Verschneiden. Es muß geschehen, wenn keine starken Fröste mehr zu erwarten sind, aber auch der Saft noch nicht zu stark in Bewegung ist, und erfodert eine genaue Kenntniß des Weinstocks, um die tragbaren und gesunden Reben von den unnützen und schadhaften zu unterscheiden. Dem Stocke werden nur vier, höchstens fünf gute, starke Reben gelassen. Nach dem Verschneiden werden die Pfähle gesteckt und die Reben daran gebunden. Hierauf wird der Weinberg geräumt, d. h. die Erde um den Stock bis auf die Wurzel gelockert und auf der abhängigen Seite ein kleiner Damm aufgeworfen, damit die Feuchtigkeit nicht zu schnell abfließt. Zeigen sich schädliche Insecten, wohin besonders die Maikäfer, Weinrebenrüsselkäfer und die Larve desselben, ferner verschiedene Raupen gehören, so muß man deren Vertilgung möglichst zu bewirken suchen. Zu Anfange des Julius folgt das Hacken. Dann werden die neugetriebnen Reben angebunden, die geilen und schlechtern Triebe aber weggebrochen. Letzteres darf jedoch erst nach dem Verblühen vorgenommen werden, weil man bemerkt hat, daß die noch vorhandenen Blüthen davon abfallen. Alsdann wird der Boden wieder gehackt. Das nächste Geschäft besteht in dem Niederziehen, d. h. einer bogenförmigen Umbeugung der längsten jungen Reben, um sie den Sonnenstrahlen desto besser auszusetzen und vor dem Winde zu verwahren. Ist hierauf der Boden nochmals aufgelockert worden, so rückt nun endlich die letzte Arbeit, die Weinlese, heran. Die Obrigkeit bestimmt die Zeit derselben. Merkmale der rechten Reife der Trauben sind, wenn der Stiel der Traube sich bräunt, diese schlaff herunterhängt, die Beeren weich, durchsichtig und dünnhäutig werden, sich leicht ablösen lassen, häufigen, süßen, dicken und klebrigen Saft enthalten und ihre Kerne leer von glutinöser Substanz sind. Als vorbereitende Arbeit zur Weinlese ist das Herbeischaffen und Instandsetzen der erfoderlichen Werkzeuge und Gefäße anzusehen. Dahin gehören die Lesezuber, die Tragbutten, die Weinbutten, der Möster, ein zweirädriger einspänniger Karren mit einer ovalen Kufe und im Hause außer der Kelter allerlei kleinere und größere Gefäße, Kufen, Butten, Bottiche, Trichter und Schläuche zur Auffassung des Mostes. Alle werden, so weit es nöthig ist, frisch gebunden, ausgebrüht und geschwefelt. Bei der Lese wird so verfahren. Die Weinleser, deren jeder seine besondere Reihe hat, werfen die abgeschnittenen Trauben in ihre Lesezuber. Sind diese angefüllt, so schütten sie sie in die Tragbutten aus, welche von den

Buttenträgern nach den Weinbutten getragen und darin ausgeleert werden. Zuvor aber zerstößt der Träger mit dem Möster die Trauben so lange, bis keine Beere mehr an dem Kamme sitzt. Dieses Zerstoßen heißt das Mösten. Was den Tag über gelesen worden, wird wo möglich noch am Abend gekeltert; über zwei Tage darf man nicht damit warten. Sorgfältiges Absondern der reifern und bessern Trauben von den weniger reifen und guten ist dabei von großem Nutzen. Ist die Beerenmasse so rein wie möglich ausgepreßt worden, so gießt man auf die Trestern warmes Wasser und preßt sie nochmals, wodurch man einen Haustrank erhält, der gegohren oft gar nicht übel schmeckt. — Der ausgepreßte Saft heißt bis zur nächsten Lese Most; dann wird er Virnich, Birnewein, genannt. Auf dem Fasse erfodert der Wein fortdauernd eine sorfältige Behandlung. Außer dem läuft man Gefahr, daß er auf eine oder die andere Weise verdirbt. Zu den Krankheiten, welchen der Most und Wein auf den Fässern ausgesetzt ist, gehört das Zähwerden, welches darin besteht, daß der Wein schleimigt wird, sich in Fäden zieht, und an Farbe, Geruch und Geschmack verliert; das Kahnigtwerden, wobei ein dünner Schimmel auf dem Weine erscheint; das Abfallen, wobei zwar die Farbe bleibt, Stärke, Geistigkeit, Geruch und Geschmack aber verloren gehen; endlich das Böckern, wobei sich Geschmack und Geruch sehr verschlechtern. Alle diese Übel aber lassen sich, und zwar um so leichter, je schneller im Entstehen man dazu thut, wieder heben. — Man unterscheidet den Wein in gar viele Arten und Sorten, deren Verschiedenheit von der Verschiedenheit des Geleges und der Trauben, der Farbe der Beeren, dem Geruch und Geschmack des Saftes, der Zubereitung und Behandlung, des Alters der Stöcke, der Beschaffenheit des Bodens u. s. w. herrührt. Dicke Weine sind solche, welche wenig Phlegma, aber desto mehr Weingeist, erdige und salzige Theile bei sich führen; feine Weine haben viel Phlegma, wenig Schwefel, etwas von flüchtigen Theilen und eine gewisse liebliche Schärfe. Nach der Farbe ist der Wein entweder weiß oder roth. Nach dem Geschmacke sind einige süß und lieblich, andere säuerlich, streng, herb, noch andere zwischen süß und herb und diese hält man für die vorzüglichsten. In Ansehung des Geruchs (der Firne) schätzt man einen angenehmen, den Erdbeeren ähnlichen Geruch. Nach dem Alter sind die Weine entweder jung oder alt und abgelegen, oder mittlere. Doch ist der Sprachgebrauch dabei verschieden. In Frankreichs inländischem Handel hält man den Wein für neu, der erst einige Monate alt ist, und den für alt, der über ein Jahr abgelegen hat. Französische Weine, die über zwei Jahr alt sind, verlieren schon wieder. Doch machen einige Sorten Bordeaux-, Orleannois-, Burgunder und Roussillonweine davon eine Ausnahme. Die deutschen Weine werden besser, gesünder und vollkommner, je älter sie werden. Endlich unterscheidet und benennt man auch die Weine nach den Ländern, Provinzen, Districten, Städten oder Gebirgen, wo sie gebaut werden. Wir wollen sie hier in der Kürze anführen. Unter den europäischen Weinen sind die Ungarweine vom ersten Range. Es giebt dunkelrothe, bleichrothe, goldgelbe, bleichgelbe, wasserklare, grünliche u. s. w.; von Geschmacke süße, bitterliche, säuerliche u. s. w. Manche kommen den Rheinweinen, andere dem Champagner u. s. w. nahe. Viele Sorten haben medicinische Kräfte und sind den Kranken zu empfehlen. Vorzüglich berühmt sind der Tokayer, der Ausbruch von St. Georgen, Badatschon, Schikloch u. s. w., die weißen Weine von Neßmil, Szabadhegy, Eisenburg, Rust, Schag,

Szanto, Etsch, Totschay, die rothen von Ofen, Schiklosch, Harschany, Gyult, Fünfkirchen, Serard, Hidegut, Erlau, Mengasch u. s. w. Die siebenbürger Weine sind den ungarischen Mittelsorten ähnlich. Die Moldau und Wallachei liefern sehr edle und schmackhafte Sorten, die in die angränzenden Länder verführt werden. Die steyermärkischen Weine sind eine Mittelgattung deutscher Weine. Die vorzüglichsten fallen im Marburger und Liller Kreise u. s. w. Die Grafschaften Görz und Gradiska liefern den Refosco, Piccolit, Rebulla und Zibidin, gute Sorten von rother und weißer Farbe. In Croatien und Dalmatien gewinnt man besonders gute rothe Weine. Österreich, besonders Niederösterreich, liefert Wein in großer Menge und zum Theil von solcher Güte, daß er den guten ausländischen Weinen an die Seite gesetzt werden kann, obgleich der Handel damit ins Ausland nicht beträchtlich ist. In Tyrol, dessen Weinbau sehr beträchtlich ist, fallen die besten Sorten an den Ufern der Etsch. Der Traminer oder Marzimin, ein lieblicher Wein von rother Farbe, gilt für den vorzüglichsten. Noch stärker ist der Brixener. Ferner sind berühmt der Leitacher, Altpfeiffer, Kichelberger, Zscheigner, Coccia d'oro. Sie halten sich aber alle nicht leicht über einige Jahre und müssen wohl gewartet werden. Mähren baut weiße und rothe Weine, größtentheils von gleicher Güte mit den österreichischen. Böhmen hat seinen meisten Weinbau an den Ufern der Muldau und Elbe, nämlich im Prager, Satzer, Leutmeritzer, Bunzlauer, Bechiner, Chaurzimer, Berauer, Königgrätzer und einigen andern Kreisen. Für die ersten Sorten hält man den rothen Melnicker, den Außiger u. s. w. Die Schweiz erzeugt gute Sorten rother und weißer Weine, unter denen die von La Vaux und La Cote die berühmtesten sind. In der Grafschaft Neuburg fällt beim Dorfe Cortaillod ein vortrefflicher Wein, den die Ausländer dem besten Champagner und Burgunder noch vorziehn. Die Williser Weine sind ebenfalls vorzüglich, besonders in dem Striche zwischen Brieg und St. Maurice. Man unterscheidet zwei Sorten, deren eine Coquempin, die andere Vin de la Marque genannt wird. Der Martinacher, vom Fuße des St. Bernhards, ist ausgezeichnet durch Stärke und Feuer. Andere gute Sorten aus Neuburg, aus den Cantonen Zürich und Bern, übergehen wir. Zu Deutschlands edeln Weinen gehören der Rhein-, Neckar-, Mosler- und Frankenwein. Wir verweilen hier nur beim Mosler, indem wir wegen der andern auf die eigenen Artikel verweisen. Die Mosler Weine sind von weißer und rother Farbe und lieblichem Geschmack. Für die Gesundheit sind sie am zuträglichsten, wenn sie ein Jahr alt sind. Frankreich erzeugt fast in allen seinen Provinzen Weine, vornehmlich aber in Champagne, Bourgogne, Gascogne, Guyenne, Languedoc, Provence, Roussillon, Anjou, Orleannois, Aunie, Saintonge und auf Corsica. S. d. A. Bordeauxwein, Burgunder, Champagner, Graveswein, Hermitage, Roussillonweine u. s. w. Italien baut vortreffliche Weine, von denen hauptsächlich der Syracuser, die sardinischen, neapolitanischen und toscanischen ausgeführt werden. Im Kirchenstaate wachsen die besten Sorten um Orvieto, weiß und süß, um Monte Fiascone, ein angenehmer, röthlicher Muscateller, um Viterbo, Livania, Ardea, Albano, Montemalo, Perugia. Neapel liefert den berühmten Falerner, welcher am bajischen Meerbusen gewonnen wird, und dick, hochroth, süß und feurig ist. Der Chiarello oder Chiarello piccante ist hellroth, leicht und lieblich von Geruch und Geschmack. Den ersten Rang aber behauptet der berühmte Lacrimä Christi (s. d.

Art.). Calabrien liefert einen trefflichen rothen Muscateller; ferner den Vin greco von gelber Farbe und verschiedene andere Sorten. Sicilien erzeugt theils feurige, theils süße und angenehme Weine. Unter denen ist der Faro, unter diesen der Syrakuser der berühmteste. Die sardinischen Weine gleichen mehr den spanischen als den französischen. Unter die besten rechnet man die, welche um Algheri, Cagliari und am Cap de Logudori fallen. Auch das Venetianische, Genuesische und Toscanische haben starken Weinbau; doch wollen wir dabei nicht verweilen. Die Weine Spaniens sind im Allgemeinen stark, dick, lieblich und feurig, und werden stark ausgeführt. Neucastilien liefert den Valdepennas, einen burgunderähnlichen Tischwein, den leichten rothen Foncarrel und den angenehmen weißen Ribadavia; Granada den bekannten Malaga, von dem es eine rothe und eine weiße Sorte giebt; Sevilla den köstlichen Xereswein, von dem es zwei Sorten giebt, deren eine weiß und süß ist und Pajarete oder Pararete heißt, die andere bitterlich und magenstärkend ist und Vin seco genannt wird; ferner den Tinto de Rota (Tintowein), einen dicken rothen Wein u. s. w.; Valencia den bekannten süßen Alicantwein, den Benicarlo; Catalonien den weißen Malvasia, den süßen und rothen Garnacha und viele andere Sorten; endlich Navarra den berühmten Peralta, einen starken weißen Wein, bekannt unter dem Namen spanischer Sect. Auch Murcia, Aragonien und Majorca liefern vielen und trefflichen Wein. Ferner zieht Spanien auch aus seinen außereuropäischen Besitzungen verschiedene Weinsorten. Die canarischen Inseln liefern starke, liebliche und süße Sectweine, die in großer Menge verfahren werden. Unter den portugiesischen Weinen ist der vorzüglichste der Portwein (s. d. Art.). Aber auch an den Ufern des Tejo, in Alentejo und Estremadura wächst ein guter weißer Wein; Faro liefert guten weißen Wein und Setubal Muscateller. Die azorischen Inseln versenden eine Menge ihrer Weine. Über den Maderawein sehe man den Art. Madera nach. In den türkischen Staaten haben außer der Moldau und Wallachei (s. oben) auch Bulgarien und Dobroge, Natolien und Syrien beträchtlichen Weinbau. Unter den griechischen Inseln sind wegen ihrer Weine Scio oder Chio und Cypern am berühmtesten (s. Chio und Cyprische Weine). Endlich nennen wir noch die Crimm, welche treffliche weiße Weine, meist von leichter Art, erbaut. Von den außereuropäischen Weinen, so weit sie nicht schon in Obigem angeführt worden, kommt eigentlich nur ein einziger auf unsere Märkte, nämlich der Capwein (s. d. Art. Cap), unter dessen verschiedenen Sorten der rothe Constantiawein und der sogenannte Peterswein die vorzüglichsten sind.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badischer Baudirector zu Carlsruhe. Dieser Mann, der sich in der letztern Zeit, besonders durch die Ausführung mehrerer Theaterbaue, bekannt gemacht hat, ist geboren zu Carlsruhe 1766, wo sein Vater ein Zimmermann war, der die Absicht hatte, den Sohn unter seiner Leitung zur Baukunst zu bilden. Starb der Vater auch, ehe er diesen Vorsatz ausführen konnte, so hatte er doch dem Sohne eine heiße Liebe zu seinem Fache eingeflößt, so daß dieser von dem funfzehnten Jahre an sich aus eignem Antriebe einige Zeit dem Gewerbe seines Vaters widmete. Sein nach höherer Wissenschaft strebender Geist fand bald hierin nicht volle Befriedigung, daher studirte er in seiner Vaterstadt neben der Baukunst — worin er zugleich früh Andere unterrichtete — auch Physik und Mathematik. Im 21sten Jahre ging

er, um die Aufsicht über verschiedene Baue zu übernehmen, in die Schweiz, wo er fast drei Jahre verweilte. Dann studirte er auf der Bauakademie zu Wien, von wo aus er Ungarn besuchte. Im Jahr 1791 begab er sich nach Italien, wo er besonders Rom zu seinem Aufenthalte (fast 6 Jahre lang) wählte. Hier zogen ihn die Überreste der alten Baukunst unwiderstehlich an, und er suchte die Geheimnisse der alten Kunst zu ergründen. Mehrere seiner Arbeiten beweisen dies deutlich, z. B. die Restaurationen des Bades des Hippias, des Theaters des Curius, der Landhäuser des jüngern Plinius und mehrerer andern von den alten Schriftstellern beschriebenen Gebäude. Auch gab er in Rom Unterricht in der Baukunst, und lieferte mehrere architektonische Compositionen und Zeichnungen. Im Sommer des Jahres 1798 kehrte er nach Carlsruhe zurück. Hier ward er noch im nämlichen Jahre Bauinspector, und kurz darauf Baudirector. Er widmete sich von nun an, außer dem Betreiben des practischen Theils seiner Kunst, auch dem fortwährenden Lehren des theoretischen Theils, und wirkte vorzüglich nützlich als Director seiner Unterrichtsanstalt für angehende Architekten, in welcher sich stets Jünglinge aus dem In- und Auslande befinden. Er führte mehrere öffentliche nnd Privatgebäude an verschiedenen Orten auf, machte mehrere Reisen, und lieferte Entwürfe zu öffentlichen Denkmälern für merkwürdige Menschen und Begebenheiten, in der letzten Zeit unter andern zu einem für die große Völkerschlacht bei Leipzig, und einen andern für die bei Waterloo, beides Beweise, wie sehr sein Geist mit den Ideen erfüllt war, welche die Überreste des großen Alterthums in ihm angeregt hatten. Das erste dieser beiden Monumente ist ein wirklich colossales Werk, und von origineller Erfindung. Der großartige Styl ist ihm stets eigen geblieben. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wendete er auf die Theorie des Theaterbaues. Er hatte die alten Theater gesehen und überzeugte sich, daß die Form derselben auch jetzt noch die beste sey, sowohl in optischer als akustischer Hinsicht. Nach diesen Grundsätzen erbaute er das neue Theater in Carlsruhe und das Innere des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Bei Gelegenheit des letztern Baues hat er sich über den Bau und die Form unserer heutigen Theater in einem Aufsatze in der Abendzeitung (1817. No. 144.) ausführlich erklärt. Schon früher hatte er „Über Theater in architektonischer Hinsicht" auf Veranlassung des Baues des neuen Hoftheaters zu Carlsruhe geschrieben. Mehrere seiner Schriften finden sich in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnet. Seine Darstellungsgabe als Schriftsteller ist klar und lichtvoll.

Weingeist. Aus jeder Flüssigkeit, welche die Weingährung überstanden hat, läßt sich durch Destillation die bekannte, erwärmend schmeckende, durchdringend riechende, mit einer bläulichen Flamme brennende, und berauschende Flüssigkeit gewinnen, welche den Namen Weingeist, im gemeinen Leben Branntwein führt S. Branntwein.

Weinprobe ist ein Mittel, um die Verfälschung der Weine, vornehmlich der weißen mit Silberglätte zu entdecken. Indeß hat man für die verschiedenen Verfälschungen auch verschiedene Weinproben. So entdeckt man einen zu starken Schwefelgehalt durch eine Auflösung von ätzendem Laugensalz und Wasser. Zu stark geschwefelten Wein erkennt man, wenn durch eine Hinzusetzung einer salpetersauren Silberauflösung ein brauner oder schwärzlicher Niederschlag erfolgt. Die Hahnemannische Weinprobe verräth die Verfälschung der Weine durch

etalle, namentlich durch Bleikalke. Bei Abwesenheit von Metall bleibt r Wein unverändert; zeigt sich dagegen ein schwarzbrauner Niederslag, so ist Blei; ein dunkelbrauner, so ist Kupfer; ein pomeranzenrbner, so ist Spießglanz; ein gelber, so ist Arsenik vorhanden. Ei-ı, das durch die Hahnemannische Weinprobe nicht zu entdecken ist, rd durch Galläpfeltinctur entdeckt, indem eisenhaltiger Wein dadurch ıe schwarze Farbe erhält. Alaun, der mehr den rothen als wein Weinen beigemischt wird, ist vorhanden, wenn hineingetröpfelte aliauflösung oder kaustische Ammoniumflüssigkeit einen graubläulichen iederschlag erzeugt. Beigemischter Weingeist verräth sich durch n Geruch; auch verflüchtigt er sich schon bei einem Wärmegrad von 0 — 205° Fahrenheit, was bei dem einem natürlichen Weine eintthümlichen Weingeiste erst beim 212ten Grad geschieht.

Weinsberg, eine würtembergische Stadt im Neckarkreise mit 48 Einw., bekannt wegen der Sage, die Bürger in seiner Ballade: e Weiber von Weinsberg, so schön besungen hat. Zwar führt die te Burg, die jetzt auf einem Berge in ihren Trümmern liegt, noch zt den Namen der Weibertreue, indeß ist die ganze Sache wohl cht viel mehr als ein Mährchen.

Weinstein ist die aus jungen Weinen sich ausscheidende feste, the oder graue Masse, welche sich an den Wänden der Fässer anßt, und aus zusammenhängenden Krystallen besteht. Durch wierholtes Auflösen in siedendem Wasser, Durchseihen und Abdunsten ird er von den färbenden und anderen nicht wesentlichen Stoffen reinigt, und giebt krystallisirt den gereinigten Weinstein, oder die Beinsteinkrystalle. Die feinern Krystalle, die sich bei der Abdünung an der Oberfläche ansetzen, werden unter andern in medicinisher Hinsicht unter dem Namen Weinsteinrahm, Cremor tarari (s. d. Art.) gebraucht. Der gereinigte Weinstein besteht aus ner ihm eigenthümlichen Weinsteinsäure und aus Kali, und wird it verschiedenen andern mineralischen Stoffen verbunden, worüber e Chemie nähere Auskunft giebt. —

Weishaupt (Adam), wurde zu Ingolstadt 1748 geboren, stuirte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworen war, die Stelle eines juristischen Repetenten. Im Jahr 1772 urde ihm eine außerordentliche Professur der Rechte gegeben und 775 erhielt er die ordentliche Professur des Natur- und canonischen echts; zugleich beehrte ihn der Churfürst von Bayern mit dem itel eines bayerischen Hofraths. Da er der erste Rechtsgelehrte ar, der die Lehrerstelle des canonischen Rechts erhielt, welche vorer von Ordensgeistlichen bekleidet wurde, so war es natürlich, daß e Geistlichen ihn anfeindeten, zumal da Weishaupt, ein Zögling der esuiten, nach ihrer Aufhebung der bitterste Feind derselben geworen war. — Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehreren gun Köpfen in Verbindung und suchte sie für seinen sogenannten Cosopolitismus empfänglich zu machen; ei ging er aber so offen und schuldlos zu Werke, daß man ihm deßhalb öffentlich nichts anhaen konnte; desto mehr beeiferte sich die Hierarchie und namentlich re Trabanten, die Jesuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer ı schikaniren. Als Rechtsgelehrter erlangte er vielen Ruhm, seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht. r ergriff begierig diese Gelegenheit, seine neue Lehre seinen Zuhöern bekannt zu machen, und so ward sein Hörsaal die Pflanzschule es Cosmopolitismus, wofür er selbst einen Orden, den er den Illu-

minatenorden nannte, stiftete, von dem er hoffte, daß er einst die Welt regieren sollte. Um so mehr beeiferten sich die Jesuiten, ihm zu schaden. So sah sich Weishaupt als ein Opfer mönchischer Verfinsterung unter der Regierung Carl Theodors, Churfürsten von Bayern (welcher 1799 den 16ten Febr. starb) bewogen, seine Lehrstelle im Februar 1785 niederzulegen und nach Gotha zu gehen, wo er mit dem Titel eines sächs. gothaischen Legationsraths seit 1786 als Privatmann lebte und sich durch Herausgabe mehrerer philosophischen Schriften auszeichnete. Die wichtigsten Schriften von ihm sind: 1. Vollständige Geschichte der Verfolgung der Illuminaten in Bayern, 1r Bd.; 2. System der Illuminaten; 3. Schilderung der Illuminaten; 4. Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Regierungskunst; 5. Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde, eine Zeitschrift in zwei Heften, 1r u. 2r Heft 1809. Vergl. den Art. Illuminatenorden.

Weißpfennig (Albus), eine Münze, die in Niedersachsen 2 meißnische Pfennige, am Rhein, in Franken u. s. w. aber 2 Kreuzer hält.

Weissagungen sind bestimmte und deutliche Vorherverkündigungen zukünftiger Begebenheiten, welche im Voraus von keinem Menschen durch Schlüsse erkannt oder durch absichtliche Anordnungen veranstaltet werden konnten und sich doch wirklich so zutrugen, daß der Erfolg mit der Vorherverkündigung in allen wesentlichen Stücken genau übereinstimmte. Es leuchtet ein, daß dieser Begriff echter Weissagung die räthselhafte, doppelsinnige Sprache der alten Orakel eben sowohl, als die auf tiefere Erkenntniß, Forschung und Umsicht gegründete und daher keineswegs übernatürliche Divinationsgabe der Weisen ausschließt und nicht nur bei erdichteten Vorhersagungen post factum, wie die Prophezeiungen sind, welche Homer der Cassandra und Virgil dem Äneas in den Mund legt, sondern auch da, wo der Erfolg von der Vorhersagung abweicht, keine Anwendung finden kann. Hiernach ist zu beurtheilen, ob die Prophezeiungen, von denen die Geschichte der Religionen und politischen Veränderungen im Allgemeinen, wie das Wirken einzelner Seher, Sectenstifter und Abenteurer und die Überlieferung in gewissen Familien so viele Beispiele aufweis't, mit den dadurch angekündigten Erfolgen in dem Verhältnisse eines blos zufälligen Zusammentreffens einzelner Merkmale und Umstände oder einer nothwendigen, auf untrügliche Offenbarungen gegründeten Übereinstimmung standen. Denn da der menschliche Geist aus eigner Kraft zukünftige Dinge nur vermuthen und bis zu einem gewissen Grade der Wahrscheinlichkeit errathen, aber keineswegs vollkommen sicher und unbedingt vorausbestimmen oder wissen kann, so muß der Inhalt echter Weissagungen denen, die sie aussprechen, von Gott, dem allein Allwissenden, auf außerordentliche Weise eingegeben worden seyn. Propheten und Seher aller Art haben auch diesen göttlichen Ursprung ihrer Vorherverkündigungen behauptet und um so mehr Glauben gefunden, je weniger ihre Zeitgenossen über den in der Weltordnung bestehenden Causalnexus und über die Gränzen des menschlichen Wissens aufgeklärt waren. Die vorchristliche Welt war, wie noch jetzt die einer philosophischen Bildung ermangelnder Völker, gewohnt, jede über das Gemeine hinausgehende Erkenntniß und Wissenschaft als eine übernatürliche Gabe der Götter zu betrachten und in wichtigen Fällen göttliche Eingebungen zu erwarten. Daher erklärt sich das große Ansehn jener an bestimmte Orte und Stände gebund-

Orakel, die in dem Religionswesen der alten Völker geheimnißvolle, hierarchische Anstalten waren und, wenn auch meist zufällig entstanden, doch mit unverkennbarer Absichtlichkeit geleitet und zu politischen Zwecken gebraucht wurden (vergl. d. Art. Orakel). Unter den Hebräern trieben Orakel in diesem Sinne, wie das der Todtenbeschwörerin zu Endor, ihr Wesen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den, unter dem Namen der Propheten (s. d. Art.) bekannten, gottbegeisterten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß sie nicht nur die Zeiten der Herrschaft des Christenthums in allgemeinen Merkmalen, sondern auch specielle Umstände des Lebens und der Schicksale Jesu vermöge göttlicher Offenbarungen geweissagt haben, wird wegen der unverkennbaren Übereinstimmung der im neuen Testamente erzählten Thatsachen mit ihren Prophezeiungen, und weil Jesus sich ausdrücklich auf diese bezogen hat, von den Christen geglaubt. Die wenigen Weissagungen Jesu selbst hat der Erfolg bestätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der heilige Geist die ersten Lehrer des Christenthums ausstatten sollte, gehörte auch die Gabe der Weissagung; von den Proben derselben ist jedoch sehr wenig Zuverlässiges bekannt und nie waren die Christen völlig einverstanden, in welchem Sinne und welcher Beziehung der prophetische Inhalt der Offenbarung Johannis aufzufassen sey. Das Christenthum berechtigt, seit die Periode seiner Stiftung vorüber ist, keinen mehr, Aufschlüsse über die Zukunft durch göttliche Eingebung zu erwarten oder vorzugeben und seine Lehren verweisen in Rücksicht zukünftiger Begebenheiten zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung Gottes. Hierdurch hat nicht nur das auch später oft versuchte Weissagen, sondern auch die alte Wahrsagerkunst, die sich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen und Deuten willkührlich gewählter Zeichen auf künftige Ereignisse, welche mit ihnen nach der Erfahrung in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, geltend machte, den öffentlichen Credit verloren. Das Prophezeien ist daher unter den Christen ein der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelndes Geschäft, das von Schwärmern, Gauklern und Zigeunern zur heimlichen Befriedigung der Wundersüchtigen und Leichtgläubigen auf eigne Hand getrieben wird. Mit diesem verbotenen, in großen Städten und auf dem Lande noch jetzt belohnenden Gewerbe, dessen ganzes Geheimniß theils auf Menschenkenntniß und schlauer Benutzung individueller Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Mystification beruht, darf weder das gewissen Individuen eigne, noch nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (s. d. Art. Ahnung), noch das krankhafte Vorhersehen der Desorganisirten (s. d. Art. Magnetismus), noch die Sehergabe der Weisen verwechselt werden, welche im Vergangenen und Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen erblicken und durch Schlüsse nach der Analogie die bevorstehende Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schicksal der Einzelnen, mit ziemlicher Sicherheit vorherzusagen wissen. An solchen, auch in unsern Zeiten oft gehörten, bisweilen eingetroffenen und, wenn sie mit Bescheidenheit vorgetragen werden, stets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weissagungen ist übrigens nichts absolut Wunderbares, und nur der Mangel an Nachdenken und Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten macht den großen Haufen staunen, wo ein geschärfter Blick weiter sieht, als die immer Blinden. E.

Weiße (Christian Felix), Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, ein

Name, der, so weit die deutsche Sprache reicht, noch lange mit Achtung genannt werden wird. Gleich schätzbar als Schriftsteller und als Mensch, gehört Weiße unter die verdienstvollsten Männer seines Zeitalters, auf welches er durch seine rege Wirksamkeit als Dichter und vorzüglich als Lehrer der Jugend, einen bedeutenden Einfluß hatte. Weiße wurde am 8ten Februar 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren. Sein Vater war Rector der dasigen Stadtschule, wurde aber gleich nach des Sohnes Geburt als Director des Gymnasiums zu Altenburg angestellt, wo er frühzeitig starb. Auf diesem Gymnasio erhielt Weiße seinen ersten Unterricht, und ging 1745 nach Leipzig, wo er sich vorzüglich der Philologie widmete, um sich zu einem Schulamte vorzubereiten. Er fand hier noch jene Versammlung guter Köpfe, welche unsre schöne Literatur so rühmlich gehoben haben, Klopstock, Cramer, die Schlegel und Andere. Mit G. E. Lessing knüpfte er eine vertraute Freundschaft. Beide fingen gemeinschaftlich an, für das deutsche Theater zu arbeiten. Weiße's erster, nun freilich vergeßner, Versuch war die Matrone von Ephesus. Weiße übersetzte auch jetzt verschiedne französische Theaterstücke. Im J. 1750 wurde er Hofmeister eines jungen Grafen Geyersberg, mit welchem er mehrere Jahre in Leipzig verweilte, und die Hörsäle verschiedner Lehrer besuchte. Er wurde während dieser Zeit mit Gellert und Rabener bekannt, arbeitete fleißig für das Theater, und gab 1758 seine scherzhaften Lieder heraus, die vielen Beifall fanden; mehrere derselben wurden, in Musik gesetzt, Volkslieder. Er ging 1759 mit seinem Zögling nach Paris, wo er interessante Bekanntschaften machte. Als er 1760 nach Leipzig zurückkam, blieb er eine Zeit lang ohne Anstellung, und beschäftigte sich mit Arbeiten für das Theater. Die meisten seiner dramatischen Werke sind aus jener Periode. Auch gab er die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, und 1761 seine Amazonenlieder heraus, die unter den damaligen Umständen großen Beifall fanden. Im Jahr 1762 erhielt er die Stelle als Kreissteuereinnehmer in Leipzig, welche er bis an seinen Tod bekleidet hat. Seine ganze Muße war literarischen Arbeiten gewidmet. Vom J. 1763 an arbeitete er für die Kochische Gesellschaft in Leipzig komische Opern, zuerst in Übersetzungen aus dem Französischen (Lottchen am Hofe, die Liebe auf dem Lande), später Originalstücke (die Jagd, wenigstens größtentheils, der Erntekranz). Diese Stücke haben lange Beifall gefunden. Seit dem J. 1774 gab er die theatralischen Arbeiten fast gänzlich auf. Außer der Herausgabe der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, vielen Übersetzungen aus dem Französischen und der Theilnahme an dem neuen Gesangbuche seines Freundes Zollikofer, beschäftigte er sich jetzt vorzüglich mit Schriften für die Jugend, und half dadurch einem lange gefühlten Bedürfnisse ab. Seine Lieder für Kinder, sein Abc-Buch wurden mit verdientem Beifall aufgenommen; das letztere ist lange das vorzüglichste Buch dieser Art geblieben. Vom J. 1775 an gab er den Kinderfreund heraus. Von dem Eindruck, den dieses Buch machte, zeugt der Umstand, daß es in sechs Jahren fünfmal aufgelegt wurde, ohne die verschiednen Nachdrücke in Anschlag zu bringen. Von dem Wiener Nachdrucke wurden in den österreichischen Staaten über 15,000 Exemplare abgesetzt. Der Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes erschien als Fortsetzung jenes Werks. Diese Schriften für die Jugend sind die schönsten Blumen in Weiße's Schriftstellerkranze, durch sie hat er sich die wahre Unsterblich-

[...]it, die des nützlichen Wirkens erworben. Sein pädagogischer Ruf [...]urde dadurch sehr verbreitet, und man wendete sich, so wie vorhin [...] seinen vertrauten Freund Gellert, von allen Orten her an ihn, [...]n durch seine Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Auch [...]s Verdienst hat Weiße, auf diese Art zur Bildung der Jugend bei-[...]tragen, und das Glück manches jungen Mannes befördert zu [...]aben. Diese Verbindungen veranlaßten eine ausgebreitete Correspon-[...]nz, die nur ein Mann von seiner Thätigkeit unterhalten konnte. [...]iese Thätigkeit wurde erst gegen das Ende seines Lebens durch [...]ränklichkeit gehemmt. Er starb am 16. Dec. 1804. Leipzigs Ein-[...]ohner ehrten sein Andenken durch ein feierliches Leichenbegängniß. [...]eiße war ein heitrer, edler, wohlwollender Mann, der in jeder Rück-[...]icht die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, verdiente. [...]r hat sich selbst mit vieler Aufrichtigkeit geschildert in der: Selbstbio-[...]raphie, herausgegeben von C. F. Weiße und S. G. Frisch, Leipzig, 1806.

Weisthümer, in unserer Schriftsprache jetzt wenig mehr ge-[...]raucht, bedeutete sonst die Entscheidungen eines Richters. So auch [...]in Gericht selbst, weil darin das Recht gleichsam gewiesen wird. [...]in und wieder bezeichneten einige Schriftsteller auch das gesammte [...]issen mit diesem Worte.

Weißenthurn (Johanne Franul von), k. k. Hofschauspielerin in Wien, eine der besten deutschen dramatischen Schriftstellerinnen. Ihr Vater, Benjamin Grünberg, war der Sohn eines meklenburgi-schen Predigers, trat in bayrische Militärdienste und ward später Of-fizier. Als das Corps, bei dem er diente, nach dem Kriege aufgelös't ward, ging er zum Theater, wo er ein entschiedenes Talent zu dem damals üblichen Extemporiren entwickelte. Er befand sich mit der Kurzischen Schauspieler-Gesellschaft in Coblenz, als ihm seine Frau unsere Johanna gebar. Grünberg starb und hinterließ seine Witwe in einem Alter von 26 Jahren mit 5 Kindern in Dürftigkeit. Diese verband sich nachher abermals mit einem talentvollen Manne, der, die Geschicklichkeit der Kinder benutzend, auf den Gedanken gerieth, ein Kindertheater zu errichten, und mit sehr günstigem Erfolge die be-deutendsten Städte von Elsaß, Bayern und Schwaben bereis'te. Hier gab Johanna die ersten Beweise glücklicher Darstellungsgabe. Ihre Mutter, eine Bürgerstochter aus Mainz, erzog die Kinder sitt-lich und unterrichtete sie in allen weiblichen Arbeiten; das war aber auch alles, was sie bei diesem unsteten Leben für ihre Ausbildung thun konnte: Musik, Sprachkenntniß und alles andere mußte dem Brodt-erwerb weichen. Die Kinder, vom natürlichen Bildungstriebe ange-spornt, suchten sich unter einander nothdürftig selbst zu unterrichten. Das Nachmahlen der Buchstaben brachte nach und nach eine Schrift hervor, und das Abschreiben der Rollen lehrte sie unvermerkt die Re-geln der Rechtschreibung und Wortfügung kennen. Diese Lebensweise hatte jedoch für unsere Johanna von Jugend auf etwas Drückendes, sie segnete daher ihr Geschick, als die Mutter, da ihre Schwestern herangewachsen waren, und sie die jüngste Tochter für den Augenblick leicht entbehren konnte, ihr erlaubte, einem Rufe nach München zu folgen, wo sie in ihrem 15ten Jahre bei dem Hoftheater angestellt ward. Dort erhielt sie von ihrem Stiefbruder die Einladung zu ihm nach Baden bei Wien zu kommen, der sie im Juni des Jahres 1789 folgte. In den wenigen Rollen, welche sie daselbst spielte, gelang es ihr, so viele Aufmerksamkeit zu erregen, daß Brokmann, als damali-ger Director des Hoftheaters, von dem Kaiser Joseph den Auftrag erhielt, sie für das Wiener Hoftheater zu engagiren. Sie benutzte

die Mußestunden, welche ihr das erste Jahr ihrer Anstellung bei dem k. k. Hoftheater gewährte, mit lobenswerthem Eifer zu ihrer Ausbildung, und holte bei ihren glücklichen Anlagen in kurzer Zeit nach, was ihr früher zu erwerben versagt war. Im folgenden Jahre verband sie sich mit Herrn Franul von Weißenthurn, der, einer Fiumeschen Patrizierfamilie entsprossen, Cassier des von Arnsteinschen Handlungshauses in Wien war, und lebte glücklich in den angenehmsten häuslichen Verhältnissen. Bis dahin hatte sie sich noch nicht als Schriftstellerin versucht; durch eine Wette ward der schlummernde Genius geweckt. Nach einem Plan, den man ihr vorlegte, schrieb sie in 8 Tagen das Schauspiel: Die Drusen. Zwei Freunde, welche die Wette mit eingegangen waren und sich verpflichtet hatten, in derselben Zeit gleichfalls ein Schauspiel zu vollenden, hatten es kaum zur Hälfte gebracht. Sie fand Geschmack an dieser Beschäftigung, versuchte zur Übung einige Übersetzungen, erfand endlich selbst Plane und wird jetzt mit den beliebtesten dramatischen Schriftstellern in eine Reihe gestellt. Ihre Schauspiele, deren Zahl sich bis jetzt auf 32 beläuft, werden auf allen deutschen Bühnen gern gesehen.

Weißes Meer, ein Busen des Eismeers, welcher sich tief in das russische Gouvernement Archangel hineinzieht und bei der geringen Salzigkeit seines Wassers jährlich gefriert.

Weitsichtigkeit. So wie bei der Kurzsichtigkeit (s. d. Art.) die Gegenstände dem Auge ziemlich nahe gebracht werden müssen, um gesehen und erkannt zu werden, weil die Hornhaut der Augen zu convex ist und die Strahlen zu früh gebrochen werden, wenn der Gegenstand entfernt ist, mithin kein Bild daraus entsteht: so ist bei der Weitsichtigkeit der entgegengesetzte Fehler da. Wer daran leidet, sieht nur entfernte Gegenstände deutlich und muß die nähern, um sie zu erkennen, entfernen. Gewöhnlich ist das Auge hier in der Hornhaut oder der Krystallinse zu wenig gewölbt, was meistentheils wiederum Folge verminderter Feuchtigkeit ist. Aus diesem Grunde pflegt die Weitsichtigkeit meistentheils eine Begleiterin des Alters zu seyn, weil da die Säfte weniger werden. Indessen thut auch die Gewohnheit hierbei sehr viel. Landleute, Jäger, Hirten sind fast alle weitsichtig, weil sie ihr Auge beständig im Freien üben, dagegen können sie aus dem entgegengesetzten Grunde nichts in der Nähe lesen. Aus dem entgegengesetzten Grunde findet man selten weitsichtige jüngere Gelehrte, Künstler und überhaupt Städter, und darum ist Kurzsichtigkeit ein viel gewöhnlicheres Übel, als Weitsichtigkeit. Abgeholfen wird ihr durch eine convex geschliffene Brille, deren Convexität dem Grade der Weitsichtigkeit entspricht: eine Sache, die das Gefühl am sichersten entscheidet. Personen, welche durch die Operation des grauen Staars die Linse verloren, werden allemal auf dem operirten Auge weitsichtig und bedürfen dann hier eines convexen Glases.

Welfen oder Guelphen war der Name einer berühmten Dynastie, die im 11ten Jahrhundert aus Italien nach Deutschland verpflanzt, eine Zeit lang über verschiedne der schönsten deutschen Provinzen herrschte, und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königlichen und herzoglichen, noch fortblüht. Das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist durch die Stiftung des königlich hannöverischen Guelphenordens (s. d. Art. Hannover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland, dann aber vorzüglich in Italien, den Unternehmungen der Kaiser

d den Anhängern derselben, den Gibellinen, widersetzte. — Die
milie der Welfen besaß, in zwei Linien getheilt, im 11ten Jahr-
nderte ansehnliche Güter im südlichen Deutschland. Azzo, aus
m Hause Este in Italien, Herr von Mailand, Genua und andern
tädten der Lombardei († 1097), erhielt einen Theil dieser Güter
rch seine Heirath mit der welfischen Erbtochter Cunegonde.
ein Sohn Welf (Guelph) I. († 1101) wurde Herzog in Bayern
id erbte die Güter der andern Welfischen Linie. Welfs erster Sohn,
einrich der Schwarze, Herzog in Bayern, erhielt durch seine Ge-
ahlin Wulfhilde, Erbtochter des Herzogs Magnus in Sachsen, die
mselben in Sachsen eigenthümlich gehörenden Billungschen Güter.
einrich der Großmüthige, Heinrichs des Schwarzen Sohn, Herzog
Bayern, war einer der reichsten und mächtigsten deutschen Fürsten,
nd erhielt von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Lothar, (1137)
uch das Herzogthum Sachsen. Nach Lothars Tode wollte Heinrich
em von den Ständen erwählten Konrad III. aus dem Hause Ho-
enstaufen (s. d. Art.) die Krone streitig machen; aber Heinrich
wurde in die Acht erklärt, und der größte Theil seiner Güter ihm
ntzogen. Nach seinem Tode (1139) erhielt sein Sohn, Heinrich der
öwe (s. d. Art.), nur das Herzogthum Sachsen und seine Erbgüter
n diesem Lande; die Bayerschen Erblehen erhielt sein Oheim Welf.
lls zwischen diesem und des Kaisers Konrad Bruder, Friedrich,
1140) der Krieg ausbrach, wurden in der Schlacht bei Weinsberg
ie Namen Welf und Waiblingen die Losung, wodurch sich beide
Parteien von einander unterschieden. — Waiblingen, im jetzigen König-
reiche Würtemberg, war ein Erbgut der Familie Hohenstaufen. Die
Italiener änderten nachher, um sich die Aussprache zu erleichtern, den
Namen Waiblinger in Gibellinen. — Der Streit, den anfangs nur
die beiden Familien mit einander geführt hatten, verbreitete sich in
der Folge weiter, blieb nicht mehr Familiensache, sondern wurde der
Brennstoff zu den hartnäckigsten Kämpfen gegen einander erbitterter
politischer Parteien. Die Päpste, welche die Oberherrschaft über die
Kaiser zu erringen suchten, und die seit dem Anfange des 12ten Jahr-
hunderts nach Freiheit und Selbstständigkeit emporstrebenden Städte
Italiens bildeten die Partei der Welfen (Guelphen); alle die, welche
es mit der Partei des Kaisers hielten, hießen Gibellinen. Dieser
Parteigeist entzweite nicht nur die Provinzen und Städte Italiens,
sondern auch einzelne Familien. Fast dreihundert Jahre hindurch
wurde der Kampf der Parteien mit der größten Heftigkeit und Er-
bitterung fortgesetzt, und das unglückliche Italien litt dabei außeror-
dentlich. Es entstanden neue Parteien unter andern Namen, wie
z. B. die Weißen und Schwarzen (Bianchi e Neri) in Florenz.
Die Geschichte stellt in keinem Zeitalter ein ähnliches Beispiel von
so heftigen Ausbrüchen der Parteiwuth dar. (S. d. Art. Italien.)

Wellen, s. Meer.

Wellesley (Richard Colley, Marquis von), Pair, einer
der größten jetzt lebenden britt. Staatsmänner, und Wellingtons Bru-
der, stammt aus einer alten irländischen Familie. Er ist geb. den
21. Juni 1760, und der älteste Sohn des Lord Garret Colley Gra-
fen von Mornington. Schon auf der Schule zu Eton bildete er sich
in einem von den Schülern unter sich errichteten Redner-Club zum
öffentlichen Redner. Er hatte kaum seine Studien zu Oxford vollen-
det, als er (d. 22. Mai 1784), der Erbe des Titels und des Ver-
mögens seines Vaters, hierauf Mitglied des Geheimen-Raths

von Irland und als Repräsentant von Windsor Parlamentsglied wurde. Bald erwarb er sich die Gnade des Monarchen und erhielt Zutritt in dem Privatcirkel der königl. Familie. Denn er hatte sich als Redner in der irländischen Pairskammer, hierauf im brittischen Unterhause, ganz an das Ministerium von Pitt angeschlossen und stark gegen die französische Revolution ausgesprochen. Der König ernannte ihn zum Lord der Schatzkammer und im J. 1797 zum General-Gouverneur in Ostindien. Als die Franzosen bald nachher im Besitze von Ägypten, einen Angriffsbund gegen das brittische Indien mit Tippo Saib geschlossen hatten, ließ Lord Wellesley die Straße Babel-Mandel sperren, damit die Verbindung zwischen Ägypten und dem Sultan von Mysore abgeschnitten wurde; auch sandte er 1801 ein Hülfscorps nach Ägypten gegen die Franzosen. Durch den Fall von Seringapatnam, das General Harris 1799 mit Sturm nahm, wobei der Sultan das Leben verlor, unterwarf Lord Wellesley ganz Mysore der brittischen Gewalt. Das Parlament dankte ihm dafür feierlich, und der König ernannte ihn zum Marquis von Irland, und setzte in sein Wappen das Emblem der Fahne von Mysore. In dem darauf folgenden Kriege der Compagnie mit den Maratten eroberte er binnen drei Monaten das Land zwischen dem Ganges und Dschumna, und zwang den Scindiah und den Rajah von Berar zum Frieden, wofür ihm 1804 abermals der Dank des Parlaments zu Theil wurde. Im J. 1805 verlangte Lord Wellesley seine Abberufung; nun trat Lord Cornwallis im Juli an seine Stelle, der aber schon drei Monate nachher starb. Lord Wellesley hat nach amtlichen Angaben die Schuld der britt. ostind. Compagnie um 12 Mill. Pf. St. (darunter 5 Mill. für Kriegskosten) vermehrt. Calcutta dankt ihm die Gründung seines für die Bildung brittischer Beamten in Indien wichtigen Collegiums und anderer nützlichen Anstalten. Vergebens ward seine indische Verwaltung von der Opposition im Parlamente angegriffen. Das Unterhaus billigte dieselbe ohne Ausnahme. Im Anfang des J. 1809 ernannte ihn der König zu dem damals sehr wichtigen Posten eines Botschafters bei der Centraljunta in Spanien, wo er unter schwierigen Umständen ein großes Talent zeigte. Nach dem Tode des Herzogs von Portland am Ende desselben Jahres trat Lord Wellesley an Cannings Stelle, als Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten; er betrieb seitdem die Sache Spaniens, für welche sein Bruder an der Spitze des Heeres kämpfte, wie seine eigene, und selbst Lord Landsdown ließ, ob er gleich dem Ministerium (in der Sitzung am 8. Juni 1810) Fehler in dem Plane, wie der Krieg in Spanien geführt wurde, vorwarf, dem großen politischen Blick und den Ansichten des Marquis Wellesley Gerechtigkeit wiederfahren. Mißhelligkeiten mit seinen Amtsgenossen in Beziehung auf diesen Krieg bewogen ihn im Januar 1812, aus dem Ministerium zu treten, weil er, wie er sich, als ihn der Prinz-Regent zu bleiben ersuchte, erklärte, wohl mit Perceval, der damals an der Spitze des Ministeriums stand, aber nicht unter ihm arbeiten wollte. Nun trat Lord Castlereagh an seine Stelle. Auch nach Percevals Ermordung (am folgenden 11. Mai), dessen Nachfolger Lord Liverpool wurde, konnte der Prinz-Regent seinen Wunsch, daß Wellesley und Canning das Ministerium verstärken möchten, nicht erreichen. Denn die dem Erstern deßhalb aufgetragene Unterhandlung mit der Gegenpartei schlug fehl, weil man sich nicht über die Angelegenheit der Catholiken und über die Führung des Kriegs auf der Halbinsel ver-

einigen konnte. Der bekannte Vorschlag des Marquis in der Pairskammer (d. 1. Juli 1812), die Strafgesetze, welche auf die Catholiken drückten, zu untersuchen, ward nur durch die Mehrheit von einer Stimme verworfen. Im November d. J. und bei mehrern Gelegenheiten tadelte er nicht ohne Grund die Art, wie die Minister den Krieg in Spanien führten. Im Febr. 1817, bemühte er sich zu zeigen, daß in allen Ländern Unzufriedene den Umsturz der Regierung wünschten, um aber ein besonderes Gesetz dagegen zu erlassen, müsse erst erwiesen seyn, daß die bereits vorhandenen Gesetze nicht hinreichten. Daher sprach er mit Nachdruck gegen die Suspension der Habeas-Corpusacte. Wie gegründet sein Vorwurf war, daß die Minister versäumt hätten, mit dem Frieden zugleich vortheilhafte Handelsverträge abzuschließen, beweis't die gegenwärtige Lage Englands. Dieser aufgeklärte, tiefblickende und liberalgesinnte Staatsmann war seit 1794 mit einer Französin Rolland vermählt, die 1816 kinderlos starb. Er hat einige Briefe über die ostindischen Angelegenheiten 1812 in Druck gegeben. Wichtige Aufschlüsse über die indische Geschichte und über den Marattenkrieg enthalten seine Bemerkungen über den Frieden der brittischen Regierung mit den Marattenhäuptern. 1804. 4.

Wellesley-Pole (William), Bruder des Vorigen, Parlamentsglied, Gouverneur der Queens-County in Irland, und Minister im Departement der Münze, geb. d. 20. Mai 1763, führt den Beinamen Pole von seinem Vetter Sir William Pole, der ihm 1778 sein ganzes Vermögen hinterließ. Im J. 1811 erließ er als Staatssecretär in Irland ein Umschreiben an die oberen Behörden, worin er ihnen die Verhaftung der zu dem gesetzwidrig in Dublin errichteten Ausschuß der Catholiken erwählten Abgeordneten der Grafschaften anbefahl. Diese Maaßregel fand in England großen Tadel. Lord Moira zeigte sie dem Ober- und Posonby dem Unterhause an, und drangen auf Untersuchung. Herr Pole kam daher aus Irland zurück, nahm seinen Sitz im Unterhause wieder ein, rechtfertigte sich, und Posonby's Antrag ging nicht durch. Merkwürdig war seine Erklärung im Parlamente im Nov. 1814, wo er den Grundsätzen des Herrn Withbread in Ansehung der zu Gibraltar verhafteten und an die spanische Regierung ausgelieferten Spanier (von der Partei der Liberales) beipflichtete, und hinzusetzte, daß sein Bruder, der brittische Gesandte in Madrid, alle mögliche Vorstellungen bei der spanischen Regierung versucht habe, daß sie ihr gegenwärtiges System aufgeben möchte, welches keiner von dem Blute der Wellesley je billigen könnte.

Wellesley (Sir Henry), jüngster Bruder des Vorigen, Geheimer Rath und Großkreuz des Bathordens, geb. d. 20. Juni 1773, begleitete 1797 Lord Malmesbury nach Lille, hierauf den Marquis Wellesley als Secretär nach Indien, der ihn 1801 zum Statthalter von Aud ernannte. Im J. 1805 kam er nach England zurück, und wurde Lord, dann Secretär der Schatzkammer; er legte aber diese Stelle nieder und ging als Gesandter nach Spanien. Man glaubt, daß die von ihm erklärte Weigerung des brittischen Ministeriums, die spanische Regierung mit einer beträchtlichen Subsidie zu unterstützen, das im Oct. 1814 vom Könige von Spanien erlassene Verbot der Baumwolle-Einfuhr zur Folge gehabt habe. Seitdem schien der russische Minister am Hofe zu Madrid mehr Einfluß zu gewinnen, bis im J. 1819 der brittische aufs neue sich geltend machte, indem England die baaren Summen aus Mexiko auf brittischen Schiffen für spanische

Rechnung holen ließ, und die Abtretung der Florida's an die Vereinigten Staaten zu hintertreiben suchte. König Ferdinand VII. hatte übrigens schon im J. 1814 dem Minister Wellesley alle Vorrechte eines Familien-Botschafters ertheilt, die der Gesandte annahm, als eine seinem Monarchen und der brittischen Nation bezeugte Achtung; allein er lehnte die ihm persönlich angebotenen Gnadensbezeigungen ab. Bald darauf suchte er um die Entlassung von diesem Ministerposten nach, weil er die in der neuern Zeit von der spanischen Regierung genommenen Maaßregeln nicht billigte und vergebens sie zu verhindern sich bemüht hatte. — Ein fünfter Bruder der Wellesley, Gerhard Valerian W., geb. 1771, ist königl. Caplan, Canonicus von St. Paul und Rector zu Chelsea. Der berühmteste vom Geschlecht der Wellesley ist

Wellington (Arthur Wellesley, Herzog von), der erste Feldherr der Britten in der neuern Zeit, und groß durch glorreiche Siege in Indien und Europa, der gefeierte Held von Waterloo, — war den 1. Mai 1769 zu Dungancastle in Irland geboren, in Eton erzogen, darauf in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich unterrichtet, und trat am Schluß des J. 1787 als Fähndrich seine militärische Laufbahn an. In der Folge wohnte er als Obristlieutenant 1794 dem Feldzuge in den Niederlanden bei und commandirte eine Brigade bei dem Rückzuge des Herzogs von York. Im J. 1797 ging er mit seinem Regimente nach Indien, wo sein Bruder, der Marquis Wellesley, Generalgouverneur war. Hier gab er glänzende Beweise von seinen militärischen Talenten in dem Kampfe gegen Tippo Saib, den Beherrscher von Mysore. Er trug wesentlich bei zur Erstürmung von Seringapatnam, d. 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieses Platzes die neue Einrichtung des aufgelös'ten Staats. Darauf bekämpfte er siegreich als Generalmajor die Maratten, rettete die Residenz des Peishwah, schlug den Scindiah, den Rajah von Berar, und den Holkar bei Assye, und zwang sie zu einem harten Frieden. Calcutta errichtete ein Denkmal jenes Sieges, schenkte dem Feldherrn einen Degen von 1000 Pf. St. an Werth, und die Offiziere verehrten ihm eine Vase von Gold. Sir Arthur kehrte erst 1805 nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit eben so sehr als durch Überblick, Kälte und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die seines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. Im folgenden Jahre wählte ihn die Stadt Newport auf der Insel Wight zu ihrem Deputirten im Unterhause. Im J. 1807 ging Sir Arthur mit dem Statthalter von Irland, dem Herzog von Richmond, nach Dublin, wo er als Secretär oder erster Minister eine bessere Polizei einführte; doch schon im August d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen Ruhms. Er wohnte unter Lord Cathcart der Expedition gegen Copenhagen bei, wo er die Capitulation unterhandelte und abschloß; darauf führte er im Juli 1808 ein brittisches Heer nach der pyrenäischen Halbinsel. Er entriß dieses Land den Franzosen, nachdem er fünf Jahre lang die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den politischen Verhältnissen mit der spanischen Oberjunta besiegt und die erfahrensten Feldherren Napoleons in mehrern Schlachten geschlagen hatte, von dem Tage bei Rolera (d. 18. Aug.), an welchem Sir Arthur das franz. Heer unter Delaborde schlug, und von dem bei Vimeira am 21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entscheidenden Heerkampfe bei Vittoria (21. Juni

813) und zuletzt bei Toulouse. Nach jenem Siege bei Vimeira bernahm Sir Henry Dalrymple den Oberbefehl. Dieser schloß (30. Aug.) die von Sir Arthur unterhandelte Convention zu Cintra mit Junot wegen der Räumung Portugals ab, und Sir Arthur mußte dieselbe vor dem brittischen Parlamente vertheidigen. Hierauf übernahm er d. 22. April 1809 den Heerbefehl in der Halbinsel aufs neue, und trat an die Spitze der portugiesischen Truppen. Unter seinen Thaten als Feldherr sind zu bemerken, der kühne Übergang über den Duero d. 11. Mai, durch welchen er Oporto einnahm und den Marschall Soult zum nachtheiligsten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Juli 1810), welche jedoch bei der Zögerung der spanischen Feldherren, ihn zu unterstützen, und bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen keinen Erfolg hatte, so daß der brittische Oberfeldherr sich über die Brücke von Arzobispo in die feste Stellung an der Coa zurückziehen mußte; dann die standhafte Vertheidigung Portugals gegen den mit Übermacht vordringenden Massena in der blutigen Schlacht bei Busaco (27. — 28. Sept. 1810) und die Vertheidigung Lissabons in den Linien von Torres Vedras (14. Octbr. 1810 bis zum 5. März 1811). Auf diesem Rückzuge versuchte Sir Arthur das erstemal ein Mittel, über dessen moralische und militärische Zulässigkeit gleich sehr gestritten wurde. Er verwandelte jeden Schritt Landes, den er räumte, in eine Wüste. Bei Todesstrafe mußten die Einwohner die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als Massena vorrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der brittische Feldherr Halt, und stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Massena durch Hunger zu besiegen, während im brittisch-portugiesischen Heerlager durch die Zufuhr von der See her und auf dem Tajo Überfluß herrschte. Vergebens kämpfte Massena mit dem Mangel; das brittische Heer war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Sir Arthur, nunmehr Marquis des Torres Vedras, Schritt vor Schritt, belagerte Almeida, behauptete seine Stellung in dem Treffen bei Fuentes de Onoro d. 5. Mai. 1811, und Massena brachte von mehr als 80,000 M. kaum 40,000 über die Gränze nach Spanien zurück. Soult und Mortier, die hier mit neuen Heerhaufen zu Massena stießen, hielten den brittischen Feldherrn auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf Sir Arthur sogleich Anstalten, um über die Gränze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (d. 12. Febr. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines spanischen Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo bei den Cortes erwarb. Der Prinz-Regent erhob ihn (d. 22. Febr. d. J.) zum Grafen von Wellington (zum Lord Viscount Wellington von Talavera war er schon im August 1810 ernannt worden). Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. April), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Juli) am Tormesflusse, wo der Oberbefehlshaber der Franzosen Marmont schwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (d. 13. August). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, das der tapfere Dubreton vertheidigte; allein der Sturm mißlang, die Franzosen sammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entsetzt, und Wellington trat (20. Octbr.) den Rückzug

an, jeden Fehler des Feindes benutzend, seiner Seits nie eine Blöße gebend. Am Ende des Jahres stand er wieder an der portugiesischen Gränze, während der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzosen fortdauerte. — Schon hatte Wellington mehrmals Beweise des Danks und der Achtung von seiner Nation empfangen; jetzt wies ihm das Parlament für den Sieg bei Salamanca zum Ankauf von Landgütern eine Summe von 100,000 Pf. an; der Regent gab ihm den Hosenbandorden und ernannte ihn zum Obersten seiner Garde. — Das J. 1813 sollte die französische Herrschaft überall zertrümmern. Die besten Feldherren und ihre Truppen wurden nach Deutschland geschickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, jenseits des Ebro, freiwillig geräumt. Wellington nahm das verlassene Land sogleich in Besitz und rückte vorsichtig nach, bis er das französische Heer, unter Josephs Oberbefehl und unter Jourdan, bei Vittoria ereilte, und den 21sten Juni gänzlich schlug. Der Feind verlor sein Geschütz (151 Kanonen, 451 Wagen und Joseph seinen Schatz), und entfloh über die Pyrenäen. Der Prinz-Regent ernannte jetzt den Lord Wellington zum Feldmarschall, und die Cortes schenkten ihm die Herrschaft Sotto di Roma. Die festen Plätze, Pampluna und St. Sebastian, hielten den Sieger diesseits noch auf. Unterdessen übernahm der kriegserfahrne Soult den Oberbefehl über die muthlosen Reste des französischen Heeres. Schnell bildete er ein neues und drang in die Pyrenäen vor, um jene beiden Festungen zu entsetzen; allein Wellington schlug ihn vom 24. Juli bis zum 1. August aus den Gebirgen zurück, und behauptete sich in seiner Stellung. Darauf nahm er St. Sebastian mit Sturm (d. 8. Sept.), ging d. 7. Octbr. über den Gränzfluß, die Bidassoa, und während er auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen, die Position der Nive und Nivelle überwältigte und zu einem neuen Feldzuge sich rüstete, fiel auch Pampluna. Mit dem Anfange des J. 1814 rückte er gegen Bayonne vor. Damals befand sich (seit dem 3. Febr.) in seinem Hauptquartiere der Herzog von Angouleme, und Wellington ward von demselben bevollmächtigt, im Namen Ludwigs XVIII. von Frankreich Besitz zu nehmen. Der brittische Feldherr manoeuvrirte so geschickt, daß Soult die Ufer des Adour verlassen mußte. Nun rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während Wellington gegen Toulouse zog, und den glänzenden Sieg bei Orthies (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soults Rückzug bald in wilde Flucht sich auflöste. Das Bundesheer ging auf mehrern Punkten über den Adour, und Dalhousie nebst Beresford rückte schon d. 12. März in Bordeaux ein, wo man sofort den Banner des Hauses Bourbon, die weiße Fahne, aufpflanzte. Darauf ward Soult nach der Schlacht bei Aire aus seiner Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouse nahm er die letzte Schlacht an, und verlor sie (d. 10. April). Wellington rückte (d. 12.) in die Stadt ein. Hier erhielt er die Botschaft, daß Paris von den Verbündeten genommen war. Nun begab sich Wellington in die Hauptstadt, wo er d. 5. Mai, den Tag nach dem Einzuge des Königs, eintraf. Dann machte er eine Reise nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in seinen von den Cortes schon 1812 erhaltenen Würden und Orden, als Herzog von Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der ersten Classe, Herzog von Vittoria (seit d. 18. Decbr. 1813) und Ritter des goldnen Vließes, bestätigte. Von Madrid begab sich Wellington nach London, wo ihn (d. 23. Juni) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz-Regent hatte ihm d. 3. Mai 1814

die Würde eines Herzogs von Wellington ertheilt, und das Parlament bestimmte ihm, außer den frühern Geschenken von 200,000 Pf., eine Summe von 300,000 Pf. zum Ankauf von Landgütern. Darauf ging er als Botschafter nach Paris (d. 24. Aug.). Doch bald nachher (1. Febr. 1815) trat er als erster Bevollmächtigter Englands bei dem Congresse zu Wien an Lord Castlereaghs Stelle. Hier unterzeichnete er die Achtserklärung der in Wien versammelten Mächte gegen Buonaparte, und den Bundesvertrag vom 25. März zwischen Österreich, Rußland, Preußen und England. Darauf ging er nach Brüssel (d. 6. April), wo er den Oberbefehl über die brittischen, hannöverischen, holländischen und braunschweigischen Truppen übernahm. Als Buonaparte den 15. Juni die Preußen angriff, befand sich Wellington in Brüssel. Sofort brach er am 16ten mit dem Heere nach Quatre Bras auf, wo bereits die Schlacht ihren Anfang genommen hatte. Tapfer widerstanden hier die Britten, Holländer, Hannoveraner und Braunschweiger den wiederholten Angriffen Ney's und Kellermanns, doch konnte Wellington den Preußen unter Blücher, welche an demselben Tage bei Ligny mit Napoleons Hauptmacht kämpften, nicht zu Hülfe kommen. Blücher hatte dies erwartet, und im Vertrauen auf Wellingtons Versprechen, sich mit ihm den 16ten in der Ebene von Fleurus zu vereinigen, die Schlacht angenommen. Er mußte sich zurückziehn. Nun warf sich Napoleon auf Wellingtons Heer. Dieses behauptete sich mit ruhmvoller Anstrengung d. 18. Juni auf den Höhen von Waterloo gegen die Übermacht des Feindes, bis Blücher heraneilte und den Sieg entschied (S. d. Art. Waterloo). Napoleons Heer ward vernichtet, und unaufhaltsam drangen Blücher und Wellington gegen Paris vor, wo sie d. 5. Juli mit Capitulation eingezogen. Hierauf führte Wellington d. 8. Juli Ludwig XVIII. in seine Hauptstadt wieder ein. Nun nahm er Theil an den Unterhandlungen. Doch für die Zurückerstattung des Kunstraubes, welche zuerst Preußen, dann auch Österreich, in Ansehung ihres Eigenthums verlangt und durchgesetzt hatten, verwandte er sich erst spät und blos für den römischen Stuhl, der deßhalb Canova nach Paris geschickt und Wellingtons Beistand sich erbeten hatte. Im April 1816 übernahm er den Oberbefehl über die Occupationsarmee, welche Frankreichs Ruhe sichern sollte. Dadurch erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs, wobei er stets die gemäßigten Grundsätze der Constitutionellen gegen die Ultraroyalisten unterstützte. Doch nahm er sich der von Fanatikern im Gard-Departement grausam verfolgten Protestanten nicht so kräftig an, als man hätte erwarten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befestigungsarbeiten an der niederländischen Gränze, und bei dem Ausgleichungsgeschäft zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. Er untersuchte selbst und minderte die Privatfoderungen, welche endlich im J. 1818 auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vorzüglich seine Stimme die Verminderung der Occupationsarmee im J. 1817, so wie den Beschluß, sie nach drei Jahren, zu Ende des J. 1818, ganz aus Frankreich herauszuziehen. Diese thätige Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der französ. Minister und Ludwigs XVIII., so wie die von ihm streng behauptete Mannszucht seiner Truppen von der französischen Nation mit Dank anerkannt wurde; allein der Stolz des besiegten Volks konnte es ihm nicht vergeben, daß er, der Überwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber

auftrat. Besonders haßte ihn der französische Krieger; doch war der angebliche Mordanschlag gegen ihn den 12. Febr. 1818 zu Paris, worüber die Untersuchung im Mai 1819 mit der Freisprechung der Angeklagten endigte, nichts als ein Ränkespiel, in welches Lord Kinnaird sich selbst verwickelt hatte. — Der Herzog von Wellington hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die glänzendsten Belohnungen erhalten, wenn man Bernadotte (Carl XIV., König von Schweden) ausnimmt. Der Prinz Regent ernannte ihn 1815 zum Fürsten von Waterloo. Auch die übrigen Monarchen Europa's überhäuften ihn mit Titeln, Orden und Geschenken. So ward er zugleich Feldmarschall der englischen, portugiesischen, spanischen, niederländischen, österreichischen, russischen und preußischen Armeen, und ist, kaum 50 Jahr alt, die Bewunderung Europa's. Er hat zugleich den Ruhm, eben so menschlich als gerecht gehandelt zu haben. Die Mannszucht seines Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung seiner Truppen war besser eingeleitet und die Einrichtung der Feldspitäler reinlicher und zweckmäßiger, daher auch der Gesundheitszustand seiner Truppen besser, als der aller andern. Als Staatsmann und Feldherrn achtet ihn sein Volk. Aber wie groß auch seine Feldherrngröße ist, so wird sie doch noch durch die ihm eigne Bescheidenheit und Mäßigung übertroffen, die sich in allen seinen Berichten ausspricht. In seinem Wappen führt er das Sinnwort: Virtutis Fortuna Comes. — Im Oct. 1818 war er auf dem Congresse zu Aachen zugegen, und wurde wie ein Prinz von Geblüte durch eine Ehrenwache ausgezeichnet. Der König von Portugal schenkte ihm ein prächtiges Tafelgeschirr von Silber von mehr als einer Million Thlr. an Werth; andere Monarchen, zuletzt der König von Sachsen, eins von Porzellan. Wellington ist ein Mann von etwas mehr als mittlerer Größe, stark gebaut, ernst, besonnen und klug. Auch als Diplomatiker hat er sich unter den schwierigsten Verhältnissen sehr ausgezeichnet. — Er ist vermählt (10. April 1806) mit Catharine Packenham, der dritten Tochter des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne sind: Arthur, Marquis von Douro, geb. 1807, und Carl, geb. 1808. S. die Schrift: Arthur, Herzog von Wellington, sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach englischen Quellen, vorzüglich Elliot und Clarke. Leipz. 1817. Ferner: Memoir of the War in India (1803—1806) conducted by General Lord Lake, Commander in Chef and Major General Sir Arth. Wellesley, by Major W. Thorn. Lond. 1817. und die Principles of war exhibited in the practice of the Camp. and as developed in a series of general ordres of Fieldmarshal, the Duke of Wellington, in the late Campaign on the Peninsula etc. Lond. 1815.

Welser, eine alte, ehemals sehr berühmte, nun ausgestorbene Patricierfamilie zu Augsburg, von welcher mehrere Mitglieder sich in hohen geistlichen Stellen als Gelehrte, als Krieger und als Kaufleute ausgezeichnet haben. Sie gehören, wie die Fugger, in die Classe der merkwürdigen alten deutschen Familien. Die Genealogisten wollten, durch eine entfernte Ähnlichkeit des Namens getäuscht, den Ursprung der Familie Welser von Belisar, dem bekannten Feldherren des Kaisers Justinian, herleiten, aber den historischen Beweis davon sind sie schuldig geblieben. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welser, der wegen seiner im Kriege

gegen Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammte das dasige Patriciergeschlecht ab. Seine Nachkommen bekleideten immer angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt. — Bartholomäus Welser war geheimer Rath Carls V. und lebte in solchem Wohlstand, daß er, nebst den Fuggern, dem Kaiser zwölf Tonnen Goldes vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er (1528) drei Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiser Welsern als Pfand überließ, in Besitz nahmen. Vierhundert achtzig Deutsche gingen mit dieser Expedition nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Habsucht und die wilde Grausamkeit, mit welcher sie, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast eine Million der eingebornen Indier auf verschiedene Art hinrichteten, führte für sie selbst die Catastrophe herbei, daß sie alle nach und nach ermordet wurden. Die Welser blieben dennoch 26 Jahre hindurch in dem Besitz von Venezuela, aber nach dem Tode Carls V. wurde ihnen diese Provinz von den Spaniern wieder entrissen. In eben diesem Zeitraume schickten die Welser, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser Entdeckungsreise ist noch vorhanden. — Des vorerwähnten Bartholomäus Welsers Nichte, Tochter seines Bruders Franz, war die berühmte Philippine Welserin. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten, und war von außerordentlicher Schönheit. Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., sah sie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstags zu Augsburg, und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen erst 19jährigen Erzherzogs, und weigerte sich, irgend eine andere Verbindung, als durch die Ehe, mit ihm einzugehen. Diese wurde denn auch (1550) ganz ins geheim, ohne Vorwissen des Vaters und des Oheims, Carls V., geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück, und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von acht Jahren ließ sich der Vater endlich versöhnen. Philippine selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, so wie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erklärte dessen Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzoge von Österreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre. Philippine starb zu Inspruck 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin unter andern durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: Divae Philippinae. Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der zweite, Carl, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618, ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Porträt der schönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welser nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeitsanstalten aus. — Marx (Marcus) Welser, Stadtpfleger zu Augs-

burg, geboren 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war ein Schüler von Anton Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Er hat sich um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondre verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sogenannte Peutingersche Karte (s. d. Art. Peutinger) bekannt.

Welt ist überhaupt der Inbegriff alles Erschaffenen oder die absolute Totalität des Inbegriffs existirender Dinge, der Inbegriff aller Erscheinungen. Der Inbegriff aller körperlichen Dinge heißt die materielle Welt, die Körperwelt. In dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die Welt in Himmel und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Weltumsegler, alte und neue Welt u. s. w. bedeutet Welt so viel wie unsre Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebraucht wird.

Weltachse, s. Weltaxe.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh schon bei den Griechen ausgesprochen; sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen, und somit mochte die früheste Zeit leicht, wie die Kindheit, als die schönste, heiterste erscheinen. Hesiod nennt fünf Weltalter, das goldene (Saturnische), unter der Regierung des Kronos; das silberne, üppig und gottlos; das eherne, kriegerisch, wild und gewaltsam; das heroische, ein Aufschwung zum Bessern; das eiserne, wo Gerechtigkeit, heilige Sitte und Treue von der Erde entwichen, die Zeit, in der der Dichter selbst zu leben glaubte. Ovid hielt in seinen Metamorphosen die Vorstellungsart des Hesiod fest, läßt aber das heroische Zeitalter weg und beschränkt die Zeit bis zur Deukalionischen Fluth. Diese Idee, zuerst vielleicht als Vergleich nur in der Poesie gebraucht, ward auch in die Philosophie eingeführt und wissenschaftlich ausgebildet. Man sah diese Weltalter als die Theile des großen Weltjahres an, das vollendet seyn sollte, wenn einst die Gestirne und Planeten wieder denselben Stand am Himmel einnehmen würden, worauf dann der vorige Wechsel der Schicksale wiederkehren müßte. Die Mythologie ward hier mit der Astronomie in die engste Verbindung gebracht: man ließ das erste oder goldene Weltalter vom Saturn, das zweite vom Jupiter, das dritte vom Neptun, und das letzte vom Pluto, nach Andern vom Apollon regiert werden. Die Zeitangabe für den Ablauf des großen Welt- oder Himmelsjahres ward von Einigen auf 3000 Sonnenjahre berechnet, nach Andern auf 7777 (die geheimnißvolle Zahl); nach Cicero auf 12,954; nach Heraklit auf 18,000, nach Orpheus auf zwölf 100,000jährige Monate. Die Sibyllinischen Bücher theilten es in 10 säcularische Monate oder vier Jahreszeiten, wovon der Frühling das goldne, der Sommer das silberne, der Herbst das eherne, in welchem die Deukalionische Fluth ausgebrochen war, und der Winter das eiserne in sich begriff; wornach der Cyclus wieder mit dem Frühling oder dem goldnen Zeitalter von neuem beginnen sollte. — Die Idee der Weltalter ist so aus der Natur aufgegriffen, daß sie in die religiösen Überzeugungen fast aller Völker verflochten ist: das tausendjährige Reich der Apokalypse und die Yugs der Indier sind nur Modificationen derselben.

Weltauge, ein halbdurchsichtiger Edelstein, der zu den Onyxen gehört, mit denen er verschiedne Eigenschaften gemein hat; doch wollen ihn einige Mineralogen, z. B. Wallerius, unter die Opale rechnen. Er hat sechs bis sieben Ringe oder Cirkel. Man hat diese Ringe als Planeten, den mittelsten aber als die Sonne gedeutet, und dem Steine deßwegen wahrscheinlich jenen, sonst nicht leicht zu erklärenden Namen gegeben. Er wird auch der **veränderliche Stein** genannt, weil er außer dem Wasser undurchsichtig ist, in das Wasser gelegt aber durchsichtig wird — daher er auch mit einem zusammengesetzten griechischen Worte **Hydrophan** heißt — und seine Farbe ändert. Er findet sich nicht sehr häufig, und wird nach Beschaffenheit der Umstände bisweilen theuer bezahlt.

Weltaxe nennt man eine gerade Linie, die man sich zwischen den beiden äußersten stillstehenden Punkten oder Polen, dem Nord- und Südpol durch das ganze Weltgebäude denkt, und um welche dieses sich zu bewegen scheint. In so fern man sich nun diese Linie auch mitten durch die Erde von einem Erdpol zum andern durchgehend denkt, wird sie die **Erdaxe** genannt.

Weltbürger (griech. **Kosmopolit**) ist eigentlich jeder Mensch, sobald er geboren worden, als ein freier Einwohner oder Bürger der Welt, d. h. des Erdbodens, betrachtet. Aber die Verhältnisse, unter denen er geboren wird, machen ihn zum Bürger eines besondern Staats. Jeder Staat, jedes Volk hat sein eigenthümliches Interesse, und die Begierde, dieses ausschließlich zu befördern, wird dem allgemeinen Wohl nachtheilig. Wer nicht blos den besondern Vortheil seines Volks, sondern den allgemeinen aller Menschen beachtet und zu befördern sucht, verdient den Namen eines Kosmopoliten. Mit Recht hat man von den Geschichtschreibern verlangt, daß sie sich als Kosmopoliten betrachten und vergessen sollten, daß sie irgend einem Volke angehören. Ihre Erzählungen würden dann ohne Partheilichkeit seyn.

Weltgebäude, Weltall, Universum ist der Inbegriff aller Weltkörper, d. h. aller Fixsterne, Planeten, Nebenplaneten und Cometen, in ihrer Verbindung und Ordnung als ein Ganzes betrachtet, daher **Weltsystem**. Wir wissen von dem Weltgebäude wenig durch die Anschauung, da unser Blick für die Unermeßlichkeit desselben viel zu kurz und beschränkt ist; aber Ahnung und Vermuthung, denen wir auf dem Wege der Analogie folgen, geben uns auch Aufschlüsse über das, was unsere Sinne nicht erreichen. Durch wirkliche Anschauung lernten wir zuerst unsern Erdball, dann die mit demselben um die Sonne kreisenden Planeten und so unser Sonnensystem näher kennen. Von diesem, welches einen, wenn auch noch so geringen Theil des Weltgebäudes ausmacht, schließen wir, weil die Übereinstimmung des Theils mit dem Ganzen zu vermuthen ist, auf dieses. In unserm Sonnensystem erblicken wir die Sonne als den festen Mittelpunkt, um welchen sich die Erde und andere Planeten nebst ihren Monden regelmäßig bewegen. Unsere Erde ist der Wohnort organisirter, empfindender und denkender Wesen. Beobachtungen lehren uns unwidersprechlich, daß die übrigen Planeten unseres Sonnensystems der Erde ähnlich sind; wir dürfen daher schließen, daß auch sie der Wohnplatz organisirter, empfindender und denkender Wesen sind. Weitere Beobachtungen machen es wahrscheinlich, daß die Fixsterne unsrer Sonne ähnliche Weltkörper sind, denn sie glänzen in eignem Lichte und verändern ihren Stand-

ort gegen einander nicht. Dies angenommen, ist zu vermuthen, daß auch jedem von ihnen seine Planeten, die wiederum unsrer Erde gleichen und in vorgeschriebenen Bahnen um ihn kreisen, zugetheilt worden, daß es mithin eben so unzählige Sonnensysteme als Fixsterne giebt. Da, wie ebenfalls Beobachtungen lehren, die verschiedenen Weltkörper unsers Sonnensystems in gewissen gegenseitigen Beziehungen zu einander stehen, so ist dasselbe auch von den unzähligen Sonnensystemen zu vermuthen. Und wie wir in allem, wohin unser Auge und unsere Wahrnehmung reicht, Wechselwirkung, Ordnung und Nothwendigkeit antreffen, so dürfen wir dasselbe auch im Weltgebäude vermuthen, und es daher als ein System, als ein harmonisches, zusammengehöriges Ganzes betrachten. Neuere Beobachtungen müssen diese Vermuthung noch verstärken. Sie lehren uns, daß die früher für unbeweglich gehaltenen Fixsterne auch eine, jedoch erst nach Jahrhunderten bemerkbare Bewegung haben. Dies führt auf den Schluß, daß das gesammte Heer der Fixsterne sammt allen Planeten sich wieder um einen gemeinschaftlichen Punct, um eine Centralsonne, für welche einige Astronomen den Sirius ansehen, bewege. Hiernach wäre des ganze Fixsternsystem im Großen eben das, was ein einzelnes Sonnensystem im Kleinen. Wir vermögen nicht, diesen ungeheuern Gedanken zu fassen und uns die millionenfachen Umkreisungen aller Himmelskörper im unermeßlichen Raume zu denken. Hier ist ewige Bewegung und ewige, nie gestörte Ordnung, hervorgebracht durch die allgemeine Schwere, die sich wie eine Kette um das Weltall schlingt und es zu einem Ganzen verbindet. Alles erscheint genau gegen einander abgewogen, aber die Wage ruht in der Hand des Unerforschlichen, dessen Allmacht ewiges Gleichgewicht zu erhalten weiß. (Vergleiche **Weltsystem**.)

Weltgegenden. Der Seemann theilt den Horizont in 32 gleiche Bogen. Die Theilungspunkte bekommen alsdann den gemeinschaftlichen Namen der Weltgegenden, von denen jede wieder einen besondern Namen führt. Die um 90° von einander entfernten vier sogenannten Cardinalpunkte, Norden und Süden, Osten und Westen, sind hinreichend bekannt. Durch Halbirung dieser Quadranten erhält man sodann die vier **ersten Neben-Gegenden**, deren Namen: Nordwest, Südwest, Nordost, Südost, durch Verbindung der Namen der Cardinalpunkte, von der Mittagslinie abrechnend, gebildet werden. Eine zweite und dritte Halbirung giebt dann die **zweiten und dritten Neben-Gegenden**, deren Namen wir übergehen, da sie nur für den Seemann Interesse haben. D. N.

Weltgeistliche, Weltpriester (sonst auch Leutpriester, Laienpriester) werden diejenigen Kleriker in der catholischen Kirche genannt, welche keinem geistlichen Orden angehören, sondern an Kirchen als Pfarrer und Capellane, oder in Domcapiteln als Domherren, Capitularen, Vicare u. s. w. angestellt sind. In der lateinischen Kirchensprache heißen sie Clerici saeculares, dagegen die Ordensgeistlichen Clerici regulares, weil sie eine Ordensregel beobachten. E.

Weltgeld, Vermögensmesser, bestimmt, den Werth der beim Weltverkehre in den Tausch kommenden Waaren zu messen und mit einander zu vergleichen. Es liegt schon in der Natur der Sache, daß zum Welt-

geld weit besser das Realgeld, als das Idealgeld passe; denn, hält es schon äußerst schwer, daß die Glieder einer einzelnen Nation über die Größe eines idealen Maaßstabes sich vereinigen, welche unendliche Schwierigkeiten würde es kosten, einen bloßen Begriff als idealen Vermögensmesser aufzufinden, über dessen Größe und Bedeutung sämmtliche in Verkehr begriffene Nationen mit einander übereinstimmten. Zu den sinnlichen Stoffen, deren verglichener Tauschwerth keinen großen und sprungweise erfolgenden Abwechslungen unterworfen ist, gehören vorzugsweise die Metalle, insbesondere die edeln, daher passen diese auch mehr als alle andere Güter zum Realgeld und namentlich zum Weltrealgeld, und eben darum ist es nicht zu verwundern, daß sie von den Verkehr treibenden Völkern dazu wirklich sind erhoben worden. Neben der erwähnten Eigenschaft, ihren verglichenen Werth eine Zeit hindurch unverändert und gleichförmig zu erhalten, besitzen die edeln Metalle noch eine andere, welche sie ganz vorzüglich zum Weltgeld geschickt macht; sie sind nämlich fast ins Unendliche theilbar und alle ihre Theile behalten gleiche Natur mit dem Ganzen, so daß sich der Werth der einzelnen Theile blos durch das Verhältniß ihrer Menge unterscheidet; hierdurch werden sie fähig, die größten wie die kleinsten Vermögenstheile nicht nur zu vergleichen, sondern auch zu messen. (S. Geld.) K. M.

Weltgeschichte, s. Geschichte.

Welthandel. Je kürzer im Fortlauf dieses Werks die allgemeinen Handels-Verhältnisse behandelt worden sind, desto mehr wird eine vollständige allgemeine Übersicht des Welthandels hier an ihrer Stelle seyn.

I. Europa: A. Brittisches Reich.

Der Handel des brittischen Reichs läßt sich eintheilen in seinen innern, äußern und Colonialhandel. Er ist so ausgedehnt, daß beinahe jedes Land des Erdbodens von ihm erreicht wird.

Von England insbesondere bestehen die Exporten in seinen Wollen-, Baumwollen-, Linnen-, Steingut-, Glas- und Stahlwaaren, nebst den Colonial- und den ostindischen Producten. In die Länder des europäischen Nordens, nämlich Dänemark, Rußland, Schweden, Polen und Preußen, werden ausgeführt Baumwollen-, Wollen-, Stahl- und Glaswaaren, Steingut, Blei, Zinn, Steinkohlen, ostindische und Colonial-Waaren, Spezereien, Färbestoffe, Salz, raffinirter Zucker. Dagegen erhält Großbritannien aus diesen Ländern Korn, Flachs, Hanf, Eisen, Pech, Theer, Talg, Bauholz, Leinwand, Perl- und Pottasche, Tauwerk, Schweinsborsten. Nach Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Spanien und Portugal werden ausgeführt Baumwollen- und Wollenfabrikate, Stahlwaaren, getrocknete und eingesalzene Fische, Steingut und Glaswaaren, Colonial- und ostindische Waaren, und alle Arten der feinern Manufactur-Erzeugnisse. Von Deutschland werden in England eingeführt Korn, Flachs, Hanf, Leinwand, Zwirn, Lumpen, Häute, Bauholz und Wein; von Holland Flachs, Hanf, Färberröthe, Wachholderbranntwein, Käse, Butter, Lumpen, Sämereien; von Frankreich Wein, Branntwein, Spitzen, Cambrik, Schleiertuch, Seide, Quincaillerie- und Modewaaren, Früchte; von Italien, Spanien und Portugal Seide, Wolle, Barilla, Schwefel, Salz, Öl, Früchte, Weine, Branntwein, Kork.

Nach der Türkei führt England Baumwollen- und Wollenwaaren, Stahlwaaren, Colonial- und ostindische Waaren, Blei, Zinn,

Eisen, Schlaguhren, Taschenuhren aus, und erhält dafür Caffee, Seide, Früchte, feine Öle, Spezereien, Färbestoffe, Teppiche u. dgl.

Die Exporten nach Irland sind Baumwollen, Wollen- und Seiden-Zeuge, ost- und westindische Producte, Steingut, Stahlwaaren und Salz, wofür man Leinwand, Häute, Mundvorräthe und dgl. erhält.

Die Exporten nach Nordamerika sind Wollen- und Baumwollenfabrikate, Leinwand, Stahl-, Glas- und andere Waaren; die Importen von daher: feines Mehl, Baumwolle, Reiß, Theer, Pech, Perl- und Potasche, Mundvorräthe, Mastbäume, Schiffsbauholz und dgl. Die Haupt-Importen aus Südamerika sind Baumwollen, Häute, Felle, Talg, Cochenille, Färbehölzer, Indigo, Zucker, Kakao, Spezereien, Gummi u. dgl., und die Exporten aus England dagegen sind die obengenannten. Diese sind es auch nach Westindien, wogegen man erhält: Rum, Caffee, Tabak, Zucker, Ingwer, Piement, Pfeffer, Indigo, Farbewaaren, Droguereien, Baumwolle, Mahagony, Campecheholz u. dgl.

Nach Ostindien, China und Persien werden ausgeführt Wollenwaaren, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, ausländisches Silbergeld, Bullion, Stahl- und eine Menge Manufacturwaaren, wogegen man erhält Mousseline, Kattune, Seidenzeuge, Nankings, Thee, Spezereien, Arrak, Zucker, Caffee, Reiß, Salpeter, Indigo, Opium, Droguereien, Gummi, Quecksilber, Edelsteine, Perlen u. dgl. Nach der Colonie Neusüdwallis führt man aus die gewöhnlichen englischen Manufactur- und Colonialwaaren, und erhält dagegen Thran, Robbenfelle, Wolle und dgl.

Aus Schottland haben England und Irland folgende Importen: Korn, Vieh, Wollen- und Baumwollenwaaren, Aschensalz, Granit, Segeltuch, Eisenfabrikate, wogegen Schottland das Product Irlands und allerhand geringen Luxusbedarf aus England erhält.

Irlands Handel ist ein sehr ausgedehnter und erreicht Frankreich, Spanien, Portugal, Westindien und Nordamerika, in welche Länder es für Weine, Früchte, Zucker, Rum u. dgl., die es erhält, seine Producte und Fabrikate ausführt.

Der Handelsverkehr zwischen Irland und dem europäischen Norden geht hauptsächlich über England, und ausschließend durch denselben Canal geht auch sein Handel mit dem Orient.

Die Hauptartikel der Ausfuhr von Irland sind Leinwand, Mundvorräthe, Korn, gebrannte Wasser, Heringe und Lachs.

Die auswärtigen Niederlassungen Besitzungen und Colonien Großbritanniens sind:

- in Europa: Helgoland, Gibraltar und Malta, mit Einschluß von Gozo;
- in Asien: die von der ostindischen Compagnie verwaltet werdenden Besitzungen Neusüdwallis, Ceylon und Isle de France oder Mauritius;
- in Afrika: das Vorgebirge der guten Hoffnung, Sierra Leone, Goree, Senegal nebst seinem Zubehör an Land, und in den Barbaresken-Staaten Bona, la Cala und Il Col;
- in Nordamerika: Canada, Neubraunschweig, Neuschottland, Cap Breton, die St. Johns, oder Prinz Edwards-Insel, Neufoundland, die Hudsonsbay, die Hondurasbay;
- in Südamerika: Berbice, Demerary, Essequebo;

in Westindien: Jamaika, Barbadoes, Antigua, St. Vincent, St. Christoph, Nevis, Monferrat, die Jungfrauen-Inseln, Grenada, Tabago, Dominica, Trinidad, die Bahama-Inseln, die Bermudas-Inseln.

Die wichtigsten Handelsstädte Englands sind außer London, Liverpool und Bristol; die wichtigsten Fabrik- und Manufaktur-Plätze sind Manchester, Birmiugham, Leeds, Nottingham, Halifax, Rochdale u. s. w.

In Schottland sind die vornehmsten Handelsstädte Glasgow, Greenock, Leith und Aberdeen. Der auswärtige Handel von Glasgow und Greenock erstreckt sich nach Westindien, den Vereinigten Staaten, den brittischen amerikanischen Colonien, Brasilien, und dem ganzen Festlande von Europa. Der auswärtige Handel von Leith und Aberdeen ist beträchtlich, und erstreckt sich nach Westindien, Amerika, dem mittelländischen Meer, und dem baltischen Meer. Die schottischen Fischereien bieten einen sehr beträchtlichen Handelsartikel dar.

Irlands größte Handelsstädte sind Dublin, Cork, Wexford, Waterford und Belfast.

Im J. 1719 betrug der Official-Werth (d. h. der Werth, der zum Behuf der Regulative der Zollbeamten schon vor hundert Jahren nach einem gewissen Maaßstabe fixirt worden, der aber sehr weit unter dem jetzigen wahren Werthe ist, so daß der Unterschied ungefähr 60 pro Cent beträgt) der Importen und der Exporten Englands:

	5,367,499	Pf St.	und	6,884,716	Pf. St.
im Jahr 1759:	8,922,976	—	—	13,947,788	—
im J. 1769:	11,903,560	—	—	13,438,236	—
im J. 1789:	16,408,040	—	—	17,989,395	—

Folgendes sind die Summen des Officialwerthes der englischen Exporten einiger Jahre aus den letzten Decennien:

	Brittische Producte und Fabrikate.		Ausländ. und Colonialwaaren.		Das Ganze.	
im J. 1792:	18,336,851	Pf.St.	6,129,998	Pf.St.	24,466,849	Pf.St.
im J. 1796:	19,102,220	= =	8,923,848	= =	28,026,068	= =
im J. 1799:	24,084,213	= =	9,556,144	= =	33,640,357	= =
im J. 1802:	26,993,129	= =	14,418,837	= =	41,411,966	= =
im J. 1809:	35,104,132	= =	15,182,768	= =	50,286,900	= =
im J. 1812:	31,244,723	= =	11,998,449	= =	43,243,172	= =
im J. 1814:	36,092,167	= =	20,499,347	= =	56,591,514	= =

In den letzten fünf Jahren waren die Importen und Exporten Großbritanniens, mit Einschluß des Handels mit Irland, folgende:

Jahr.	Offizialwerth der Importen.	Officialwerth der Exporten.			Wirklicher und erklärter Werth der ausgeführten brittischen Producte und Fabrikate.
		Brittische Producte und Fabrikate.	Ausländische und Colonialwaaren.	Das Ganze der Exporten.	
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
1815	36,559,788	36,120,733	20,503,496	56,624,229	47,859,388
1816	35,919,650	44,048,701	16,929,608	60,978,309	53,209,809
1817	30,105,565	36,697,610	14,545,964	51,243,574	42,955,256
1818	33,971,025	41,059,576	11,534,616	53,125,132	43,614,136
1819	40,157,634	48,903,760	12,287,274	61,191,034	

B. Deutschland.

Wegen der zahlreichen und ansehnlichen Flüsse, welche Deutschland hat, ist der Handel dieses Landes sehr beträchtlich. Die Hauptartikel, welche es ausführt, sind: Leinwand, Leinengarn, rohe Wollen Lumpen, Quecksilber, Korn, Bauholz, Flachs, Hanf, Wachs, Schmalz, Salz, Weine und eine große Menge von Metallen. Seine Importen sind: Wollen- Baumwollen- und seidene Waaren, Stahlwaaren, Uhren, gegerbtes und zubereitetes Leder, Thee, Kakao, Farbehölzer, Colonialwaaren, ostindische Producte.

Deutschlands vornehmste Häfen sind: Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, Bremen. Seine vornehmsten binnenländischen Handelsstädte sind: Wien, Magdeburg, Leipzig, Frankfurt am Main, Frankfurt an der Oder, Augsburg, Berlin, Breslau, Cöln, Nürnberg.

Hamburg ist Deutschlands größte Handelsstadt, und der Canal, durch welche der ausgedehnte Handel zwischen Großbritannien und den deutschen Staaten hauptsächlich seinen Weg nimmt. Keine einzige Stadt im ganzen europäischen Norden hat eine Lage, welche den inländischen sowohl als ausländischen Handel mehr begünstigte, als Hamburgs Lage. Die Elbe verschafft ihm den Handel mit der ganzen Welt, und sein innerer Handel verbreitet seine Äste in jeder Richtung. Mittelst der in die Elbe einströmenden Flüsse gehen Hamburg die mannichfaltigen und werthvollen Erzeugnisse Ober- und Niedersachsens, Österreichs und Böhmens zu. Durch die Havel, die Spree und die Oder dehnen sich seine Handels-Operationen nach Brandenburg, Schlesien, Mähren, Polen aus.

Die Handelsgeschäfte, die Hamburg macht, bestehen zum Theil in den Consignationen der ausländischen Kaufleute, und in einem sehr weiten Umfange in Kauf und Verkauf inländischer und ausländischer Waaren. Seine Wechselgeschäfte sind sehr bedeutend.

Bremen hat einen beträchtlichen Ausfuhrhandel in den Producten Westphalens und Niedersachsens, die es nach England, Spanien und Portugal gehen läßt, und mit Amerika hat es einen ausgedehnteren Handel, als irgend eine der deutschen Seestädte. Der Handel in Linnenwaaren, den das Ausland mit Deutschland hat, geht ausschließend durch die Hände der Bremer und der Hamburger Kaufleute, denen alle ausländischen Ordres zugeschickt werden.

Leipzig, welches unter den Handelsstädten im Innern Deutschlands den zweiten Rang einnimmt, und die Niederlage für die ausländischen und für die sächsischen Waaren ist, besitzt, außer manchen andern merkantilischen Vorrechten, den großen Vortheil, daß jährlich drei Messen gehalten werden, zu denen die Kaufleute aus allen Gegenden Europens und selbst aus Asien herzuströmen, und deren jede 14 Tage dauert; außerdem ist hier auch ein wichtiger Markt für die sächsische Wolle. Auf diesen Messen, welche zu Ostern, zu Michaelis und zu Neujahr gehalten werden, geschieht unter den zahlreichen Fremden der Umsatz der böhmischen, schlesischen und sächsischen Leinwand; des Leders, der Häute, des Wachses, und der Wolle aus Polen; der Wollenwaaren und Pigmente aus Preußen; der Seidenzeuge, Sammte und Korallen aus Italien; des Leders, mancher Manufakturartikel und der Färbestoffe aus Österreich und Ungarn; der Spitzen, Seidenwaaren aller Art, Bänder, des Porzellans, Uhren, Bronze und andern Manufactur- und Modewaaren aus Frankreich; des Leders, Hanfes und Flachses aus Ruß-

land; der Colonialproducte und Manufactur- und Fabrikwaaren aus England und Holland, und der literarischen Erzeugnisse aus ganz Europa.

Wien, welches die Niederlage des binnenländischen Handels von ganz Österreich ist, hat einen ziemlich ausgedehnten Verkehr mit England, den Niederlanden, und Frankreich, desgleichen einen sehr bedeutenden mit Italien, Ungarn, Polen und der Türkey.

Mittelst der Donau-Schifffahrt bezieht Deutschland große Quantitäten roher Baumwolle aus der Türkey.

Augsburg ist durch seine Agenten und Bankiers das Medium des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, besonders Italien. Die Wiener Wechselgeschäfte werden gewöhnlich in Tratten auf Augsburg gemacht. Es hat auch beträchtlichen Vortheil vom Transito der nach Italien gehenden, oder aus Italien kommenden Güter.

Frankfurt am Main ist ein Ort von großer Handelsthätigkeit, und diese vermehren noch die beiden großen Messen, welche im Frühjahre und Herbste hier gehalten werden, zu welchen ebenfalls die Kaufleute aus den meisten der großen Handelsstädte Europa's herzuströmen. Es hat dabei durch den Reichthum seiner alten und neuen Banquershäuser einen äußerst bedeutenden Wechselhandel.

Frankfurt an der Oder verdankt gleichfalls seinen drei Messen nicht geringe Vortheile. Magdeburg hat einen bedeutenden Handel mit Korn, Leinwand, Baumwollenzeugen, Tüchern, Leder, Salz und Kupfer, welche Artikel es nach Hamburg und auf die Messen in Leipzig und Braunschweig bringt. Außerdem genießt Magdeburg durch sein Stapelrecht große Vortheile und hat einen sehr bedeutenden Zwischenhandel mit Colonialwaaren, Weinen, Getraide u. s. w. In Braunschweig werden bedeutende Geschäfte gemacht, sowohl in seinen natürlichen und künstlichen Producten, als in seinen ausländischen Waaren. Seine zwei großen jährlichen Messen behaupten den nächsten Rang nach den Leipziger und Frankfurter Messen, und werden stark von ausländischen Kaufleuten besucht. Große Quantitäten rohen Zwirns werden hier von den holländischen Kaufleuten geholt, und das starke Bier, welches den Namen Mumme hat, wird in mehrere Länder der Welt ausgeführt.

Preußen insbesondere führt folgende Artikel aus: Waizen, Roggen, Gerste, Bauholz von allen Arten, Hanf, Leinsaamen, Schweinsborsten, Flachs, schlesische Leinwand, Asche, Wachs, Talg, Salz, und große Quantitätten Wollen.

Die vornehmsten Handelsstädte Preußens sind Danzig, eins der größten Kornmagazine von ganz Europa, Memel, Stettin, Königsberg, Elbingen.

Waizen wird ausgeführt von Danzig, Elbingen, Stettin, Königsberg, Anklam und Berlin; Bau- und Stabholz von Danzig, Memel und Stettin; Hanf, Flachs und Leinsaamen von Memel und Königsberg; Asche von Danzig; Talg, Wachs und Schweinsborsten von Memel und Königsberg. Tilsit hat starken Handel in Korn, Leinsaamen, Hanf und Flachs. Die Exporten Braunsbergs sind Wollengarn, Korn und Flachs. Colberg führt sehr viel Korn und andere Produkte Polens aus. Der Haupthandel von Stralsund besteht ebenfalls in Korn-Ausfuhr. Frankfurt an der Oder hat einen sehr beträchtlichen Handel, und er wird nicht wenig befördert durch die schon oben erwähnten Messen. Allein von allen Gegenständen des preußischen Handels behauptet die schlesische Lein-

wand den Vorrang, und durch die Verfertigung derselben sind berühmt die schlesischen Städte Hirschberg, Landshut, Schmiedeberg, Friedland Waldenburg, Schweidnitz. Am meisten gesucht wird diese Leinwand von den hamburgischen, englischen, holländischen und italienischen Kaufleuten.

Die Importen, welche in Preußen vorzüglichen Absatz haben, sind Colonialwaaren, Farbehölzer, Baumwollenwaaren, Salz, Buenos Ayres-Häute, Indigo, Spezereien, Stahlwaaren u. s. w.

Hannover zeichnet sich durch merkantilische Geschäftigkeit gar nicht aus. Die Exporten bestehen in Pferden, Hornvieh, Blei, Wachs, Leinwand, Leder, Salz, Hafer, Gerste, Bauholz, Planken und dem eisenhaltigen Kupfer des Harzgebirges. Die Leinwande sind gemeine, Tafeltücher und osnabrückscher Damast, stehen aber an Güte den preußischen und den friesländischen sehr weit nach. Der Überschuß der einheimischen Consumtion wird nach Nordamerika und den spanischen Colonien ausgeführt, durch das Medium der Hansestädte.

Eingeführt werden hauptsächlich die englischen Manufacturwaaren, besonders die englischen Tücher und Kattune, Colonialwaaren, die preußische und friesländische Leinwand, die feinen französischen Tücher, Seidenzeuge, Juvelierarbeiten, und die schlechtern französischen Weine, ferner geringe Luxusartikel aller Art, welche der hannöversche Kaufmann von den Messen zu Braunschweig, Leipzig und Frankfurt am Main mitbringt. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind Embden, Hannover, Münden.

In Böhmen ist der Handel bei weitem größtentheils in den Händen der das Land zahlreich bewohnenden Juden. Er besteht hauptsächlich in Exporten und zwar von Leinwand, Wollenzeug, Seidenzeug, Farbehölzern, Leder und Glas. Das Glas zeichnet sich durch seine Politur und andere Vorzüge vor dem aller übrigen Länder so aus, daß die Ausfuhr sehr beträchtlich ist. Es wird angenommen, daß die jährlich nach Spanien, Rußland, der Levante und Amerika gehenden Transporte sich auf die Summe von drittehalb Millionen Gulden belaufen. Die Länder, mit welchen Böhmen den meisten Handel hat, sind Österreich, Holland, Spanien, Portugal, Italien und die Türkey. Die Hauptstadt Prag ist auch die vornehmste Handelsstadt des Landes.

C. Dänemark und Holstein.

Obgleich die dänischen Kaufleute mit allen Handelsstaaten Europa's Verbindungen angeknüpft haben, und sowohl im Handel auf dem Baltischen, als in dem auf dem Mittelländischen Meere eine bedeutende Rolle spielen, so besitzt dennoch ihr eigenes Land nur sehr wenig solche Erzeugnisse, welche als Ausfuhrartikel wichtig werden. Was sie ausführen, sind meist Producte ihrer ost- und westindischen Besitzungen.

In die Häfen von St. Petersburg, Riga, Stockholm und Memel führt Dänemark aus die Wollenzeuge Irlands und der Faröer Inseln das aus Frankreich, Spanien und Portugal kommende Salz, und die ost- und westindischen und chinesischen Producte. Deutschland giebt es seine Pferde, sein Rindvieh, Colonial- und ostindische Waaren, und wollene Strümpfe, wofür es von daher erhält Leinwand, Wolle, Branntwein und Weine. Nach Holland führt es aus: Rübsaamen, Fische u. dgl., und erhält dafür Spezereien. An Frankreich, Spanien und Portugal giebt es Pferde, Fische und mehrere aus Ruß-

land kommende Artikel und empfängt Salz, Wein, Früchte, Baumöl, Branntwein, Seide u. s. w. Sein Handel mit England besteht meist darin, daß es Bauholz u. dgl. für die englischen Fabrikate giebt. Nach Island führt es aus: Roggenmehl, Roggen, Gerste, Branntwein und andere geistige Getränke nebst den gewöhnlichen Consumtionsartikeln, wofür es frische, getrocknete und eingesalzene Fische, Thran, Talg, Eiderdunen, Wolle und wollene Strümpfe erhält. Grönland versorgt es mit Mehl, geistigen Getränken u. dgl. und empfängt dafür Fisch- und Robbeuthran, Robbenfelle, Eiderdunen und Pelzwerk.

Die vornehmsten dänischen Handelsstädte sind Copenhagen und Helsingör in Seeland, Aalborg in Jütland, Flensburg und Tönningen in Schleswig, Altona und Kiel in Holstein. Dänemarks westindische Colonien sind: St. Croix, St. Thomas und St. John. Auf der Küste Coromandel besitzt es Tranquebar; an der Guinea-Küste Christianborg und einige andere kleine Plätze. Auch hat es einige kleine Factoreien auf den Nikobarischen Inseln. In Europa besitzt es Island.

Die vornehmsten Handelsgesellschaften in Dänemark sind: die asiatische oder ostindische Compagnie, die isländische Compagnie, die See-Assecuranz-Compagnie, die afrikanische oder dänisch-westindische Compagnie, und die allgemeine Handelsgesellschaft.

D. Frankreich.

Frankreichs Handel ist, obgleich die Revolution ihn bedeutend vermindert hat, immer noch von großem Umfange, und erreicht jedes Land der Erde. Ausgeführt werden vornehmlich Weine, Branntwein, Öle, Korn, Mehl, Liköre, Seidenwaaren, Wollenwaaren, Modewaaren aller Art, Uhren, Porzellane, Krystalle, Teppiche, Bronze, Leinwand, Spitzen, Cambrik, Tapeten, Hanf, Flachs, Früchte, Kapern, Salz, Juvelierarbeiten, Papier u. s. w., und Frankreich nimmt die Producte, jedoch fast keine Manufactur- und Fabrikwaaren aller Nationen.

Die vornehmsten Häfen sind: Bordeaux, Marseille, Nantes, Havre de Grace, St. Malo, l'Orient und Dünkirchen. Marseille's Handel geht hauptsächlich in die Levante und nach Westindien, der von Bordeaux nach Asien, Westindien und dem europäischen Norden. Calais und Dünkirchen haben einen sehr vortheilhaften Schleichhandel mit England. Havre de Grace ist der Seehafen für Paris, und hat sehr ausgedehnten indirecten Händel und Wechselgeschäfte mit dem Auslande. Amiens führt große Quantitäten von Sammt aus. Abbeville, Elbeuf, Louvier u. Sedan haben ihren Haupthandel in Tüchern; Cambrai, Valenciennes und Alençon den ihrigen in Cambriks und feinen Spitzen. Cette, welches der Hafen für Montpellier ist, hat einen ausgedehnten Handel in spanischen und Colonialwaaren. Bayonne's Haupthandel ist der mit Spanien. Der sehr beträchtliche Handel Lyons hat hauptsächlich die Seidenwaaren zum Gegenstande, und sehr beförderlich sind ihm vier jährliche Messen und Lyons Lage im Mittelpunkte der nach der Schweiz, Spanien, Italien und Deutschland führenden Straßen. Für Straßburg ist ein sehr wichtiger Handelsartikel sein vortrefflicher Terpentin. Lille hat directen Handel nicht blos mit allen Handelsstaaten Europa's, sondern auch mit Frankreichs und Spaniens Colonien und mit der Levante. Ferner gehören zu den bedeutendsten Handelsstädten Rheims,

Troyes, Grenoble, Nismes, Angouleme, Cognac, Nantes, Rouen, Rochelle, Caen. Grenoble versorgt Frankreich, Italien, Spanien und selbst Großbritannien mit feinen Handschuhen.

Die französischen Colonien sind Martinique, Guadeloupe, St. Lucia und Marie galante in Westindien; Cayenne in Südamerika; Pondichery, Chandernagor, und noch einige andere Besitzungen in Ostindien; ferner einige Factoreien auf der Westküste von Afrika und zu beiden Seiten des grünen Vorgebirges.

E. Italien.

Obgleich Italien am mittelländischen und am adriatischen Meere die vortrefflichsten Häfen besitzt, und überhaupt eine dem Handel ungemein günstige geographische Lage hat, so ist dennoch sein Handel, sowohl der einheimische, als der auswärtige, sehr beschränkt. Der Grund davon ist lediglich in den unpolitischen Beschränkungen schweren Steuern und Abgaben zu suchen, welchen in diesem höchst fruchtbaren, aber nur allzuschlecht regierten Lande die Handelsstädte unterworfen sind.

Die vornehmsten Ausfuhrartikel Italiens sind: Korn, Olivenöl, Wein, Branntwein, Seide, Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs, Sammt, Damast, Barilla, Schwefel, Argol, Galläpfel, Färberröthe, Gerbersumach, Walonia und andere Färbestoffe, Sennesblätter, Lakriziensaft und Wurzeln, Wachholderbeeren und andere Droguereien, Sardellen, Mandeln, Feigen, Nüsse, Oliven, Korinthen, Rosinen und andere Früchte, Lumpen, Bast- und Strohhüte, Ziegen- und Bockshäute, Marmor.

Die vornehmsten Handelsstädte sind Florenz, Genua, Livorno, Neapel, Venedig, Ancona und Triest.

Livorno, der Hauptcanal des italienischen Handels mit der Levante und den Barbaresken-Staaten, und der Hafen, wo der englische Handel mit dem mittelländischen Meere seinen eigentlichen Mittelpunkt hat, ist eine sehr bedeutende Handelsstadt. Ein großer Theil seines Handels ist in den Händen der Juden. Die Seidenzeuge, Taffte, Satins, Brokate, leichten Wollenzeuge, Sammte u. s. w. sind hauptsächlich die Ausfuhrartikel von Florenz, die durch den Canal von Livorno vertrieben werden, und sehr starken Absatz in der Levante haben. Mailand und Turin haben einen sehr ausgedehnten Handel in ihrer Seide, die wegen ihrer bewundernswürdigen Feinheit und Leichtigkeit in ganz Europa berühmt ist.

Ancona ist ebenfalls für den auswärtigen Handel ein wichtiger Ort, und hat Verkehr mit den vornehmsten Handelsstädten ganz Europa's. Hauptsächlich aber bestehen seine Handelsgeschäfte in Agentschaften und Commissionen. Von Nizza wird einige Seide ausgeführt. Lucca's Exporten sind Olivenöl, Seide, Damast, Früchte u. s. w. Aus Gallipoli wird sehr viel Olivenöl ausgeführt. Genua's Handel ist immer noch beträchtlich. Seine Exporten sind Sammet, Damast, — welcher nebst dem venezianischen der geschätzteste von allem aus Europa's Manufacturen kommenden ist, — rohe Seide, Früchte, Olivenöl, Alaun, Argol, Marmor, Korallen, grobes Papier u. s. w.

Venedig, durch die politischen Umwälzungen der neuesten Zeit unter Österreichs Scepter gekommen, war bekanntlich einst die größte Handelsstadt der Welt. Trotz seinem geschwundenen alten Glanze

ist sein Handel immer noch von Bedeutung, insbesondere sein Handel mit der Levante, da überhaupt der europäische Handel dahin vornehmlich in Venedigs Händen ist. Die venezianischen Sammete, Damaste und Spiegel, ferner verarbeitete Seide in sehr großer Quantität, sind von Venedigs auswärtigem Handel der beträchtlichste Bestandtheil.

Die Exporten von Neapel bestehen in Olivenöl, Wolle, Seide, Weinstein, Weinen, roher und verarbeiteter Seide, Früchten, Schwefel und Stabholz.

Der Handel Triests, eines österreichischen Hafens im Littorale, besteht vorzüglich in Ausführung der Producte Deutschlands und der Colonialwaaren, welche von hier in die Levante und die Küstenländer des schwarzen Meeres gehn. Triest kann als das Depot für die Producte der Levante angesehen werden, und ist ein sehr lebhafter Markt für die Einfuhr der großbritannischen Artikel und des Produkts der Neufoundlands-Fischereien. Fiume ist ein zu Österreich gehörender kleiner Hafen in der Nähe von Triest.

F. Die Inseln des mittelländischen Meeres.

Die Ausfuhrartikel Siciliens, eines Landes, welches die Natur in verschwenderischer Freigebigkeit mit der Fülle aller ihrer Gaben überschüttet hat, deren Segen aber eine höchst elende, bigotte und schwache Regierung seiner Bewohner fast nutzlos macht, bestehen in Seide, Getraide, Barilla, Schwefel, Olivenöl, Wein, spanischen Fliegen, Gerbersumach, Manna, Korallen, Lumpen, Mandeln, Feigen, Rosinen, Nüssen, Sardellen, Bernstein, Ziegen-, Bock- und Schaaffellen, Granatäpfeln, Orangen, Limonien u. s. w., und aus Ananas von ausgezeichneter Größe und sehr vorzüglichem Geschmacke. Der vornehmste Hafen ist Messina.

Die Exporten Sardiniens sind hauptsächlich Getraide von ungemeiner Güte, Thunfische, Häute, Barilla, Salz. Cagliari ist die bedeutendste Handelsstadt.

Corsica führt aus Seide, Olivenöl und schwarze, weiße und rothe Korallen. Die Seide geht vorzüglich nach Genua und Lyon, und die Korallen werden nach Marseille verkauft, wo sie ihre Zubereitung und Politur erhalten, um nach Afrika, als ein von den Mauren und Negern gesuchter Artikel, geschafft zu werden. Die corsicanischen Häfen sind Ajaccio, Bastia und Porto Vecchio.

Malta, welches, so wie Gibraltar, Entrepot der brittischen und Colonialwaaren ist, die im mittelländischen Meere abgesetzt werden, führt Baumwolle, Orangen und Früchte aus.

Die ionischen Inseln, nämlich Cefalonien, Zante, Corfu, Santa Maura u. s. w., führen aus Wein, Branntwein, Olivenöl, Rosinen, Korinthen, Citronen, Melonen, Granatäpfel, Honig, Baumwolle und Salz. Die Rosinen und Korinthen übertreffen selbst die von Morea an Güte. Der Wein ist Muskateller.

Der Handel der Insel Cypern ist unbeträchtlich. Sie führt Baumwolle, Wolle, Seide, Wein, Salz, Terpentin, türkisches Leder u. s. w. aus. Ihre bedeutendsten Handelsstädte sind Larnica und Rhodus.

Die Exporten der Insel Candia, welche durch ihre Lage ganz zum Stapelplatz des europäischen, asiatischen, und afrikanischen Han-

dels geeignet ist, bestehen in Öl, Seife, Wachs, Wein, Leinsaamen, Rosinen, Mandeln, Laudanum, Johannisbrot u. s. w.

G. Die Niederlande und Holland.

Die Ausfuhr der belgischen Niederlande besteht in Waizen, Hafer und anderem Getraide, Leinsaamen, Flachs, Butter, Käse und dgl. Ihre vornehmsten Handelsstädte sind Antwerpen, Gent und Ostende. Antwerpen, einst für den Handel des europäischen Nordens der Stapelplatz, hat während der Zeit der Blokade der Schelde nur einen höchst unbedeutenden Handel gehabt, und erst nach Wiedereröffnung der Schifffahrt auf diesem Flusse, welche die Folge vom Ausgange des letzten Continentalkrieges war, erlangte es allmählig seine merkantilische Bedeutsamkeit wieder, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wegen seiner vortrefflichen centralen Lage, seines vortheilhaften Locals überhaupt, und weil es der Canal ist, durch welchen der meiste Handel der Holländer geht, dereinst selbst die Bedeutsamkeit von Amsterdam und Hamburg übertreffen muß. Die Exporten Antwerpens bestehen hauptsächlich in Waizen, Bohnen, Kleesamen, Leinwand, Spitzen, Teppichen, Tapeten und allerhand Manufacturwaaren von Brüssel, Mecheln, Gent und Brügge. Die Ausfuhrartikel von Gent sind Waizen, feine Leinwand, Flachs, Hanf, Bohnen u. dgl.; die von Ostende Waizen, Kleesaamen, Flachs, Talg, Häute und die Leinwand von Gent und Brügge.

Die Haupt-Exporten Hollands sind Butter, Käse, Leinwand, Tücher, Droguereien und Farbewaaren, Fische, Waizen, Leinsaamen, Kleesaamen, Wachholderbranntwein, Färberröthe, Papier u. dgl. Die größten Handelsstädte in Holland sind Amsterdam, Rotterdam und Gröningen. Amsterdam war vor dem Verfall des holländischen Handels eine der größten Handelsstädte Europens oder vielmehr der Welt, das Emporium der aus dem Osten und Westen und aus den vornehmsten europäischen Staaten kommenden Waaren. Der Industriegeist und die Genügsamkeit, durch welche seit Jahrhunderten die Holländer sich ausgezeichnet haben, und denen sie fortwährend treu bleiben, erhoben sie zu dem Range, den sie als Kaufleute behaupten. Zu einer Zeit, wo die Holländer im ausschließenden Besitze der orientalischen Spezereien, der Seidenwaaren Ostindiens und China's, und der ostindischen feinen Baumwollenzeuge waren, kleidete dieses sparsame Volk sich selbst nur in grobes Tuch, und begnügte sich zur Nahrung mit Fischen und Vegetabilien, ja es war früher bei ihm allgemein herrschender Gebrauch, immer bei derselben Tracht zu bleiben, und die Kleidungsstücke so lange zu tragen, als es ohne gänzliche Verletzung des Anstandes möglich war. Die sehr feinen Tücher, welche die Holländer selbst fabrizirten, bestimmten sie blos für das Ausland, und sie kauften zu ihrem eigenen Gebrauche das grobe Tuch in England, so wie sie auch in jener Zeit ihre selbst producirte vortreffliche Butter und ihren Käse meist verkauften und zu ihrer eigenen Consumtion diese Artikel der weit größern Wohlfeilheit wegen in England und Irland nahmen. — Auch den Wechsel- und Bank-Geschäften verdankten die Holländer zum Theil ihren hohen Wohlstand, und der Canal, durch den sie gemacht wurden, war Amsterdam. Noch jetzt ist es mit Hamburg einer der großen Centralpunkte der Wechselgeschäfte zwischen dem Norden und dem Süden Europa's, obgleich von der Zeit an, wo in der Amsterdamer Bank ein Mangel an Ver-

trauen sich zu erkennen gab, dieser Geschäftszweig bei weitem nicht mehr so bedeutend gewesen ist, indem ein großer Theil seiner Wechselgeschäfte nach London und Hamburg überging. Indeß ist Amsterdams Handel immer noch sehr bedeutend.

H. Polen.

Polens Exporten bestehen in Korn, Hanf, Flachs, Bauholz, Leinsaamen, Talg und Salz. Sein Handel ist nicht sehr beträchtlich und fast ganz in den Händen der Juden, die in diesem Lande sehr zahlreich sind. Warschau und Cracau sind die beiden größten Handelsstädte. Das erstere hat zwei Messen jährlich. Cracau hat eine dem Handel sehr günstige Lage, die Hauptquelle seiner Geschäfte aber sind die berühmten in seiner Nähe liegenden Salzbergwerke von Wieliczka. Auf den Messen zu Leipzig und Frankfurt a. d. O. versieht sich Polen mit Manufaktur- und Fabrikwaaren und allen Luxus Artikeln, wogegen es Hasenfelle und andere Produkte dahin bringt.

I. Portugal.

Die portugiesischen Ausfuhrartikel sind hauptsächlich folgende: Weine, nämlich weißer und rother Oporto-, Lissabonner und Calcavella-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Früchte, Kork, Seide, Wolle, Baumöl u. s. w. Nach England gehen Oporto-, Lissabonner, Calcavella-, Madeira- und Canarien-Wein, Salz, Orangen, Limonien, Kork u. s. w., wogegen die Portugiesen brittische Manufacturwaaren, Colonialwaaren, Mundvorräthe, Korn, Mehl, Kupfer, Blei, Steinkohlen u. dgl. erhalten. Die Ausfuhrartikel nach dem europäischen Norden sind Weine, Salz, Früchte u. s. w., wogegen man Hanf, Flachs, Korn, Eisen, Bauholz, Theer, Pech, Stockfisch, und russische und deutsche Leinwand erhält.

Das portugiesische Salz ist von vorzüglicher Güte zum Einsalzen des Fleisches, aber das Baumöl kommt dem spanischen und dem französischen nicht gleich. Eben so werden die Wolle, die Orangen und die Limonien Portugals von den spanischen übertroffen.

Als Handelsstädte stehen Lissabon, Oporto und Setubal obenan. Portugals auswärtige Besitzungen sind: Brasilien in Südamerika, die Städte Goa und Diu in Ostindien, die Factorei Macao in China, die azorischen Inseln und Madeira im atlantischen Meere; die Insel St. Thomas in der Nähe der Westküste von Afrika, und Mosambique, Melinda und andere Niederlassungen an der Ostküste von Afrika.

K. Rußland.

Rußland führt hauptsächlich folgende Artikel aus: Eisen, Hanf, Flachs, alle Arten von Seilerarbeit, Talg, Häute, Tannen- und Eichstämme, Planken, Bretter, Latten, Balken, Bogspriets, Mastbäume, Pech und Theer, Getraide von allen Arten, insbesondere Waizen, Leinwand, Segeltuch von verschiedenen Arten, Wachs, Honig, Schweinsborsten, Unschlitt, Seife, Hausenblase, Caviar, Leder, Fischthran, Hanfsaamen, Leinsaamen, Tabak.

Die vornehmsten Handelsstädte sind: Tobolsk, Irkuzk und Tomsk in Sibirien; Astrakan, Orenburg und Kasan im asiatischen Rußland; Moskau und Nowogrod im Innern Rußlands; Archangel am weißen Meer; Liebau in Kurland; Taganrock, Oczakoff, Kaffa oder Feodosia, Odessa, Cherson, Sebastipol und Azoff am schwarzen und azoffschen Meere; Riga,

Pernau, Narwa, Reval, Habsal, Petersburg, Wiborg, Frederikshan, Arensburg.

Durch das schwarze und das azoffsche Meer hat Rußland einen sehr lebhaften Handel mit der Türkei und Smyrna.

England ist der Hauptmarkt für die Producte Rußlands. Der Handel zwischen diesen beiden Ländern ist ein natürlicher, da sie ihrer Producte gegenseitig in gleichem Grade bedürfen.

L. Schweden und Norwegen.

Die Ausfuhrartikel Schwedens sind Eisen, Stahl, Kupfer, Pech, Theer, Tannenholz, Alaun und Fische. Die vornehmsten Handelsstädte sind Stockholm, Gothenburg und Gefle. Carlskrona hat einen beträchtlichen Handel mit Eisen, Bauholz, Pech, Theer, Talg, Potasche, Leinsaamen u. s. w., welche Artikel vorzüglich in die französischen, spanischen und italienischen Häfen gehen, und wogegen man hauptsächlich Salz nimmt. Die Exporten von Gothenburg sind Fische, Eisen, Stahl und Planken.

Die den Handel befördernden Institutionen Schwedens sind die Bank, die ostindische Compagnie, die westindische Compagnie, die Handelsgesellschaft, die Gewerbsgesellschaft.

Aus Norwegen werden ausgeführt Fische, Eichenstämme, Tannenstämme, Tannenbretter, Mastbäume, Alaun, Vitriol, Fisch- und Robbenthran, Pech, Häute, wollene Strümpfe, Eisen, Kupfer, Theer. Die vornehmsten Handelsstädte sind Christiania, Bergen, Drontheim und Christiansand.

M. Schweiz.

Die Schweiz hat einen nicht unbedeutenden auswärtigen Handel. Ihre Exporten bestehen hauptsächlich in feiner Leinwand, Seidenwaaren, Sammet, nachgeahmten ostindischen Stoffen und Shawls, feinen gedruckten Kattunen, Schlaguhren, Taschenuhren, Bändern, Weinen, Käse, Honig, u. s. w. Die Einfuhr-Artikel sind vornehmlich Colonial- und ostindische Waaren, welche aus Holland kommen; Salz, Getraide, Wolle und Tücher, die aus Deutschland bezogen werden; rohe Baumwolle, Seide u. s. w., die aus Italien kommen; Manufacturwaaren verschiedener Art aus England, Weine und Branntweine aus Frankreich.

Die vornehmsten Handelsstädte der Schweiz sind Basel, Bern, Zürich, Genf und Neufchatel.

N. Spanien.

Wären die Spanier mehr vom Geiste der Industrie beseelt, so würden sie hinsichtlich des Handels sich neben jede andere Nation der Erde stellen, wo nicht sie übertreffen können. Unter der Regierung Ferdinands und der Isabelle und Carls V. war die spanische Nation eine der industriösesten in Europa. Ihre Wollen-, Flachs- und Seiden-Manufacturen waren so beträchtlich, daß sie weit mehr lieferten, als die Nation für sich brauchte. Allein durch die aus dem entdeckten Amerika ins Land strömenden Reichthümer ward sie träge, und noch mehr in Folge der ungeheuern Verschwendungen, wozu Philipp II. durch seinen Ehrgeiz und durch jene neuen Hülfsquellen sich verleiten ließ, und unter der schwachen Regierung Philipps III. geschah es, daß die Manufacturen schon zu Anfange des siebzehnten

Jahrhunderts im größten Verfalle waren, und die Nation ihren sehr wichtigen auswärtigen Handel verlor.

Die Producte Spaniens sind Wolle, Seide, Salz, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Quecksilber, Barilla, Reiß, Salpeter, Zucker, Mandeln, Oliven, Orangen, Limonien, Feigen, Weine, Branntwein und Früchte.

In Segovia und Leon wird jährlich ungefähr eine Million Arrobas feine Wolle gesammelt, und davon werden ungefähr achthundert tausend Arrobas an die Franzosen, Holländer und Engländer verkauft. Spaniens herrliche Weine, die gebrannten Wasser, die Früchte, die Barilla u. s. w. werden sehr einträgliche Artikel für das Land. Aus dem Hafen von Barcelona werden vorzüglich Seidenzeuge, Mitteltücher und Baumwollenzeuge, ferner Weine, Branntwein, Mandeln, Nüsse und andere Erzeugnisse ausgeführt, wofür in demselben Hafen Lyoner Seidenzeuge, Strumpfwaaren von Nismes, verschiedene Arten von Stoffen und Baumwollenzeugen, deutsche Leinwand und getrockneter Stockfisch aus England, die Summe von ungefähr drei Millionen Piaster betragend, ankommen. Der Ausfuhrhandel Valencia's besteht hauptsächlich in Seide, Barilla, Soda, grober Wolle, getrockneten Früchten, Weinen und Branntwein, welchen letztern vorzüglich die Holländer abholen und nach der Normandie und Bretagne schaffen. Die Engländer verkaufen an die Spanier vorzüglich Tücher; die Franzosen Leinwand, Wollenzeuge, Stahlwaaren, Spezereien und dergl. Aus dem Hafen von Alicante führen die Spanier hauptsächlich getrocknete Früchte, Seide, Wolle, Barilla, Weine, castilianische Seife, Oliven, Saffran, eine Art von Cochenille, welche grana genannt wird, und Salz aus, von welchem letztern die Engländer und Schweden jährlich über 300,000 Tonnen abholen, deren jede dreihundert Pfund enthält. Auch in den Häfen von Cartagena und Malaga ist sehr große Handelsgeschäftigkeit. Aus dem letztern werden vorzüglich Weine, getrocknete Früchte, Mandeln, Gerbersumach, Sardellen, Olivenöl u. s. w. ausgeführt. Cadiz ist gleichsam das Emporium der alten und neuen Welt, so äußerst wichtig ist sein Handel. Im Jahre 1792 betrugen seine Exporten nach den beiden Indien die Summe von 276,000,000 Realen, und seine Importen über 700,000,000 Realen. Die Residenz Madrid ist zugleich eine bedeutende Handelsstadt, und kann als das Entrepot der inländischen und ausländischen Producte und des Geldverkehrs betrachtet werden. Sevilla hat einen beträchtlichen Handel in Öl und Orangen, die im Hafen von Cadiz ausgeführt werden. Gibraltar ist, so wie die Insel Malta, das Emporium der Engländer für ihren Handel im mittelländischen Meere.

Fast der ganze Handel an den spanischen Küsten ist in den Händen der Franzosen, Holländer und Engländer.

Die spanischen Colonien siehe unter Südamerika und Philippinen.

O. Türkei.

Die Türken sind noch weit davon entfernt, ein Handelsvolk zu seyn, obgleich ihr Verkehr mit den Hauptnationen Europa's, besonders mit Österreich, mit Frankreich, Italien, Großbritannien und Holland, durch die in der Türkei lebenden Armenier, Griechen und Juden, welche den Handel dieses Landes fast ganz in ihren Händen haben, keineswegs unbedeutend ist. Die vornehmsten Handelsstädte

sind Constantinopel und Smyrna. Das letztere ist der grosse Markt des levantischen Handels, und Constantinopel ist vorzüglich im Handel mit Rußland beschäftigt. Es verbreitet die russischen Producte in den Häfen des mittelländischen Meeres.

Die Exporten von Constantinopel, einer Stadt, die unter einer weisen und thätigen Regierung so leicht der wahre Stapelplatz der Welt werden könnte, sind so unbedeutend, daß die grosen Waarenquantitäten, welche für die Türkei eingeführt werden, fast ganz mit Gold und Diamanten bezahlt werden müssen. In ihrem Hafen holen die Engländer, Franzosen, Italiener, Holländer und andere Nationen die Producte Polens, das Salz, den Honig, das Wachs, den Tabak, die Butter der Ukraine, die Häute, den Talg, den Hanf, das Segeltuch, das Pelzwerk und die Metalle Rußlands und Sibiriens, und bringen dafür die Producte ihrer Länder. Diese Geschäfte werden gemacht, ohne daß die Türken im Geringsten einen Antheil daran haben.

P. Ungarn.

Ungarn hat eine geographische Lage, die den Handel sehr wenig begünstigt. Dennoch ist sein auswärtiger Handel keineswegs verächtlich. Die Exporten sind Wein, Tabak, Galläpfel, Spießglas, Alaun, Potasche, Hornvieh, Wolle, Eisen, Kupfer, Weizen, Roggen und Gerste. Die Importen können nur durch den Canal Österreichs und der Türkei geschehen, da die Regierung jeden andern Weg, welcher für sie gewählt werden könnte, verboten hat.

II. Asien.

Asiens Handel ist hauptsächlich innerer, aber er wird von den verschiedenen asiatischen Völkern, vornehmlich Vorder- und Mittelasiens, in einem sehr weiten Umfange getrieben mittelst jener Karavanen (von einem Dichter die „Flotten der Wüste" genannt), in denen man zuweilen mehr als funfzigtausend Kaufleute und Reisende vereinigt sieht, die Zahl der Kameele aber noch weit größer ist. Der Mittelpunkt der sehr weiten Circulation, welche die Waaren des Morgenlandes diesen Karavanen verdanken, ist hauptsächlich Mecca, welches dem Auge des Reisenden zu der Zeit, wo die Karavanen darin sind, einen so belebten Markt und eine solche Anhäufung von Kaufmannsgut darbietet, wie in keiner andern Stadt des Erdbodens gefunden wird. Ostindiens Mousseline und übrige Waaren, China's Producte, die sämmtlichen Gewürze des ganzen Morgenlandes, die Shawls von Kaschemir u. s. w. bringt der geduldige Rücken des Kameels nach Mecca, von wo aus sie auf dem asiatischen nicht nur, sondern auch auf dem afrikanischen Festlande verbreitet werden.

A. Arabien.

Die Araber, einst und ehe noch der Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt war, das erste Handelsvolk der Welt, haben jetzt einen ziemlich unbedeutenden Handel. Caffee, Aloe, Mandeln, Balsam von Mecca, Gewürze und Droguereien und ihre afrikanischen Importen an Myrrhen, Weihrauch und arabischem Gummi sind die Hauptartikel, welche sie ausführen.

B. Arabischer Meerbusen und rothes Meer.

Aus Masnah, der Hauptstadt Abyssiniens, werden ausgeführt Gold, Zibeth, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner, Reiß, Honig, Wachs, Sklaven; und für diese Waaren und Menschen holt man hauptsächlich in Mocha und Jedda Baumwolle, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Moschus, Ingwer, Cardemomen, Kampfer, Kupfer, Blei, Eisen, Zinn, Stahl, Kurkumei, Zinnober, Tabak, Schießpulver, Sandelholz, Reiß, Messerschmidswaaren, Waffen und eine Menge anderer Artikel europäischer Fabrikate.

Die Ausfuhr von Suez und Cossier besteht hauptsächlich in Korn.

C. Persien.

Wie glücklich auch Persiens geographische Lage für den Handel ist, so treibt es ihn dennoch nur mit sehr geringer Emsigkeit und wenig Unternehmungsgeiste. Seine Exporten bestehen hauptsächlich in Pferden, Seide, Perlen, Brokaten, Tapeten, Baumwollenzeugen, Shawls, Rosenwasser, Wein von Schiras, Datteln, karamanischer Wolle, Gummi, Droguereien von verschiedener Art u. s. w.

Die vornehmsten Handelsstädte Persiens sind Bagdad, Bassorah, Bushire u. a.

Bagdad, einst der Centralpunkt eines glänzenden und ausgedehnten Handels, kann immer noch als der große Stapelplatz des Morgenlandes betrachtet werden, obgleich es jetzt bei weitem nicht mehr das ist, was es war. Von Bassorah werden die Erzeugnisse Arabiens, Indiens, Persiens und der asiatischen Inseln nach Bagdad geschafft, wo sie einen sehr guten Markt finden, und von wo sie in die übrigen Städte des türkischen Reichs verbreitet werden. Europa versorgt es, mittelst der arabischen Karavanen, mit Waaren jeglicher Art und auch mit den amerikanischen Erzeugnissen. Dagegen hat es nichts zu geben, als Datteln, Tabak und eine sehr mäßige Quantität wollner Stoffe, indem sein ganzer Export-Handel in der bloßen Verbreitung und dem Umsatze der Producte anderer Länder besteht.

Die Exporten von Aden sind Caffee, Elephantenzähne, Gold und verschiedene Arten von Gummi, wogegen es vorzüglich die ostindischen und chinesischen Producte einführt. Muscat, welches der Schlüssel von Arabien und Persien ist, hat einen sehr starken Handel mit dem brittischen Indien, Sumatra, der malaiischen Halbinsel, dem rothen Meere und der Ostküste von Afrika.

Bassorah ist durch seine vortheilhafte Lage eine Handelsstadt von bedeutender Wichtigkeit, und kann als der Stapelort des im persischen Meerbusen Statt findenden lebhaften ostindischen, persischen und arabischen Handels betrachtet werden. Sein Handel mit Ostindien ist sehr bedeutend, da es der Canal ist, durch welchen das osmanische Reich mit den Spezereien des Morgenlandes und mit den Manufacturwaaren der brittischen Besitzungen in Ostindien versorgt wird.

D. Asiatische Türkei.

Der vornehmste Hafen der Levante ist Smyrna, ein sehr bedeutendes Entrepot der Kaufmannsgüter des Morgenlandes und Abendlandes. Die Ausfuhrartikel der Levante sind: Caffee, Baumwolle; Wolle, Seide, Färberröthe, Kameel- und Ziegenhaare, Häute, Ro-

sinen, Feigen, Perlen, Schmirgel, Wetzsteine, Galläpfel, Opium, Rhabarber und andere Droguereien. Angora schickt nach Smyrna durch Karavanen beträchtliche Quantitäten von Angoraziegenhaar und Shawls und aus demselben Materiale verfertigte Stoffe, und das Angorahaar wird in der Levante selbst und in Europa zu Kamelot verarbeitet, vorzüglich in England, Frankreich und Holland, deren Kamelotmanufacturen zum Theil Agenten in Angora selbst unterhalten, und durch diese ihre Käufe machen. Damask ist der Centralpunkt des Handels in Syrien und macht sehr große Geschäfte durch die Karavanen, welche vom Norden Asiens nach Mecca und von Bagdad nach Cairo gehen. Aleppo hat sehr viel Handelsverkehr mit Constantinopel, Bassorah, Bagdad, Damask und Skenderun oder Alexandrette, nach welchen Orten alljährlich Karavanen durch Aleppo gehen. Seine Exporten sind seine eigenen Seiden- und Baumwollenwaaren, die Shawls und Mousseline Ostindiens, die Galläpfel aus Kurdistan, Kupfer, Droguereien und Pistazien. Alexandrette hat auch ziemlich bedeutenden Handel. Erzerum ist der Stapelplatz der Seiden- und Baumwollenwaaren, gedruckten Leinwand, Spezereien, des Rhabarbers, der Färberröthe und des ostindischen Zitwers.

E. Das brittische Ostindien und die malaiische Halbinsel.

In dem langen Zeitraume von viertausend Jahren sind die für den Handel wichtigen Producte Indiens dieselben geblieben; denn alle jene von den Alten erwähnten Artikel und Schätze Indiens sind es immer noch, welche die Nationen der übrigen Welttheile dort holen, nämlich Reiß, Indigo, Farbewaaren, Koschenille, Opium, Baumwolle, Seide, Apothekerwaaren, Zimmet, Cassia, Kokosnüsse und dergl. Der ostindische Handel ist hauptsächlich in den Händen der Engländer unter der Leitung der ostindischen Compagnie.

Nächst den Engländern sind die Amerikaner der vereinigten Staaten die Nation, welche am ostindischen Handel den meisten Antheil hat.

Dänemark hat nur einen sehr unbeträchtlichen Handel mit Ostindien, und der, den Schweden mit ihm hatte, ist jetzt fast vernichtet, obgleich die schwedische ostindische Gesellschaft vor den neuesten großen Veränderungen in der Regierung dieses Landes und vor dem Durchgehen der Commutationsacte in England unter allen europäischen Handelsgesellschaften die am besten regulirte und in ihren Geschäften glücklichste war, nächst der englischen.

Portugals Handel mit den brittischen Besitzungen in Ostindien ist bedeutend, der spanische hingegen sehr gering.

Von Queda auf der malaiischen Halbinsel holt man Zinn, Reiß, Wachs, Fischmägen und Haienflossen, zu Salangore, Pahang und Tringano, Gewürznelken, Muskatnüsse, Pfeffer, Kampfer, Betel, Elephantenzähne, Goldstaub, Schildkrötenschaale, Zinn u. s. w. Von Malacca wird hauptsächlich Goldstaub ausgeführt.

F. China.

Der Handel, welchen China mit Europa, dem brittischen Indien, den vereinigten Staaten von Amerika, mit Cochinchina und Siam, mit Japan und den übrigen asiatischen Inseln treibt, ist sehr beträchtlich.

Die brittischen Importen in China sind theils die der ostindischen Compagnie, theils die von Privatkaufleuten. In den Jahren 1781 bis

1791 hatte die Compagnie für 3,471,521 Pfund Sterling Waaren und für 3,588,264 Pfund Sterling ungemünztes Metall eingeführt, in den Jahren von 1792 bis 1809 für 16,502,338 Pf. St. Waaren und für 2,466,946 Pf. St. ungemünztes Metall. Die Exporten aber, welche die Compagnie nach England machte, betrugen in den Jahren 1793 bis 1810 mit Einschluß der Abgaben, Fracht u. s. w. 41,203,422 Pf. Sterl. und sie wurden verkauft für 57,896,274 Pf., so daß die Compagnie daran einen Bruttogewinn von 16,692,852 Pf. hatte.

Aus dem brittischen Indien führte die Compagnie in den Jahren 1802 bis 1806 in China ein für 65,736,731 Sikka Rupien Waaren und für 241,471 Sikka Rupien ungemünztes Metall, und ihre Exporten aus China in's brittische Indien betrugen 26,651,894 Sikka Rupien an Waaren und 26,995,003 Sikka Rupien ungemünztes Silber. Was von andern englischen Kaufleuten in China eingeführt wird, beträgt wahrscheinlich eine halbe Million Pfund Sterling jährlich. Die Importen der übrigen Nationen Europa's nach China bestehen hauptsächlich in ungemünztem Gold, wofür Thee genommen wird. Da dieser Thee aber an sie durch das Medium Englands und der vereinigten Staaten kommt, so ist der Verkehr derselben mit China nur unbedeutend.

Mit Siam, Cambodia, Cochinchina, den asiatischen Inseln und Japan hat China einen sehr lebhaften Verkehr, in der neuern Zeit auch mit Rußland, und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser.

Die Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Spanier und Amerikaner haben zu Canton Factoreien, und die Portugiesen zu Macao eine Niederlassung.

G. Siam und Tonquin.

Aus Siam und Tonquin werden ausgeführt Zinn, Elephantenzähne, Diamanten und andere Edelsteine, Goldstaub, Kupfer, Salz, Betel, Pfeffer, Wachs, Seide, Bauholz und lackirte Waaren, und der Handel dieser beiden Länder ist hauptsächlich in den Händen der Chineser und Portugiesen.

H. Cochinchina.

Der cochinchinesische Handel ist größtentheils in den Händen der Chineser. Die Ausfuhrartikel sind Zucker, Seide, Gold, Betelnüsse, Schwarzholz, Japanholz, Büffelhörner, getrocknete Fische, Fischhäute und Kandyzucker, welcher letztere für den besten gehalten wird, den es giebt.

I. Japan.

Seit Vertreibung der Portugiesen aus Japan ist der Handel dieses Reichs fast blos innerer. Die einzigen Ausländer, mit welchen die Japaner noch einigen Verkehr haben, sind die Chineser und die Holländer, und auch diese sind auf den Hafen von Nangasaki beschränkt.

Die Chineser versorgen die Japaner mit Reiß, Porzellan, Zucker, Ginseng, Elfenbein, Seidenstoffen, Nanking, Blei, Zinnplatten, Alaun und dergl., und holen dafür Kupfer, Kampfer, Lack, lackirte Waaren, Perlen, Meerkohl und eine metallische Composition, Sowas genannt, welche aus Kupfer und einer kleinen Quantität Gold besteht. Die Holländer holen hauptsächlich Kupfer, Kampfer,

Lack, lackirte Waaren. Nur zwei holländische und zwölf chinesische Schiffe dürfen jährlich im Hafen von Nangasaki einlaufen. Nach Ankunft eines Schiffs und vorgängigen Ceremonien werden die Waaren ans Land geschafft. Dann kommen die kaiserlichen Beamten (denn der Handel mit dem Auslande ist Monopol des Kaisers), untersuchen die Güte und Quantität der Waaren, berathschlagen mit einander, und bestimmen den Preis der einheimischen Waaren, welche dagegen verlangt werden. Die Ausländer müssen entweder diese Bedingungen eingehen, oder die Waaren, welche sie gebracht haben, behalten. In den Besitz ausländischer Waaren kommen die japanischen Kaufleute erst dadurch, daß sie dieselben dem Kaiser abkaufen.

In Verfertigung der Seiden- und Wollenzeuge, des Porzellans und der lackirten Waaren stehen die Japaner nicht unter den Europäern. Auch in Stahlarbeiten stehen sie auf einer hohen Stufe. Die japanischen Säbel und Dolche sind unvergleichlich, und werden vielleicht einzig von den Damascenersäbeln übertroffen. Auch im Poliren des Stahls und aller anderen Metalle sind sie sehr geschickt. In der Kunst des Lackirens und Firnissens kommt ihnen keine einzige Nation des Erdbodens gleich, und ihre feinern Porzellane übertreffen die chinesischen bei weitem. Die gröbern nehmen sie selbst aus China.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hatten die Engländer ebenfalls mit Japan zu handeln begonnen, allein die portugiesischen Missionäre und später auch die Holländer wußten durch Verleumdungen die Regierung gegen sie einzunehmen. Im Jahre 1673 ward der Versuch einer Erneuerung jenes Handels abermals durch die Holländer vereitelt, welche die Japaner darauf aufmerksam machten, daß der König von England (Carl II.) die Infantin von Portugal zur Gemahlin habe. Die Portugiesen waren damals schon aus dem Lande vertrieben, und der Haß der Japaner gegen die Ränke ihrer Jesuiten unversöhnlich. Wegen der großen Vortheile, welche der Handel mit Japan England gewähren zu müssen schien, machte es einen dritten Versuch 1699, und instruirte die Factorei zu Canton, mit Japan, wenn es nur irgend möglich sey, durch das Medium von China wieder in Verbindung zu treten. Indeß das Resultat davon befriedigte die Erwartungen bei weitem nicht, und seitdem ist auf alle weiteren Versuche verzichtet worden. Blos im Jahre 1813, als Java Großbritannien unterworfen ward, hatte die ostindische Compagnie wieder einen kleinen Verkehr mit Japan, indem sie für 298,150 span. Thaler Waaren hinschickte und dafür japanische erhielt, welche sie für 342,126 spanische Thaler verkaufte. Die im J. 1805 unter Krusenstern nach Japan gegangene russische Gesandtschaft war in ihrem Bestreben nicht minder unglücklich, als es die englischen gewesen waren.

K. Die asiatischen Inseln Amboina, Banca, die Bandainseln, Java, Sumatra, Borneo u. s. w.

Von Amboina werden Gewürznelken ausgeführt, deren Anbau einzig auf diese Insel zu beschränken die Holländer sich sehr viele Mühe gaben, zu welchem Behuf sie auf den benachbarten Inseln alle Gewürznelkenbäume ausrotteten. Noch jetzt macht die Regierung von Amboina mit einem zahlreichen Gefolge alljährlich eine Reise auf die übrigen holländischen Inseln, ausschließend zu dem Zweck der Ausrottung jener Bäume.

Banca ist wegen seiner Zinnbergwerke berühmt und die Ausfuhr dieses Zinns nach China ist sehr bedeutend, da die Chineser es wegen seiner Hämmerbarkeit dem englischen vorziehen. Ungefähr vier Mill. Pfd. Zinn werden alljährlich aus diesen Bergwerken gewonnen.

Die Bandainseln erzeugen Muscatnüsse und Macis.

Die Stapelartikel des Exports von Batavia, dem Emporium, wo alle Waaren der holländisch ostindischen Compagnie niedergelegt werden, sind Pfeffer, Reiß, Caffee, Zucker, Baumwolle und Indigo. Sechs und eine Viertel Million Pfund Pfeffer, die theils auf der Insel selbst wachsen, theils von Sumatra, Bantam, Borneo und den übrigen Inseln hierher gebracht werden, werden jährlich in den Niederlagen der Hauptstadt aufgespeichert, und sie ist das Pfeffermagazin für den ganzen Erdkreis. Auch sind sowohl Caffee als Zucker in den letztern Jahren, jedes in der Quantität von zehn Millionen Pfund und darüber, erbauet worden.

Borneo hat außer dem Pfeffer Gold in Staub und in Barren, Wachs, Sago, Kampfer, welcher letztere von Borneo in vorzüglicherer Güte kommt, als von irgend einer andern Insel. Außer den Engländern haben die Chineser hier einen lebhaften Handel.

Ceylons Ausfuhrartikel sind Zimmet, Pfeffer, Caffee, Tabak, Betel, Kokosnüsse, Droguereien, Bauholz, Perlen, Edelsteine, Korallen u. s. w.

Von den Philippinen sind die vornehmsten Manilla, Magindanao und Mindano. Aus ihnen werden ausgeführt: Indigo, Zucker, Seide, Goldstaub, Quassia, Pfeffer, Schildkrötenschaale, Wachs, Edelsteine, Silber als Waare, Sago und Tabak. Der Handel der Philippinen mit China und Südamerika ist beträchtlich. Manilla producirt Zucker, Tabak, Indigo. Von allen asiatischen Tabaken ist der von Manilla der beste.

Die Prinzwalesinsel ist wegen ihrer centralen Lage zwischen Indien, China und den östlichen Inseln nicht ohne einen bedeutenden Handel, und ihre Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Benzoe, Pfeffer, Betelnüsse, Spezereien, Metall, ostindischer Zink, Koschenille, Adlerholz, Japanholz, Elephantenzähne, Zucker, Silber als Waare.

In den Häfen von Sumatra, nämlich Achin, Sinkell, Tappanuly, Natal, Padang, Mocomoco, Benkulen, Palembang und Pedir, wird ein beträchtlicher Handel getrieben. Die vornehmsten Exporten sind Goldstaub, Betel, Benzoe, Pfeffer, Kampfer, Japanholz, Schwefel, spanisches Rohr, Wachs, Gummilack, Spezereien, Zinn u. s. w.

III. Afrika.

Keines von den Continenten der alten Welt hat eine dem Handel so günstige Lage, wie Afrika. Allein der Mangel an schiffbaren Flüssen und die unermeßlichen Sandwüsten, durch welche Afrika's fruchtbare Regionen von einander gesondert werden, bilden ein unübersteigliches Hinderniß einer solchen Ausdehnung des Handels, wie sie der großen Fruchtbarkeit dieses Welttheils entspräche.

Außer dem innern Handel hat der afrikanische Handel seine Quellen blos in folgenden Ländern: in Ägypten, in den Barbareskenstaaten, an der Westküste, im Innern von Guinea, in der Nähe der Flüsse Gambia, Niger und Senegal, am Vor-

gebirge der guten Hoffnung, in den Niederlassungen der Portugiesen an der Ostküste, und an den Küsten des rothen Meers.

Der innere Handel ist Karavanenhandel. Die afrikanischen Karavanen bestehen aus fünfhundert bis zweitausend Kameelen. Die drei Hauptländer, von wo sie ausgehen, sind Marocco, Fez und Ägypten. Die Hauptartikel des afrikanischen innern Handels sind Salz, Gold und Sklaven. Die Producte dieses Erdtheils sind sehr mannichfaltig. Zu den vornehmsten gehören: Gold, Elephanten- und Hippopotamuszähne, Rhinoceroshörner, Weihrauch, Gummi und Droguereien, Schildkrötenschaale, Palmwein, Orangen von vorzüglichster Güte und dergl. Die Engländer holen an den Küsten Goldstaub, Elephantenzähne, Kauris oder Schlangenköpfe, Muscheln, Pfeffer, Wachs, Hirse und Palmenöl. Die Portugiesen holen von der Ostküste Bernstein, Ambra, Columbowurzel, Kauris, Elephantenzähne, Hippopotamuszähne, Schildkrötenschaale, Elephantenhaar, Gold und Rhinoceroshörner.

Die vornehmsten Handelsplätze auf der Ostküste sind Natal, Soffala, Qualimane, Mozambique, Querimba, Quiloa, Mombaza, Melinda, Brava, Mogadora, Berbera, Zeila und Abel. Qualimane, Mozambique und Melinda sind portugiesische Niederlassungen; Abel, Zeila, Berbera und Brava sind sehr wichtige Handelsorte, aus denen man vorzüglich Goldstaub, Elfenbein und Weihrauch holt, wofür die arabischen und ostindischen Producte hingebracht werden.

Zwischen den brittischen Niederlassungen in Ostindien und Mosambique ist der Handel beträchtlich und die Engländer holen Elephanten- und Hippopotamuszähne, Schildkrötenschaalen, Droguereien, Kauris, Gold u. s. w.

A. Die Barbareskenstaaten.

Der Handelsverkehr der Barbareskenstaaten mit den Europäern ist sehr unbedeutend und schwankend, und die wenigen Geschäfte, die gemacht werden, sind hauptsächlich in den Händen der Franzosen, der Britten und der Amerikaner. Folgendes sind die Exporten derselben: Olivenöl, Wachs, Wolle, Weizen, Gummi, Mandeln, Datteln, aromatische Sämereien, Elfenbein, Leder, Häute und Straußenfedern.

Aber einen desto beträchtlichern Handel haben die Barbareskenstaaten mit Arabien, Ägypten und dem Innern von Afrika, selbst mit Tombuktu, welches als das Emporium des Innern von Afrika zu betrachten ist. Auch mit Mecca, Cairo und Alexandrien handeln sie durch Karavanen.

Die vornehmsten Handelsstädte der Barbareskenstaaten sind Algier, Tunis, Tripoli, Sallee und Agadez oder Santa Cruz.

Vor der französischen Revolution war der Handel von Algier ganz in den Händen einer Gesellschaft von französischen Kaufleuten zu Marseille, welche zu Erleichterung ihrer Geschäfte mit den Barbaresken ordentliche Niederlassungen in den Häfen Bona, La Cala und Il Col hatten. Allein im Jahre 1806 erhielt der Dey von Algier von England 50,000 Dollars ausgezahlt, und trug dafür den Besitz jener Häfen auf England über.

Die vornehmsten Häfen für die algierschen Exporten sind Bona und Oran.

Tunis ist der ansehnlichste Handelsstaat in der Barbarei. Seine vornehmsten Häfen sind Biserta, Susa und Soliman.

Tripoli hat wenig Handel, und seine Exporten bestehen hauptsächlich in Saffran, Asche, Sennesblättern und Färberröthe. Auch der Handel von Marocco und Sallee ist nur unbedeutend. Agadez oder Santa Cruz ist der südlichste Hafen von Marocco und war einst der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Verkehrs. Fez ist ein solcher Mittelpunkt jetzt noch zwischen den Häfen Marocco's, dem mittelländischen Meere und Inneren von Afrika.

B. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung ist der Handel für Großbritannien äußerst vortheilhaft. Im Jahre 1809 betrug die Importe englischer Waaren über 330,000 Pfd. Sterl., dagegen sich die Exporten der Colonie insbesondere Capwein nicht auf 6000 Pfund beliefen.

C. Ägypten.

Ägypten, welches wegen seiner ungemein glücklichen Lage, im Mittelpunkte von drei Welttheilen, von der Natur ganz dazu geschaffen scheint, auch der Mittelpunkt des Handels dieser drei Welttheile zu seyn, hat seinen hohen Rang unter den Handelsvölkern, den es ehedem hatte, ganz verloren, seitdem es aufgehört hat, der Canal für den Handel nach Indien zu seyn. Indeß hat es immer noch einen sehr bedeutenden inländischen Handel und der bis in das Innere von Afrika reicht. Dahin gehen aus Ägypten jährlich drei Karavanen ab. Eine geht nach Sennaar und sammelt die Producte dieses Landes und Abyssiniens. Eine andere geht nach Darfur, und die dritte hat Fez zu ihrem Ziele, wohin die Producte von Bornou und allen längs des Nils liegenden Ländern gebracht werden. Verschiedene Karavanen sind damit beschäftigt, für ägyptische Producte die ostindischen und arabischen zu holen. Die beträchtlichste von allen aber ist die, welche aus den vereinigten Karavanen Abyssiniens und des westlichen Afrika's besteht und alljährlich nach Mecca geht.

Die Exporten Ägyptens sind Mocca-Kaffee, Reiß, Korn, Myrrhen, Weihrauch, Opium, Datteln, Perlmutter, Elfenbein, verschiedene Arten von Gummi und Droguereien, Häute, Wachs u. s. w., und diese gehen meist nach Constantinopel, den Barbareskenstaaten, Großbritannien, Venedig und Marseille. Die größten Handelsstädte sind Cairo und Alexandrien. Cairo hat die zwei Häfen Rosette und Damiette.

D. Die afrikanischen Inseln.

1. Die Azoren.

Die Azoren erzeugen als Ausfuhrartikel Wein und Früchte. Die jährlichen Weinexporten belaufen sich auf ungefähr 20,000 Pipen, und werden von den Engländern und Amerikanern hauptsächlich nach Ost- und Westindien geschafft. Die azorische Insel St. Michael verkauft an England und die vereinigten Staaten jährlich 60,000 bis 80,000 Schachteln voll Orangen. Die Orangen der Insel Pico sind von ganz besonderer Güte. Auch liefert sie ein sehr schönes Holz, welches ziemlich dem Mahagony gleichkommt.

2. Die Canarien.

Die Hauptproducte der Canarien sind Orseille im rohen Zustande, Rosenholz, Branntwein und Canarienwein. Der letztere geht hauptsächlich nach Westindien und England, in welchem letztern Lande er stets für Madeirawein verkauft wird, von dem er auch wirklich, sobald er ein Alter von zwei oder drei Jahren hat, kaum zu unterscheiden ist.

3. Die capverdischen Inseln.

Der Handel der capverdischen Inseln ist höchst unbedeutend. Ihre Exporten sind Orseille im rohen Zustande und grobe Baumwollenzeuge für die Afrikaner.

4. Madeira.

Das Hauptproduct der Insel Madeira ist sein köstlicher Wein, welcher in fünf Arten, je nach dem Markte, für welchen man ihn bestimmt, eingetheilt wird. Die vorzüglichste Art heißt London particular. Der für den Londoner Markt bestimmte folgt ihm zunächst. Wieder von geringerer Güte ist der für den indischen Markt bestimmte. Der nach Amerika gehende hat den vierten Rang, und mit dem Namen Cargo bezeichnet man den vom fünften Range.

Die Engländer und Amerikaner haben mit dieser Insel einen sehr beträchtlichen Handel. Die Engländer holen von ihrem Wein jährlich mehr als siebentausend Pipen, die Amerikaner der vereinigten Staaten ungefähr dreitausend Pipen.

5. Bourbon.

Die Producte der Insel Bourbon sind Caffee, Gewürznelken, weißer Pfeffer, Baumwolle, Gummi, Benzoe und Aloe. Ihr Handel beschränkt sich fast ganz auf Madagaskar, Isle de France, die Comoro-Inseln und die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika.

6. Isle de France oder Mauritiusinsel.

Isle de France exportirt Caffee, Indigo, Baumwolle, Zucker, Gewürznelken, Muscatnüsse, Ambra und dergl.

7. Madagaskar.

Die Ausfuhrartikel von Madagaskar sind Kauris, Betelnüsse, Dammer, Wachs, Kokosnüsse und Korn.

IV. Amerika.

Amerika ist von einer solchen Gestaltung seiner Küsten, daß es dadurch alle die Vortheile der Lage für den Handel hat, welche die alte Welt oder die ganze zweite Hemisphäre besitzt, ohne daß sich mit diesen Vortheilen das große Hinderniß jener ungeheuern Continentmassen verbindet, welche eben so weit entfernt vom Meere, als arm an schiffbaren Flüssen sind, dergleichen Massen vornehmlich Afrika und die unermeßlichen Strecken der asiatischen Tatarei und Sibiriens darbieten. Der Meerbusen von Mexico ist für die neue Welt dasselbe, was das mittelländische Meer für die alte ist, da er ein sehr weites Feld ergiebigen Seehandels mit

den ihn rings umfassenden fruchtbaren Ländern eröffnet. Die westindischen Inseln stehen an Zahl, Größe und Werth blos denen des ostindischen Archipelagus nach, und wenn dereinst größerer Anbau des Nordens von Amerika die Strenge des Clima's in demselben bedeutend vermindert haben wird (was aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen muß), so werden ohne Zweifel die Hudsonsbay und die sehr zahlreichen Einfahrten in dieselbe für den Handelsverkehr in diesem Erdtheile eben so beförderlich werden, als es das baltische Meer dem Handel der europäischen Länder ist. Aber den Reichthum an schiffbaren Flüssen anlangend, so hat durch ihn sowohl der Norden als der Süden Amerika's einen unendlich großen Vorzug vor allen übrigen Erdtheilen. Die lange Kette von großen Seen und die Menge schiffbarer Flüsse in Nordamerika sind bereits der Schauplatz eines sehr lebhaften Verkehrs. Die Binnenländer Südamerika's, das mit Ausnahme der sehr schmalen Landzunge, durch die es mit Südamerika zusammenhängt, rundum vom Meere umgeben ist, werden durch Flüsse, welche durch das Einströmen einer großen Menge anderer Flüsse bis zu einer riesenmäßigen Größe anwachsen, sehr zugänglich gemacht. Diese Flüsse durchschneiden in einer so mannichfaltigen Richtung das Land, daß vom la Plataströme an bis zum Meerbusen von Darien eine binnenländische Schifffahrt zu Stande gebracht werden kann, fast ohne daß dabei im mindesten hülfreiche Hand der Industrie und Kunst erfodert wird. Indeß bleibt der Kunst immer noch, wenn Amerika's Handelsverkehr allen den Umfang bekommen soll, den man wünschen muß, ein sehr großes und belohnendes Werk übrig, nämlich eine Durchgrabung des eben erwähnten schmalen Isthmus von Darien, wodurch, wenn der Canal Breite und Tiefe genug bekäme, um auch den größern Schiffen die Durchfahrt zu gestatten, eine Gemeinschaft des stillen Oceans mit dem atlantischen Meere bewirkt würde, deren Vortheile gar nicht zu berechnen sind. Die vereinigten Staaten, denen der daraus für sie entspringende Vortheil sehr klar einleuchtete, erboten sich nach Brissots Versicherung schon vor längerer Zeit dazu, jene Durchgrabung auf ihre eigenen Kosten zu veranstalten, wenn der Hof zu Madrid seine Einwilligung dazu geben wollte. Hr. v. Humboldt bezeichnet drei Stellen als die zu Ausführung eines solchen Entwurfs passendsten. Im dritten Bande von Pinkertons Geographie lieſt man ebenfalls über denselben Gegenstand zwei Aufsätze eines sehr unterrichteten spanischen Reisenden. Die Ausführbarkeit ist bereits vor dem Unterhause des brittischen Parlaments durch die Deduction des Herrn Bryan Edwards, und durch die vor einer auserwählten Comité geschehene Zeugenabhörung bewiesen wurden. Die Natur selbst scheint die Hand zur Ausführung eines solchen Plans haben bieten zu wollen; denn gerade hier unterbricht sich die lange Kette der Anden, und das Herabströmen des Regenwassers von den Bergen würde dem Canale ebenfalls sehr nützlich seyn. Die ganze Ebene, durch welche sich hier die Andenkette zieht, ist blos thoniger Boden und zwei Flüsse, die gerade diesseits und jenseits der Richtung derselben folgen, würden die ausgeworfene Erde leicht mit ihrem Strome wegführen.

1. Nordamerika.

a) Die vereinigten Staaten.

Die Geschwindigkeit der Vorschritte, welche die vereinigten Staaten im Handel und in der Schifffahrt gemacht haben, ist wahrhaft

beispiellos. Kaum ist dieses Volk auf dem Ocean erschienen, und bald giebt es keine Küste des Erdbodens mehr, mit welcher nicht seine Seefahrer schon vertraut geworden. Während man sie mit ihren bewunderswürdig leichten Schiffen an den sämmlichen atlantischen Küsten bis zum Cap Horn hinab, von wo sie dann sich in die weite Südsee wagen, das Meer bedecken sieht, dringen sie anderer Seits selbst bis hinauf zum Eise des Nordpols, und bis in die tiefen Einfahrten der Hudsonsbay und der Davisstraße. Die entferntesten und stürmischsten Meere, das weiße, das baltische, das rothe Meer, der persische Meerbusen, die ostindischen und chinesischen Meere sind von ihren Flaggen bedeckt. Selbst die kaum noch bekannt gewordenen Küsten der ganzen südlichen Hemisphäre, und sowohl die Westküsten von Amerika als die Ostküsten von Asien werden von ihnen besucht. Gleichsam mit der Geschwindigkeit des Vogelfluges sieht man sie hin- und hersegeln von einer Extremität des Erdkreises bis zur andern.

Die Producte, welche dieses blühende Land ausführt, sind hauptsächlich: Mehl, indianisches Korn, Reiß, Flachs oder Leinsaamen, Baumwolle, Tabak, Potasche und Perlasche, Schiffbauholz, Stabholz, Mundvorräthe für die Schiffe, Holz, Pelzwerk, Myrtenwachs, Bienenwachs, animalische Producte und Fische.

Die vornehmsten Handelsstädte der vereinigten Staaten sind: Neu-York, Boston, Baltimore, Philadelphia, Charlestown, Savannah, Pittsburgh und Neu-Orleans. Pittsburgh ist das Entrepot des Handels der östlichen und westlichen Staaten. Neu-Orleans, welches, wenn erst die westlichen Staaten ihren gehörigen Organismus haben, wahrscheinlich das große Emporium des amerikanischen Handels werden wird, hat einen sehr bedeutenden Handel mit Havannah und Mexico in Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Reiß, Pelzwerk, Hornvieh u. s. w. Charlestown hat lebhaften Handel mit Europa und Westindien. Neu-York versorgt hauptsächlich die westindischen Colonien mit Mundvorräthen.

b) Die beiden Canada's, Neuschottland und Neubraunschweig.

Der Handel der beiden Canada's war lange auf das bloße Product der Fischereien und auf den Pelzhandel beschränkt. Aber in Folge der höheren Vervollkommnung des brittischen Colonialsystems, und des Embargo's, welches während des letzten Krieges auf den Handel Amerika's gelegt ward, hat er sich auf eine staunenswürdige Weise gehoben.

Die Ausfuhrartikel der Canada's sind Weizen, Mehl, Korn, Zwieback, Proviant, Fische, Eichstämme und Fichtenstämme, Stabholz, Mastbäume, Bauholz, canadischer Balsam, Sprossenbier, Potasche und Perlasche, Gußeisen, Pelzwerk und Häute, Bibergeil, Ginseng u. s. w.

Ihren Haupthandel haben die beiden Canada's mit den westindischen Colonien der Britten und mit dem Mutterlande; doch auch mit den vereinigten Staaten machen sie viele Geschäfte durch die Schifffahrt auf dem St. John.

Der Handel, welchen sie mit den Indianerstämmen haben, ist bloßer Tauschhandel.

Neuschottland und Neubraunschweig haben fast ganz dieselben Ausfuhrartikel wie die Canada's.

2. Südamerika.

Der Handel Südamerika's hat sehr mannichfaltige Gegenstände, doch gehören die hauptsächlichsten unter die Categorie der mineralischen und der vegetabilischen Erzeugnisse der Erde.

Die mineralischen Schätze Südamerika's sind unermeßlich. Gold und Silber waren im sechzehnten Jahrhunderte in solcher Menge vorhanden, daß das Registerschiff, welches alljährlich mit ihnen nach Spanien abging, fünf und zwanzig Jahre lang jedes Jahr allein von Peru dreizehn Millionen Stücke von Achten (pieces of eight) nach Spanien gebracht haben soll, ungerechnet das übrige, was in Barren mitging. Diese kostbaren Metalle werden in ganz Peru, Chili und den oberen Theilen von Tukuman gefunden, vorzüglich in den Cordilleren; doch außer dem Gold und Silber fehlt es auch in eben dieser unermeßlichen Gebirgskette nicht an Kupfer, Blei, Eisen und Platina.

Die Bergwerke Südamerika's sind sehr zahlreich; die reichsten und berühmtesten jedoch sind die der Provinz las Charcas, innerhalb des Gebiets des Vicekönigreichs Buenos-Ayres. Der Goldgruben sind dort dreißig, der Silberbergwerke sieben und zwanzig, der Kupferbergwerke sieben, ein Zinnbergwerk und sieben Bleibergwerke.

Die ergiebigsten dieser Bergwerke sind die zu Potosi, die unfern dem Orte liegen, wo der Platafluß entspringt. Acosta erzählt, daß während der vierzig Jahre, wo diese Gruben bearbeitet wurden, das Product derselben sich auf die ungeheuere Summe von 12,000 Millionen Stücken von Achten belief, in welcher Berechnung freilich ohne Zweifel viel Übertreibung ist. Indeß geht aus den öffentlich abgelegten Rechnungen hervor, daß von Zeit der Entdeckung Amerika's an bis zum Jahre 1638 das dem Könige zukommende Fünftel des aus den Minen von Potosi gewonnenen und registrirten Silbers sich auf 395,619,000 Dollars belief, so daß mithin, da seit der Entdeckung Amerika's erst 39 Jahre verflossen waren, auf jedes Jahr 41.255,043 kommen, mit Ausschluß der beträchtlichen Quantitäten, welche ohne allen Zweifel heimlich und ohne Abgabenzahlung aus dem Lande geschafft worden sind, und derer, welche zu Verfertigung silberner Gefäße, Geräthschaften, und Denkmäler für die Klöster und Kirchen verwendet worden sind, welche sich auf eine ungeheure Summe belaufen müssen, da alle der Religion geweihten Anstalten im Lande, und insbesondere in der Stadt Potosi, an Silbergeräth einen sehr großen Reichthum haben. Allein das Product dieser Bergwerke ist seitdem, sey nun die Ursache davon die Erschöpfung der Minen selbst oder die fehlerhafte Leitung des Bergbaues, ein unendlich viel geringeres gewesen.

Die übrigen Ausfuhrartikel von Südamerika sind indeß, wie sehr auch von den Spaniern und Portugiesen ihr Hauptaugenmerk auf die Gewinnung des Golds und Silbers und der übrigen kostbaren Metalle gerichtet wird, immer auch sehr bedeutend und gewinnbringend. Die vornehmsten sind folgende: Koschenille, Indigo, Kokosnüsse, peruvianische Fieberrinde, Häute, Ochsenhörner, Talg, Wachs, Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf, Tabak, Zucker, Caffee, Ingwer, Piment, Jalappe, Sassaparille, Ipekakuanha, Guajak, Drachenblut und verschiedene andere arzneiliche Gummi, Färbehölzer, Ebenholz, Mahageny, Smaragde, eine Menge verschiedener Arten von Balsamen und dergl.

Die vornehmsten Handelsstädte des spanischen Amerika's sind Buenos-Ayres, Mexico, Lima, Guatimala, Cartagena, Vera-Cruz, Caraccas, Potosi und Acapulco. Buenos-Ayres war im Besitz des Transitohandels der sämmtlichen spanischen Besitzungen in Amerika und vor dem Ausbruche der Revolution das Emporium für den Handel des Mutterlandes und seiner Colonien. Die Hauptquelle des Gewinns für Caraccas sind die Kakaopflanzungen, welche es in seinen Umgebungen hat, und welche beinahe zwei Drittel der Kakaobohnenquantität hergeben, die in Europa verzehrt wird. Die Häute und Felle, welche ebenfalls ausgeführt werden, haben den Vorzug vor denen von Buenos-Ayres, und das reichhaltige Kupfererz, welches in den Bergwerken von Aroa gefunden wird und in Cadiz unter dem Namen des Caraccaskupfers bekannt ist, ist noch weit vorzüglicher, als selbst das schwedische oder das von Coquimbo in Chili. Guatimala ist sehr berühmt wegen seines Indigos, der hinsichtlich der Härte, des Glanzes und des Gewichts große Vorzüge hat, wovon die Ursache die seyn soll, daß die Spanier ihn unter Wetterdächern trocknen, und nicht in Säcken, die im Sonnenschein aufgehängt werden. Acapulco oder los Reyes, eine Hafenstadt Neuspaniens, hat einen beträchtlichen Handel mit den Philippinen und den Küsten von Quito und Peru. Nach der philippinischen Insel Manilla wird alljährlich eine Gallione gesandt, die mit Silber, Kochenille, Kakao, Baumöl, spanischer Wolle und Spielsachen aus Europa befrachtet ist, wogegen sie von dort Mousseline, gedruckte Leinwand, Seidenzeuge, chinesische Waaren, Spezereien, Gewürze, Edelsteine und Juwelen mitnimmt.

Der innere Handel der spanischen Colonien in Amerika, vornehmlich zwischen Buenos-Ayres und Peru und Chili, ist sehr beträchtlich. Der mit den Indianerstämmen besteht hauptsächlich im Tauschhandel, da man ihnen Äxte, Messer, Scheeren, Säbel, Halsschnuren, Spiegel und grobe Wollen- und Baumwollenzeuge zuführt und dafür die Producte des Landes nimmt, vorzüglich den bekannten Paraguaythee und einiges feine Pelzwerk.

Die portugiesische Besitzung in Südamerika ist Brasilien, das drei große Handelsstädte hat: Rio Janeiro, Bahia oder St. Salvador und Pernambuco. Die Ausfuhrartikel Brasiliens sind vornehmlich Baumwolle, Indigo, Zucker, Caffee, Reiß, Tabak, Talg, Mahagony, peruvianische Fieberrinde, Ipekakuanha, Felle, Nutrihäute, Gold, Kokosnüsse, Vanille, Diamanten, Topase, Chrysolith und andere Edelsteine und eine große Mannichfaltigkeit von Färbehölzern, Balsamen und Gummi.

Seit der Verlegung des portugiesischen Hofs nach Brasilien hat der Handel Großbritanniens mit den transatlantischen Besitzungen Portugals eine erstaunliche Ausdehnung bekommen, und der größte Theil des brasilischen Handels und auch des Handels mit Portugal selbst ist gegenwärtig in den Händen der Engländer.

Die englischen, holländischen und französischen Besitzungen in Südamerika sind Demerary, Berbice, Essequebo, Cayenne und Surinam.

Aus Cayenne werden ausgeführt: Pfeffer, Annotto, Zucker, Baumwolle, Caffee und Kakao; die Producte von Berbice sind: Rum, Zucker, Baumwolle, Kakao u. s. w.; die von Demerary, Surinam und Essequebo: Zucker, Rum, Baumwolle, Caffee und Zuckersyrup.

3. Westindien.

Die vornehmsten jener Inseln, welche das eigentliche Westindien ausmachen, sind Cuba, St. Domingo oder Hayti, Jamaica, Barbadoes, Dominica, St. Christoph oder St. Kitts, Curaçao und Guadaloupe. Sie haben alle ziemlich dieselben Producte, nämlich Zucker, Caffee, Wachs, Ingwer und andere Gewürze, Mastix, Aloe, Vanille, Quassia, Maniok, Mais, Kakao, Tabak, Indigo, Baumwolle, Zuckersyrup, Mahagony, langen und schwarzen Pfeffer, lignum vitae, Kampeschtholz, Gelbholz, Gummi, Schildkrötenschaalen, Rum, Piment u. s. w. Ehe St. Domingo oder Hayti zu einem unabhängigen Negerreiche erhoben ward, war es die Niederlage der Waaren von Havannah, Vera Cruz, Guatimala, Cartagena und Venezuela; seitdem aber ist Jamaica das Magazin aller aus dem Meerbusen von Mexico kommenden Waaren geworden. Trinidad ist der Centralpunkt des Schleichhandels mit Cumana, Barcelona, Margarita und Guiana.

Weltkugel, s. Globus.

Weltmeer (Ocean.) Es giebt eigentlich nur ein Weltmeer, ein großes überall zusammenhängendes Ganzes, das fast drei Viertheile unserer Erdoberfläche bedeckt und alles feste Land von einem Pole zum andern einschließt. Alle Gewässer, die man mit dem Namen Meer belegt, sind Theile desselben, doch theilt man ihn, seiner weiten Ausdehnung wegen, in fünf große Partien. 1. Der nördliche Eis- oder Polarocean, dessen Mitte der Nordpol bildet und der die nördlichen Küsten von Europa, Asien und Amerika zur physischen Gränze hat; es hängt zwischen Norwegen und Grönland mit dem atlantischen, und durch die Beringsstraße mit dem Australocean zusammen. Es ist nur in sehr günstigen Sommern zu beschiffen, indem das Eis gewöhnlich erst im September zerschmilzt. Die Winde auf demselben sind veränderlich, die Ostwinde jedoch die herrschenden. Die vornehmsten bekannten Inselgruppen desselben sind Spitzbergen und Nova Zembla. 2. Das westliche oder amerikanische Weltmeer, östlich von den Westküsten Europa's und Afrika's, westlich von den Ostküsten Amerika's, nördlich von dem nördlichen und südlich von dem südlichen Eismeere begränzt. Unterhalb der Südspitze Afrika's stößt es mit dem indischen und durch Mangelhaens Meerenge und die Fahrt um Cap Horn mit dem Australocean zusammen. Es hat in der heißen Zone Ostwinde, und außer derselben veränderliche Winde, wird durch den Äquator in zwei Theile getheilt, nämlich in das atlantische Weltmeer, den nördlichen Theil von dem nördlichen Eismeere bis zum Äquator, östlich von Europa und Nordafrika und westlich von Nordamerika begränzt; und in das äthiopische Meer, den südlichen Theil, von dem Äquator bis zum südlichen Eismeere, östlich von Südafrika und westlich von Südamerika begränzt. 3. Der indische Ocean, im Norden an die Küsten Asiens, im Osten an das Australland, im Süden an den südlichen Polarocean und in Westen an Afrika gränzend. Auf diesem herrschen nicht nur in verschiedenen Gegenden desselben, sondern auch zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Winde, worunter die regelmäßig abwechselnden Monsons die bekanntesten sind. Sowohl diese Winde, als die Beschaffenheit des Meeres selbst, wel-

ches mit Inseln, Klippen und Felsen wie besäet ist, machen die Fahrt auf demselben äußerst schwierig und gefährlich. 4. Der Australocean, gewöhnlich das große Weltmeer oder die Südsee genannt. Es wogt zwischen der Westküste von Amerika und begränzt die Nordküste von Asien und der Ostküste des Australlandes, hängt im Norden durch die Beringstraße mit dem nördlichen Eisocean zusammen, und ist im Süden gegen den südlichen Eisocean offen. Außer einigen asiatischen und amerikanischen Inselgruppen enthält es die sämmtlichen Inseln Australiens. Man theilt es in die Nordsee bis zum Wendekreise des Krebses, die Mittelsee oder das stille Meer, zwischen den beiden Wendekreisen, und in die eigentliche Südsee vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Eismeere. 5. Der südliche Eis- oder Polarocean um den südlichen Eispol her bis zu sechzig Grad südlicher Breite. Er ist der einzige, in dem man bis jetzt keine Spur von Land entdeckt hat. Der einzige Cook hat sich hineingewagt, aber wegen des Treibeises, der Eisfelder, Stürme, Nebel und Kälte dasselbe beinahe unfahrbar gefunden.

Weltmünze, Münze, bestimmt zur Ausgleichung der in den Weltverkehr gebrachten Güter oder Genußmittel. Während zur Privatmünze und Nationalmünze nicht alle drei Gattungen von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln, die Idealmünze, die Realmünze und die Idealrealmünze gebraucht werden können, sind als Weltmünze nur die beiden erstern Arten anwendbar. Der Grund hiervon ist, weil im Weltverkehre alle Münzen nicht sowohl als Münzen im engern Sinne des Worts, sondern vielmehr als Waaren erscheinen; im Privat- und Nationalverkehre hingegen ist es der Charakter der Münze als ein allgemeines Tausch- und Werthausgleichungsmittel, welcher vorherrscht, bei diesen Gattungen des Verkehrs steht der Charakter der Münze als Waare gewöhnlich nur im Hintergrunde. Die vortrefflichen Eigenschaften, wodurch sich die edeln Metalle ganz vorzüglich den einzelnen Nationen zur Münze empfehlen, müssen zugleich als die Ursache betrachtet werden, warum dieselben von den handeltreibenden Völkern zum sinnlichen Stoff für die Weltmünze sind auserkohren worden, und eben darum spielt auch gegenwärtig die Metallmünze unter allen übrigen Gattungen der Münze die vorzüglichste Rolle. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Weltpol, s. Pol.

Weltsystem, die Lehre von dem Verhältnisse und der Lage unserer Erde in Rücksicht der übrigen Weltkörper. Es hat darüber drei von einander abweichende Meinungen gegeben. Der berühmte griechische Astronom, Mathematiker und Geograph Ptolemäus (s. d. Art.) glaubte, die Erde läge im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still, und um sie bewegten sich die übrigen Weltkörper in festen cirkelrunden Kreisen. Tycho de Brahe (s. d. Art.) suchte dieses allerdings unhaltbare System zu verbessern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und daß Sonne und Mond sich um sie, so wie die übrigen Planeten um die Sonne bewegten. Das System, das Copernicus (s. d. Art.) aufstellte, das schon in der Schule des Pythagoras bekannt war, und das durch Galilei's und der nachfolgenden Astronomen Beobachtungen und Entdeckungen viele Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein nach demselben die Er-

scheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Doch wurde es ehemals sehr angefochten, weil man es, nach einer zu buchstäblich gedeuteten Stelle der Bibel, dem Ansehen derselben zuwider fand. Nach diesem System bewegt sich, fast mitten in dem Weltgebäude, die Sonne um ihre eigne Axe, und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen die Planeten, zu denen auch unsere Erde gehört, die sich in jeden 24 Stunden einmal um ihre Axe dreht, und dadurch Tag und Nacht erhält. Die Trabanten oder Monden des Saturns und Jupiters, und der Trabant unsrer Erde, der Mond, bewegen sich mit ihren Planeten zugleich um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne, die ihren Stand gegen einander nicht verändern. Nach neuern Beobachtungen aber sollen auch diese Körper sich in gewissen Bahnen unter einander bewegen. (S. d. Art. Weltgebäude.)

Weltumsegler. Die Reihe der kühnen Männer, welche auf Columbus Bahn, von dem Compaß und ihrem Muthe geleitet, das Weltmeer von Osten nach Westen durchschifften, und in dieser Richtung endlich wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, eröffnete der Portugiese Magellan (von 1519 — 1521). Diesem Beispiel und seinem Wege, durch die Magellanstraße oder um das Cap Horn herum in die Südsee, sind Spanier (Fuca, Mendaina, Quiros u. A. bis auf Malaspina), Franzosen (Bougainville, La Peyrouse, s. d. Art. u. A. m.), Holländer (Baarents, Heemskerk, Hertoge, Tasman, Roggewein), Engländer, Russen (Deschnew bis Krusenstern und Otto von Kotzebue) und zuletzt auch Nordamerikaner gefolgt. Die meisten und die wichtigsten Seereisen und Weltumseglungen haben Britten unternommen. Funfzig Jahre nach Cabot drang Hugo Willoughby (1553) auf seiner nördlichen Sendung bis nach Neu-Zemlja vor. Alle seitdem angestellten Versuche, mittelst einer nordöstlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in den großen oder in den stillen Ocean zu gelangen, und dann südwärts die alte und die neue Welt zu umsegeln, sind bis jetzt nicht gelungen. (S. Nordpol-Expedition.) Doch hatten die durch Chancellor, Bourrough, Forbisher, Arthur, Pet, Jackman, Gilbert, Davis und Weymouth (1591) gemachten elf Reisen nach Nordosten und Nordwesten Länderentdeckungen und gewinnreiche Fischereien zur Folge. In derselben Zeit umschiffte Franz Drake die Erde. Cavendish, Chidley und Hawkins segelten dem großen Vorgänger im Süden nach, freilich nicht mit völlig gleichem Glücke. Unter den mehr als 25 kühnen Nautikern, welche im 17ten Jahrhundert große Seereisen unternahmen, zeichneten sich Hudson, Button, Baffin, Bylot, Narborough, besonders aber Dampier, Halley und Wood Rogers durch die Größe oder durch die Wichtigkeit ihrer Entdeckungen aus. Wood Rogers drang am weitesten zum Südpole vor, nämlich bis 62° 53'; auch führte er den Irländer Alexander Selkerk (den bekannten Crusoe) zurück. Dreißig Jahre nach Roger umschiffte der berühmte Lord Anson (1741 — 44) die ganze Erde. Mit ihm hub die Entdeckung des gesammten Südmeers, also von ganz Polynesien, von neuem an; eine Hauptepoche für die Erdkunde und für Englands Marine. Darauf machten Carteret und Wallis (1767) ihre Entdeckungsreise. Mit Cook beginnt seit 1770, die neueste Epoche der Weltumseglung. Zuletzt machte Vancouver die Geographen und Seefahrer

mit der Nordwestküste von Amerika genau bekannt. Vergl. ferner die Art. Kotzebue (N. R. v.), Krusenstern und Reisen.

Weltweisheit, s. Philosophie.

Wendekreis (Tropicus). — Wendekreise heißen die beiden vom Äquator nord- und südwärts um $23\frac{1}{2}°$ abstehenden Parallelkreise, deren nördlicher der Wendekreis des Krebses, der südliche aber der Wendekreis des Steinbocks heißt und welche die Gränzen des jährlichen Sonnenlaufs bilden. (Vergl. d. Art. Astronomie.)

Wendeltreppe ist im eigentlichen Sinne eine um eine Säule sich wendende Treppe; doch wird auch, wegen der ähnlichen Figur, eine einschalige Conchylie damit bezeichnet. Es giebt mehrere Arten derselben, von denen die vorzüglichste die echte Wendeltreppe ist, mit von einander abstehenden, frei um eine Spindel laufenden Windungen. Sie findet sich auf der Küste Koromandel in Ostindien, ist gegen zwei Zoll lang, und wurde zuweilen mit tausend Thalern und mehr bezahlt.

Wenden hieß anfangs ein einzelner Zweig der großen slavischen Völkerschaft (s. d. Art. Slaven), der, wie die übrigen slavischen Stämme, gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts in Deutschland eindrang, und sich auf der östlichen Seite der Elbe, besonders in der Mark Brandenburg, niederließ. In der Folge nannten die Deutschen mehrere dieser slavischen Stämme (Sorben, Obotriten, Milziener, Dalminzer) mit dem allgemeinen Namen Wenden. Diese Benennung hat sich noch in dem Fürstenthume Wenden im Meklenburgischen — wo die Obotriten ein Reich errichteten, aus welchem das heutige Großherzogthum Meklenburg entstanden ist — so wie in Steiermark und Kärnthen erhalten. Vorzüglich aber ist er den Sorben in den beiden Lausitzen geblieben. Diese Sorbenwenden, ein nicht ganz rohes Volk, breiteten sich in der zweiten Hälfte des 6ten Jahrhunderts vom Meißner Lande an bis zur Saale aus, cultivirten das Land, und legten Dörfer und Städte an, deren viele durch ihre Namen den wendischen Ursprung beurkunden. Sie waren ein kriegerisches Volk und führten vom Anfange des 7ten Jahrhunderts an Kriege gegen die Franken, denen sie zinsbar wurden, dann, öfters in Verbindung mit den Böhmen und später mit den Hunnen, gegen die Deutschen, bis sie (934) bei Merseburg von Heinrich I. völlig geschlagen wurden. Die deutschen Könige legten nun Festungen an und errichteten die Markgrafschaften Meißen und Lausitz, um die Wenden im Gehorsam zu erhalten. Auch wurden die Stifter zu Meißen, Merseburg, Zeitz und Magdeburg zum Theil in der Absicht angelegt, die christliche Religion unter den Wenden auszubreiten. Die Wenden wurden aus ihren Städten, die nun deutsche Bewohner erhielten, auf die Dörfer verdrängt; die Kriegsgefangnen wurden an Stifter, Klöster und Adeliche als Leibeigne verschenkt; alle Mittel wurden angewendet, die Wenden zur Annahme der christlichen Religion zu zwingen, und sie nach und nach mit den Deutschen in ein Volk zu verschmelzen. Die Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurde allmählig bewirkt, obwohl die Spuren des heidnischen Götzendienstes und des Aberglaubens, an dem dieses Volk bisher gehangen hatte, noch lange unter ihm bemerkbar blieben. Aber die beabsichtigte Vereinigung mit den Deutschen konnte nicht überall und gänzlich erreicht werden. Noch jetzt haben die Nachkommen der Sorbenwenden in der Ober- und Niederlausitz — die Wenden der

letztern Provinz nennen sich selbst Szerbie — die Kleidung, Sprache und Sitten ihrer Vorfahren, obgleich mit einiger Verschiedenheit der Sprache und Kleidung in beiden Provinzen, beibehalten. Selbst im heutigen Meißen finden sich unter den Landleuten noch Gebräuche, die von den ehemaligen wendischen Bewohnern dieser Gegenden übrig geblieben sind. — Die heutigen Wenden in der Lausitz bewohnen den Landstrich von Löbau bis an die Mark Brandenburg. Sie sind ein arbeitsames, treues Volk, aber durch den Druck, unter dem sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, mißtrauisch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückisch gehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweise zu Ammen gebraucht; aus ihren Jünglingen werden gute Soldaten gebildet. Es fehlt ihnen keinesweges an Geistesfähigkeiten, und der Unterricht, den sie in den Schulen erhalten, bleibt nicht ohne Nutzen für sie. Ihre Sprache, die mit andern Töchtern der slavischen Sprache, der böhmischen, polnischen und russischen, so viel Ähnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verständigen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, erhabne Gedichte (Klopstocks Messias) in die wendische Sprache zu übersetzen, haben bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), heißt eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine Gegend, die aus einem niedrigen Sumpfe und Moraste urbar und bewohnbar gemacht worden ist. In dieser letzten Bedeutung sind besonders die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der Danziger, Marienburger und Elbinger bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, die keine Berge haben, aber sehr fruchtbar an Getraide und Graswuchs sind. Der Danziger Werder hat einen Flächeninhalt von 1400 Hufen, und enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegnen, und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, Billwerder, Ochsenwerder und andere.

Werft, Schiffswerft, der Platz in einer Seestadt oder einem Hafen, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert und, wenn sie fertig sind, vom Stapel (s. d. Art.), d. h. von der Grundlage, worauf der Kiel oder Boden des Schiffs während des Baues liegt, in das Wasser gelassen werden. Zur Erbauung großer Kriegsschiffe vom ersten Range, die nicht so leicht vom Stapel in das Wasser gelassen werden können, werden in dazu geeigneten Häfen Docken angelegt. (S. den Art. Docke)

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens u. s. w., verdient als ein Mann von wissenschaftlicher Genialität, und als der Begründer einer über ganz Europa bis nach Amerika hin verbreiteten mineralogisch oryktognostischen Schule, im Andenken seiner Zeitgenossen und der Nachwelt fortzuleben. Er ward am 25. Sept. 1750 geboren und von seinem Vater, der Aufseher eines Eisenhammers in der Oberlausitz war, zu einem ähnlichen Geschäftsleben bestimmt. Auf der Schule zu Bunzlau erhielt er seine erste wissenschaftliche Bildung. Einige Jahre nachher kam er auf die Bergakademie zu Freiberg und von hier auf die Universität zu Leipzig, wo er vorzüglich von dem Studium naturhistorischer Wissenschaften angezogen wurde. Schon hier beschäftigte ihn die Lehre von den äußern Kennzeichen

ver Fossilien (wobei ihn eine besondere Schärfe der sinnlichen Anschauung unterstützte), und er gab daselbst im J. 1774 seine Schrift Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien (franz. von Mille Picardet, 1790) heraus, welche noch jetzt als die Grundlage seiner ganzen Oryktognosie angesehen wird. Kurz darauf erhielt er einen Ruf nach Freiberg, um die Aufsicht über das dortige Naturaliencabinet zu führen und Vorlesungen zu halten. Hier fand sein im Beobachten und Classificiren früh geschärfter Blick den willkommensten Stoff, und hier bildete er das System aus, welches später auch die ihm ganz eigenthümliche Geognosie umfaßte und mit allen Theilen der Bergbaukunde in die innigste Verbindung trat, nach und nach alle Widersprüche besiegte und ihren Erfinder zum Schöpfer einer neuen Mineralogie erhob. Werner schien von der Natur selbst zum Erfinder im Fache der Naturwissenschaften berufen, denn die Schärfe seines Blickes in der sinnlichen Wahrnehmung wurde durch die lebendigste Einbildungskraft und die umfassendste Belesenheit im Fache der Länder- und Völkerkunde unterstützt. Ihm ganz eigenthümlich bleibt wohl in der Oryktognosie die Classification in Gattungen und Arten und die meistens sehr geistreiche Benennung der Mineralien bis zum neuesten, dem Egron, herab. Werner ward für die Erkennungslehre einfacher Fossilien, was Winckelmann der Kunst gewesen. Besonders ausgezeichnet ist seine Theorie der Erzeugung auf dem nassen Wege im Gegensatze der sogenannten Vulcanisten, oder derer, welche der Erdbildung durch Feuer huldigen. Er hatte mit diesen einen langen und harten Kampf deßhalb zu bestehen. Jetzt wird kein Unterrichteter mehr die Basalt- und andere Flötztrappgebirge für vulcanischen Ursprungs halten. Unerschüttert steht Werners Ansicht der ältern und jüngern Gebirgsbildung durch Fluthen, und daß die Gebirge der Übergangszeit ein genügendes Mittelglied bilden. Die Bergbaukunde, welche Werner auch in Vorlesungen erläuterte, verdankt seiner lichtvollen Darstellung und der Zurückführung des complicirtesten Maschinenwesens auf die allereinfachsten Sätze gleichfalls nicht wenig. Immer rückte er seinem Zeitalter voraus, und sah oft deutlich ein, was Andere nur ahneten. Nie am Buchstaben klebend, nie sich mit dem Erfundenen begnügend, stets Neues hinzufügend, bildete er lieber schreibende Schüler, als daß er selbst schrieb. Allein in seinem Nachlasse haben sich viele zum Druck fertige Abhandlungen gefunden. Übrigens war er ein wahres Muster seiner Schüler auch in moralischer Hinsicht. Seit 1792 Bergcommissionsrath, seit 1800 Bergrath, nahm er an der Leitung der ganzen Bergakademie sowohl, als an den Verwaltungsgeschäften überhaupt, vielfachen Antheil. Die trefflichen Wasserleitungen zur Beförderung und Erleichterung des Grubenbaues sind, wenigstens was die Ausführung betrifft, größtentheils *) sein Werk. Die im Stillen seit 20 Jahren betriebene, unter Schülern von Wernern nach Districten vertheilte, mineralogische Beschreibung und Aufnehmung von ganz Sachsen, welche den ganzen Thüringer Wald nebst einem Theile des Harzes, auch die böhmischen und schlesischen Gebirge umfassend, eine so genaue

*) Ein herrliches Werk für das Studium des Bergbaues ist Werners neue Theorie von der Entstehung der Gänge mit Anwendung auf den Bergbau, besonders den Freibergschen (Freiberg 1791). Ins Französ. übers. durch d'Aubuisson zum Theil mit Anmerk. von Wernern selbst.

mineralogische Karte liefern wird, wie es vielleicht keine giebt, ging von ihm aus und ist stets von ihm geleitet worden. In England und Schottland sind nach Wernerschen Ideen treffliche mineralogische Karten einzelner Grafschaften verfertigt worden. Sein an Vollständigkeit und wissenschaftlicher Ordnung einziges, aus mehr als 100,000 Exemplaren bestehendes Mineraliencabinet ist vermittelst einer Leibrente, deren Ertrag selbst an das Institut zurückfällt, ein Eigenthum der Freiberger Bergakademie geworden. Werner hatte dafür von England aus 50,000 Thaler geboten erhalten, allein er überließ es dem Vaterlande für 40,000 Thaler. Werner hatte auf seinen vielfachen Reisen, u. a. nach Paris 1802, wo er Dolomieu dem Tode nahe fand, bedeutende Bekanntschaften gemacht, und war dadurch nicht nur mehrerer deutschen Akademien, sondern auch des Instituts von Frankreich Mitglied. Sein Schüler, der Professor und Aufseher des Museums zu Edinburg, Rob. Jameson, erkannte ihn als den Stifter des mineralogischen Studiums auf den brittischen Inseln an, wo jetzt eine seinen Namen tragende mineralogische Gesellschafte (Wernerian society) blüht. Dennoch blieb stets Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit der schönste Schmuck des großen Gelehrten, der dadurch auch als Mensch liebenswürdig wurde. Im Gebiete der Wissenschaft überhaupt blieb ihm nichts fremd. So hatte er eine lange Reihe sinnreicher Tabellen über die Sinnverwandtschaft der Wurzelwörter in den vorzüglichsten Ursprachen ausgearbeitet. Im Gespräch über Strategie überraschte er oft den Kriegskundigen durch seinen Blick in der Terrainkunde. Für die Numismatik hatte er sich eine kostbare Münzsammlung und die theuersten Werke über die Alterthumskunde angeschafft. Die Heilkunde studirte er durch Lectüre und Gespräch. Unter seinen Schülern in der Mineralogie zählt das In- und das Ausland die verdientesten Männer. Da Werner mit inniger Liebe an seinem Vaterlande und dessen väterlichem Regenten hing, so hatte er mehrere glänzende und vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte sich mit seinem mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er starb zu Dresden am 30sten Juni 1817 in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Dem edlen Verstorbenen zu Ehren, wurde sein Leichnam unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt. Der Staat übernahm die Bestattung, und es wurde dazu von dem königl. sächs. geheimen Finanzcollegium selbst eine namhafte Summe bewilligt. Die mineralogische Gesellschaft in Dresden hat ihm an der Freiburger Straße, eine Stunde von Dresden, ein aus Granitblöcken und Basaltsäulen gruppirtes Denkmal errichtet. — Sein letztes Mineralsystem hat Freiesleben in Freiberg 1817 herausgegeben.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias). Wenn auch das äußere Leben dieses Mannes wenig darbietet, was die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf ihn zu lenken vermöchte, so war doch sein inneres so bedeutend, daß er eine Stelle unter den Ausgezeichneten seiner Zeit verdient. Er stand zuerst als Kammersecretär zu Warschau und später in Berlin in königl. preußischen Staatsdiensten, verließ dieselben jedoch freiwillig, um sich ganz dem Berufe als Schriftsteller und Dichter zu widmen, wozu ihn die Natur mit ungemeinen Fähigkeiten ausgerüstet hatte. Schon in dem ersten Erzeugnisse, welches er zwar ohne seinen Namen erscheinen ließ, obwohl es demselben alle Ehre machte, dem ersten Theile der Söhne des

Thales, die Templer auf Cypern benannt, einem dramatischen Gedichte in höhern Styl, zeigte er eine seltene Vereinigung von Kraft und Milde, von Tiefe und Klarheit, von Einbildungskraft und Verstand, eine treffliche Charakterzeichnung, eine reine, edle, gebildete Sprache und eindringende Beredsamkeit. Das Gedicht wurde mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen, und zuletzt auch, wenn gleich nicht mit bedeutendem Erfolge, auf die Bühne gebracht. Der zweite Theil, der ein Jahr später erschien, mäßigte indessen die Erwartungen, welche der erste erweckt hatte, denn es fand sich dem Trefflichen so vieles beigemischt, was der Kunst und dem reinen poetischen Sinne nicht zusagen wollte, eine gewisse unklare, mystische Tendenz (welche später in allen seinen dichterischen Schöpfungen vorherrschend wurde), eine weitschweifige, mehr rhetorische als dichterische Darstellung, und ein Streben, den Mangel an Phantasie und Leben durch das Phantastische und Prunkende zu ersetzen. Indessen regte sein besserer Genius immer noch mit Kraft die glänzenden Fittiche. War das Kreuz an der Ostsee, Trauerspiel (erster Theil die Brautnacht) auch nicht ganz geeignet, dies zu beweisen, so erkannte man es desto deutlicher in Martin Luther, oder die Weihe der Kraft, einem Drama, welches, wenn es auch besonders wegen des ihm beigemischten Mystischen, mehr Seltsamen und Wunderlichen als Wunderbaren und Ergreifenden, nicht mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, dennoch wahrhaft poetisches Leben und wenigstens theilweise alle Vorzüge offenbart, welche wir oben als Eigenthum seines Genius bemerklich gemacht haben. Es ist wenigstens zum Theil mit vielem Beifall auf mehrern deutschen Bühnen dargestellt worden. Späterhin ließ er den Attila, König der Hunnen, eine romantische Tragödie, und dann die Wanda, Königin der Sarmaten, ein Drama derselben Gattung mit Gesang erscheinen, bewies aber durch beide, daß die Phantasie ein zu großes Übergewicht über die andern Seelenkräfte, welche zur Erzeugung eines echten Kunstwerkes mitwirken müssen, gewonnen habe, als daß man noch etwas rein Vollendetes von ihm erwarten dürfte. Einen bedeutenden Moment seines Dichterlebens bezeichnet die Tragödie der vier und zwanzigste Februar, an Umfang zwar gering (sie hat nur einen Act), aber reich an echt poetischem Leben, an tiefen Blicken ins menschliche Herz, ausgezeichnet durch Sprache und Darstellung, wiewohl ein Nachtstück in der eigentlichsten Bedeutung, Grausen erregend durch einen geringen Aufwand wohl berechneter Mittel, und unerreicht durch die Nachahmungen, welche später zahlreich sich hervordrängten (worunter nur eine, der neun und zwanzigste Februar von A. Müllner, der Anführung werth ist). Die zu religiöser Schwärmerei immer mehr sich hinneigende Tendenz von Werners Geiste und Gemüthe bezeichnete die durch dichterische Darstellung und Tiefe der Empfindung wohl vorzügliche Tragödie Kunigunde, welche das letzte Werk seines dichtenden Genius gewesen ist. Geleitet von der in seinen Schriften sich in so mannichfaltiger Gestalt darlegenden, ihn in der letzten Zeit ganz beherrschenden Ansicht der Welt und des Lebens trat er endlich zur catholischen Religion über, und widerrief oder widerlegte in kleinen Broschüren die Grundsätze seiner frühern Welt- und Religionsansichten, die sich in seinen schriftstellerischen Producten offenbarten. Er lebt jetzt (1818) zu Wien als Weltgeistlicher und hat durch seine Predigten, worin er eine ergrei-

fende Beredsamkeit entwickeln soll, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und immer eine ansehnliche Menge von Zuhörern um sich zu versammeln gewußt. Er ist in früherer Zeit verheirathet gewesen; wir wissen jedoch nicht, ob diese Ehe durch den Tod oder die Scheidung getrennt worden ist.

Wernigerode, s. Stolberg.

Werst (eigentlich Wersta), ein russisches Meilenmaaß. 104⅓ Werste machen einen Grad des Äquators aus, mithin gehen beinahe sieben Werste auf eine geographische oder gemeine deutsche Meile, und zwanzig Werste betragen so viel als drei deutsche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dings als Mittel für menschliche Zwecke, und da nur solche Dinge, welche zugleich Güter sind, Werth haben können, so werden häufig die Ausdrücke: Güter und Werthe als gleichbedeutend gebraucht. Der Mensch kann den Werth eines Guts bestimmen in zweifacher Beziehung, einmal unabhängig von andern Gütern und dann in Hinsicht auf solche Güter; im ersten Fall urtheilt er über die Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke überhaupt, im letztern vergleicht er die Tauglichkeit des einen Guts mit der Tauglichkeit eines andern; jener ist der positive, dieser der verglichene Werth. Höchst wichtig ist außerdem der Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth. Im weitern Sinne hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der menschliche Geist in irgend einer Beziehung Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menschlichen Zwecks wahrnimmt, im engern Sinne aber besteht der Gebrauchswerth in der Tauglichkeit eines Guts als Mittel für einen oder mehrere bestimmte eigne Zwecke eines bestimmten Individuums, das jenes Gut entweder besitzt oder zu besitzen strebt. Der Tauschwerth eines Guts besteht in der Tauglichkeit desselben, sich für dieses Gut auf dem Wege des Tausches irgend ein anderes Gut zu verschaffen, gleichviel, dies andere Gut sey ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer oder ebenfalls nur von Tauschwerth. Blos sinnliche Güter können Tauschwerth besitzen, nie geistige, wie groß auch immerhin ihr Gebrauchswerth seyn mag. Mit dem verglichnen Tauschwerthe hat der Preis (s. d. Art.) große Ähnlichkeit, beide sind aber nicht eins und dasselbe. Jener bestimmt blos das Verhältniß des Tauschwerths mehrerer zum Tausche geeigneter Güter unter einander vermöge einer Vergleichung mit dem Tauschwerthe eines andern Guts; er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tausche im Verhältnisse mit dem Tauschwerthe des zum Gradmesser angenommenen andern Guts an, es kommt dabei lediglich auf die Möglichkeit des Tausches an. Im Wesen des Preises hingegen liegt die Idee eines nicht blos möglichen, sondern wirklichen Umtausches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauschwerthe oder nach ihrem Werthe überhaupt verglichen hat. KM.

Wesel, eine preußische Stadt und starke Festung im jülich-cleve-bergischen Regierungsbezirke Cleve am Einflusse der gleichfalls jetzt bis Lippstadt aufwärts schiffbar gemachten Lippe in den Rhein, über welchen Strom eine fliegende Brücke führt, die jenseits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie hat eine starke Citadelle (auch ist jetzt die büdericher Insel zwischen der Stadt und dem Brückenkopfe befestigt), ein Gymnasium, ein

Seminar, ein Schauspielhaus, vier Pfarrkirchen, 1500 Häuser und (mit der Besatzung) 11,700 Einwohner, die einige nicht sehr bedeutende Fabriken, viele Branntweinbrennereien, einigen Handel und Schifffahrt unterhalten. Alle vierzehn Tage fährt aus dem hiesigen Hafen ein Beurtschiff nach den Niederlanden.

Wesen. Wir verstehen unter Wesen entweder die Dinge selbst, oder den Inbegriff der innern und nothwendigen (daher wesentlichen) Eigenschaften eines Dinges, oder endlich auch das Grund- und Realwesen der Dinge.

Weser, einer der größten Flüsse Deutschlands. Sie entspringt im hildburghausischen Amte Eisfeld im heldriether Wald, heißt anfangs die Werra, und hat in einigen Gegenden angenehme Ufer mit schönen Wiesen. Bei Wanfried im Hessischen wird sie schiffbar, vereinigt sich bei hannöverisch Minden mit der Fulda, und erhält nun den Namen die Weser. Sie geht alsdann durch das hannöversche Fürstenthum Göttingen, die herzoglich braunschweigischen Lande, das hannöversche Fürstenthum Calenberg, die churhessische Grafschaft Schauenburg, die preußische Provinz Westphalen, die hannöverschen Provinzen Hoya, Verden und Bremen, und das Herzogthum Oldenburg, und ergießt sich zehn Meilen unterhalb der freien Stadt Bremen in die Nordsee, nachdem sie vorher besonders die Diemel, Emmer, die detmoldische Werra, die Aller (mit der Ocker und Leine), die Hunte, Wümme und die Geest aufgenommen hat. Von Münden an wird die Schifffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben, und ist sehr bedeutend, nur sind die 21 Weserzölle für die Schifffahrt lästig. Der bedeutendste darunter ist der Zoll bei Elsfleth im Herzogthum Oldenburg, am Einfluß der Hunte in die Weser. Dieser Zoll wurde 1623 dem Herzoge wegen der kostbaren Dämme, durch welche der beste Theil des Landes gegen Überschwemmungen geschützt werden muß, vom Kaiser und Reich bewilligt; die Stadt Bremen hat jedoch dieser Verfügung stets widersprochen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom J. 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber seit einigen Jahren ist er von dem Herzoge wieder gefodert worden, und Bremen hat deßwegen neuerlich bei dem Bundestage zu Frankfurt Vorstellungen gemacht. Man rechnete ehemals den jährlichen Ertrag dieses Zolls gegen 80—100,000 Thaler. — Man hat unlängst (1817) den Vorschlag gemacht, die Weser mit der Elbe zu vereinigen. Die vornehmsten an derselben liegenden Städte sind: Münden, Hameln, Rinteln, Minden, Nienburg und Bremen.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb. 1702, gest. 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu Erworth in der englischen Grafschaft Lincolnshire. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn schon während seiner akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, sich dem Missionsgeschäft zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhuthern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhuth selbst besuchte, ihm die Idee einer Vereinigung seiner Anhänger zu einem kirchlichen Institut nach dem Muster der Brüdergemeinde an die Hand gab. Die Verfassung der Methodisten ist hauptsächlich sein Werk und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß seiner Überzeugungen vorherrschend. Nachdem es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der unter dem Namen Wesleyaner bekannten Me-

thodistenpartei, deren bedeutender Anwachs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinden seiner Secte in den drei brittischen Reichen und predigte oft täglich drei und viermal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bände), sind meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Partei. Seine Predigten und kleineren ascetischen und historischen Aufsätze erschienen unter dem Titel: Wesley's Werke in 33 Bänden 1772 — 74 zu Bristol. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennutz, doch nicht frei von Herrschsucht, seine äußere Darstellung, bei schmächtigem mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. (Vergl. d. Art. Methodisten.) E.

Wessemberg (Ignaz Heinrich von), Freiherr von Ampringen, Generalvicar des Bisthums Constanz, erhielt durch das neuste Verfahren des römischen Hofes gegen ihn und sein eignes würdiges Betragen dabei eine noch ausgebreitetere Celebrität, als sein edler Charakter, seine amtlichen Verdienste und literarischen Leistungen ihm schon vorher auch unter den Nichtcatholiken in Deutschland verschafft hatten. Sein Vater war österreichischer Gesandter in Dresden, sein Bruder ist der ihm gleichgesinnte, verdienstvolle kaiserl. königl. Staatsminister von Wessemberg in Wien. Dem alten Adel und Ansehn seiner Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in deutschen Hochstiftern, seinen ernsten Studien und der Freundschaft Carls von Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in seinen religiösen Ansichten, seinem eignen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geistlicher Ämter vor Andern geschickt machte. Er war zum Domdechant zu Constanz herangerückt, als Dalberg ihn 1802 zum Generalvicar dieses Bisthums erhob. In diesem bedeutenden Wirkungskreise arbeitete er mit Kraft und Einsicht auf die Verbreitung eines reinen thätigen Christenthums hin. Den Aberglauben durch richtige Erkenntniß zu verdrängen, wahre Erbauung an die Stelle des geistlosen Ceremoniendienstes und christliche Sittlichkeit in das Leben der Gläubigen zu bringen, war sein Zweck. Daher sorgte er unablässig für eine bessere Bildung der Geistlichen seines Sprengels, munterte sie zu wissenschaftlichen Studien, literarischen Arbeiten, Conferenzen und nützlichen Mittheilungen aus ihrer Amtserfahrung auf, wozu das seit 1804 von ihm in monatlichen Heften bei Herder in Freiburg herausgegebene und mit den vorzüglichsten Aufsätzen derselben ausgestattete Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landcapiteln des Bisthums Constanz ein wirksames Hülfsmittel wurde. Er suchte dabei der deutschen Sprache in der kirchlichen Liturgie den ihr unter Deutschen gebührenden Einfluß zu verschaffen, deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen und durch gemilderte Fastenmandate das Volk zu überzeugen, daß es christlicher sey, Laster und Sünden zu meiden, als Eier und Butter. Auch verfuhr er bei Ertheilung von Dispensationen, die die römische Curie sonst in ihren eignen Geschäftskreis zu ziehen pflegt, nur nach den Instructionen seines Bischofs (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Billigkeit. Im Einverständniß mit der Regierung des Cantons Lucern, welcher bis 1815 unter das Bisthum Constanz gehörte, ging er schon 1806 an die Ausfüh-

rung des zweckmäßigen Plans der Säcularisation einiger Klöster zur Gründung eines Priesterhauses und Seminars für junge Geistliche und einer Centralarmenanstalt, und konnte bei der damaligen Schwäche des römischen Einflusses es um so eher wagen, den deutschen Theil der Diöcese Constanz standhaft gegen die Eingriffe der päpstlichen Nunciatur zu Lucern zu schützen, je ungesetzlicher diese Anmaßungen waren. So bewies er allerdings, daß er mehr Hirt seiner Gemeine als Knecht der römischen Curie seyn wolle. Diese unverbesserliche Behörde hatte ihn daher schon längst unter den Verdächtigen bezeichnet, als Dalberg ihn 1814 mit Zustimmung des Großherzogs von Baden zum Coadjutor oder Nachfolger in seinem Bisthum Constanz ernannte. Unter den gehässigsten Beschuldigungen verweigerte die römische Curie ihm die Bestätigung, und da nach Dalbergs Tode die Capitularen von Constanz ihn zum Bisthumsverweser erwählten, befahl ihnen der Papst sogleich durch ein Breve von 15ten März 1817, ein Subject zu wählen, daß in besserm Rufe stünde. Ungenannte Römlinge und Freunde der Finsterniß hatten der römischen Curie diesen Vorwand an die Hand gegeben, dem die Stimme aller verständigen Catholiken in Deutschland und insonderheit das Zeugniß der Constanzer-Geistlichkeit laut widerspricht. Sie that durch diesen Schritt mehr als ihr zukam, weil ein Capitularvicar die canonische Bestätigung des Papstes nicht bedarf und diese einem Coadjutor auf unerwiesene Beschuldigungen hin nicht verweigert werden kann. Überdies bestimmen die Concordate der deutschen Fürsten mit dem Papste, daß jeder bei Letzterm Angeklagte sich vor delegirten Richtern seiner Nation in Deutschland vertheidigen darf. Auch dies wurde dem edeln Wessemberg verweigert und die unbedingte Niederlegung seines Amtes von ihm gefodert. Er reis'te daher noch in demselben Jahre nach Rom, um sich persönlich zu rechtfertigen. Die schöne Frucht dieser Reise war ein Band Gedichte, welche 1818 unter dem Titel: Blüthen aus Italien, erschienen und den schon früher durch treffliche religiöse Gedichte und seine größere epische Dichtung Fenelon (1812) begründeten guten Ruf seiner zarten, sinnvollen und frommen Muse aufs neue bestätigten. Seinen Hauptzweck hatte Wessemberg in Rom nicht erreicht. Die Erwiederungen des Cardinal-Staatssecretärs Consalvi auf seine Vertheidigungsschriften enthielten nichts als eine Menge theils wahrheitswidriger Beschuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, welche Wessembergs verdienstlichste Leistungen zu Verbrechen machten, und schlossen stets mit dem Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf sein Amt. Durch diese jeden Rechtsweg abschneidende Härte und despotische Willkühr sahe er sich genöthigt, der römischen Curie endlich zu erklären, daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen seinen Landesherrn, das Bisthum Constanz und Deutschland, stillstehen müsse, nachdem er seine persönlichen Gesinnungen gegen das Oberhaupt der catholischen Kirche ausgesprochen habe. In dieser männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Curie bestärkte ihn der Beifall seines Großherzogs, der sich Willens erklärte, den Generalvicar von Wessemberg in der Ausübung seines Amtes ferner zu erhalten und zu schützen, und damit den Befehl an ihn verband, sich durch nichts, was sich nicht durch klares Recht der Kirchensatzungen und festgegründete Observanz über alle Zweifel erhoben habe, in

seinem Amte stören und beschränken zu lassen. Zugleich erklärte der Großherzog von Baden diese Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation, und brachte die unter seiner Autorität 1818 zu Carlsruhe mit officiellen Actenstücken herausgegebene Denkschrift über das neuste Verfahren der römischen Curie gegen den Bisthumsverweser von Wessemberg ꝛc. an den Bundestag zu Frankfurt. Noch ist diese Sache unentschieden, da die Gesandten der deutschen Fürsten in Rom bis jetzt keine Aussicht haben, dort den Zweck ihrer Sendung, die Abschließung eines der deutschen Kirche wohlthätigen und zeitgemäßen Concordats mit dem Papste durch Unterhandlungen zu erreichen. Wessemberg hat inzwischen zur Freude aller Guten seine amtliche Wirksamkeit fortgesetzt und zeichnet sich in der gegenwärtigen Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Man besitzt von ihm auch eine treffliche Geschichte des Volksschulwesens in Deutschland (die Elementarbildung des Volks ꝛc. Zürich, 1814), bis jetzt das vorzüglichste Buch über diesen Gegenstand. E.

West (Benjamin), der berühmteste unter den jetzt lebenden englischen Mahlern, von Geburt ein Nordamerikaner und der religiösen Secte der Quäker zugethan. Er kam in seiner Jugend nach London, wo er große Unterstützung fand, und ging dann nach Italien, um dort die Werke großer Meister zu studiren. Als er von da zurückgekehrt war, gelangte er durch eine große Anzahl von Gemählden (z. B. Orest, Pylades, Angelika und Medor), deren mehrere durch Kupferstiche bekannt geworden sind, einen großen Ruhm. Der Stoff seiner Gemählde, so wie deren Ausführung, ist immer edel und ernst. An den frühern tadelte man Kälte und Mangel an mannichfaltigem Ausdruck; die spätern, von denen viele mit großem Glück Scenen aus der brittischen Geschichte behandeln, zu deren Darstellung er von dem König aufgefodert wurde, z. B. das durch den Kupferstich bekannte Gemählde den Tod des Generals Wolfe vor Quebeck vorstellend, die Vorstellung der Schlachten von la Hogue und an dem Boyne (1780 gemahlt), sind voll Handlung und Wahrheit; aber das Colorit wird getadelt. Auch hat er viele biblische Gegenstände mit besonderer Liebe behandelt. Mehrere dieser Gemählde sind in der königl. Capelle zu Windsor, in der Capelle zu Greenwich und in St. Stephans Walbrook. Seine Gemählde werden in England sehr geschätzt, und sein Umgang von den Großen gesucht. Der König gab ihm einen Jahrgehalt von 1000 Pfd. Sterling, und bezahlte ihm die Verzierung des Schlosses zu Windsor besonders, dessen Audienzzimmer er mit sechs Gemählden, welche sich auf die Geschichte Eduards III. beziehen, ausschmückte. Er war auch eine Zeit lang Präsident der königl. Akademie, aber die Opposition brachte ihn durch fortdauernde Krittelei seiner Gemählde dahin, daß er sich 1805 von dieser Anstalt ganz zurückzog, seine Stelle niederlegte, und seit 1806 Privatausstellungen seiner Gemählde veranstaltete, welche ihm viel Ehre und Geld einbrachten. In diesem Jahre vollendete er auch Nelsons Tod. Zu seinen neuerem Gemählden gehört: Christus, der den Gichtbrüchtigen heilt (an das brittische Institut für 5000 Pfd. verkauft) und sein schauerlich großes Bild: der Tod auf dem fahlen Pferde (nach der Offenbarung Johannis), welches die Menge zu sehen hinzuströmte, und wo-

auf man ihm 10,000 Pfd. geboten hatte. Ausführliches über diesen Künstler findet man in Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste 5r Band.

Westerhemde (von Vestis oder von Weiß) heißt das gewöhnlich mit Kreuzen durchnähte weiße Hemdchen, in dem die Kinder zur Taufe getragen werden, und daher auch die Kindertaufe selbst in einigen oberdeutschen Gegenden Wester. E.

Westerreich oder Westreich (Austrasien), ehemaliges Königreich, dessen Hauptstadt Metz war. Es begriff alles Land zwischen der Scheide, Maas und dem Rhein, d. h. Brabant, Lüttich, Luxemburg, Lothringen, Eiffel, Trier u. s. w.

Westerwald ist ein Gebirge in dem preußischen Regierungsbezirke Coblenz und dem Herzogthum Nassau, welches sich von der Stadt Montabaur an, zwischen den weiter hin befindlichen Quellen der Dill, Sieg und Lahn bis an die vormals zum Großherzogthum Hessen gehörige Grafschaft Witgenstein erstreckt, und mit dem Siebengebirge, dem Rothhaargebirge und dem sogenannten sauerländischen Gebirge in Verbindung steht. Das Urgebirge desselben besteht aus Basalt und Lava, und das Flözgebirge aus Kalkstein, Grauwack und Thonschiefer. Die höchste Gegend des Westerwaldes ist bei Neuburg und Salzkirch im Dillenburgischen, wo sich der Salzburger Kopf 2600 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Einer der höchsten Felsen ist der Barstein, von welchem man eine weite Aussicht bis in die Wetterau und den Vogelsberg hat. Man zieht auf dem Westerwalde viel Flachs, treibt starke Viehzucht und versieht die nahen Gegenden mit Flachs, Heu und Butter. Außerdem liefert dieses Gebirge Eisen, Kupfer, treffliche Bausteine, guten Walker- und Pfeifenthon, und besonders eine unglaubliche Menge von Braun- und Holzkohlen, deren Menge so groß ist, daß hier in der Erde Baum an Baum zu liegen scheint.

Westindien. In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, welche von Algen und Seegräsern wie mit einem grünen Teppich überzogen, unterirdische Gärten in ihrem crystallnen Spiegel zeigen, am Eingange des Golfs von Mexico, der Hondurasbay und des Caraibenmeers, liegt die reiche Inselwelt, welche Columbus Westindien nannte. Sie bildet einen ungeheuern Bogen, der von Florida aus im Norden (28° Br.) anhebt und sich im Süden mit der Insel Trinidad (11° Br.) am festen Lande des spanischen Gujana endigt. Sämmtliche Inseln, — die 700 Bahamaeilande, die vier großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caraiben mit den 60 Jungferninseln, — zum Theil nackte Felsen, erscheinen dem Beobachter als die Trümmer einer großen Landfläche, welche der mächtige Umschwung der Erdkugel unter dem Äquator in seinem Fluthenwirbel verschlang. Dagegen vergrößern sich wiederum viele Antillen durch das seit Jahrtausenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Tubularien und andrer Erbauer der Madreporen, Milleporen und sonstigen Korallen, welche dieses ungeheure Meeresbecken gleichsam austapeziren. Besteht doch eine große Anzahl jener Inseln fast gänzlich aus kalkigen Wurmwohnungen. Indeß tragen mehrere auch die Spur vulcanischer Bildung an sich. — Der Schiffer unterscheidet unter den kleinen Antillen oder den caraibischen Inseln die Inseln im Winde (Windward-Isles, Isles du Vent), welche dem steten Ostwinde der heißen Zone am weitesten entgegenstehn; ihn also früher erhal-

ten, und die Inseln unter dem Winde (Leeward-Isles, Isles sous le Vent), zu denen jener Wind wegen ihrer Lage später gelangt. Alle diese Inseln, mit Ausnahme der Bermuden und Caymanen, liegen in der heißen Zone; allein die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum November herrscht die ungesunde, nasse Jahreszeit oder der antillische Winter; in den übrigen Monaten ist die Luft heiter. Doch auch der Mai hat trocknes Wetter; dann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die Savannen (Wiesen) schmückt ein sammtartiges Grün. Unbeschreiblich schön sind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit stärker, als bei uns; die Venus strahlt wie ein zweiter Mond und große Schaaren Feuerfliegen erhellen die Wälder. Im August wird die Hitze drückend; hierauf entladet sich die electrische Luft in furchtbaren Gewittern und der Dunstkreis in Monat langen Strömen. Erdbeben und Orkane verändern die Gestalt des Bodens. Außerordentlich ist die erzeugende Kraft dieser Länder. Doch waren vor Columbus hier kaum acht Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusschwein und der Raton; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichsten Abwechslung das schönste Gefieder die Waldungen, von dem großen Arras bis zu dem Sperlingspapagei! Die Mittelstufe zwischen dem Vogel und dem Schmetterling nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibri's ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Gestade; Fregatten und Albatrosse und andere Tropikvögel kreuzen über dem Meere. Schöngespiegelte Enten durchplätschern die Gewässer. In den Wäldern spielen bunte Schlangen (meist unschädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Algiator schreckt zuweilen den Wanderer. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich; und der mit dem Clima selbst wuchernde Europäer hat hier die Producte des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht blos Pflanzen und Thiere hab sein Speculationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinübergeführt, auch Menschen. Indem er den Europäer mit dem Neger, und diesen mit dem Amerikaner vermischte, pfropfte er Stämme auf Stämme, und bildete dadurch neue Menschenracen. — Nach den Besitzern unterscheiden wir: 1. das spanische Westindien. Zu ihm gehört: a) die größte aller Antillen, Cuba (2300 Quadratmeilen, 486,000 Einwohner, darunter 212,000 Neger). Columbus entdeckte sie 1492. Hier liegt einer der ersten Stapelplätze für beide Welten und der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, die Havanna (s. d. Art.), der Sitz des spanischen Generalkapitains (unter welchem außer Cuba bisher auch Florida stand). (S. d. Art Cuba und Havanna.) — b) Porto-Rico mit der Hauptstadt gleiches Namens, in der Größe die vierte Antille und die östlichste (132 Quadratmeilen, 136,000 Einwohner, darunter 17,500 Sklaven). Sie steht nebst den spanischen Jungferninseln unter einem Generalkapitain. Der Anbau ist ganz vernachlässigt Der Hauptreichthum der Colonisten besteht in Caffee und Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reiß, Mais, Tabak, Ingwer, Kassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und Salz unter mehrern andern Erzeugnissen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wälder des Mankanillen- oder Manzinellbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, das Holz aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist, und von Würmern nie angefressen wird. Um den

Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung im J. 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. — c) Von den 60 Jungfern- oder virginischen Inseln gehören den Spaniern aa) die Passage- und Schlangeninsel, zusammen 6¼ Quadratmeilen mit 3000 Einwohnern. Auf der unbewohnten Bieque- oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer und Dänen) Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita, 16¼ Quadratmeilen mit 16,200 Einwohnern und den kleinen Inseln in der Nähe, Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter Philipp II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind jetzt erschöpft. Gegenwärtig ist diese Insel in den Händen der Insurgenten. — d) Der spanische Antheil an St. Domingo, welchen der Pariser Friede von 1814 an Spanien zurückgab, dieses aber unter den dermaligen Verhältnissen noch nicht wieder hat in Besitz nehmen können. Seine Größe beträgt 821 Quadratmeilen mit der Hauptstadt St. Domingo. II. Das ehemalige französische Hayti, 524 Quadratmeilen, welches jetzt aus einem Königreich und einer Republik besteht. (S. Hayti.) Hayti steht mit England und Amerika in Handelsverbindungen. III. Das brittische Westindien begreift: a) Jamaika (s. d. Art.), 269 QM. mit 35,000 europäischen Weißen und Kreolen und 319,000 Negern. Der Sitz des Gouverneurs ist in der Hauptstadt Kingston mit 5000 Weißen, 1200 Eingebornen und 11,000 Negern. Unter dem Gouvernement stehen noch die caimanischen oder Crocodil-Inseln, im Golf von Mexico, welche zu Nordamerika gehören, und reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Bermudas- (Sommer- oder Teufels-) Inseln, 400 an der Zahl, meist felsig und unbewohnt, zusammen 108 Quadratmeilen mit 4800 weißen Einwohnern und 4790 Negern. Ihr Gouverneur hat seinen Sitz auf der größten Insel St. Georg. Folgende brittische Inseln aber liegen im eigentlichen westindischen Archipel: c) Die Lukaien oder Bahama-Inseln, Bruchstücke des festen Landes (Florida), von dem sie durch den Bahamacanal getrennt sind. Dieser Schlüssel des Golfs von Mexico gehört seit 1672 den Engländern. Man zählt deren 700, meist bloße Klippen; zusammen 257 Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern, die Fischer und Lootsen sind. Sie führen Baumwolle, Mahagony-, Kampesch-, Brasilienholz, Salz, Ananas und andere Früchte aus. Von diesen submarinen Gebirgsspitzen hub unsere Kenntniß der neuen Welt an. Colon entdeckte hier zuerst (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani), und nannte sie S. Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Auf der Hauptinsel Neu-Providence ist Fort Nassau die wichtigste Stadt und der Sitz des Gouverneurs. Dieser stellt den König vor und besitzt die vollziehende Gewalt. Die gesetzgebende Versammlung zerfällt in ein Ober- und Unterhaus; jenes besteht aus 12 von der Krone ernannten Mitgliedern des Raths, dieses aus 26 Repräsentanten der verschiedenen Inseln. Die richterliche Gewalt wird unabhängig durch besondre Gerichtshöfe ausgeübt. — Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanish-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide fünf Quadratmeilen mit 9000 Einwohnern, ferner die unbewohnte an Weiden sehr reiche Insel Anegada und 12 kleine Inseln. Sie

sind wegen ihres Schleichhandels, wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua (4½ Quadratm. mit 50,000 Einwohnern, darunter 30,500 Neger, wovon 5500 durch die Herrnhuter bekehrt sind) in Rücksicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 285,000 Centn.), Indigo, Tabak, Jugwer, Holzarten, Früchten, Vieh und andern Producten, eine der wichtigsten Besitzungen; mit der Hauptstadt St. Johns-Town, dem Sitz des Gouverneurs der Inseln unter dem Winde. Zu seinem Gouvernement gehören noch aa) die Insel St. Christoph oder St. Kitts (3 Quadratmeil. 32,000 Einwohner, darunter 26,000 Neger). Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pfd. Sterling. bb) Newis, ein aufsteigendes Bergländchen, eine Quadratmeile groß, mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montserrat (zwei Quadratm., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (sechs Mill. Pfd.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, Snake-Island oder Schlangeninsel, mit einem Salzsee (sechs Quadradtm. mit 2100 Einwohnern, wovon 500 Sklaven sind), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicestatthalter. Man erbaut Zucker, Tabak, Caffee, Baumwolle u. s. w. — f) Dominica, 13½ Quadratm., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut und der Sitz eines Gouverneurs und hat 4400 weiße und farbige Einw., 21,000 Sklaven und 30 Caraibenfamilien, Überreste der Ureinwohner. Zweihundert Pflanzungen liefern vorzüglich Zucker und Caffee. Durch den furchtbaren Orcan am 21. Oct. 1817 wurde sie beinahe ganz verödet. Hauptstadt Rousseau. g) Die ebenfalls sehr fruchtbare Insel St. Lucie, 10½ Quadratm., mit einem Vulcan. h) St. Vincent, 6½ Quadratm., hat ebenfalls einen vulcanischen, übrigens sehr fruchtbaren Boden. Die Hauptstadt Kingston ist der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden englischen kleinen Antillen. i) Barbados, 10½ Quadratm. mit 15,000 Weißen, 3000 freien Farbigen und 59,000 Negern, Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derselben wurden im Negeraufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat 8½ Quadratm. mit 800 Weißen, 1600 Farbigen und 32,600 Negern. Die Einwohner sind catholisch und sprechen französisch. Die Insel wurde 1762 an England abgetreten. Diese, deren es gegen 30 giebt, sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, 6½ Quadratm., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinseln, reich an allen westindischen Erzeugnissen. m) Trinidad zwischen Tabago und der Orinokomündung, vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orkanfreie Seestation. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung, der Feuerheerd der spanisch-amerikanischen Insurrection. Die Insel ist 78½ Quadratm. groß, mit 40,000 Einwohnern, darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Luft ist ungesund; der Boden zum Theil vulcanisch (ein Erdpechsee), aber sehr fruchtbar. Hauptort St. Joseph d'Orunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe, nach dem Verluste von St. Domingo die wichtigste französische Antille, 30½ Quadratm. und 248,000 Einwohner, worunter 98,000 Neger. Gegenwärtig soll sie nur 90,000 Einwohner zählen. Die mährischen Brüder haben hier eine Mission. Auch hier ist ein Vulcan. Hauptort Basseterre. Zu diesem Gouvernement gehören

noch die Insel Desirade, eine Quadratm., Marie Galante, vier Quadratm. und les Saintes, drei kleine Inseln, sechs Quadratm. b) Martinique, 17 Quadratm., mit 10,000 Weißen, 9000 Mulatten und 77,000 Negern. Seit 1815 sind hier vier Häfen den Fremden eröffnet. Hauptort St. Pierre. — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St. Thomas, b) St. Croix, wo Christianstadt der Sitz des Gouverneurs ist und c) St. Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen $8\frac{1}{2}$ Quadratm., mit 43,000 Einw. darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 sind die Freihäfen St. Thomas und St. Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare, $2\frac{1}{4}$ Quadratm. große Insel St. Barthelemi, mit 6000 Einwohnern, die ebenfalls alle westindischen Producte erzeugt. Hauptort Gustavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Antillen: a) St. Eustach (eine Quadratm., besteht fast nur aus verloschenen Vulcanen), wichtig wegen des Schleichhandels; hat nebst der eben so großen Felseninsel Saba, 24,000 Einwohner, Sitz des Gouverneurs. b) Curassao, ebenfalls nur ein Felsen im Meere von $8\frac{1}{2}$ Quadratm., an sich unfruchtbar, aber trefflich angebaut, mit 14,000 Einwohnern, darunter 7800 Neger. Hauptort Wilhelmsstadt, Sitz des Gouverneurs. Freihafen St. Barbara. Einige kleinere Inseln, Aruba, Aves und Bonaire; c) St. Martin, fünf Quadratm., 6100 Einw., darunter 5000 Neger. — Die Ureinwohner sämmtlicher Antillen sind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inseln St. Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die schwarzen Caraiben sind aus einer Mischung mit Negern entstanden. Die Zahl aller Einwohner betrug 1791 1,460,000, darunter 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufnen, räuberischen Maronneger. Von dem Europäer und Neger stammen die farbigen Menschen ab, der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. s. w. Die Eingebornen, welche von Europäern abstammen, heißen Kreolen. Außer den europäischen Sprachen hat sich eine kreolische Mundart gebildet. Alle Bewohner sind Christen, nur die Neger sind Fetischanbeter; doch giebt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieser Insel seyen, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matrosen für $6\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. St. Waaren aus. Überhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämmtlicher westindischen Producte auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 46 Mill., die spanischen auf fünf, die dänischen auf $1\frac{1}{2}$ und die niederländischen auf $8\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über sieben Mill. Centn. und an Caffee 930,000 Centn. ausgeführt. Großbritannien gewinnt blos durch Rum 2,454,000 Pfd. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesammtwerth Humboldt auf 13,300,000 Pfd. Sterling schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet, besonders die englische Regierung, auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungssystem dieser Inseln. Die Verfassung der brittisch-westindischen Inseln ist fast durchgängig, wie die auf Jamaica und auf den Bahama-Inseln. Die

meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Loos der Negersklaven aber ist durchaus gesetzlich gemildert. Die Kreolen, welche ihres Muthes wegen die entschlossensten zum Widerstande sind, werden so wie die Mulatten und freien Neger zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigesetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels, und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Regierung in ihrer Colonial-Verwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert, wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St. Domingo und Trinidad ausgegangen, und hat in dem durch den Handel mit Westindien beförderten Küstenverkehr seinen Nahrstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenn Spanien jene Politik nicht ändert, es im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht blos das feste Land, sondern auch seine Antillen verlieren wird. Schon hat Hayti das Beispiel gegeben. Hier und in Cuba nahm die spanische Unterjochung Amerika's — ein System von Grausamkeit und Raubsucht — ihren Anfang; hier wird die Befreiung des spanischen Amerika, die am Orinoco und La Plata siegreich begonnen, wenn sie Peru und Mexico seinen transatlantischen Tyrannen entrissen hat, ihren glorreichen Lauf vollenden. (Vergl. die Art. Amerika und Südamerikanische Revolution.) K.

Westminster, s. London.

Westphalen wurde im Mittelalter alles Land genannt, das sich zwischen Weser, Rhein und Ems erstreckt, dagegen das Land zwischen Elbe und Weser den Namen Ostphalen führte. Letzterer Name ging im Laufe der Zeit unter; ersterer erhielt sich und ging in der Folge theils auf den westphälischen Kreis, theils auf das Sauerland oder das Herzogthum Engern über. 1. Das Herzogthum Westphalen. Es machte in der Vorzeit einen Theil des großen Herzogthums Sachsen aus und hieß damals noch Sauerland; ein Name, der sich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzstift Cöln dieses Land an sich und erhielt es vom Reiche unter dem Namen Westphalen zur Lehn, worauf dieser Name auf das Land überging. Cöln behielt es bis zur Auflösung des Erzstiftes 1802, worauf dieses Land durch den Deputationsreceß in die Entschädigungsschale des Hauses Hessen-Darmstadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten wurde, welches es mit seiner Provinz Westphalen und zwar mit dem Regierungsbezirk Arensberg verband. Bei seiner Abtretung 1815 enthielt es 72 Quadratm. mit 134,716 Einwohnern in 18 Ämtern, 25 Städten und 539 Marktflecken und Dörfern. 2. Der westphälische Kreis enthielt nicht blos das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch mehrere große Ländermassen jenseits des Rheins, aber nicht das eigentliche Herzogthum Westphalen, welches als Zubehör von Cöln zum churrheinischen Kreise gerechnet wurde. Seiner am

Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des niederrheinisch-westphälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen Reichs, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Korvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Oldenburg, Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Teklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. 3. Das Königreich Westphalen. Der Friede zu Tilsit hatte den Kaiser Napoleon zum Herrn aller preußischen Staaten bis zur Elbe gemacht, so wie er die Länder der Churfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig besetzt hielt, und sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Gränzen des Kaiserreichs über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reichs zu bilden, und so entstand das Königreich Westphalen, welches mit den sämmtlichen braunschweig-wolfenbüttelschen, den churhessischen Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preußischen Provinzen Magdeburg diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohnstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, und Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Korvey und der Grafschaft Rittberg ausgestattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug $692\frac{1}{18}$ Quadratmeilen, die Volksmenge 1,946,343 Individuen. Der 15. Nov. 1807 war der Schöpfungstag des jungen Staats. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Constitution, die, zwar ganz der französischen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man sich fest auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7ten Dec. in seiner Residenz Cassel, und trat die Regierung des Reichs, aber leider nicht als König, sondern, wie man nur zu bald kennen lernte, als bloßer französischer Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgesogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Militäre die Hälfte aller Domainen reservirt, daß er die Haltung einer Besatzung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Westphalen nicht allein beköstigen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch gewisse Redevanceen an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Cassen leer waren, alles neu geschaffen und überdies eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Land, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westphalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen unerfahrnen Monarchen zu leiten. Trotz der ungeheuern Verluste, die die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande,

eine ziemliche Einrichtung treffen, und in kurzer Zeit eine Armee von 16,000 Mann aufstellen zu können. Die neuen Formen, die in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die französischen Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran, und fand sein Schicksal selbst erträglicher, als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt, als je zuvor; die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtsame zu, die sie bald kennen und würdigen lernte. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile, und die Regierung gewann Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als französischer Prinz eine Million Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich seyn, wie er damit wirthschaftete, und es mußte ihr sogar lieb seyn, daß er solche im Lande ließ und das Geld in Umlauf brachte. Übrigens konnte er, durch die Constitution gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stand, war nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch ziemlich glücklich hin. Aber im Jahre 1809 entstanden, durch den österreichischen Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der östlichen Seite des Reichs brachen unter Schills Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe, im Süden entstand bei Marburg ein Bauernaufstand, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Ungefähr vor einer weit aussehenden Verschwörung gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maaßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen den Herrscher und das Volk trat. Der König sah sich, auf die Vorstellungen Frankreichs gezwungen, sein Militär unverhältnißmäßig zu vermehren, und es bis zur Stärke von mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister, als die zum zweiten und zum letztenmale berufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domainen, wobei vielleicht zu leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Übel wurde zusehends größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß im Jahre 1810 das ganze Hannöverische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andere Verfügung des Kaisers den größten Theil desselben wieder nahm, und selbst von den alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maaßregel zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Colonialgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westphalen weniger litt, als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde, und die Douanen dem Handel wenige

Hindernisse in den Weg legten. 1812 stellte sich der König an die Spitze seiner Armee, und führte sie nach Polen, er selbst mußte zwar früher dieselbe verlassen und in sein Land zurückkehren, aber das schöne, mehr als 24,000 Mann starke Heer fand mit dem französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organisirt, und 12,000 Westphalen begleiteten den Kaiser 1813 von neuem nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die den Kaiser in Schlesien trafen, gingen zwei Cavallerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Czernitscheff den König aus seiner Residenz, und löſ'te zwei Infanterie- und zwei Cavallerieregimenter vor den Thoren von Cassel auf, nahm auch selbst, doch nur auf drei Tage, Cassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines französischen Truppencorps dahin zurück, aber nur, um daselbst die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch alles, was sich in den Schlössern befand und selbst einen Theil der Schätze des Museums wegführen lassen. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen zu Cassel wieder ein, und in wenigen Tagen war das ganze Königreich aufgelöſ't und allenthalben die alten Regierungen wieder eingesetzt. Das am 15ten Nov. 1807 gegründete Königreich war am 20sten October 1813 nicht mehr! 4. Die Provinz Westphalen. Sie ward im J. 1815 geschaffen und besteht aus den Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen westphälischen Kreise besitzt, mit Ausnahme der Herzogthümer Cleve und Berg und den Abteien Essen und Werden. Sie gränzt an die Niederlande, Hannover, Braunschweig, beide Lippe, Churhessen, Waldeck, Großherzogthum Hessen, Nassau, Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg. Der östliche und südliche Theil ist gebirgig, durch welchen sich der Teutoburger Wald, das Wesergebirge mit der westphälischen Pforte und die sauerländischen Gebirge ziehen, auch schließt diese Provinz fruchtbare Ebenen, z. B. das Sintfeld, die Soester und Warburger Börde ein. Jedoch in dem nördlichen und nordwestlichen Theile finden sich viele beträchtliche Haidestrecken. Das Clima ist gemäßigt, rauh in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes. Die Weser, Ems, Lippe und Ruhr sind die wichtigsten Flüsse, alle schiffbar. Die Producte bestehen in den gewöhnlichen Hausthieren, Getraide, auch Buchweizen, vielem Flachs, Kartoffeln, Waldungen, vielem Eisen, Kupfer, Galmei, Blei, Steinkohlen, Salz, Mineralwasser ꝛc. Der Ackerbau verschafft nicht den hinreichenden Bedarf. Die Industrie ist in vielen Gegenden sehr wichtig, und beschäftigt sich vorzüglich mit der Veredlung des Flachses, indem man sowohl sehr feine Leinwand, als besonders gröbere, Löwentlinnen genannt, verfertigt, ferner mit Betreibung sehr vieler Eisen- und Stahlhämmer, und Fabricirung mannichfaltiger Eisen- und Stahlwaaren. Auch gehen aus den nördlichen Gegenden viele Einwohner nach den Niederlanden zum Torfstechen und zur Unterstützung bei der Ernte. Die ganze Provinz enthält 376 Quadratmeilen und mit dem Militär 1,074,000 Einwohner, theils Catholiken, theils Protestanten, besonders Lutheraner. Sie zerfällt in die drei Regierungsbezirke Münster, Minden und Arnsberg mit den gleichnamigen Hauptstädten.

Westphälischer Friede wird der im J. 1648 in Münster und Osnabrück (die im westphälischen Kreise lagen) geschlossene Friede genannt, durch welchen der dreißigjährige Krieg geendigt, die Ruhe für Deutschland wieder hergestellt, und ein neues politisches System in Europa begründet wurde. Er war daher die Basis aller neueren Friedensschlüsse bis zur französischen Revolution, und ward insbesondre in Deutschland als das vornehmste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung angesehen. — Dieser Friede, das Werk des Grafen **Trautmannsdorf** (s. d. Art.), kam erst nach siebenjährigen Vorbereitungen zu Stande. Deutschland war erschöpft und Österreich in seinen Erblanden bedroht, daher zeigte der Kaiser Ferdinand III. friedliche Gesinnungen, aber auch die geheime Absicht, mit Frankreich und Schweden für sich allein, ohne Beitritt des deutschen Reichs, Frieden zu schließen. Es wurden schon zu Ende des J. 1641 zu Hamburg Präliminarien festgesetzt, welche besonders den Ort und die Art der Friedensconferenzen betrafen. Die wirklichen Friedensverhandlungen fingen aber nicht eher als im J. 1644 an, und wurden zu Osnabrück zwischen den kaiserlichen, reichsständischen und schwedischen Gesandten, zu Münster zwischen dem Kaiser, Frankreich und andern fremden Mächten, jedoch immer in gewisser Verbindung unter einander, betrieben. Frankreichs Bevollmächtigte in Münster waren der Duc de Longueville, d'Avaux und Servien. Mazarin und Lyonne gaben ihnen ihre Verhaltungsregeln. Schwedischer Seits unterhandelten Orenstierna und Salvius, welche auch den Tractat zu Osnabrück unterzeichneten. Die kaiserlichen Bevollmächtigten waren der Graf Joh. Ludw. von Nassau, der Graf von Lamberg und die Rechtsgelehrten Volmar und Crane; doch in den letzten 18 Monaten war die Seele des ganzen Werks der Graf Max. von Trautmannsdorf. Unter den spanischen Bevollmächtigten wurden Saavedra und Brun für die geschicktesten gehalten. Die Generalstaaten schickten acht Bevollmächtigte; die Eidgenossen den wackern Bürgermeister von Basel, Joh. Rud. Wetstein. Unter den protestantischen Gesandten zeichneten sich der braunschweigische, Jac. Lampadius, und der würtembergische, Joh. Conr. Varnbühler, aus. Venedigs Gesandter Contareno, und der päpstliche, Fabio Chigi (nachher Papst Alexander VII.) traten als Vermittler auf. Adam Adami, der Gesandte des Fürstbischofs von Corvey, war der Geschichtschreiber des Congresses. Während der Verhandlungen wurde der Krieg fortgesetzt. Der schwedische General Torstensohn drang 1645 in die kaiserlichen Erbländer ein, und erfocht am 24sten Februar einen wichtigen Sieg bei Jankowitz. Der letzte kriegerische Auftritt fand da Statt, wo der Krieg angefangen hatte — bei Prag. Königsmark eroberte (den 15. Juli 1648) einen Theil dieser Stadt, die sogenannte kleine Seite. Dies gab den langen schwierigen Unterhandlungen den Ausschlag, und der Friede ward am 24. Oct. 1648 zu Münster völlig abgeschlossen. Durch ihn wurde die Staats- und Religionsverfassung Deutschlands auf einen festen Fuß gesetzt; die **Landeshoheit** der Reichsstände wurde anerkannt. Sie erhielten das Recht der Bündnisse unter sich und mit fremden Mächten, nur nicht gegen Kaiser und Reich; auch sollten ohne ihre Einwilligung die bisher vom Kaiser so häufig verhängten Achtserklärungen nicht mehr Statt finden. Das Churhaus Pfalz erhielt die Pfalz am Rhein zurück, und die achte Churwürde wurde für dasselbe errichtet, welche jedoch im Fall die baierische Linie ausstürbe

(was 1777 geschah), wieder erlöschen sollte, indem Pfalz alsdann in die baierische Churwürde zurücktrat. Die seit dem Religionsfrieden (1555) zum Vortheil der Protestanten gemachten Veränderungen erhielten nun festen Bestand, mit der Bestimmung, daß alles so verbleiben sollte, wie es mit dem Anfange des (sogenannten Normal-) Jahres 1624 gewesen war. Der erste Januar d. J. war der Normaltag für den Besitzstand der säcularisirten Güter; das ganze J. galt für den Besitzstand der Religionsübung und der an Mittelbare zurückzugebenden mittelbaren geistlichen Güter. Nur für Österreich galt diese Bestimmung nicht; für die Pfalz, Baden und Würtemberg galt das Jahr 1618 als Normaljahr. Den Reformirten wurden gleiche Rechte wie den augsburgischen Confessionsverwandten bewilligt. Mehrere geistliche Stifter wurden säcularisirt und einzelnen Ständen als Entschädigung überlassen. Der Kaiser willigte in diese Maaßregel, um keines von seinen Erbländern verlieren zu dürfen. An Frankreich wurde Elsaß abgetreten; Schweden erhielt Vorpommern, Bremen, Verden, Wismar und die Summe von fünf Millionen Thalern für seine Truppen. Brandenburg erhielt die säcularisirten Bisthümer Halberstadt, Minden, Camin und die Expectative auf Magdeburg. Meklenburg erhielt die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg; Hannover, abwechselnd mit einem catholischen Bischof, das Bisthum Osnabrück, und einige Klöster; Hessen-Cassel die Abtei Hirschfeld und 600,000 Thlr. Die vereinigten Niederländer wurden von Spanien als eine freie Nation, und die Schweizer als völlig unabhängig vom deutschen Reiche anerkannt. Frankreich und Schweden erklärten sich für Gewährleister dieses Friedens. Die feierliche Protestation Papst Innocenz X. gegen diesen Frieden, besonders in Rücksicht auf den Verlust des päpstlichen Stuhls durch die Säcularisation der Stifter, machte kein Hinderniß; aber die gänzliche Ausführung aller Bedingungen des Friedens fand mancherlei Schwierigkeiten. Der Krieg dauerte sogar noch fort zwischen Frankreich verbunden mit Savoyen, und Spanien verbunden mit Lothringen; eben so zwischen Spanien und Portugal. — (S. von Woltmanns Geschichte des westphäl. Fried. 2 Th. Lpz. 1808.) Die Zeit und das spätere Schicksal Deutschlands haben übrigens gezeigt, daß, soviel auch diplomatische Talente und zum Theil selbst guter Wille bei diesem Friedenswerke thätig waren, dennoch für die Nationaleinheit des deutschen Reichs und damit für die Kraft und die Würde desselben, in Münster und Osnabrück das Todesurtheil unterzeichnet worden war. Indeß war dies großentheils eine Folge der unseligen Territorialpolitik, welche Deutschlands Fürsten schon längst unter sich verzwistet und dem Einfluß des Auslandes dahingegeben hatte. Wäre Ferdinand II. nicht bigott und intolerant, sondern in demselben Grade staatsklug gewesen, so stand es nach dem Frieden zu Lübeck 1629 ganz in seiner Gewalt, das deutsche Reich zu seiner alten Würde wieder zu erheben. Durch das von Jesuiten betriebene Restitutionsedict entriß er sich selbst die Frucht der Siege Tilly's und Wallensteins. Nun sorgte jeder deutsche Fürst nur für sich und sein Haus. Also verlor das Reich durch den westphälischen Frieden nicht blos von seinem Umfange eine Ländermasse von 1900 □M. mit 4½ Mill. Menschen, sondern auch seine westliche Militärgränze; überdies blieben Lothringen nach Elsaß hin, und der Burgundische Kreis im Westen und Norden schutzlos. Wenn außerdem dieser Verlust schon

an sich den deutschen Handel mit Italien und den mit der Nordsee, zumal bei der Sperrung der Schelde, sehr erschwerte, so mußte im innern Nationalverkehr des Reichs die Befestigung der 300fach landesherrlichen Vielherrschaft und die Verwickelung so vielseitiger Gränz- und Hoheitsrechte noch weit mehr den Gang der Verwaltung erschweren, sie mit Formen überladen, und die Volksstämme feindselig aus einander reißen. Dagegen wurde Deutschland, seit die Fürsten das von Frankreich bei der Friedensverhandlung durchgesetzte Recht der Bündnisse geltend machten, Baiern, Brandenburg und andere deutsche Regentenhäuser aber eine Stellung in dem europäischen politischen System annahmen, und fremde Mächte, wie Schweden, in das innere Reichsregiment mit eintraten, nunmehr der Gegenstand und der Schauplatz fast aller europäischen Staatshändel. Mit dem westphälischen Frieden entstand ganz eigentlich die neuere Cabinetsregierung der deutschen Höfe, und die damit verbundene auswärtige Diplomatik. Nun bildete sich ein Hof- und ein Kriegsstaat nach dem andern aus, und die in ihrer Gewerb- und Handelsfreiheit durch Zölle und Beschränkungen aller Art vielfach eingeschnürte deutsche Nation strengte ihren Kunstfleiß und ihre Kraft fast nur dazu an, um für einige hundert Hofhaltungen, Gesandtschaftscorps und größere oder kleinere Kriegsheere die Kosten zu erschwingen. Kein Volk in Europa erträgt jetzt diese dreifache Last. Und mit dem allen erlangte die deutsche Nation weder Achtung noch Sicherheit vor dem Auslande, sondern die meisten europäischen Kriege wurden auf ihrem Grund und Boden, mit ihrem Blute und auf ihre Kosten ausgefochten. Auch als der Schutz des Protestantismus kann der westphälische Friede nicht angesehen werden. Vielmehr verlor derselbe in den Friedensunterhandlungen zum Theil wieder, was ihm die Waffen schon erkämpft hatten. Er konnte nun sich nicht weiter im Reiche ausbreiten, und die aus den österreichischen Erblanden vertriebenen, ihrer Güter beraubten Protestanten erhielten nicht einmal die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, geschweige Entschädigung. Nach Schmidt (Gesch. der Deutschen XI., 188) ist es nicht unwahrscheinlich, daß Christine von Schweden durch eine Summe von 600,000 Thlrn sich bewegen ließ, von ihren Foderungen für jene Unglücklichen abzustehen. Allerdings stellte der westphälische Friede viele Entschädigungsmittel auf, aber nur zu Gunsten der Fürsten, und auch dies auf Kosten der schwächeren. Er hat im Reiche das aristokratische Princip auf Kosten des monarchischen recht eigentlich entwickelt. Unstreitig war der Friede für das Haus Österreich sehr nachtheilig; dieses wurde aus dem Herzen des Reichs auf seine Erbstaaten zurückgedrängt, während Frankreich und Schweden in jenem Platz faßten. Allein bei diesem Wortheil, den die fremden Mächte erlangten, verlor am meisten das Reich der deutschen Nation. Darf man aber deßhalb die deutschen Staatsmänner anklagen, die den Frieden mit abschlossen? Auf keinen Fall. Sie konnten jetzt nicht umschaffen, was frühere Jahrhunderte, vorzüglich die Umgriffe der Feudalmacht und der Hierarchie im deutschen Reichshaushalt verdorben hatten. Der westphälische Friede war das endliche Resultat von tausend unglücklichen Begebenheiten, die ungeschehen oder folgenlos zu machen in keines Menschen Gewalt stand. Endlich darf dieser Friede nicht als das Werk deutscher Staatskunst angesehen werden; er war das Werk europäischer — französisch-schwedisch-österreichischer — Staats-

kunst. Daß er aber dieses war, davon fällt die Schuld auf die Uneinigkeit der deutschen Fürsten unter sich und auf die Gleichgültigkeit der meisten gegen die allgemeine Volksehre und Nationalwohlfahrt. —

Westpreußen hieß vor 1772 Polnisch-Preußen, weil es mit Inbegriff von Ermeland zu denjenigen Theilen Preußens gehörte, die die Krone Polen 1525, als sie dem Ordensmeister Albrecht von Brandenburg das Herzogthum Preußen zu Lehn gab, sich vorbehalten hatte. Danzig, Thorn und Elbing waren darin die bedeutendsten Städte. 1772 nahm endlich König Friedrich II. Polnisch-Preußen, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn, in Besitz, schlug Ermeland zu Ostpreußen, vereinigte aber damit den ganzen Netzdistrict und gab dem Lande im Gegensatze von Ostpreußen den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch die Städte Danzig und Thorn in preußischen Besitz. Aber 1807 im Frieden zu Tilsit sah sich diese Krone gezwungen, einen Theil des Landes an Frankreich abzutreten, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete, den es durch eine starke Besatzung deckte. Erst 1815 gab der Wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Bezirke an der Netze zu der Provinz Posen schlug, aus dem eigentlichen Westpreußen aber unter seinem vorigen Namen eine besondere Provinz bildete, welche an die Ostsee, Ostpreußen, Polen, Posen, Brandenburg und Pommern gränzt und 466 Quadratmeilen und mit dem Militär 582,000 Einwohner enthält. Der Boden ist theils eine sandige wenig fruchtbare Höhe, theils besteht er aus sehr ergiebigen Niederungen, welche vor Zeiten der Weichsel abgewonnen worden sind, und wo der Ackerbau die Bemühung des Landmannes sehr reichlich belohnt. An Gebirgen fehlt es dieser Provinz gänzlich; sie ist vielmehr flach, blos von Anhöhen durchschnitten, und senkt sich nach der Ostsee. Der Hauptfluß ist die Weichsel; außerdem sind die Drewenz, die Sorge, Elbing und Motlau die beträchtlichsten. Eine Menge von Landseen befinden sich hier. Die Producte sind: Getraide, Hülsenfrüchte und Flachs in solcher Menge, daß ein großer Theil davon ausgeführt werden kann, auch zieht man vieles Obst, und die ansehnlichen Waldungen liefern viel Bau- und Brennholz zur Ausfuhr. Die Pferde-, Rindvieh-, die Schweine- und Bienenzucht wird in dieser Provinz stark getrieben, besonders hat man in der Weichselniederung große und schöne Pferde, so wie auch treffliches Rindvieh, welches reichliche Milch giebt. Die Ostsee, das frische Haff und die vielen Landseen verschaffen den Bewohnern einen großen Fischreichthum, besonders werden viele Lachse und Neunaugen ausgeführt. Das Mineralreich ist sehr arm, und beschränkt sich blos auf etwas Sumpferz, Töpferthon, Kalk, Bernstein und viel Torf. Fabriken und Manufacturen sind von keiner großen Bedeutung, am wichtigsten in den größern Städten, besonders Danzig. Sie liefern Wollenzeuge, Leinwand, Spitzen, Leder, Papier, Glas, schwarze Seife, auch sind mehrere Eisen- und Stahlhämmer vorhanden. Der Handel ist bedeutend in den Städten Danzig und Elbing, und erstere Stadt ist eine der wichtigsten Handelsstädte des preußischen Staates und überhaupt an der Ostsee. Sowohl die protestantische als catholische Kirche hat unter den Einwohner dieser Provinz Bekenner, und Juden giebt es gegen 10,000. Westpreußen zerfällt jetzt in die zwei Regierungsbezirke Danzig und Marienwerder, mit den gleichnamigen Hauptstädten.

Westpunkt, s. Abendpunkt.

Wetstein, der Name einer in der Geschichte der Buchdruckerei und des Buchhandels berühmt gewordenen Familie. — Johann Heinrich Wetstein, geb. 1649 zu Basel, ließ sich in Amsterdam nieder und gründete dort ein Geschäft als Buchdrucker und Buchhändler, dem er durch Thätigkeit und Sachkenntniß einen großen Umfang zu geben wußte und das nach seinem 1726 erfolgten Tode von seinen zwei Söhnen fortgesetzt wurde. Eine Menge der schätzbarsten Ausgaben alter Classiker in allen Formaten, die sich durch Gehalt, Correctheit und äußere Schönheit auszeichnen, ging aus seinen und seiner Söhne Pressen hervor.

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Wärme, Trockenheit, Feuchtigkeit rc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt. Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind bringt Wärme mit Gewitter, Ostwind macht trockenes, helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt, durch seinen resp. Luftdruck ausgezeichnet, auf das Barometer, welches deßhalb vorzugsweise Wetterglas benannt ist. Am Hygrometer läßt sich die jedesmalige Feuchtigkeit der Luft erkennen, am Thermometer ihre Wärme. Die Ursachen dieser sichtbaren Veränderungen an jenen drei Instrumenten (wozu man noch das Electrometer für atmosphärische Electricität rechnen kann) machen das aus, was man gewöhnlich Wetter nennt.

Wetterableiter, s. Blitzableiter.

Wetterau ist der Name eines ebenen, zum Theil von Bergen begränzten, sehr fruchtbaren Landstrichs, der größtentheils in dem jetzigen Großherzogthume Hessen (Hessen-Darmstadt) liegt, von dem kleinen Flusse **Wetter**, der bei Laubach entspringt, und bei Assenheim in die Nidda fällt, den Namen hat, und sich in seiner größten Länge elf Stunden weit von Höchst am Main bis Nidda, und in seiner größten Breite von Oberroßbach bis Büdingen acht Stunden weit erstreckt. Sie enthält funfzehn Quadratmeilen, und erntet jährlich 523,000 Achtel Getraide, das Hauptproduct derselben, wovon sie einen großen Theil an die benachbarten Gegenden ablassen kann. Auch wird ein starker Obstbau getrieben. Auf dem sonstigen Reichstage waren die Reichsgrafen und Herren in vier Collegien getheilt, wovon eins das Wetterauische hieß. Es gehörten dazu die Fürsten und Grafen zu Solms, Isenburg, Stolberg u. s. w.

Wetterharfe, s. Äolsharfe.

Wetterleuchten. Mit diesem Ausdrucke wird die bekannte feurige Lufterscheinung bezeichnet, welche man vorzüglich in der wärmern Jahreszeit des Abends oder bei Nacht, nicht blos am bewölkten, sondern auch öfters bei ganz klarem Himmel plötzlich als einen hellen, aber bald wieder verschwindenden Schein erblickt. Gewöhnlich pflegt man von diesem Phänomen zu sagen, das Wetter kühle sich. Es hat mit dem St. Elmsfeuer oder den Wetterlichtern einerlei Ursprung, d. h. es brechen aus einer mit Electricität überladenen Luft oder aus solchen Wolken die electrischen Funken hervor. Da aber an dergleichen Stellen oder in so beschaffenen Wolken die electrische Materie höchst wahrscheinlich nicht in so großer und dichter Menge vorhanden ist, wie zu einem Blitz erfodert wird, so wird das Wetterleuchten auch niemals von einem Donner begleitet. Das Berührtwerden eines mit Electricität überladenen Lufttheils oder einer solchen Wolkenmasse von den im Luftkreise befindlichen unelectrischen Dünsten oder

aufsteigenden Gasarten bringt höchst wahrscheinlich dieses Phänomen hervor, ungefähr auf dieselbe Art, wie wenn man im Finstern mit der Hand oder sonst mit einem Stückchen Holz über eine Menge zerschlagener feiner Zuckerstückchen in einem Kasten herfährt oder sie durch Umrühren an einander reibt. Dabei bricht überall an den berührten Zuckerstückchen ein hellleuchtender Schein hervor. Zu diesem Wetterleuchten in der Nähe und am heitern Himmel muß auch noch jener Wiederschein oder das Leuchten der Blitze von entfernten Gewittern am tiefen Horizonte gerechnet werden. Jeder Naturbeobachter wird dies besonders bei solchen Gewittern bemerken, welche gegen Abend entstehen. Nachdem die starken Blitze und Donner vorüber, die Wetterwolken aber schon in einer beträchtlichen Entfernung vielleicht von fünf bis sechs und mehr Meilen weit weggezogen sind, sieht man oft noch fortwährend an dem Wolkenrande jener entfernten Dunstmassen bald kleinere, bald größere in verschiedenen Breiten und Längen sich ausdehnende Lichtscheine hervorzittern — und aufstrahlen, auf die aber kein Knall oder Donner gehört wird. Bei sonst stillen Nächten werden aufmerksame Beobachter dennoch einen sehr entfernten Donner murmeln hören, der dann gewöhnlich drei bis vier Meilen entfernt ist. Das Wetterleuchten läßt sich in einer Entfernung von mehr als zwanzig Meilen weit wahrnehmen. Dar.

Wetterlichter, auch St. Elmusfeuer, nennt man eine gewisse merkwürdige Erscheinung an hohen in die Luft ragenden Körpern, vorzüglich auch an den Spitzen der Mastbäume, an welchen man bei einer Gewitterluft zuweilen rauschende Flammen wahrnimmt, welche, ohne jedoch Schaden zu thun, eine Zeit lang fortdauern; sie erscheinen gemeiniglich bei starkem Winde und werden doch von diesem nicht bewegt. Die neueren Lehrer in der Physik nehmen diese Wetterlichter, den Phänomenen des electrischen Lichts gemäß, als Zeichen der in Spitzen und Ecken eindringenden Electricität an; ja man hat auch an menschlichen und thierischen Körpern dergleichen Erscheinungen wahrgenommen.

Wetterprophezeihung, s. Witterungskunde.

Wetterscheide (Wetterscheidung) wird in der Sprache des gewöhnlichen Lebens die Dunstkreisstelle in einer gewissen Gegend genannt, wohin sowohl Gewitter als Strichregenwolken ziehn oder wo sie sich zertheilen. Wenn man genau darauf Acht giebt, so wird man bemerken, daß der Zug einzelner Wolkenmassen, wenn diese nicht von einem vorherrschenden Winde getrieben werden, entweder nach Hügeln und Gebirgen oder auch nach Seen, Wäldern und großen Flüssen hingeleitet wird. Es kommt dabei immer auf den Bau einer Gegend an. Liegt ein Ort auf einer Anhöhe, die in einiger Entfernung von Seen oder Waldungen oder großen breiten Flüssen umgeben ist, so theilen sich die Wolken meistentheils zu beiden Seiten der Anhöhe und es wird nur selten im Sommer ein Gewitter oder Regen über jenem Orte erscheinen. Die anziehende Ursache liegt höchst wahrscheinlich in der Ab- und Ausdünstung entweder der Berge, Waldbäume oder der Wasserflächen, die sich im Umkreise eines Ortes befinden, den man für die Wetterscheide hält. Diese Dunstsäulen sind in den Sommertagen weniger sichtbar, aber dennoch vorhanden und haben eben wegen ihrer Affinität (Wahlverwandtschaft) eine Hinneigung zu den über ihnen schwebenden Dünsten, die sich ebenfalls auch nach jenen hinziehn. Dar.

Wetterstrahl, s. Blitz.

Wettin (Grafen von), eine im Mittelalter berühmte und angesehene Familie, von welcher das jetzige königliche Haus Sachsen und die herzoglich sächsischen Häuser abstammen. Die Grafen von Wettin hatten ihren Namen von Wettin, einem slavischen Orte in dem ehemaligen Saalkreise des Herzogthums Magdeburg, in dessen Nähe das Stamm- und Residenzschloß der Grafen gleiches Namens sich noch befindet. Die Grafen von Wettin scheinen jedoch nicht slavischer Herkunft gewesen zu seyn. Die ehemalige Sitte, den Ursprung der meisten angesehenen fürstlichen Häuser in Deutschland von dem bekannten Heerführer der Sachsen, Wittekind (s. d. Art.), herzuleiten, machte, daß man ihn auch für den Ahnherrn der Grafen von Wettin, mithin des ganzen sächsischen Hauses ausgab. Aber diese Behauptung gehört, ungeachtet der Stammtafel, welche die sächsischen Genealogisten und neuerlich Gensler geliefert haben, unter die Fabeln. Nach einer andern, auf schwachen Gründen beruhenden Meinung soll Burckard, Herzog von Thüringen, der im Jahre 909 in einer Schlacht wider die Ungarn blieb, der gemeinschaftliche Stammvater der Grafen von Wettin und der nun ausgestorbenen Grafen von Mansfeld gewesen seyn. Der erste dieser Familie, der mit Bestimmtheit von den Geschichtschreibern jener Zeit erwähnt wird, ist Dietrich, Graf von Wettin, ein tapferer Krieger und der keines Andern Lehnmann war. (Die Geschichtschreiber nennen ihn: virum egregiae libertatis.) Er starb im Jahre 982. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der älteste, Dedo, als Graf von Wettin, der jüngere, Friedrich, erhielt die Grafschaft Eilenburg, die nach seinem unbeerbten Tode (1017) an des bereits früher verstorbenen Dedo's Sohn, Dietrich II., Grafen von Wettin, fiel, der auch den Gau Seuseliz (Siusli) besaß. Von den sechs Söhnen Dietrichs II. wurde der älteste, Friedrich, Bischof von Münster; der zweite, Dedo, erhielt ungefähr um das Jahr 1031 nach dem unbeerbten Absterben des lausitzischen Markgrafen Odo die Markgrafschaft Lausitz, und als 1068 Ecubert I., Markgraf von Meißen, starb, erwarb er sich auch dessen Markgrafschaft. Dedo's nachmalige Unternehmungen sind in die Geschichte des Kaisers Heinrich IV. verflochten. Dedo starb 1075. Sein Sohn, Heinrich der ältere, Graf von Eilenburg, und dessen Sohn, Heinrich der jüngere, besaßen die Markgrafschaft Meißen nur einige Zeit und ihre Geschichte ist dunkel. Nach Heinrichs des jüngern Tode (1127) trat Konrad, Graf von Wettin, dessen Vater, Thym, zweiter Bruder Dedo's war, in seine Rechte, erbte dessen Patrimonialgüter, wozu auch die Grafschaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Meißen belehnt; auch erhielt er (1136) die östliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlausitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war einer der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten. Kurze Zeit vor seinem Tode (1157) theilte er seine Länder unter seine fünf Söhne. In der Markgrafschaft Meißen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu seiner Zeit äußerst ergiebigen Ertrage der Bergwerke zu Freiberg so benannt. Diesem folgte sein ältester Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieser (1195) ohne Kinder starb, der jüngste, Dietrich der Bedrängte. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebissene (admorsus), und dessen Enkel Friedrich der Streitbare, den Kaiser Sigismund (1425) mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundenen Churwürde belehnte (vergl. auch d. Art. Sachsen).

Wettrennen. Dieses der englischen Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch der jetzige König von Würtemberg 1818 in seinen Staaten eingeführt hat) ist fast in allen englischen Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbst oder Frühjahre) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen Statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesem Feste Theil. Zu New-Market werden jährlich außer den kleineren noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler sich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfs, einige Guineen bis tausend Stück. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinnst des Siegers. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig sind; doch giebt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth und Jacobs I.) noch goldene und silberne Schalen als außerordentliche Preise bei den großen königlichen Wettrennen, deren jährlich sechzig in ganz England gehalten werden. Außerdem giebt es jährlich an vierhundert Privatwettrennen. Doch rechnen die Eigenthümer dabei mehr auf die großen Verkaufspreise an Liebhaber, die sich überbieten, und auf das Springgeld (jedesmal drei bis dreißig Guineen und drüber, als auf jene Gewinnste; denn oft wird der schönste Renner überwunden, behält aber dennoch seinen entschiedenen Werth. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große, als auf wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen hat. Indeß geht nichts über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rücksicht genommen. In ihren Ställen sind sehr oft Öfen, das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die Zeit des Rennens herannaht, werden sie purgirt, klystirt u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen sie krank macht. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze Statt, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt vier englische Meilen. Da ein Pferd gerade so viel Last tragen muß, als das andere, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockey's nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in acht bis neun Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd dreimal in einem Nachmittage gelaufen ist, und jedesmal gewonnen, also über dritthalb deutsche Meilen in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben.

Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt gießen sie ihnen spanischen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt, und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Wetzstein. Viele Steinarten von feinem Korn sind zum Wetzen und Schleifen von Messern und andern Schneidewerkzeugen tauglich, vornehmlich aber eine Schiefergattung von schiefrigem oder splittrigem Bruch, halbharter Substanz und grünlicher oder gelblich grauer Farbe, an den Rändern ein wenig durchscheinend. Diesen Wetzschiefer findet man auch in Deutschland, aber von vorzüglicher Feinheit liefert ihn die Levante. Größe, Form und Feinheit sind nach den Werkzeugen verschieden, die darauf geschliffen werden sollen.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt des oberrheinischen Kreises, welche unter dem Schutze des Landgrafen von Hessen-Darmstadt stand, der hier auch eine Besatzung hielt, seit 1814 zur preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz, gehörig, liegt in einer romantischen, bergigen Gegend, an der Lahn, über welche hier eine steinerne Brücke führt, und welche hier auch die Dill und Wetzbach aufnimmt. Sie ist altmodisch gebaut und hat größtentheils abhängige Straßen, wegen ihrer Lage am Abhange eines Berges. Sie zählt sechs Kirchen, 750 Häuser und 4200 Einwohner. Das merkwürdigste Gebäude ist die ansehnliche Domkirche. An Fabriken fehlt es gänzlich und die Einwohner, die sonst ihren meisten Unterhalt von dem hier befindlichen Reichskammergericht zogen, leben von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, vom Feld-, Garten- und Obstbau und einer nicht unbedeutenden Krämerei mit allen Arten von Waaren. Im Jahre 1693 wurde das seit 1806 völlig aufgelöste Reichskammergericht hierher verlegt. Die Sustentation der entlassenen Personen dieses Tribunals, deren Anzahl gegen 1000 war, veranlaßte mancherlei Unterhandlungen und Schriften. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Februar 1803 wurde die Stadt nebst ihrem kleinen Gebiete unter dem Titel einer Grafschaft dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligem Großherzog von Frankfurt, zugetheilt, der 1808 eine Rechtsschule daselbst errichtete. Im Jahre 1814 kam die Stadt mit ihrem Gebiete unter preußische Hoheit. Auf den Anhöhen bei Wezlar fiel am 15. Jun. 1796 ein Gefecht zwischen einem combinirten österreichisch-sächsischen Corps unter Werneck und den französischen Republikanern unter Lefevre vor, in welchem die letztern zurückgedrängt wurden.

Whaaby, s. **Wahaby**.

Whigs, der Name einer Oppositionspartei in England, welche die Grundsätze, die das Wesen der im Jahre 1689 ausgebildeten brittischen Staatsverfassung bezeichnen, gegen die Herrschsucht der Minister und gegen die Ausdehnung der Vorrechte der Krone zu behaupten sucht. Die Whigs, zu denen auch Fox und Burke, Lord Chatam, Sheridan, Whitbread, Posonby und viele andere ausgezeichnete Staatsmänner gehört haben, sind die gemäßigten Freunde des Volks und dürfen nicht verwechselt werden mit den leidenschaftlichen Reformers, welche die bestehende Ordnung umstoßen wollen. Zu den letztern gehören Burdett, Hobhouse, Cobbett, Hunt u. A., die theils wirkliche Verbesserungen, z. B. eine gleichmäßigere Volksrepräsentation und eine strengere Sparsamkeit in der Finanzverwaltung (wie die eigentlichen Whigs) verlangen, theils aber auch auf Abände-

rungen in der Verfassung, z. B. auf jährliche Parlamentswahlen, dringen und dem Volke schmeicheln, um es mit Haß gegen die Aristokratie des Reichthums und der Gewalt zu erfüllen. Ihr übertriebener Whigismus wird in England mit dem Namen rank Democracy bezeichnet. Zu den echten Whigs gehören jetzt der Herzog von Sussex (Bruder des Prinz-Regenten), die Herzoge von Bedford, Devonshire u. A., der Marquis von Landsdowne, die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w., die Commoners Tierney, Bennet, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. A. In der Sitzung des Parlaments, die den 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, werden sich die Kräfte aller Parteien messen, und wenn der reine Whigismus dann, wie man glaubt, auf die Seite der Minister, der Constitution und der Eigenthümer tritt, so wird der wilde Whigismus der Reformers seine Plane nicht durchsetzen. Vergl. d. Art. Opposition und Torys. Unter mehreren Oppositionsblättern ist vorzüglich Perry's Morning Chronicle das Organ der Whigs. Über das Leben dieses Mannes, der seit dreißig Jahren diese geachtete Zeitschrift herausgiebt, s. Zeitgenossen XVI. K.

Whisky, ein offener, sehr hoch gebauter Wagen. In Schottland auch der Name eines Getränks.

Whiston (William), ein berühmter englischer Gelehrter, der (geb. 1667 zu Northon) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge einen solchen Ruhm sich erwarb, daß Newton ihn selbst zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik zu Cambridge empfahl. Indessen war doch sein Hauptstudium die Theologie und er widmete sich hauptsächlich den Sprachen und der Philosophie, ward auch Vicarius zu Lowestoft. So blieb sein Ruhm unangetastet, bis er im Jahre 1708 eine Hauptlehre des Christenthums, die von der Dreieinigkeit, zu bezweifeln anfing, welches ihn in so viel Verdrießlichkeiten zog, daß ihm sogar 1710 sein akademisches Amt genommen wurde. Man belangte ihn nun auch vor dem geistlichen Gerichtshofe; seine Schriften wurden verdammt, doch wurde in Rücksicht seiner Bestrafung nichts weiter vorgenommen und der Prozeß blieb am Ende liegen. Whiston aber blieb standhaft bei seiner Meinung von der Dreieinigkeit und begab sich hierauf mit seiner Familie nach London, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen, Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Er starb 1755, nachdem er sich auch noch durch Erfindung einer Maschine merkwürdig gemacht hatte, wodurch die vor Anker liegenden Schiffe weder durch Ungewitter weggetrieben, noch durch die Gewalt der Wellen gebrochen werden können.

Whistspiel, ein aus England nach Deutschland verpflanztes Kartenspiel, welches seinen Namen daher hat, weil es große Aufmerksamkeit und deßhalb Stille erfodert.

Whitbread (Samuel), Esq., ein ausgezeichnetes Oppositionsmitglied im brittischen Parlament, war der einzige Sohn des berühmten Bierbrauers und Parlamentsgliedes, Samuel Whitbread, eines Mannes von seltenen Eigenschaften, der von wohlhabenden Landleuten abstammte, und durch Unternehmungsgeist, Fleiß und Ordnung das Vermögen seiner Familie gründete. Er errichtete mit einem Aufwande von einer halben Million Pfund Sterl. das größte Brauhaus in London (und Europa) in Chiswell Street, zu dessen Betrieb immer eine Summe von 80 bis 100,000 Pf. baar in Casse war. Eben so groß war sein liegendes Besitzthum; dabei unterstützte der wackere Mann jede gemeinnützige Anstalt auf die großmüthigste Weise; er be-

lohnte freigebig die Treue seiner Gehülfen, und hinterließ den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes und guten Bürgers. Sein Sohn, Samuel Whitbread, geb. 1758, wurde in Eton erzogen, wo der nachmalige Graf Grey zu seinen ersten Jugendfreunden gehörte. Hierauf studirte er in Oxford und Cambridge. Dann schickte ihn sein Vater auf Reisen, wo der geachtete Geschichtschreiber Coxe sein Führer und Freund war. Sie sahen zusammen Frankreich, Deutschland und die Schweiz. Nach seiner Rückkunft heirathete er Miß Elisabeth Grey, die Tochter des nachher zum Grafen erhobenen Generals Sir Charles Grey, und seine Schwester Miß Mary wurde die Gemahlin seines Schwagers, des Seecapitains Sir George Grey. Im J. 1790 wählte ihn die Stadt Bedford ins Parlament; auch wurde er für jedes folgende Parlament aufs neue gewählt. Hier trat er sofort im Geiste einer männlich freien Opposition auf die Seite von Fox, indem er „dem blinden Vertrauen auf die Unfehlbarkeit der Minister" entgegenarbeiten und überall wachsam seyn wollte: „ne quid damni capiat respublica." Deßhalb rieth er zur friedlichen Ausgleichung mit Spanien wegen des Nutkasundes, und mit Rußland wegen Oczakow. Mit großer Beredsamkeit unterstützte er den Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels. Aus der Geschichte seiner parlamentarischen Thätigkeit führen wir folgendes an. Er erklärte sich offen und fest gegen den Krieg mit Frankreich im J. 1793; in der Folge trug er stets auf Unterhandlungen wegen des Friedens an, und setzte seine Ansichten über das politische Verhältniß beider Staaten vorzüglich in einer Rede aus einander, die er im J. 1800 gegen den Staatssecretär Dundas (Viscount Melville) hielt. Mit unerschrockenem Muthe vertheidigte er als ein echter Whig aus der alten Schule die Sache der Parlamentsreformen und das Recht der freien Meinung in dem Prozeß der Staatsgefangenen, die wegen politischer Äußerungen über die Ursachen des Krieges und die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform als Aufrührer betrachtet wurden; doch konnte er für Palmer, Skirving, Muir und Gerald, die man nach Botanibay schickte, nichts ausrichten. Am meisten erregte Whitbread die Aufmerksamkeit des Auslandes, als er im Jahre 1805 (8ten April) Lord Melville, der an der Spitze des Admiralitätshofes stand, wegen schlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeisteramtes der Marine öffentlich anklagte. Zwar traf dieser Vorwurf mehr die Unterbeamten; indeß konnte Pitt den Lord nicht von einem Staatsprozeß (Impeachment), der den 29sten April 1806 seinen Anfang nahm, schützen. Melville legte seine Stelle nieder, und ward aus der Liste der königlichen Geheimenräthe gestrichen. Whitbread sprach bei dieser Gelegenheit blos für die Sache, ohne die Person des Angeklagten anzugreifen; er ließ seinen Talenten und übrigen Verdiensten, so wie der Verwaltung des nun verstorbenen Ministers Pitt alle Gerechtigkeit wiederfahren. Der Prozeß dauerte nur dreizehn Tage, und Melville ward den 12. Jun. losgesprochen. Die neue Verwaltung unter Fox, dem Grafen Grey (Whitbreads Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville hatte im Allgemeinen an Whitbread eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen sie seine Unabhängigkeit und galt für einen unbeugsamen Mann. Offen und männlich widerlegte er die gehässigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Ansehung der Grundsätze des neuen Ministeriums. Es entstand hieraus zwischen beiden ein Briefwechsel, der ohne die Vermittelung der gegenseitigen Freunde einen Zweikampf zur Folge ge-

habt haben würde. Im Februar 1807 beschäftigte sich Whitbread mit einer Prüfung der vorhandenen Gesetze, die Armen betreffend. Als nach Fox Tode die von ihm eifrig unterstützten Friedensunterhandlungen mit Frankreich sich zerschlugen und nach Grenville's Abgang aus dem Ministerium ein neues Parlament berufen wurde, erließ er den 28. April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhauses an die Wahlmänner von Bedford. Aufs neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern, an der Einführung des schottischen Parochialschulsystems in England; doch konnte er kein Gesetz deßhalb zu Stande bringen, sondern blos Privatunternehmungen durch sein Beispiel unterstützen. Als bald darauf Buonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation. Eben so nachdrücklich tadelte er mehrere Beschlüsse des Wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachsens, so daß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, wie sehr sie die edle Theilnahme des Herrn Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Achtserklärung, welche der Congreß gegen Napoleon erließ, als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders weil sie ihm einen Meuchelmord zu billigen schien. Eben so tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher im Jahre 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen oder den Franzosen eine Regierung vorzuschreiben. Indeß gab er, ohne darum von jenen Grundsätzen abzuweichen, seine Stimme zu Errichtung eines Denkmals für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tiefeindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufsicht auf seine Brauerei, auf seine Landgüter und sein großes Hauswesen, das allein einen Mann von Herculischer Thätigkeit erfoderte, entschloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylanetheaters zu besorgen. Es gelang ihm, die verwickeltsten Rechnungen in Ordnung zu bringen und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses im Jahre 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte seine Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und schläfrig, dabei reizbar und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, den 6ten Jul. 1815, todt in seinem Blute, mit durchschnittener Kehle, das Rassirmesser auf der Erde. Das Urtheil der Geschwornen sagte aus: Samuel Whitbread starb von seiner Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung. Bei der Öffnung des Gehirns fand man einen Theil der Dura Mater verknöchert, die Pia Mater dicker als gewöhnlich, die Gefäße derselben mit Blut ausgedehnt, und im Gehirne ein Drittel mehr Feuchtigkeit als gewöhnlich. Als Privatmann war Whitbread ein glücklicher Gatte und Vater von fünf Kindern, wovon ihn vier, darunter zwei Söhne, überlebt haben. Er war ein trefflicher Haushalter und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muster einer guten Landwirthschaft. Als ein feiner Kenner und Beförderer der schönen Künste schmückte er seinen prächtigen Landsitz in Bedfordshire mit Gemählden von den besten Meistern. Treu in der Freundschaft, ohne Persönlichkeit in Streitsachen, war er fest, oft rauh und gebieterisch; doch streng gerecht, ein thätiger Freund der Armen und des Schulwesens. Seine Freunde nannten ihn den brittischen Cato. K.

White-Boys (weiße Jungen), hieß eine Rotte Unruhstifter in Irland, die in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Unwesen trieben, über ihre Kleidung weiße Hemden, wie in einigen Gegenden Deutschlands die Fuhrleute, trugen, wovon sie den Namen White-Boys erhielten, und besonders des Nachts umherstreiften. Sie überfielen reiche Gutsbesitzer, Zollbediente, obrigkeitliche Personen, von denen sie etwa bestraft worden waren, und überhaupt alle diejenigen, von denen einer oder der andere unter ihnen beleidigt worden war. Sie begingen die größten Ausschweifungen und die Sache schien von bedenklichen Folgen zu seyn. Das Parlament erließ eine eigene Acte (White-Boysacte) wider sie, und es wurden überall Volontaircorps zur Sicherheit des Landes errichtet; dessen ungeachtet dauerte es länger als zehn Jahre bis sie zur Ruhe gebracht werden konnten. Ähnliche Aufrührerrotten zeigten sich später unter den Namen der Right-Boys und Break of bag Boys. Ihren Unternehmungen konnte nur durch die bewaffnete Macht Einhalt gethan werden. — Die Irländer hatten allerdings Ursache, mißvergnügt über die Unterdrückung zu seyn, in welcher England sie von jeher gehalten hatte. Die brittische Parlamentsacte vom Jahre 1720, nach welcher den Irländern jedes Gesetz aufgedrungen, und sie von brittischen Gerichtshöfen gerichtet werden konnten, vermehrte ihre Abhängigkeit von England und machte dieselbe noch drückender. Indessen wurde doch den Klagen der Irländer zum Theil dadurch abgeholfen, daß ihnen (1779) die freie Ausfuhr ihrer Wollenmanufacturen bewilligt und (1782) das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische Parlament für England und Schottland hat. Aber die große Menge der unbeschäftigten und erwerblosen Menschen und der Druck, welcher auf den zahlreichen catholischen Einwohnern Irlands schwer lastete, erzeugten immer wieder neue Unruhen, die bald mehr, bald weniger gefährlich schienen. So war, unter mehreren, eine vorzügliche Ursache des Mißvergnügens der Zehnte, dessen Entrichtung an die protestantische Geistlichkeit man von den Römischcatholischen verlangte. Mehr als einmal fürchtete man den Ausbruch einer förmlichen Rebellion in Irland, aber bis jetzt sind alle diese Unruhen noch stets glücklich, wenn auch nicht ohne Anstrengung und eine gewisse Härte, unterdrückt worden. (S. d. Art. Irland.)

Whitefield (George), geb. zu Gloucester 1714, zeigte frühzeitig bei jugendlichen Ausschweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Kellner im Gasthofe seines Vaters und Student in Oxford gerieth er hier in die Gemeinschaft der Methodisten und wurde durch seine außerordentliche Predigergabe das eifrigste und einflußreichste Werkzeug dieser Secte. Tausende drängten sich in den Kirchen und, als diese ihm verschlossen waren, im freien Felde um ihn zusammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des Londner Pöbels, auf Tische oder Mauern gestellt, mit einer Wirkung, die der Bezauberung glich. Auf Bleakheath bei London hatte er einst an funfzigtausend Zuhörer und das Singen wurde zwei englische Meilen weit gehört. Er ergriff die Herzen, eben nicht, weil seine Vorträge besonders kunst- und gedankenreich gewesen wären, — er hielt sie alle aus dem Stegreife — sondern wegen der Kraft und Fülle seiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt seiner Stimme. In Nordamerika erwarb er bei sieben Missionsreisen neue Anhänger und selbst auf den Schiffen, die ihn hinüber und herüber trugen, wurde die Mann-

schaft durch seinen Feuereifer bekehrt. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanstalten und Waisenhäuser in Schottland und England; sein Hauptaugenmerk war aber das nach Franke's Beispiel 1740 von ihm gegründete und durch Beiträge seiner Anhänger erhaltene große Waisenhaus bei Savannah in Georgien. Er predigte für diesen Zweck mit solcher Begeisterung, daß Franklin, der ihn hörte und nichts geben wollte, weil er die Sache für unausführbar hielt, zuerst das Kupfergeld, endlich alles Silber und Gold, das er bei sich hatte, in das Becken warf. Andere wurden eben so gerührt. (S. Franklins Werke.) Bei seinem Tode 1770 hinterließ er die Sorge für diese Anstalt der Gräfin Hundington, seiner treusten Gönnerin, die ihn zu ihrem Capellan ernannt und kräftig unterstützt hatte. Die sieben Bände seiner Schriften enthalten seine Lebensgeschichte und Predigten. Über seine 1741 erfolgte Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer vergl. d. Art. Methodisten. E.

Wiclef oder Wiclif (Johann), ein gelehrter, religiöser und wahrheitliebender Theolog des vierzehnten Jahrhunderts, und einer von Luthers Vorgängern, war zu Wicliffe in der Grafschaft York um 1324 geboren, studirte zu Oxford Theologie und Philosophie, und erhielt in beiden Facultäten die Doctorwürde. Er wurde zuerst auf die unerlaubten Mittel aufmerksam, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Ämtern zu gelangen, und trat wider sie 1356 als Schriftsteller auf, vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademischen Stellen an sich zu ziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, um desto mehr suchte man ihn zu befördern; und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Ämter bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Collegium zu Canterbury. Daß ein solcher Mann den Mönchen äußerst verhaßt war, bedarf keines Beweises, da er ihren Anmaßungen, die damals in England aufs höchste gestiegen waren, sich so freimüthig widersetzte. Sie bewirkten daher bei dem Papste seine Absetzung. Allein nun trat Wiclef gegen den Papst selbst auf. König Eduard III. von England hatte nämlich im Jahre 1365 den Peterspfennig eingezogen, und dadurch den Papst einer großen Einnahme beraubt, in deren Besitz er sich zu behaupten suchte. Man hatte Wiclef durch seine Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er ging nach Oxford zurück, hielt dort mit dem größten Beifalle theologische Vorlesungen, und vertheidigte nun 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in seinen Anmaßungen fortfuhr, und behauptete, daß ihm das Recht gehöre, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben; so schickte Eduard Wiclefen, der jetzt Professor der Theologie in Oxford war, im Jahre 1374 nebst einigen andern als Gesandten an den Papst, und Wiclef ermangelte nicht, auch gegen ihn mündlich die Rechte seines Königs zu behaupten. Er hatte unterdessen die päpstliche Curie noch besser kennen lernen, und faßte nun erst einen tödtlichen Haß gegen sie, den er in einer seiner vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen der Wahrheit, einem arglistigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung seiner Gesandtschaft 1375 auch ein Canonicat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in der Diöces von Lincoln ertheilte, so suchten die Mönche diesen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu stür-

zen. Denn jetzt ging er so gar so weit, den Geistlichen alle weltliche Gerichtsbarkeit abzusprechen. Sie übergaben deshalb 1377 Papst Gregor XI. achtzehn Lehrsätze oder Artikel, die ihrer Meinung nach ketzerisch waren, und welche Wiclef vorgetragen haben sollte. So sehr der Hof den Vertheidiger der königlichen Rechte in Schutz nahm, so drohte ihm doch viele Gefahr, da Gregor dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag gab Wiclefen wegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein, obschon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen in London zusammenberief, vor welcher Wiclef erscheinen mußte, so begleitete ihn doch der Herzog, Johann von Lancaster, mit in die Versammlung, half selbst ihn vertheidigen, und so sahe man sich genöthigt, ihn freizusprechen. Gregor ließ darauf, nach König Eduards Tode, im Jun. 1377 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher sich Wiclef nochmals stellen mußte, doch auch jetzt wagte man es nicht, ihn zu verurtheilen, sondern man legte ihm blos Stillschweigen auf. Wiclef fuhr jedoch immer fort, mit Freimüthigkeit seine vorher geäußerten Grundsätze sowohl durch Schriften, als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II., auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehrere von Wiclefs Lehrsätzen als ketzerisch verdammt, seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch Wiclef selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich vor der Versammlung nicht gestellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. einander seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig machten und deshalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich Wiclefs Prozeß in die Länge und er starb vor Beendigung desselben, zwar verketzert, aber ruhig zu Lutterworth am 2ten Dec. 1384, oder wie Andere sagen, erst am 31. Dec. 1387, ohne daß man an ihm vollständige Rache genommen hatte. Dies bewog den Papst Martin V. noch im Jahre 1428, eine nichtige und kleinliche Rache an dessen Leichname auszuüben, indem er denselben ausgraben und verbrennen ließ. Nichts desto weniger lebte Wiclef in seinen Schriften und Schülern fort, die den böhmischen Reformator Huß weckten und nach und nach das große Werk der Reformation vorbereiteten. Auch bleibt ihm der Ruhm, daß er die Fürsten, besonders die Könige von England, auf ihre Rechte aufmerksam gemacht, und solche selbst für sie gegen die Geistlichen und den päpstlichen Stuhl vertheidigt hat.

Widerstand. Um einen Körper in Bewegung zu setzen, wird eine auf ihn einwirkende bewegende Kraft erfodert. Die ihm solchergestalt mitgetheilte Bewegung setzt der Körper, gemäß seiner Trägheit, so lange unverändert fort, bis irgend ein äußerer Umstand sich der ungestörten Wirkung jener bewegenden Kraft entgegenstellt, sie theilweise oder ganz aufhebt, und sie also einen Widerstand erfahren läßt. Dies ist die Bedeutung des Begriffs **Widerstand** in der Dynamik: alles, was die zur Veränderung des Zustandes angewendete Kraft vermindert oder aufhebt. D. N.

Widerstand der Mittel. Wenn man mittelst einer Vorrichtung unter der von Luft möglichst entleerten Glocke der Luftpumpe ein Papierblättchen und eine Bleikugel fallen läßt, so erreichen beide den Teller gleich schnell, wogegen in der Luft ein sehr großer Unterschied bemerklich ist. Dieser Unterschied rührt von dem Widerstand

her, den die Luft dem fallenden Körper entgegensetzt, und den das schwerere Blei natürlich leichter überwindet. Einen ähnlichen Widerstand (Widerstand der Mittel) erfahren alle festen Körper, wenn sie sich in flüssigen Mitteln bewegen, indem sie die der Richtung ihrer Bewegung entgegenstehenden Theile derselben aus dem Wege treiben müssen. — Weitere Untersuchungen über diesen Umstand führen auf sehr merkwürdige Abweichungen, deren Gesetz seit Jahrhunderten die größten Geometer, jedoch ohne befriedigende Erfolge, beschäftigt hat. Newtons Behauptung, daß der Widerstand eines nämlichen Mittels dem Quadrate der Geschwindigkeit des darin bewegten Körpers proportional sey, trifft nur bei einem gewissen Maaße der Bewegung zu, wogegen namentlich sehr schnelle Bewegungen, z. B. abgeschossene Geschützkugeln, einen ganz unerwartet großen Widerstand erfahren. Man vergl. den Art. Balistik. — Im weitesten Sinne gehört noch hierher das berühmte Problem von der Gestalt des Körpers, welcher solchergestalt bewegt den kleinsten Widerstand erfährt. (Solidum minimae resistentiae.) D. N.

Wiebeking (C. F. von), bayrischer Geheimerath, als Gelehrter und als practischer Geograph rühmlichst bekannt, ist 1762 zu Wollin in Pommern geboren. Schon in seiner Jugend widmete er sich nach vollendeten Studien den topographischen Aufnahmen. Er war siebzehn Jahre alt, als ihm die Aufnahme der Karte des Herzogthums Meklenburg-Strelitz anvertraut wurde. Sodann nahm er in Auftrag des preußischen Ministeriums einen Theil von Pommern und den Netzdistrict auf. Er war 1784 nach Berlin zurückgekehrt, als ihn die Herzoge von Weimar und Gotha, die ihre Länder in genauen topographischen Aufnahmen dargestellt zu sehen wünschten, zu sich einluden. Wiebeking fing die Aufnahme bei Gotha an, deren Fortsetzung aber er Andern übergab, nahm sodann das Herzogthum Weimar und auch die Herrschaft Schmalkalden topographisch auf. Demnächst vollzog er den ihm gewordenen Auftrag zur topographischen Aufnahme von Meklenburg-Schwerin. Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn das Studium der Militär-, der bürgerlichen und der Wasserbaukunde und 1788 trat er als Wasserbaumeister im Herzogthume Berg in churpfalzbayrische Dienste. Eine Karte von diesem Lande, das er auf eigene Kosten aufnahm, erschien in vier Blatt. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten waren 1792 eine wichtige Abhandlung über topographische Karten und Beiträge zum practischen Wasserbau und zur Maschinenlehre. 1795 erschienen seine Beiträge zur churpfälzischen Staatengeschichte. In dieser Zeit bereis'te er zum zweitenmal Holland und 1796 schrieb er eine Auskunft von dem Übergange der Franzosen über den Rhein und Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues. Bald nachher trat er in darmstädtische Dienste. Er war jetzt vorzüglich beschäftigt, die Materialien zu seinem großen Werke über die Wasserbaukunst zu sammeln, und bereis'te deßhalb 1798 abermals Holland und die ganze Meeresküste bis Bremen. Bei Gelegenheit des Rastadter Congresses verfaßte er eine Denkschrift über die Rheingränze, worin er überhaupt darthat, daß bei Stromgränzen der Thalweg eines Stroms die eigentliche Gränze bilde. Die großen Dammanlagen, die er in Vorschlag brachte und ausführte, haben ihre Trefflichkeit vollkommen bewährt. Im Jahre 1800 machte er eine Reise durch Frankreich, deren Resultate sich in der Wasserbaukunst finden. Die erste Auflage dieses classischen Werks erschien von 1798 bis 1805 in 5 Bänden. Im Jahre 1802 trat er als Hofrath in österreichische Dienste.

Was er hier gewirkt, einzeln anzuführen, würde uns zu weit führen; besonders gehören hierher mehrere vortreffliche Chausseeanlagen und seine unausgeführt gebliebenen Vorschläge zur Schiffbarmachung der March. Auch schrieb er 1804 seine theoretisch-practische Straßenbaukunde. Hindernisse aber, die seiner Thätigkeit entgegentraten, bewegen ihn, 1805 als Geheimerath, Finanzreferendar und Chef des Wasser-, Brücken- und Straßenbauwesens in bayrische Dienste zurückzutreten. Hier blieb er in einer ausgebreiteten und höchst nützlichen Wirksamkeit bis 1818. In diesem Zeitraume wurden 1813 Stunden Chausseen wieder hergestellt, 25 neue Chausseen angelegt, 40 Hauptbrücken erbaut und über 100 restaurirt, 4 große Durchlaßwehre aufgeführt, bei Lindau ein Hafen mittelst eines massiven Molo angelegt, unterhalb des Stahremberger Sees 1800 Tagewerke Moräste in Wiesen verwandelt und 17 Hauptflußcorrectionen bewirkt. Zugleich hat Wiebeking in dieser Zeit von mehreren Werken, namentlich von seiner Wasserbaukunst, eine neue umgearbeitete Auflage, verschiedene in der Münchner Akademie vorgelesene Abhandlungen u. s. w. geliefert. Seit der Niederlegung seiner Ämter beschäftigt er sich mit literarischen Arbeiten. Er gedenkt vollständige Jahrbücher der Bauwissenschaften herauszugeben und arbeitet an einer theoretisch-practisch-bürgerlichen Baukunde.

Wied, die Grafschaft, liegt am Niederrheine und der Lahn, und gehört dem fürstlichen Hause Wied, das schon im elften Jahrhunderte blühte. Im dreizehnten Jahrhunderte kam diese Grafschaft durch Heirath an das Haus Isenburg und von diesem 1664 an das Haus Runkel. Dietrich von Runkel, vermählt mit Anastasia, Gräfin von Isenburg, ist der Stifter dieses dritten Hauses, das Wied besitzt. Nach dem Tode Friedrichs des Ältern (1698) theilte sich das Haus durch dessen Söhne in zwei Linien, die noch blühen. 1. **Wiedrunkel**, erhoben in den Fürstenstand 1791, besitzt die obere Grafschaft Wied an der Lahn ($8\frac{1}{2}$ Q. Meile mit 20,000 Einwohnern). Der Fürst **Carl Ludwig** (geb. 1763) residirt zu **Dierdorff** (Stadt im preußischen Regierungsbezirke Coblenz, Kreis Neuwied). Er hat über 60,000 Thlr. Einkünfte. Sein Bruder **Friedrich** ist kaiserlich österreichischer Feldmarschallieutenant. 2. **Wied-Neuwied**, die jüngere Linie, erhoben in den Fürstenstand 1784, besitzt die untere Grafschaft Wied (3 Q. Meilen, 12,000 Einwohner). Der Fürst **August Carl** (geb. 1779) residirt zu **Neuwied**, einer schön gebauten Stadt am Rhein (s. d. Art.) und hat 45,000 Thlr. Einkünfte. Beide Linien, die sich zur reformirten Kirche bekennen, verloren ihre Unmittelbarkeit durch den Rheinbund (12. Jul. 1806). Ihre Besitzungen liegen unter preußischer Hoheit, mit Ausnahme des Amtes Runkel, das unter nassauischer Hoheit steht. Ein Bruder des regierenden Fürsten von Neuwied ist Maximilian Prinz von **Wied-Neuwied**, berühmt durch seine naturhistorisch wichtige Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 17, welche in zwei Bänden 4. mit Karten und Kupfern (von den besten Künstlern) 1819 zu Frankfurt a. M. erschienen ist. Der Prinz hat das Land längs der Ostküste von Brasilien (13 bis 23° S. B.) unter den größten Beschwerden und vielen Aufopferungen genau untersucht. Seine Beschreibung liefert auch schätzbare Beiträge zur Völkerkunde.

— **Wiedereinsetzung in den vorigen Stand**, s. **Restitutio in integrum.**

Wiedertäufer, s. **Taufgesinnte.**

Wieland (Christoph Martin). Unter den Dichtern und Schriftstellern des deutschen Volks, welche als Sterne erster Größe an dem Himmel der Kunst und Literatur glänzen, und die Geistes- und Gemüthskraft der Nation, der sie angehören, der Bewunderung selbst fremder Nationen darstellen, verdient Wieland einen Ehrenplatz, ob wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, daß selbst der nachstehende Abriß seines innern und äußern Lebens uns keinen Genius, wie den eines Göthe, darstellen dürfte. Indessen jedem Verdienste seine Krone. Nicht alle werden auf gleiche Weise groß, und der Richterstuhl solcher Geister, wie Wieland war, ist die ewig sich erneuende Nachwelt. Unser Wieland wurde geboren in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Biberach, welche unweit der schweizerischen Gränze an dem Flüßchen Rieß in einem heitern Thale liegt, am 5ten September 1733. Sein Vater, Oberpfarrer daselbst, ein würdiger, vielfach gebildeter Mann, besonders ein trefflicher Kenner der alten Sprachen, gab dem Sohne eine sehr sorgfältige Erziehung und legte den ersten Grund der Schulkenntnisse in dem für wissenschaftliche Bildung höchst empfänglichen Geiste des viel versprechenden Knaben. Die Fortschritte, die derselbe machte, waren in der That ungewöhnlich zu nennen; denn im siebenten Jahre las er des Cornelius Nepos Biographien schon mit Leichtigkeit und Vergnügen und im dreizehnten drang er in den Geist eines Virgil und Horaz zum Theil tiefer ein, als seine Lehrer, welche er an der gelehrten Schule seiner Vaterstadt fand, die er in diesem Alter besuchte. Hier gewann er auch die ersten Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache. Schon von seinem zwölften Jahre an zeigte sich in ihm die Neigung zur Poesie. Er las nicht nur mit Vergnügen alles Dichterische von Werth, sondern fühlte sich auch dadurch angeregt, selbst zu dichten. Er verfertigte daher nicht nur eine Menge lateinischer und deutscher Verse, sondern faßte sogar den Entschluß, eine Epopöie zu schreiben, wozu er die Zerstörung Jerusalems wählte. Er begann sie, allein es ist keine Spur zurückgeblieben, wie weit er damit gekommen. Die ersten Lebensjahre, wo sich gemeiniglich das ausbildet, was man den Ton des Lebens nennen könnte, verflossen Wielanden sehr heiter. Auch seine äußern Umgebungen waren so, daß sie sein Gemüth zu sanfter, liebender Empfindung stimmen und etwas Idyllisches in dasselbe bringen mußten. Zugleich ergab er sich einer süßen Schwärmerei, welche, von der Außenwelt abziehend, ihn mehr in seinem Innern und der Welt seiner Phantasie leben ließ, und welche als Grundcharakter in seinen ersten Dichtungen nicht zu verkennen ist. Im vierzehnten Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche damals eines ausgezeichneten Rufes genoß. Hier drang er tiefer in den Geist der Alten ein und es bildete sich die Grundlage jenes Charakters, der später in seinen Schriften herrschend wurde, eine Liebe zu Harmonie und Schönheit, zu Mäßigung, Selbstbeherrschung und vollendeter Ausbildung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb der Gränzen der Natur und Wahrheit, so wie jener Sokratischen Lebensweisheit, die, wie er sie in seinem Leben übte, auch alle seine Geistesproducte durchdrang und ihnen den Eingang ins Leben und ins Gemüth derer, die für das Leben leben, sehr erleichterte. So wie es denn, um das hier zu berühren, was sich in der Folge seiner Laufbahn immerfort bewährte, wohl wenig bedeutende Volkslehrer durch Schriften gegeben haben mag, in denen der Mensch und Schriftsteller so ganz eine Person gewesen wäre, als dies bei unserm Wieland wirklich immer der

Fall war. Die Musen und Grazien blieben seine Begleiterinnen, er mochte dichten oder philosophiren, scherzen oder mit Ernst sprechen, loben oder tadeln, klagen oder sich freuen. Unter den Griechen wurde besonders Xenophon sein Liebling, dessen Denkwürdigkeiten des Sokrates sein philosophisches Handbuch ausmachten. Die Cyropädie zog ihn besonders an. Am meisten beschäftigte seine Phantasie die schöne Episode: Araspes und Panthea, welche er späterhin auch auf seine eigene Art darzustellen nicht unterlassen konnte. Nicht minder fühlte er sich durch Cicero's Werke, vornehmlich die kleinen philosophischen, angezogen, und machte den Vortrag dieses geistvollen Römers zum Muster seiner Darstellung in gleichen Arbeiten. Der Engländer Steele und Addisons Schriften (der Spectator und Tattler) machten, wenn auch jetzt nur noch in einer nicht vorzüglichen Übersetzung, einen tiefen Eindruck auf ihn, besonders aber fand er später in Shaftesbury einen Mann, dessen Geistes- und Sinnesart mit der seinigen auf das vollkommenste übereinstimmte, und den man einen wahren geistigen Zwillingsbruder von ihm nennen könnte. So wie nämlich in den Schriften dieses geistreichen Britten Geist, Witz, Humor, Heiterkeit vorherrschen, womit er auf die ihn nicht freundlich umgebende Welt zu wirken, und einen entscheidenden Kampf gegen das zu führen suchte, was den guten Sitten und der edlern Menschheit überhaupt gefährlich zu werden drohte, und Klarheit und Freiheit überall sogleich den Leser gewinnen, so finden sich auch in Wielands Schriften dieselben Elemente in gleicher Vereinigung und zu gleichem Zwecke mit gleichem Glücke angewandt. Nur daß unser Wieland vor den Britten den Vorzug der Mannichfaltigkeit in der Darstellung besitzt, und Dichter und Redner zugleich ist, und daß er der leichten französischen Behandlungsweise, welche er zur Zeit, wo sein Geist eine entschiedene Richtung zu nehmen begann, im höchsten Grade ausgebildet und geachtet fand, sich leicht zu bemächtigen wußte. Die Schriften von Voltaire, d'Argens u. A. wirkten sehr auf ihn, und schützten ihn zugleich vor einem Hange zum Pietismus, der in der Anstalt, die ihn jetzt bilden sollte, sehr herrschend war. Als sechzehnjähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, mit Kenntnissen und Einsichten weit über sein Alter, zart und fast schwächlich an Körper, aber gesund und kräftig an Geist und Gemüth. Ehe er die Universität bezog, brachte er anderthalb Jahr bei einem Verwandten in Erfurt, Baumer, zu, der ihn noch näher vorbereitete, und ihm sehr nützlich wurde. Im Jahre 1750 kehrte Wieland in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Zeit lang verweilte. In diese Zeit fällt seine erste Liebe, — der Moment im Leben, der so viel über das Glück desselben entscheidet. Der Gegenstand derselben war das Fräulein Sophie von Guttermann, ein Wesen von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, und späterhin allgemein bekannt und geachtet als Sophie von la Roche. Daß eine solche Liebe das Wesen eines solchen Jünglings noch mehr heben und vergeistigen mußte, war natürlich, daher begeisterte sie ihn auch zu der Idee, ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt zu schreiben, welches in den Supplementen zu seinen Werken (1ster Band) abgedruckt ist, und wozu ein Spaziergang, den er nach einer Predigt mit seiner Geliebten machte, die nächste Veranlassung war. Es machte zu seiner Zeit Glück und erlebte mehrere Auflagen, doch dachte Wieland selbst keineswegs sehr groß von seinem Werthe, und sah es zu allen Zeiten blos für einen ungereiften Ju-

gendversuch an. Im Herbste des Jahres 1750 begab sich Wieland auf die Universität zu Tübingen, man kann wohl sagen gelehrter und gebildeter als sie mancher verläßt. Sein Zweck war, die Rechtswissenschaft zu studiren, weil eine schwache Brust ihm das Predigen nicht gestattete; allein er beschäftigte sich doch am meisten mit den humanistischen Wissenschaften, und machte sich mit dem Neuesten bekannt, was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes gewährte. So erwarb er sich eine außerordentliche Menge von gründlichen Kenntnissen, ohne daß über dem Lernen die Selbstthätigkeit seines Geistes erschlafft wäre. Nicht das Wissen, sondern die Weisheit blieb sein Ziel, und so gestaltete sich ihm die sonst todte Masse zu einem erfreulichen und gemeinnützigen Leben. Der reinste Enthusiasmus für Wahrheit, Schönheit und Tugend durchdrang sein ganzes Wesen, und läuterte jede seiner Bestrebungen. Sokrates ward das Ideal eines Weisen für ihn und er strebte dem schönen Muster mit Glück und Eifer nach. Die Richtung seines Geistes in dieser Zeit bezeichnen die zehn moralischen Briefe, die er im Jahre 1751 schrieb, und welche durch die damals erschienenen Epitres diverses eines Deutschen, von Bar, veranlaßt wurden. Hier zeigte er zuerst recht deutlich, daß Lieblingsschriftsteller so stark auf ihn zu wirken pflegten, daß er unvermerkt, oft ohne Wunsch und Wollen, etwas von der Manier dessen annahm, den er eben sehr achtete. Eine Bemerkung, welche sich durch alle seine spätern Erzeugnisse bestätigte. Diese Briefe zeichnen sich schon durch den Ton Sokratischer Ironie, jene Horazische Feinheit, jene Sterne'sche Laune aus, worin der Dichter späterhin fast unübertroffen dasteht. Sie sind sämmtlich an seine geliebte Sophie gerichtet, und fanden eine sehr günstige Aufnahme bei seinen Zeitgenossen. Um diese Zeit schrieb er auch ein Gedicht: Anti-Ovid, abermals ein Lehrgedicht, in jener freieren Versart, deren sich schon die Franzosen, statt der damals üblichen Alexandriner, mit Glück bedient hatten. Es war das Product weniger Tage und nicht von Bedeutung. Ein anderer Genius wirkte in dieser Zeit auf ihn, wie noch keiner sein Wesen in Anspruch genommen hatte, Klopstock. „Als ich den Messias las (die fünf ersten Gesänge)," sagt er selbst von sich, glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen!" Das war kein Wunder, denn Frömmigkeit war ein Grundzug in unsers Dichters Wesen. Auch Klopstocks Elegien drangen tief in sein reines, zartempfindendes Herz. Von Tübingen kehrte Wieland im Jun 1752 in seine Vaterstadt Biberach zurück. Sehnsucht nach der Geliebten zog ihn dahin. Obgleich sein Plan der war, in Göttingen als akademischer Lehrer aufzutreten, nahm er doch lieber das Anerbieten an, zu Bodmer nach der Schweiz als literarischer Gesellschafter sich zu begeben, in dessen Hause ein Jahr zuvor auch Klopstock gewesen war. Wieland hatte nämlich an Bodmer ein nachmals von dem Verfasser selbst vernichtetes Heldengedicht Hermann eingesandt, welches dieser mit vielem Beifall aufgenommen hatte, dadurch war ihre Bekanntschaft angeknüpft worden. In Bodmers Hause, das man ganz eigentlich einen kleinen Musentempel nennen konnte, fühlte sich Wieland recht einheimisch. Hier fand er außer dem belehrenden, aufmunternden Umgange mit Bodmer selbst die beste Gelegenheit, mit den Schriften der Männer bekannt zu werden, welche damals als Zierden und Koryphäen, der neu aufblühenden Literatur der Deutschen angesehen wurden, mit Hagedorn, Gleim, Hal-

ler, Rost, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Andern, auch fehlte es in Zürich selbst nicht an ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, welche einen engern, geselligen Kreis um den wackern Bodmer bildeten, z. B. Breitinger, Hirzel, Salomo Geßner, Füßli, Heß u. s. w. Bodmer selbst faßte eine sehr innige Neigung zu dem jungen Wieland, der sich, seiner natürlichen Geschmeidigkeit zu Folge, seinem väterlichen Freunde vielleicht zu bildsam hingab. Er besorgte aus Dankbarkeit und Verehrung gegen denselben die neue Auflage der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zu Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedsche Schule von 1741 — 44 und begleitete sie mit einer Vorrede. Auch schrieb er eine Abhandlung von den Schönheiten des (Bodmerschen) epischen Gedichts: Noah — die freilich nur eine Lobrede war, obgleich keineswegs eine Schmeichelei, die sich mit seinem edlen Charakter in keiner Hinsicht vertrug. Bodmer hatte die Eigenheit, recht Vielerlei auf einmal zu unternehmen und mit Flüchtigkeit zu arbeiten. Er ließ sich dabei größtentheils durch die Eindrücke leiten, die er von seiner neuesten Lectüre jedesmal empfangen hatte, wars Wunder, daß auch Wieland, der eine ähnliche Anlage hatte, ihn hierin nachahmte und gleich anfangs im Bodmerschen Hause eine ansehnliche Menge Schriften verfaßte. Unter seinen damaligen Poesien verdienen seine acht in Herametern geschriebenen Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (1753) eine Auszeichnung. Ein englisches Werk: Friendship in death by Elisabeth Singer - Rowe (London 1726), welches ihm ungemein gefiel, gab hierzu Veranlassung. Diese Arbeit vollendete er um so leichter und lieber, je mehr sie sich mit dem Studium seines Lieblings Plato vertrug, welcher ihn immerfort anzog und auf das lebhafteste beschäftigte. Obschon in diesen wie in andern Dichtungen Wielands aus jener Zeit ein religiöser Geist spricht, so suchte Bodmer seine Muße doch noch mehr für religiöse Gegenstände zu gewinnen. Dieser Anregung verdankt der geprüfte Abraham, episches Gedicht in drei Gesängen, seine Entstehung, dem man auch Bodmers Schule sonst noch sehr ansicht. Als eigentlich christliche Gedichte aus jener Periode sind jedoch drei Hymnen und seine Psalmen zu betrachten; eine Frucht seines Studiums des Plato und Shaftesbury sind hingegen seine Platonischen Betrachtungen über den Menschen und seine Timoklea; in der Mitte von beiden stehen jedoch die Sympathien, das Gesicht des Mirza, und sein Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, welche sämmtlich in den Jahren 1754 und 55 erschienen sind. Von den drei Hymnen hat der Dichter nur einen, den an Gott, in seine Werke aufgenommen. Übrigens war der junge Dichter wirklich in Gefahr, sich mit seinem ausgezeichneten Talente zu verirren, wenn ihn nicht die Lectüre der Griechen, besonders des Xenophon und die in den Schriften desselben athmende Lebensweisheit davor gesichert hätte. Im Jahre 1750 brach der siebenjährige Krieg aus. Wieland lebte zwar von dem Schauplatze desselben entfernt, nahm jedoch an den Begebenheiten, an denen er so reich war, so wie an dem Haupthelden, Friedrich dem Großen, den lebhaftesten Antheil. Dadurch wurde er auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er den Cyrus wählte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts erschienen noch im J. 1757 und wurden hier und da so gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausgabe davon gemacht werden konnte; allein der Beifall scheint

dem Dichter doch nicht ermunternd genug gewesen zu seyn, denn er hat es nie vollendet, ob es gleich nicht zu seinen schlechtesten Producten zu rechnen ist. Der Cyrus steht auch in der neuesten Ausgabe seiner Werke. Nachdem der junge Dichter sich auch in der dramatischen Form versucht hatte — er schrieb nämlich oder übersetzte vielmehr aus dem Englischen ein Trauerspiel: Lady Johanna Gray, und lieferte später die Klementine von Porretta (Zürich 1760), kehrte er, seinem eigenthümlichen Genius folgend, in die Welt der Griechen zurück und schrieb, nach der schönen Episode der Xenophontischen Cyropädie — die er anfänglich auch in seinen Cyrus einweben wollte — den ersten dramatischen Roman in deutscher Sprache unter dem Titel: Araspes und Panthea. Die Gewalt der Liebe und die Gefahren, womit sie bedroht ist, wenn sie sich nicht der Tugend und Ehre unterordnet, sind hier auf eine Art geschildert, welche schon den Verfasser des Agathon ahnen lassen, dessen Idee auch wirklich jetzt in seiner Seele lebendig zu werden anfing. Bodmers Haus hatte Wieland schon im Jahre 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier Zürcher Familien vier Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvoigt Sinner als Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern fing sein ganzes Wesen an, eine bestimmtere Richtung zu gewinnen, wozu der Umgang mit interessanten Frauen nicht wenig beitrug. Er lernte hier unter andern auch Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in sehr erfreulichen Verhältnissen lebte, bis endlich das Jahr 1760 ihn aus der Schweiz rief und in seine Vaterstadt Biberach zurückversetzte. Ohne sein Zuthun, ja gegen seine Neigung wurde Wieland in den Rath dieser Stadt aufgenommen, allein er fühlte bald, daß die Geschäfte dieses Amtes sich mit seinem eigenthümlichen Wesen nicht recht vereinigen lassen wollten, auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geselligkeit gekostet, als daß es ihm in der Abgeschiedenheit von diesen, die er in Biberach fand, hätte gefallen sollen. Dazu kam noch, daß er die erste Geliebte seines Herzens, als Sophie von la Roche, vermählt wiederfand, wodurch ihm manche reizende Aussicht in die Zukunft plötzlich zerstört wurde. Dies Alles drängte den regsamen Geist, die nach Darstellung ihrer Schöpfungen rastlos strebende Phantasie in die innere Welt des Gemüths zurück, und er hatte es in der That als ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, sondern ihn auch auf das mannichfaltigste belehrte, unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und stärkte, wir meinen die Übersetzung der Werke des Shakspeare. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzosen gebildeten Deutschen bei seiner ursprünglichen Neigung zur Eurhythmie und Schönheit der Gestaltung gelingen konnte, den Geist des erhabenen, so einzig originellen Britten sich ganz anzueignen, so leistete Wieland doch für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel, und brach die Bahn, auf der spätere Übersetzer nun leichter fortschreiten konnten. Die spätere Eschenburgische Übersetzung war auch nur eine Verbesserung der Wielandschen. Ein geistreicher Darsteller von Wielands Geist und Wesen sagt von dieser Arbeit: (Morgenblatt, 1813. Nro. 89.) „Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und gab seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichen Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener

Jahrhunderte," eine Übertragungsart, welche man jetzt mehr Bearbeitung als Übersetzung nennen würde, welche aber doch viel Verdienstliches hat, indem sie die Bekanntschaft mit dem fremden Autor gar sehr erleichtert. Wielands Arbeit erschien in den Jahren 1762 bis 1766 in acht Bänden bei Geßner, Orell und Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauspiele, folglich nicht sämmtliche Werke des großen Britten. Eschenburg fügte in seiner Umarbeitung noch die vierzehn fehlenden hinzu. Es ist nicht zu bestimmen, was aus Wieland geworden seyn würde, wenn er sich fortwährend von der Außenwelt abgezogen nur mit einsamen Studien beschäftigt hätte, so viel aber ist wohl gewiß, daß ein Geist wie der seinige einer erheiternd ihn ansprechenden Außenwelt bedurfte, um seine Thätigkeit mit Glück und zum Besten der Menschheit zu entwickeln. Diese umgab ihn, als das Geschick seine erste Geliebte in Gesellschaft ihres Gatten und des Grafen von Stadion, bei dem sich dieser befand, in seine Nähe führte. Letzterer, der churmainzischer Staatsminister gewesen war, beschloß, den Abend seines Lebens zu Warthausen, einem seiner Güter, unweit Biberach gelegen, zuzubringen, und da er mit dem feinen Ton des Weltmanns gründliche Kenntniß und Geistesbildung vereinigte, auch ohne frivol zu seyn, ein Freund des heitersten Lebensgenusses war, und ein Feind aller Schwärmerei und Überspannung, Scherz, Witz und frohe Laune liebte, so fand Wieland in dem Hause desselben, wo ihn der Gemahl seiner Jugendfreundin einführte, bald die ihm angemessenste Zerstreuung und Antrieb, sich immer weiter und freier auszubilden. Er fühlte sich allmählig der Wirklichkeit wieder befreundet, denn er erkannte gewissermaßen seine Ideale, gemäßigt, wieder. In der trefflichen Bibliothek des Grafen, deren Benutzung ihm frei stand, und welche die besten und neuesten Werke der französischen und englischen Literatur enthielt, fand Wieland gleichfalls Gelegenheit genug, sich allmählig von den überspannten Ideen religiöser Schwärmerei ab- und den heitern Ansichten des Lebens zuzuwenden. Es wurde jetzt herrschende Sitte, der Andächtelei, Frömmelei und dem Aberglauben den Krieg zu erklären, und da dieses auf Wieland in diesem Hause nicht ohne Wirkung bleiben konnte, so bildete er sehr bald jene der Natur folgende Lebensphilosophie aus, die er schon früher in den Griechen nicht ohne Antheil bemerkt hatte, und die im ersten Bande des goldenen Spiegels mit so bezaubernden Farben geschildert ist. Wir sind jetzt in dem Leben unsers Dichters bis zu einem Punkte gekommen, wo seine Muse einen Charakter zu zeigen beginnt, der ihm nicht nur von einsichtsvollen Kunstrichtern, sondern auch von gebildeten Lesern, besonders des weiblichen Geschlechts, strengen und zum Theil bittern Tadel zugezogen hat, wir meinen den einer gewissen frivolen Lüsternheit, eines Strebens, sinnlichreizende, ja üppige und wollüstige Schilderungen seinen Dichtungen einzuweben, und ihnen dadurch einen materiellen unedlen Reiz zu verleihen, der wohl eigentlich in kein echtes Dichterwerk absichtlich eingemischt werden sollte. Es scheint, als ob sich das mit dem früher geschilderten Charakter unsers Dichters, am wenigsten aber mit der Bemerkung vereinigen lasse, daß er als Dichter, Schriftsteller und Mensch immer nur eine Person ausgemacht habe. Denn wenn der Mensch das überall tragen sollte, was man an dem Dichter gerügt hat, so möchte leicht seine Sittlichkeit verdächtig und die ihm gebührende Achtung beträchtlich vermindert werden; allein ein genauer Blick auf Wielands Productionen von der jetzigen Zeit, wo er so viel in

Warthausen lebte, und der wirklichen Welt auf so reizende Art näher gerückt ward, zeigt wohl, daß jener Charakterzug seiner Muse ihr von dem Verstande gewissermaßen aufgedrungen ward, und der Reflexion und Phantasie allein seine Entstehung zu verdanken habe. Die edlern sittlichen Grundsätze des Dichters sprechen sich in seinen Schriften sonst so deutlich und überzeugend aus, daß man diese Entschuldigung des an sich auf keine Weise Lobenswerthen wohl gelten lassen kann und muß. Auch bewies Wieland durch sein ganzes Leben sich als den strengsten Beobachter aller Gesetze des Anstandes und der reinsten Sittlichkeit. So hat auch derjenige Kritiker, dessen Tadel in obiger Hinsicht vielleicht das meiste Gewicht haben mußte, weil er aus dem reinsten und keuschesten Gemüthe und dem scharfsinnigsten Geiste zugleich ausging und von einem Dichter ausgesprochen wurde, der gegen sich selbst außerordentlich streng war, nämlich Schiller in seiner Abhandlung: über naive und sentimentale Dichtung, über Wielands Muse geurtheilt, und einer seiner Biographen, Gruber, in seiner Schilderung Wielands (1ster Theil S. 187 u. fg.) übernimmt nicht ohne Glück das Geschäft, den sonst so edlen Dichter auf die überzeugendste Art zu vertheidigen und den genannten Charakterzug seiner Muse psychologisch zu erklären und in das passendste Licht zu stellen. Wir verweisen daher die Leser der Beschränktheit des uns hier zugemessenen Raumes wegen auf das genannte Werk. Das erste Product Wielands, welches den Ausdruck jener, wir möchten sagen, französisch-griechischen Sinnlichkeit an sich trägt, war die poetische Erzählung: Nadine, welche er selbst eine Schöpfung in Priors Manier nennt. Auf dieselbe folgten im Jahre 1764 die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, ein Titel, der schon den Standpunkt andeutet, auf dem sich der Dichter in seiner Ansicht der Welt und des Lebens befand. Hier diente dem Verf. der Don Quixote, den er so liebte, zum Muster, und hier entfaltete er auch die ganze Fülle der ihm zu Gebote stehenden heitern Ironie und scherzenden Satire. In die Jahre 1766 und 1767 fällt die erste Erscheinung desjenigen Werkes, welches Wielands Ruhm am meisten sowohl im In- als Auslande begründen half, der Agathon. Er hatte die Idee zu diesem Werke, wie bemerkt, schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz gefaßt und sich immerwährend, auch indeß er sich andern Arbeiten hingab, damit beschäftigt, bis er vom Jahre 1764 an die Ausarbeitung des Werkes selbst unternahm. Man hat gesagt, Wieland habe sich selbst in der Person des Agathon geschildert, und es ist wohl nicht zu läugnen, daß sich nicht nur viele Züge des Dichters in dem Bilde wiederfinden, sondern daß auch dadurch das Gemählde allein jene innere, tiefere Wahrheit erhalten konnte, welche es so vorzüglich auszeichnet. „Die Absicht des Verfassers," sagte dieser selbst von seinem Werke, war nicht, ein Bild sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe." Übrigens ist dies geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darstellung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geschmack sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können; der Verfasser zeigt sich als einen echten Priester der Grazien, als einen Einge-

weihten in die Geheimnisse der Schönheit und der Liebe. Die Liebe war es, die unsern Dichter in allen ihren Erscheinungen vorzüglich beschäftigte. Er hatte sich lange mit der Idee getragen, seine Ansichten davon in einem größern Gedichte, Psyche, niederzulegen, allein es entstanden leider nur Fragmente davon. Umfassender stellen sie sich dar in Idris und Zenide, obgleich auch das nicht vollendet ist, am reizendsten und edelsten aber zugleich in der Musarion (zuerst erschienen im Jahre 1768), einem an Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung vielleicht einzigen Werke, einer, wie er es selbst nannte, wahren Philosophie der Grazien. Diese liehen ihm auch zu einem besondern Gedichte den Namen, das 1770 erschien und der edlern Liebe das Wort redet gegen die gemeine, blos der Sinnlichkeit angehörende. Um die nämliche Zeit, wo sich Wieland mit diesen dichterischen Arbeiten beschäftigte, erregte der Tristram Shandy großes Aufsehen. Wieland fand dieses Buch in der Bibliothek des Grafen Stadion, zugleich auch ein anderes humoristisches Gedicht: the new Bathguide. Beide wirkten lebhaft auf des empfänglichen Dichters Geist und so entstand der durch muntere Laune so ausgezeichnete neue Amadis (1771), worin eigentlich der Triumph innerer geistiger Schönheit über blos körperliche sehr anziehend geschildert wird, ein Thema, das Wieland noch in den letzten Jahren seines Lebens durch seinen Krates und Hipparchia ausführte. Zu bemerken ist, daß sich Wieland zu der Zeit, wo er sich am meisten mit dem schönsten aller Themen, der Liebe, beschäftigte (im J. 1765), mit einer edlen Augsburgerin, einer Tochter des Kaufmanns Hillenbrandt, vermählte, und nun diesen Seelen- und Sinnentrieb in allen seinen Wirkungen durch Erfahrung kennen lernte. Seine Gattin war, ohne schön zu seyn, reizend und liebenswürdig genug, um auch ihm das sinnliche Band der Ehe recht angenehm zu machen. Wenn es nicht selten der Fall ist, daß ein ausgezeichneter Geist die ganze Dauer seines irdischen Daseyns hindurch in scheinbar unpassenden Berufsgeschäften oder unter beengenden Sorgen hinbringen muß, so wurde unserm Wieland das Glück, sich noch in der Bluthe seiner männlichen Jahre einen Wirkungskreis aufgeschlossen zu sehen, der ihm erlaubte, sein höheres Streben nach geistiger Ausbildung und Wirksamkeit auf die erwünschteste Weise zu befriedigen. Er wurde nämlich im Jahre 1769 als Professor primarius der Philosophie mit 600 Thalern Gehalt auf die Universität zu Erfurt berufen, welche die churmainzische Regierung damals der Fürsorge des Freiherrn von Dalberg (nachherigen Fürsten Primas), eines höchst liberalen Freundes der Musen, anvertraut hatte. Er kam daher nach einem Zeitraume von zwanzig Jahren wieder an den Ort zurück, wo er die Philosophie zuerst studirt hatte, um sie jetzt daselbst zu lehren. Ob es gleich eigentlich nur die Absicht der Regierung gewesen war, einen Mann von bedeutendem Rufe an die Akademie zu deren Erhebung zu ziehen, so ging doch Wieland mit dem redlichen Streben dahin, seinen neuen Wirkungskreis mit der sorgfältigsten Thätigkeit auszufüllen. Allein bald machte er die Erfahrung, daß ihm hier manches unübersteigliche Hinderniß im Wege stehe, deßhalb wandte er seine Kraft mehr auf die ihm schon so liebgewordene schriftstellerische Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Riedel (Verfasser einer Theorie der schönen Wissenschaften), Bahrdt, Meusel u. A., sehr wohlthätig war. Eine nicht

zu verkennende Veränderung in seinem Wesen war die, daß er nun aufhörte, blos erotischer Dichter zu seyn. Er beschloß diese Periode seiner Dichterlaufbahn mit dem verklagten Amor, wodurch er die Gattung der Poesie, der er sich bisher gewidmet hatte, gewissermaßen rechtfertigte, so wie er eine allgemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinungen in dem Nachlasse des Diogenes von Sinope (1770 zuerst erschienen) der Welt mittheilte. In dieser Zeit dichtete Wieland auch das so berüchtigt gewordene Gedicht Kombabus, wodurch er aufs deutlichste bewies, wie sehr er sich in der Behandlung solcher Gegenstände, die auf der äußersten Gränze des Anstandes schweben und kaum zu berühren sind, ohne in den Verdacht absichtlicher Unzüchtigkeit zu verfallen, von den Franzosen der damaligen Zeit unterscheide; indessen wollen wir nicht läugnen, daß vielleicht dieser Gegenstand gar nicht zu solchem Zwecke, wozu ihn Wieland bearbeitete, hätte gewählt werden sollen. Vielleicht aber verführte ihn gerade die Schwierigkeit des Wagestückes, wie großen Geistern, die ihre Kraft fühlen, nicht selten begegnet. Über die Beschäftigung seines Dichtertalents fand Wielands philosophischer Forschungsgeist durch zwei Merkwürdigkeiten jener Zeit sich bedeutend angeregt, nämlich durch das, was Rousseau schrieb, und Joseph II. ausführte oder auszuführen sich bestrebte. Die interessanten Paradoxen Rousseau's über den Naturstand des Menschen, und über die Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften veranlaßten bei Wieland, der über die Geschichte der Menschheit Vorlesungen hielt und selbst darüber schreiben wollte, ein eigenes Studium der Naturgeschichte des sittlichen Menschen, und als Beiträge zu einem solchen sind zu betrachten sein kleiner Roman Koxkox und Kikequetzel und mehrere Abhandlungen, welche unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens aus den Archiven der Natur (1770), erschienen sind. In allen zeigt sich ein tiefer Blick ins Innere der Natur und eine klare gefällige Darstellung, verbunden mit den Reizen feiner Ironie und leichten Scherzes. Angeregt von den Bedürfnissen der nach Licht sich sehnenden Menschheit und eingedenk seines hohen Berufs, wiewohl oft zu ungestüm hingerissen von dem Wunsche, die Frucht und Blüthe zugleich am Baume zu sehen, bereitete Joseph II. einen großen Umschwung in dem Leben des Staates vor, und entzündete alle gleichgestimmte Geister mit der lebhaftesten Begeisterung für seine erhabenen Zwecke. So wurde auch Wieland in die Sphäre geführt, worin sich der aufgeklärte Gesetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und dieser Richtung seiner geistigen Thätigkeit verdanken wir den goldenen Spiegel oder die Könige von Scheschian, „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben." Voltairischer Witz, Tristram Shandysche Laune, verbunden mit der deutschen Gemüthlichkeit und dem edlen Ernste eines menschenliebenden Herzens spiegeln sich in diesem Werke. Jetzt beginnt in Wielands Leben diejenige Periode, welche für die volle Entwickelung seiner glänzenden Talente unstreitig die wirksamste war, da sie ihm außer der ihm so ganz anpassenden äußern Umgebung auch die hinreichende Muße gewährte, sein Aufenthalt in Weimar. Die Herzogin Anna Amalia nämlich hatte im Jahre 1758 den geliebten Gemahl verloren und fand sich in der Blüthe der Jugend mit der Regierung des Landes und der Sorge

für die Erziehung von zwei Söhnen zugleich belastet. Mit Muth und Eifer, mit Einsicht und Liebe hatte sie beiden Pflichten genügt und so waren die Prinzen, auf denen die Hoffnung des Landes ruhte, bis in das Alter gekommen, wo sie eines männlichen Erziehers bedurften. Zu diesem wichtigen Posten wurde Wieland durch den Freiherrn von Dalberg, der ihn in Erfurt auf das genaueste hatte kennen gelernt, vorgeschlagen, und er nahm diesen ehrenden Ruf mit Freuden an. Im October 1772 ging er mit dem Charakter eines herzoglich sachsen-weimarischen Hofraths und einem jährlichen Gehalte von tausend Thalern, so lange er die Erziehung der Prinzen leiten würde, und sechshundert Thalern *) lebenslänglicher Pension nach vollbrachtem Geschäfte nach Weimar ab. Dieses war jetzt ein Ort, von dem Niemand ahnete, daß er das werden würde, was er späterhin besonders durch die erlauchte Fürstin ward, die auch Wieland zu sich rief. Indessen fand der Letztere schon mit ihrer Umgebung die edeln Künste vereinigt, welche das Leben wahrhaft erheitern und verschönern, und mehrere ausgezeichnete Geister regten sich in vielfacher Thätigkeit. Die Namen eines Eckhof, Brandes, Beck, Seiler und die eines Musäus, von Einsiedel, von Knebel, von Voigt, Bertuch u. s. w. bestätigen dies. Wieland fühlte sich in solcher Gesellschaft bald ganz einheimisch und sein Genius regte, von innerer Zufriedenheit belebt und durch mannichfache Ermunterung von außen gehoben, muthiger die Schwingen. Er wandte sich zuerst wieder dem Theater zu und faßte besonders das Schauspiel ins Auge, daher die Entstehung des dramatischen Gedichts: die Wahl des Hercules und der Alceste, die den 29sten Mai 1773 zum erstenmale auf dem Weimarischen Hoftheater erschien, und bald in ganz Deutschland mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde. Allein bedeutender für die deutsche gesammte Literatur ward das Unternehmen, dem er sich von dieser Zeit an, sein ganzes Leben hindurch, mit besonderm Fleiße und der größten Sorgfalt widmete: die Herausgabe des deutschen Merkurs. Da er durch diese Monatsschrift besonders der Kritik eine bessere Richtung zu geben trachtete, mußte er hier seine Ansichten von der Kunst und ihren höchsten Gesetzen, so wie seine Grundsätze in Beziehung auf die Composition poetischer Erzeugnisse frei und bestimmt aussprechen. Er that dies unter andern auch durch Briefe über seine Alceste, die schon im Septemberhefte des Merkurs vom Jahre 1773 erschienen. Hierdurch wurden besonders zwei große Geister zur lebhaftesten Opposition aufgeregt: Göthe und Herder. Beide konnten sich mit den einseitigen Kunstansichten nicht vertragen, welche die Franzosen, und durch ihr Beispiel geleitet, auch die Deutschen jener Zeit beherrschten und welche das höchste Gesetz in Beobachtung einer Art symmetrischer Correctheit setzten, der freiern Entfaltung des tiefern Lebens gleichsam Ketten anlegten, und dieses als Roheit und gemeine Natur verschrien. Göthe wurde dadurch so entrüstet, daß er eine Satire unter dem Titel: Götter, Helden und Wieland, schrieb, welche die große Natur, die in ihm lebte, die er besonders in seinem Shakspeare wiederfand, an der armen und kurzsichtigen Cirkelei der Afterkunst rächen sollte. Lenz gab sie zu Straßburg heraus und so kam sie in Wielands Hände; allein dieser, den aufstrebenden Ge-

*) Der jetzt regierende Großherzog von Weimar hat seinem geliebten Lehrer stets seinen ganzen Gehalt von tausend Thalern jährlich als Pension gelassen.

nius des großen Dichters nicht verkennend, erwiederte jenen Angriff mit leichtem Scherz und ahnete die Verwandtschaft, die sich doch, trotz alles scheinbaren Gegensatzes, zwischen ihnen fand und zuletzt deutlich offenbarte; denn in dem Verständniß der Alten fanden sich beide als Freunde wieder. Diese Streitigkeit hatte indeß die Folge, daß zwei der vorzüglichsten Geister, worauf Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, Göthe und Herder, in Wielands Nähe versetzt und zuletzt innig befreundet wurden. Göthe's Farce machte, da der Ruf des Dichters sich schon mächtig zu verbreiten begann, großes Aufsehen. Auch Wielands Zöglingen, den Prinzen von Weimar, blieb sie nicht fremd, und da diese auf einer Reise nach Frankreich gerade jetzt durch Frankfurt am Main kamen, suchten sie Göthe's Bekanntschaft, welche diesen endlich an den Hof zu Weimar brachte, wohin später auch Herder sich begab. Jetzt richteten sich die Augen von ganz Deutschland auf den Musensitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara zu werden versprach. Er wurde dies wirklich und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, wurde die Seele eines geselligen Kreises, wie ihn die Welt kaum gesehen hatte. Alles, was die Kunst, die Wissenschaften und das Leben an herrlichen Blüthen und Früchten erzeugte, fand hier sogleich die ehrendste Aufnahme und Würdigung; Scherz und Ernst trugen im schönen Wechsel immerfort das Ihrige zur Erheiterung des Lebens bei. Da ward kein drückendes Rangverhältniß lähmend für den Genius, der sich seinem kühnen Fluge frei überlassen durfte; indeß die edle Amalia, als geweihte Priesterin sittlicher Schönheit, alles mit dem Scepter des edelsten Anstandes regierte. In einem solchen Kreise kamen Geister, wie Herder, Göthe und Wieland, gar leicht bis zur Vertraulichkeit sich näher, und schmückten sich und die Fürstin, die sie ehrte und liebte, mit unverwelklichen Kränzen. Wielands Talent als Schriftsteller für die Welt entwickelte sich hier immer mehr, und in einer Reihe von mehr als zwanzig Jahren ereignete sich fast nichts von Wichtigkeit in der politischen wie in der literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Als Philosoph bewies er sich stets als einen wahren Sokratiker. Aus dem Kreise der Psychologie, Moral, Rechtslehre und Religion ging er nicht hinaus, beschäftigte sich aber stets am liebsten mit dem, was ihm in diesen Wissenschaften problematisch schien. Seine philosophischen Abhandlungen zeichnen sich sämmtlich durch Tiefe des Blicks und Feinheit der Behandlung aus. Auch die Geschichte des Danischmend, die jetzt erschien, gehört mehr dem Philosophen als dem Dichter an. Als Historiker fand er in seiner lebhaften Einbildungskraft, seiner Sprachkenntniß, seiner scharfen Beurtheilung und umfassenden Übersicht der Begebenheiten nach ihren ursächlichen Verhältnissen große Hülfsmittel, die er benutzte und in vielen Darstellungen beurkundete. Allein bei allen diesen Beschäftigungen blieb ihm doch auch die Muse hold; denn sie gab ihm die Geschichte der Abderiten (1773), Erzählungen und Mährchen, theils nach fremden Originalen gebildet, theils selbst erfunden, dann den Oberon, ein Werk, welches allein den Ruhm eines großen Dichters zu begründen wohl im Stande wäre. Außer diesen Werken, worin der Dichter seine Eigenthümlichkeit mehr oder weniger auf die verschiedenste Art seinem Zeitalter darlegte, unternahm er auch die Arbeit, die Werke des Horaz und Lucian in unsere Sprache überzutragen; ein Unternehmen, welches ihm in einem seltenen Grade gelang und die Achtung gegen sein Talent ungemein erhöhte. Durch die Be-

schäftigung mit dem Lucian entstand aber auch ein ihm eigenthümliches Werk: der Peregrinus Proteus (1791), dann der Agathodämon, den man als Seitenstück von jenem betrachten muß. So war die Zahl seiner Geisteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachsen, und es mußte dem Literaturfreunde wohl erwünscht seyn, sie vom Verfasser selbst durchgesehen und gesammelt in einer gleichförmigen Ausgabe zu besitzen. Eine solche veranstaltete der um die deutsche Literatur so verdiente Buchhändler Göschen zu Leipzig, und der Verfasser wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich das Gut Osmannstädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens größtentheils in heiterer Muße hinzubringen gedachte. Da er stets ein Feind von Luxus und Üppigkeit gewesen war, so hatten ihm seine mäßigen Einkünfte trotz seiner sich beträchtlich mehrenden Familie — denn seine Gattin gebar ihm in zwanzig Jahren vierzehn Kinder — immer genügt, und er hatte stets genug gehabt, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun sah er auch über die Gränze seines Lebens hinaus für die Unversorgten gesorgt, und dies erheiterte ihm seine letzten Tage gar sehr. Er lebte vom Jahre 1798 an bis 1803 fortwährend in Osmannstädt und widmete den größten Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten, worunter sein attisches Museum keine der geringsten ist. Er führte dadurch den lang gehegten Entschluß aus, seine Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Auch sein Aristipp und einige seiner Zeitgenossen gehört dieser Periode an. Im Jahre 1803 aber verkaufte er sein geliebtes Osmannstädt wieder, weil er fand, daß er es in ökonomischer Hinsicht nicht füglich mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer erkauft. Er zog wieder nach Weimar zurück, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Hier überstand er die Schreckenstage von Jena, hier den schmerzlichsten Verlust, den er erleiden konnte, den seiner Gönnerin und Freundin, der Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller und andern, die er liebte und ehrte. Durch mehrere Arbeiten suchte er sich einigermaßen zu erheitern; am meisten gelang ihm dies durch die Übersetzung von Cicero's Briefen, die er mit der strengsten Sorgfalt ausführte. Die Ehrenbezeigungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch Verleihung des St. Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in den edlen Bund der Freimaurer, als Mitglied des französischen Instituts, und mehrere glückliche Ereignisse milderten so manchen Kummer, den sein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinscheiden seiner von ihm innigst geliebten Gattin gehörte, mit der er ein langes Leben in fast beispielloser Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sie starb den 9ten Nov. 1801 und Wieland glaubte ihren Tod nicht lange überleben zu können. Doch erfolgte der seinige erst den 20sten Januar 1813 in 81sten Jahre seines rühmlichen Lebens. Seine sterblichen Überreste ruhen in einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano aus Frankfurt am Main, zu Osmannstädt, seiner Wahl gemäß, und ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter selbst verfertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Da der Raum uns hier nicht gestattet, umständlicher die Eigenthümlichkeiten des großen Dichters und Schriftstellers zu entwickeln, so verweisen wir unsere Leser, außer der Biographie Wielands von Gruber, auf einen Aufsatz im Morgenblatte vom J. 1813 unter der Aufschrift: Wielands Andenken in der Loge Amalie zu Weimar, wo die eigenste Persönlichkeit des Verewigten mit Meisterhand gezeichnet ist. K. L. M.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreise, berühmt wegen ihrer unerschöpflichen, und in ihrer Art einzigen Steinsalzgruben. Diese Salzwerke erstrecken sich über 600 Lachtern von Ost nach West, über 200 Lachtern von Süd nach Nord, und 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe. In der Breite kennt man wohl die Gränze des Salzwerkes, aber nicht, wie weit es in die Tiefe geht, und es ist daher als unerschöpflich anzusehen. Die Stadt Wieliczka selbst ist ganz untergraben und die Gruben gehen auf jeder Seite weit über sie hinaus. Schon seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben sind sechs auf freiem Felde und zwei von der Stadt aus; die letztern beiden zur Einfahrt der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt sich 600 Fuß tief hinunter, oder steigt eine eigens eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinab und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehrere hundert Klaftern weite, hohe, mit Salzsäulen gewölbte Ebene bilden. Man sieht hier unter andern eine von einem Bergmanne aus Salzstein errichtete Capelle, worin aber nicht Messe gelesen wird, wie es in den gewöhnlichen Beschreibungen heißt, welche überhaupt Wieliczka zu wunderbar schildern, und das Salzwerk zu einer unterirdischen Stadt machen. Es arbeiten zwar viele Menschen, nach Einigen an 1700, nach Lichtenstern 500, in den Gruben, aber es wohnen keine wirklich darin, und in den Pferdeställen befinden sich Pferde, die jedoch nicht zum Ziehen, sondern um die Göpel in Bewegung zu setzen, gebraucht werden. Die durch das Ausbrechen des Salzes entstandenen Gewölbe werden Verhaue genannt. Mehrere derselben sind verschlossen, und dienen zu Vorrathskammern für die leeren und vollen Salztonnen. Einer von diesen Verhauen heißt der große Saal, wo man ein Chor für Tonkünstler, in die Felsenwand eingearbeitet, Kronleuchter, die von der Decke hängen, Fossilien und Versteinerungen, die man im Gestein gefunden hat, antrifft. Die verschiedenen Arten des Salzes, alle Crystallisationen, von den feinsten strahlenförmigen bis zu den gröbsten, sind hier gesammelt. Der ungewohnte Anblick der weitläuftigen unterirdischen Gänge, der vielen Gemächer und Behältnisse, der so eben angeführten Capelle und der Stallung für 20 bis 30 Pferde erregt bei jedem neu Eintretenden eine eigne Empfindung der größten Überraschung; denn alles dies ist in festes Salz gebildet, welches an mehrern Stellen so mächtig wird, daß man über einander an einem Orte zwei Säle aushauen könnte, die zusammen eine senkrechte Höhe von 16 bis 17 Klafter haben. Die Gewinnung des Salzes geschieht theils mittelst des Spitzhammers, theils durch Sprengen mit Schießpulver, und die gewöhnlichen Formen, in welchen die hiesigen Salzgattungen erzeugt werden, sind entweder Cylinder oder sogenannte Ballwannen von fünf bis zehn Centnern oder längliche Vierecke von 140 bis 150 Pfund, dann Stück- und Minutiensalz, welches in halbe und ganze Tonnen zu 2½ bis 5 Ctr. eingeschlagen wird. Die jährliche Ausbeute von diesem größten aller

Salzwerke beträgt 700,000 Centner und gewährt mit dem, nicht weit davon entfernten, ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Centner liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von zwei Millionen Gulden. Es ist immer ein großer Vorrath von Salz, bisweilen von einigen 100,000 Centnern, vorhanden. In den Gruben zu Wieliczka giebt es drei Arten Steinsalz. Die geringste Sorte ist mit Letten vermischt und hat einen grünlichen Schein. Das Faß von diesem Salze zu sechs Centnern kostet 2⅔ Thlr. Das beste ist das Crystallsalz, das in würfelartige Formen ausfällt. Die Farbe dieser Salzsteine ist dunkelgrau mit Gelb untermischt. Man findet auch in dem Salze bisweilen einzelne zum Theil starke Stücken schwarzen Holzes. Das Salz in den Gruben zu Bochnia ist etwas feiner und wird durchaus in Fässer geschlagen. Dieses Salzwerk gehörte ehemals, wie Galizien selbst, zum Königreiche Polen, kam aber bei der Theilung dieses Landes im J. 1772 an Österreich. Nach dem dritten Artikel des 1809 zu Wien geschloßnen Friedens wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiser von Österreich und dem Herzogthume Warschau gemeinschaftlich überlassen. Beide Theile stellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinschaftlichen Verwaltung an und hielten auch, blos der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen daselbst. Nach dem Pariser Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen des Wiener Congresses, diese Salzwerke wieder ganz an Österreich. Der geschickte sächsische Mechanikus, Bergrath J. G. Borlach, hat Grundrisse von den Gängen dieses Salzwerks gefertigt, welche J. E. Nilson zu Augsburg in vier großen Blättern in Kupfer gestochen hat. Eben dieser Kupferstecher hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müllers Zeichnung geliefert, welches einen anschaulichen Begriff von diesen merkwürdigen unterirdischen Gruben giebt. Man glaubt, daß die Salzwerke zu Wieliczka mit dem, längs den karpatischen Gebirgen, in einer Länge von ungefähr 120 deutschen Meilen hinlaufenden unterirdischen Salzstocke, der sich zu Oska-Rimnik in der Walachei endigt, zusammenhängen (s. Fichtels Geschichte des Steinsalzes und der Steinsalzgruben in Siebenbürgen, Nürnberg 1780). — Die Stadt **Wieliczka**, die zwei Stunden von Cracau entfernt ist, hat 340 Häuser mit 3400 Einwohnern und ist der Sitz eines Salinenoberbergamts und Berggerichts, unter dessen Direction auch das Salzwerk zu Bochnia steht.

Wien, die Hauptstadt des österreichischen Kaiserthums und seit Maximilians I. Zeiten die beständige Residenz der Beherrscher Österreichs. Sie liegt in Niederösterreich im Lande unter der Ens, auf einer kleinen Anhöhe am rechten oder südlichen Ufer der Donau, von welcher ein Arm zwischen der Stadt und einigen Vorstädten durchgeht, in den sich hier der kleine, drei Meilen von der Stadt im Wiener Walde entspringende Fluß Wien ergießt. Die Gegend um die Stadt ist sehr angenehm und fruchtbar. Im Norden erblickt man die vielarmige Donau mit ihren reizenden Inseln, im Westen den Leopolds- und Kahlenberg, welche sich bis an die Donau erstrecken und südlich in einer bewaldeten Bergkette fortlaufen, reich an Villen und großen Gärten; gegen Osten öffnet sich die weite Ebene nach Ungarn. **Wien** besteht aus der eigentlichen Stadt und 34 Vorstädten. Die eigentliche Stadt, die 1¼ Stunde im Umfang hat, enthält 1400 Häuser, und ist mit Basteien, Gräben und einem Walle befestigt. In den Vorstädten, deren Umkreis man, mit Inbegriff des Praters,

auf $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen rechnet, giebt es über 5700 Häuser und ihre Anzahl nimmt noch immer zu. Zwei derselben, die Leopoldstadt und die Jägerzeil, liegen jenseits des Armes der Donau, auf dessen rechtem Ufer die Stadt und die übrigen Vorstädte erbaut sind, und hängen mit diesen durch drei Brücken zusammen, von welchen die Franzensbrücke die schönste ist. Die Vorstädte sind mit einer zehn Fuß hoch gemauerten Linie und Graben umgeben, aus welcher elf äußere Thore führen. Im Jahr 1815 betrug die Gesammtzahl der Einwohner, mit Ausschluß der Fremden und des Militärs, 238,177 in 56,749 Familien. Die eigentliche Stadt ist nichts weniger als regelmäßig, ihre acht größeren und zehn kleinern Plätze sind klein, die 110 Gassen enge und krumm und werden von 3209 Laternen erleuchtet, die massiven Häuser sind hoch, zum Theil mit fünf und mehreren Stockwerken. Die vornehmsten Plätze sind der Hof, der größte und regelmäßigste, der hohe Markt, der Graben, der Josephsplatz, auf welchem die von Zauner verfertigte bronzene Reiterstatue des Kaisers Joseph II. steht, die der jetzige Kaiser seinem großen Oheim 1806 errichtete. Die Stadt ist in vier Viertel und acht Kirchspiele eingetheilt. Unter den acht Pfarrkirchen ist die St. Stephanskirche, welche die erzbischöfliche Metropolitankirche ist, die merkwürdigste. Es ist ein majestätisches Gebäude, von schöner gothischen Architektur, das über alle Gebäude der Stadt hervorragt. Der Anfang ihrer Erbauung fällt in die Jahre 1144 — 47. Unter den Gemählden der Kirche befinden sich einige Meisterwerke. Zu den Merkwürdigkeiten derselben gehören verschiedne Monumente von Personen aus der regierenden Familie, das Monument des Prinzen Eugen und andere; ferner ein großer Schatz von kostbaren heiligen Gefäßen und Reliquien. Der berühmte Stephansthurm steht an der südlichen Seite der Kirche. Es ist ein mit gothischer Arbeit verzierter Thurm, dessen Bau 1433 vollendet wurde. Er ist $431\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Bis zur engern Spitze desselben führen 700 steinerne und hölzerne Stufen, von da bis zur obersten Spitze muß man auf Leitern steigen. In der Augustinerkirche ist das von dem berühmten Canova verfertigte Monument, welches der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christina, 1805 setzen ließ. Von Klöstern sind, nach der Reform, welche Joseph II. mit ihnen vornahm, dermalen noch sechs Mönchsklöster und ein Nonnenkloster übrig. Unter den vielen, zum Theil schönen öffentlichen Gebäuden und Palästen fürstlicher und gräflicher Familien ist die kaiserliche Burg das merkwürdigste, wenn gleich von außen nicht das ansehnlichste. Es ist ein schon im 13. Jahrhunderte zu bauen angefangenes, und seitdem vergrößertes, ungleiches Gebäude. Der Plan zur Erbauung eines neuen Schlosses ist schon von mehrern Regenten Österreichs entworfen und vor kurzem wieder erneuert worden. Die innere Einrichtung der Burg ist überaus prächtig. In der Burg ist die kaiserliche Schatzkammer, welche, in einer Gallerie und vier Zimmern, unter mehrern andern kostbaren Juwelen und Kunstschätzen, auch den großen sogenannten florentinischen Diamant, einst das Eigenthum Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, enthält. Außer der Burg nennen wir die kaiserliche Reitschule, nach der Meinung der Kenner das schönste Gebäude dieser Art in Europa. In einem Theile der Burg ist das kaiserliche Naturaliencabinet, eines der vollständigsten, ferner das Cabinet der Antiken, mit welchem die Sammlung geschnittener Steine und antiker Medaillen verbunden ist, und die von dem jetzt regierenden Kaiser fast neu geschaffene

Sammlung moderner Münzen und Medaillen. Der große Numismatiker Eckhel war einst Vorsteher dieser beiden letztern sehr ausgezeichneten Sammlungen. In einem besondern, an die kaiserliche Burg angebauten prächtigen Gebäude ist die kaiserliche Hofbibliothek, die Maximilian I. zu sammeln anfing, und die unter die vorzüglichsten gehört. Sie enthält über 300,000 Bände und eine zahlreiche Sammlung von Manuscripten und Werken aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst. Der bekannte Dichter Denis, der erster Custos dieser Bibliothek war, hat eine Beschreibung derselben herausgegeben. Die Bibliothek ist an gewissen Tagen zum öffentlichen Gebrauch geöffnet. Die Vorstädte, welche breitere Straßen und eine freiere Lage haben, enthalten viele Sommerpaläste und Gärten der Großen, aber auch noch viele und große ganz unbebaute Plätze, selbst Ackerland und Wiesen, die jedoch immer mehr verschwinden. Wenige sind gepflastert, sondern die Straßen blos mit Kies überfahren. Sie bilden zusammen 20 Pfarreien. In den Vorstädten sind besonders zu bemerken der kaiserliche Palast Belvedere, eins der schönsten Gebäude Wiens, mit der großen kaiserlichen Bildergallerie von 1300 Stücken, das schöne Invalidenhaus, die prächtige Carl Borromäuskirche, die Gebäude der Josephinischen medicinisch = chirurgischen Akademie, das allgemeine Krankenhaus, ein ungeheures Gebäude, das sieben Höfe einschließt 2c. Außer der schon angeführten kaiserlichen Bibliothek und der Gemähldegallerie in Belvedere giebt es noch viele ansehnliche wissenschaftliche und Kunstsammlungen. Dahin gehören die Bibliothek und das Naturaliencabinet, welche die hiesige Universität besitzt, und viele auserlesene Bibliotheken und Naturaliensammlungen vornehmer und reicher Personen. Unter den verschiednen höhern Bildungsanstalten, welche unter der kaiserl. königl. Studienhofcommission stehen, hat die 1365 gestiftete und 1756 durch den berühmten kaiserlichen Leibarzt van Swieten neuorganisirte Universität den ersten Rang. Sie besteht aus den gewöhnlichen vier Facultäten, hat einen sehr beträchtlichen Fond und überdies gegen 50 von Privatleuten errichtete Stiftungen, aus welchen mehr als 200 Studirende unterstützt werden. Die Zahl der Studirenden beträgt ungefähr 1000. Die andern Unterrichtsanstalten sind: drei Gymnasien, die medicinisch = chirurgische Josephsakademie, welche auch auswärtige Ehren = und correspondirende Mitglieder hat, die Akademie der vereinigten bildenden Künste, nämlich der Mahler, Bildhauer, Kupferstecher und der Mosaik, die Theresianische Ritterakademie, die Akademie der morgenländischen Sprachen, das seit 1816 errichtete polytechnische Institut, in welchem Mathematik, Physik, Chemie, Technologie und Mechanik gelehrt werden und mit welchem auch die Realakademie vereinigt worden ist, die Forstlehranstalt, das Thierarzneyinstitut, die Normalhauptschule und viele andre Schulen; man hat auch angefangen, Militärschulen nach der Lancasterschen Methode einzurichten. Der Wohlthätigkeitsanstalten giebt es in Wien sehr viele. Dahin gehört vorzüglich das große und weitläuftige, vom Kaiser Joseph II. im J. 1784 errichtete allgemeine Krankenhaus oder Universalspital. Die Anlage ist auf 2000 Betten eingerichtet, und es werden bisweilen 14 bis 15,000 Kranke in einem Jahre darein aufgenommen. Auch giebt es ein von Joseph II. 1784 errichtetes Taubstummeninstitut und eine später errichtete Blindenanstalt. Wien ist der Mittelpunkt des österreichischen Handels. Ungefähr 200 Großhändler treiben einen sehr beträchtlichen Activ=

handel mit inländischen Erzeugnissen nach den übrigen österreichischen Provinzen, Italien und der Türkei, Rußland, Bayern und Schlesien. Aus dem Auslande werden nur einige rohe Producte eingeführt. Fabriken und Manufacturen, die erst unter der Kaiserin Maria Theresia zu entstehen anfingen und die Joseph II. durch das gänzliche Verbot der Einfuhr aller fremden Waaren im J. 1785 mehr zu heben suchte, haben sich seitdem sehr vervielfältigt und vervollkommnet. Es werden jetzt in Wien Seiden- und Sammtwaaren, goldne und silberne Spitzen, Bänder, baumwollene Waaren, Tücher, Stahl- und Galanteriewaaren, mathematische und musikalische Instrumente, Gewehre, Porzellan, Tapeten ꝛc. zum Theil in großer Vollkommenheit verfertigt. Man rechnet ungefähr 3000 gangbare Fabriken, welche über 60,000 Personen beschäftigen. Es giebt allein mehr als 10,000 Weberstühle, und die große Porzellanfabrik beschäftigt allein 1500 Menschen, darunter 150 Mahler. Überhaupt ist die Menge der Künstler, besonders Mahler, Zeichner, Kupferstecher, außerordentlich groß. Ganz nahe an den Vorstädten Wiens, auf einer Insel, welche die Donau bildet, sind die berühmten Vergnügungsörter, der Prater und der mit demselben in Verbindung stehende Augarten. Der Prater, ein ¾ Meilen langer Lustwald von Laubholz mit einem schönen Wiesengrunde, zum Theil in Alleen ausgehauen, und auf Befehl des Kaisers Joseph II. für Jedermann offen, bietet viel reizende Partien dar und wird bei schönem Wetter an Sonn- und Feiertagen bisweilen von 20,000 Menschen besucht. Der Augarten, ein regelmäßiges Viereck, besteht fast aus lauter, in regelmäßigen Partien durchschnittner Waldung. Auch diesen öffnete Joseph II. für Jedermann, wie die über dem Mittelthore befindliche Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer" anzeigt. — Ein brauchbarer Wegweiser für Fremde ist: Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien ꝛc. von J. Pezzl. Wien, 1807. Die schönen Gegenden um Wien beschreibt das: Panorama von Wiens Umgebungen, nebst Situationskarte, Wien, 1807.

Wiener Congreß, s. Congreß.

Wiener Friede (auch Paix de Schoenbrunn genannt) vom 14. Oct. 1809. Der Krieg, den Österreich im April 1809 ohne Bundesgenossen unternommen hatte, um den Rheinbund zu sprengen, war durch die Schlacht bei Wagram (s. d. A.) und durch den Waffenstillstand von Znaim (s. d. A.) geendigt. Napoleon hielt die Hauptstadt besetzt. Kaiser Franz residirte in Comorn. Die Unterhandlungen nahmen zu Altenburg in Ungarn, zwischen Champagny und Metternich, bei dem sich noch der Graf Nugent befand, d. 17. Aug. ihren Anfang. Die Landung der Engländer auf der Insel Walchern bewog Österreich zu zögern. Am Ende des Sept. verließen die Bevollmächtigten Altenburg; den 27. Sept. kam Prinz Johann von Lichtenstein mit Vollmachten nach Schönbrunn, wo Napoleon war, und d. 14. Oct. ward der Friede abgeschlossen. Österreich trat ab: 1) Salzburg, das Innviertel und fast die Hälfte des Hausruckviertels, die Napoleon Bayern zutheilte; 2) Görz, das österreichische Friaul, Triest, Krain, den Villacher Kreis von Kärnthen, Croatien am rechten Sauufer, und Dalmatien, aus welchen Napoleon das Generalgouvernement Illyrien bildete; 3) die Herrschaft Räzuns in Graubündten; 4) an den König von Sachsen: einige böhmische Enclaven in der Oberlausitz; 5) an das Herzogthum Warschau: Westgalizien mit Cracau und Zamosc und die Gemeinschaft an den Sali-

nen von Wieliczka; 6) an Rußland: das östlichste Stück von Ostgalizien mit 400,000 Seelen. Ferner bestätigte der Friede die von Napoleon d. 24. Apr. zu Regensburg verfügte Aufhebung des deutschen Ordens in den Rheinbundsstaaten, wodurch Mergentheim, das dem Erzherzog Anton als Deutschmeister gehörte, an Würtemberg kam. Österreich verlor durch den Wiener Frieden seine südliche und westliche Militärgränze, 2151 Q. M. mit 3,505,000 E. und seine Seehäfen; doch ward ihm Aus- und Einfuhr in Fiume gestattet. Es mußte Napoleons Einrichtungen in Spanien, Portugal und Italien (hier hatte Napoleon durch ein Decret von Schönbrunn d. 17. Mai 1809 den Kirchenstaat mit Frankreich vereinigt) anerkennen, und dem Prohibitivsystem gegen England beitreten. Die österreichische Monarchie bestand jetzt nur noch aus 9353 Q. M. mit 20,738,000 E. Dieser Friede dauerte bis zum 17ten August 1813. K.

Wiese, ein blos zum Gras- und Heubau bestimmtes Stück Land. Man unterscheidet natürliche und künstliche Wiesen. Ersteres sind seit langen Jahren bestehende natürliche Grasplätze, letzteres mit Futterkräutern, besonders perennirenden, bebaute Felder. Nach der Benutzung unterscheidet man ein-, zwei- und dreischürige Wiesen, je nachdem sie ein, zwei oder dreimal jährlich gemäht werden. Hochgelegene und trockene Wiesen muß man wässern; niedrige, feuchte und deßhalb viel saure Pflanzen erzeugende müssen durch Abzugsgräben trockener und süßer gemacht werden. Außerdem ist es sehr nützlich, die Wiesen alle zwei oder drei Jahre mit Düngesalz, Gyps, Kalk, Asche, Schlamm und anderer Düngung zu bestreuen. Von vorzüglichem Nutzen ist die Asche, die man bei moosigen Wiesen mit Kalk mengt.

Wight, eine englische zu Hampshire gehörende Insel im Canal, der England von Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der englischen Küste. Die Insel hat 9 Quadratmeilen Flächeninhalt und 27,000 Einwohner. Sie ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getraide berühmt; sie ist die Kornkammer für die westlichen Grafschaften Englands, und die englischen Kriegsflotten, welche sich in der Bay zwischen Spithead und Wight versammeln, erhalten aus dieser Insel gewöhnlich ihren Bedarf an Mehl und Zwieback. Es sind hier beträchtliche Schäfereien, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Auch giebt es hier viel andres Vieh, Hasen und Kaninchen, und einen Überfluß an Fischen. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat vier Städte. Die vorzüglichste darunter ist Newport, das gut befestigt ist. In dem nicht weit davon entfernten festen Schlosse Carisbrook wurde Carl I., als er sich 1646 auf diese Insel geflüchtet hatte, und von dem Obersten Hammond gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten, ihn blos seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), Esquire, ein noch lebender ausgezeichneter Redner im Unterhause des englischen Parlaments, auf der Seite der Ministerialpartei. Es ist nicht glänzende, hinreißende Beredsamkeit, die ihn berühmt gemacht hat; denn seine kränkliche Stimme schwächt die Wirkung eines sonst kräftigen Ausdrucks in seinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Parlaments-

reden. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln verschafft hat, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit entehrenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuschaffen. — Nachdem die Spanier in dem neuentdeckten Amerika viele Millionen der Landeseingebornen ermordet hatten, fehlte es besonders in den Antillen an Händen, um die Pflanzungen zu cultiviren. Auf den Vorschlag des berühmten spanischen Bischofs Las Casas, der sich für die unglücklichen Indianer gegen die Grausamkeiten seiner Landsleute so eifrig, obwohl fruchtlos, verwendete, gab Kaiser Carl V. im J. 1517 die Erlaubniß, 4000 Afrikaner auf den Antillen S. Domingo, Cuba, Jamaica und Porto Rico einzuführen. Dies war der Ursprung des Negerhandels, den zuerst die Portugiesen, die früher, als andere Nationen, in Afrika Entdeckungen und Eroberungen gemacht hatten, allein führten, an dem nachher alle handelnden Völker in Europa zum Vortheil für Amerika Antheil genommen haben. Man rechnet, daß in den 300 Jahren, während welcher dieser Menschenhandel bis jetzt geführt worden ist, über funfzig Millionen unglücklicher Afrikaner ihrem Vaterlande entrissen und in die Sklaverei geführt worden sind. Die Grausamkeit, mit welcher diese Unglücklichen, mit wenigen Ausnahmen, behandelt wurden, mußte das Gefühl der Menschlichkeit empören. Die Quäker in Pensylvanien schafften zuerst (1751) den Sklavenhandel ab. Auch Dänemark untersagte ihn seinen Handelsgesellschaften. In England wurde im J. 1788 die erste ernstliche Anregung deßwegen gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittschrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels, vorzüglich von Seiten der Religion, vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte den Antrag, und mehrere Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehrern Seiten wurden ähnliche Vorstellungen gemacht, aber auch von andern starke Widersprüche dagegen erhoben, und so blieb diese Angelegenheit, für die sich die ganze Nation zu interessiren schien, lange unentschieden. Aber eben dadurch hat der edle Wilberforce sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er, aller Hindernisse ungeachtet, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholtenmalen, unterstützt von Pitt, Fox und Andern, im Parlamente zur Sprache brachte. Erst im J. 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung Englands zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Portugal diesen Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung desselben geneigt finden. In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geschloßnen Frieden erklärte Ludwig XVIII., daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb fünf Jahren aufhören solle, und versprach, bei dem Congreß zu Wien seine Bemühungen mit England zu vereinigen, um auch die übrigen Mächte zur Abschaffung des Negerhandels zu vermögen. Der englische Gesandte Lord Castlereagh brachte diese Angelegenheit beim Wiener Congreß zur Sprache, und Wilberforce machte ein merkwürdiges Schreiben an den französischen Gesandten beim Congreß, den Fürsten Talleyrand, bekannt, worin er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhandels aufstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. Wilberforce fuhr indessen unermüdet fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er

rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die brittischen Colonien eingeführt würden, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Sklaven in den Colonien an, ein Antrag, der wohl so bald nicht genehmigt werden dürfte. Neuerlich hat Wilberforce die Genugthuung für seinen Eifer erhalten, daß am 23. Sept. 1817 zwischen England und Spanien ein Tractat abgeschlossen worden ist, durch welchen Spanien sich verbindlich macht, vom 30. Mai 1820 an, den Sklavenhandel in der ganzen spanischen Monarchie aufzuheben, England versprach dagegen, den spanischen Unterthanen, die sich mit diesem Handel beschäftigen, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entschädigung zu bezahlen. Der Abschluß eines ähnlichen Tractats mit Portugal wurde im Anfange des Jahres 1818 erwartet. Möge der edle Wilberforce den Triumph seiner nun dreißigjährigen menschenfreundlichen Bemühungen noch recht lange genießen! (Vergl. auch den Art. Sklavenhandel.)

Wildbad, eine kleine, offne, seit einem verheerenden Brande im J. 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt mit 1500 Einwohnern in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Würtemberg. Die Stadt liegt an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist wegen ihres warmen Bades, dem vorzüglichsten unter den verschiednen würtembergischen Bädern, berühmt. Es ist da ein königliches Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der wilde See ist, dessen Wasser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad ist bei Marktburgbernheim, im ehemaligen Fürstenthume Bayreuth oder dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Bayern.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Gränzen umschloßnes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geduldet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wildbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein District verstanden wird, wo ein Wildstand ist, das heißt, wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiednen Ländern besondre Gesetze gegeben, daß z. B. um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekleppelt und angebunden durch sie geführt werden sollen u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt Wildbahn so viel als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über alles Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Übertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es allemal Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, in so fern dieses Recht nicht schon an Unterthanen über-

lassen worden, ist aber verschieden von der, ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffenen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, sich eine Jagd anzumaßen oder auch andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondere, den Churfürsten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, das heißt Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angränzenden, unter andre Herren gehörenden, Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten brauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Churpfalz nach dem westphälischen Frieden dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthafte Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines herrnlosen Ausländers war nach Obigem nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man darunter bekanntlich einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden solche Pferde genannt, die in der Ukraine, Moldau und den angränzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräflichen Familien am Rheine, die wahrscheinlich deßwegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch Rau- (Rauh) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und rauhgräflicher Häuser mit rheingräflichen entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der seit dem 8. Jahrhunderte blühenden Grumbachischen Linie des gräflichen Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländischen Freiheit, war der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Ältern von Nassau und Julianens, Gräfin von Stolberg, und ward geb. d. 16. Apr. 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Von seinen vier Brüdern kämpften Ludwig, Adolph und Heinrich von Nassau ritterlich an der Seite ihres großen Bruders in dem niederländischen Kriege für die Freiheit und das Vaterland. Adolph blieb in Friesland 1568. Ludwig und Heinrich blieben auf der Mooker Heide 1575. Von dem jüngsten Bruder, Johann Grafen zu Dillenburg, (starb 1606), stammt das jetzige königlich niederländische Haus ab. Wilhelm I. war vermählt 1. mit Anna von Büren; 2. mit Anna von Sachsen, der Tochter des Churfürsten Moritz, von welcher Moritz, sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3. mit Caroline von Montpensier; 4. Ludovika von Coligny, der Tochter des Admirals Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1647 starb, dessen Enkel Wilhelm III.

König von England war. Von Wilhelms sieben Schwestern hatte eine, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder so lieb, daß sie fast immer um ihn war. Wilhelm wurde in der römischen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Carls V. Schwester; hierauf befand er sich neun Jahre lang als Kammerjunker stets um den Kaiser, der den Geist, die Klugheit und die Bescheidenheit des Prinzen so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 Jahre alt war, in Abwesenheit des Herzogs Philibert von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn nachdrücklich an seinen Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchen ihm die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederländer ansah, und ihm daher die bei seinen Vorfahren gewesene Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf, so stellten der Graf von Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem Könige schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückriefe, dieser durch sein gewaltsames Verfahren das Land in Aufruhr bringen würde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an; doch verbarg er seinen Zorn und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dies ab, und verlangte von ihm, er möchte seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sey, wie die Fürstin glaube, er selbst aber bereits dem König geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, im J. 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöfe übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde, — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen — so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorne, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde, um zu berathschlagen, wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die Meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer spätern Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade," erwiederte der kluge Oranien, „wird unser Untergang und Egmont die Brücke seyn, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden." — Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühle der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz

begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden achtzehn Herrn und mehrere von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne, verhaftet, und in Brüssel 1568 d. 2. Juli hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit — so nannte er den Prinzen von Oranien — gefangen. — „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so tauge des Herzogs Fischerei nichts." — Alba ließ indessen den Prinzen, die Grafen von Hôstrate, von Kulenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölf vorfodern. Der Prinz kam nicht, sondern legte eine Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldnen Vließe nur von dem König selbst und den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs von Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm von der Universität Löwen wegnahm und als Geisel nach Spanien schickte *). Nun trat der Prinz von Oranien als Feind gegen Alba in das Feld. Er bekannte sich öffentlich zur protestantischen Religion, und erhielt von mehrern protestantischen Fürsten Unterstützung an Geld und Truppen. Mit dem Heere, das er gesammelt, drangen seine Brüder Ludwig und Adolph in Friesland ein. Sie schlugen anfangs bei Heiligerlee in Gröningen den spanischen General Johann von Ligne, Grafen von Aremberg, der selbst blieb; allein auch Adolph verlor das Leben, und da es dem Grafen Ludwig an Geld fehlte, die Truppen zu bezahlen, wurde er bald darauf von Alba bei Jemmingen (21. Juni 1568) besiegt. Wilhelm warb hierauf ein neues Heer von 24,000 Deutschen, zu welchem 4000 Franzosen stießen, und erklärte öffentlich, daß Alba und der von ihm errichtete Blutrath (Conseil des Troubles) in Brüssel die Ursache des Krieges wären. Mit großer Geschicklichkeit und Kühnheit führte er das Heer über den Rhein und die Maas, drang in Brabant ein, und schlug eine Abtheilung des feindlichen Heeres, konnte aber den Herzog von Alba, der sich in die Festungen warf, zu keiner Schlacht nöthigen, noch das Volk, das vor den Spaniern zitterte, zu einem allgemeinen Aufstande bewegen; vielmehr mußte er sein Silber und Gepäck verkaufen, auch sein Fürstenthum Oranien verpfänden, um den rückständigen Sold an seine Offiziere und Soldaten zu bezahlen. Darauf ging sein Heer aus einander; er selbst aber begab sich mit 1200 Reitern nebst seinen Brüdern zu dem Herzoge von Zweibrücken, und nahm an dessen Zuge nach Frankreich gegen die catholische Partei der Guisen Antheil. Hier zeichnete er sich in mehreren Treffen und Belagerungen aus, kehrte aber, als der Feldzug unglücklich endigte, nach Deutschland zurück. In Frankreich hatte ihm der Admiral Coligny gerathen, Kaper gegen die Spanier auszurüsten und sich vorzüglich in Seeland und Holland festzusetzen, woraus ihn die Spanier schwerlich

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

würden vertreiben können. Diesen Rath befolgte der Prinz, und die Meergeusen — so nannte man jene Kaper — bemächtigten sich schon im J. 1572 der Stadt und des Hafens Briel auf der Insel Voorn, und eroberten alsdann auch Vließingen. Da zugleich Alba's Tyrannei immer ärger wurde und das Volk durch neue Auflagen erbitterte, so erklärten sich endlich mehrere Städte in Holland, Seeland, Oberyssel und Geldern öffentlich für den Prinzen von Oranien. Dieser fiel jetzt, um seinem zu Bergen im Hennegau von Alba belagerten Bruder Ludwig zu Hülfe zu kommen, mit 17,000 Mann in Brabant ein, wo ihm Mecheln und Löwen die Thore öffneten; allein die französischen Hülfsvölker, welche ihm Coligny schickte, wurden geschlagen, und er selbst konnte den Herzog von Alba, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zur Schlacht nöthigen. Daher zog er sich, nicht ohne Verlust, nach dem Rheine zurück, und entging kaum der Gefahr, von 1000 Spaniern, die des Nachts in sein Lager eingebrochen waren, aufgehoben zu werden. Ein Hündchen weckte ihn zur rechten Zeit, daß er seine Soldaten sammeln, und dem Feinde den Rückweg abschneiden konnte. Er ging hierauf nach Utrecht und Seeland, wo ihn die Meergeusen zu ihrem Admiral ernannt hatten. Im J. 1575 übertrugen ihm die Staaten von Holland auf die Dauer des Kriegs mit Spanien die Souverainetät und Oberherrschaft, welchem Beispiel Seeland, später auch Utrecht, Geldern und Oberyssel folgten. Dieser Übertrag ward 1581 erneuert. Auch huldigten die Staaten noch einige Tage früher, ehe sie ihren Abfall von Spanien öffentlich bekannt machten, (24 Juli) dem Prinzen, als ihrem Souverain, und schwuren ihm Gehorsam und Treue. Diese Oberherrschaft war indeß nur persönlich. Darum ward 1582 auch noch der Übertrag der erblichen Würde der alten Grafen von Holland, womit zugleich der Besitz der gräflichen Domänen verknüpft war, von den Staaten beschlossen, und von dem Prinzen förmlich angenommen, worauf die Staaten sich ihm als ihrer gesetzlichen Obrigkeit verpflichteten. Der edle Oranien verdiente dieses Vertrauen und diese Zeichen der Erkenntlichkeit. Schon im J. 1573 hatte er die Ausrüstung einer Flotte von 150 Segeln zu Vließingen betrieben. Diese Flotte blieb fortwährend den Spaniern überlegen, so daß man wohl sagen kann, die Holländer haben ihre Freiheit auf dem Meere erobert. Unterdessen hatte Alba Bergen genommen und mehrere Städte nach der tapfersten Gegenwehr wieder unterworfen; allein die Grausamkeit, mit der er die Einwohner behandelte, machte die übrigen nur um so entschloßner zur Vertheidigung. Dagegen eroberte der Prinz von Oranien Gertruidenburg und Middelburg, die Hauptstadt von Seeland, nachdem die Meergeusen die spanische Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zuñiga und Requesens dem Herzog von Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der mooker Heide (14. April 1575) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leyden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Darauf starb Zuñiga. Die spanischen Soldaten aber verübten zu Antwerpen und a. a. O. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtliche niederländische Provinzen, mit Ausnahme Luxemburgs, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Als

aber der neue Statthalter, Johann von Österreich, das ihnen bewilligte Friedensedict vom J. 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehrere Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Österreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gemblours (31. Jan. 1578) aufs neue in den sogenannten wallonischen Provinzen, welche eifrig catholisch waren, die Oberhand. Der neue Staathalter, Alexander Farnese von Parma, ein erfahrner und staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden, oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriednen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgeneigten Großen wieder in das spanische Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwischen den sieben nördlichen Provinzen durch die Union zu Utrecht (23. Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republick der vereinigten Niederlande (s. d. Art.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Cöln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, dem Herzog Franz von Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem König Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Cain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederländischen Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 250,000 Thlrn. auf seinen Kopf gesetzt. überdies sollten dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen seyn und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Die Stände gaben deßhalb ihrem Statthalter eine Leibwache, und der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter andern Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Unterdessen eroberte der Herzog von Parma mehrere Festungen, unter andern Breda. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog von Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf wurde der französische Prinz zum Herzog von Brabant ausgerufen (im März 1582), bei welcher Gelegenheit ihm der Prinz von Oranien den herzoglichen Hut aufsetzte, und den Eid, daß er nach dem Inhalte des Vergleichs regieren wolle, öffentlich abnahm. Dies geschah in Antwerpen, wo bald nachher der Prinz meuchelmörderisch angefallen wurde. Ein Spanier, Namens Jauregny, schoß nach ihm mit der Pistole, so daß die Kugel unter dem rechten Ohre hinein und zum linken Backen wieder herausfuhr und ihm einige Zähne ausschlug. Der Thäter wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergehauen. Der Prinz selbst hatte so viel Kraft, daß er eigenhändig an den Rath von Antwerpen wegen dieser Mordthat schrieb. Der Rath ordnete Fasttage an; das Volk betete in den Kirchen für die Erhaltung des Prinzen, und dankte eben so eifrig für seine endliche Wiederherstellung. Man zog noch zwei andere Mörder ein, welche vom Herzog von Parma Geld empfangen hatten, um den

Herzog von Anjou und den Prinzen von Oranien aus dem Wege zu räumen; einen Spanier, Nicolo Salzedo, und einen Italiener, Francesco Baza. Beide wurden überführt, jener in Paris von vier Pferden zerrissen, dieser tödtete sich selbst. Nach diesen Vorfällen gelüstete den Herzog von Anjou nach der unumschränkten Herrschaft. Er folgte ganz den Eingebungen einiger jungen leichtsinnigen Franzosen und achtete nicht auf den Rath des Prinzen von Oranien, dessen Ansehn ihm mißfiel. Allein seine Absicht, sich der wichtigsten Städte, wie Brügge und Antwerpen, mit Gewalt zu bemächtigen, ward durch die Bürger, welche die Franzosen, die in der Stadt die Thore den Franzosen vor derselben öffnen wollten, niederhieben, vereitelt, so daß er beschämt nach Frankreich zurückkehrte (8ten Januar 1583), wo er das Jahr darauf starb. Indeß hatte auch der Prinz von Oranien viele Feinde. Sie beschuldigten ihn, daß er mit den Franzosen in Verbindung stehe und tadelten seine vierte Vermählung mit Ludovica von Coligny. Eigentlich war es aber der Religionshaß der Wallonen, welcher den Anhang der Staaten und des Prinzen in Flandern verminderte. Er begab sich daher nach Delft, wo ihm seine Gemahlin den Prinzen Friedrich Heinrich (der 1647 starb) gebar. Doch hier ereilte ihn der Mord. Ein Burgunder, Balthasar Gerard, hatte sich unter dem Namen Franz Guyon und mit dem Vorgeben, daß er des reformirten Glaubens wegen aus Besançon habe entfliehen müssen, bei dem Prinzen eingeschlichen, und ihn durch die Frömmigkeit, mit welcher er dem Gottesdienste beiwohnte, so getäuscht, daß der Prinz ihn in seinen Angelegenheiten öfter verschickte. Als nun Oranien am 10. Juli 1584 in seinem Schlosse zu Delft von der Tafel aufgestanden war, um in ein andres Zimmer zu gehn, erschoß ihn der Mörder mit einer Pistole, die er mit drei Kugeln geladen hatte. Der Prinz sank neben seiner Gemahlin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, zur Erde und starb mit den Worten: „Herr, erbarme dich über meine Seele und über das arme Volk!" — Sein Mörder war nicht älter als 22 Jahr. Der Wahnsinn, durch solche That die Seligkeit zu verdienen, hatte ihn mehr noch als der hohe Preis zu diesem Verbrechen angetrieben. Er litt die Todesstrafe mit verstocktem Sinne und völliger Unempfindlichkeit. Im Verhör hatte er bekannt, daß ein Franciscaner von Tournai und ein Jesuit von Trier ihn durch das Versprechen der Seligkeit zu der That bewogen hätten, hierauf habe er sein Vorhaben dem Prinzen von Parma entdeckt, und dieser ihn an den Staatsrath d'Assouville gewiesen, um das Nöthige zu verabreden. — Wilhelm starb 52 Jahr alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohl gebildet, hatte castanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig und dachte viel; was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er ein Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenigen. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er ruhigen Gleichmuth, den Hindernissen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um

seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks, darum ging die Freiheit, welche er gegründet, nicht mit ihm unter, und der Name des großen Oranien lebt fort in der Geschichte der europäischen Menschheit. — Es giebt von ihm drei Lebensbeschreibungen in holländischer Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergl. m. Meursii Guilielmus Auriacus etc. Amstelod. 1638. fol. und Kluits Hist. d. holländ. Staatsregierung. Noch hat Wilhelm von Oranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm III., Erbstatthalter von Holland und König von England durch die Theorie des Staatsvertrags, und Ludwigs XIV. größter Gegner durch die von ihm in die europäische Staatskunst eingeführte Idee des politischen Gleichgewichts, wurde nach dem Tode seines Vaters Wilhelm II. von Nassau, Prinzen von Oranien, d. 14. Oct. 1650 geboren. Seine Mutter war Henriette Maria Stuart, Tochter des unglücklichen Carls I. Bei glücklichen Anlagen von dem berühmten Witt vortrefflich erzogen, gewann Prinz Wilhelm die Liebe des Volks, das ihn 1672, als Ludwig XIV. die Republik mit seinen Heeren überziehen wollte, zum General-Capitän der Union ernannte, und ihm die, vier Jahre vorher aufgehobene, Statthalterschaft übertrug. Entschlossen für die Vertheidigung des Vaterlandes in der letzten Schanze zu sterben, ließ er die Dämme durchstechen, täuschte durch eine geschickte Bewegung des Heeres die französischen Feldherrn, vereinigte sich mit der kaiserlichen Armee und zwang die Franzosen sich zurückzuziehn. Nun erhob sich die Partei des Hauses Oranien, und die Staaten von Holland, denen noch vier Provinzen sich anschlossen, erklärten (d. 2. Febr. 1674) die Statthalterschaft in dem Hause Oranien für erblich. Zwar verlor Wilhelm die Schlacht bei Senef, 1674, und die bei St. Omer im Jahr 1677; allein er wußte dessen ungeachtet den Feind aufzuhalten, und durch seine Staatskunst das Reich, Spanien und Brandenburg mit Holland so zu verbinden, daß der Friede schon 1678 zu Nimwegen zu Stande kam; doch gelang es ihm, der in die Ferne sah, nicht, den Abschluß von Separatverträgen zu verhindern. Wilhelms ganze Politik war gegen Ludwig XIV. gerichtet, den er auch persönlich haßte. Wie einst der erste Oranier Philipp dem II. gegenüberstand, so jetzt Wilhelm III. Ludwig dem XIV. Um die Herrschsucht dieses Monarchen in Schranken zu halten, stiftete er die Ligue von Augsburg (29. July 1686) zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland, wozu noch Dänemark und einige deutsche Fürsten traten. Vielleicht wollte er dadurch auch seine geheimen Plane in Ansehung Englands sicher stellen. Seine Gemahlin Maria Stuart (verm. seit 1677) war nämlich Jacobs II. von England Tochter und die Thronerbin. Unerwartet kam Jacobs zweite Gemahlin (1688 10. Juni) mit einem Prinzen nieder. Nun befürchtete der größte Theil des Parlaments und der Nation von dem bigotten Jacob die Einführung der catholischen Religion und den Umsturz der Verfassung. Auch behauptete das Gerücht, der Prinz sey untergeschoben. Also vereinigten sich in England die Episcopalen und Presbyterianer, um, von Holland unterstützt, der Maria die Thronfolge zu erhalten. Wilhelm insbesondere sah voraus, daß England durch seines Schwiegervaters Politik immer enger mit Frankreich sich verbinden würde; er schloß sich daher an die große Mehrheit der brittischen Nation an, und der Rathspensionär Fagel bewog die Generalstaaten, ihn zur Rettung der brittischen Freiheit und der protestantischen Religion mit Schiffen

und Truppen zu unterstützen. So landete Wilhelm plötzlich mit einer — angeblich gegen Frankreich ausgerüsteten — Flotte von 500 Segeln, und mit 14,000 M. Truppen zu Torbay d. 5. Nov. 1688. Sofort erklärte sich ein großer Theil des Adels für ihn; mit dem Adel gingen Jacobs Truppen nach und nach zu ihm über; dasselbe that Lord Churchil, nachmals Marlborough, und diesem folgte selbst Jacobs zweite Tochter Anna mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Georg von Dänemark. Des verlassenen Königs Vorschläge wurden nicht angenommen, er entfloh daher mit seiner Familie im December nach Frankreich, worauf Wilhelm in London seinen Einzug hielt. Er ließ jetzt auf den Rath der Pairs von beiden Parlamentskammern einen National-Convent berufen, um über den Zustand von England zu berathschlagen. Diese Versammlung erklärte, Jacob II. habe den Grundvertrag zwischen dem König und seinem Volke gebrochen, dadurch sey der Thron erledigt. Hierauf ward von ihr d. 13. Febr. 1689 Maria zur Königin und Wilhelm, ihr Gemahl, der inzwischen zur englischen Kirche sich bekannt hatte, zum König ernannt; doch sollte letzterer allein die Verwaltung führen. Zugleich bestimmte ein Gesetz (die Declaration oder Bill of rights, oder die deutlichere Festsetzung der alten unbestreitbaren Volksrechte) die Gränzen der königlichen Gewalt, und die Thronfolge; späterhin auch die Civilliste. Dies nennt man die Revolution von 1688. Schottland folgte Englands Beispiel; nur in Irland, wohin Ludwig XIV. Jacob II. mit einem Heere sandte, kämpfte die Mehrzahl der Catholiken für den abgesetzten legitimen König. Aber der Sieg, den Wilhelm (1. Juli 1690) am Boynefluß über Jacobs Heer, und ein zweiter, den sein General Ginkel (13. Juli 1691) bei Aghrim erkämpfte, so wie die Milde, mit welcher Wilhelm die besiegte Partei behandelte, gaben ihm auch die Krone von Irland. Wilhelm ward in jener Schlacht verwundet; allein er ließ sich an der Spitze seiner Truppen verbinden, und focht zu Pferde, bis die Schlacht gewonnen war. In dem Kriege auf dem festen Lande war er weniger glücklich. Bei Steenkerken entriß ihm 1692 der Marschall von Luxemburg den Sieg; derselbe schlug ihn 1693 bei Neerwinden; allein immer wußte Wilhelm durch geschickte Rückzüge und Märsche den Franzosen die Früchte ihrer Siege wieder zu entreißen. Er nahm sogar, im Angesichte der stärkern feindlichen Armee, Namur 1693. Endlich mußte ihn Ludwig im Frieden zu Ryßwick 1697 als König von England anerkennen. Damals drang das Parlament auf die Entlassung fast der ganzen Armee, weil ein stehendes Heer ihm mit der Sicherheit der Landes-Constitution unverträglich schien. Bald darauf wurde das Testament Carls II. von Spanien, der Ludwigs XIV. Enkel zum Erben seiner Monarchie eingesetzt hatte, die Wilhelm zu Gunsten Österreichs, des Gleichgewichts wegen getheilt wissen wollte, die Veranlassung, daß Wilhelm, da er nicht zugeben konnte, daß Belgien von Frankreichs Politik abhängig würde, in der großen Allianz zu Haag (d. 7. Septbr. 1701) ganz Europa gegen Ludwig XIV. bewaffnete. Er hatte sich deßhalb bereits Ende Juni 1701 nach Holland begeben. Ungeachtet er schon damals den Tod in seiner Brust fühlte und nicht laut mehr sprechen konnte, bereitete er dennoch, umgeben von Staatsmännern und Generalen, mit seinem gewöhnlichen Scharfblick alles vor zur Eröffnung des Feldzugs. Da nun überdies noch Ludwig XIV., nach Jacobs II. Tode, dessen Sohn Jacob III. als König von England ausrufen ließ, so ward es Wilhem III,

leicht, das dadurch beleidigte Parlament zu bewegen, daß England der Allianz mit Holland, dem Kaiser, Dänemark und Schweden beitrat, und die Ausrüstung von 40,000 Soldaten nebst 4000 Matrosen bewilligte. Mitten unter diesen Entwürfen brach Wilhelm bei einem Falle mit dem Pferde das Schlüsselbein; statt sich ruhig zu verhalten, setzte er sich, um die Geschäfte an Ort und Stelle zu leiten, in einen Wagen; der Verband ging los, und er starb an den Folgen jenes Unfalls (d. 16. März 1702) in einem Alter von 52 Jahren. (Seine Gemahlin Maria war schon 1695 kinderlos gestorben). Mit ihm erlosch die Erbstatthalterwürde der fünf Provinzen; und die oranische Erbschaft wurde zwischen Preußen und Wilhelms nächstem Vetter und Testamentserben, dem Fürsten von Nassau-Dietz, Erbstatthalter von Friesland und Statthalter von Gröningen, Joh. Wilh. Friso, von welchem der jetzige König der Niederlande abstammt, getheilt. — England dankt dem staatsklugen Wilhelm III. seine Nationalbank (1694), die Grundlage seines Credits, durch die Fundirung der Zinsen ohne die Verpflichtung zur Rückzahlung des an jeden Dritten transportabeln Capitals, so wie seine Preßfreiheit (1694), und die Stiftung der neuen ostindischen Compagnie (1698); das Haus Hannover dankt ihm seine Erhebung auf den englischen Thron (durch die Acte vom 12. Juni 1701). Gleichwohl hat ihm die Nation kein Denkmal errichtet. Er mißfiel den Britten wegen seines stolzen, strengen und phlegmatischen Äußern, unter welchem er Ruhm- und Herrschsucht verbarg. Aus Verdruß über jene Abneigung, die durch den Einfluß der Torys so weit ging, daß er seine holländische Garde und die von ihm in Sold genommenen Regimenter von französischen Flüchtlingen abdanken mußte, wollte er die Regierung niederlegen, wovon ihn seine Minister und Freunde nur mit Mühe zurückhielten. Das System der brittischen Continentalpolitik — eine Folge der Handelseifersucht und der Rivalität mit Frankreich — ward durch Wilhelm zuerst begründet, damit aber auch das Subsidien- und Anleihesystem, und die Nationalschuld. Um die Stimmenmehrheit im Parlamente zu erhalten, bediente er sich wohl auch der Bestechung. Übrigens regierte er constitutionell im Sinne der Freiheit und des toleranten Protestantismus; so wie dem wahren — von den Stuarts bisher ganz aus den Augen gesetzten — Nationalinteresse gemäß; daher waren die Whigs jetzt die Ministerialpartei, und das brittische Unterhaus erhielt seitdem seine politische Bedeutung. Auch in den Niederlanden bildete Wilhelm III. eine Schule großer Staatsmänner, wie Fagel und Heinsius waren. Mit Staats- und Kriegsgeschäften überhäuft, hatte er weder Muße noch Neigung zur Literatur und Kunst. Im Gespräch ernst, kalt und durch sein holländisches Phlegma zurückstoßend, wußte er die Herzen nicht zu gewinnen; allein im Handeln war er mit einem durchdringenden Blicke, rasch und thätig, in der Gefahr unerschrocken, bei Hindernissen unbeweglich, im Kriege tapfer ohne Ruhmredigkeit; bei einem schwächlichen Körper scheute er keine Beschwerde, auch wenn sie über seine Kräfte ging. Dadurch erwarb er sich die Achtung und die Bewunderung aller Männer von Verstand. So sehr er den Ruhm liebte, so sehr haßte er Schmeichelei und Prunk. Er besaß kriegerischen Ehrgeiz und Sinn für Größe, kannte aber weder die Freuden der Herrschaft, noch die der Humanität. Man hat von diesem König noch keine seiner würdige Biographie. Vergl. d. Art **Jacob I.**, **England** und **Marlborough**. K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geboren im Haag d. 24. August 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter (st. 9. Apr. 1806), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm von Oranien (s. d. A.). Seiner Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, dankt er seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (1747), hatte die vier Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zusammen an seine, die Dietzsche, Linie gebracht. Der holländische Schriftsteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und der General von Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, war sein Führer. Im Jahre 1788 machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland, und blieb eine Zeit lang zu Berlin an dem Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Luise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländischen Landmacht verdient; allein der innere Zwiespalt, indem die 1787 durch preußische Waffen unterdrückten Patrioten dem Hause Oranien ins geheim entgegenwirkten, verhinderte vieles. Jene hatten sich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um sich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1sten Februar 1793 an den Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländische Brabant; doch befreite es der Erbprinz — der den Oberbefehl über die holländischen Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenossen gestoßen war — in Folge des Sieges bei Neerwinden, den der kaiserl. Feldmarschall, Prinz von Coburg, über Dumouriez den 18. März erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die französische Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern ab. Allein am 13. September ward er in seiner Stellung zwischen Menin und Werwick von dem Feinde mit solcher Übermacht angegriffen, daß er, da der österr. General Kray zu spät eintraf, und das Heer unter Beaulieu (weil es noch nicht abgekocht hatte) ganz ausblieb, nach dem tapfersten Widerstande, in welchem Prinz Friedrich, sein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, verwundet wurde, sich mit Verlust hinter die Schelde zurückziehen mußte. Im Feldzuge 1794 eroberte der Erbprinz Landrecies. Hierauf warf er an der Spitze eines niederländisch-österreichischen Heeres den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht am 26. Juni, als er schon mit dem rechten Flügel siegreich vorgedrungen war, mußte er, weil die Franzosen Charleroi erstürmt und den linken Flügel bei Fleurus geschlagen hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Coburg, sich ebenfalls zurückziehn. Hierauf wichen (21. Juli) die Österreicher vor Pichegru und Jourdan bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb bei seinem geschwächten Heere nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York, die Gränzen der Republik zu decken. Allein die Festungen fielen und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, so das Pichegru schon den 17. Januar 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbstatthalter sah sich außer Stand, die von ihren Bundesgenossen

verlassene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher d. 16. Januar ihre Befehlshaberstellen nieder, und Wilhelm V. schiffte sich den 18. und 19. mit seiner Familie und einigen Getreuen zu Scheveningen auf 19 elenden Fischerpinken nach England ein. Hier ward dem unglücklichen Fürstenhause Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt; allein die beiden Brüder gingen bald wieder auf das feste Land zurück, um eine Schaar ausgewanderter Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen. Doch nach dem Basler Frieden zerstreute sich dieses kleine Heer. Prinz Friedrich trat in österreichische Dienste, und starb zu Pavia 1799. Der Erbprinz begab sich mit seiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse des mit Frankreich befreundeten preußischen Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Übrigens beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, mit den Wissenschaften und mit der Verbesserung seiner in der Gegend von Posen vom Fürsten Jablonowsky erkauften Herrschaften, wohin er Colonisten zog, und auf welchen er die Leibeigenschaft aufhob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schlesien. Da sein Vater inzwischen die durch den Reichsdeputationsschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten u. a. O. m., an seinen Sohn, den Erbprinzen, den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, so nahm dieser davon am Ende des Jahrs Besitz, und wohnte seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. In seinen neuen Staaten stellte er nach Beseitigung fast endloser Hindernisse, durch eigne Thätigkeit, mittelst einer sparsamen und einfachen Verwaltung und besonnenen Abschaffung vieler Mißbräuche, ohne rasche Neuerungen, einen gut geordneten Zustand wieder her. Sein Rechtssinn und die Humanität, mit welcher er Diener und Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, behandelte, erwarben ihm die Liebe seines Volks. Unter mehrern Verbesserungen müssen vorzüglich die an die Stelle der unbrauchbaren Universität zu Fulda von Meißner (aus Prag) und Gierig neu eingerichtete höhere Schulanstalt (Lyceum) und die Stiftung eines Landkrankenhauses genannt werden, wozu der Fürst die Fonds von zwei eingezogenen Klöstern verwandte. Nach dem Tode seines Vaters (9. Apr. 1806) übernahm der Fürst die Regierung seiner nassauischen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen Winke, zu dem Rheinbunde zu treten (dessen Bildung, ohne Preußens Vorwissen, Lucchesini und Haugwitz für unmöglich hielten), im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten nicht beachtete, verlor er die Hoheit über die oranischen Lande, welche seine Stammvettern Nassau-Usingen und Weilburg, und Murat, Großherzog von Berg, erhielten. Die Oberherrschaft über das schöne Weingarten hatte sich der neue König von Würtemberg von Napoleon erbeten. Auch Fulda sollte er verlieren, wenn er nicht zu jenem Bunde träte, in welchem Falle er Vergrößerung (durch Würzburg) hoffen durfte. Allein der Fürst beschloß: es sey besser mit Ehren zu fallen, als den Namen Oraniens durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch — dafür erkannte er den Rheinbund schon damals — zu schänden. Alle Anträge von Nassau, von Murat u. A. wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürst im August 1806 nach Berlin, wo er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieutenant, späterhin im Septbr. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preußischen Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarschall Möllen-

dorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthlose Greis abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er sich bei seiner Gemahlin im Preußischen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, so wie den Churfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig, seiner Länder für verlustig, und Fulda mußte schon den 27. Octbr. dem französischen Kaiser huldigen; Corvey, Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg wurden 1807 dem K. Westphalen und Grh. Berg einverleibt. Selbst die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domainen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur Bayern that dies nicht, und die andern rheinischen Bundesfürsten versprachen wenigstens den reinen Überschuß an den beraubten Fürsten auszahlen zu lassen. Dieser war unterdessen mit seiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichsel sich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur seine Gemahlin, die krank war, durfte daselbst wohnen. Er selbst mußte über die Oder zurück und begab sich nach Pillau. Im Frieden zu Tilsit ward seiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Besitz seiner Güter im Herzogthume Warschau. Er lebte aufs neue ganz den Wissenschaften und seiner Familie in Berlin, wo sein ältester Prinz in der Militärakademie erzogen wurde. Dieser ging dann nach England, wo er unter Wellington in Spanien durch Muth sich auszeichnete. Im Kriege Frankreichs mit Österreich 1809 begab sich der Fürst mit seinem Jugendgefährten und stetem Begleiter, Fagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Carl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdessen hatte das Unglück der holländischen Nation die Sehnsucht nach der Rückkehr des Hauses Oranien immer mehr genährt. Mehrere einflußreiche Männer (Hogendorp, v. d. Duyn Limburg Stirum, Hoop Driel, Jonge u. A. m.) bereiteten Alles vor, wenn günstige Ereignisse eintreten sollten. Als nun Napoleon bei Leipzig geschlagen war, arbeiteten jene in Amsterdam, Haag, Rotterdam, Zwolle u. a. a. O. an der Wiederherstellung des Hauses Oranien. Wilhelm Friedrich, davon unterrichtet, begab sich nach England, um mit der brittischen Regierung Maaßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Hierauf brach, als die Sieger von Leipzig den Gränzen Hollands nahten, der Aufstand des Volks in Amsterdam aus (d. 15. und 16. Nov.); und mitten unter französischen Kriegshaufen erklärte sich den 17. auch der Haag für den Prinzen, in dessen Namen der Graf Limburg Stirum an die Spitze der Zwischenregierung trat. Auf die davon erhaltene Kunde schiffte sich der Fürst ein, und landete den 29. Nov. bei Scheveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel im Haag d. 30. und d. 2. Dec. in Amsterdam, wo die Commissarien des provisorischen Gouvernements, Kemper und Scholten, am 1. Dec. die widersprechende Proclamation: Niederland ist frei, und Wilhelm I. der souveraine Fürst dieses freien Landes! ohne dazu von der Nation bevollmächtigt zu seyn, erlassen hatten. Der Fürst willigte nur widerstrebend ein, und erklärte, daß eine Staatsverfassung die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürgen und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicher stellen müsse. Noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Lager standen. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beschleunigte die Bewaffnung des Volks, und übertrug einer Commission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das den 29. März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen

und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende des J. 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der Wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde unter dem Namen Wilhelm I. zum König der Niederlande und zum Großherzog von Luxemburg den 16. März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte seine treuen Stammländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das seit dem 22. Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Festigkeit und freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Der von ihm 1815 einer Commission aufgetragene Entwurf einer allgemeinen niederländischen Gesetzgebung wurde 1819 vollendet, und theilweise der Versammlung der Generalstaaten zur Prüfung vorgelegt. Den 21. Juni 1816 ist er dem heiligen Bund beigetreten. Im J. 1814 wurde er österreichischer Feldmarschall, stiftete den niederländ. Wilhelms-Militärverdienst- und im J. 1815 den Civilverdienstorden des belgischen Löwen. Er residirt abwechselnd in Brüssel und im Haag, lebt einfach, wie ein Privatmann, ist als König seinen Unterthanen zugänglich, und überhaupt mehr Regent als Kriegsmann. Ungeachtet die Mehrzahl der Holländer altoranisch, mithin antimonarchisch ist, wird er gleichwohl von der Nation schon um seiner Persönlichkeit willen geachtet. Vergl. die interessante Biographie dieses Monarchen von seinem ehemaligen Staatsdiener, dem verdienstvollen J. v. Arnoldi, in den Zeitgenossen, Nr. VI. Leipzig 1817, und d. Art. Niederlande. K.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Gesetzgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche Jahrhunderte lang darin herrschte, war der uneheliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den dieser mit einem Landmädchen Arlotte im J. 1016 zeugte. Die Liebe zu dieser bewog den Herzog, der zwei erwachsene Söhne hatte, ihm bei dem Tode sein Land zu überlassen, und ihm, da Wilhelm erst 9 Jahr alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebst einigen andern großen Vasallen Frankreichs vorzusetzen. Da indessen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so fehlte nur wenig daran, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich über den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm dies zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelms, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von England, ein naher Verwandter Wilhelms, und durch ihn auf dem Throne erhalten, von dem ihn die Dänen oft hatten vertreiben wollen. Aus Dankbarkeit hatte er Wilhelm die Thronfolge in England zugesichert, da er ohne Kinder war, allein nach seinem Tode setzte sich die Krone ein Engländer, Namens Harold auf, der sie nur für Wilhelm in Besitz zu nehmen eidlich versprochen hatte. Wilhelm machte sogleich Anstalten, diese Untreue zu rächen, und rüstete nicht allein eine Flotte und ein Heer von 50,000 Mann aus, sondern verband sich auch mit dem Beherrscher von Norwegen, und erbot sich gegen den Papst, das Reich von ihm in Lehn zu nehmen. Harold schlug zwar die Norweger aufs Haupt, aber

Wilhelm setzte mit 1000 Schiffen über den Canal und rückte sogleich bis nach Hastings, einem unbedeutenden Städtchen, vor, wo er in einem verschanzten Lager mit Harold nochmals Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber in nichts auflös'ten. Die Waffen mußten allein entscheiden, und es kam zu der furchtbaren Schlacht bei Hastings am 14. Oct. 1066, die sich nach dem blutigsten Kampfe mit einer fürchterlichen Niederlage der Engländer und dem Tode Harolds endigte, den ein Pfeil ins Auge traf. Zwei seiner Brüder sanken an seiner Seite. Die Engländer demüthigten sich überall vor ihm. Zum Weihnachtsfeste ward er bereits in London gekrönt. Die strengsten Maaßregeln auf der einen, Gerechtigkeit auf der andern Seite sicherten ihm den Thron, und es finden sich wenige Spuren, daß man Miene gemacht hätte, seine Herrschaft zu untergraben. Da die Normandie ein Lehn von Frankreich war, und ein Vasall keine Eroberungen sich zueignen konnte, als in so fern sie mit seinem Lehen eins wurden; so entspann sich daraus ein unangenehmes Verhältniß zwischen England und Frankreich, in Folge dessen das Letztere fortwährend behauptete, England sey ihm lehnspflichtig, und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast unter jedem Regenten wiederholt wurde. Die große Nationalfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen schreibt sich aus jenen Tagen her, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. Wilhelms Einfluß auf England ist zum Theil noch jetzt nicht ganz verloschen. Der Tower ist von ihm angelegt worden, um London stets in Zaum zu halten; die Überreste der französischen Sprache in der Anrede an den König und in öffentlichen Vorträgen schreiben sich von ihm her, der die französische Sprache zur Hofsprache machte. Wilhelm starb übrigens während eines Krieges gegen Frankreich, 71 Jahr alt, im J. 1087, und hatte er viel Abenteuer im Leben bestanden, so waren die nach dem Tode nicht geringer. Denn alle Großen und Vasallen eilten vom Leichnam fort, alle Diener raubten im Palaste, was sie konnten, der Leichnam lag mehrere Stunden verlassen nackend da, und als sich endlich der Erzbischof von Rouen desselben annahm, und ihn nach Caen transportiren ließ, trieb eine plötzlich in der Stadt entstehende Feuersbrunst alles aus einander, und kaum brachten ihn einige Mönche zur Gruft. Hier protestirte ein Unglücklicher, auf dessen Grund und Boden Wilhelm die Kirche hatte bauen lassen, wo er sollte begraben werden, gegen dies Begräbniß, und man mußte erst diesen Schreier beseitigen. In der Gruft sollte den Leichnam ein großer steinerner Sarg aufnehmen. Er war jedoch zu eng, und als man den Körper gewaltsam hineinpreßte, sprangen die Eingeweide des dicken und fetten Körpers durch die Bauchdecken, und ihr Gestank vertrieb alles. Noch nach 450 Jahren wurden bei einer Plünderung der Stadt Caen seine Gebeine aus der Gruft gerissen, weil man darin große Schätze zu finden wähnte. *r.

Wilhelm, König von Würtemberg, ist zu Lüben, einem Städtchen in Schlesien, am 27. Sept. 1781 beboren. Sein Vater war König Friedrich I. von Würtemberg, damals preußischer Generalmajor und Chef eines Dragonerregiments, mit welchem er zu Lüben in Garnison lag; seine Mutter die braunschweigische Prinzessin Auguste Caroline Friederike Luise, vermählt seit dem 27. Oct. 1780. Sein vollständiger Name ist Friedrich Wilhelm Carl. Er war das älteste unter vier Kindern, von welchen außer ihm noch zwei am Leben sind, Paul, Prinz von Würtemberg, und Catha-

rina, Gemahlin des Fürsten Jerome (Napoleon) von Montfort, gewesenen Königs von Westphalen. Manches nicht angenehme Ereigniß umwölkte seine frühere Jugend. Schon als Kind und Knabe, gerade in dem Alter, in welchem der Mensch so gern seine Heimath liebgewinnt, führten ihn die besondern Verhältnisse seiner Familie aus einem Lande Europa's in das andre; von Schlesien nach Rußland, von Rußland in die Schweiz, dann nach Deutschland an den Rhein, endlich 1790 nach Würtemberg, wo der Aufenthalt nun bleibend wurde. Öfters war er während dieser Zeit, bald länger, bald kürzer, vom Vater wie von der Mutter getrennt und unter fremden Augen. Sein siebenter Geburtstag war der Sterbetag seiner Mutter. Schon in die frühere Erziehung griff sein Vater selten auf wohlthätige Weise ein. Noch ungünstiger zeigte sich dieser Einfluß, als mit dem festen Aufenthalt in Würtemberg die ernstere Erziehung des Prinzen ihren Anfang nahm; nicht als ob es Friedrich Wilhelm, seinem Vater, an warmer, herzlicher Liebe zu seinen Kindern gefehlt hätte; er liebte sie, er wünschte sie an Herz und Geist gebildet, er gab ihnen treffliche Männer zu Hofmeistern und Lehrern; allein er hielt sich an den Grundsatz der nachsichtslosen Strenge, in welchen die ältere Erziehungskunst ihre höchste Weisheit zu setzen pflegte, der aber, wenn er auch den Zögling nicht geradezu am Charakter verderbt, was so oft der Fall seyn wird, ihm den heitersten Theil des Lebens wenigstens in ein freudenloses Daseyn verwandelt. So, wie dieser Grundsatz vom Vater des Prinzen geübt wurde, war er in Wahrheit furchtbar, weil Friedrich auch im Kreis seiner Familie zu reizbar, und weit entfernt von der zur Erziehung gehörigen Ruhe war, und seine Leidenschaft, wenn sie sich einmal erhoben hatte, in ihrem Ungestüm weder Ziel noch Maaß hielt. Unter solchen Umständen mußte es für die Erzieher seiner Söhne bald nothwendige Maxime werden, ihn, so viel es seyn konte, von aller Einmischung fern zu halten, und ohne ihn, nach ihrem eigenen besten Wissen, an der Erziehung derselben zu arbeiten. Öffentlich hat König Wilhelm anerkannt, welche Verdienste sein erster Lehrer und Bildner, der nunmehrige Justiz-Präsident D. von Gros, in diesem Zeitraume um ihn sich erworben habe. In dankbarer Erinnerung daran hat er ihn von Erlangen, wo er Professor der Rechte war, ins Vaterland zurückberufen, und ihm einen ausgezeichneten Posten anvertraut. Der ruhige Fortgang der Bildung, so wie der Aufenthalt in Würtemberg selbst, das erst eigentlicher sein Vaterland geworden war, nachdem Friedrich Eugen, sein Großvater, die Regierung des Herzogthums angetreten hatte, erlitt zweimal widrige Störungen durch franz. Einfälle. 1796 und 1799 mußte er mit der übrigen würtembergischen Familie das Vaterland verlassen. Während der letzten Entfernung, 1800, begab er sich auf einige Zeit als Freiwilliger zur österreichischen Armee unter Erzherzog Johann. Er focht die Schlacht von Hohenlinden mit, und gab als Jüngling von 17 Jahren die ersten Beweise von jener Unerschrockenheit und Gefahrverachtung, welche man später an dem Mann bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein und mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn zu halten und zurückzubringen. Schon im December 1797 hatte der Vater des Prinzen die Regierung des Herzogthums angetreten, und er selbst führte von nun an den Titel des Erbprinzen. Der Vater, wie es einmal seine Art war, wollte ihn, auch als er bereits zum Jüngling herangewachsen war, in derselben unbedingten Abhängigkeit erhalten, welche ihm

schon früher hatte beschwerlich fallen müssen. Da erkannte der Sohn, daß Friede zwischen ihnen Beiden in solcher Lage unmöglich seyn möchte; er beschloß, vom Hofe sich zu entfernen, und trat 1803 eine langdauernde Reise durch mehrere der bedeutendern Länder Europa's an. Dem Aufenthalt in der ehemaligen Kaiserstadt der Deutschen und der Betrachtung ihrer Merkwürdigkeiten ward sofort längere Zeit gewidmet; dann wurde ein Theil von Deutschland und Frankreich durchreis't, und das Wesen des neuen Hofs zu Paris in der Nähe gesehen, auch beobachtet, was sonst Unerhörtes damals dort vorging. Mehr als andere Länder zog den Prinzen das herrliche Italien mit seinen schönen, kunstvollen Städten an. In mehreren derselben hielt ihn sein Interesse für Geschichte, Kunst und Natur länger fest, als dies bei den meisten Reisenden der Fall zu seyn pflegt. 1806 kam er nach dreijähriger Abwesenheit ins Vaterland zurück, nachdem bereits sein Vater die Würde eines Königs von Würtemberg angenommen hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis 1812 mit wenigen Freunden zu Stuttgart. Kein glänzendes Fest wurde in seinem Palaste gefeiert, nicht prunkvolle Aufzüge begleiteten sein Erscheinen. Wenn er zu Pferde saß oder im Wagen fuhr, unterschieden ihn nur seine ausgewählten Pferde vom gewöhnlichen Edelmann; noch öfter sah man ihn im Kleide des einfachen Bürgers, von den Meisten unerkannt, allein durch die Straßen gehen, oder seinen Gang auf das Feld machen. Ein großer Theil seiner Zeit war dem Lesen gewidmet, manche Stunde dem Leben in der freien Natur; im Sommer hielt er sich öfters einzelne Tage, hier und da eine ganze Woche, in Scharnhausen auf, einem freundlichen Landsitz unweit Stuttgart, den er sich nicht prächtig, aber geschmackvoll eingerichtet hatte. Dann gehörte auch die Jagd unter seine Beschäftigungen, aber nur in so fern sie mit körperlicher Anstrengung verbunden war. Er verfolgte das Wild zu Fuß, und die wenigen Landleute, die er dabei beschäftigte, und die ihm Frohndienst zu leisten verpflichtet waren, erhielten von ihm ihren Taglohn. Abstechend war die ungesuchte Einfachheit des Sohns gegen den Herrenglanz des Vaters; sie war diesem anstößig, ihm der Prunk desselben beschwerlich. Kaum wurde diese Lebensweise seit 1808 in etwas geändert durch seine von jenen Zeitverhältnissen herbeigeführte Verbindung mit der edlen Prinzessin Charlotte von Bayern (nunmehrigen Kaiserin von Österreich), sie dauerte 7 Jahre, und lös'te sich 1815, da die Verhältnisse indeß durchaus anders geworden waren, durch Einverständniß Beider. Bereits in jener Periode lastete die unumschränkte Regierung des Königs Friedrich schwer auf Würtemberg. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen aller Würtemberger in stiller Sehnsucht auf den Kronprinzen; er war, wie wenige Fürsten, vor dem Antritt ihrer Regierung die Freude und die Hoffnung seines Vaterlandes. Nur das Volk hoffte bessere Zeiten von seiner Milde und Menschlichkeit. Viele erwarteten, daß er schon jetzt eine kräftige Stimme gegen so manches Unziemliche erheben möchte, allein der Kronprinz hatte, seit seiner Rückkehr ins Vaterland, den unabänderlichen Entschluß gefaßt, mit seinem Vater, so viel an ihm wäre, in friedlichem Verhältniß zu bleiben; er hielt sich als Sohn und Unterthan nicht befugt zum Einsprechen in das Thun und Lassen des Königs; und wie, wenn er auch schon die Fruchtlosigkeit davon voraussah? Aber in der Stille beobachtete und bemerkte er; mancher Landmann, den er auf seinen einsamen Spaziergängen ansprach, hat, ohne zu wissen, mit wem er sprach, ihm seine Noth geklagt; in der Stille sammelte er sich Kennt-

niß von den Bedürfnissen und Gebrechen des Vaterlandes. So lebte er bis 1812, in welchem Jahre der französische Kaiser jenen furchtbar abenteuerlichen Heereszug gegen Rußland begann. Auch 15,000 Würtemberger brachen mit dem übrigen Süden auf, und der Kronprinz stellte, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich an ihre Spitze. Leicht hätte es ein Ungewitter von Frankreich aus über Land und Familie herbeiziehen mögen, wenn er, der Erbe des Reichs, durch fortgesetztes Fernbleiben immer mehr der Abneigung gegen das Napoleonische Gewaltsystem verdächtig geworden wäre. Bald nach dem Einrücken ins russische Gebiet befiel aber den Prinzen eine gefährliche Krankheit; er mußte in Wilna zurückbleiben. Beängstigende Nachrichten von dem Zustande seiner Gesundheit verbreiteten sich im Vaterlande. Wie athmeten die hoffenden Vaterlandsfreunde so viel leichter, als es hieß, er habe endlich den Heimweg antreten können; er nähere sich wieder, wenn auch nur in kleinen Tagereisen! Das noch nicht Vollendete seiner Wiedergenesung sprach ihn 1813 von allem Antheil am Krieg für Frankreich frei; hingegen erhob er sich am Ende dieses Jahrs, dem Drang seines Herzens folgend, in neuer Kraft gegen die jenseitige Gewaltherrschaft. Auch sein Vater war endlich, nach der Catastrophe bei Leipzig, den verbündeten Mächten beigetreten. Ihr Wille bestimmte dem Sohn die Anführung einer von den Abtheilungen der großen Heeresmasse, welche sich mit dem kommenden Jahr nach Frankreich werfen sollte. Sie bestand hauptsächlich aus dem sehr zahlreichen würtemberg. Contingent, an welches sich mehrere Regimenter der Kaiser von Österreich und Rußland anschlossen. Bekannt ist, wie der stets furchtlose Kronprinz ausgezeichnetes Feldherrntalent entwickelte, und sich Heldenruhm und Verdienste um die allgemeine Sache des der Entjochung bedürftigen Europa erwarb. Immer muthig mitwirkend war der Kronprinz bei Epinay, Brienne, Sens, wo das noch ängstlich bange Europa allmählig Muth faßte. Wer erinnert sich nicht, daß der von seinen Truppen trefflich unterstützte Anführer bei Montereau den fünffach überlegenen Napoleon den ganzen Tag lang aufhielt, und mit Aufopferung edlen Blutes und eigener Gefahr glücklich den Rückzug der Verbündeten deckte? wie er mit ihnen in den Tagen des März gegen Paris selbst vordrang, und das Schwierigste überwand? Nicht nur die Würtemberger, als seine Landsleute, begeisterte das Beispiel des Prinzen; auch die Fremden, die er befehligte, fühlten sich dadurch fortgetrieben und hingerissen; und wenn er seine Krieger zu Sieg und Ruhm führte, und für die Würtemberger namentlich auch den Ruf guter Mannszucht herstellte, so verdankt er selbst es ihrer Tapferkeit und ihrer begeisterten Liebe und Treue, daß manche persönliche Gefahr, in welche ihn sein Eifer und seine Furchtlosigkeit hineinriß, ohne nachtheilige Folgen an ihm vorüberging. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen (mehr bedurfte es zu seiner Bezeichnung nicht) hochgefeiert. Schneller und geräuschloser ging der zweite Zug nach Frankreich 1815 vorüber, wobei er wieder einen bedeutenden Heerhaufen anführte. Die einzige Schlacht bei Waterloo entschied; aber auch das kräftige Zurückwerfen des Generals Rapp nach Straßburg, welches durch ihn vollbracht wurde, gehörte, ungeachtet der unerwarteten Hindernisse bei Suffelweihersheim, unter die bedeutendern Waffenthaten des Feldzugs. Jedoch nicht blos mit dem Lorbeerkranz schmückten diese Kriege das Haupt des Helden; sie verflochten damit auch das Myrthenreis der beglückenden Liebe. In diesen Tagen der

allgemeinen Bewegung der Fürsten und Völker geschah es, daß er Catharina Paulowna, die Großfürstin von Rußland, kennen lernte, welche Gefährtin und Beglückerin seines Lebens und Mutter des würtembergischen Volkes werden sollte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich zu Paris und London, und zu Wien, als die mächtigsten Herrscher Europa's daselbst beisammen waren, ward der Bund beider Herzen vollendet. Die Vermählung geschah zu Petersburg am 24. Januar 1816. Daß der junge Fürst sich glücklich fühlte, sah alle Welt, als er im April an der Seite seiner Gemahlin nach Würtemberg zurückkehrte. Wo er früher allein und einsam gegangen war, hatte er jetzt seine unzertrennliche Begleiterin; sie, einfach wie er selbst, war fähig, seine einfachen Freuden mit ihm zu theilen; sie gewährte ihm bald die beglückende Vater-Hoffnung. (Leider ward ihm 1819 durch den Tod dieser trefflichen Fürstin das Glück, das er in ihrem Besitz fand, geraubt.) Nun aber riefen Regentenpflichten ihn in eine höhere Stellung, wo es schwer wird, die vorher gemachten Erfahrungen anzuwenden, noch schwerer, auch fernerhin aus der umwölkten Höhe herab das Wahre zu sehen und der guten Vorsätze Kraft zu bewähren. König Friedrich starb unerwartet schnell am 30. Octbr. 1816; Wilhelm sah nicht den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung, welcher in einen Zeitpunkt fiel, wo das Land überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnete der erklärte Wille, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks gewissenhaft zu befördern. Zwar wurden Personen nicht zur Verantwortung gezogen, an welchen ganz Würtemberg so gern strenges Recht ausgeübt gesehen hätte. Der nunmehrige Regent glaubte, besser eine ausgedehntere Amnestie zu gewähren; denn sie hatten auch ihn beleidigt; er schien es dem Andenken seines Vaters schuldig zu seyn. Nicht nur mit Schonung, auch im vollen Genuß des gemachten Gewinns ungestört und auf Ehrenwegen wurden sie entfernt, aber unschädlich gemacht. Warnungszeichen sind dies freilich nicht für andere, welche den Fürstendienst mißbrauchen wollen. Dagegen nahm er einige harte und beschwerliche Verordnungen der frühern Regierung zurück; er erleichterte Lasten des Volks; er beschränkte vor allem sich selbst in seinem Aufwand; er gab seinem Hof eine Einrichtung, welche fern von Kargheit, wie von übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren Statt gefunden hatten, unmöglich machen sollte, man weiß nicht, ob auch wirklich verhütet. Aus allen Gegenden des Landes strömten in den ersten Monaten seiner Regierung Viele vor seinem Palast zusammen, die bei ihm unmittelbar Hülfe suchten. Was jetzt, nachdem man am Schluß der vorigen Regierung sogar noch Korn hatte ausführen, und von den Naturalien der Kammer oder Staatscasse um hohe Preise verkaufen lassen, durch ferne Einkäufe möglich war, that er, um der Noth zu steuern, welche durch den Mißwachs und die Theurung des Jahrs auf dem Königreich lastete. Wohlthätig wirkten die Armenvereine, die aller Orte auf Veranlassung seiner Gemahlin gestiftet wurden, und unter ihrer obersten Leitung standen. Das wichtigste war, das vereinte Land durch eine Staatsverfassung zu beruhigen, die unserer Zeit und den besondern Verhältnissen Würtembergs angemessen, und den Zwecken des Staats überhaupt entsprechend wäre. Er hatte es unter seinem Vater als Kronprinz wenigstens nie gemißbilligt, daß sich die Würtemberger statt der Sache, um welche es zu thun war, nicht eine bloße leere Form und nicht das Zurückschieben der vertragsrechtlichen Ansprüche, welche das mit den

incorporirten Acquisitionen untrennbar vereinte Stammland hatte, gefallen ließen; aber seinen Grundsätzen gemäß beobachtete er ruhig, was und wie es endlich werden möchte. Kaum aber hatte er selbst die Regentenpflichten übernommen, als er sich sofort des Geschäfts mit Eifer annahm. Vornehmlich von dem Freih. v. Wangenheim, den er zum Staatsminister machte und der schon vorher durch seine „Idee der Staatsverfassung" sich zur Leitung der Verhandlungen mit den wiedereinberufenen Ständen bne Weg gebahnt, vom Vater aber allmählig immer weniger gebraucht, sich um so mehr der aufgehenden Sonne genähert hatte, ward auf des Königs Befehl ein schon unter seinem Vater begonnener Verfassungsentwurf vollendet. Manches, wo er dem Volke nicht genug gethan glaubte, wurde von ihm verworfen und geändert; die Machtvollkommenheit, die er von seinem Vater ererbt hatte, bei diesem aber nur als eine Art von Dictatur, als ein Product gebieterischer Zeitumstände, betrachtet werden konnte, von ihm selbst in bestimmtere Ordnung und Schranken gebracht, und nun das Entworfene dem würtembergischen Volk, und zugleich der prüfenden Mitwelt vorgelegt. Man weiß, dem König gelang noch nicht, was er zum Besten seines Volks beabsichtigte. Seine Räthe nahmen da, wo doch ein Vertrag durch Überzeugung entstehen sollte, zu sehr den Ton des alleingebietenden Entscheidens an. Sie setzten dem alten guten Rechte des Landes das entgegen, was nach ihrer augenblicklichen Meinung das Rechte und Gute allein wäre. Die reifere Staatsklugheit würde beides nicht in einen Gegensatz gestellt, vielmehr vereinigt haben. Diejenigen Grundsätze über Staatsverwaltung überhaupt und über die einem besondern Lande, nach seinem innern und äußern Zustand, angemessenen besondern Regierungsnormen, welche gerade dieses Land gegen Willkührlichkeit in der Rechtspflege, Polizei und Finanzen am besten sichern können, sind das wahrhaft Rechte und Gute, welches aber desto zuversichtlicher auch als ein altes Recht anzusprechen ist, wenn das Land zuvor schon darüber mit seiner Regentenfamilie in einem beschwornen Vertragsverband gestanden hat. Nur was etwa in diesem alten Rechte dem Zweck, die Willkührlichkeit in der Staatsverwaltung zu verhüten, nicht mehr gemäß wäre, soll, aber durch Überzeugung, von beiden Theilen nach der rechtlichen Art, wie Verträge allein zu ändern sind, aufgegeben werden; wie auch die würtembergischen Stände sich über mehrere solche Punkte zum voraus und ohne erst sie sich abhandeln lassen zu wollen, für Abänderung erklärt hatten. Der König ließ zwar auch an dem könig. Verfassungsentwurf noch manches durch eine Beylage vom 30. Mai 1817 abändern und erkannte dadurch dessen Verbesserlichkeit nach kurzer Zeit und als Wirkung der ständischen Deliberationen an. Er ließ sich aber zu gleicher Zeit bewegen, eine absolute Anerkennung alles übrigen ohne weitere Berathschlagung und Berichtigung in einem peremtorischen Termine, wie durch ein Ultimatum, zu verlangen, da doch der König in der Eröffnungsrede am 3. März, erst 3 Monate früher, erklärt hatte, daß „seine Geheimenräthe befehligt seyen, über jeden Abschnitt auf Erfordern die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbländischen Verfassung oder dem Entwurf der ständischen Commission rechtfertigen." Wäre auch das übrige Ganze unverbesserlich gut gewesen, so hatte doch in dieser Art der Behandlung der wichtige Begriff eines von beiden Seiten nach Überzeugung angenommenen Vertrags aufgehört. Wer wüßte, ob der Mangel dieses Verhältnisses, welches doch erst dem

Volke eine volle Verbindlichkeit auflegt, im Zeitenwechsel der Regentenfamilie weit nachtheiliger werden möchte, als dem Volke. Bald nachher hat, wie versichert wird, der König in einem Kreise von Königen und Fürsten, wo von der Sache die Rede war, erklärt: „Gott ist mein Zeuge, daß ich das Beste meines Volks gewollt habe, und ich habe nicht geglaubt, einen solchen Ausgang erwarten zu dürfen!" Unter dem 5. Juny erklärte er: auch so sollen dem Königreiche die Wohlthaten der angebotenen Verfassung zu Theil werden. Indeß ist vieles abgeändert und mehrmals, da Minister und Ministeransichten gar schnell wechseln, wieder abgeändert worden. Bedeutend zwar ist es, wenn ein Fürst, welcher das Urtheil der Welt nicht gleichgültig ansieht, von königlichem Willen beseelt, sagen kann: „Ich würde die Achtung von Deutschland, von ganz Europa, wenn es seyn müßte, gegen die Ausführung dessen setzen, was ich als das Beste meines Volks erkannt habe!" Nur wird es immer schwer seyn, den Moment anzugeben, in welchem die Einsicht des Einzelnen so unfehlbar gut ist, daß sie sich der Achtung und also auch der Einsicht von ganz Europa mit Grund entgegenstellen dürfte. Mit dem 13. July 1819 hat der König aufs neue Stände einberufen und am 24. ausgesprochen, daß es der schönste Tag seines Regenten-Lebens seyn werde, den Verfassungsvertrag, worüber verhandelt wird, zu unterzeichnen. Von der erfreulichsten Vorbedeutung war es, daß der König, unmittelbar nach seiner Zurückkunft von Wisbaden und Coblenz, den 21. Juny eine zahlreiche Deputation aus der Ständeversammlung, und darunter besonders die von derselben zur Verfassungsberathung mit den königl. Commissarien ausgewählten Commissionsmitglieder alle mit Vergnügen" zu einer Audienz kommen ließ. Mit eigner Rührung sprach der König davon, daß er „in einer Zeit außerordentlicher Umstände einen Weg, den keine andere deutsche Regierung vor ihm betreten, wähle" den Weg, durch eine beiderseitig zu berathende, freie Übereinkunft des Grundverfassungsgesetz als Vertrag, als Ausdruck beiderseitiger Überzeugung und Einwilligung einzuleiten. „Glauben Sie mir meine Herrn!" so sprach er mit sichtbarer Empfindung aus vollem Herzen — „glauben Sie mir, mit aufrichtigem Wohlwollen biete ich Ihnen die Hand zu einem Vertrag. Der schönste Tag meines Regenten-Lebens wird der seyn, an welchem ich ihn unterzeichnen kann." Und dieser Tag blieb nicht fern. Man muß anerkennen, daß die gemeinschaftliche Commission den Verfassungsentwurf von 1817 mit tiefsinniger Anstrengung nach Inhalt und Ausdruck in möglichst kurzer Zeit vielfach berichtigte. Seit dem 26. July war sie in voller Thätigkeit. Schwere Steine waren noch zu heben oder wenigstens, damit sie in ein zeitgemäßes Gebäude passen konnten, stark zu behauen. Altwürtembergs Verfassung hatte ganz keinen Adel gehabt und war eben deßwegen, als um so gleichartiger in sich, so lange bestanden. Jetzt war ein zum Lande hinzugekommener theils vormals reichsständischer, theils ritterschaftlicher Adel auch in die Verfassung einzufugen, welcher schon durch die dunkle Vorliebe für eine Zweiheit der Kammer seine Absonderungsneigung — wider Willen — verrieth. überdies hörte man nicht auf, immerhin nicht nur wegen leicht zu erhaltender Vorrechte der Ehre, sondern auch wegen der, doch eher zu den Regierungspflichten und Rechten gehörigen, Ansprüche auf Gerichtsbarkeit über Mitunterthanen, welche ihre Unterthanen zu seyn notorisch aufgehört hatten, sich auf höhere Entscheidung einer Instanz,

wo alle Berather und Beurtheiler selbst Adeliche sind, und auf eine ohne die Völker-Einstimmung im Zeitendrang zum Gesetz gemachte Acte zu berufen. Sachkundige versichern, daß König Wilhelm zu Minderung dieser Schwierigkeiten aus persönlicher Klugheit und Billigkeit selbst das Äußerste that. Sie versichern, daß er zur gesetzlichen Gewährleistung gegen Herrscher-Willkühr als echter Regent selbst Punkte zugegeben und ergänzt habe, welche die Commissarien ihm nur mit einer gewissen Scheu vorzulegen wagten. Auch die Ständeversammlung, besonders von dem Vicepräsidenten Dr. Weishaar mit eben so viel Klugheit als Kraft geleitet, und von würdigen Mitgliedern, wie Zahn, Graf v. Schäsberg, v. Varenbühler, v. Theobald, Lang, Schott, Uhland, Prälat Schmid u. A. belebt, betrieb, da ihre Sitzungen d. 2. Sept. wieder anfingen, das freie Berathungsgeschäft über den commissarischen Entwurf des Verfassungsvertrags so thätig, so aufrichtig, daß sie nach Sitzungen, die fast den ganzen Tag dauerten und keinen Punkt unbeachtet durchgehen ließen, am Nachmittag des 18. Septembers an den König eine Note über die Änderungen und Zusätze, welche die Mehrheit der Versammlung wünschenswerth gefunden hatte, gelangen lassen konnte. Am 22sten ließ darüber der König, nach Berathung mit seinem geheimen Rathscollegium, seine Entschließungen, großentheils genehmigend, zurückgehen. Noch an dem Nachmittag des folgenden 23. Septembers wurde die feierliche Anfrage: ob die Versammlung nunmehr in den Verfassungsvertrag, nach dem Inhalt, welchen dieser Vertrag durch die von der Versammlung verhandelten commissarischen Propositionen und die heute verlesene königliche Willenserklärung erhalten hat, einstimme? — einmüthig, meist durch motivirte Abstimmungen, unter oftmals wiederkehrenden Segenswünschen für König und Vaterland, bejaht. Diese freisinnige Einstimmung (dieser lebendige Gegenbeweis wider alle, welche die Regenten in den Ständeversammlungen der Volksabgeordneten nur ein leidenschaftliches Anwogen gegen die Regentenpflichten und Rechte fürchten lehren möchten) wurde zugleich dem König eingereicht. Das Verfassungswerk war durch Ja und Ja, als Vertrag, beendigt. Übel berichtete Abwarnungen und dessen, was zeitgemäß fortdauern kann, allzu unkundige einzelne Räthe konnten ihn nicht mehr rückgängig machen, nur seinen für ganz Deutschland unübersehbaren Werth erhöhen. König Wilhelm, der unerschrockene Mann seines Worts, der Regent, welcher an Fürstenworten nicht deuteln und nicht mäkeln lassen will, sah, hörte, überdachte sich und sein Volk, und unterschrieb — schnell, ruhig und fest, mit eben jenem persönlichen Muth, womit er einst in das Vorwärts gegen Paris mit Kaiser Alexander eingestimmt hatte. Jacta est alea, möchte man mit Ulrich von Hutten ausrufen. Aber nicht ein Glückswurf war hier, sondern das Entschlossenseyn der Bedachtsamkeit und einer das ganze Volk vereinigenden, befeuernden Überzeugung. Ganz mit der rechtlichen Förmlichkeit einer vollständigen Vertragshandlung wurde am 25. das von der Ständeversammlung unterzeichnete Exemplar feierlich dem König, das vom König unterfertigte an die Stände in großer Audienz ausgehändigt. Die Rede vom Throne wurde vom König mit einer Haltung gesprochen, welche den sehr bewegten Zuhörern zeigte, wie sehr das Herz des Fürsten von ihr durchdrungen war. Ihr bedeutungsvoller Inhalt mag auch hier vom ganzen Deutschland, von Feinden und Freunden aufrichtig volksthümlicher Staatsverfassungen, oft genug gelesen, erwogen und von den Einen aus Liebe

und Willigkeit, von den Andern aus Consequenz für Royalismus hochverehrt werden. Der Mensch und der Fürst, der Volksfreund und der König, der Friedensfreund und der Feldherr zugleich sprach zeitkundig und, wie sein Wahlspruch sagt, treu ohne Furcht — wie folgt: „Hochgeborne, Ehrwürdige, Edle, Liebe Getreue! Sie erhalten hiermit meine feierliche Bestätigung der durch freies Einverständniß errichteten Verfassung des Königreichs. Möge diese ernste Stunde segensreich seyn für das Vaterland! Und sie wird es seyn, wenn der Geist der Mäßigung, der Ordnung und der Wahrheit ihrer Anwendung vorsteht, wenn wahre Vaterlandsliebe, echter Bürgersinn das Gute, welches sie enthält, auszubilden, und ihre Unvollkommenheiten, die sie mit jedem menschlichen Werke theilt, zu verbessern bemüht sind. — Ohne diesen Geist, ohne diese Gesinnung ist jede Verfassung eine leere Form. — Diese Überzeugung hat meine Schritte in dieser wichtigen Angelegenheit geleitet. — Sehr gut erkannte ich die Wichtigkeit des Zeitpunktes, in dem wir leben; ich verbarg mir nicht die Schwierigkeit, welche darin lag, die verschiedenartigsten Ansichten, Wünsche und Erwartungen durch freie Zustimmung zu vereinigen, und wie, auch in dem glücklichen Falle, der mich heute in Ihre Mitte führt, ein auf diesem Wege entstandenes Grundgesetz manche Unvollkommenheit nothwendig an sich tragen müsse, welche in einem Werke, das nur aus Einer Idee, aus Einem Willen hervorgeht, leichter vermieden werden könnte. Doch diese Rücksichten wichen der Betrachtung, daß jede Verfassung nur in so weit gut ist, als sie den Bürger mit treuer Anhänglichkeit an seinen Regenten, an das Vaterland und dessen Einrichtungen bindet; daß Achtung vaterländischer Sitte vorzugsweise geeignet ist, diese Anhänglichkeit, welche Kraft und Muth zu jeder Anstrengung giebt, zu erzeugen, und daß mit ihr nothwendig auch die Bereitwilligkeit verbunden ist, die Lehren der Erfahrung zur Vervollkommnung der vaterländischen Einrichtungen zu benutzen. Gern vertraue ich daher dem guten Geiste meines Volkes, daß eine Verfassung, welche vorzugsweise aus seinen Sitten, aus seiner Eigenthümlichkeit hervorgegangen ist, mir eine neue Gewähr der Ordnungsliebe, der Gesetzmäßigkeit, der willigen Erfüllung jeder Bürgerpflicht seyn werde. Sie haben dem Vertrauen, daß Sie zu dieser wichtigen Angelegenheit berief, rühmlich entsprochen; mit Freude ertheile ich Ihnen dies Zeugniß im Angesichte Deutschlands; Ihr König dankt Ihnen im Namen des Vaterlands. Der Beruf, zu dem Sie vereinigt waren, ist hiemit beendigt: doch er begränzt nicht Ihre Wirksamkeit für das Werk, das Sie gründen halfen. Ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurückgegeben, verbreiten Sie eine gerechte Würdigung der Verfassung, welche nicht fehlen wird, wenn jeder nicht nur das, was ihm, sondern auch das, was dem andern darin schätzbar ist, als einen Gewinn für das Vaterland erkennt. Diese Gesinnung, das Erheben über den engen Kreis vereinzelter Interessen, erzeugt den Geist der Mäßigung, der Ordnung und verständigen Prüfung, durch welchen, — das erwarte ich zuverlässig, — die Stände, welche ich in kurzer

Zeit zu versammeln entschlossen bin, vor dem Vaterlande und vor ganz Deutschland das Vertrauen, welches ich auch in dieser so hochwichtigen Angelegenheit in meine Würtemberger gesetzt habe, rechtfertigen werden." Und eben diese gerechte Würdigung der Verfassung, zugleich aber und vorzüglich des aufrichtig guten Willens, aus welchem sie unter fruchtlosen Entgegenwirkungen solcher, die immer noch Deutschlands Redlichkeit und Kräftigkeit zu erkennen allzu verwöhnt sind, siegend hervorging, ist in allgemeinen, dankvollen Jubel gegen den König übergegangen; in einen ganz andern Jubel, als ihn Präfecte gebieten, Adressenmacher in leere Prunkworte fassen, und Gallamenschen und Hofdienstleute zu betreiben vermöchten. Der Würtemberger wetteifert mit dem Bayer, Süddeutschland für die Freistätte der Volkstreue, aber auch der Volksachtung zu halten. Völker und Fürsten werden an diesen gesunden Kern sich anschließen. Alles stimmt für König Wilhelm in die Schlußworte des ständischen Präsidenten ein: Möge unter seiner gerechten und milden Regierung eine Verfassung erstarken, die mit so vieler Liebe von ihm ins Leben gerufen worden ist. Das ganze Volk rufe jubelnd zum Himmel: Lange und beglückt regiere uns König Wilhelm! — Nur davon vornehmlich, daß der Staatsdienersinn durch Gefühl der nicht dienstbaren Amtswürde Verfassungsgeist werde und das, was Fürst und Volk aufrichtig wollen, in den einzelnen tausendfachen Anwendungen nicht nach dem Diensttrieb, sondern aus Amtspflicht durchführen, werden die heilbringendsten Folgen dessen was nun Gesetz der Gesetze geworden ist, ausgehen. Ständeversammlungen können und sollen Übel öffentlich entdecken und eben dadurch abschrecken, Unpassendes verhüten, Erfahrungsmäßiges rathen, die Volkswilligkeit zum Gehorsam bewegen. Aber allein der kräftige Wink des Regenten an alle Staatsbeamte, daß die stricteste Anwendung und Ausübung des Verfassungsvertrags bleibend sein ernster Wille sey, kann die in der gebieterischen Zwischenzeit meist nur zum Dienst gewöhnten Executoren der Gesetze in die Stimmung und Gesinnung der dem Regenten um der Regierten willen arbeitenden Amtspflicht hinüber leiten. In dieser steten, geraden Richtung der Mittel auf den errungenen Zweck wird auch der festwollende König Wilhelm die volksbeglückende Erfüllung seiner Wünsche finden, auf welche er allen treuen Bürgern den Handschlag gab, und welche jedes deutschen Herzens Wünsche seyn und werden müssen. Preis dem Werke! Heil ihm durch seine Früchte!

Wilhelmsbad, ein berühmter Bade- und Vergnügungsort in der churhessischen Grafschaft Hanau, eine halbe Stunde von der Stadt Hanau entfernt. Die erste Quelle dieses Bades wurde 1709 zufällig entdeckt, und seitdem unter dem Namen des guten Brunnens häufig besucht. Der jetzige Churfürst von Hessen ließ hier, noch als Erbprinz, im J. 1779 prächtige, schön und bequem eingerichtete Gebäude aufführen, einen englischen Park anlegen, und veranstaltete mehrere andere Annehmlichkeiten für die Badegäste. Von ihm erhielt daher der Ort den Namen Wilhelmsbad. Es wird sehr häufig, besonders von Frankfurt und Hanau aus, besucht, doch mehr seiner schönen Anlagen wegen und als Vergnügungsort, da man der Heilquelle, die vorzüglich für Nervenzufälle dienlich seyn soll, mindere mineralische Kräfte, als andern berühmten Gesundbrunnen zuschreibt.

Wilhelmshöhe, früher Weißenstein genannt, ein chur-

fürstlich hessisches, eine Stunde von Cassel entferntes Lustschloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Churfürsten. Natur und Kunst scheinen hier gleichsam gewetteifert zu haben, um ein irdisches Paradies zu schaffen. Von Fremden aus allen Weltgegenden besucht, hat dieser Ort fast immer ihre Erwartungen übertroffen und mit Recht werden seine Anlagen zu den merkwürdigsten in Europa gezählt. Eine schnurgerade, von beiden Seiten mit Häusern besetzte Lindenallee führt von Cassel bis an den Fuß des Hügels, wo die Anlagen beginnen; diese erheben sich allmählig bis zum Gipfel des Habichtswalder Gebirgs und gewähren an den meisten Stellen die entzückendste Aussicht in das weite reizende Thal, in dessen Mitte die Residenz liegt und welches sich über der Fulda Ufer hin bis zum Soergebirge erstreckt. Die Hauptsehenswürdigkeiten dieses Lustorts sind folgende: 1. Das churfürstliche Schloß; dasselbe ist vom jetzt regierenden Churfürsten in altrömischem Styl erbaut und besteht aus einem Hauptgebäude und zwei durch bedeckte Gallerien mit demselben zusammenhängenden Flügeln. Das Hauptgebäude ist 266 Fuß lang, 66 Fuß tief und einige 80 Fuß hoch. Sechs freistehende Säulen ionischer Ordnung, welche 47 Fuß in der Höhe und 5½ Fuß im Durchmesser enthalten, tragen den Fronton, in dessen Mitte eine runde 48 Fuß hohe Kuppel hervorragt. Jeder der beiden Seitenflügel ist 175 Fuß lang, 72 Fuß breit und 65 Fuß hoch; auf beiden Seiten sind sechs Säulen ionischer Ordnung angebracht. 2. Die große Fontaine, eine Wassersäule, welche mehr von der Natur als Kunst begünstigt aus einem Steinhügel emporsteigt und bei gewöhnlichem Wasseranlaß die Höhe von 140, bei vollem Gebrauche des Wasservorraths aber 190 Fuß erreicht, bevor sie in einen Staubregen verwandelt auf den Spiegel des Bassins herabsinkt; im Durchmesser enthält dieselbe neun Zoll. 3. Der große Wasserfall oder Aquäduct, die in altrömischem Styl aufgeführte Ruine einer über 14 weitgesprengten Bogen angelegten Wasserleitung. Der Wasserzufluß, dessen für jede Stunde 2800 Ohme nöthig sind, wird aus einem dahinter befindlichen Behälter in die breiten Kandeln geführt, strömt mit Schnelle und Heftigkeit durch dieselben hindurch und stürzt sich zuletzt von einer Höhe von 104 Fuß, 18 Fuß breit und 1 Fuß im Durchmesser auf eine mahlerisch geordnete Felsengruppe herab. 4. Die Teufelsbrücke, ein von einem Felsen herabkommender Wassersturz von fast gleicher Höhe, aber größerer Breite als der Aquäduct, worüber eine Brücke angebracht ist, von der man den Wasserfall anschauen kann. 5. Der sogenannte Steinhöfer'sche Wasserfall, ein äußerst romantischer Waldwassersturz, welchen der Aufseher der hiesigen Wasserleitungen Steinhöfer, in einem Waldgebirge angelegt hat. Zwischen wild durch einander gewachsenen Bäumen und Gesträuchen stürzt sich hier das Wasser über mächtige Steinklumpen und Felsstücke, welche von der Natur selbst hier auf einander gethürmt zu seyn scheinen, in den Abgrund hinab. 6. Die Löwenburg, die künstliche Ruine einer alten Ritterburg, aus deren gothischen Fenstern man eine der entzückendsten Aussichten ins weite Thal genießt. Die Gemächer der Burg, unter welchen der Rittersaal, die Capelle und die Rüstkammer besonders merkwürdig, sind im Geschmack der Ritterzeit angelegt und ausmeublirt. 7. Das chinesische Dorf Moulang, wo vorzüglich ein unter der westphälischen Regierung neben dem Schlosse erbauter, nachher aber hierher verlegter Pavillon sehens

werth ist, dessen aus bunt gefärbtem Glase verfertigte Flügelfenster eine täuschende Wirkung hervorbringen. 8. Der Carlsberg mit seinen Cascaden, gewöhnlich der Winterkasten genannt. Diese ihrer Art nach in Europa einzige Anlage wurde vom Landgrafen Carl im J. 1701 unter der Leitung des italienischen Baumeisters Giov. Franc. Guernieri begonnen und im Jahre 1714 vollendet. Der erste Gegenstand, welcher hier die Aufmerksamkeit erregt, ist eine Grotte des Neptuns; sie hält 30 Fuß im Durchmesser, ist 20 Fuß hoch und besteht aus drei Bogen. Vor der Grotte ist ein rundes, 220 Fuß im Durchmesser haltendes Bassin. Wenn die Cascaden angelassen sind, stürzt sich das Wasser über die Grotte hinab in das Bassin. Gleich darüber fängt die Cascade selbst an; sie ist dreifach, 900 rheinl. Fuß lang und 40 Fuß breit. In Zwischenräumen von 150 zu 150 Fuß sind Bassins angebracht, aus welchen das Wasser fällt. Zu beiden Seiten führen bequeme Treppen, deren jede 842 Stufen hat, bis an das Riesenschloß, wegen seiner achteckigen Form Octogon genannt; dasselbe besteht aus drei über einander gethürmten Bogengewölben und hat 284 Fuß im Durchmesser. Am Fuße dieses Gebäudes liegt das Riesenbassin, welches 150 Fuß im Durchmesser hat. Ein von oben herabgestürzt scheinender Felsen bedeckt darin den rücklings liegenden Körper des Riesen Enceladus. Kopf und Schultern ragen aus dem Felsen hervor und der Mund dieses Colosses, welcher sieben Fuß lang ist, speit einen Wasserstrahl 55 Fuß in die Höhe. Im Hintergrunde des Bassins ist eine Grotte, auf deren einer Seite ein Centaur, auf der andern ein Faun steht, welche, so lange das Wasser herabstürzt, auf kupfernen Hörnern blasen. Außerdem stürzt in das Riesenbassin über einen 77 Fuß hohen Felsen ein Wasserfall, welcher aus einem darüber gelegenen kleinen Bassin kommt. Hinter diesem kleinen Bassin ist die Grotte des Polyphem. Im Hintergrunde derselben sitzt der einäugige Riese und bläs't auf einer Hirtenflöte mit sieben Pfeifen sieben verschiedene Stücke. Vor dieser Grotte ist das Artischockenbassin, welches seinen Namen einer steinernen Artischocke von ungeheurer Größe verdankt, aus deren Blättern zwölf Fontainen in Bogen springen, wovon die mittelste in einer geraden Höhe von 40 Fuß emporsteigt. Vier Haupteingänge führen zum Erdgeschoß des Riesenschlosses; von diesem Erdgeschosse, welches ein großes Kreuzgewölbe ist, gelangt man auf vier von außen hinaufführenden Treppen zum ersten Umgang, und eben so zum zweiten, in welchem verschiedene Zimmer zur Wohnung eingerichtet worden; das dritte Stockwerk wird von 192 gekuppelten toscanischen 48 Fuß hohen Säulen gestützt. Durch die von diesen Säulen gebildeten Bogengänge gelangt man zu einem achteckigen Tonnengewölb um das Octagon, in welches man auf einer Schneckentreppe ohne Spindel bis zu einer Plateform steigt, die sich über das ganze Gebäude erstreckt und mit einer massiven Brustlehne umgeben ist. Auf dieser Plateform, nach der Seite der Cascaden hin, ragt aus großen Quaderstücken errichtet die Pyramide hervor, deren Bau ein ganzes Jahr erfodert hat, und erst 1714 vollendet ward; sie ist viereckig, 96 Fuß hoch und hat im Innern fünf Kreuzgewölbe über einander. Zu ihren vier Umgängen gelangt man mittelst einer um eine hohle Spindel angelegten Wendeltreppe. Oben auf dieser Pyramide steht auf einem elf Fuß hohen Piedestal die colossale Statue des Farnesischen Hercules, in der um-

liegenden Gegend der große Christoph genannt, und krönt die Spitze des ganzen bewundernswürdigen Gebäudes. Drei Jahre nachher, als Guernieri den großen Bau vollendet hatte, nämlich im Jahre 1717, wurde sie an ihrem jetzigen Platze aufgestellt; sie ist aus Kupfer getrieben und 31 Fuß hoch. Das Piedestal und die Bildsäule selbst sind hohl und auf Leitern kann man bis in die kupferne Keule, worauf der Coloß seinen kräftigen Arm stützt, steigen; diese Keule ist von solcher Größe, daß zwölf erwachsene Personen darin Raum haben; in derselben ist eine Thür angebracht, deren Öffnung theils die außerdem hier herrschende finstere Nacht in eine Dämmerung verwandelt, theils dazu dient, die unbeschränkteste und herrlichste Aussicht sogar bis zum Inselberg bei Gotha und bis zum Brocken hin zu gewähren. KM.

Wilhelmsstein, eine Festung im steinhuder Meere (s. d. Art.) im Fürstenthum Lippe-Schauenburg. Graf Wilhelm zu Lippe-Bückeburg, portugiesischer und braunschweigischer Generalfeldmarschall, einer der unterrichtetsten Generale seiner Zeit, legte sie in den Jahren 1761 bis 1765 auf einem durch Kunst gebildeten Boden an. Er wollte dadurch seine Untersuchungen und neuen Erfindungen in der Kriegskunst zum Nutzen der daselbst von ihm errichteten Militärakademie anschaulich machen. Es ist bei Erbauung der Festung auf alles Rücksicht genommen worden; in Kriegszeiten kann sie zu einem sichern Zufluchtsorte dienen, weil der Angriff sehr schwierig, ja fast unmöglich ist. Als im Jahr 1787 der Landgraf von Hessen-Cassel die ganze Grafschaft tumultuarisch in Besitz nahm, konnte der Commandant von Wilhelmsstein auf keine Art zur Übergabe gebracht werden. Die Festung braucht nicht mehr als 400 Mann zur Besatzung. Gegenwärtig dient sie zugleich zur Aufbewahrung von Gefangenen.

Wilkes (John), Parlamentsglied, dann Lordmayor und zuletzt Schatzmeister der Stadt London, ein Mann, der zu seiner Zeit auch im Auslande großes Aufsehen erregte, von der Volkspartei als Verfechter der englischen Freiheit vergöttert, von den Ministern aufs heftigste verfolgt wurde, und durch sein Beispiel auch auf das gegenwärtige Zeitalter, das jenem ähnliche Auftritte hervorbrachte, fortdauernd gewirkt hat. Wilkes war der Sohn eines sehr reichen Branntweinbrenners zu London, und 1727 geboren. Der feurige, talentvolle Knabe wurde den Wissenschaften gewidmet. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Vaterlande erhalten hatte, ging er nach Leyden, um da die Rechte zu studiren, und machte dann eine Reise durch Holland und Deutschland. Nach seiner Zurückkunft in England wurde er 1757 von der Stadt Ailesbury als Repräsentant im Unterhause gewählt. Er zeichnete sich weniger durch rednerisches Talent, als vielmehr durch seine witzige und anziehende Schreibart aus. Er gab ein politisches Wochenblatt: the North Briton, heraus, das gegen die Minister gerichtet war, und begierig gelesen wurde. In einem dieser Blätter (Nr. 45) hatte er die Rede, mit welcher der König das Parlament nach dem (1763) zu Paris geschlossenen Frieden — der alle englischen Zeitungs- und Pamphletsschreiber beschäftigte — eröffnete, stark angegriffen, und einen gewissen Ausdruck in derselben für eine Lüge erklärt. Wilkes wurde auf Befehl der Minister in den Tower gefangen gesetzt, mußte aber, da er sich auf die Habeascorpusacte (s. d. Art.) berief, bald wie-

der in Freiheit gesetzt werden. Die Volkspartei triumphirte laut über diesen Sieg. Es entstanden nun im Parlamente heftige Debatten über die Preßfreiheit, deren Resultat war, daß beide Häuser den Beschluß faßten, daß die Nummer 45 des North Briton durch den Scharfrichter öffentlich verbrannt werden sollte. Dieses Urtheil wurde nicht ohne Volksunruhen vollzogen. Im Unterhause wurde hierauf ein förmlicher Prozeß gegen Wilkes eingeleitet, und mit einer großen Stimmenmehrheit seine Ausstoßung aus dem Parlamente beschlossen. Eine Schmähschrift Versuch über das Weib (Essai on Woman — eine anstößige Paraphrase des Veni Creator), die Wilkes heimlich gedruckt und verbreitet hatte, vergrößerte seine Schuld und er flüchtete sich nach Frankreich. Im J. 1768 kam er nach England zurück, wurde in London von dem Pöbel mit großer Freude empfangen, und von der Grafschaft Middlesex zum Repräsentanten im Parlament gewählt. Freiwillig stellte er sich vor das königliche Gericht (the kings bench), und selbst in das Gefängniß, wozu ihn jenes verurtheilte, ohne die Bewegungen des Volks, das fest an ihm hing und alles versuchte, ihn zu befreien, zu seinem Vortheil zu benutzen. Seine Entlassung aus dem Gefängnisse (1770) war die Losung zu neuen Unruhen, weil das Parlament sich weigerte, ihn als Repräsentanten von Middlesex anzunehmen. Er wurde indessen, den Ministern zum Trotz, zum Alderman und 1770 zum Lordmayor von London gewählt; in der Folge erhielt er die sehr einträgliche Stelle als Schatzmeister oder Kämmerer von London. Er starb 1797. Wilkes war ein Mann von Verstand und Kenntnissen, besonders der Rechte seines Vaterlandes kundig, die er mit Muth, Entschlossenheit und ausharrender Standhaftigkeit vertheidigte und dadurch den willkührlichen Unternehmungen der Minister Schranken setzte. Sein Charakter war nicht vorwurfsfrei; es hätte indessen vielleicht nur von ihm abgehangen, ein zweiter Catilina zu werden, aber er bemühte sich nachher (1780), einen von Andern veranlaßten Volksaufruhr selbst mit Gefahr seines Lebens zu dämpfen. Außer vielen politischen Aufsätzen und einer Sammlung seiner Parlamentsreden, hat er auch eine Geschichte Englands von der Revolution an bis zur Thronbesteigung des braunschweigischen Hauses (1768, 4.) herausgegeben.

Willamov (Joh. Gottl.), gehört nicht zu den ausgezeichnetsten, aber doch zu den vorzüglichern deutschen Dichtern aus der Mitte des vorigen Jahrh. Er war 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, studirte in Königsberg und wurde 1758 Professor in Thorn. Einige Jahre später gab er seine erste Sammlung von Poesien heraus. Der so milde, sanftmüthige Mann hatte sich in einer Gattung versucht, die sonst nur die rasende Trunkenheit beim Mänadendienste des Bachus ausströmte, in der Dithyrambe. Da sie nicht mehr ihren eigenthümlichen Charakter beibehalten konnte, so wendete er sie auf große Ereignisse an, und besang z. B. die Trennung Siciliens von Italien, Hermann u. s. w., mit der Fülle und Regellosigkeit dithyrambischer Bilder. Doch diese Form der Poesie kann uns nie national werden, und so wurde auch an Willamovs Dithyramben wohl das Studium des Pindar bewundert, aber seine Gesänge selbst wurden bald vergessen. Im J. 1765 gab er die ersten zwei Bücher dialogischer Fabeln heraus, die sich durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit vortheilhaft auszeichnen, und den Äsopischen an die Seite gesetzt zu werden verdie-

nen. Willamovs spätere Verhältnisse waren so unerfreulich, daß sie den Sänger ganz verstummen machten. Nachdem er in Thorn als Professor zwar arm aber ruhig gelebt, und durch seine Sanftmuth sich die Liebe seiner Schüler erworben hatte, wurde er 1767 nach Büschings Abgang als Director der deutschen Schule nach Petersburg gerufen. Mangel an ökonomischen Einsichten verwickelte ihn hier in die unangenehmsten Verhältnisse, er brachte das Institut in Schulden und nahm 1776 seine Entlassung. Er wurde zwar als Lehrer an einem Mädcheninstitut angestellt, allein mit so geringem Gehalte, daß er sich kaum anständig genug kleiden konnte, um in Gesellschaft zu erscheinen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf sein Gemüth so tiefen Eindruck, daß er erkrankte und im 41sten Jahre seines Alters starb. In Petersburg hatte er wenig mehr geschrieben, doch vermuthen Einige, die dort 1777 unter dem Titel Spaziergänge erschienene Wochenschrift sey von ihm.

Wille. Der Wille wird dem Verstand entgegengesetzt, und bezeichnet die Selbstthätigkeit des Begehrens und der Einwirkung in der Sinnenwelt. Diese Selbstthätigkeit des Begehrens besteht darin, daß der Mensch zu einem vorgestellten Zwecke durch bestimmte Mittel strebt, mithin eine Wahl hier eintritt, von welcher das Vermögen den Namen hat. Der Wille ist sonach das nach Zweckbegriffen bestimmte Begehren. Allein in dieser Bedeutung ist der Wille ganz gleichbedeutend mit Willkühr, d. h. dem durch Naturnothwendigkeit nicht unmittelbar bestimmten Bestrebungsvermögen, und geht auf das, was für nützlich und schädlich gehalten wird. Bei dem willkührlichen Begehren oder Willen in diesem Sinne wirkt der Trieb mittelbar, d. h. der Mensch begehrt das Angenehme, und strebt das Unangenehme zu vermeiden, durch gewisse hierzu führende vorgestellte Mittel. So unterscheidet sich die menschliche Willkühr von der thierischen (arbitrium brutum), welche da vorkommt, wo der blinde Trieb nicht zwingend einwirkt. Wille dagegen im engern Sinne oder moralisches Begehrungsvermögen ist das Vermögen, das Vernünftige oder an sich Gute zu bestreben; ein Vermögen, das dem Thiere nicht zukommt. Der Wille setzt Freiheit voraus; der Mensch kann das Gute unterlassen und dem Triebe folgen; dann ist der Wille nicht wirksam. Die Willensfreiheit besteht also darin, daß sich der Mensch nach einem Gesetz seines Handelns unabhängig von der Naturnothwendigkeit bestimmen kann, und die Gesetze des Handelns, welche die practische Vernunft vorschreibt, heißen daher auch Willensgesetze oder Freiheitsgesetze (s. Freiheit). Diese Gesetze sind der wahre Wille der Menschheit und damit zugleich der Gottheit. Wir nennen aber den Willen rein, der lediglich auf das Gute gerichtet ist; in so fern der Mensch jedoch zugleich sinnliches Wesen ist und bleibt, wird auch sein Wille immer noch ein pathologischer, d. h. nicht allem Einfluß sinnlicher Antriebe entzogen, und nur der Gottheit schreiben wir den reinen Willen zu.

T

Wille (Johann Georg), berühmter Kupferstecher in Paris, der viele der ausgezeichnetsten Schüler gebildet hat. Er war 1717 in Großenlinden bei Gießen geboren, lernte erst dort das Büchsenmacherhandwerk, ging dann nach Straßburg und endlich 1736 nach Paris, wo er eine Zeit lang bei Büchsenschmieden und Uhrmachern arbeitete, und sich sodann ganz auf das Kupferstechen legte. Bald

vervollkommnete er sich in dieser Kunst, lieferte die vortrefflichsten Werke, und ward in kurzem ein berühmter Meister. Im J. 1761 ward er Mitglied der Pariser Akademie und in der Folge des Instituts. Napoleon gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb 1808. Vorzüglich zeichnete er sich durch die sanft graduirte Haltung seiner Töne und die Festigkeit und Zierlichkeit seines Grabstichels in Stoffen und Gewändern, besonders im Atlas, aus.

Williams (Helena Maria), eine englische Schriftstellerin, bekannt durch ihren Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewisse Vorliebe für Napoleon. Schon in ihrem 18. Jahre, wo sie in London unter dem Schutze des D. **Kippis** lebte, trat sie, durch diesen aufgemuntert, als Dichterin auf, und zeichnete sich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag von zwei Bändchen Gedichte (1786) setzte sie in den Stand, Frankreich 1788 zu besuchen, wo sie seit 1791 sich fortwährend aufhielt. Unter Robespierre's Schreckensregierung ward sie in den Tempel gesperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit, und machte sich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. **Stone**, unterstützt, auch als politische Schriftstellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß sie, eine eifrige Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrscher Frankreichs werden konnte, dessen Bewunderung für Ossian sie für ihn einnahm. Vorzüglich entehrte sie sich selbst durch die gefühllosen Bemerkungen und die verleumderischen Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. begleitete (Ludwigs XVI. polit. und vertrauter Briefwechsel, mit Anmerk. drei Bände 1763). Indeß zog sie sich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Frieden von Amiens zu, in der sie seiner mit keinem Worte gedacht, sondern, was ihn noch mehr erzürnte, von ihrer geliebten vaterländischen Insel gerühmt hatte, daß ihr die Meere gehorchten. Der Polizeipräfect nahm sie deßhalb in Verhaft, und untersuchte ihre Papiere; doch ward sie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden wieder in Freiheit gesetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: Historische Nachrichten von den letzten Ereignissen in Frankreich, seit der Landung Napoleons den 1. März 1815 bis zur Wiederherstellung Ludwigs XVIII., nebst einem Bericht von dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustande und der öffentlichen Meinung in Frankreich, 1815. Unter ihren frühern Schriften sind zu bemerken: ein Gedicht über den Sklavenhandel, 1788; Julie, eine Novelle, zwei Bände, 1790; und mehrere einzelne Gedichte und Aufsätze, vorzüglich die Briefe, geschrieben in Frankreich im Sommer 1790, zwei Bde. 2te Aufl. 1792; und Briefe über den politischen Zustand von Frankreich, vier Bde, 1796; Reise in die Schweiz, mit vergleichenden Blicken auf den gegenwärtigen Zustand von Paris, zwei Bde, 1798; Briefe über den sittlichen Zustand und die öffentliche Meinung in der französischen Republik, zwei Bde, 1800; und die Reisen des Herrn von Humboldt in die Tropenländer der neuen Welt, vier Bde, 1814. Ihre politischen Schriften über den Zustand in Frankreich sind auch ins Deutsche übersetzt.

Willkühr, die ungebundene Wahl, — aus Wille und **Kuhr**, Wahl, zusammengesetzt. (S. d. Art. **Freiheit** und **Wille**.) — Im besondern Sinne versteht man darunter Stadtgesetze und Statuten, in so fern sie durch freie Wahl und Stimmung der Bürger gemacht worden sind, und in dieser Bedeutung wird **Willkühr** dem allgemeinen Landrechte entgegengesetzt. (S. d. Art. **Land-**

recht.) Das Sprichwort: Willkühr bricht Landrecht, heißt so viel als: die Stadtrechte haben den Vorzug vor dem Landrechte.

Wilna (Wilno), eine große Stadt, ehemals Hauptstadt des Großherzogthums Litthauen, jetzt Hauptort des russischen Gouvernements Wilna, am schiffbaren Flusse Wilia (Wilna). Sie liegt in einem Thale zwischen Bergen, hat, ohne die weitläuftigen Vorstädte, eine Meile im Umfange, 3000 Häuser, 25,000 Einwohner, darunter 12,000 Juden, ansehnliche Paläste und andere Gebäude, 30 Kirchen und Klöster des catholischen Ritus, zu welchen auch die Domkirche gehört, und sieben Kirchen andrer Religionsverwandten, unter denen sich auch ein Mohammedanisches Bethaus befindet. Es haben sich hier viel Deutsche niedergelassen. Der hiesige Handel, der theils mit ausländischen Waaren, theils mit Versendung inländischer Producte nach Königsberg, Memel und Riga getrieben wird, ist ziemlich bedeutend; Fabriken und Manufacturen giebt es jedoch nicht. Die im Jahre 1803 von der russischen Regierung bestätigte und neu organisirte Universität hat vier Facultäten, der schönen Wissenschaften und Künste, der physikalischen und mathematischen Wissenschaften, der Medicin, der Moral und Politik, unter welchen letztern auch Theologie und Jurisprudenz mitbegriffen sind. Für die Universität ist ein jährlicher Fonds von 142,000 Silberrubeln angewiesen. Der Professoren sind 32, außer 12 Adjuncten. Die Universität hat eine gut eingerichtete Sternwarte und einen botanischen Garten, auch ist eine botanische Gesellschaft und eine Gesellschaft der Wissenschaften errichtet worden. Das Gouvernement Wilna enthält 1284 Quadratmeilen und 980,000 Einwohner. Es ist eine flache Ebene, bloß mit Landrücken, und vielen Waldungen, Brüchen, Morästen und Seen. Der im Ganzen fruchtbare Boden liefert viel Getraide, Flachs und Hanf. Die Industrie ist unbedeutend, und beschränkt sich fast allein auf die gewöhnlichen städtischen Gewerbe. Die Einwohner sind Litthauer, Polen, Juden, Tataren, auch Großrussen und Deutsche.

Wilson (Sir Robert Thomas), der Befreier Lavalette's, britischer Generalmajor, Ritter des österreich. Maria Theresia-, des portugies. Thurm- und Schwert- und des russischen St. Georgs-Ordens, geb. zu London 1777. Er erhielt von seinem Vater, dem berühmten Mahler und Schriftsteller Benjamin Wilson, eine gute Erziehung. Im J. 1788 trat er in Kriegsdienste, diente 1793 als Lieutenant unter dem Herzog von York in Holland, zeichnete sich 1794 in Flandern aus, vorzüglich in dem Treffen von Villers en Couché bei Cambray (23. April), wo er zur Rettung des Kaisers Franz, welcher sich zu weit von dem Lager entfernt hatte, und in Gefahr kam, gefangen zu werden, viel beitrug. Dafür ward ihm eine besondre Medaille und der Maria Theresia-Orden zu Theil. In der Folge diente er wieder unter York in Holland 1799; dann ging er als Major mit Abercrombie nach Ägypten. Er gab über diesen Feldzug einen merkwürdigen Bericht heraus, der den unter Buonaparte's Einfluß geschriebenen Bericht des Generals Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Man erfuhr aus Wilsons Schrift, daß Buonaparte in Jaffa seine pestkranken Soldaten habe vergiften und die türkischen Gefangenen niederschießen lassen. Beides wurde durch spätere Zeugnisse in der Hauptsache bestätigt, und der historische Werth des Wilson'schen Tagebuchs ist jetzt eben so

anerkannt, als dessen militärischer Gehalt. — S. dessen engl. übers. der Schrift von Regnier über den Feldzug 1801 in Ägypten (1802), und seinen Historical Account of the British Expedition to Egypt, with some important Facts relative to Gen. Buonaparte 4. 1802. Von dieser Schrift, die auch ins Deutsche übers. und im Auszuge (1803) vorhanden ist, sind noch vier Aufl. (2 Bde. 8.) erschienen. Nachher ging er mit Baird nach Brasilien, dann nahm er Theil an der Eroberung des Caps. Im Nov. 1806 begleitete er den General Hutchinson, der eine geheime Sendung an den russischen Kaiser hatte. Hier erwarb sich Wilson im Kriege mit den Franzosen die Achtung des Kaisers. Nach dem Frieden zu Tilsit fand er in Petersburg eine ausgezeichnete Aufnahme, konnte aber den Bruch zwischen Rußland und England nicht verhindern. Er eilte nach London zurück, und vollzog hierauf in Lissabon die ihm übertragene Organisation der portugiesischen Truppen so schnell und mit solcher Geschicklichkeit, daß der französische Feldherr glaubte, er habe alte brittische Krieger in portugiesischen Uniformen vor sich. Darauf bewies Wilson in dem russischen Kriege 1812 nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Er befand sich in Kutusoffs Hauptquartiere, als Lauriston wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte, und man glaubt, daß Kutusoff bei dieser Gelegenheit dem brittischen General sein Vertrauen geschenkt und auf dessen Rath gehört habe. Nach des brittischen Gesandten im Gefolge Alexanders, Lord Catharts, Zeugniß hatte er an jedem bedeutenden Treffen im russischen und deutschen Feldzuge mit Ruhm Theil genommen, so daß er sich die Achtung der Offiziere von allen Armeen erwarb, und Alexander ihm im Angesicht des Bundesheers den St. Georgsorden umhängen ließ. Der österreichische Kaiser ertheilte ihm das Großkreuz des Maria Theresiaordens und der König von Preußen den rothen Adlerorden. Vorzüglich leistete er in der Schlacht bei Leipzig durch seine geschickte Aufstellung der österreichischen Cavallerie ausgezeichnete Dienste. Als ihn darauf seine Regierung nach Italien sandte, gab ihm der Kaiser Alexander, als ein Zeichen seiner persönlichen Achtung, den St. Annenorden erster Classe. Auch in Italien erwarb er sich den Beifall der fremden Heere; nur seine eigene Regierung gab ihm kein Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste. Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er sich mit Wärme für die Volksrechte erklärte, welche er von der brittischen Regierung gekränkt glaubte, und überdies von den seltenen Eigenschaften Buonaparte's, als dieser gestürzt war, mit Bewunderung sprach, so machte er sich viel Feinde. Vorzüglich fand man seine Zweifel an der Untrüglichkeit des Grundsatzes der Legitimität anstößig. Noch größeres Aufsehn erregte seine großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im December 1815. Diesen schon zum Tode verurtheilten Staatsgefangenen hatte seine Gemahlin aus dem Gefängnisse befreit, worauf er sich den Engländern Bruce, Kapitain Hutchinson und General Wilson anvertraute, die seine Flucht beförderten, indem Wilson selbst in seinem Wagen ihn in der Verkleidung eines brittischen Staabsoffiziers über die Gränze brachte. Durch aufgefangene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt, und Wilson nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs von Wellington und des englischen Gesandten, in das Gefängniß la Force gebracht. Zugleich entdeckte die Pariser Polizei, daß Wilson sich bittere Äußerungen über das

Haus Bourbon in Briefen an seine Freunde in England erlaubt habe. Der Prozeß der drei Engländer vor dem Assisengerichte in Paris (von 21sten bis 24sten April 1816) ward, ungeachtet der männlichen Vertheidigung der Britten, nach französischen Gesetzen so entschieden, daß sie zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt wurden. Im Juli 1816 kehrte Wilson nach London zurück. Der Prinz Regent mißbilligte seine Handlung, weil er seinen Stand als brittischer Offizier durch die bei der Entführung angewandte Verkleidung gemißbraucht habe. Dies alles mußte die natürliche Reizbarkeit des Sir Robert Wilson erhöhen, und sein an sich schon aufgeregtes Gemüth noch mehr erbittern. Er hat in solcher Stimmung Mehreres geschrieben, was eine strenge Prüfung nicht aushält. Am meisten hat die von ihm ohne seinen Namen herausgegebene Schrift: A Sketch of the military and political power of Russia in the year 1817, Lond. 1817. 8. 223 S. durch ihre kühnen Behauptungen und gewagten Urtheile allgemeines Aufsehen erregt. Als Theilnehmer an den wichtigsten Kriegs- und Staatsbegebenheiten ist sein Zeugniß wie sein Urtheil von großer Bedeutung; nur ist das Ganze flüchtig hingeworfen, und enthält mehr unbestimmte Annahmen, als gründliche Entwickelung aus erwiesenen Thatsachen. Der Verf. beginnt mit Betrachtungen über die Geschichte des Kriegswesens und der Kriegspolitik in Rußland; er zeigt, was die letztere bereits hervorgebracht, wie sie ihre Zwecke erreicht, und warum sie zu verschiedenen Zeiten nicht mehr habe thun können. Er macht auf das militärische Übergewicht Rußlands in Europa aufmerksam, und rügt mehrere politische Mißgriffe der brittischen Regierung u. s. w. Insbesondre bemerkt er, durch welche Fehler Napoleon (und Junot) den ganzen Erfolg seines Krieges mit Rußland vereitelte, so wie die Fehler, welche die russischen Heerführer begingen. Auch über die Kriegsereignisse in Deutschland giebt er viele Aufschlüsse, noch bedeutendere über die entscheidenden Augenblicke in dem Gange des Kriegs in Frankreich. Mehrere seiner Behauptungen haben starken Widerspruch gefunden; vergl. die Anmerkungen zu Wilsons Schrift in den europäischen Annalen 1818, und die Beurtheilung im Edinb. Review Nov. 1817, welche Manches enthält, was Beherzigung verdient, über den letzten Frieden mit Frankreich und über die gegenwärtige Stimmung der Völker. Was Wilson über die außerordentlichen Fortschritte der innern Verwaltung des russischen Kriegswesens seit dem Tilsiter Frieden, und über den vortrefflichen Zustand des russischen Heers im Jahr 1815 als Kenner und Augenzeuge bemerkt, bleibt allemal wichtig. Er erklärt sich lebhaft für Ney, dem die Capitulation von Paris hätte Schutz gewähren sollen. Dann zeigt er das Übergewicht der politischen und militärischen Stellung Rußlands in Europa und Asien seit 1815, so wie dessen um sich greifenden Einfluß auf den Welthandel im Westen von Nordamerika. Endlich beurtheilt er die Stellung der übrigen Mächte, Frankreichs, Österreichs, der Pforte und Englands. Nach seiner Rückkehr trat Wilson auf die Seite d. Reformers, konnte aber im J. 1818 seine Erwählung zum Parlamentsglied nicht durchsetzen. Hierauf begab er sich als Freiwilliger nach Südamerika, und diente unter den Fahnen von Venezuela, allein er konnte sich mit Bolivar nicht vertragen, kehrte nach England zurück, ward zum Parlamentsgliede gewählt, und gehörte in der berühmten Sitzung, die den 24. Nov. 1819 ihren Anfang nahm, zur

Opposition. — Er hat außer den genannten Werken geschrieben: An Inquiry into the present State of the military force of the British Empire, 1804, und Account of the Campaigns in Poland in 1806 and 7, with remarks on the character and composition of the Russian Army. 4. 1811. K.

Winckelmann (Johann Joachim). Dieser um Kritik und Geschichte der Kunst, so wie um das Studium der Antike unsterblich verdiente Gelehrte war den 9ten Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark als der Sohn eines armen Schuhmachers geboren. Auch die äußerste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald lieb gewann und zu sich ins Haus nahm; und als dieser alte Lehrer blind geworden, war Winckelmann sein Führer und Vorleser und genoß dafür seiner belehrenden Unterhaltung. Mit einem guten Grunde im Griechischen und Lateinischen ging er 1735 nach Berlin auf das Cölnische Gymnasium und wanderte von dort nach Hamburg, um aus des berühmten Fabrizius Bibliothek einige alte Classiker zu erstehen, wozu er das Geld unterwegs bei Pfarrern und Gutsbesitzern erbat. Zu Ostern 1738 bezog er die Universität Halle; er lebte während seines zweijährigen Aufenthalts daselbst von einem kleinen Stipendium und Unterstützungen. Da ihn das Studium der alten Literatur und der schönen Wissenschaften mehr anzog, als die Theologie, so vernachlässigte er die Collegien, besuchte aber desto fleißiger die Bibliotheken und beschäftigte sich mit den Alten. Nach einem mißlungenen Versuch, Paris und Rom zu besuchen, war er ein Jahr (1741) Hofmeister bei dem Rittmeister von Grollmann zu Osterburg, besuchte sodann Jena, wo er Italienisch und Englisch lernte, und ging 1742 als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben bei Halberstadt. Hier beschäftigte er sich vornehmlich mit Geschichtsstudien. Im J. 1743 erhielt Winckelmann das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark. So niederdrückend auch seine Lage sowohl als seine Amtsbeschäftigung hier war, so ertrug er sie doch fünf Jahr, während welcher er mit unermüdlichem Eifer seine Studien fortsetzte. Im J. 1748 wandte er sich an den Minister Grafen von Bünau nach Nöthenitz bei Dresden, und bot sich ihm zum Bibliothekar an. Der Graf hatte bereits einen Bibliothekar, erklärte sich aber bereit, ihn als Bibliotheksecretär mit 80 Thlrn Gehalt anzustellen. Winckelmann nahm froh das Erbieten an. Er verlebte einige Jahre ruhig und zufrieden, theils mit eignen Studien, theils mit Arbeiten für den Grafen beschäftigt. Die Nähe Dresdens mit seinen reichen Kunstschätzen und die Bekanntschaft mit einigen Künstlern erweckten in ihm die Liebe zur Kunst, deren practischer Ausübung er sich gern noch gewidmet hätte, wenn er nicht bereits zu alt dazu gewesen wäre. Er fühlte, daß er seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Von entscheidendem Nutzen für ihn war die Bekanntschaft und der Umgang mit Lippert, Hagedorn und Oser. Winckelmann lernte die verschiedenen Schulen der Kunst, den eigentlichen Charakter der Künstler und ihrer verschiednen Manieren, so wie auch das Materielle der Kunst kennen. Jetzt faßte er ein schönes Ziel seines Wirkens und Strebens ins Auge und richtete alle seine Wünsche auf Italien, das Vaterland und den Wohnsitz der Künste. Das Anerbieten des päpstlichen Nunzius, Mons. Archinto, der Win-

ckelmanns Gelehrsamkeit kannte und schätzte, ihm in Rom eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, war daher zu anlockend, als daß die damit verbundene Bedingung der Religionsänderung ihn hätte abschrecken sollen. Die Unterhandlungen zogen sich indeß in die Länge, bis endlich des Königs von Polen Beichtvater, der Pater Rauch, die Sache so leitete, daß Winckelmann mit einer kleinen Pension ganz unabhängig in Rom leben konnte. Dieser trat jetzt (1754) förmlich zur römischen Kirche über und verließ die Dienste des Grafen Bünau, um in Dresden ganz dem Studium der Kunst zu leben. Die erste Frucht desselben waren die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke 1755, die sowohl des Inhalts als der Schreibart wegen den Beifall der Kenner erhielten, wenn gleich die Zueignung an den König, die auf Brühls Rath geschehen war, zufällig unbeachtet blieb. Um die Wirkung seiner Schrift noch zu verstärken, griff Winckelmann selbst sie in einer zweiten an und vertheidigte sie in einer dritten. Endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und Winckelmann reis'te im Herbst 1755 mit einer königl. Pension von 200 Rthlrn auf zwei Jahre nach Rom ab. Hier fand er bald Freunde und Beschützer. Der Hofmahler Dieterich hatte ihn an Rafael Mengs empfohlen, mit dem er schnell in ein vertrautes Verhältniß trat. Die gelehrten und kunstliebenden Cardinäle Passionei und Albani kannten ihn durch Archinto, der inzwischen Cardinal und Staatssecretär geworden war, und interessirten sich für ihn, und des Papstes Leibarzt Laurenti wirkte ihm sogar eine Audienz bei Benedict XIV. aus, der ihn leutselig aufnahm und seines Schutzes versicherte. Winckelmann überließ sich jetzt dem Anschauen und der Betrachtung alter und neuer Kunstwerke; auch machte er einige schriftstellerische Plane, ohne jedoch etwas auszuführen; die Idee einer Geschichte der alten Kunst schwebte ihm vor, aber noch fehlte es ihm dazu an Klarheit der Begriffe und an Erfahrung. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, wo er die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Männer machte und durch sie den Zutritt zu den Alterthümern von Portici, Herculanum und Pompeji erlangte. Nach zehnwöchentlicher Abwesenheit kehrte er mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen nach Rom zurück, die er zum Theil in seinen Berichten über die herculanischen Alterthümer, welche er für den Churprinzen von Sachsen einsandte, niederlegte. Im Sept. 1758 reis'te Winckelmann auf die wiederholte Einladung des Grafen Muzel-Stosch, der durch Erbschaft von seinem Oheim im Besitz einer der schönsten und reichsten Gemmensammlungen war, nach Florenz, wo er neun Monate verweilte, um jene Sammlung zu ordnen und zu verzeichnen. Dieses Verzeichniß, das er im nächsten Jahre ausarbeitete, erschien zu Florenz unter dem Titel: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Um diese Zeit bot der Cardinal Albani ihm seine Dienste als Bibliothekar und Aufseher über seine Alterthümer an, mit freier Wohnung und 120 Scudi Jahrgehalt; mancherlei Rücksichten bewogen Winckelmann, dies Anerbieten (im Julius 1759) anzunehmen. Er hatte seine Geschichte der Kunst zwar angefangen, fand aber bei seinem schnellen Fortschreiten den ersten Entwurf bald zu dürftig und beschloß, ihn völlig umzuarbeiten. Im Sommer 1760 endigte er die Anmerkungen über die Baukunst der Alten, die zwei Jahr später in Deutschland erschienen. Verschiedene Anträge wurden ihm gemacht, aber von ihm abgelehnt; der Aufenthalt in Rom ward

ihm immer lieber und er dachte daran, für immer dort zu bleiben. Da der Cardinal Albani Bibliothekar der Vaticana geworden war, so hatte er Hoffnung auf die erste erledigte Stelle an derselben, mithin auf eine lebenslängliche Versorgung. Schon früher war ein angeblich altes Gemählde, Jupiter und Ganymed, in Rom zum Vorschein gekommen und von Winckelmann in seinen Briefen als eins der schönsten Alterthümer gepriesen worden, obgleich viele es für ein Werk von Mengs hielten; zu einem noch schlimmern Irrthum verleitete ihn jetzt Casanova, der eigens um der Kennerschaft seines Freundes einen Streich zu spielen, zwei Gemählde verfertigt hatte, die Winckelmann für echt nahm und sogar in seiner Geschichte der Kunst beschrieb. Erst nach dem Druck derselben entdeckte er den Betrug. Im J. 1762 besuchte Winckelmann in Gesellschaft des Grafen Brühl abermals Neapel und dessen merkwürdige Umgebungen und übergab seine daselbst gemachten Entdeckungen und Bemerkungen bald darauf dem Publicum in dem Sendschreiben an den Grafen von Brühl über die herculanischen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte sich ihm unter den Händen zu einem größern Werke mit vielen Kupfern, das fünf Jahre später, unter dem Titel Monumenti antichi inediti, in italienischer Sprache ans Licht trat. Auch legte er, da die Geschichte der Kunst in der Handschrift vollendet war, die Hand an die längst beschlossene Schrift über die Allegorie, welche aber erst 1766 erschien. Im J. 1763 gab er eine andere kleine Schrift, über die Empfindung des Schönen, heraus. Ähnliche Mittheilungen an seine Freunde über Gegenstände der Kunst sollten folgen. Aber diese wie mancher andere Vorsatz blieb unausgeführt. In demselben Jahre erhielt er endlich die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom mit einem monatlichen Einkommen von 12 – 15 Scudi, und zugleich ein jährliches Wartegeld von der vaticanischen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derselben ledig würde. Dadurch wurde seine Lage in Rom gesichert, und als im nächsten Jahre auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anstellung in Berlin sich zerschlagen hatten, beschloß er um so mehr, für immer dort zu bleiben. Im Anfange des J. 1764 erschien endlich zu Dresden seine Geschichte der Kunst. In demselben Frühling machte er mit Volkmann und Heinrich Füßli eine dritte Reise nach Neapel, deren Resultate er in einer besondern Schrift: Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen, herausgab. Den größten Theil des J. 1766 widmete Winckelmann der Ausarbeitung des Discorso preliminare seiner Monumenti inediti, einer neuen Durchsicht und dem Druck derselben. Die Kosten dazu bestritt er selbst seit 1764, wo Casanova, der sie bis dahin vorgeschossen hatte, nach Dresden reiste. Um die Mängel der ersten Ausgabe seiner Geschichte der Kunst einstweilen zu ersetzen, ließ er 1797 Anmerkungen dazu erscheinen, arbeitete aber inzwischen mit großem Eifer an einer zweiten Ausgabe dieses Werkes. Zugleich erwachten in ihm alte Reiseplane nach Griechenland, die er jedoch, wo nicht aufgab, doch verschob, um Berlin zu besuchen, wo seine Geschichte der Kunst in einer französischen Übersetzung erscheinen sollte, und wo er für jene Reiseplane Unterstützung zu finden hoffte. Er machte noch eine vierte Reise nach Neapel, wo sein Sendschreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte,

söhnte sich mit ihnen aus, bestieg den Vesuv während eines eben Statt habenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum dritten Theil seiner Monumenti, wofür er bereits vieles gesammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi seine Reise nach Deutschland an. Schon der Anblick der tyroler Gebirge versenkte Winckelmann in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den festen Entschluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Alles, was sein Reisegefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um sodann seine Rückreise anzutreten. Hier kam er den 12. Mai an und fand bei dem Fürsten Kaunitz und andern Großen die ehrenvollste Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entschluß der Rückkehr konnte ihn nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt. Nach seiner Herstellung besah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die ihn mit besondrer Auszeichnung empfing und reich beschenkte, und reis'te zu Anfang des Junius nach Triest ab. Unterwegs gesellte sich ein Italiener, Namens Francesco Arcangeli, zu ihm. Dieser, ein abgefeimter Bösewicht, der erst vor kurzem in Wien zum Tode verurtheilt, aber begnadigt und des Landes verwiesen worden, bemächtigte sich durch erheuchelte Kunstliebe bald des Vertrauens des arglosen Winckelmann, der ihm seine goldnen Medaillen und andere Kostbarkeiten unbedenklich zeigte. In Triest übernahm Arcangeli die Besorgung der Reiseangelegenheiten, während Winckelmann im Gasthofe blieb. Am 8. Jun. zwischen eins und zwei Uhr saß er schreibend am Tische, als der Italiener in sein Zimmer trat, um ihm seine plötzliche Abreise anzuzeigen und Abschied zu nehmen. Er bat, ihm zuvor noch einmal die goldnen Medaillen zu zeigen; aber während Winckelmann, vor dem Coffre knieend, sie hervorlangen wollte, warf jener ihm eine Schlinge um den Hals und versetzte dem Unglücklichen, der sich vergebens wehrte, fünf tödtliche Stiche in den Unterleib, worauf er, ohne etwas mitzunehmen, entsprang. Winckelmann verschied wenige Stunden darauf, nachdem er sein Testament gemacht und den Cardinal Albani zum Universalerben eingesetzt hatte. Seine Handschrift zur zweiten Ausgabe der Geschichte der Kunst, die er bei sich führte, kam in den Besitz der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste in Wien, welche 1776 eine Ausgabe darnach besorgen ließ, die jedoch den Erwartungen der Kenner nicht entsprach; seine übrigen Papiere kamen in die Bibliothek des Hauses Albani; 1799 führten sie die Franzosen nach Paris, von wo sie jedoch wahrscheinlich zurückgekehrt sind. Winckelmanns Geist ist in seinen Schriften ausgeprägt, die eben so schätzbar durch gehaltvollen Inhalt als körnichten einfachen Ausdruck sind. Ihr unvergängliches Verdienst besteht darin, daß sie zuerst die ewigen Principien der Kunst aufstellen und die Werke derselben nach ihrem wahren, durch jene Principien bedingten Wesen und ihrem Zusammenhang unter einander darstellen. Nächst dem enthalten sie einen Schatz von historischen Aufklärungen, gegen den die einzelnen Irrthümer unbedeutend erscheinen. Sie finden sich gesammelt, bis auf die Monumenti inediti, die Description des pierres gravées und die verschiednen Briefsammlungen, in der von Fernow begonnenen und von Meyer

und Schulze beendigten Ausgabe, Dresden 7 Bände, 1808 — 17. Nächst dem ist zu Winckelmanns Kenntniß zu empfehlen Göthe's treffliche Schrift: Winckelmann und sein Jahrhundert. Über seinen traurigen Tod giebt eine kleine Schrift: Winckelmanns letzte Lebenswoche, herausgegeben von Rosetti, Dresden 1818, sehr genaue Nachricht.

Wind. Was man darunter verstehe, ist hinreichend bekannt. Wir können uns daher sogleich zur Erklärung der Ursachen dieses oft wohlthätigen, oft furchtbaren Phänomens wenden. Die den Erdball überall umgebende Luft zeigt, gleich allen flüssigen Körpern, ein beständiges Bestreben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Wird dies Gleichgewicht irgendwo gestört, etwa durch Kälte, welche bekanntlich die Luft zusammenzieht, oder durch Wärme, welche sie ausdehnt, so strömt die benachbarte Luft, zur Wiederherstellung dieses Gleichgewichts, herbei; das ist die nächste und gewöhnlichste Ursache der Winde. Damit verbinden sich andere Umstände, um sehr merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen, von denen wir namentlich des zwischen den Wendekreisen herrschenden, beständigen Ostwindes Erwähnung thun müssen, der den Seefahrern so bekannt ist, daß, um von Europa nach Amerika zu segeln, man erst bis zur Region dieser Winde hinausschifft, und, sich ihnen überlassend, den Ocean dann in gerader Linie durchschneidet. Die Ursache dieser Winde ist in der vereinigten Wirkung der Sonnenwärme und der Umdrehung der Erde, welche bekanntlich in der Richtung gegen Osten vor sich geht, zu suchen. Die starke Erwärmung der Luft zwischen den Wendekreisen bewirkt ein beständiges Zuströmen kälterer Luft aus den Polargegenden, also von Punkten, welche bei der Rotation der Erdkugel einen minderen Schwung erleiden, als die Äquatorialgegenden. (Vergl. Abplattung der Erde.) Bei der Ankunft in den letzteren bringt die Luft diese mindere Geschwindigkeit mit, dergestalt, daß das mit der rotirenden Erdkugel gegen Osten fortgeführte Schiff sich an diese weniger geschwinde Luft stößt, oder, weil die erstere Bewegung vom Schiffer nicht empfunden wird, einen von Osten wehenden Wind erfährt. — Außer diesen beständigen Winden giebt es periodische Winde, wohin besonders die Passatwinde (Moussons) gehören, die auf einigen eingeschränkten Meeren zwischen den Wendekreisen eine Zeit des Jahrs hindurch nach dieser, in der übrigen Zeit aber nach entgegengesetzter Richtung wehen, und deren Ursache in der Modification der angeführten Hauptumstände durch Localitäten gesucht werden muß. — In unsern Gegenden kennt man bekanntlich nur unbeständige Winde, die sich von jenen beständigen und zugleich gelinden und gleichförmigen Winden auch noch durch die Verschiedenheit ihrer Stärke unterscheiden. Hat der Wind eine Geschwindigkeit von 40 — 60 Fuß in der Secunde, so wird er Sturm, darüber, Orcan; von denen die heißen Erdstriche, neben jenen beständigen Winden, als außerordentliche Erscheinungen, nicht befreit sind; welche vielmehr dort, aus leicht erklärl. Gründen, wohin besonders die außerordentlich hohe Temperatur dieser Gegenden gehört, noch heftiger zu wüthen pflegen. Um einen Begriff von der furchtbaren Gewalt dieser Wirkungen zu geben, führen wir nur an, daß bei vorausgesetzter Geschwindigkeit von 123 Fuß in der Secunde, welche beobachtet worden ist, z. B. ein Thurm von 150 Fuß Höhe und 30 Fuß Breite, auf allen Seiten vom Windstoße eine Gewalt erleidet, die

dem Drucke von neun Millionen Pfunden gleich ist, welche Angabe auf genauen Vergleichungen des Wasser- und Windstoßes, und der specifischen Gewichte beider Materien beruht. — Eben so furchtbar in ihren mechanischen Wirkungen zeigen sich die Wirbelwinde, welche aus einer Luftsäule bestehen, die mit Gewalt um ihre Axe rotirt und zugleich eine fortgehende Bewegung hat, und die Wasserhosen, von welchen ein eigner Artikel handelt: wie anderseits die gesundheitzerstörenden Einflüsse des in Italien wehenden Sirocco, des Sam in Arabien u. s. w. aus Reisebeschreibungen hinreichend bekannt sind. Darüber darf man jedoch die wohlthätigen Wirkungen der Winde nicht vergessen, ohne welche das Luftmeer bald in einen stinkenden Sumpf verwandelt werden würde, und es ist, bei der höchst wichtigen Rolle, welche sie in der Öconomie der Natur spielen, nur zu beklagen, daß uns die Meteorologie über ihre physische Natur so wenig Befriedigendes zu sagen weiß. Vergl. Meyers Meteorologie §. 180 ff. und Lampadius Atmosphärologie, besonders wegen der S. 382 gegebenen, hierher gehörigen reichen Literatur-Notizen. D. N.

Windbüchse, das bekannte Schießgewehr, aus dessen Lauf die Kugel durch die Gewalt comprimirter Luft, welche bei Öffnung eines Ventils hervorbricht, getrieben wird, und welches von verschiedener Einrichtung seyn kann.

Windfahne, s. Anemoskop.

Windharfe, s. Äolsharfe.

Windischgrätz. Weriand, Herr zu Grätz im Lande der Wenden, oder Windischgrätz, der am Ende des 11ten Jahrhunderts lebte, ist der Stifter dieses Hauses, das mit der Erbland-Stallmeisterwürde von Steyermark beliehen ist. Es theilt sich in zwei Linien. Die ältere, die Ruprechtsche, erlangte im J. 1804 die reichsfürstliche Würde, indem ihre Herrschaft Eglofs (1¼ Quadratm. mit 1500 Einw.) nebst der Herrschaft Siggen, die in Schwaben von den vorarlbergischen Herrschaften umgeben liegen, zu einer Reichsgrafschaft mit dem Namen Windischgrätz erhoben wurde. Dieses Ländchen wurde 1806 mediatisirt, und steht jetzt unter würtembergischer Hoheit. Die Familie ist catholisch. Der Fürst Alfred, Freiherr zu Waldstein und im Thal, geb. 1787, commandirt als Oberster das kaiserl. königl. Kürassierregiment Großfürst Constantin. Das Haus besitzt noch mehrere Herrschaften in Österreich und Steyermark, z. B. Tachau u. a. Auch hat es mit der jüngern, der gräflich Sigismund'schen Linie, gemeinschaftlich das Oberst-Erbland-Stallmeisteramt in Steyermark und die Magnatenwürde in Ungarn.

Windkugel, Äolipile, ein kugelförmiges Gefäß von Metall mit einer Röhre von enger Öffnung, in welchem man etwas Wasser bis zum Sieden erhitzt, dessen Dampf dann mit einem lebhaften Zischen aus dem Schnabel dringt. Die ältere Physik wollte durch dieses Experiment die Entstehung der Winde erklären, ohne jedoch mit dieser Erklärung viel Glück zu machen, da in der Natur ein gleich hoher Temperaturgrad nicht eintritt. (Vergl. Wind.)

Windmesser, s. Anemoskop.

Windrose ist ein Theil des Compasses (s. d. Art.). Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstrichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige Ähnlichkeit mit einer Rose hat. Die vier Gegenden, Nord, Süd, Ost,

West, welche die Scheibe oder den Horizont in Quadranten theilen, heißen Hauptgegenden, die kleineren Abtheilungen Nebengegenden. Jede der vier Hauptgegenden wird in zwei gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieser ersten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; sie heißen daher Nord West (N.W.), Nord-Ost (N.O.), Süd-West (S.W.), Süd-Ost (S.O.). Diese acht Gegenden werden ferner in zwei gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun acht neue Nebengegenden: Süd-Süd West, West-Süd-West, West Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts, oder die 16 Gegenden werden noch einmal in der Mitte abgetheilt, und es entstehen nun noch andere 16 Nebengegenden: Süd gen Westen, Süd-West gen Süden u. s. w. Man nennt diese Vorstellung der Winde auch die Schiffsrose, weil die Seefahrer sie vorzüglich brauchen.

Windsbraut, ein heftiger, reißender Wirbelwind. So hat Luther, Apostelgesch. 27, 14 den griechischen Ausdruck Wirbelwind übersetzt. Das Wort ist jetzt im Hochdeutschen fast ganz veraltet. Die zweite Sylbe des Wortes, Braut, ist von Brausen gemacht worden.

Windsor, ein bekanntes königl. Schloß, auf einer Anhöhe, bei dem Städtchen Windsor, an dem südlichen Ufer der Themse, in der englischen Shire oder Grafschaft Berk. Eine steinerne Brücke führt über die Themse zu dem am andern Ufer liegenden Dorfe Eaton, berühmt wegen seiner lateinischen Schule für 4 bis 500 Eleven. Die Stadt Windsor ist klein und bietet keine Merkwürdigkeiten dar. Blos das Schloß zieht die Reisenden dahin. Wilhelm der Eroberer erbaute dasselbe kurze Zeit nachher, als er sich zum Herrn von England gemacht hatte. Später erwählte Eduard I. es zu seinem Lieblingsaufenthalte, und Eduard III., welcher hier geboren wurde, baute es nach einem neuen Plane prächtiger. Auch Carl II. wendete viel auf die Verschönerung von Windsor, und seit seiner Zeit blieb es der Lieblingsaufenthalt der Könige von England, und ihre gewöhnliche Sommerwohnung. Das Schloß, von einem ehrwürdigen, alterthümlichen Ansehen, hat zwei Höfe, welche durch den sogenannten runden Thurm, die Wohnung des Commandanten, von einander getrennt werden. An der Nordseite des obern Hofes befinden sich die Staats- und Audienzzimmer, an der Ostseite die Apartements der Prinzen, und gegen Süden die der vornehmsten Kronofficianten. Der untere Hof ist wegen der St. Georgencapelle merkwürdig, worin früher der letzt verstorbene König alle Morgen in den Wochentagen seine Andacht hielt. Die verschiedenen Säle und Staatszimmer zieren Tapeten und Mahlereien, bald von höherem, bald von geringerem Werthe. An allen ist die Wirkung der Zeit sichtbar. Der merkwürdigste unter den Sälen ist der 108 Fuß lange St. Georgs Saal, der zum Speisesaal für die Ritter des Hosenbandordens bei feierlichen Gelegenheiten bestimmt ist. Er ist mit Frescomahlereien von Verrio verziert welche die ganze Länge des Saales einnehmen und Scenen aus der brittischen Geschichte darstellen. Am Ende desselben steht der königliche Thron über diesem sieht man das St. Georgenkreuz in einer Glorie umgeben mit dem von Amoretten getragenen Strumpfbande und der bekannten In-

schrift: Honny soit qui mal y pense. In einem Zimmer, nicht weit von diesem Saale, liegt auf einem Tische die in Weiß und Gold gestickte Fahne, welche der jedesmalige Herzog von Marlborough jährlich am zweiten August, dem Tage der Schlacht von Blenheim nach Windsor bringen und dort niederlegen lassen muß, widrigenfalls er sein Recht auf Blenheim verliert. So lange Mitglieder der königl. Familie im Schlosse von Windsor anwesend sind, weht von dem Thurme die große englische Flagge, die man schon in weiter Entfernung von dem Schlosse erblickt. Der schönste Punkt von Windsor-Castle ist die große, in ihrer Art einzige, Terrasse. Sie erstreckt sich längs der östlichen und eines Theiles der nördlichen Seite des Schlosses, ist 1870 Fuß lang, und von verhältnißmäßiger Breite. Die Aussicht auf die Themse, welche sich durch eine der reichsten Landschaften hinschlängelt, auf die mannichfaltigen Landhäuser, Dörfer und Flecken, die ihre Ufer beleben, auf den parkähnlichen Wald von Windsor und die in der Nähe liegenden Gärten, ist über alle Beschreibung schön und reizend. Nicht im eigentlichen Schlosse von Windsor wohnt die königliche Familie, sondern in einem modernen Gebäude, welches der südlichen Terrasse gegenüber liegt. Hinter diesem Gebäude dehnt sich ein wohlangelegter Garten aus, worin sich ein zweites Gebäude befindet, welches die Prinzessinnen bewohnen.

Winfried, s. Bonifaz der Heilige.

Wingolf, s. Nordische Mythologie.

Winkel. Zwei Linien oder Flächen, die, von verschiedenen Richtungen ausgehend, einander schneiden, bilden in ihrem Durchschnitte Winkel. Sind die zwei Linien oder Flächen, die den Winkel ausmachen und Schenkel desselben heißen, gerade, so entsteht ein geradliniger oder geradflächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderspannung der Schenkel des Winkels und also der Bogen, der von dem Scheitelpunkte, zwischen den Schenkeln, beschrieben und nach Graden gemessen wird, bestimmt sein Maaß. Ist ein Schenkel des Winkels auf dem andern senkrecht, so nennt man den Winkel einen rechten. Die Entfernung der Schenkel eines solchen Winkels beträgt 90 Grade. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade ist, heißt ein spitziger, und ein Winkel, größer als ein rechter, ein stumpfer. Zwei Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander sich befinden, sind zusammen so groß als zwei rechte und haben zu ihrem Maaße 180 Grade; man nennt solche Winkel Nebenwinkel. Schneiden sich zwei Linien oder Flächen, so sind die einander gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, stets sich gleich. Körperliche Winkel sind solche, die von drei oder mehreren Flächen, welche in einem Punkte zusammenstoßen, gebildet werden. — In der Kriegsbaukunst hat man eingehende Winkel, welche sich gegen das Feld, und ausgehende, welche sich gegen die Festung öffnen. P. S.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winter (Peter von), königl. baier. Capellmeister und Ritter des Civilverdienstordens, gehört unter die berühmtesten deutschen Componisten. Geboren zu Mannheim im J. 1754, nach Andern 1755, Sohn eines Brigadiers der churpfälzischen Garde, erhielt er vom Hofmusikus Maier den ersten musikalischen Unterricht, und bildete sich unter der Leitung des ersten Violinspielers Kramer so schnell aus, daß er schon als Knabe von 10 Jahren bei dem churfürstl. Hofor-

chester den Zutritt erhielt. Er zeichnete sich bald als Virtuos auf mehreren Instrumenten, besonders auf der Violine, aus, und bildete sich in Mannheim unter dem berühmten Abt Vogler zum Componisten. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Mannheim den ehrenvollen Ruf eines Orchesterdirectors, welche Stelle er auch bei Versetzung des churfürstlichen Hoflagers von Mannheim nach München an letzterm Orte beibehielt. Er hat in England, wie in Italien (wohin er mehrmals als Theatercomponist berufen worden ist), seine Compositionen mit dem begeistertsten Beifall aufgeführt. Am meisten ist sein unterbrochenes Opferfest bekannt und beliebt worden. Für die Singstimme, die von ihrer ersten Bestimmung, auf das Herz des Menschen zu wirken, oft nur zu sehr abweicht, versteht er besser, als irgend ein deutscher und französischer Componist, zu schreiben, und es muß besonders angeführt werden, daß er durch seine tiefe Gesangskenntniß und natürliche Methode auch mehrere große Sänger und Sängerinnen, z. B. den Baritonisten Mittermeier, die Metzger u. A. gebildet hat. Seine Declamation ist rhetorisch richtig und seine Instrumentalbegleitung effectvoll, weßhalb er den Kenner fast immer eben so sehr als das Ohr und Gefühl des Musikliebhabers zu befriedigen weiß. Er ist gegenwärtig einer der ältesten Componisten, aber immer noch voll jugendlicher Kraft und Gesangslust. Unter seinen Compositionen erwähnen wir nur: I. Für die Kirche. 1. Mehrere Missen, Graduale, Offertorien, ein vortreffliches Requiem u. dergl. 2. Die Pilger auf Calvari, Oratorium für München. 3. Bettulia liberata, Orator. 1792 für Venedig. 4. Die Auferstehung, Cantate. 5. Die Erlösung des Menschen mit untergelegtem Stabat mater. II. Für das Theater. 1. Bellerophon, Melodr. für Mannheim, 1787. 2. Leonardo und Blondine, Melodr. 3. Cora und Alonzo, Melodr. 4. Armida, Melodram mit Chören. 5. Der Bettelstudent, Operette. 6. Catone in Utica, Op. ser., italienisch für das Theater all' Ascensione zu Venedig, 1791. In demselben Jahre 7. Antigone. Op. ser. für Neapel. 8. I Fratelli rivali, (auch deutsch, die Brüder als Nebenbuhler) für Venedig, Op. buff., 1794 für München. 9. Das unterbrochene Opferfest, Oper, deutsch, auch ins Italienische übersetzt 1796. 10. Le due Vedove, Op. buff. für Wien. 11. Das Labyrinth, Op. buff. für Wien, 1798. (eine Fortsetzung der Zauberflöte — so wie auch ein Theil der Pyramiden von Babylon. 12. Der Sturm, nach Shakspeare, 1799 für München. 13. Maria von Montalban, ernsthafte Oper, 1800, für München. 14. Tamerlan, Op. ser., franz., 1802, für Paris. 15. Castor und Pollux, ital. Oper für London, 1803. 16. Colmal Op. ser. 17. Die Blinden, Oper. 18. Proserpina, Op. ser. 19. Calypso, Op. ser. für London. 20. Opus, ital. Oper. 21. Zaira, schon früher in England geschrieben, neulich auch für die deutsche Bühne bearbeitet und voll herrlicher Gesangstücke. 22. Mahomet, Opera ser., vor einigen Jahren in Italien geschrieben und daselbst mit dem größten Beifall aufgenommen; auch in Dresden gegeben. III. Für die Kammer. a) Singstücke. 1. Pigmalione, Cant. 2. Piramo e Tisbe, Cant. 3. Hector, Cant. 4. Ignes de Castro, Cant. 5. Die Hochzeit des Figaro, Cant. 6. Andromaque, Cant. 7. Progne et Philomèle, Cant. 8. Gesänge am Clavier. 9. Canzonetten, ital. u. deutsch. 10. Timoteo oder die Macht der Töne, große Cantate nach Drydens Alexandersfest v. Dr. Schreiber, ital. u. deutsch 1809. (für London geschrieben. b) In-

strumentalsachen: viele Concerte, Serenaten, Symphonien (z B. eine brillante Schlachtsymphonie mit Chören, zur Feier der Schlacht bei Leipzig 1813).

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, welche im astronomischen Sinne mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89 auf der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördliche Winter in die Sonnennähe, der südliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langsamer geht und also um soviel Tage länger verweilt. — Im gewöhnlichen Sprachgebrauch verstehen wir unter Winter die rauhe und kalte Jahreszeit überhaupt. In der heißen Zone findet in diesem Sinne gar kein Winter Statt; hier giebt es nur eine Regenzeit, die aber nicht kalt ist. Eine ziemliche Strecke über die Wendekreise hinaus in beiden gemäßigten Zonen ist noch derselbe Fall. In ganz Nord- und Südafrika, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, ja selbst im südlichen Europa, als Neapel Sicilien, dem südlichen Spanien und Portugal, kennt man weder Eis noch unsere Winterkälte. Im Jan. pflegen bereits die Mandelbäume zu blühen und die Gartengewächse gedeihen in dieser Zeit zum Theil besser als im Sommer. Weiter hinauf, schon im Kirchenstaat, gefriert es etwas; noch mehr in Oberitalien. Diesseits der Alpen, wo der Winter immer mehr steigt, wird er bei uns schon ziemlich anhaltend und streng und erreicht endlich jenseits des Polarkreises einen Grad von Kälte, der unsere Vorstellung übersteigt. Dieselbe Progression findet nach dem Südpol zu Statt.

Winterfeldt (Hans Carl von), königl. preuß. General-lieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens und des Ordens pour le mérite, ward den 4. April 1707 zu Vanselow in Vorpommern geboren und begann die militärische Laufbahn im 16. Jahre bei dem Kürassierregimente von Winterfeldt, von welchem er bald zur Garde du Corps versetzt ward. Friedrich der Große, der ihm schon als Kronprinz sein Vertrauen geschenkt hatte, erhob ihn, der damals noch Lieutenant war, bald nach seiner Thronbesteigung zum Major und Flügeladjutanten, und sendete ihn wenige Monate darauf (1740) mit dem wichtigen Auftrage nach Petersburg, das dortige Cabinet dafür zu gewinnen, daß es sich nicht in den ersten schlesischen Krieg mische, den er beschlossen hatte. Der Zweck ward vollkommen erreicht und Winterfeldt, zur Armee zurückgeeilt, trat an die Spitze eines Grenadierbataillons, mit welchem er sich bei der Überrumpelung Glogau's (8. März 1741), besonders aber in der Schlacht bei Mollwitz (10. April) auszeichnete, in welcher er verwundet, bald darauf zum Obristlieutenant und nach wenig Tagen zum Obrist und Generaladjutanten befördert ward. Er leitete darauf noch das glänzende Gefecht bei Rothschloß (22. Juni). Im zweiten schlesischen Kriege (1744) machte er sich zuerst wieder bei dem Rückzuge aus Böhmen bemerkbar, wo er abermals eine Wunde empfing. Im folgenden Jahre lieferte er den ungarischen leichten Truppen bei Schlawentiz (11. April) ein glänzendes Gefecht und schlug bald darauf den General Nadasti bei Landshut, wofür ihn der König, der ihn zu diesen Unternehmungen ganz besonders ausgewählt hatte, zum Generalmajor ernannte. Er nahm darauf vorzüglichen Antheil

am Siege von Hohenfriedberg (4. Junt) und an dem glücklichen Gefecht bei Catholisch-Hennersdorf (23. Nov.), und that dem nach Böhmen fliehenden Feinde bei Zittau noch beträchtlichen Schaden. In der nach dem Dresdner Frieden eingetretenen elfjährigen Waffenruhe war er als Generaladjutant immer in der Nähe des Königs und im Besitz von dessen größtem Vertrauen, so daß er von ihm zu den verschiedenartigsten wichtigsten Geschäften gebraucht wird. Den dritten schlesischen Krieg voraussehend, strebte er durch Einziehung guter Nachrichten über die Militäreinrichtungen der Nachbarstaaten und Studium des wahrscheinlichen Kriegsschauplatzes sich darauf besonders vorzubereiten. Als die aus dem Dresdner Cabinet erhaltenen Papiere keinen Zweifel über die Absicht der Gegner übrig ließen, drang er in den König, der ihm drohenden Gefahr durch einen unvorhergesehenen Angriff zuvorzukommen. Seine Ansicht gewann die Oberhand über die entgegengesetzte Meinung der Prinzen und einiger Generale, und man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Kriegs Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Friedrich drang in Sachsen ein und blokirte die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna; hier ward Winterfeldt abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Österreich abzuziehen. Als dies fehlschlug, erfolgte die bekannte Capitulation. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt; dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangnen Fehler vom Könige eben so hart behandelt, als alle unter ihm stehenden Generale, mit Ausnahme Winterfeldts, der nun bei dem Armeecorps des Herzogs von Bevern angestellt wurde, welches Friedrich nach eignem Geständniß eigentlich ihm anvertraute. — Der Herzog lagerte darauf am 31. August (1757) an der Landskrone bei Görlitz, Winterfeldt jenseits der Neisse, den rechten Flügel gegen Mais, den Holzberg mit zwei Grenadierbataillons besetzt haltend. — Im österreichischen Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf Winterfeldts Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bataillons und 70 Escadrons zusammengezogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf den Holzberg, jene beiden Bataillone mußten ihn nach tapfrer Gegenwehr verlassen. Winterfeldt — der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat — eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallenen Helden.

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den weitesten Abstand südwärts vom Äquator erlangt hat. Dies geschieht den 21. oder 22. Dec. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (nämlich von 7½ Stunde) und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen am Himmel. Er fällt jetzt in das Sternbild des Schützen, man rechnet ihn aber immer noch vom Anfange des Steinbocks an.

Winterschlaf der Thiere. Es giebt eine kleine Anzahl von Thieren, welche, außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen, mehrere Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigstens in völliger Unthätigkeit liegen, während welcher sie neue Kräfte für den übrigen Theil des Jahres sammeln. Die Säugthiere, die man Winterschläfer nennt, gehören durchgehends zu der Familie der Gefingerten. Doch giebt es auch einige andere, wie die Fledermaus und der Igel, welche dem Winterschlafe unterworfen sind. Auch beschränken sie sich nicht blos auf die kälteren Climate, sondern auch in sehr warmen Gegenden finden sie sich. So hält die Jerboa in Arabien, und der Taurick in Madagascar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf anfangen, ist keinesweges ganz bestimmt, doch fällt sie meistens in denjenigen Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit versinkt. Der Instinct treibt diese Thiere gegen diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle aufzusuchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkele Höhlen, oder in die Schornsteine verfallner Schlösser. Der Igel wickelt sich in Blätter ein, und legt sich gewöhnlich unter Gestrippe von Farrenkräutern. Hamster und Murmelthiere vergraben sich in die Erde und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder vor der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Luftröhre zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieser Thiere, besonders die Nager, wie der Hamster und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf sie übermannt. Während dieser Periode bemerkt man nun folgende Erscheinungen. Zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20, bei andern um 40 bis 50 Fahrenheitische Grade vermindert; doch ist sie immer noch größer, als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterschläfer viel langsamer und unterbrochner. Oft bemerkt man mehrere Minuten, ja wohl gar eine Viertelstunde lang nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Daher verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können selbst in verdorbener Luft viel länger aushalten, als wenn sie wachen. Natürlich muß sich das Herz verhältnißmäßig eben so langsam bewegen. Beim Hamster schlägt es im Winterschlaf nur funfzehnmal in der Minute, während man im wachenden Zustande wohl 115 Herzensschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering und man hat Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft schnappten, wenigstens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schwefelsäure und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch starke electrische Schläge aus der Leydner Flasche wecken. Eben so ist die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme gewöhnlich leer, und selbst wenn sie erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Freßbegierde; so vermindert sich auch das Gewicht der Thiere während des Winterschlafes ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers ge-

sucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen können. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht blos in das rechte Herzohr, sondern sie theilt sich in zwei ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei den Kindern im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes aufzählt, manche äußern Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte, wenn sie auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher Thiere dieser Art auch mitten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versieht. Doch fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeit lang unterlassen wird. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behältniß sperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln sind auch die Schwalben, nach sichern Zeugnissen, einem ähnlichen Winterschlafe unterworfen. Die Mauerschwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Ritzen alter Gemäuer, sondern man hat sie auch oft aus dem Schlamme des Wassers gezogen und sie durch Wärme wieder erweckt, so daß man daraus eine allgemeine Regel hergeleitet, die indessen keinesweges gültig ist, da sie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Climate aufsuchen. Die im Schlamme gefundenen Schwalben sind höchst wahrscheinlich durch zufällige Ursachen aufgehalten, haben sich im Röhricht versteckt und sind so in diesen Zustand verfallen. Auf ähnliche Weise hat man auch einst einen jungen Kuckuck erstarrt im Wasser gefunden, ohne daß bei diesen Vögeln der Winterschlaf Naturgesetz wäre. Bei den Fröschen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien ist der Winterschlaf sehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50 Grad Fahrenheit sinkt, vermindert sich sogleich die Zahl der Herzensschläge von dreißig bis auf zwölf in der Minute. Wenn man ihnen in diesem Zustande mit Gewalt Futter beibringt, so findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Frösche, Schlangen und Eidechsen, die man in einer künstlichen Kälte erhält, oft Jahre lang in einem solchen Zustande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeschlossen gefunden, die vielleicht viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Insecten, halten bekanntlich ihren Winterschlaf. Einen unvollkommnen Winterschlaf findet man bei dem gemeinen Bären der im November, wo er vorzüglich fett ist, sich in seinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und so den Winter über selten erwacht. Aber wenn dies geschehen, pflegt er sich die Tatzen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüsen sind, daher man geglaubt hat, daß er seine Nahrung allein aus ihnen zieht. Auch der Dachs verschläft den größten Theil des Winters, indem er seine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe steckt.

Winterthur, eine kleine, wohlgebaute, industriöse Stadt im Schweizercanton Zürich, mit 420 Häusern und 3300 Einwohnern, an der Eulach, in einem lieblichen Thale, vier Stunden von Zürich. Es giebt hier gute Kattun-, Mousselin- und Zitzfabriken; auch und

Vitriol, Alaun und Glaubersalz bereitet und häufig versendet. Überhaupt zeichnete sich diese Stadt immerfort durch vorzügliche Künstler aus. Die Stadt hat eine Bibliothek, ein Münz- und Naturaliencabinet. Ihre Umgegend zieren geschmackvolle Landhäuser, üppige Wiesen und Weinberge, deren Erzeugniß zum besten des Cantons gehört. In der Umgegend wächst ein guter Wein, mit welchem ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Wippenmühle, eine besondere Art holländischer Windmühlen. Die ganze Mühle ist nur so hoch, daß eben die Flügel über den Boden wegschlagen, übrigens ist das Untergebäude sehr breit und trägt ein pyramidalisches Dach.

Wirbel (Carthesianische), s. **Descartes**.

Wirbelwind, s. **Wind**.

Wirkung, jede durch eine Ursache (in der Physik durch eine **körperliche**) hervorgebrachte Veränderung, oder das **Streben** nach einer solchen Veränderung. Jeder Wirkung muß eine Ursache entsprechen (Cessante causa, cessat effectus), und der Größe der Wirkung muß die Größe der zu ihrer Hervorbringung angewandten Kraft proportional seyn. Diese Sätze dringen sich dem Verstande auf; wogegen über das, was man unter **Größe der Kraft** zu verstehen habe, ein müßiger Streit geführt worden ist. D. N.

Wirtemberg, s. **Würtemberg**.

Wisbaden, eine dem Herzoge von Nassau gehörige Stadt, die wegen ihrer Bäder berühmt ist. Sie liegt auf einer kleinen Ebne, nach Süden und Osten von Wiesen und fruchtbaren Getraidefluren, nach Norden von sanft sich erhebenden Rebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geschützt. Um die Stadt her ziehen sich große Gemüse- und Obstgärten und auf allen Seiten sieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Die Stadt hat ungefähr gegen 500 recht gut gebaute Häuser, besonders in der Nähe der Bäder. Sie ist lebhaft, mit breiten, reinlichen Straßen und gutem Pflaster versehen. Mitten in der Stadt befindet sich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen die..., auf welchen man ohne Zwang erscheinen kann. Unter den Straßen erinnert noch die Saalgasse an die alte Pfalz der Carolinger, welche hier stand und der Saal hieß. Von dem alten Schlosse ist noch etwas Mauerwerk übrig; das neue Schloß erbaute Johann Ludwig von Nassau gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Das Rathhaus ist wegen der in Holz gearbeiteten und andern Verzierungen sehenswerth. Zu dem sehr geschmackvollen **neuen Chursaal** machte Hr. v. Wolzogen aus Weimar den ersten Plan; ausgeführt ward dieser durch den Landbaumeister Zais auf Actien. Die Fronte beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß und 58 inländische Marmorsäulen tragen ihn von innen und außen. Täglich sind hier in der Churzeit Concerte, denn das Gebäude enthält einen schönen Tanzsaal, mehrere andere Säle und Zimmer. Die Römer kannten schon die mattiakischen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren des von Drusus erbauten Castells auf dem Kirchhofe; auch hat man Überreste römischer Bäder und viele alte Grabmäler um die Stadt herum entdeckt. Schon die Carolinger hatten hier eine Pfalz, welche Carl der Große oft bewohnte. Otto der Große erhob 965 Wisbaden zur Stadt. Wisbaden zählt vierzehn warme und zwei kalte Mineralquellen. Das Wasser derselben enthält: kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure

Kalkerde und Bittererde, schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöstes Eisen. Die heißeste Quelle hat 151° Fahrenheit. Man benutzt das Wasser weit mehr zum Baden als zum Trinken. Wirksam ist es bei Infarcten, bei Verschleimung im Magen und Darmcanale, in Verstopfung der Leber, bei Gelbsucht und Gallenübeln, Verstopfung der Drüsen des Unterleibes bei Kindern, Rheumatismen, Gicht und Podagra, Lähmungen der Glieder, Hautausschlägen und Geschwüren ꝛc. Dagegen ist das Wasser schädlich bei allen Krankheiten, wo eine große Schwäche der festen Theile des Körpers, oder ein aufgelößter Zustand der flüssigen Theile Ursache ist, wie z. B. bei hectischen Fiebern von innern Eiterungen, bei den meisten Wassersuchten, im Scorbut, krebshaften Übeln, bei starkem Fluß der monatlichen Reinigung, der goldenen Ader u. d. m. Die Stadt hat nur ein trinkbares Wasser, das in Röhren vom schwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrige Brunnen der Stadt sind salzig. Der Badehäuser sind 23, mit Ausschluß des Hospitalbades und des öffentlichen bürgerlichen Bades. Die bedeutendsten Badehäuser sind: 1. der Rindsfuß, 2. der Schützenhof, 3. der Adler, 4. die Rose, 5. der Bär, 6. der schwarze Bock. Sie sind gemeiniglich 20 — 40 Fuß hoch und bestehen aus dem Badehause und Wohnhause; bei fast allen sieht man gegen das Dach, welches mehrere Öffnungen zum Abzug des Dampfes hat; jedes enthält 10 — 30 Badestübchen, die verschlossen werden können und deren Boden mit Backsteinen ausgelegt ist. Man bezahlt gewöhnlich für sein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Durch Canäle wird von den Hauptquellen aus das Wasser in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einwohner von Wisbaden sind sehr gefällig und überhaupt Leute von Lebensart. Sie treiben nicht nur Handwerke und allerhand bürgerliche Gewerbe, sondern auch Acker- und Weinbau. Daher fallen sie auch nicht so gierig über die Beutel der Fremden her, wie dies in manchem andern Badeorte geschieht. Die Landescollegien haben auch ihren Sitz in der Stadt. Unter allen Spaziergängen um Wisbaden her ist die neue Anlage, welche sich vom Herrengarten bis zum ehemaligen Wiesenbrunnen hinzieht und den herrlichen Chursaal umgiebt, die schönste. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und schönen Naturscenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die Fasanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster, in dessen Nähe man alte Grabhügel findet; Sonnenberg, ein alte Burg mit weitläuftigen, mahlerischen Ruinen; den Geisberg, von welchem man eine reizende Aussicht nach Mainz und dem Rheine hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei; die Walkmühle, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzsaale; das Jagdschloß, die Platte, wo man eine der reichsten Aussichten in Deutschland genießt; und Biberich mit seiner herrlichen Fürstenwohnung und der eben so herrlichen Umgebung.

Wischnu, s. Indische Mythologie.

Wismar, eine Stadt im Großherzogthum Meklenburg-Schwerin, im Ostsee- oder District Wismar, ist mit Mauern und Graben umgeben und liegt an einem Meerbusen der Ostsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet. Sie hat 1300 Häuser und 7600 Einwohner, welche sich hauptsächlich mit dem Handel zur See und mit dem Schiffbau beschäftigen. Auch befinden sich eine Kar-

tenfabrik und drei Tabaksfabriken hier. Die Stadt ist alt und gehörte ehemals zu den Hansestädten. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie zum Herzogthume Schwerin geschlagen, und im westphälischen Frieden an die Schweden, die sie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehreremale belagert und eingenommen worden. Im Jahre 1803 erkaufte der Herzog von Meklenburg-Schwerin die Stadt **Wismar** mit ihrem Gebiete, nebst den Ämtern **Poel**, auf der Insel gleiches Namens, und **Neukloster** von Schweden für die Summe von 1,200,000 Thaler Banco. Durch diese Acquisition wurden die meklenburgischen Länder von dieser Seite völlig arrondirt.

Wismuth (auch Bismuth; das Wort ist wahrscheinlich ausländisch, Adelung hält es für slavonisch), ein sehr sprödes Halbmetall, das auf seinem Bruche ein würfliches, aus kleinen Blätterchen bestehendes Gewebe zeigt. Es wird theils gediegen, doch meistens nur versteckt oder vererzt (mineralisirt) gefunden. Man findet es in Sachsen bei Schneeberg, in Schlesien, Norwegen und Schweden. Der Wismuth wird im Feuer leicht flüssig, und vereinigt sich, den Zink ausgenommen, mit allen Metallen und Halbmetallen. Durch dergleichen Vermischungen können verschiedene Compositionen und zu verschiedenem Gebrauch gemacht werden. Mit Zinn, Blei und etwas Quecksilber vermischt, erhält man eine Spiegelfolie. Die Handwerker, die in Zinn arbeiten, brauchen den Wismuth, um das Zinn leichter flüssig zu machen; mit Blei vermischt, wird er zum Löthen gebraucht. Die Schriftgießer vermischen ihn mit Spießglas, um Buchstaben zu gießen. Mit Laugensalz oder Weingeist aufgelöst, giebt der Wismuth einen feinen, weißen, kalkartigen Niederschlag, der unter dem Namen spanisches Weiß oder Schminkweiß bekannt, und für die Haut sehr schädlich ist. Die Ärzte der vorigen Zeiten empfahlen eine Auflösung desselben als ein schweißtreibendes Mittel, und er war in den Apotheken unter dem Namen **Marcasit** (s. d. Art.), Marcasita officinalis, bekannt.

Wispel, ein Getraidemaaß, welches zwei Malter oder 24 Scheffel hält.

Wissenschaft, im Allgemeinen jede erweiterte und deutliche Kenntniß. Im engern Sinne aber bezeichnen wir mit Wissenschaft einen systematisch zu einem Ganzen verbundenen Inbegriff von Kenntnissen, im Gegensatze eines bloßen Aggregats derselben. Einem solchen Ganzen, in welchem das Einzelne als nothwendiges Glied erscheint, ist Einheit der Idee nothwendig. Es muß ein Grundsatz daseyn, nach welchem die Materie der Wissenschaft, die einzelnen hergehörigen Erkenntnisse, zur Einheit des Ganzen verbunden sind. Alle andern Grundsätze, die in einer Wissenschaft vorkommen, müssen von diesem Hauptgrundsatze abgeleitet und ihm untergeordnet seyn. (Vergl. d. Art. **Encyclopädie der Wissenschaften**.)

Witgenstein, s. **Sayn**.

Witte (Carl), Doctor der Rechte und Philosophie zu Berlin. Dieser junge Mann, der in seinem sechzehnten Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art, und nachdem er alle deßhalb erfoderlichen Prüfungen auf das ehrenvollste bestanden hatte, bei der Universität zu Heidelberg erhielt, verdient als ein merkwürdiges Beispiel aufgestellt zu werden von dem, was glückliche, jedoch nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung in einem Alter vermögen, wo man höchstens erfreuliche, vielversprechende Blüthen, keineswegs aber gereifte Früchte zu erwarten

berechtigt ist. — Carl Witte ist geboren zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, am 1sten Jul. 1800. Sein Vater gleiches Namens war daselbst Pfarrer und bekannt als ein Mann von Geist und Kenntnissen. Er hatte von jeher eine große Neigung zur Pädagogik gezeigt und war vier Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie von Salis in der italienischen Schweiz gewesen. Während seines frühern Aufenthaltes zu Berlin, so wie auf Reisen, welche er zu machen Gelegenheit fand, war er mit den großen Erziehern Deutschlands und mit den vornehmsten öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten bekannt geworden, und hatte hier seine Ansichten von dem, was Erziehung leisten könne, und wie sie es könne, durch Beobachtung und Nachdenken berichtigt und geläutert. Als ihm dieser Sohn geboren wurde, nahm er sich vor, ihn selbst und auf das sorgfältigste, jedoch der Natur gemäß und ohne etwas erkünsteln zu wollen, wozu sie nicht die Hand böte, zu erziehen. Seine gute verständige Gattin, die er auch größtentheils zu seiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterstützte ihn bei seinen Bemühungen mit dem regsten Eifer. Allein weder Vater noch Mutter ahneten, daß sich ihres Kindes Fähigkeiten so früh und auf eine so überraschende Art entwickeln würden, zumal da die Gesichtszüge desselben in den ersten Lebensjahren gerade nichts Ausgezeichnetes zu versprechen schienen. — Im vierten Jahre las der junge Witte schon recht gut deutsch, indem er es gleichsam im Spiel von den Ältern gelernt hatte. Er rechnete in dieser Zeit auch bewundernswürdig im Kopfe, selbst mit Brüchen aller Art. Doch ließ ihn der Vater dies nicht fortsetzen, weil es den Geist zum Nachtheile des Körpers allzusehr anzustrengen schien. Dieser hatte sich indeß sehr kräftig ausgebildet und das Kind genoß immerwährend der besten Gesundheit. Vom fünften Jahre an mußte der Vater fast wider seinen Willen anfangen, den Sohn regelmäßig zu unterrichten, weil es die Mutter angelegentlich wünschte. Er wählte zuerst die französische Sprache, später die italienische, und dann nach einem halben Jahre die lateinische, worauf sodann die griechische und englische folgte. Selbst hebräisch lernte der Knabe mit Lust und Eifer, Schreiben ohne Anleitung durch sich selbst. — Im achten Jahre erregte das Kind die Aufmerksamkeit mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. eines Funk, Schütz, Tieftrunk, Olivier, Tillich, Lindner, Krug u. A., und alle billigten die einfache und natürliche Lehrmethode, nach welcher der Vater bei der Ausbildung seines Kindes verfuhr. Dieses hatte bis zum vollendeten sechsten Jahre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im siebenten etwa eine bis anderthalb und im achten zwei bis zwei und eine halbe Stunde Unterricht erhalten. Der Ruf von der frühzeitigen Entwickelung des interessanten Kindes verbreitete sich jetzt immer mehr und mehr, und auf einer Reise, die der Vater mit ihm nach Leipzig machte, erregte der Knabe hier eine solche Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß sich mehrere edelmüthige Bewohner des Ortes vereinigten, ihm eine jährliche Pension von 550 Thalern zu geben, damit der Vater sich einzig der Ausbildung seines Sohnes zum Besten der Menschheit auf der Universität daselbst widmen könnte. Mehrere Prüfungen hatte der Knabe sowohl in Leipzig als auch in Dresden auf höhern Befehl zur allgemeinen Zufriedenheit bestanden und so wurde er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art unweigerlich aufgenommen. — Der König von Westphalen, welcher damals der Landesherr von Witte war, wünschte jedoch, daß der Knabe, statt in Leipzig, auf einer Landesuniversität studiren möchte.

Er ging deßhalb mit dem Vater nach Göttingen, nachdem Letzterer seiner Stelle enthoben worden war, und erhielt nebst diesem eine jährliche Pension von 2000 Franken. — Der junge Witte stand im zehnten Jahre, als seine Eltern mit ihm nach Göttingen gingen. Er schrieb hier im zwölften Jahre seine erste lateinische Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte. Während der vier Jahre, welche er hier zubrachte, studirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Philosophie u. s. w. Im zwölften und dreizehnten Jahre las er Privatcollegia über niedere und höhere Mathematik, und in Hannover und Salzwedel las er öffentlich über diese Wissenschaft. Im dreizehnten Jahre wurde er Doctor der Philosophie zu Gießen, und im vierzehnten Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau. Zugleich schrieb er sein zweites deutsches Werk über einen Gegenstand aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Jetzt nahm sich seiner sein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König von Preußen, wieder an, und verlängerte ihm die obgedachte Pension noch auf vier Jahre. Nun studirte Witte auch die Rechte, Diplomatik und Cameralwissenschaften, und begab sich deßhalb nach Heidelberg, wo er den 20sten August 1816 die Doctorwürde erhielt. — Als er nach Berlin zurückgekehrt war, wollte er dort sich dem akademischen Lehramte widmen, gerieth aber bei Gelegenheit seiner Habilitirung in einen Streit mit der Juristenfacultät, worüber Bericht an das Ministerium erstattet wurde. Da es unter diesen Verhältnissen nicht gerathen schien, ihn sein Lehramt sofort antreten zu lassen, wurde höhern Orts der Ausweg getroffen, ihn in den Stand zu setzen, ehe er als Lehrer zu Berlin aufträte, eine literarische Reise von einigen Jahren machen zu können. Auf dieser ist er noch jetzt begriffen. — Seine Erziehungsgeschichte, welche vor kurzem von seinem Vater herausgegeben worden (2 Bde. 8. 1819, 3 Thlr.), enthält eine Menge trefflicher Erziehungsgrundsätze und wird Ältern und Erziehern gewiß sehr nützlich seyn, wiewohl man dem Ganzen mehr Ordnung und Ausführung des Einzelnen, die störende Polemik aber ganz wegwünschen möchte.

Wittekind, ein berühmter Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vorzüglichsten Anführer im Kriege gegen Carl den Großen, dessen Begebenheiten jedoch nur zum Theil bekannt sind. Die Sachsen, ein zahlreiches und tapfres Volk, bewohnten unter dem Namen der Ostphalen, Westphalen und Engern, zu welchen letztern Wittekind gehörte, das nördliche Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige Westphalen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, besonders die fränkischen Gränzen. Carl der Große beschloß daher, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Zugleich wurde die Religion als ein Bewegungsgrund dazu gebraucht. Der Krieg gegen sie begann im Jahre 772 und dauerte bis 803, also dreißig Jahre hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Carl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil die Franken durch bessere Kriegskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derselben, ein großes Übergewicht über sie hatten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachsen Frieden und versprachen Gehorsam. Aber sobald Carl sich mit seiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen sie aufs neue zu den Waffen. So fing auch Wittekind 782 einen neuen Krieg an. Ein

von Carl ihm entgegengeschicktes Heer wurde fast gänzlich aufgerieben. Carl kam nun selbst mit einem mächtigen Heere, und als ihm Wittekind, der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf sein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er sich dafür durch eine bis zur Grausamkeit getriebene Strenge, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen ließ. Durch dieses Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstande gereizt. Aber sie wurden (783) in zwei blutigen Treffen bei Detmold und am Hasefluß so geschlagen, daß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Carl versuchte nun auch gelinde Mittel und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, Wittekind und Albin, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (785). Wittekind erhielt seine Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Carl zum Herzog von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die Carl den Sachsen schickte, und durch acht Bisthümer, die er in Westphalen und Niedersachsen stiftete, suchte er die Sitten der Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholtenmalen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im Jahre 803 endigte der Friede zu Selz, der den Sachsen verschiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese blutigen, mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß Wittekind der Stammvater der sächsischen Regenten sey, ist aus der Geschichte keineswegs zu beweisen. Es ist bekannt, daß die königlichen und herzoglichen sächsischen Häuser von den alten Grafen von Wettin abstammen. (S. Wettin.)

Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, eine preußische stark befestigte Stadt in dem Merseburger Regierungsbezirke der Provinz Sachsen, liegt an der Elbe, über die eine hölzerne 500 Ellen lange und 11½ Ellen breite Brücke führt, und ist durch das Wirken Luthers und Melanchthons welthistorisch berühmt geworden. Wittenberg hatte vor der letzten Belagerung 602 Häuser, verlor aber durch dieselbe 285 Wohnhäuser, und zählt jetzt mit der Besatzung 6345 Einwohner, und seit 1817 sind zwei neue Vorstädte auf dem linken und auf dem rechten Elbufer entstanden. Die Schloß- und Universitätskirche, an die Luther am 31sten October 1517 seine berühmten 95 Sätze anschlug, und in der Luther, Melanchthon und die Churfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige begraben liegen, ist 1817 auf königliche Kosten von den während der letzten Belagerung erhaltenen Beschädigungen wieder hergestellt worden. — Die 1502 von Friedrich dem Weisen gestiftete Universität ist von der preußischen Regierung mit der Hallischen vereinigt, dafür aber ein theologisches Seminarium errichtet worden. Die Befestigungen sind zweimal die Ursache der Zerstörung der Stadt geworden. Schon 1547 wurde sie vor der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Carl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geschützt. Im siebenjährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10ten bis zum 14ten October durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preußische Commandant, Obrist Salemon, zur Übergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen. Das schwerste Trübsal stand aber der Stadt im Jahre 1813 bevor. Sie ward, noch mit einem Walle und — theilweis nassen — Graben umgeben, beim Vorrücken der Russen im Anfange des Jahres 1813 auf Marschall Victors Befehl so gut wieder

hergestellt, als es die Zeit gestattete. Wittenberg war damals zunächst durch seine Garnison stark, die aus vorzüglichen polnischen Truppen bestand. Vom 26sten März bis zum 20sten April durch das Corps des Generallieut. von Kleist blokirt, während des Waffenstillstandes auf Buonaparte's Anordnung verstärkt, pallisadirt, mit einem bedeckten Wege versehen, ward es nach der Schlacht bei Dennewitz vom Bülowschen Corps eingeschlossen und beworfen. Ende Octobers rückte die Brigade des Generalmaj. von Dobschütz (vom 4. preuß. Armeecorps) davor, die eigentliche Belagerung begann aber erst nach der Eroberung Torgau's, am 28sten December. Das vom Feinde befestigte, ungefähr hundert Schritt vor dem Schloßthor gelegene Armenhaus ward in der Nacht zum 2ten Januar 1814 gestürmt und behauptet, der bedeckte Weg in der Nacht zum 7ten genommen, in der folgenden das Couronnement desselben begonnen, und durch die hier etablirte Batterie dann am 12ten in die Bastion längs des Schloßthors Bresche gelegt. Da der Gouverneur General la Poype die Auffoderung zur Übergabe ablehnte, so wurde der Sturm angeordnet und um Mitternacht in vier Colonnen ausgeführt. Die gegen die Bresche dirigirte drang zuerst ein, und sehr schnell war der Platz, mit Ausnahme des Rathhauses und Schlosses, genommen, in welche sich die Garnison geworfen hatte, die sich indeß bald darauf auf Discretion ergab. Der Verlust der Belagerer betrug im Ganzen etwa 400 Mann, davon beim Sturm 8 Offiziere, 100 Mann. Der General Graf Tauentzien, der als commandirender General diese Belagerung, so wie die von Torgau, geleitet hatte, erhielt als Belohnung das Großkreuz des eisernen Kreuzes und den Ehrennamen Tauentzien v. Wittenberg.

Witterung, s. Wetter.

Witterungskunde. Die Witterungskunde oder Meteorologie beschäftigt sich vorzüglich mit Aufsuchung der bestimmten und festen Regeln und Grundsätze, wornach Witterungs- und Wettererscheinungen in dem Dunst- oder Luftkreise erfolgen müssen. Dazu gehört die Kenntniß 1. aller Luftarten und ihrer Verwandtschaften; 2. des äußeren Baues der Erdflächen, besonders der Gebirgs- und Höhenzüge, des Abflusses aller Ströme und Flüsse, der großen Landseen, Waldungen und umgebenden Meere; 3. der Abdachung der Länder in Niederungen und des Abhanges des ganzen Landes vom Äquator nach den Polen; 4. des täglichen spiral- und des jährlichen kreisförmigen Umlaufs des Erdballs; 5. der wechselseitigen Ab- und Zuströmungen der Zonalwärme und Kälte; 6. der vom Lande angezogenen Abdunstungen der Weltmeere und der mit ihnen verbundenen großen Seen; 7. der täglichen Luftströme aus den Gebirgsschluchten beim Umschwung des Erdballs; 8. der Luftbewegungen oder Winde durch die mannichfaltigen Schattenseiten der Gebirge, einzelnen Berge, Wolken, der Nachtseite des Erdballs und anderer Erhöhungen; 9. der Störungen des Gleichgewichts der Luft durch electrische Explosionen und andere feurige Lufterscheinungen; der Schnee- und Eislagen auf hohen Bergen und Gebirgen unter der Schneelinie und andere Gegenstände mehr. Alle diese concurrirenden oder vielseitig mitwirkenden Ursachen enthalten die bestimmten und hinreichenden Gründe zur Erscheinung der täglichen Witterung oder des Wetters. Aus den Schriften der alten Griechen und Römer sind die Irrwege bekannt, auf welche damals die poetischen und prosaischen Naturforscher gerathen sind, und in dem Mittelalter war die Witterungskunde sogar ein Theil

der Astrologie oder Sterndeuterei, wovon noch jetzt Anzeigen des Wetters in den Calendern mit Aberglauben die überreste jener Finsterniß des menschlichen Geistes sind, deren Beibehaltung und Fortsetzung als ein Maaßstab der Kindheit des größeren Publicums in diesem Theile der Naturkenntniß angesehen werden kann. Sogar noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erklärte Theophrastus Paracelsus (in seinen Werken von den Meteoren) die Nebensonnen für messingene von den Luftgeistern fabricirte Becken, und die Sternschnuppen für die Excremente der Gestirne, welche aus der Verdauung ihrer astralischen Speisen entstünden. Bei diesen astrologischen Thorheiten, die man zur Erklärung meteorologischer Erscheinungen anwendete, abstrahirten sich Bauern, alte Frauen und Landwirthe noch andere Witterungs- und Wetterregeln, die man aus dem Verhalten mancher Thiere und den Veränderungen der Pflanzen hernahm. Größtentheils waren diese Regeln nur für ein nahe bevorstehendes oder Localwetter auf einen oder zwei Tage in einem gewissen Orte anwendbar; jedoch fand man auch verschiedene Erfahrungssätze, welche ganze Jahreszeiten voraus anzuzeigen vermochten. Z. B. ein schöner Herbst bringt einen windigen Winter. Wenn die Zugvögel in großen Heerden und zeitig kommen, so wird es früh und ein strenger Vorwinter. Wenn Schwalben niedrig und Bienen nicht weit von dem Bienenstocke wegfliegen, so kommt Regen u. s. w. Diese sogenannten Haus- oder Bauerregeln wurden bei den fortgesetzten Beobachtungen der Landwirthe, Hausväter und Naturforscher nach und nach vermehrt und daraus entstanden große Sammlungen solcher Regeln. Auch hierin zeigte sich bald eine gewisse Unzuverlässigkeit, wodurch auch diese Hausregeln an Glaubwürdigkeit, wenigstens für die Voraussicht auf mehrere Monate verloren. Das erneuerte Studium der Physik, welches besonders in Deutschland vor der Mitte des dreißigjährigen Krieges nach dem westphälischen Frieden begann, bekam seit Erfindung der Luftpumpe, der Barometer, Thermometer und anderer meteoroskopischer Instrumente, sehr bald eine andere Richtung. Wenigstens trugen sie zu besseren Begriffen vom Luftkreise bei. Jetzt glaubte man jedoch das wahre Wetter- und Witterungsorakel gefunden zu haben. Man sah jene neuerfundenen Werkzeuge für die sichersten und untrüglichsten Verkündiger der Wetterveränderungen an. Jeder Besitzer eines solchen Wetterglases, denn so nannte man die Luftschwermesser (Barometer), wollte an dessen hohem oder tiefem Stande des Quecksilbers den Zustand des Luftkreises blos aus dessen Dichte und Federkraft erkennen. Über die Ursachen des Steigens und Fallens der Barometer, so wie über den Zusammenhang der Witterung mit der Dichte der Luft entstand eine große Anzahl von unzureichenden Hypothesen und dies veranlaßte die Erfindung von einer größern Menge ähnlicher Meßinstrumente. Aber man ist bei ihrer vielfältigen Vermehrung und allen Verbesserungen in der Witterungskunde um nichts weiter gekommen, so viel man sich auch selbst noch in unsern Tagen damit beschäftigt hat. Welche Vortheile werden oder sollen unsere Nachkommen auch davon haben? Etwa den Cyclus von neunzehn, oder einer andern beliebigen Anzahl von Jahren, nach deren Ablauf dieselbe Witterung wiederkehrt? — Innerhalb eines Jahrhundertes wird es unstreitig mehrere Jahre geben, die nach Beschaffenheit ihres Witterungscharakters, sowohl in Rücksicht auf die Winter- als Sommermonate, einander ähnlich seyn mögen. Wo findet man aber wohl bei Vergleichung homogener Gegenstände nicht Ähnlichkeiten heraus? Menschengestalten — Gesichter —

und Charaktere, Thiere und Pflanzen, Fossilien und Tage, Gegenden und Gedanken sehen oft einander so vollkommen ähnlich wie Zwillingsgeschwister und sind dennoch verschieden und einander fremd, wie dies schon Leibnitz gelehrt hat. Alle diese Instrumentalbemühungen und Beobachtungen, wohin auch die der pfalz-bayerischen meteorologischen Gesellschaft und der Beitrag zur Witterungskunde des verdienstvollen D. Schön zu Würzburg gehören, dürften daher wohl zu keinen befriedigenden Resultaten im Allgemeinen führen. Daß sie jedoch einst, wenn diese allgemeinen und besondern, oder Zonal- und climatischen Gesetze für die Witterung und deren Voraussicht aufgefunden seyn werden, ein nicht unbeträchtlicher Nutzen für die Localwitterung davon erwarten läßt, wird Niemand in Abrede stellen. Sobald nur einige scheinbare Ideen durch die vielfältigen Instrumente aufgeregt waren, da entstand auch eine fast unzählbare Menge von Wagesätzen über Wetter und Witterungen, deren Geschichte der Abt Richard (l'Histoire naturelle de l'air et des météores, à Paris VII. T. 1770, kam deutsch zu Frankfurt 1773 in 8. heraus) aufzählt. Der gelehrte Cartesius bemühte sich im siebzehnten Jahrhunderte, alle Lufterscheinungen mechanisch, Stahl chemisch, de Luc physisch und Toaldo selenisch, d. h. durch den Einfluß des Mondes, zu erklären. Vor hundert Jahren (1724) gab der Pater Cotte zu Paris zuerst ein Lehrbuch der Meteorologie heraus, das auch seine großen Mängel hatte. So schätzenswerthe scharfsinnige Bemerkungen und Erklärungen man in demselben, so wie in den Schriften der Herrn v. Saussure, de Luc, Harrebow zu Copenhagen, und in den Werken französischer und englischer Gelehrten (s. Mémoires de l'académie des sciences und Philosophical Transactions) über meteorologische Gegenstände findet, so läßt sich doch das Unsichere und Schwankende in diesem Theile des menschlichen Wissens auch darin nicht verkennen. Eben so schränken sich die mühsamen Untersuchungen eines Lambert, Mayer und Gatterer mehr auf climatische und Localwitterung ein und verfehlen den Überblick des Ganzen. Die Witterungskunde kann daher nie größere Fortschritte machen, so lange man noch auf den alten Landstraßen, den Beschäftigungen mit Localwettererscheinungen, mit Beobachtungen der Barometer- und Thermometerstände, fortwandert. Wer kann sich beim Anblick eines Stückchens Mauerwand oder Abputzes aus den Kammern von Herculanum und Pompeji einen Begriff von der Bauart der alten Römer machen. Eben so wenig wird man von einzelnen Veränderungen, welche die meteoroskopischen Werkzeuge, in einer mehr oder weniger eingeschränkten Gegend, von dem über ihr befindlichen Luftkreiszustande anzeigen, auf die Witterung im Allgemeinen einen richtigen Schluß machen können. Es verdient daher gewiß dieser Theil der Naturkenntniß eine allgemeine Revision und die Bemühungen sachkundiger und wahrheitliebender Männer, eine richtigere Bahn nach festern Grund- und Erfahrungssätzen zu betreten. Die Erfahrung hat leider nur zu deutlich bewiesen, daß wir auf dem bisher gelehrten Schnörkelwege zu dieser wichtigen Naturkenntniß weder gekommen sind, noch gelangen werden. Welchen unübersehbaren, großen Nutzen würde aber eine sichere und zuverlässigere Witterunsgkunde für die Landwirthschaft und das menschliche Leben überhaupt gewähren! Dahin kann uns aber nur die Erforschung der hierzu erforderlichen allgemeinen Naturgesetze und ihrer Modalitäten führen. Sobald wir diese Haupt- und Grundursachen aller Erscheinungen der Veränderungen in unserm Dunstkreise genauer kennen, dann wird und muß sich

auch die Witterung als eine nothwendige Folge jener Prämissen vorher bestimmen lassen. Eine systematische Witterungskunde erfodert Gewißheit, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Beim Aufbau einer solchen Lehre muß man außer den oben bereits angeführten Sätzen Folgendes berücksichtigen. Alle Witterungserscheinungen müssen in dreierlei Hauptclassen eingetheilt werden, nämlich in allgemeine oder Zonal-, besondere oder climatische und in die besonderste oder Localwitterung. Durch die erstere wird der Charakter der Witterung eines ganzen Erdtheils oder Landes unter einerlei Breite und Länge bestimmt; die andere zeigt die Abänderungen dieser Witterung nach den eigenthümlichen Beschaffenheiten und nach der Lage einzelner Gegenden oder Provinzen an; und die dritte beschäftigt sich mit dem Wetterwechsel in einzelnen Örtern. In Berücksichtigung dieser Eintheilung kommt es auf den Überblick des Ganzen der dreierlei Erdgürtel, auf die Kenntniß der Beschaffenheit des Baues einzelner Gegenden und dann auf die Lage und Umgebungen besonderer Örter und die bisher in denselben gemachten Erfahrungen in Absicht des Wetterwechsels an. Die Hauptursache aller Witterung liegt in dem jährlichen Fluge des Erdballs um die Sonne, und in der unablässigen Ab- und Zuneigung eines oder des andern Theils seiner Oberfläche von und zu ihr, wodurch der Stand der letztern in jedem Augenblick bestimmt, und die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die ihnen entgegenstehenden Körper mehr oder weniger befördert werden muß. Nach der individuellen Lage und Beschaffenheit eines Landes wird nun durch dieses fortwährende Ab- und Zuwenden des Erdballs von und zu der Sonne bald eine größere, bald eine geringere Menge Wärmestoff aus dem letztern entwickelt, und dadurch die Luft verdünnt. Durch die spiralförmige rollende Bewegung des Erdballs um die Sonne fällt in jedem Momente eine neue Lichttangente auf seine Oberfläche, und diese ewigen Auf- und Niedergänge der Sonne, die in jedem Augenblicke über irgend einem Halbkreise des Erdballs Statt finden, verursachen eine fortwährende Luftverdünnung und Verdichtung jener in den höhern, dieser in den niedern Regionen der Atmosphäre. Dadurch entsteht eine beständige Luftströmung aus der Schattenseite des Erdkörpers selbst und aller auf ihm befindlichen Erhöhungen. Diese Zuströmung der dichtern in die verdünntere, oder der kälteren in die wärmere Luft erzeugt die meisten Winde und Dünste. Mit den Grundstoffen des Wasser- und Sauerstoffgases entweicht der Wärmestoff aus der Oberfläche aller Körper und bildet Dünste, die in den höhern Luftregionen Wolken, in den niedern aber Nebel genannt werden. Je ausgebreiteter die Wolkenmasse nach allen Richtungen über die unter ihr liegenden Länder ist, um desto kühler oder kälter wird es in denselben. Im Winter senkt sich der Dunstkreis tiefer zur Erde herab als im Sommer. Sobald nun aus dem Übermaaß der beständigen Sommerwärme ein Theil derselben von der südlichen Äquatorseite nach Norden herströmt, so fangen an den untern Bergregionen Schnee und Eis an zu schmelzen, und die mildere Jahreszeit tritt ein, oder es beginnt der Frühling. Von den beiden Seiten des Äquators ziehen nach den Eisgegenden oder dem Süd- und Nordpole Wolken und Nebel hinab. Auf dem sogenannten festen Lande umschweben jene Dünste die Gipfel der hohen Berge in Nebel- und Wolkengestalt. Aus dem durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen im Winter herabgefallenen Schnee, der sich auf allen Seiten der Gebirge, einzelner Berge und Landhöhen befindet, entstehen in der mildern und wärmern Jahreszeit die

Dünste. Im Winter wirkt die Sonne ihres niedrigen Standes wegen auf die mittäglichen Bergseiten und die darauf befindlichen Schneelagen nur sehr schwach. Im Frühjahre erfolgt diese Einwirkung der Sonnenstrahlen auf die Morgenseite der Schneeberge schon viel stärker, und im Sommer liefern die Mitternachtseiten aller Gebirge die meisten Regen und Niederschläge. Der Herbst erscheint immer um desto heiterer und regenloser, je weniger sich noch Schnee- und Eislagen auf der abendlichen Seite der Gebirge, welche in dieser Jahreszeit von den Strahlen der Sonne am meisten beschienen werden, befindet. Öfters wird auch schon ein Theil des neugefallenen Herbstschnees von den Berghöhen abgethaut und es entstehen daher im Spätherbste, besonders im November, nicht selten anhaltende Regentage. Bruchige Gegenden und Bergschluchten, große Waldungen und Höhenzüge sind Nebeln und Regengüssen mehr als andere flache und niedrige Gegenden ausgesetzt. Die meisten europäischen Schneeberge liegen in den südwestlichen Gegenden von Europa, daher kommen auch fast immer Regen und Wolkenzüge von dieser Seite. Die Richtung der letztern wird aber auch durch den Schwung des Erdballs von Westen nach Osten, und dessen Abhang nach Norden hin, desgleichen durch die größere Wärme in den nordöstlichen Ländern, während der Sommermonate, bedingt und hervorgebracht. Je wärmer es in den letztgenannten Ländern während der langen Sommertage ist, um desto schneller fliegen die abgedunsteten Südwestwolken dahin. Da sich der Erdball bei seinem fortwährend raschen Fluge um die Sonne in jedem Augenblicke in einem andern Standpunkte gegen sich befindet, so muß sich wenigstens alle acht Tage ein anderer Zustand der Erde und ihres Dunstkreises in gebirgs-, wasser- und waldreichen Ländern zeigen. Durch diesen Wetterwechsel ist der Irrthum von dem Einflusse des Mondes auf die Witterung entstanden, der aber nach unwiderleglichen Gründen eben so unzulässig ist, wie der Einfluß der Gestirne. Der oben erwähnte täglich veränderte Standpunkt des Erdballs muß auch nach den individuellen Lagen und Beschaffenheiten eines Landes größere und geringere Luft- und Zustandsveränderungen des Dunstkreises hervorbringen, die theils aus Zonal-, sehr oft aus climatischen, auch wohl aus Localursachen gebildet werden. Diese Veränderungen hat man bisher irrthümlich der einwirkenden Kraft des Mondes zugeschrieben. Fast immer, oder doch sehr häufig strömen im Dunstkreise warme und kalte Luft und Wolkenzüge in verschiedenen Richtungen über einander. Die untersten Wolken werden die Regenwolken, weil die obern Tröpfchen auf die untern herabfließen und sich zu Tropfen vergrößern. Wenn sie die Luftsäule nicht mehr tragen kann, fallen sie herab. Die heiße und warme Luft hat überall ein Bestreben aufwärts zu steigen, und die kalte oder kühlere Luft dringt an die Stelle, von welcher sich jene erhebt. Der Wärmestoff wird aber nie dem Erdballe von den Sonnenstrahlen oder von irgend einem andern Weltkörper mitgetheilt, sondern nur durch die Einwirkung der Sonne aus allen auf demselben befindlichen Körpern aufgeregt und entwickelt. Die wärmeerregende Kraft der Mondstrahlen ist noch nicht bekannt, vielleicht ist diese Entdeckung noch zu machen!? — Durch die Nähe des Nordpoleises und der dadurch kälter gewordenen Nordländer ward die freie Wärme von Europa bisher abgezogen, daher es manchem Naturbeobachter vorkam, als nähme die Wärme ab, da es doch gegentheils seit 2000 Jahren in diesem Erdtheile um viele Grad wärmer geworden ist. Die schwedisch-norwegischen Gebirge sind die Schutzmauer gegen eine viel größere

Kälte, die sonst aus Norden nach Deutschland kommen würde. Stünden nicht die hohen Bergketten gegen Süden dem Südwinde entgegen, so würden diese leztern in Deutschland nicht so selten seyn. Diese Umstände mildern die zu strenge Kälte und zu große Hitze, welchen sonst Europa ausgesetzt seyn würde. Liegen in den Sommermonaten an den Ufern der arctischen Länder noch Eisschollen vom Frühjahreisgange, die von den Meereswellen in Bewegung gesetzt werden, und befindet sich auf der Nordseite der Nordostgebirge daselbst noch Schnee, so wehen kühle und kalte Winde im Sommer von Nord und Nordost nach Süd und Südwest. Die Erhöhung des Erdballs am Äquator, die bis zum neunzigsten Grad nördlicher und südlicher Breite zehn Meilen beträgt, verhindert den Einfluß der Luftbeschaffenheit der einander entgegenstehenden gemäßigten Zonen und der beiden Pole. Eben so treten die nördlichen und ostnördlichen Nebel der Kälte nach Süd und Südwest entgegen. — In die Oberfläche der Erde dringt ein großer Theil der im Sommer regegewordenen Wärme und verbindet sich mit der freien Wärme, die sich im Innern derselben entwickelt. Wenn nach dem Herbstgleichtage die Winde zwischen Westen und Osten wehen, und nur in ihrem Gange mit den dazwischen fallenden Mittelwinden bis über die Mitte des Octobers abwechseln, dann bleiben sie wenigstens drei Monate in diesen Weltgegenden stehen und der südliche Theil von Europa hat einen strengen, der nördliche einen milden Winter. Geht aber der Wind von West nach Nordwest und über Nord und Nordost nach Osten, dann erfolgt ein kalter und strenger Winter für die Nordseite Europens und ein mäßiger für die jenseits der Gebirge liegenden Südländer. Bei dieser Bestimmung der Winterwitterung muß man auf den Bau der drei großen verbundenen Erdtheile (Europa, Asien und Afrika) besonders Rücksicht nehmen, und auf den erwähnten Gang des Winters durch die beiden Thäler, Abhänge oder Abdachungen zu beiden Seiten der langen Bergkette von Sierra Morena in Spanien bis zu der Nerzinskoisch-Ochotskischen Bergkette in Sibirien durch Europa und Asien achten. Diese vorläufigen aphoristischen Ideen können ungefähr den Weg bezeichnen, welchen die Naturforscher betreten müßten, wenn sie in der Witterungskunde größere und zuverlässigere Fortschritte machen wollten. Auf diese Weise würde aber auch die Witterungslehre eine ganz andere Gestalt erhalten und eine der wichtigsten aller menschlichen Kenntnisse werden. Dmr.

Witthum (lat. Dotalitium, franz. Douaire), überhaupt das, was ein Ehemann seiner Frau auf den Fall, daß sie Wittwe werden sollte, zu ihrem Unterhalte aussetzt. Besonders wird es von Wittwen höhern Standes gebraucht, und bedeutet das, was eine solche Wittwe, entweder vermöge der Ehestiftung, oder nach den Rechten zu erhalten hat, um standesmäßig leben zu können. Es wird bisweilen auch Leibgedinge (s. d. Art.), Leibgut, Leibzucht, genannt; wiewohl das Leibgedinge im engern Sinne nur einen Theil des Witthums ausmacht. Witthum nennt man nicht blos das zum Unterhalte ausgesetzte Kapital, sondern auch, besonders bei Wittwen höhern Standes, das Grundstück (Schloß, Rittergut rc.), auf welchem die Wittwe ihren Sitz, und von dessen Ertrage sie ihren Unterhalt haben soll. Es wird zuweilen in der Disposition des Erblassers festgesetzt, daß die Wittwe einen Theil ihres Witthums verlieren soll, wenn sie ihren Wittwenstuhl verrückt, d. h. sich anderweit verheirathet. — Das nun veraltete Wort Witthum für ein einer Kirche oder frommen

Stiftung vermachtes Grundstück wird von den Sprachforschern von Widmen hergeleitet.

Wittwencassen sind Anstalten zur Unterstützung hinterlassener Wittwen. Es giebt zwei Hauptgattungen dieser Anstalten, welche wesentlich von einander verschieden sind: 1. solche, die einen durch Vermächtnisse oder Schenkungen oder Besoldungsabzüge gebildeten Kapitalfonds besitzen, dessen Zinsen jährlich unter die Wittwen vertheilt werden, in Verhältniß zu den von ihren Ehegatten geleisteten Beiträgen. Hier wird, um ganz sicher zu gehen, keine bestimmte Summe zugesichert, sondern die Größe der Unterstützung richtet sich lediglich nach der Zahl der Interessenten und der Wittwen; von dieser Art ist die Universitätswittwencasse in Göttingen 2. Solche, die auf Leibrentenfuß (s. d. Art. Leibrente) eingerichtet sind. Ihre Natur ist folgende: eine ansehnliche Zahl von Ehemännern, deren Frauen noch sämmtlich am Leben sind, macht sich anheischig, entweder auf einmal oder nach und nach eine gewisse Geldsumme durch ihre Beiträge zusammenzubringen, um ihren dereinstigen Wittwen eine dem Beitrage gemäße, stets gleiche, Pension bis zum Tode der Wittwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu versichern. Man kann in diese Anstalten auf zweierlei Weise eintreten: a) auf Kapitalfuß, d. h. durch Herschießung einer Summe auf einem Brette; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergestalt, daß man jedes Jahr zu bestimmten Zeiten eine gewisse Summe als Beitrag hergiebt. — Die Größe der der Wittwe zugesicherten Leibrente wird berechnet: α) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts, β) nach dem wahrscheinlichen Tode beider, γ) nach der Größe des Einsatzes, welcher letztere jedoch verfallen ist, wenn die Frau vor dem Manne stirbt. — Bei den Anstalten, welche auf Kapitalfuß eingerichtet sind, ist die Berechnung leichter zu übersehen und die Casse mehr gesichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinsichtlich der Art und Weise der Berechnung haben Tetens und Kritter, die Hauptschriftsteller in diesem Fache, folgenden Grundsatz aufgestellt. Bei dem wahrscheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Kapital- oder Contributionsfuß geschehen seyn, die volle Summe vorhanden seyn, welche, mit Zinsen und Zinseszins berechnet, erfoderlich ist, um der Wittwe bis zu ihrem wahrscheinlichen Tode die bestimmte versprochene Pension zu verschaffen. — Die Solidität einer Wittwencassenanstalt beruht hauptsächlich auf der dabei zum Grund gelegten Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Sterblichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist von mehreren Schriftstellern, insbesondere von Süßmilch (die göttliche Ordnung des menschlichen Geschlechts ꝛc.) in Tabellen dargestellt worden; wie richtig indessen auch diese Tabellen hinsichtlich der Sterblichkeit überhaupt seyn mögen, so hatte man doch Unrecht, sie unbedingt bei den Wittwencassen zum Grund zu legen; denn 1. bei diesen Anstalten sind die Wittwen gewöhnlich eine ausgesuchte Anzahl gesunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber im Allgemeinen nicht anwendbar ist; 2. haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Schwangerschaft überstanden, so tritt bei ihnen eine ganz andere Sterblichkeit ein; 3. die beigebrachten Gesundheitsscheine der Ehemänner beweisen wenig, die Sterblichkeit unter den Ehemännern, welche einsetzen, ist größer, als die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht überhaupt. Es ist daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieser Hinsicht von Kritter folgender Grundsatz aufgestellt und auch bei verschiedenen Anstalten der Art zur Richtschnur angenommen worden. Besteht

eine Wittwencasse aus zweitausend Interessenten, welche im Durchschnitt vierzig Jahre und deren Frauen 32 Jahre alt sind und werden jedes Jahr zweihundert neue Interessenten aufgenommen, so ergiebt sich gegen das funfzigste Jahr, wann der erste Stamm von zweitausend Interessenten mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleich bleibenden Zahl der Wittwen, welche Pensionen erhalten und der Interessenten, welche beitragen, nämlich 3: 5, d. h. fünf Interessenten müssen so viel beitragen, als drei Wittwen Pension erhalten. — Wittwencassen, welche ihre Versprechungen nicht halten können, sind in der Regel nur dadurch vom gänzlichen Ruin zu retten, daß mit den Interessenten accordirt, d. h. wegen einer Verminderung der Pension übereingekommen wird. Noch ist zu bemerken, daß dergleichen Anstalten nicht gerade den Armen zu gut kommen, auch nicht sehr von Sparsamen gesucht werden können, weil man durch Privatsparsamkeit zwar nicht eine gleich große Rente seiner künftigen Wittwe zusichern kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn die Frau früher stirbt; daher sind dieselben hauptsächlich da zu empfehlen, wo bei den Ehemännern wenig Sparsamkeit zu erwarten ist. Vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet man in folgenden Schriften: Eclaircissemens sur les établissemens publics calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss. — deutsch von Kritter, Altenburg 1782. 4. — Kritter Auflösung der wichtigsten Fragen über die Errichtung dauerhafter Wittwencassen, Göttingen 1768. 8. — Dessen Plan der neuen Einrichtung der Bremischen Wittwenpfleggesellschaft 1787. 4. — Karstens Theorie von Wittwencassen, Halle 1784. 8. — Tetens Einleitung zur Berechnung der Leibrenten. Leipz. 1785 u. 86, 2 Thle. — Dessen Nachricht von dem Zustande der Wittwencasse zu Copenhagen 1797, Copenh. 1803. — Florencourt Abhandlungen aus der juristischen und politischen Rechenkunst mit einer Vorrede von Kästner. Altenburg 1781. KM.

Witz. Der Witz als Eigenschaft des Subjects ist ein auf vorzüglicher Anlage beruhendes Talent, die Ähnlichkeiten an denjenigen Dingen, welche der natürliche Verstand als verschiedenartige zu betrachten pflegt, leicht schnell und lebendig aufzufassen und darzustellen. Da dies Auffinden der Ähnlichkeit Vergleichung voraussetzt, so kann man auch sagen, der Witz ist eine natürliche Fertigkeit der vergleichenden Urtheilskraft im Auffinden solcher Ähnlichkeiten, durch welche die Dinge in eine sinnreiche Beziehung treten, oder eine spielende Urtheilskraft. Der Witz aber als Product bezeichnet den glücklichen und sinnreichen Vergleich und was durch denselben bewirkt wird, ja oft auch versteht man unter dem Witzigen das Sinnreiche überhaupt, besonders aber so fern es in Worten ausgesprochen wird (die Franzosen sagen daher bon mot). Der Witz zeigt sich um so mehr als Fertigkeit, je leichter er dasjenige verknüpft, was für den gewöhnlichen Blick in keiner Beziehung zu stehen scheint, mithin je tiefer die Ähnlichkeit liegt, ferner je reicher er selbst an Auffindung solcher Beziehungen ist. Er wird als Talent sehr unterstützt durch Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Anschauungen, Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, und damit verbundene Übung und Fertigkeit im Vergleichen überhaupt; weßhalb ihn Jean Paul auch den angeschauten Verstand zu nennen scheint. Er äußert sich eben sowohl im Erkenntnißgebiete als im Gebiete der

Kunst und des gemeinen Lebens, in Reden und Handlungen, sowohl ernst als belustigend. Das Belustigende desselben aber beruht vorzüglich auf der schnellen und spielenden Äußerung der Geistesthätigkeit. Der Witz ist um so belustigender, je mehr er durch sinnreiche Beziehung heterogener Gegenstände überrascht und um so lächerlicher, je größer und anschaulicher der Contrast der verglichenen Gegenstände ist. Letztere Art pflegt man wohl auch vorzugsweise Witz zu nennen, und die Einfälle desselben erscheinen dann gewöhnlich unter der Form der Ideenassociationen (s. d. Art.) und werden durch Vergesellschaftung der Vorstellungen oft hervorgerufen. Im letztern Falle und in so fern sein Zweck keine ernstliche Belehrung, sondern die spielende Äußerung der Kraft sein einziger Zweck ist, ist er im vollen Sinne des Worts spielende Urtheilskraft. Hier kommt es nicht darauf an, ob die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit in der Wirklichkeit existirt, oder blos durch Vorstellung der Einbildungskraft scheinbar hervorgebracht ist. Indessen darf der Schein doch nicht unwillkührlich seyn — denn der Witz ist feine Urtheilskraft — und selbst das Scheinverhältniß, welches er aufstellt, muß einen Grund haben, in einer, wenn auch noch so geringen, Beziehung, welche man den Vergleichungspunkt (tertium comparationis) nennt. Je tiefer, treffender und sinnreicher dieser Vergleichungspunkt ergriffen ist, desto sinnreicher und tiefer ist der Witz, und um so schaler und seichter, je hinfälliger diese Beziehungen und je leichter sie auch dem alltäglichsten Kopf in die Augen fallen. In Rücksicht seiner Gegenstände ist der Witz Sach- oder Formwitz; letzterer geht auf die Beziehung der Gegenstände (dahin gehört z. B. das Wortspiel), ersterer aber auf Gegenstände der Wahrnehmung oder Begriffe. Beide Arten des Witzes sind in Hinsicht ihrer Darstellung eigentlich (wenn der Witz sich an die Wahrnehmung und den eigentlichen Ausdruck hält) oder uneigentlich und bildlich, wenn er das Sinnliche mit dem Nichtsinnlichen oder umgekehrt vergleicht. Man redet auch von einem scharfsinnigen Witz, das ist nun entweder ein solcher, welcher durch Blicke in das Wesentliche und Innere der Dinge entspringt, oder man will damit bezeichnen den Witz, der sich der Unterscheidungen und Entgegensetzungen des Scharfsinns scheinbar oder als Mittel zu Vergleichungen bedient. — Was seine Wirkungen anlangt, so ist der Witz im Ganzen eine heilsame Gabe der Natur, wenn die Freiheit, die in der spielenden Thätigkeit desselben liegt, den Beschränkungen der Einseitigkeit, Pedanterie und Schwerfälligkeit entgegenwirkt. Doch kann er, wo er herrschende Thätigkeit wird, auch dem Verstande und Gefühle nachtheilig wirken, und führte oft zu Kälte, Zerstreuung, im höhern Grade fixirt, zur Abspannung des Geistes und Aberwitz. Selten auch ist der blos Witzige geliebt. Daher muß sich der Witz mit andern Vorzügen des Geistes verbinden. Der Witz kann, weil er Talent ist, nicht Zweck der Erziehung seyn. Die Entwickelung desselben aber wird besonders durch mannichfaltige und lebhafte Anschauung, leichten geselligen Umgang und heitere freie Verhältnisse begünstigt. Durch freien geselligen Umgang wird ein gewisser Tact in der Anwendung des Witzes hervorgebracht, ohne welchen der Witzige leicht zum Witzbold wird, d. h. zu einem Menschen, der Witz am unrechten Orte anwendet, oder verschwendet. T.

Wladimir (Wlodimir), ein Name, der für Rußland großes Interesse hat. Wladimir wurde (981), nach dem Tode seiner beiden

Brüder, Herr des ganzen damaligen russischen Staates, und vergrößerte denselben durch die Besiegung verschiedner benachbarter Völker. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griechisch-kaiserlichen Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen, und nahm mit seinem ganzen Volke die christliche Religion an. Die ersten Religionslehrer der Russen kamen aus Constantinopel und von ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griechischen Kirche eingeführt. Wladimir wird als der erste christliche Regent und, weil er viel Klöster und Schulen stiftete, in der russischen Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Zu seinem Andenken stiftete die Kaiserin Catharina II. am 22. September 1782 den St. Wladimirorden. Er starb 1015. Seine Nachkommen theilten zu ihrem eigenen Verderben das Reich unter sich.

Woche. Die Eintheilung der Zeit in 7tägige Perioden (Wochen) hat ihren Ursprung im grausten Alterthum und im Orient, und wird daher, wohl nicht mit Unrecht, von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergeleitet. Dagegen rührt die Benennung der Wochentage: Sonntag, Montag, Dinstag (dies Martis), Mittwoch, (dies Mercurii), Donnerstag (dies Jovis), Freitag (dies Veneris), Sonnabend (dies Saturni), von einem astrologischen Aberglauben her. Die Ptolemäische Weltordnung zählte nämlich sieben Planeten in der Ordnung: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond; und der Aberglaube ließ diese Planeten hinter einander weg, jeden immer Eine Stunde, regieren. Fängt man also irgend einmal eine erste Tagesstunde mit dem Saturn an, so fällt auf die 24ste, wie man leicht sieht, der Mars, und auf die 25ste oder 1ste des andern Tages die Sonne (Sonntag); so fort gehend, auf die 1ste des demnächstfolgenden Tages der Mond u. s. w. Man könnte auch annehmen, daß der Anfang mit der Sonne, als dem vornehmsten Planeten nach Ptolemäischen Begriffen, gemacht worden sey, was, wie man gleich übersieht, die nämliche Ordnung noch ungezwungener herbeiführt. D. N.

Wodan ist gleichbedeuetnd mit Odin, eine der mächtigsten Gottheiten des Nordens. Die alten Sachsen und Thüringer verehrten namentlich den Wodan als ihren Kriegsgott, und jene schwuren in dem Kampfe mit Carl dem Großen ein feierliches Gelübde, demselben alle feindliche Gefangene zu opfern. (Vergl. Nordische Mythologie.)

Wohlbrück (Gottfried), Regisseur und Schauspieler bei dem Stadttheater zu Leipzig. Er ist geboren zu Berlin, und hat seine Bildung auf dem Friedrichswerderschen, dann auf dem Joachimsthalschen Gymnasium erhalten. Die Neigung zur dramatischen Kunst mochte wohl dadurch in ihm geweckt worden seyn, daß er als Knabe schon an Aufführung kleiner Dramen auf jenen Unterrichtsanstalten Antheil nahm. Er las, da ihm der Besuch öffentlicher Schauspiele verboten war, desto mehr dramatische Werke, und kannte Engels Mimik und Lessings Dramaturgie ziemlich genau, ehe er ein Schauspiel sah. Im 17ten Jahre verließ er Berlin, um Schröders Theater in Hamburg zu besuchen. Im J. 1789 betrat er zum erstenmale die Bühne zu Cassel bei einer reisenden Gesellschaft, die nächsten fünf Jahre stand er bei der Döbbelinschen Gesellschaft und in Hannover und Bremen, kam dann nach Riga, wurde hierauf beim Hamburger Theater angestellt, wo er, in jugendlichen Rollenfächern beschäftigt,

sich einen ehrenden Ruf zu erwerben wußte. Im J. 1805 wurde er als Regisseur eines von Kunstfreunden errichteten Theaters nach Düsseldorf berufen. Jetzt widmete er sich dem Fache des Feinkomischen und der Darstellung von Charakterrollen, vornehmlich humoristischer und sentimentaler Alten. Nach fünf hier verlebten Jahren trat er eine Kunstreise an, und besuchte bis zum December 1810 die Theater zu Wien, Regensburg, München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Im J. 1811 blieb er beim Hoftheater in Darmstadt, dann ging er nach München, wo er an des bekannten Heigels Stelle als Mitglied der Bühne trat. Im Jahre 1816 besuchte er die Theater zu Berlin und Hamburg und ging im J. 1817 als Regisseur und Schauspieler zum neu errichteten Stadttheater zu Leipzig. Es giebt eine Gattung dramatischer Darstellungen, welche bei den Alten, wenn auch nicht unberücksichtigt blieb, doch lange nicht so geschätzt und ausgebildet war, als sie es besonders in den letztverflossenen beiden Decennien unter uns vorzüglich durch Iffland wurde, wir meinen die eigentlichen Charakterdarstellungen, oder diejenigen Stücke, wo Dichter und Schauspieler sich's zum Hauptzweck gemacht haben, den innern geistigen Organismus eines Menschen dergestalt zu entwickeln, daß sein eigenthümliches Wesen nicht nur in den sprechendsten Zügen klar von uns angeschaut wird, sondern auch durch diese Eigenthümlichkeit unsere ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Daß diese Charaktergemählde eine schätzenswerthe Bereicherung der dramatischen Kunst sind, wird Niemand läugnen. Daher auch diejenigen darstellenden Künstler, welche darin etwas mehr als Gewöhnliches leisten, aller Achtung und der Auszeichnung werth sind. Wohlbrück gehört zu dieser Classe und hat durch dergleichen Darstellungen vorzüglich seinen Ruf begründet. Seine Darstellungen sind mit Kenntniß der menschlichen Natur, mit feiner Beobachtung der Art und Weise, wie sich die verschiedenen Charaktere zu äußern pflegen, und mit vieler Haltung und Übereinstimmung ausgeführt. Er strebt dem großen Muster in dieser Gattung, Iffland, nicht ohne Glück nach, wie dies sein Geiziger nach Moliere, sein Oberförster in den Jägern, sein Nathan und andere Rollen beweisen. Auch das Feinkomische mißlingt ihm nicht.

Woiwoda, ein slavonisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slavischen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Walachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griechischen Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. — Woiwoden hießen auch im ehemaligen Königreiche Polen die Statthalter in den Landschaften (Woiwodschaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Classe der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels Statt fand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieser unter dem Namen Peter Pindar bekanntere satirische Dichter war geboren zu Dodbrock in Devonshire und zu Kingsbridge erzogen, worauf er zu seinem Oheim, einem Wundarzt und Apotheker zu Fowey in Cornwall, kam. Hier studirte er mit Eifer die Apothekerkunst und legte sich nebenher auf die Poesie und das Zeichnen. Als Sir William Trelawney im J. 1768

Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, schrieb er einige seiner besten Sonette, eine Schilderung der Naturschönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaica übte er die Kunst des Wundarztes und wurde vom Gouverneur zum Physicus ernannt, der ihm dazu ein Doctordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Westindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geistliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Insel beim Tode desselben versehen hatte, wünschten ihn die Pflanzer für beständig in dieser Stelle zu behalten; aber der Bischof von London gab die Erlaubniß nicht dazu. Da nun auch der Gouverneur starb, kehrte Wolcott nach England zurück, und ließ sich als Arzt zu Truro nieder, allein er gerieth hier wegen seines Hanges zur Satire mit mehrern Leuten in der Nachbarschaft in unangenehme Verhältnisse. Dies und daß er nach dem Tode seines Oheims ein ansehnliches Einkommen erbte, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Dichtkunst und zum Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des späterhin als Mahler und Professor an der königl. Akademie bekannt gewordenen John Opie an, und setzte ihn durch seinen Unterricht in den Stand, bald als Porträtmahler reisen zu können. Im J. 1778 begab sich Wolcott nach London, wo er sich allein seinen literarischen Beschäftigungen überließ, die auch bald eine Quelle reichlichen Ertrags für ihn wurden; denn seine satirischen Schriften las man allgemein mit vielem Vergnügen. Nur fand man daran auszusetzen, daß sie nicht selten den sittlichen Anstand verletzten, und zu oft gegen Personen von Stande und wahren Verdiensten gerichtet waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke wegen einer Leibrente, die er sich von ihnen bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er eine Fehde mit William Gifford, der ihn in seiner Baviade und Mäviade hart mitgenommen hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen beiden endigte. Späterhin bekam er Händel andrer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunst scenischer Darstellung gegeben hatte. Indessen wurde diese Angelegenheit mit einigen Zeitungsartikeln abgethan. Nachdem er das Gesicht verloren, starb er 1819 zu Somers-Town 81 Jahr alt. Die Anzahl seiner Schriften vom Jahre 1778 bis 1813 ist sehr ansehnlich.

Wolf (Christian Freiherr von), Kanzler der Universität Halle, ein berühmter deutscher Philosoph und Mathematiker, wurde 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter, aber gebildeter Handwerker, wendete alles an, um seinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. Wolf erhielt den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Breslau, und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschließend beschäftigte. Er faßte den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, ging deßwegen 1703 nach Leipzig, habilitirte sich hier durch eine Disputation (de philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta), die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt nun mathematische und philosophische Vorlesungen, die häufig besucht wurden. Durch verschiedne Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall der Schweden in Sachsen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er auf Leibnitzens Empfehlung (1707) den Ruf als

Professor der Mathematik und Naturlehre auf die Universität Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, so wie durch mehrere mathematische Schriften, großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathematischen Vorträgen war etwas bis dahin ganz Ungewöhnliches. Daher kam es, daß, als Wolf seine Philosophie nach dieser Methode bearbeitet herausgab, sie allgemeinen Beifall fand, sich schnell durch Deutschland verbreitete, und man anfing, diese Methode auch auf andre Wissenschaften, nicht selten mit Übertreibung und Pedanterie, überzutragen. Wolf wurde jedoch von seinen Collegen zu Halle, besonders von den Theologen, die zum Theil den damals überhand nehmenden Pietismus begünstigten, und deren Grundsätzen seine philosophische Denkart zuwider war, heftig angegriffen, für einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt, und bei der Regierung förmlich angeklagt. Durch eine Cabinetsordre des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 15. Nov. 1723 wurde Wolf seiner Stelle entsetzt, und unter Androhung harter Strafe (des Stranges) ihm anbefohlen, Halle in 24 Stunden und in zwei Tagen die preußischen Staaten zu verlassen. Wolf entfernte sich sogleich, fand in Cassel eine günstige Aufnahme und bei der Universität zu Marburg eine ehrenvolle Anstellung. Der Streit über Wolfs philosophisches System wurde nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei für oder wider ihn. Indessen erhielt Wolf aus dem Ausland viele Ehrenbezeigungen und vortheilhafte Anträge, welche letztere er aber, so wie den Vorschlag, nach Halle zurückzukehren, ablehnte, obgleich der Prozeß wider seine Philosophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Commission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden war. Erst 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging er als Geheimerath, Vicekanzler der Universität, und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Drei Jahre nachher wurde er an Ludwigs Stelle Kanzler der Universität, und 1745 erhob ihn der Churfürst von Bayern während des Reichsvicariats in den Freiherrnstand. Wolf sah seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil von Europa verbreitet, aber er überlebte seinen Ruhm als akademischer Lehrer; die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich in den letzten Zeiten bedeutend. Er starb 1754 im 76sten Jahre seines Alters. Wolf hat unläugbar großes Verdienst um die Philosophie. Er hat sie zwar nicht mit großen und glänzenden Erfindungen, wohl aber mit mehrern neuen Wahrheiten vom zweiten Range bereichert. Mit seinem Scharfsinn und seiner unermüdeten Thätigkeit umfaßte er alle Theile der Philosophie, nur hat er einige derselben, z. B. das Natur- und Völkerrecht und die Sittenlehre, mit fast zu großer Weitläuftigkeit bearbeitet. Er führte die strenge mathematische Methode in die Philosophie ein, und verbreitete dadurch über sie Ordnung, Licht und Gründlichkeit. Daß diese so nützliche Methode in der Folge von schwachen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte sich vorzüglich Leibnitzens Hypothesen und Grundsätze zu eigen, bildete sie weiter aus und bestimmte sie näher. Durch die Menge seiner zum Theil deutsch geschriebenen Schriften und durch die große Zahl seiner Zuhörer hatte er einen sehr ausgebreiteten und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mysticismus zugleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache hatte er wesentliche Verdienste. Er entwickelte ihren Reichthum für philosophische Begriffe und schrieb rein und verständlich in derselben,

Wolf (Friedrich August). Dieser als tief gelehrter und genialer Kritiker berühmte Philolog ist 1757 zu Hainrode in der Grafschaft Hohenstein geboren, wo sein Vater Cantor war. Mit seinem siebenten Jahre besuchte er das Gymnasium zu Nordhausen, wo ihn besonders die Erlernung der alten Sprachen anzog. Im J. 1774 ging er nach Göttingen, wo er indeß bald nur für sich und unter den Schätzen der Bibliothek studirte und fast gar keine Collegia besuchte. Indeß hatte Heyne doch seinen Werth erkannt und empfahl ihn 1777 zum Lehrer am Gymnasium zu Ilefeld und ein Jahr darauf zum Rector der lateinischen Schule zu Osterode im Harz. Im J. 1783 folgte er dem Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Halle, erhielt 1805 den Geheimerathstitel mit einer ansehnlichen Gehaltszulage, und begab sich, nachdem Halle westphälisch geworden, nach Berlin, wo er, eine Anstellung bei der Universität ablehnend, mit einem bedeutenden Ehrengehalt als Mitglied der Akademie in freigewählter literarischer Thätigkeit lebt. Als akademischer Lehrer und Director eines philologischen Seminars hat Wolf sich hoch verdient gemacht und viele treffliche Schüler gezogen. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Klarheit und gediegene Kraft. Seinen Ruhm aber verdankt er vornehmlich seinen gelehrten Schriften und den von ihm besorgten schätzbaren Ausgaben alter Classiker. Wir haben von ihm eine kritische Ausgabe des Homer, bei welcher er den von Villoison aufgefundenen Codex von St. Marcus zum Grunde gelegt hat. In den dazu gehörigen Prolegomenen hat er mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit seine Ansichten über die Homerischen Gesänge, die er nicht als das Werk eines einzigen Dichters, sondern verschiedner Rhapsoden ansieht, entwickelt. (S. Homer.) Nächstdem hat er dem Plato große Studien gewidmet, und was er in der versprochenen vollständigen Ausgabe desselben, wozu er sich früher mit Becker vereinigt hatte, liefern würde, vorläufig in dem Phädon gezeigt, den er zuletzt mit einer meisterhaften lateinischen Übersetzung begleitet hat. Nicht minder geschätzt ist seine Ausgabe der Hesiodischen Theogonie und der Reden des Demosthenes und Aristides in Leptinem. Von lateinischen Classikern nennen wir seinen Sueton und seine Ausgabe von vier Ciceronischen Reden, deren Unechtheit er bewiesen hat. Außerdem hat er sich durch sein mit Buttmann herausgegebenes Museum für Alterthumskunde, so wie durch seine Analekten (bis jetzt vier Hefte) um gründliche Kunde des griechischen und römischen Alterthums verdient gemacht. Welcher Meister er auch in der Verskunst sey und mit welcher Genialität er auch die deutsche Sprache in ihrem ganzen Umfange kenne und zu gebrauchen verstehe, hat er durch seine mit trefflichen Anmerkungen begleitete Übersetzung der ersten Satire des Horaz, durch seine Übersetzung der Wolken der Aristophanes und durch die im dritten Heft der Analekten gegebene Probe einer Homerübersetzung bewährt, lauter Arbeiten, die er mehr oder weniger in Opposition von J. H. Voß unternommen hat. Sein polemischer Charakter, worin er wie in seiner Gelehrsamkeit dem großen Bentley ähnlich zu seyn scheint, hatte ihn in mehrere Streitigkeiten verwickelt, namentlich mit J. H. Voß, dem gelehrtesten und gewiegtesten Bestreiter seiner Ansicht des Homer (wiewohl der öffentliche Streit von H. Voß über einen metrischen Gegenstand veranlaßt und von diesem auch durchgefochten worden), ferner durch seine allgemein gemißbilligten Äußerungen über seinen verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Schüler Heindorf (im 1sten Heft der Analekten) mit Buttmann und Schleiermacher.

Wolf (Herr und Frau), deutsche Schauspieler, gegenwärtig Mitglieder des Berliner Theaters. Die Kunst des dramatischen Künstlers wird um so schwieriger, je weiter die Nation, der er angehört, in ihrer ästhetischen Bildung fortschreitet. Wo man früher sich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeit begnügte, und mit gewissen allgemeinen Darstellungsformen zufrieden war, da will man später ideale Bilder erblicken, und in dem Darsteller einen wahren Seelenmahler finden. Man besucht das Schauspiel nicht mehr blos, um einige Stunden der Erholung auf eine leicht ergötzliche Weise auszufüllen, wobei man sich an einer nur erträglichen Unterhaltung genügen lassen könnte, sondern man erwartet und fodert eine tiefer eingehende Beschäftigung für Geist und Gemüth, einen Genuß durch Gedanken und Empfindung, man will, was die Phantasie des Dichters geschaffen hat, nicht nur ganz im Sinn und Geiste desselben wiedergegeben sehen, sondern man meint sogar vom Schauspieler verlangen zu können, daß er den Dichter zuweilen verbessere und seine Dichtung, wo sie mangelhaft erscheint, vollende und verkläre. Daß dazu ein hoher Grad von Bildung des Geistes sowohl als von Bildung der Sitten, zugleich aber auch mannichfache Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfodert werden, welche sich nicht wie die Kränze, die Antonio im Tasso meint, bequem und mit Spazierengehn verdienen lassen, leuchtet wohl Jedem ein; denn wie will der Schauspieler sich in Zeiten versetzen, die er nicht durch die Geschichte kennt, wie sich das Seyn und Wesen von Personen auch nur auf Augenblicke aneignen können, deren inneres Leben dem seinigen auf keine Weise entspricht. Mit Recht genießt also der dramatische Künstler, wenn er dem Muster sich nähert oder nachstrebt, das so eben angedeutet worden, einer hohen Achtung; mit Recht darf er auf eine Stelle in der ehrenden Gesellschaft die Künstler überhaupt Anspruch machen. Er ist keineswegs blos ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters), sondern selbstschaffender Geist, in gewissen Schranken unabhängiger Bildner. Daß der Künstler, von denen wir hier sprechen, in diese Classe gehöre, darüber ist unter ihren Zeitgenossen nur eine Stimme, und so verdient auch ihr Name der Nachwelt aufbehalten zu werden. — Pius Alexander Wolf wurde, so viel uns bekannt geworden, im Kreise einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauspieler erzogen, sondern für den Stand des Gelehrten bestimmt. Daher hatte er sich auch diejenigen Kenntnisse früh zu erwerben gesucht, welche ihm auf dieser Laufbahn förderlich seyn konnten, und die es ihm auch in seiner später ergriffenen gar sehr wurden. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe und einem scharfen Blick des Geistes ausgerüstet, dabei unterstützt von einer mehr fein gebildeten als starken und kräftigen Gestalt und einem, alle Nuancen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, schien er zum darstellenden Künstler gleichsam von der Natur berufen. Er folgte diesem Rufe, und wir finden ihn seit 1804 als Mitglied der Schauspielergesellschaft zu Weimar, zu der Zeit, wo sich das dortig Theater zu der Kunsthöhe zu erheben begonnen, auf der es ein Muster für die deutschen Bühnen ward, welche den höhern Geist desselben sich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da sich zwei der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, und die beiden ersten dramatischen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), selbst mit der Leitung dieser Bühne angelegentlichst beschäftigten, so fand

ein Mann von Wolfs Geist und Talenten vielfache Gelegenheit und Unterstützung, um in die geheimsten Tiefen seiner Kunst hinabzusteigen und sich zum wahren Künstler auszubilden. Lange war man in Deutschland schwankend gewesen, was man für das höchste Ziel des darstellenden Künstlers anerkennen sollte. Nachdem die steife manierirte Pracht, das conventionelle Pathos, die mehr declamatorische als dramatische Darstellungsart der Franzosen, besonders in dem höhern Drama oder der Tragödie, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängstlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affects durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Brettern verdrängt worden war, und sich jeder zum Schauspieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Gestalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob sich, besonders durch Göthe geweckt, der Genius echter Kunst, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemessenen Gange der Regel, so wie durch die Unterordnung des Realen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Kunstjünger zu streben habe. Auf der Bühne zu Weimar erfreute man sich nun der neuen Erscheinung des echt deutschen Kunstgeistes, der, dem der Griechen verwandt, die Natur ehrt und schont, indem er sie regelt, und das Ideal belebt, indem er es mit warmem, sinnlichen Leben bekleidet. Wolf fühlte sich in diesem schönen Kreise bald einheimisch, und strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwandte und in das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Sein Hamlet, sein Posa, sein Max Piccolomini, sein Orest, und späterhin sein Tasso wurden als musterhafte Bildungen in ihrer Art ausgezeichnet, und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf. Allein nicht blos das ernste Drama zog seine Neigung an, sondern er zeichnete sich auch bald im Komischen aus, wozu er in seiner reichen, leicht beweglichen Phantasie, seinem feinen Beobachtungsgeiste, seiner individualisirenden Gestaltungsgabe, selbst seiner feinen und zarten Körperbildung, große Hülfsmittel fand. Natürlich mußte ihm hier nur das Feinkomische zusagen, und er strebte besonders und mit Glück nach treuer und fester Charakterzeichnung und humoristischer Belebung. Man sah ihn immer mit Vergnügen im Lustspiele, wiewohl die eigentliche Sphäre seines Talents das Trauerspiel (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben ist. Wolf wurde auch selbst dramatischer Dichter. Er schrieb ein heiteres Lustspiel Cäsario, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, später ein rührendes Drama, Pflicht um Pflicht (gedruckt in Müllners Almanach für Privatbühnen 1ster Jahrgang), dann ein ähnliches: Treue siegt in Liebesnetzen, eine kleine Posse, der Hund des Aubri und andre. Während seines Aufenthaltes in Weimar, wo er sich der besondern Gunst von Schiller und Göthe zu erfreuen hatte, verheirathete er sich mit einer Künstlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunst sich zu erheben suchte, der Frau Becker, gebornen Malcolmi. Diese Frau, welche noch jetzt mit ihrem Gatten eine Zierde der königlichen Nationalbühne zu Berlin ist, kann mit Recht unter die vorzüglichsten Künstlerinnen ihres Faches gerechnet werden. Mit einer hohen wohlgebildeten Gestalt vereint sie eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung und edle würdevolle Haltung. Ihr biegsames, obwohl dem Umfange der Töne nach sehr beschränktes Organ erleichtert ihr die Kunst zu spre-

chen, die sie in hohem Grade besitzt. So eignet sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, in dem sie die ersten Heldinnen mit Glück darstellt. Wir dürfen hier als erläuternde Beispiele nennen ihre Iphigenie (in Göthe's Drama gleiches Namens), Stella, Maria Stuart (gegenwärtig spielt sie mit noch größerer Meisterschaft die Königin Elisabeth in diesem Trauerspiel) Fürstin in der Braut von Messina, Klärchen in Egmont, Adelheid in Götz von Berlichingen, Leonore Sanvitale in Tasso, Eboli in Don Carlos, Sappho und andere. Allein auch im Naiv-Heitern hat sie sich vorzüglich in früherer Zeit mit vielem Glück gezeigt. Sie verräth überall ein tiefes Eindringen in den Geist der Rolle, einen sichern Überblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichterischen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Nüancirung verwandter Seelenzustände; dabei wird ihr Spiel immer von einer hohen Anmuth beseelt, und nichts gelingt ihr so sehr als das Hinreißen des Zuschauers in Momenten, wo es der Geist der Dichtung erfodert. Die gebundene Rede weiß sie, wie ihr Gatte, mit besonderer Kunst, die gar nicht wie Kunst aussieht, vorzutragen; auch versteht sie sich sehr darauf, durch die Kleidung das Charakterbild, das sie darstellen soll, zweckmäßig zu verschönern, oder zu beleben. Herr Wolf ist gegenwärtig Regisseur des Trauerspiels bei dem königlichen Nationaltheater zu Berlin, und im Trauer- und Lustspiele als darstellender Künstler beschäftigt. Seine Gattin steht bei derselben Bühne im Fache erster Heldinnen im Trauerspiele, würdevoller und leidenschaftlicher Charaktere, und feinerer Anstandsrollen. Beide haben vor einem Publicum, das an einen Fleck und Iffland und eine Bethmann gewöhnt war, fast immer mit ausgezeichnetem Beifalle gespielt, wenn auch ihr erstes Erscheinen daselbst etwas Befremdliches haben mochte.

Wolfe (James), ein berühmter englischer General. Frühzeitig durch große militärische Talente ausgezeichnet, wurde er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Gränzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert und erhielt 1759 das Commando eines besondern englischen Armeecorps von ungefähr 7000 Mann, welches bestimmt war, den Franzosen die so wichtige Provinz Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt dieser Provinz, an. Die englische Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher sich Wolfe mit seinem Corps befand, segelte zwar in dieser Absicht den St. Lorenzfluß hinauf, aber die ersten Versuche der Engländer zu landen und die Franzosen anzugreifen schlugen fehl und Wolfe, durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wieder hergestellt war, gelang es ihm (im Juli 1759) auf der östlichen Seite der Stadt Quebeck zu landen. Da aber der französische Heerführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte Wolfe seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein, und landete mit demselben (den 12ten September) im Westen von Quebeck, ohne daß die Franzosen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nunmehr genöthigt, um die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage (den 13ten September) eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr hitzig und von beiden Seiten wurde mit gleichem Muthe gefochten.

Auf welcher Seite die überlegnere Anzahl von Truppen oder der größere Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmtheit abzunehmen. Das Resultat der Schlacht war nachtheilig für die Franzosen, sie mußten das Feld räumen. Ein eignes Schicksal waltete dabei, daß beide Heerführer tödtlich verwundet wurden und aus dem Treffen gebracht werden mußten. Auch die beiden ihnen zunächst im Commando folgenden Generale wurden verwundet. Wolfe war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern blos um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Ängstlichkeit erkundigte er sich darnach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geschlagen wären und von allen Seiten wichen, sagte er: „nun bin ich zufrieden," und wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Folgen der Schlacht waren sehr wichtig. Die Franzosen verabsäumten, wider des sterbenden Montcalms Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen, zogen sich zu weit zurück, und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schicksale, die, auch durch das Feuer der englischen Schiffe geängstigt, vier Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im Pariser Frieden verblieb. — Wolfe starb wie Epaminondas in der Schlacht bei Mantinea. Er war erst 35 Jahre alt, und hatte sich, ohne mächtige Verbindung, blos durch sein Verdienst emporgeschwungen. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Monument errichtete. — Wolfe's letzte Augenblicke sind durch ein schönes, wohl allgemein bekanntes Kunstblatt — einen gelungenen Kupferstich von William Wootlet nach dem Gemählde des trefflichen Mahlers Benjamin West — verewigt worden; ein Blatt, das von Liebhabern bereits mit hundert Thalern bezahlt wird.

Wolfenbüttel. Fürstenthum. Unter diesem Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel (s. d. Art.) im niedersächsischen Kreise. Das Fürstenthum Wolfenbüttel im engern Sinne, als ein Theil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttelschen-schöningischen Harz- und Weserbezirk. Die sämmtlichen herzoglichen braunschweig-wolfenbüttelschen Länder wurden im J. 1807 dem neuen Königreiche Westphalen einverleibt. Als aber dieses nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 wieder aufgelöf't worden war, nahm Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Öls, im December 1813 seine Staaten wieder in Besitz und theilte dieselben am 1. Jan. 1814 in zwei Stadtgerichte, Braunschweig und Wolfenbüttel, und in neunzehn Kreisgerichte, von denen eines das Kreisgericht Wolfenbüttel genannt wird. — Die **Stadt Wolfenbüttel** liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der Ocker, welche durch die Stadt fließt. Sie ist mit Festungswerken umgeben, hat in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält mit zwei Vorstädten 1000 meistens gut gebaute Häuser und 6650 Einwohner. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus, ein Waisenhaus und ein großes Armenhaus. Dem Schlosse gegenüber ist das schöne vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogliche Reitbahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, die durch ihren berühmten Bibliothekar, J. G. E. Lessing, den Herausgeber der **Wolfenbüttelschen Fragmente**

(s. d. Art. Lessing) noch bekannter wurde. Sie besitzt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben nur 110,000) Bände enthalten. Noch sind zu Wolfenbüttel drei Pfarrkirchen, ein Gymnasium, das immer einen guten Ruf behauptet hat, ein Consistorium, und das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht für Waldeck, die beiden Lippischen Häuser und für die braunschweigischen Lande. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Tabak, Vitriol ꝛc. fabricirt. Die hiesigen Gärtner treiben einen starken Handel mit Küchenkräutern.

Wölfl (Joseph), geboren zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leopold Mozart und Michael Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem sehr beliebten Componisten (besonders für das Pianof.) und zu einem der größten und fertigsten Pianofortespieler, wobei ihn die Natur selbst durch eine ungemeine Größe und Gelenkigkeit der Hand unterstützt zu haben schien. Als Mozarts Ruhm ganz Deutschland erfüllte, entschloß sich Wölfls Vater, den Sohn zur Vollendung seiner musikalischen Ausbildung zu diesem unsterblichen Componisten zu schicken. Dieser wurde Wölfls treuester Freund und empfahl den achtzehnjährigen Jüngling dem polnischen Grafen Orginsky zum Capellmeister. Bei dem Ausbruche der polnischen Revolution 1794 verlor der Graf Orginsky sein Vermögen und Wölfl seinen bisherigen Posten. Letzterer blieb noch ein Jahr in Warschau und ging nach der Theilung Polens 1795 nach Wien. Hier fing er an, für das Theater zu componiren und seine Zauberopern, der Höllenberg (Wien 1795) und der Kopf ohne Mann, Operette 1798) erwarben ihm lauten Beifall. Damals verheirathete sich auch Wölfl mit einer geachteten Schauspielerin, allein seine Ehe war nicht glücklich. Sie trennten sich und Wölfl trat 1799 eine Reise an, auf welcher er die meisten Städte Deutschlands besuchte. Vom Jahr 1799 an war er fast beständig auf Reisen und erwarb sich durch seine ungemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er die größten damals unerhörten Schwierigkeiten überwand, überall den begründeten Ruf eines der größten Virtuosen auf seinem Instrument. Im Jahr 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte und zugleich eine französische Oper für das Théâtre comique: „L'amour romanesque" in einem Act schrieb, und daselbst zur Aufführung brachte. Nachher 1805 ging er nach England, wo er am 21. Mai des Jahrs 1812 starb. Als Beweis seiner Geschicklichkeit und Geistesgegenwart kann folgende Anekdote dienen, welche Gerber in seinem Tonkünstlerlexicon von ihm erzählt. Als Wölfl einst (vermuthlich 1799) ein Concert in Dresden geben wollte, auch bereits am bestimmten Tage die Capelle zur Probe desselben versammelt und die Stimmen aufgelegt waren, fehlte es an weiter nichts als an dem Instrumente, worauf er spielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es steht einen halben Ton zu tief. Da nun der Clavierstimmer wohl eine Stunde Zeit fodert, um es herauf zu stimmen, so setzt sich Wölfl, um das Orchester nicht so lange aufzuhalten, ganz ruhig an das verstimmte Pianoforte und spielt sein in C gesetztes Concert (eines der schwersten für dies Instrument) aus Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präcision, als wäre es in dieser Tonart geschrieben. — Er war ein bescheidner, angenehmer und jovialer Mann, der seinen für die Kunst zu frühen Tod leider durch eine sehr unregelmäßige und ausschweifende

Lebensart herbeiführte. Außer den schon angeführten theatralischen Werken hat er für die Kammer eine große Anzahl Sonaten, Quartetten, Trio's, Phantasien, Fugen u. s. w. für das Pianoforte, mit und ohne Accompagnement. 15 verschiedene Hefte Variationen für das Pianoforte, welche sehr vorzüglich sind, drei große Concerte für das Pianof. mit Orchester, die Geister des Sees, Ballade für Clavier und Gesang (Leipz. b. Härtel), zwei Hefte Gesänge mit Begleitung des Claviers nebst einer vierstimmigen Hymne componirt.

Wolfram, eine eigene metallische Substanz, welche, in natürlichem Zustande, gemeiniglich in den Zinnbergwerken gefunden, und von der neuern Chemie als ein einfacher Stoff aufgeführt wird.

Wolfsgruben sind tiefe mit einer Fallthür verdeckte Gruben, in welchen man Wölfe fängt. Ähnliche 6 bis 8 Fuß weite und 4 bis 5 Fuß tiefe Gruben werden bei dem Graben einer Festung, wie auch zwischen dem äußern und innern Thore angelegt.

Wolga, in Rücksicht der Länge ihres gegen 570 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß nicht nur des russischen Reichs, sondern von ganz Europa. Sie entspringt im Gouvernement Twer, auf den Alaunischen Höhen bei dem Dorfe Wolcho-Werchowie aus einigen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieser Stadt schon für Lastschiffe fahrbar, und nachdem sich die Ocka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kasan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Astrachan, in das caspische Meer ergießt und in seinen Mündungen verschiedne Inseln bildet. Die Wolga wird im Laufe des Jahrs immer seichter, und nur wenn gegen das Ende des Frühlings Schnee und Eis schmilzt, und der Fluß dadurch so anschwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus seinen Ufern tritt, können auf demselben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Wasser stehenden Inseln bis Astrachan sicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga sind überaus fruchtbar, selbst die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebauten Gegenden derselben bringen eine Menge nützlicher Producte hervor. Nirgends wird in Rußland so viel Eichenholz angetroffen, als in der Nähe dieses Stroms. Die Wolga, welche blos durch russisches Gebiet fließt, ist für die Verbindung des Innern dieses Landes von äußerster Wichtigkeit, und belebt nicht blos den innern, sondern auch den ausländischen Handel, indem der Canal von Wischnei-Wolotschock einen Nebenfluß der Wolga, nämlich die Twerza, mit dem Zna, und diesen mit der Schlina verbindet, welche in einer natürlichen Verbindung mit der Msta, dem Wolchow und der Newa steht, wodurch also eine Schifffahrt von Astrachan bis Petersburg, und mithin eine Verbindung des caspischen Meeres mit der Ostsee bewirkt wird; desgleichen verbindet der nördliche Canal im Gouvernement Wologda die nördliche Keltma und den Dschuritsch mit der südlichen Keltma, und dadurch die Kama und Witschegda, durch diese aber die Wolga und Dwina, das caspische und weiße Meer mit einander. Die Wolga ist, besonders von Astrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fischreich; von allen den Fischen, die im caspischen Meere sich finden, drängen sich im Frühjahre eine so außerordentliche Menge in die Mündungen der Wolga und den Fluß weiter hinauf, daß der Fischfang um diese Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beschäftigt. Die Fische, welche am häufigsten gefangen werden, sind Störe, Sterlet, Karpfen und Hechte

von außerordentlicher Größe und vorzüglich der Hausen (im Russischen wegen seiner weißen Farbe Beluga genannt. Aus den Eiern oder Roggen des Sterlet und des Hausen wird bekanntlich der aus Rußland zu uns kommende Caviar, so wie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hausenblase bereitet. Auch Seehunde kommen aus dem caspischen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen. Wichmann schlägt den reinen jährlichen Gewinn von dieser Fischerei auf 4,700,000 Rubel an.

Wolke (Christian Heinrich). Dieser Gelehrte hat sich in der neuesten Zeit besonders durch seine Forschungen im Gebiete der deutschen Sprache ausgezeichnet und sich mit Verbesserung der Rechtschreibung und richtigen Bildung der Wörter beschäftigt. Sein neuestes Werk ist sein Anleit, worin er sich über eine große Menge von Wörtern in dieser Rücksicht verbreitet hat. Früher war er Director des Erziehungsinstituts zu Dessau, welches unter dem Namen Philanthropin blühte und durch Basedow so berühmt wurde, aber vorzüglich seinem Fleiße und seiner Gewissenhaftigkeit verdankte, was es geleistet hat. Er gab damals mehrere pädagogische Schriften heraus, welche zu ihrer Zeit geschätzt wurden. Späterhin lebte er als Privatgelehrter an mehrern Orten, seit 1807 in Dresden. Er hat während seines Aufenthaltes in Rußland den Titel eines russisch-kaiserlichen Hofraths erhalten. Seine Schriften s. bei Meusel.

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden sichtbaren Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat in der dünnern Luft ihren Grund, welche den Dunsttheilchen erlaubt, dichter zusammenzutreten. Doch findet darin ein großer Unterschied Statt, indem es Wolken giebt, die den Himmel trüben, ja verfinstern, und wieder andere, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondstrahlen durchscheinen lassen. Ihre Bildungen und Formen, besonders am Horizont, so wie die prächtigen Farben, die sie vorzüglich im Morgen- und Abendroth durch die Strahlenbrechung erhalten, bieten dem Auge oft den herrlichsten und mannichfaltigsten Anblick dar. — Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wässerigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und dem ganzen Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet werden. Über die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vor sich gehe, sind die Physiker verschiedner Meinung. De Luc, dessen Ansicht die statthafteste ist, glaubt, daß sich das Wasser nach seinem Aufsteigen in Dünsten, ehe es Wolken bildet, in Gasgestalt in der Luft befinde und gar nicht aufs Hygrometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken sey. Die Wolken erklärt er für Ansammlungen von Bläschen, deren Bildung aus dem Gase er wenigstens zum Theil im Feuer zu finden glaubt, weil sie nach seiner Erfahrung fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den sie benetzen. Nach Hube sind die Wolken Sammlungen von niedergeschlagnen Bläschen und unterscheiden sich durch ihre negative Electricität von den Nebeln, deren Electricität meistentheils positiv ist; verlieren Nebel und Wolken ihre Electricität, so entsteht Regen. Völlig befriedigend sind indeß diese Erklärungsarten keineswegs. Sehr verschieden sind die Entfernungen,

in welchen die Wolken über der Erde schweben. Dünne und leichte Wolken übersteigen noch um vieles die Höhe unsrer höchsten Berge; dichte und schwere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, sondern selbst die Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Auch in Größe und Umfang sind sie sehr verschieden. Bei manchen hat man die Länge und Breite auf eine deutsche Meile angegeben und die Dicke (auf Bergreisen) oft mehrere hundert, ja tausend Fuß gefunden; andre sind wieder von sehr geringen Dimensionen. Bei bedecktem Himmel bilden die Dünste eine einzige ungeheure Wolke. Ihre Gestalt verändert sich unaufhörlich durch die Bewegung der Luft. Die Enden oder Seiten der Wolken sind sehr ungleich; die gegen die Erde gekehrte Fläche ist ziemlich eben, die obern zusammenhängenden Theile sah Robertson kegelförmig gestaltet.

Wolle nennt man ausschließlich die Haare der Schafe, obgleich jedes gekräuselte Thierhaar und die dem ähnliche Haarkrone einiger Saamen auch so genannt wird. Das Schaf stammt aus Afrika, durch Clima und Cultur ist es in den verschiednen europäischen Ländern in verschiedne Racen zerfallen, von denen die spanischen die beste Wolle liefern. Obenan stehen die leonischen Merinos, die in Estremadura überwintern, dann folgen die von Segovia, die englischen in Südwales, die schottischen und endlich die deutschen Landschafe, welche an vielen Orten durch Einführung spanischer Race veredelt worden sind. Feiner aber als alle diese Sorten ist die Wolle der tibetanischen Schafe, die zu Sirinagar in Kachemir zu indischen Shawls verarbeitet wird. Von der deutschen Wolle unterscheidet man die einschürige Winterwolle von der zweischürigen Herbst- und Frühjahrswolle und die längere Waschwolle von der kürzeren Fettwolle. Um sie zu Tüchern und wollnen Zeugen zu verarbeiten, wird die Wolle sortirt, gezupft und durch Klopfen und Maschiniren weiter gereinigt, gewaschen, mit Öl zum Spinnen geschmeidig gemacht, mit metallnen Bürsten und Krempeln (zu Streichwolle) oder Kämmen (zu Kammwolle) gekrempelt. Das Spinnen mit der Hand oder auf der Maschine bringt sie endlich in Fäden, der Weber auf seinem Stuhle diese in die Gestalt der wollnen Gewebe. Sie unterscheiden sich durch Einfachheit der verwebten Fäden, durch verschiedne Dichtigkeit, Rauhheit und Glätte. Das einfachste und zugleich dichteste Gewebe ist das Tuch; seine Dichtigkeit erhält es sogleich durch enges Weben und noch mehr durch nachheriges Walken. Flanell und Bergen op Zoom sind weit lockerer, auch sehr rauh und nicht geschoren. Feiner Flanell aus spanischer Wolle heißt Drap des Dames. Molton ist dicker; Kalmuk derb gewalkt und langhaarig; Kersey und Fries eben so, aber geköpert; Ratine ist feiner; Casimir am feinsten, geköpert und sehr glatt geschoren. Leichte wollene Zeuge sind nicht sehr dicht, weil man sie nicht walkt. Krepon ist glatt und kraus aus grober, feingesponnener Wolle, Etamin ist einfach, Damis ist gepreßter Etamin, Perkan hat gezwirnte Kette. Rasch, Chalon und Serge sind geköpert. Kalmang, Droguet, Florette, Tabouret, Lüstrin, Wollendamast sind geblümt; Felbel, Kaffa und Plüsch aber sammetartig geschnitten. Fs.

Wöllner (Johann Christoph von). Dieser Mann hat sich in der Geschichte der neuesten Zeit dadurch merkwürdig gemacht, daß er als Staatsminister und Chef des Departements der geistlichen Angelegenheiten im preußischen Staate unter der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm II., dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem

Staate befolgten Maximen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus wieder herrschend zu machen, und selbst den Monarchen mit dergleichen geistigen Ausschweifungen und Verirrungen anzustecken suchte. Die Wirkung davon war das bekannte Religionsedict, welches der jetzt regierende König sogleich beim Antritte seiner Regierung widerrief. Eines Predigers Sohn studirte er zu Halle Theologie und wurde im J. 1759 Prediger zu Großbehnitz unweit Berlin. Nachdem er seine Predigerstelle niedergelegt hatte, wurde er Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen; denn er hatte sich durch Schriften als einen Mann bewährt, der auch im Gebiete der Ökonomie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. Im Jahr 1786 wurde er vom König Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben und zum geheimen Oberfinanzrath und Intendanten des königl. Bauwesens ernannt, bis er 1788 Minister wurde. Er wußte sich auf die Person des Monarchen einen großen Einfluß zu verschaffen, und da er zugleich in mehrern geheimen Ordensverbindungen stand, so gelang es ihm, sich des, seinem Geschäftskreise eigentlich fremden, Ministeriums zu bemächtigen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt er seine Entlassung und lebte nun auf einem seiner Güter Großriez bei Beeskow, wo er 1800 starb. In seinen frühern Jahren, wo er die Landwirthschaft und Ökonomie überhaupt practisch geübt hatte, schrieb er mehrere Werke darüber, welche man in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnet findet, z. B. Franz Home's Grundsätze des Ackerbaues und des Wachsthums der Pflanzen aus dem Englischen mit Anmerkungen. Auch Predigten hat er drucken lassen, und ins geheim verschiedne rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden angehörte und viel dafür gewirkt haben soll. Sein Ordensname war hier: Chrysophiren.

Wolsey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Staatsminister Heinrichs VIII. von England. Er war von niederer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich — besaß aber große Talente. Er studirte zu Oxford, wurde daselbst Lehrer der Grammatik und bekleidete nachher einige geringe Stellen, bis er endlich Capellan und Almosenier des Königs Heinrich VII. wurde. Bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich VIII., der blos seinen Leidenschaften folgte, wußte er sich so in Gunst zu setzen, daß er bald einige wichtige Ämter und eine große Gewalt erhielt. Er bekam nach und nach verschiedne Bisthümer, wurde endlich Erzbischof von York, Großkanzler von England und erlangte durch diese Würde einen höchst bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europa's. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich sein Werk. Carl (V.) von Spanien und Franz I. von Frankreich bewarben sich wechselsweise um die Gunst des alles vermögenden Ministers. Franz I. verschaffte ihm (1515) den Cardinalshut, und Papst Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Bei der persönlichen Zusammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daselbst gehaltenen prächtigen Tourniers sogenannten Camp de drap d'or, zwischen den Städten Ardres und Guines, war auch Wolsey zugegen und zeigte seine Prachtliebe durch einen verschwenderischen Aufwand. Heinrich VIII. hielt zwischen den beiden mächtigen Nebenbuhlern, Franz und Carl, das Gleichgewicht. Eine Zeit lang neigte er sich mehr auf die Seite des Letztern, aber der von Frankreich wieder gewonnene Wolsey zog ihn davon ab und lenkte ihn zu der fran-

zösischen Partei. Bei der Ehescheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin, Catharina von Aragonien, war Wolsey sehr thätig. Er beförderte die Liebe des Königs zu der schönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staatsgeschäften zu entfernen. Auch wurde ihm, zugleich mit dem Cardinal Campeggio, vom Papste Auftrag gegeben, in dieser Sache zu sprechen. Wolsey's Ehrgeiz ging so weit, daß er selbst nach der päpstlichen Krone strebte, wozu ihm Carl V. Hoffnung gemacht hatte. Aber er verlor unerwartet die Gunst des freilich sehr veränderlichen Königs, wozu Anna Boulen vielleicht beigetragen hatte; es wurde ihm das große Siegel abgenommen und statt seiner der berühmte Thomas Morus zum Großkanzler von England ernannt. Wolsey wurde wegen seiner Handlungen vor dem Parlament öffentlich angeklagt und (1530) in sein Erzbisthum York verwiesen. Hier wurde er verhaftet und sollte nach London in den Tower gebracht werden, er starb aber unterweges in der Abtei zu Leicester in einem Alter von 60 Jahren. Wenige Augenblicke vor seinem Tode legte er noch ein merkwürdiges Geständniß ab. „Hätte ich," sagte er, „dem Könige des Himmels eben so treu als meinem Könige und Herrn auf Erden gedient, so würde er mich in meinem Alter nicht so verlassen, wie jetzt mein Fürst es thut."

Woltmann (Carl Ludwig von), ein talentvoller deutscher Geschichtschreiber. Er ward zu Oldenburg 1770 geboren, und durch seines Vaters Dienstverhältnisse zu dem Grafen Lynar, einem der reichsten, wie der kenntnißreichsten, gebildetsten Diplomatiker, schon frühe mit dem Leben der höhern Welt vertraut, besonders da sein Vater auf alle Art die Phantasie des Knaben durch ergreifende Schilderungen berühmter Zeitgenossen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen wußte. Schon als funfzehnjähriger Jüngling sprach er diese Richtung in Oden, Hymnen und Gedichten anderer Art, von Manso, Halem u. A. geleitet, aus, und lebte und webte mit Homer, Ossian, Klopstock, Hölty, die seinen Gefühlen am meisten zusagten. In Göttingen, das er 1788 bezog, widmete er sich weniger der Rechtskunde, als dem Studium der alten und andern Sprachen, bis ihn plötzlich die Geschichte so mächtig ergriff, daß er beschloß, ihr allein zu leben. Als ersten Versuch bearbeitete er Otto III., den deutschen Kaiser, für Schillers Thalia, der ihn jedoch nicht aufnahm und nicht einmal einer Antwort würdigte: eine Kränkung, die ihn in seinem Fortschreiten nur einige Augenblicke aufhielt. 1792 ging er nach Oldenburg zurück, vielseitig, wenn auch nicht zum juristischen Geschäftsleben, gebildet, und hielt Vorlesungen über die Geschichte für die Schüler des Gymnasiums daselbst, voll des Wunsches, in diesen Wirkungskreis auf einer Universität zu treten, dem er durch seine Rückkehr nach Göttingen Verwirklichung zu schaffen suchte. Leider setzten ihm der akademische Ritus und seine Armuth unübersteigliche Hindernisse entgegen, und erst Bürger, der seinen Otto III. trefflich fand, öffnete ihm ein neues Feld, das der historischen Schriftstellerei. Woltmann schrieb seine Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode, deren zweiter Band nie erschien, die jedoch den Anfang einer Reihe ähnlicher Arbeiten bezeichnete. Die französische Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weise, die damals, wo alles dafür, an den Höfen aber dagegen Partei nahm, ihm viele Feinde zuzog. Er sah in ihr einen Riesenschritt zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts, weil ihn die Geschichte noch nicht gelehrt hatte, daß es bei den größten Anstrengungen — wie

wieder die neueste Catastrophe 1813—15 zeigt — kaum einen Strohhalm breit vorrückt, und entsagte seinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler begünstigt, eröffnete er historische Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden, und seine Recensionen in den Göttinger Anzeigen bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo er als Lehrer der Geschichte und als Schriftsteller gleich thätig war. Namentlich arbeitete er hier seine ältere Menschengeschichte, seine Geschichte Frankreichs, seine kleinen historischen Schriften aus, und ging bereits an seine Übersetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reise ins Vaterland, über den Harz nach Preußens Hauptstadt u. s. f. Getäuscht in den Aussichten, zu Göttingen angestellt zu werden, gefesselt an Berlin durch seine Zeitschrift der Geschichte und Politik, die 1800 begann, aber, wie er sagt, durch den Censurzwang und Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte, war er endlich so glücklich, hier in diplomatischen Verhältnissen als Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, als Geschäftsträger der Stadt Bremen, Hamburg, Nürnberg angestellt zu werden, wobei er als Schriftsteller in seiner Geschichte der Reformation mehr leistete, als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine diplomatische Laufbahn ward durch die Lage der Dinge von 1806 an fast Null und er arbeitete daher um so fleißiger, von seiner liebenswürdigen, eben mit ihm verheiratheten Gattin, Carolina Stosch, unterstützt, an mancherlei Werken. Namentlich vollendete er jetzt beinahe seine Übersetzung des Tacitus, seine Geschichte des westphälischen Friedens ꝛc., bis er, nach der Lützner Schlacht krank und kraftlos nach Prag ging, wo er bis zu seinem Tode 1817, den ein Schlagfluß herbeiführte, mit mancherlei historischen Arbeiten kleinerer Art beschäftigt war, außerdem aber auch eine Geschichte Böhmens in zwei Theilen schrieb, die unter uns weniger bekannt ist. Wiewohl Woltmanns sämmtlichen Werken der Stempel einer höhern Vollendung fehlt, so zeigen sie doch alle ein geniales Talent, das aber dahin welkt, ohne für die Wissenschaften etwas Großes und Bleibendes gefördert zu haben. Liebe zu sinnlichen Genüssen störte ihn zu oft in anhaltender ernster Thätigkeit und seine Eitelkeit und Weichheit lähmten seine Kraft und zogen ihn zur Empfindelei hin. Seine Geschichte des brittischen Reichs ist sein bestes Werk, aber er ließ sie unvollendet. Über seine Übersetzung des Tacitus, die von vielen Merkmalen flüchtiger Oberflächlichkeit entstellt ist, s. d. Art. Tacitus. Nachdem Woltmann lange der Lobredner Napoleons gewesen, bot er dem Minister Stein seine Dienste an, in der Hoffnung, zu einem wichtigen Posten in der Administration, wenigstens zu einer Stelle bei der Berliner Akademie oder Universität, zu gelangen. Aber diese Plane schlugen fehl. Überhaupt hatte Woltmann häufig erfahren, wie factiös die deutsche Literatur ist, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen; er selbst aber trug auch kein Bedenken, sein Scherflein zu diesem factiösen Wesen zu spenden. Seine Urtheile über Johannes von Müllers Verdienste und Styl dürften für diese Bemerkung wohl mehr als zu sehr sprechen, und der Ton, der in ihnen herrscht, um so weniger zu billigen seyn, je mehr er Freund von Müllern in Berlin geworden zu seyn versichert, obschon das Urtheil selbst den Beifall mancher Unbefangenen, vielleicht aller haben dürfte. Die Memoiren des Herrn von Sa, die er anonym herausgab, sind in vieler Hinsicht seiner unwürdig, und ein Denkmal seiner schlecht verhüllten Eigenliebe.

Woolston (Thomas), ein berüchtigter englischer Freidenker, war 1669 zu Northampton geboren. Er studirte zu Cambridge Philosophie und Theologie, lehrte selbst in der Folge beide Wissenschaften, wurde Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Sidney-Collegiums zu Cambridge. Bei einer starken Einbildungskraft und schwachem Verstande hatte er viel Ehrgeiz. Um sich zu einem hohen Amte in der englischen Kirche, nach welchem er trachtete, vorzubereiten, studirte er mit übertriebenem Eifer die Kirchenväter, wodurch aber sein schwacher Kopf auf Irrwege geführt wurde. Er behauptete, die Geschichten des alten und neuen Testaments wären nichts weiter, als Allegorie. Man nahm ihm deßwegen seine Stelle im Sidney-Collegium. Dieser Verlust und das Fehlschlagen aller Hoffnung, einen hohen geistlichen Posten zu erhalten, erweckten in ihm einen bittern Haß gegen die englische Geistlichkeit, der sich in den gröbsten Schmähungen über sie ergoß, und verwirrte seinen Verstand, so daß man ihn vier Jahre hindurch einsperren mußte. Als er wieder in Freiheit war, fuhr er fort, seine sonderbaren Meinungen in Schriften zu behaupten. Für die anstößigsten derselben sah man die Gespräche über die Wunder unsers Heilands an. (Discourses on the Miracles of our Saviour. London 1727.) In diesem Buche beschuldigt er Jesum der Magie, und legt einem jüdischen Rabbinen Einwürfe gegen die Auferstehung in den Mund, die er ebenfalls allegorisch von einer geistigen Auferstehung verstanden wissen will. Seine Schriften wurden besonders von den Juden häufig gelesen und verbreitet: verschiedne englische Theologen, unter denen auch Thomas Sherlock, schrieben Widerlegungen derselben. Die Regierung fand für nöthig, strengere Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Er wurde 1728 verhaftet, jedoch nach einiger Zeit wieder frei gelassen. Da er aber fortfuhr, seine Meinungen zu behaupten, wurde er wieder in das Gefängniß der königlichen Bank gesetzt, wo er 1733 starb.

Wörliz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, 3 Stunden von der Stadt Dessau, mit einem geschmackvollen Lustschlosse, der gewöhnlichen Sommer-Residenz des Herzogs, 240 Häusern und 1800 Einwohnern. Der Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten im englischen Geschmack, den der verstorbne Herzog Leopold hier anlegte. Eine kurze Beschreibung dieses Gartens findet sich in Hirschfelds Theorie der Gartenkunst. Vorzüglicher und umfassender ist die Beschreibung des fürstl. anhalt-dessauischen Landhauses und englischen Gartens zu Wörlitz, von A. von Rode, m. K. Leipzig 1788. Auch hat die chalkographische Gesellschaft zu Dessau eine Suite von Blättern in Aqua Tinta, Ansichten von Wörliz und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Dessau, herausgegeben.

Woronzow (Alexander Graf von), russischer Staatsminister, Großkanzler u. s. w. Entsprossen aus einer vornehmen Familie, seines Vaterlandes, bekleidete er mehrere diplomatische Ämter und ward 1802 zum Großkanzler von Rußland ernannt. Er wurde darauf Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber 1804 nach Moskau zurück, wo er 1806 starb. Sein Bruder, der ebenfalls die diplomatische Laufbahn betrat, war lange russischer Gesandter in England und unterhandelte unter andern mit vieler Geschicklichkeit im J. 1806 die Dispositionen der dritten Coalition gegen Frankreich. — Ein Sohn des Letztern ist Graf Michael Woronzow, russischer

Generallieutenant u.s.w. Er ist zu Moskau geboren und war geraume Zeit mit seinem Vater in England. Indeß wählte er die militärische Laufbahn, stieg schnell von Stufe zu Stufe und zeichnete sich rühmlich in den J. 1813 und 1814 aus. Nach dem zweiten Pariser Frieden ward er Commandeur des russischen Contingents der in Frankreich verbleibenden Occupationsarmee, und hatte als solcher drei Jahre sein Hauptquartier in Maubeuge. Im J. 1818 befand er sich beim Congreß zu Aachen, wo er von seinem Monarchen verdiente Beweise von Achtung und Zufriedenheit erhielt.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und gehört seit dem Pariser Frieden zu der großherzoglich hessischen Rheinprovinz. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend und hat in 970 Häusern gegen 6000 Einwohner, welche sich zum Theil vom Weinbau und der Rheinschifffahrt nähren. Es giebt hier einige Tabaks- und eine Bleizuckerfabrik. Die protestantische Religion ist die vorherrschende; die Catholiken haben außer der Domkirche, einem ehrwürdigen Gebäude, zu dem schon im achten Jahrhunderte der Grund gelegt wurde, noch eine Kirche, die Lutheraner zwei und die Reformirten eine Kirche. Unter den Weinsorten, welche in und bei Worms gezogen werden, zeichnen sich durch Güte und Feuer aus: die Liebfrauenmilch, welcher Wein um die Liebfrauenkirche herumwächst, und daher seinen Namen hat; der katerlöcher und der Lug ins Land, der bei einem ehemaligen festen Wartthurme wächst. Worms ist eine der ältesten und in der frühern deutschen Geschichte berühmtesten Städte Deutschlands. Die Römer hatten hier eine Niederlassung und es war der Sitz oder doch längere Aufenthalt der frühern fränkischen Könige, selbst Carls des Großen und der spätern Carolinger. In der mittlern und neuern Geschichte spielt Worms gleichfalls eine große Rolle; theils durch die vielen Reichstage, welche die Kaiser hier hielten und wovon die merkwürdigsten die beiden von 1495, welcher Deutschland gesetzliche Form gab, und von 1521, auf welchem Luther (s. d. Art.) freimüthig sein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ablegte; theils durch die innere Wichtigkeit, die es durch seinen Gewerbfleiß, durch seinen Handelsverkehr, durch seine große Bevölkerung, die sich noch am Ende des dreißigjährigen Krieges auf dreißigtausend Seelen belief, erlangt hatte; theils durch den großen Antheil, den es als Glied des rheinischen Städtebundes an den bedeutendsten Fehden zwischen den benachbarten Fürsten nahm. Von dieser Bedeutenheit ist Worms in den letzten zwei Jahrhunderten durch mancherlei Ursachen, besonders aber durch die vielen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, herabgekommen. In dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland wurde Worms (1689), so wie Speier, auf Louvois Befehl von den Franzosen fast ganz verwüstet. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch giebt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den ersten Jahren des französischen Revolutionskriegs litt Worms wieder sehr, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Zu Worms war auch ehemals ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war.

Wortfuß, s. **Rhythmus**.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter **Landschafts- und Thiermahler** der niederländischen Schule, geboren 1620 zu Har-

lem, starb ebendaselbst 1668. Er lernte zuerst bei seinem Vater, Paul Wouvermann, dann bei seinem Landsmann Johann Wynants. Er arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeit; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch Verkauf seiner Werke ins Ausland. Er mahlte Landschaften, Jagden, Pferdemärkte, Reiterscharmützel, Fischereien rc. und pflegte in seinen Gemählden gern Pferde anzubringen, unter welchen sich immer ein weißes mit großem Lichtresler auszeichnet. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, scheint zu einigen seiner Gemählde die Ideen gegeben zu haben. In seinen Landschaften ist immer etwas Neues; seine Figuren und Pferde sind meisterhaft gezeichnet. Viele seiner Gemählde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden. (Oeuvres de Phil. Wouvermann d'après ses meilleurs tableaux par J. Moyreau, Paris 1737, fol.) Die königliche Gallerie zu Dresden besitzt mehrere ganz vorzügliche Gemählde von ihm. In dem französischen Museum (s. Mus. Nap. par Filhol) befindet sich ebenfalls eine große Anzahl; einige auch in den Gallerien zu München und Wien. Nach seinem Tode stiegen seine Arbeiten zu einem sehr hohen Preise, indem der Churfürst von Bayern Maximilian Maria, Gouverneur der Niederlande, sie eifrig aufsuchen und kaufen ließ. Wouvermanns größtes Verdienst besteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte, wie er sie innerhalb der Gränzen seines Vaterlandes, aus denen er nie gekommen war, hatte kennen lernen. Wenn er auch durch Lebhaftigkeit und Kraft des Colorits seinen Vorgänger Bamboccio nicht erreichte, so empfiehlt ihn doch seine überaus schöne Zeichnung und sein zarter, weicher Pinsel. Vergl. über die Composition in Phil. Wouvermanns Gemählden rc. Leipz. 1789. 8. — Peter Wouvermann, sein Bruder, ist ebenfalls als Mahler nicht unbekannt.

Woywoden, s. Woiwoda.

Wrack. Dieses Wort soll aus dem Holländischen herkommen. Es bedeutet das Untaugliche in seiner Art, den Ausschuß, und ist in dieser Bedeutung blos im Niedersächsischen gebräuchlich. Im Hochdeutschen braucht man dafür den Ausdruck Brack, z. B. von Porzellan oder Fayence, das im Brennen verunglückt und untauglich ist. In der Schiffersprache heißt Wrack der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffes.

Wrangel (Carl Gustav, Graf von), schwedischer Feldmarschall, ein durch kriegerische Thaten zu Lande und Wasser ausgezeichneter Feldherr des siebzehnten Jahrhunderts. Er stammte aus einer alten und berühmten schwedischen Familie. Sein Vater, Herman Wrangel, war schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, und starb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Carl Gustav Wrangel trat zeitig in Kriegsdienste, und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Gustav Adolph. Er machte mit diesem die Feldzüge in Deutschland. Als der verdienstvolle schwedische Feldherr Banner (1641) starb, war Wrangel als Generalmajor einer von denen, welche die schwedische Armee unter sehr mißlichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torstensohn commandirten. Unter Torstensohn machte Wrangel den Feldzug in Deutschland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holstein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen (s. d. Art. Torstensohn). Man übertrug Wrangeln nach dem Tode des Admirals Claas Flemming den Oberbefehl über die schwedische Flotte, welche am 25. Jun. 1644 der Übermacht der dänischen hatte weichen müssen. Durch einige holländische

Schiffe verstärkt, gelang es Wrangeln, die dänische Flotte am 13ten October bei der Insel Femern zu schlagen, und sie theils wegzunehmen, theils zu vernichten. Er commandirte nachher ein detachirtes kleines Corps in Holstein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömsebrö (den 23. August 1645) diesen Krieg endigte. Wrangel ging hierauf wieder nach Deutschland, und als Torstensohn (1646) wegen Krankheit genöthigt war, das Commando der schwedischen Armee aufzugeben, wurde es Wrangeln und Königsmark übertragen. Wrangel vereinigte sich bald nachher mit der französischen Armee unter Turenne; beide wendeten sich gemeinschaftlich gegen den Churfürsten von Bayern, der dadurch genöthigt wurde (den 14ten März 1647), zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen. Wrangel trennte sich nach einiger Zeit wieder von Turenne, ging nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die schwedische und kaiserliche Armee zu verschiedenenmalen einander sehr nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entscheidung derselben, während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück, zu viel abhing. Nicht lange nachher, als die schwedische und französische Armee sich getrennt hatten, trat der Churfürst von Bayern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück. Aber beide Heere vereinigten sich von neuem, und schlugen (den 17ten Mai 1648) bei Zusmarshausen unweit Augsburg die combinirte kaiserliche und bayerische Armee mit großem Verluste. Wrangel besetzte hierauf Bayern und behandelte es sehr hart. Unterdessen war der Pfalzgraf Carl Gustav (nachmaliger König von Schweden) als Oberbefehlshaber der schwedischen Armee mit frischen Truppen in Deutschland angekommen. Aber der zu Münster geschlossene Friede endigte alle Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland. Wrangel ging nun nach Schweden zurück und verlebte einige Jahre im Frieden. Als Carl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten dreitägigen Schlacht bei Warschau (den 18ten bis 20sten Jul. 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde, eilte Carl Gustav, diesem neuen Feinde zu begegnen, und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. Wrangel belagerte die Festung Kronenburg, die sich ihm nach 21 Tagen (am 6ten September 1658) ergab. Es wurde ihm hierauf der Oberbefehl über die schwedische Flotte aufgetragen, die Copenhagen angreifen sollte, allein dies Unternehmen glückte nicht, weil die Dänen während der Belagerung von Kronenburg Zeit gehabt hatten, die Hauptstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, und eine holländische Flotte unter dem Admiral Optam zum Entsatz ankam. Ungeachtet des Vortheils, den Wrangel über die holländische Flotte (am 29sten October 1658) erhielt, mußte doch der Angriff auf Copenhagen aufgegeben werden. Aber im folgenden Jahre vereitelte er die von den Dänen auf die von den Schweden besetzte Insel Fünen versuchte Landung. Der Tod des Königs von Schweden endigte (1660) diesen Krieg. Als Ludwig XIV. im Jahre 1674 einen Krieg gegen das deutsche Reich begann, trat Schweden auf die Seite Frankreichs, nnd griff (im November) unerwartet die Staaten des Churfürsten von Brandenburg an, der auf diesen An[illegible] nicht vorbereitet war, und mit seiner ganzen Macht gegen die F[illegible]osen am Rheine stand. Wrangel commandirte die sechzehntausen[illegible] Mann starke schwedische Armee, die in das Brandenburgische ein[illegible] und das Land übel behandelte. Er wurde aber bald

krank; ein Umstand, der wahrscheinlich zu dem unglücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens beitrug. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm (s. d. Art.) eilte mit seinen Truppen vom Rheine zurück, früher als es die Feinde erwarten konnten. Sein berühmter Feldmarschall Derflinger überfiel (am 12ten Jun. 1675) den schwedischen Obersten Wangelin in Rathenow, und nahm ihn mit seinem ganzen Regimente gefangen. Eben so unerwartet griff am 18ten Jun. 1675 der Churfürst die schwedische Armee bei Fehrbellin (s. d. Art.) an, und erhielt einen vollständigen Sieg über sie. Mit sechstausend Mann von einem langen Marsche ermüdeter Cavallerie schlug er dreizehntausend Schweden, Truppen, die sich in den vorhergehenden Kriegen durch Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Die Schweden mußten die ganze Mark Brandenburg räumen, und verloren selbst einen Theil von Vorpommern. Wrangel legte hierauf seine Stelle wegen Alters und Krankheit nieder, und starb im folgenden Jahre. Für seine frühern Siege war er (1645) in den Grafenstand erhoben worden.

Wrede (Carl Philipp, Fürst von), Feldmarschall der Armee des Königs von Bayern, Herr von Ellingen, Engelzell, Suden, Mondsee u. s. w., Mitglied des königlich bayerschen Staatsraths (seit 1817), geboren den 29sten April 1767 zu Mannheim, machte seine Studien in Heidelberg und widmete sich der Forstwirthschaft. Als Oberförster stellte er sich 1795 beim Übergang der Franzosen über den Rhein an die Spitze einer aus Jägern und Bauern gebildeten Compagnie, und zeichnete sich bei mehreren Gefechten am Rhein und Main und bei dem Rückzuge der Franzosen durch den Odenwald vortheilhaft aus. Bei der Auflösung des freiwilligen Aufgebots trat er bei der pfälzischen Armee in Dienste, ward Major und bald Commandant eines leichten Bataillons, an dessen Spitze er in den Feldzügen von 1799 und 1800 tapfer focht. Als Obrist nahm er an der Schlacht von Hohenlinden Antheil und erhielt dabei eine Wunde. Während der folgenden Friedensjahre wurde er Generalmajor, bildete sich in den militärischen Wissenschaften noch mehr aus, und commandirte beim Ausbruche des Krieges 1805 eine Division der bayerschen Armee. Von jetzt an beginnt eigentlich seine glänzende militärische Laufbahn. Der Umschwung, den die bayersche Armee in Verbindung mit der französischen erhielt, sagte seinem lebendigen Geiste zu, und die darauf folgenden Feldzüge gaben ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im März 1806 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion. Im Jahre 1809 commandirte er die dritte Division der Armee, stand beim Ausbruche des Kriegs mit derselben an der Donau, zog sich dann bis Abensberg zurück, und hatte an dem Siege bei Abensberg einen nicht geringen Antheil. Er verfolgte den Feind über die Isar und lieferte ihm bei Neumark am Inn noch ein blutiges Gefecht. Über Salzburg, das er schnell eroberte, brach er in Verbindung mit den andern bayerischen Heerführern in Tyrol ein, und besetzte nach wenigen Tagen Inspruck. Als man Tyrols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er sich über Salzburg und Linz in Eilmärschen nach Wien, und gab durch sein pünktliches Eintreffen der Schlacht bei Wagram den Ausschlag, wobei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb den Feind bis Znaim, und kam nach erfolgtem Waffenstillstande wieder nach Salzburg zurück. Die in Tyrol von neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, seine Truppen noch einmal in diese Gebirgsschlünde zu führen. Nach dem Frieden ernannte ihn der französische Kaiser zum französischen Reichsgrafen, und dotirte ihn im Jan-

viertel mit Mondsee, Engelhardszell u. s. w. Zum General der Cavallerie ernannt, führte er mit Deroi 1812 die Bayern nach Rußland. Er focht in der Schlacht bei Polotzk, und übernahm, als beim Vordringen Wittgensteins Marmont und Gouvion St. Cyr verwundet und Deroi gefallen war, das Commando. Im Jahre 1813 übernahm er das Commando der neugebildeten Armee und führte sie am 12ten August aus dem Lagervon München an den Inn. Nachdem er hier zwei Monate lang der österreichischen Armee gegenüber gestanden hatte, schloß er den 8ten October den Vertrag von Ried, wodurch sich Bayern vom Rheinbunde lossagte und den Alliirten anschloß, übernahm hierauf den Oberbefehl über die vereinigte bayerisch-österreichische Armee, und führte sie mit äußerster Schnelligkeit vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frankfurt schon besetzen lassen, als Napoleon mit seinem ganzen Heere auf dem Rückzuge aus Sachsen bei Hanau ankam. Hier lieferte Wrede demselben am 31sten October die blutige Schlacht (s. Hanau), in welcher er schwer verwundet wurde. Nach seiner Wiederherstellung eilte er zu seiner Armee nach Frankreich, wo er das fünfte Armeecorps commandirte; er nahm Theil an der Schlacht bei Brienne, den 1sten Februar 1814, und eroberte 23 Kanonen. Hierauf schlug er Marmont bei Rosnay, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte den 18ten Februar fgg. den Rückzug des großen Heeres von Troyes, entschied dann den Sieg bei Bar sur Aube und trug zu dem bei Arcis sur Aube (21sten März) viel bei, anderer Gefechte nicht zu erwähnen. Auf dem Schlachtfelde bei Bar sur Aube erhielt er den St. Georgsorden zweiter Classe. Nach dem Frieden erhob ihn sein König den 9ten Jun. 1814 zum Fürsten und dotirte ihn mit dem im Nordgau liegenden Ellingen, als einem Fürstenthume unter bayerischer Hoheit. (Ellingen, Stadt und Schloß mit neunzehn Dörfern und sechzehn Weilern, wurde ihm und dem jedesmaligen Chef des Hauses, als ein Thron- und Mannlehn den 24sten Mai 1815 verliehen.) Diese Belohnung ward ihm zu Theil für den von ihm mit dem Fürsten von Metternich unterhandelten und den 3ten Juni 1814 zu Paris unterzeichneten Vertrag, nach welchem Bayern an Österreich Tyrol, Salzburg, das Inn- und Hausruckviertel abtrat, wofür es Würzburg und Aschaffenburg sogleich in Besitz nahm, und sich von Österreich den künftigen Erwerb von Mainz und der Rheinpfalz versprechen ließ! — Auf dem Congresse in Wien zeigte er sich als geistvollen Diplomatiker, wie er sich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Er wurde mit dem Marschallsstabe beehrt; und bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 drang er an der Spitze der bayrischen Armee in Lothringen ein, ging den 23sten Juni über die Saar, und nahm sein Hauptquartier zu Auxerre. Die schnelle Entscheidung dieses Feldzugs durch die Ereignisse in den Niederlanden öffnete seiner Armee den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung dieses Krieges kehrte er nach Bayern zurück, und nahm nun an den Staatsgeschäften thätigen Antheil; vorzüglich als Reichsrath oder Mitglied der ersten Kammer an den Verhandlungen des ersten Landtags in Bayern 1819. Wrede vereinigt schnellen Überblick, große Besonnenheit, Feuer und Ruhe mit unermüdeter Thätigkeit und ausgezeichneter persönlichen Tapferkeit. In Napoleons Schule gebildet, hatte er später Gelegenheit, seine Talente gegen diesen großen Meister geltend zu machen.

Wright (Sir Thomas), ein englischer Schiffscapitain, der eine Kriegsbrigg commandirte, und an der französischen Küste mehrere

Ausgewanderte gelandet hatte, wurde im Jahre 1804 kriegsgefangen. Die französische Regierung wußte, daß er Georges und mehrere andere Verschworene, z. B. Villeneuve, Picot den 27sten August 1803, dann Armand Polignac im Anfange des Decembers desselben Jahres, und zuletzt Pichegru, Lajolais, Julius Polignac u. A. m. am 16ten Jan. 1804 auf dem Gestade von Beville ans Land gesetzt habe. Da nun Buonaparte, Fouché und Réal glaubten, daß er die Verbindungen und Absichten der Personen, welche er gelandet, in Frankreich selbst genau kenne, so wurde er aufgefodert, als Zeuge gegen die Angeklagten aufzutreten. Allein Wright behauptete standhaft, daß er nur den erhaltenen Befehl, die Angeklagten auf der französischen Küste zu landen, vollzogen habe, von allem übrigen aber durchaus nichts wisse. Hierauf — so wird wenigstens ziemlich allgemein erzählt und geglaubt — hoffte man durch die Marter ein Geständniß von ihm zu erpressen; es sollen ihm die Daumen zermalt, die Fußsohlen durch glühende Kupferplatten verbrannt, und ein Arm, zuletzt ein Bein abgelös't worden seyn. Die Staatsräthe Real und Dubois wurden als Vollzieher von Napoleons Willen genannt. Dann habe man ihm versprochen, da er jetzt außer Stande sey, in sein Vaterland zurückzukehren, aufs Beste für ihn in Frankreich zu sorgen, wenn er das verlangte Geständniß thun würde; Wright sey aber unerschütterlich bei seiner ersten Aussage geblieben. Im Jahre 1805 verlangte England durch spanische Vermittelung Wrights Auswechselung, und Buonaparte sagte dieselbe zu; allein im November d. J. machte der Moniteur bekannt, Wright habe sich bei der Nachricht von dem Unglück der Österreicher bei Ulm aus Verzweiflung selbst das Leben genommen. Gleichwohl war diese Nachricht schon neun Tage vor seinem angeblichen Selbstmorde allgemein bekannt gewesen. In Paris glaubte man, und in England ward es bestimmt behauptet, daß Buonaparte ihn habe erdrosseln lassen, damit er nicht Zeugniß ablege von der erlittenen Unmenschlichkeit. Als in der Folge der englische Schiffsarzt Dr. Warden zu Buonaparte bei einer Unterredung mit ihm auf St. Helena sagte: „Man glaubt in England ziemlich allgemein, daß Sie den Capitain Wright im Tempel haben stranguliren lassen," so gab, wie Warden erzählt, Buonaparte folgende Antwort: „Wozu hätte ich das gethan? Von allen Menschen, die ich in meiner Gewalt gehabt habe, hätte ich am liebsten ihn beim Leben erhalten; denn in dem Prozeß, den ich damals (dies geschah aber schon im März, April und Mai 1804) den Verschwornen machen ließ, konnte ja Wright als der bedeutendste Zeuge auftreten, weil er die Hauptpersonen der Verschwörung, namentlich Pichegru, nach Frankreich übergeführt hatte. Dies meldete mir der Chef der Polizei (Warden sagt, ich glaube Réal). Siebzig dieser Gelandeten waren unentdeckt nach Paris gekommen." Zugleich betheuerte Buonaparte, daß Capitain Wright im Gefängnisse im Tempel Hand an sich gelegt habe, und zwar um ein Gutes früher, als es im Moniteur bekannt gemacht worden sey. Fouché und Savary behaupten das Nämliche.

Wucher, Wuchergesetze. Das Wort Wucher hatte in ältern Zeiten nicht die schlimme Bedeutung, in welcher es jetzt durchaus genommen wird. Man verstand darunter den Gewinn, den man von seinem Eigenthume im Handel und Wandel hatte, folglich Zinsen, Renten. Geld auf Wucher, d. h. auf Zinsen, leihen, war ehemals ein gewöhnlicher, keineswegs beschimpfender Ausdruck. Wuchern hieß so viel als vermehren. In diesem Sinne wird es noch von Gewächsen

gebraucht, die auf Wiesen und Äckern wild wachsen, und sich stark ausbreiten und vermehren, oder wuchern; man nennt sie Wucherpflanzen. In unsern Zeiten versteht man unter Wucher im Allgemeinen jeden übermäßigen Gewinn, jede eigennützige Handlung, wodurch das Eigenthum Anderer auf eine empfindliche Art gekränkt wird. In dieser Bedeutung kann Wucher auf mancherlei Art und bei mancherlei Geschäften, z. B. im Handel mit Getraide (Kornwucher) oder andern Lebensmitteln, getrieben werden. Besonders aber versteht man darunter den Geldwucher, oder die Foderung eines allzugroßen, unmäßigen Zinses oder Gewinns bei und von ausgeliehenen Kapitalien. Beide Arten des Wuchers sind wider die Moralität, und sind wirklicher Betrug. Man hat meistens nur auf den Geldwucher Rücksicht genommen, und um demselben zu steuern, sind fast in allen civilisirten Staaten Wuchergesetze gegeben worden, in welchen man zugleich einen gesetzlichen Zinsfuß vorgeschrieben, den Niemand ohne Strafe überschreiten soll. Aber diese Gesetze haben wenig gefruchtet, vielmehr haben sie gewöhnlich die Folge gehabt, daß man auf mannichfaltige versteckte Weise den Gewinn von einem gegebenen Darlehn nur um desto mehr zu vergrößern gesucht hat, wodurch dem Erborger nothwendig der größte Nachtheil entstehen muß. Daß für ein erhaltenes Darlehn dem Darleiher ein gewisser Zins (s. d. Art.), als Entschädigung wegen des eine Zeit lang entbehrten Gebrauchs seines Kapitals, oder als eine Abgabe von dem Nutzen, den der Erborger von dem erhaltenen Darlehn hat, gegeben werde, kann wohl nicht leicht jemand für unbillig halten. Aber welcher Maaßstab des Zinsfußes anzunehmen sey, darüber lassen sich keine für alle Zeiten und alle Umstände passenden Vorschriften geben. In Deutschland hat der Zinsfuß von Zeit zu Zeit viele Veränderungen erfahren. Im Mittelalter, da Gold und Silber noch selten, und der Werth der Sachen gering war, waren zehn bis zwölf Procent der gewöhnliche Zins für ein Darlehn. Als in der Folge die Geldmasse sich vermehrte, wurden fünf Procent als rechtmäßiger und erlaubter Zins in den Reichsgesetzen verordnet. Aber der Geist des Wuchers läßt sich durch keine Gesetze binden. Um nicht in die angedrohten Strafen zu verfallen, hat man verschiedene Mittel ausgedacht. Man läßt sich eine höhere Summe verschreiben, als wirklich dargeliehen worden, läßt sich eine besondere Discretion bezahlen, schlägt Zinsen zum Kapital oder nimmt Zins vom Zinse, giebt schlechte Münze und bedingt sich die Rückzahlung in guter Münze, oder giebt Waaren zu übermäßigen Preisen statt eines Theils des Darlehns, und was für Kunstgriffe der Wuchergeist sonst noch ersonnen hat, um seine wahren Absichten zu verhüllen. Da dergleichen gewöhnlich von beiden Theilen geheim gehaltene wucherliche Contracte nicht immer entdeckt werden, da alle in den Gesetzen angedrohten Strafen der Confiscation des Capitals, der Ehrlosigkeit, Gefängniß-, Zuchthausstrafe und dergl. den Wucherer nicht abschrecken, und das Übel vielmehr sich krebsartig verbreitet: so haben schon mehrere angerathen, das Geschäft der Kapitalausleihungen durchaus frei zu lassen, und selbst nicht einmal einen gesetzlichen Zinsfuß zu bestimmen, indem der Zins weiter nichts als ein Preis des Darlehns sey, den man daher eben so wenig, wie bei andern Geschäften, bestimmen könne und dürfe. Zur Verhütung des Wuchers hat man in mehreren Ländern, außer den deßwegen gegebenen Gesetzen, auch besondere Anstalten, Creditsysteme, Leihbanken (s. d. Art.) u. s. w. eingeführt. Zu wünschen wäre es, daß man das muthwillige, leichtsin-

nige Schuldenmachen schärfer als gewöhnlich bestrafte. Der Vorschlag, leichtsinnige Menschen, die Schulden, die sie nicht bezahlen können, auf jede ihnen mögliche Art abarbeiten zu lassen, und die muthwilligen Bankerottirer mit der angedrohten Infamie wirklich zu bestrafen, würde den Wucher gewiß sehr verhindern. — Die Zahl der Schriften wider den Wucher ist sehr groß, aber auch für denselben sind mehrere erschienen, z. B. Beathams Vertheidigung des Wuchers rc. a. d. Engl. von J. A. Eberhard, Halle 1788; v. Sonnenfels Abhandlungen über Wucher und Wuchergesetze, Wien 1789 und 1791; s. auch J. C. Roth Abhandlung über den Wucher und die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun. Nürnberg 1793.

Wunder sind Ereignisse, welche denen, die sie sahen, nach den ihnen bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen und daher Bewunderung abnöthigten. Die Erzählung von Wundern, die sich vormals zugetragen haben sollen, wird uns daher um so dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Wundergeschichten aus unserer oder einer nicht lange vergangenen Zeit lassen sich viel leichter erklären, als Nachrichten dieser Art aus einer entlegenen Vorzeit; und sind die Erzähler über den Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung erhoben, so scheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die sicherste Auskunft. Mit den Wundergeschichten in der Bibel verhält es sich so; und da die meisten derselben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumstände erzählt sind, mußten freilich die sogenannten natürlichen Erklärungen Versuche bleiben, die mehr oder weniger den über sie verhängten Tadel der Willkühr verdienen. Als Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zunächst nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen, uns werden sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubigt. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vergl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: „Gott thut in den Wundern nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat.“ Nach ihm setzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt.“ E.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die theils wegen ihrer ungeheuern Größe und Dauer, oder theils ihrer ausgezeichneten Schönheit so unübertrefflich schienen, daß man sie die Wunder der Welt — und da gerade ihre Zahl nur sieben ausmacht, die sieben Wunder der Welt genannt hat. Diese waren: 1. die ägyptischen Pyramiden (s. Pyramiden), 2. die Mauern und 3. die

sogenannten hängenden Gärten zu Babylon (s. d. Art. Babylon und Semiramis), 4. der Tempel der Diana zu Ephesus (s. Dianentempel), 5. die Bildsäule des olympischen Jupiters (s. Jupiter), 6. das Mausoleum (s. d. Art. Artemisia und Mausoleum), 7. der Coloß zu Rhodus. (S. Coloß.) Doch muß man nicht glauben, daß dieses die einzigen, ja auch nur schlechthin die ersten Werke gewesen seyen, welche die erhabene Größe des Alterthums bezeichnen.

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Der Begriff des Wunderbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei diesem Begriffe nichts an, alles aber darauf, daß der Gegenstand wegen der schnell veränderten Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des überraschenden, Neuen, Seltsamen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegriffenen, einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Bewunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft Überraschende, Seltsame rc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von der gewohnten Ordnung der Dinge überhaupt, als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht blos in dem Reize der Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in dem Streben unsers unendlichen Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die verborgenen Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint uns einen solchen Blick zu eröffnen, daher lieben wir das Wunderbare, und die Kunst, ihrem innern Ursprung nach auf das Wunderbare deutend, bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetisch Wunderbare, d. i. dasjenige, was durch den Schein des Wunders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig, unserer Phantasie ein unbegränztes Feld der Thätigkeit eröffnet, und uns durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt, woraus sich ergiebt eines Theils, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabenen verwandt ist, andern Theils, daß auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren verliert, sobald es uns gewöhnlich wird. Mit dem Erhabenen ist es aber insbesondere verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eigenen freien Kraft erweckt, und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unserer Kraft sich drohend entgegenstellt, dann ist das Wunderbare zugleich furchtbar; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann doch das Wunderbare auch in anmuthiger und reizender Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmährchen, in Wielands Oberon rc. — In welcher Form es aber erscheine, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetisch Wunderbare nie ohne Bedeutung seyn und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Darstellerin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste Mährchen, als Product der Dichtkunst, einen poetischen Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wohl, daß da, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht Statt finden kann, dessen sie sonst wohl fähig ist; denn

es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns Etwas giebt, noch weit Mehreres verbirgt. So ist auch das Wunderbare dem Wahrscheinlichen, nicht aber dem Wahren entgegengesetzt. Denn wahrscheinlich ist, was den Schein des wirklich Geschehenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfodert nur innere Übereinstimmung des Dargestellten. Um dieser Wahrheit willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen und man muß daher das Romanhafte von dem Romantischen wohl unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der besondern Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbeschränktesten ist sein Wirkungskreis in jener. Denn durch den ausgesprochenen Gedanken läßt sich das Unbegreifliche und Ungewöhnliche am leichtesten vor die Phantasie führen, und durch Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und darstellen. Namentlich tritt das Wunderbare hervor im Gedichte (s. d. Art.), welches seine erhabenen Gegenstände in die günstige Ferne der Vergangenheit stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als Urgedicht und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Formen das Wunderbare gern als seinen Bestandtheil aufnimmt. Beschränkter ist die Erscheinung des Wunderbaren im Drama. Denn hier tritt es in die helle sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen Oper, und die Musik, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist in dieser Verbindung mit der Poesie am fähigsten, die Wirkung des Wunderbaren hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihre Werke für das Auge fixiren und die Formen der Natur nachbilden, sind dazu weniger geeignet; mehr jedoch unter ihnen die Mahlerei, welche sich der ätherischen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren täuschend nachbildet, als die Plastik und Architektur, welche in dem Bestreben nach dem Wunderbaren leicht in das falsche Abenteuerliche verfällt. — Unter verschiedenem Charakter stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechenwelt hat einen heitern Charakter und erscheint als fröhliches, sinnreiches Bilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen und modernen Zeit überhaupt hat einen ernsteren Charakter, und ist oft aus dem trüben gestaltlosen Reich der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft. T.

Wünschelruthe (lat. virgula mercurialis, franz. baguette divinatoire) ist eine unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte, zweiästige, in einem Styl verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Messingdraht, oder Metall, welche ehedem von abergläubischen Menschen angewendet und an gewisse Örter auf die Erde hingelegt wurde, um da, wohin sich diese Ruthe vorzüglich hinneigte, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Eigentlich wurde sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge damit ausfündig zu machen; der Aberglaube aber, der in den vorigen Zeiten vielleicht noch weit mehr Gewalt über die Menschen hatte, gab eben diesen, oder auch Betrügern, sogenannten klugen Leuten und dergleichen, häufig Veranlassung, da, wo sie sich Schätze zu erhalten wünschten, durch Hülfe jenes

Zauberstabes sie auch wirklich aufzusuchen. Indessen würde diese Anwendung der sogen. Wünschelruthe vielleicht nur noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht vor einigen Jahren diese Sache wieder zur Sprache gekommen wäre, indem besonders ein Italiener, Namens **Campetti** (ein junger Landmann, zu Gargnano am Ufer des Gardasees geboren) durch ernstliche und nachdrückliche Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde, durch körperliche Sensationen wahrnehmen zu können, großes Aufsehen gemacht, und auch die von ihm angestellten Versuche allerdings sehr für diese Behauptung zeugten. **Ritter**, ein bekannter Naturforscher zu München, reis'te auf Befehl des Königs von Bayern im Jahre 1806 zu **Campetti** nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Versuche anzustellen; und es wurden diese Versuche auch wirklich, besonders mit Schwefelkiespendeln, gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der Nähe von Metallen schwingen. **Ritter** hat vornehmlich bei dieser Gelegenheit sich eines Instruments bedient, das er Balancier genannt hat, und das ganz einfach in einem Stabe oder kleinem Streifen von Kupfer oder anderm Metalle, ungefähr sechs Zoll lang und einen halben breit, besteht. Die nähern Nachrichten darüber findet man in Aretins neuem literarischen Anzeiger von 1807 von Nr. 22 an; auch hat **Gilbert** äußerst interessante Beleuchtungen dieser Versuche 1808 herausgegeben.

Wurf, s. **Ballistik**.

Würfel, s. **Cubus**.

Wurfrad wird, zum Unterschiede von dem Schöpfrade, ein Rad genannt, welches das Wasser blos fortwirft und nicht schöpft. Gewöhnlich besteht ein solches Wurfrad aus einer Anzahl an einer Welle in schiefer Richtung angebrachter Schaufeln. An der untern Hälfte dieses Rades ist unten auf beiden Seiten eine hölzerne Verkleidung, die nur einen sehr kleinen Raum zwischen sich und dem Rade läßt. In diese Verkleidung kann sich unterhalb das Wasser von denjenigen Orten her hineinziehen, die man trocken zu machen sucht.

Wurm (Albert Aloysius Ferdinand), ausgezeichnet unter allen jetzt lebenden Darstellern des Komischen auf der Bühne, ward im April 1783 zu Greifenhagen in Pommern von dürftigen Ältern geboren. Früh verlor er seine Ältern; als zartes Kind mußte er schon mit Mangel und Entbehrung kämpfen, und selbst der dürftige Unterricht einer Dorfschule ward ihm nur kurze Zeit zu Theil. Dennoch verließ ihn die glückliche Laune, welche er zur Welt gebracht, schon damals nie; froh und heiter trat der Knabe ins kummervolle Leben ein. Den Verfolgungen einer harten Stiefmutter entzog er sich durch die Flucht, diente dann zuerst bei Handwerkern, später bei Herrschaften, und lernte in dieser Lage die Sitten der niedern Stände kennen, in deren Nachbildung er nachmals so glücklich geworden ist. Puppenspieler weckten zuerst seine Neigung zum Theater, und als er endlich in Neustrelitz ein wirkliches Schauspiel aufführen sah, faßte er den Entschluß, sich selbst auf den Brettern zu versuchen. Er begann nach mehreren mißlungenen Bemühungen diese Laufbahn bei Kunstreitern, nachher fand er ein Unterkommen bei wandernden Schauspielertruppen und Nebenbühnen in Schlesien. Zum erstenmale betrat er die Bühne als Plumper in: Er mengt sich in Alles (später eine seiner besten Rollen). Doch führte ihn seine Stimme von bedeutendem Umfange und ungemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erster Tenorpartien, und er debutirte als Belmonte. In Warschau war sein erstes wich-

tiges Engagement, wo er bis 1804 sich aufhielt; dann machte er nach Breslau, Bamberg, Würzburg eine Kunstreise und blieb an letzterm Orte. Von Würzburg aus unternahm er seine zweite Kunstreise, welche ihn über Mannheim, Darmstadt (wo er sich Voglers Liebe und Achtung erwarb), Cassel, im Sommer 1809 nach Berlin führte. Hier ward er fest engagirt, nachdem er eine neue Kunstreise nach Bamberg, Würzburg und Nürnberg gemacht, und als Kilian in der Sucht zu glänzen debutirt hatte. Mit Kotzebue's Pachter Feldkümmel, in welchem an Wurm die Rolle des Pachters ausgetheilt wurde, begann endlich seine neueste Laufbahn. Nicht lange darnach wurde zum erstenmale das Hausgesinde gegeben, eine Oper, welche in zwei Jahren einige 80mal wiederholt ward. Mit der Partie des Lorenz hatten Wurms erste Tenorrollen ein Ende. Im Sommer 1814, auf einer Kunstreise nach Königsberg, traf ihn die schmerzliche Nachricht von Ifflands Tode. Wurm wäre indeß vielleicht nie von Berlin abgegangen, hätte er nicht durch das glückliche Auffassen des Komischen in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation sich den Haß derselben zugezogen. Die lange verhaltene Erbitterung brach auf das Signal, welches eine durch Devrient von Breslau nach Berlin gekommene Posse: die Judenschule, später: Unser Verkehr genannt, gab, in offene Fehde aus, deren Opfer Wurm werden sollte, der in diesem Lustspiel den Jacob mit dem glänzendsten Erfolg spielte. Es ward ein Criminalprozeß gegen den Künstler erhoben, im Gefängniß mußte er den Erguß seiner heitern Laune büßen, und nur die gerechte Huld des Königs wirkte ihm Freiheit und Lossprechung aus. Auf einer darauf unternommenen Kunstreise über Hamburg durch ganz Norddeutschland bis nach dem Rhein und Main ward ihm die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste. Im J. 1817 nahm er bei dem neu eingerichteten Theater zu Leipzig Engagement, das er aber bald wieder aufgab, um fortan völlig frei seine Kunst zu üben. Eine ausführliche Charakteristik dieses interessanten Künstlers zu geben, erlaubt hier der Raum nicht. Nur so viel sey hier für diejenigen gesagt, die ihn noch nicht sahen: er ist in der Darstellung des Niedrigkomischen bis in seine feinsten Nuancirungen einer der glücklichsten Schauspieler. Eine unerschöpfliche Laune, Festigkeit und psychologische Richtigkeit in der Charakterzeichnung, ein glücklicher Takt, das Komische im Leben aufzugreifen und wiederzugeben, eine sanfte, melodische Stimme, und ein bis zum Bewunderungswürdigen biegsames Organ sind die hervorstechenden Vorzüge seines Talents. Durch seinen Heinrich im Zinngießer, Adam im Dorfbarbier, Lorenz im Hausgesinde, Grack im Lügner und Sohn, Ferdinand in den Drillingen, Jacob in Unser Verkehr, Schneider im Schneider und Sänger, Max im Intermezzo rc. rc. ist er Liebling von ganz Norddeutschland geworden. Mit seiner ausführlichen Biographie und der Geschichte seines unglücklichen Prozesses eröffnete ein Freund und Verehrer seiner Kunst in Hamburg vor Kurzem eine Zeitschrift: **Hamburgs Wächter** genannt, an welche diejenigen verwiesen werden, welche den herrlichen Komiker näher kennen lernen wollen.

Würmer können als Krankheitsursache bei Menschen und bei Thieren vorkommen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmcanal, und zwar die **Madenwürmer**, Ascariden und Trichuriden, in den dicken Gedärmen, die **Spulwürmer**, vorzüglich in den sogenannten dünnen Gedärmen, wo auch die **Band-**

würmer sich aufhalten. Die Madenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind auch beinahe eines Fingergliedes lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, denen sie ein sehr lästiges Jucken im Mastdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang u. a. Beschwerden verursachen. Die Spulwürmer sind den Regenwürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ring, der mit kleinen Wärzchen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes versehen. Die Mauldöffnung besteht aus verschiedenen Saugröhren Sie sind oft klumpenweise oder ihrer viele in einen Knaul zusammengewickelt an mehreren Stellen der Därme vorhanden, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen und verursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die Wände der Gedärme, und daher Kneipen, und Schmerzen im Unterleibe, meistens in der Nabelgegend, und besonders nach dem Genusse süßer Speisen oder anderer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer Gegenwart sind übelkeit; Zusammenfluß wässerichten Speichels in dem Munde; übelriechender Athem; blasses aufgedunsenes Gesicht mit blaulichen oder bräunlichen Bogen, besonders an dem untern Augenrande; Erweiterung des Augensterns; unruhiger Schlaf mit halbgeöffneten Augenliedern, auch zuweilen mit Zähneknirschen; trüber weißer Urin; ein dicker, gespannter Unterleib. Die Bandwürmer sind platt, von weißlicher Farbe, oft sehr bedeutender Länge, gegliedert und aus unzähligen Gelenken zusammengesetzt. Die gewöhnlichsten bei dem Menschen sind der Kürbißwurm, mit längern und schmalen Gelenken, welche den Kürbißkernen ähneln, und der breite Bandwurm mit etwas breitern Gelenken. Bei beiden Arten werden die Gelenke immer kürzer und schmaler, je näher sie dem Kopfe kommen. Dieser besteht aus einem dünnen Faden, der sich in einem Knötchen endigt, woran entweder bloße Saugröhren oder auch Haken befindlich sind. Der Bandwurm heißt auch der Einsiedler (vermis solitarius), weil er sich allein in den dünnen Gedärmen befindet, die er oft alle Gänge hindurch einnimmt. Die Zeichen seines Vorhandenseyns in den Gedärmen sind ziemlich unbestimmt, indem er zuweilen heftige Zufälle, seltsame Gefühle im Unterleibe von Druck, von Kälte und von wellenförmiger Bewegung, heftige Schmerzen, Krämpfe, epileptische und convulsivische Zufälle erregt, zuweilen aber auch sich ganz ruhig verhält. Das gewisseste Zeichen ist, wenn von Zeit zu Zeit Stücken des Wurms durch den Stuhlgang abgehen, welche sich durch das stete Wachsthum des Wurms von selbst ablösen. über die Entstehung der Eingeweidewürmer im Menschen haben die Ärzte und Naturforscher verschiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Saame von außen in die Gedärme komme, steht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierclasse und so auch der Mensch ihre eigenen Arten von Würmern haben; daß diese Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verschwendung wäre, die der weisen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwider liefe, wenn man annehmen wollte, daß der Saame der Würmer außerhalb der thierischen Körper verbreitet und dennoch bestimmt wäre, sich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieselben käme, zu entwickeln. Es ist daher weit consequenter, anzunehmen, daß der Urstoff zu den Würmern oder der Saame derselben jedem thierischen Körper angebo-

ren ist, und nur besondere krankhafte Verhältnisse die Erzeugung und Ausbildung derselben begünstigen. Dies wird noch wahrscheinlicher durch die Erfahrung, daß zwar beinahe jeder Mensch Würmer hat, besonders Spulwürmer und Madenwürmer, jedoch der eine mehr, der andere weniger, und besondere Krankheitsanlagen die häufigere Erzeugung derselben so sehr begünstigen, daß sie alsdann erst wieder zu einer Krankheitsursache werden. Es giebt daher zuweilen eine epidemische Constitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Ursache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meisten Symptome derselben sind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, so nannte man sie auch wohl geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Ursache waren. II.

Wurmser (Dagobert Siegmund, Graf von), kaiserl. östert. Generalfeldmarschall, ein verdienstvoller Feldherr des vorigen Jahrhunderts. Er stammte aus einer angesehenen und reichen Familie im Elsaß, und wurde 1724 geboren. Anfangs wollte er sich den Wissenschaften widmen, trat aber bald in österreichische Kriegsdienste, machte den ganzen siebenjährigen Krieg mit, und kam als Generalfeldwachtmeister aus demselben zurück. Im J. 1773 wurde er Chef eines Husarenregiments, und einige Jahre später Feldmarschallieutenant. Im bayerischen Erbfolgekriege commandirte er ein besonderes Corps in Böhmen. Aus der Geschichte jenes Krieges ist bekannt, daß in dem ersten Feldzug (1778) von beiden Seiten kein großes Unternehmen gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten sich häufig in den Winterquartieren, besonders an der Gränze von Schlesien und der Grafschaft Glaz. Gegen diese letztere, und gegen Glaz selbst, beschloß Wurmser eine Unternehmung. Es gelang ihm (d. 18. Jan. 1779), die Preußen in Habelschwerd zu überwältigen und viele Gefangene zu machen — fast der einzige bedeutende Vortheil, den die Österreicher in diesem Kriege über die Preußen erhielten — aber gegen Glaz selbst konnte er nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verstärkt vor, und der am 8ten März geschlossene Waffenstillstand, auf welchen der Friede zu Teschen folgte, machte allen weitern Unternehmungen ein Ende. Wurmser wurde in der Folge zum commandirenden General in Galizien, und 1787 zum General der Cavallerie ernannt. Beim Ausbruche des französischen Revolutionskriegs erhielt er das Commando über ein Armeecorps, das sich im Breisgau zusammenzog. Er ging am 31. März 1793 bei Ketsch, zwischen Mannheim und Speier, über den Rhein, griff am folgenden Tage den Nachtrab der französischen Armee unter Custine an und ließ seine Vorposten bis Landau streifen, welches er, doch ohne Erfolg, auffoderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condésche Corps sich mit ihm vereinigte. Am 13 Octbr. eroberte er, in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte wurde er (im December) genöthigt, mit seinem sehr geschwächten Corps über den Rhein zurückzugehen. Er wurde im Januar 1794 von seiner Armee abberufen, deren Commando der Prinz von Waldeck interimistisch erhielt. Im August 1795 kam er wieder zu der Armee, und nachdem die Franzosen am 18ten und 29sten October bei Mannheim geschlagen worden waren, griff er diese Festung an, die sich ihm am 22sten November ergab.

Nachdem im December 1795 zwischen den Deutschen und Franzosen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, nahm Wurmser sein Hauptquartier zu Mannheim, und hielt mit seinen Truppen die Gegend von Lautern bis Caundstuhl längs dem Speierbach bis an den Rhein besetzt. Am Rhein herrschte bis zum Mai 1796 eine fast gänzliche Unthätigkeit; desto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der sich mit der österreichischen Armee bis in das Tyrol hatte zurückziehen müssen, legte das Commando derselben nieder, und Wurmser wurde anstatt seiner zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt. Am ersten Juli 1796 traf Wurmser im Hauptquartier zu Trient ein, und machte sogleich Anstalten zum Vordringen, um das von den Franzosen blokirte und von Bukassowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien. Zu Ende des Julius rückte Wurmser zum Entsatz von Mantua vor, und vertrieb die Franzosen aus verschiedenen Stellungen. Diese hoben zwar die Blokade von Mantua auf, erhielten aber (am 3ten und 5ten August) entscheidende Vortheile über die getheilten österreichischen Armeecorps, die sich über die Etsch zurückziehen mußten. Wurmser drang jedoch unter verschiedenen Gefechten bis Mantua vor, wo er am 13ten September ankam. Am 30sten September warf er sich, von den Franzosen gedrängt, in die Festung, in welcher er nun blokirt wurde. Zwar machte er von Zeit zu Zeit verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (d. 15. Nov.), wo die Österreicher unter Alvinzy geschlagen wurden, hatte auch die nachtheilige Folge, daß Mantua enger eingeschlossen wurde. Der Verlust der Schlachten bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (d. 14. u. 16. Jan. 1797) verschlimmerte die Lage dieser Festung, von deren Schicksal auch das Schicksal Italiens abzuhängen schien. Die Unmöglichkeit eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und besonders der gänzliche Mangel an den nothwendigen Arzneien bei eingerissenen Seuchen nöthigten endlich den Feldmarschall Wurmser am 2ten Februar Mantua, nach einer Blokade von neun Monaten, an den französischen General Serrurier zu übergeben. Für Wurmser war die Capitulation sehr ehrenvoll, und der französische Obergeneral Buonaparte ließ ihm in seinem Berichte an das Directorium volle Gerechtigkeit wiederfahren. Der unglückliche aber verdienstvolle 73jährige Held ging nach der Übergabe von Mantua nach Wien, und wurde zum commandirenden General in Ungarn bestimmt. Ehe er aber noch diesen Posten antreten konnte, starb er zu Wien an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung von Mantua sich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern und einsichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. So gab er auch einen Beweis seiner Toleranz dadurch, daß er in Prag zuerst einen Gottesdienst für die protestantischen Militärs einrichten ließ, ehe noch die dasigen Lutheraner ihren eignen Gottesdienst erhielten.

Würtemberg (Königreich). Kein größerer Staat in Deutschland, keiner in ganz Europa ist auf eine so eigenthümliche und einzige Art entstanden, als das Königreich Würtemberg, oder wie man fast immer schrieb und jetzt wieder schreibt, **Wirtemberg**. Die sehr brauchbare „ausführliche chronologische Darstellung alles Denkwürdigen aus der Geschichte Wirtenbergs, vom Archivar **Schetter** (Stuttg. 1818.)" hat die alterthümliche Schreibart Wirtemberg gerechtfertigt, welche König Friedrich I. abgeändert wissen wollte,

weil man wohl nach ihr die alten Herrn von Wirtemberg von einem Wirth am Berge ableiten zu können scherzte. Leicht hätte es eine Art von Staatsverbrechen werden mögen, wenn vor dem Tode des ersten Königs das neu angewachsene Königreich von einem kleinen Ursprunge abgeleitet worden wäre, obgleich die Donau beim Ausfluß ins schwarze Meer sich schwerlich der kleinen Urquelle bei Donaueschingen schämen möchte. Virotungen soll ein allemannischer Gaunamen gewesen seyn. Man hat die Unterschriften: Wirtinberch, Wirdeneberch, Wirtenberc, seit 1090. So viel ist gewiß: Würtemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittleren Neckar gelegenen Stammhauses, wo 1083 d. 11. Febr. die Capelle eingeweiht worden ist. Daher wurde Würtemberg Familienname, dann der Name eines Herzogthums, endlich des Königreichs. Am Ende des elften Jahrhunderts nennt die Geschichte zum erstenmal Herren von Wirtemberg, überhaupt zum erstenmal den Namen Wirtemberg; bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts kommt die Familie nur hie und da gelegentlich wieder vor. Von der Mitte des 13ten Jahrh. an werden in ununterbrochener Reihe Vater und Söhne und Enkel hinter einander genannt, und die Geschichte Schwabens ist voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen bestimmten Zweck hinzielenden Wirkens zur Machtvergrößerung durch Wirthschaftlichkeit und ritterliches Umsichgreifen. Seit 1139 kommen zum erstenmal Grafen von Wirtemberc vor. Es gab nie eine Grafschaft, die so hieß, und es ist ohne geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Würtemberg belehnt habe, so wie die Hohenstaufen mit dem schwäbischen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Würtemberg sind nicht ursprünglich kaiserliche Beamte gewesen, deren Amtsdistrict sich endlich ins Lehen verwandelt hätte; sie sind die Besitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehrern andern, ehrenhalber der Grafenname beigelegt wird und die auch späterhin landvogteiliche Ämter und Nutzungen von den Kaisern, Schutzvogteien aber von Klöstern und Stiftern übertragen erhielen. Außer ihren eigenthümlichen Familiengütern (dem Patrimonium) erwarben sie sich bald durch Kauf, bald durch freie Übertragung viele Gefälle auch die meisten Jagdgerechtsame nur unter der Bedingung und Obliegenheit, dafür Klöster, Städte, Dörfer richterlich und ritterlich zu schützen und zu regieren. Diese mit der Servitut, die Regierungskosten zu tragen, belegten Einnahmen heißen in Wirtemberg die Kammer, und sind also die von dem Regenten zu verwaltende Staatscasse. Gesondert sind davon die Patrimonialgüter der Regentenfamilie, unter dem Namen Kammerschreibereigut, jetzt Hof- und Domainenkammer. So erscheint hier, was sonst selten so erscheint, das was der domus angehört, von dem, was der dominus als Landesregent anwenden soll, geschieden. Was er zur Regierung nicht nöthig hatte, wurde als Ersparniß betrachtet, wofür Acquisitionen (für den Staat) zu machen waren. Steuerbeiträge sollten nur bewilligt werden, wenn die Kammer für Regierungskosten, die nicht blos nach allgemeiner Zweckmäßigkeit, sondern auch nach dem Verhältniß des Landes zu ermäßigen sind, nicht hinreichte. Sobald also Steuerbeiträge nöthig waren, konnte nicht mehr von Ersparnissen und dadurch gemachten Acquisitionen für den Regenten allein die Rede seyn. Was acquirirt wurde, war nur zu er-

werben gewesen, weil das Land Steuern supplirte; es war also in doppelter Rücksicht nur zum Nutzen des Landes erworben. Dieser Staatszustand entwickelte sich unter folgenden Hauptpersonen. Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, ist der Graf von Würtemberg, von welchem die würtembergische Geschichte in ununterbrochener Folge bis auf unsere Zeit herabläuft. Anfangs ist diese Geschichte Familiengeschichte; dessen, was er und seine Nachfolger an Land und Leuten theils besessen, theils zu schützen und schirmen gehabt haben, geschieht nur gelegentlich Erwähnung. Würtembergische theils eigene theils durch Regierungspflichten erhaltene Besitzungen waren zu seiner Zeit, neben den alten Stammburgen Würtemberg und Beutelspach im Herzen von Niederschwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Canstadt, Waiblingen und Marbach; er selbst mag Schorndorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß ist, daß die Grafschaft Urach durch sein Verdienst ans bisherige Familiengut sich anschloß. Überhaupt war die Familie von alter Zeit her im Rems-, Vils- und mittlern Neckarthale begütert; sie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; selbst in Oberschwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von diesem allen nichts zusammenhängend oder geschlossen; überall, sogar in ihrer alten Heimath und selbst am Fuß des Stammhauses, war ihr Besitzthum von Gütern andrer Herren mannichfach durchschnitten. Um so schwieriger mußte ihr Emporkommen seyn, und um so verdienstlicher. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Vaihingen und andere an Macht und Familienreichthum überlegen, gewaltige Reichsstädte waren gegen sie in Eifersucht, oft in Fehde; wohlhabende Klöster streckten nach jedem Gut die Hände aus. Aber diese kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgesammt zu Grunde. Eine eigenthümliche Kraft der Familie, welche in der gleichen Fülle, wie sie die Väter belebte, in mehrern Geschlechtsfolgen fortlebte, und eine kluge Benutzung jedes günstigen Umstandes erklärt die außerordentliche Erscheinung, daß sie so viele andere überflügelte und bald auskaufen bald durch Vogteischutz für sich einträglich machen konnte. Damals war ganz Deutschland, vorzüglich Schwaben, ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Bereits hatte sich die Macht der alten Hohenstaufen beinahe in Nichts verloren, der edle Stamm selbst wurde bald darauf vernichtet; die Könige und Kaiser von Deutschland seit dem Ende Friedrichs II. bis auf Rudolph von Habsburg waren Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder Hinsicht unabhängig standen die größeren und kleineren Herren Schwabens neben einander; jetzt galt es, sich in der Mitte derselben hervorzuthun. Unter solchen Umständen machte sich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt der bis dahin wenig bekannten würtembergischen Familie, weit und breit einen Namen; ihm, dem unternehmendsten und tapfersten Ritter im ganzen Schwabenland, mußten selbst die schwachen römischen Könige, welchen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf vermehrte er sein angestammtes Gut, wie man aus Urkunden sieht, sondern auch durch Krieg und Eroberung; achtmal, sagt eine alte Chronik, kam er triumphirend aus dem Felde, und nie ward er geschlagen. Er ist der eigentliche Gründer und Ahnherr der Größe des würtembergischen Hauses, und vorzüglich in dieser Hinsicht ist der Beiname des Stifters, welchen er ebenfalls, aber aus anderm

Grunde, in der Geschichte führt, bei ihm doppelt bedeutsam. (Er starb 1265 den 20. Febr.) Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der Erlauchte, gab seinen Söhnen und Enkeln den Namen Ulrich; Männer wie er sollten sie werden, und wenn er und seine Söhne sich ihre Besitzungen, Rechte und Freiheiten von den Kaisern bestätigen lassen, wollen sie dieselben so, wie Graf Ulrich mit dem Daumen sie besessen habe. Mit dem Satz von Familiengut, welchen er gestiftet und hinterlassen hatte, wucherte eben dieser Eberhard länger denn 50 Jahre mit nie rastender Anstrengung, hinterließ auch noch einmal so viel an Land, Leuten und Einkünften, als er vom Vater ererbt hatte. Keck und ohne Nachtheil bestand er ernsthafte Fehden mit den Kaisern Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau, Albrecht von Östreich. So mächtig und begütert war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man Ansprüche auf den Thron der deutschen Könige von ihm erwartete. Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, Eberhard, welcher sich jetzt vorzüglich widerspänstig bezeigte, von ihm in die Acht gethan. Er wurde von seinen Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen Unterthanen verlassen, aller seiner Burgen und Städte, seines ganzen Landes so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen Ort der Zuflucht suchen mußte. Damals wäre es um den so schön aufblühenden Namen Würtemberg auf einmal beinahe geschehen gewesen, wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet schnell sein Grab in Italien gefunden hätte. Nun erhob sich der niedergedrückte Eberhard eilig wieder, das Verlorne ward zurückgenommen, um mehrere Städte, um manches Dorf und manche Burg sein wieder errungenes Besitzthum bis gegen Ende seines Lebens durch Ankauf noch von ihm erweitert. Mächtiger, reicher, angesehener als zuvor, sagt verwundernd ein Chronikschreiber, stand der verarmte Graf von seinem Fall auf. Er verlegte das Stift Beutelspach, wo das Begräbniß seiner Familie war, deren Grabesruhe der letzte Krieg mit barbarischer Wuth gestört hatte, von da nach Stuttgart; er selbst mit seiner Familie weilte, da auch die Burg Würtemberg, ihre bisherige Wohnung, in Schutt und Asche lag, seit dieser Zeit meistens zu Stuttgart; und so fing diese Stadt an, die Hauptstadt des würtembergischen Gebiets zu werden. Ein so reger Geist des Ländererwerbens beseelte die Familie, daß Ulrich, Eberhards Sohn, noch bei Lebzeiten seines Vaters jene Herrschaften im Elsaß erkaufte, welche bis in unsere Tage würtembergisch geblieben, und erst durch die französische Revolution dem Hause verloren gegangen sind. Während der 18 Jahre, die er nach dem Tode seines Vaters regierte, wurden von ihm über 81,000 Fl. auf Güterkauf verwendet. Darunter ist Tübingen, bis jetzt die zweite Stadt Würtembergs, das ihm nicht höher als 20,000 Pfd. Heller zu stehen kam, gerade weil man nur die mit der Bedingung, die Regierungskosten zu tragen, belasteten Gefälle, Rechte und Güter, nicht aber den Besitz des Landes selbst, zu kaufen bekommen konnte. Eberhard, Illustris genannt, starb den 5ten Juni 1325; sein Sohn und Nachfolger Ulrich IV. den 11ten Juli 1344. Der vierte Graf, Ulrichs Sohn, Eberhard der Greiner, der männlichste Ritter seiner Zeit in ganz Deutschland, und von großem Namen selbst jenseits des Rheins bei den Franzosen, erkaufte während der 48 Jahre seines Wirkens (1344 — 1392) gegen 20 Städte ganz oder zur Hälfte, und eine Menge Dörfer und anderer Güter, und erhielt

und vertheidigte, was er erworben und ererbt hatte, in ununterbrochenem Kampfe gegen die Reichsstädte, welche oft aus menschlicher Erweiterungssucht, oft weil eben diese böse menschliche Neigung ihre Gegner furchtbar machte, allerdings Fürstenfeinde waren. Was die Pfalzgrafen von Tübingen besaßen, das Meiste, was vom Tübingischen den Herzogen von Teck angehört hatte, vieles Eigenthum der Herzoge von Urslingen, der Grafen von Eichelberg, Kirchberg, Hohenberg und Anderer, die Grafschaften Urach, Achalm, Asperg, Vaihingen, und die Burgen und Dörfer, vieler anderer durch Schwelgerei und Hofdienste sich verzehrender freier adelicher Geschlechter — dies alles zusammen bildete bereits gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts eine ausgedehnte, durch fremdes Besitzthum wenig unterbrochene Strecke würtembergischen Gebiets. Auch unter den nachfolgenden Grafen, bis zur Stiftung der Untheilbarkeit und Erhebung der gesammten Ländermasse zum Herzogthum, ist kaum einer oder der andere, welcher nicht durch eine oder mehrere beträchtliche Erwerbungen dieselbe vergrößert hätte. Namentlich ward von dem vierten E b e r h a r d (er starb 1419) die Grafschaft Mömpelgard erheirathet durch Verbindung mit der Erbgräfin Henriette, welche es 1443 ihren Söhnen, Ludwig und Ulrich V. hinterließ. Unter diesen, obgleich Ulrich der Vielgeliebte genannt wurde, wankte die alte haushälterische Ordnung, welche erst Eberhard V. (1450), der Stifter des Münsinger Vertrags, wieder, auch gegen Eberhard den Jüngern, fester stellte. Dreizehn reiche, früher unmittelbare Mannsklöster verschiedener Orden und mehrere nicht unbedeutende Frauenklöster, welche unter würtembergischen Schutz und Schirm allmählig gekommen waren, und in der Mitte dieses Gebiets lagen oder daran gränzten, zählte man immer entschlossener als integrirende Theile zu demselben, so wie der Lehnhof des Hauses mit jeder neuerworbenen Herrschaft gewachsen war. Was den Habsburgern und denen von Hohenzollern, welche sich auswärts einen Spielraum für ihre Kraft suchten, nicht gelang, das gelang dem Dynastengeschlecht von Würtemberg; rings um ihre Stammburg her sah es einen Staat anwachsen, der Tag für Tag zunahm, doch niemals Grafschaft Würtemberg genannt wurde, auch wirklich ein Aggregat verschiedener Graf- und Herrschaften war. Glücklich war dieses Zusammenwachsen unter Würtemberg vorzüglich für die Einwohner dieser Herrschaften. Sie, vorher an die Scholle gebannt, saßen jeder in seiner Stadt oder seinem Dorfe fest und unbeweglich, so lang sie dem alten Herrn angehörten; jetzt konnten sie sich in einem ausgedehnteren Vaterlande umthun. Sie und ihr Eigenthum waren geschätzter. Nur wenig Erobertes findet sich unter diesem würtembergischen Gebiet; man kennt es nicht einmal; beinahe alles wurde erkauft oder es hatte sich freiwillig, um ritterlichen Schutz und gemeinsames Recht zu erhalten, angeschlossen. Ein höchst günstiger Umstand in dieser Hinsicht war für die Grafen das unkluge Haushalten und die Entartung der begüterten Geschlechter in ihrer Nähe, während sie selbst noch einige Generationen hindurch sich von entnervenden Ausschweifungen zurückhielten und daher mannhaft und bieder blieben. Anderer Großthun verschwendete, sie hielten zusammen; immer fehlte es diesen an Geld, sie konnten immer Geld geben, und sich aus neuen Quellen verschaffen. Ergiebige Geldquelle war vorzüglich die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben und im Elsaß, öfters in mehreren dieser Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eber-

harden häufig von den Kaisern übertragen wurde. Da sollten sie wohl Klöster und Reichsstädte schirmen, und erlaubte Einkünfte waren ihnen davon gestattet; aber, was nicht zu läugnen ist, weniger den Schutz und Schirm derselben machten sie zum Hauptaugenmerk ihres Berufs, als wie sie tüchtig Geld von ihnen zögen. Öfters mußte ihnen deßhalb die Landvogtei wieder abgenommen werden; eine Menge ihrer Fehden mit den Reichsstädten und eine gegenseitige Erbitterung hat hierin ihren unverkennbaren letzten Grund. Auch scheuten sie von Anfang an kein Schuldenmachen bei Juden oder Christen, sich Geld zu verschaffen. Erstern wies man hie und da, statt der Pflicht zu zahlen, einen kaiserlichen Freibrief vor. Selbst das Geringste, was der Grafen Familienfonds vermehren mochte, ward nicht verschmäht; ein Stück Land für 15 oder 20 Pfd. Heller, das sich ihnen anbot, wurde so begierig, als eine ganze Herrschaft, erkauft. Manche Familie, vorzüglich die der Pfalzgrafen von Tübingen, ging zum Theil auch dadurch zu Grunde, daß sie Ruhm und Verdienst darin suchte, Klöster zu stiften, fortdauernd zu begaben, und dadurch den alten Familienschatz mehr und mehr zu verringern. Nicht so die Würtemberger. Sie wußten ihre Frömmigkeit in dieser Hinsicht sehr zu beschränken; von den vielen Klöstern in ihrer Nähe ist keines von ihnen gestiftet, keines bereichert worden; ja je reicher sie selbst wurden, desto weniger hatten sie Lust, ihr Eigenthum in todte Hände kommen zu lassen. Aber die Hauptsache, wodurch ihnen diese Gründung ihres Staats möglich wurde, ist unstreitig der Umstand, daß gerade in diesem Zeitpunkt, als es galt zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes Statt hatte, sondern das gesammte Familiengut ununterbrochen in einer Hand zum Umtrieb beisammenblieb. Die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen theilten und theilten, wie mit Blindheit geschlagen, immerfort; bei der würtembergischen Familie war dieses Beisammenlassen des väterlichen Erbes nicht blos Folge des Zufalls, weil der Himmel einem Vater nie über zwei Söhne gab, sondern frühe gefühlter und sogar ausgesprochener Grundsatz. Graf Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlassung ein, daß sein Besitzthum in späterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Gedanke preßt ihm den Ausruf aus: wo Gott für sey! Ihm waren zwei Söhne und von beiden Enkel erwachsen; sein älterer Sohn starb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte sich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Späterhin verlangte der Bruder Eberhards des Greiners, von seinem Weibe aufgehetzt, ausdrücklich Theilung des ererbten und gewonnenen Guts, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzustehen. Erst 1442, da die Hauptmasse schon stark war, theilten die zwei Söhne Graf Eberhards IV. alles würtembergische Besitzthum zum erstenmal in zwei gleiche Hälften. Ludwigs Antheil wurde die Alz und der Schwarzwald, soweit sie würtembergisch waren, und er dehnte sich südwestlich weit in das Unterland herein; Urach war der Hauptort und seine Linie heißt davon die von Urach; die Bergfeste Neuffen gab dem Stamm seines Bruders, Ulrich, den Namen. Doch nur 40 Jahre, bis 1482, dauerte die Trennung. Bald erkannte man, daß durch die Theilung die Kraft des Hauses gelähmt worden sey. Graf Eberhard im Bart (s. d. Art.), von der Uracher Linie, nachher der erste Herzog, betrieb vorzüglich die Wiedervereinigung zu einem Ganzen

und das Schicksal begünstigte dieselbe, indem mit ihm der Uracher Mannsstamm ausstarb, und die Linie von Neuffen nur durch den (oft wahnsinnig tollen) Grafen Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt wurde. Wirklich sah Eberhard im Bart alle würtembergische Besitzungen durch den Münsinger Vertrag von 1482 in seiner Person wieder vereinigt, so daß er Untheilbarkeit des Landes auch für alle Zukunft zum Vertrag in seiner Familie und zugleich mit dem Lande selbst machen konnte. Die zwei Gebiete wurden 1495 unter ihm von Kaiser Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben. Nun erst wurde der Name Würtemberg zum Landesnamen, auch wieder die Untheilbarkeit des neuen Herzogthums ausgesprochen. Schon damals war es der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog wurde später kreisausschreibender Fürst mit dem Bischof von Constanz und einziger Director der Kreisversammlung. In der Reichsversammlung erhielt Eberhard im Bart ohne Widerspruch bei der Erhebung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürsteten Mark- und Landgrafen. Eben den Bemühungen dieses edlen Mannes, die beiden Landeshälften wieder zu vereinigen, und den Grundsatz der Untheilbarkeit zum Gesetz zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich das erste vertragsmäßige und schriftliche Bestimmen ihrer ständischen Verfassung. Eberhard hatte mit einem Vetter, dem jüngern Eberhard, zu thun, dessen Charakterlosigkeit und verkehrten Räthen sich hingebende Unfähigkeit zum Regenten das Beste, was man anordnen mochte, vereitelt, das Land selbst wieder verschleudert hätte. Darum benutzte Eberhard um so mehr den Bürgerstand selbst, um durch Landesabgeordnete im Münsinger Vertrag von 1482 (ohne Adel und Prälaten) namentlich jenes Gesetz der Untheilbarkeit und einen Hof- und Kanzleietat, auch die Verfassungsregel, daß fortan von allen regierenden Herrn zu Würtemberg das, was der Herrschaft (Herrn und Lande) nützlich und gut seyn möge, mit Rath der Prälaten, Räthe und Landschaft ausgemacht und gethan werden soll, garantiren zu lassen. Schon hier war der Landesadel nicht dabei, welcher, da unter Ulrich die verschuldete Regierungscasse (Kammer) gerettet werden sollte, sich völlig abzog. Der tübinger Vertrag, (s. d. Art.) wo die ehrwürdigen und ehrsamen Prälaten und gemeine (geeminsame) Landschaft gebend zusammenhielten, gab 1514 unter Herzog Ulrich dem würtembergischen Volk die erste Haupturkunde seiner großentheils schon gangbar gewesenen Rechte; unter Christoph (s. d. Art.) ward das Lutherthum verfassungsmäßige Religion des Landes. Unter demselben und seinen Nachfolgern gediehen die landschaftlichen Ausschüsse (permanente Delegationen) und die gesonderte Landescasse der als Zuschuß für bestimmte Schulden oder Anstalten frei bewilligten Landessteuern in ihrer eigenthümlichen Gestalt. Ohne Erfolg blieb, was der in Frankreich verbildete Herzog Friedrich zu Anfange des 17ten, was der für gehoffte Unterstützung von Österreich sich aufzehrende Herzog Carl in der Mitte des 18ten Jahrhunderts gegen die Verfassung unternahmen. Erst in unserer Zeit, 1806, nachdem sie in den letzten Jahren der Regierung Carls durch eine vom Hofe benutzte und begünstigte Familienherrschaft gelähmt worden und in der Achtung derer, welche allzu kurzsichtig das vorübergehende Übel von dem wesentlichen Guten zu wenig unterschieden, gesunken war, wurde sie mit dem Anfange des Kö-

nigthums durch unbedingte Souverainetät aufgelöst oder vielmehr nur factisch unterbrochen. Denn vor kurzem hat Würtemberg durch eine Wiedergeburt seines Verfassungszustandes, die Festsetzung einer gemäßigten, gegen Willkührlichkeit sichernden Regierungsform erhalten. Auch in mancher andern Hinsicht sind die Schicksale des Herzogthums merkwürdig. Der erste Herzog rühmte sich vor Kaiser und Reich, daß er im dichtesten Wald sicher im Schooß jedes seiner Unterthanen zu übernachten sich getraue; den zweiten konnten seine Räthe, Diener und Beamten auf immer von Land und Leuten verjagen; Ulrich (s. d. Art.), dem dritten Herzog, dem einen Sohn des unglücklichen, oft verrückten Grafen Heinrich (der andere war Graf Georg, der Stammvater der von Herzog Friedrich I. an regierenden Linie) nahm der schwäbische Bund das Herzogthum, und verkaufte es geradezu an die österreichischen Brüder Carl V. und König Ferdinand. Während dieser österreichischen Regierung waren die verderblichen Unruhen des Bauernkriegs. Nach 15jähriger Entfernung erobert Ulrich das Land wieder, allein er muß es als österreichisches Afterlehn anerkennen. Um so mehr führt er das Lutherthum ein, wird in Folge dieses Schritts Mitglied des schmalkaldischen Bundes, verliert es aber nach dem unglücklichen Krieg beinahe zum zweitemale an König Ferdinand, der ihn der Felonie gegen sein Haus anklagte. Dem Herzog Christoph, Ulrichs Sohne, gelang die Rettung desselben, jedoch ohne des Afterlehns loswerden zu können, nachdem Moritz aus Sachsen sich erhoben hatte. Die Lage des Herzogthums vom Anfange bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts war oft schrecklich, während die Banden des schwäbischen Bunds, Österreicher, Hessen, tolle Bauern und Spanier darin wirthschafteten. Durch den Schaden seiner Vorfahren gewitzigt, ruhte Herzog Friedrich I., ein Nachkomme Georgs, des in Mömpelgard apanagirten Bruders von Herzog Ulrich — nicht, bis er des Afterlehns ledig war, 1699; Österreich behielt sich aber die Nachfolge im Herzogthume vor, auf den Fall, wenn der würtembergische Mannsstamm ausstürbe. Diese Befreiung kostete dem Lande eine schwere Summe; aber gut war es, daß im 30jährigen Kriege, der nun bald ausbrach, Österreich nicht auch noch von dorther Ansprüche an Würtemberg machen konnte. Dieser 30jährige Krieg ist der traurigste Zeitraum in aller würtembergischen Geschichte. Schon den guten Herzog Johann Friedrich neckte und drückte man von Seiten der Catholiken auf alle Weise; seinem noch minderjährigen Sohn Eberhard III., nahm man sogleich nach des Vaters Tod durch das Restitutionsedict alle Klöster, und gab sie Mönchen und Nonnen wieder; und als er, zwar nicht den Jahren und dem Charakter, sondern nur dem Namen nach, mündig war, beraubte man ihn nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) auch des noch übrigen Herzogthums, weil sein Oheim und Vormund zu den Schweden gehalten habe, und er selbst noch nicht von ihnen abgetreten sey. Glücklich hätte sich das Herzogthum schätzen mögen, wenn der Kaiser es nur als erobertes Land behandelt hätte; allein es ward zerrissen und zerstückelt. Minister, Generale und der Erzbischof von Wien erhielten Theile zum Geschenk, nach anderm griffen Baiern, Würzburg, die Erzherzogin Claudia von Österreich; wem der Rest gehören sollte, wußte Niemand. Die Bergveste Hohentwiel, von Widerhold vertheidigt, kam allein nicht in Feindes Hand. Innerhalb sieben Jahre, von 1634 — 1641, sank die Be-

völkerung Würtembergs von ungefähr 400,000 Menschen auf 48,000 herunter; wer fliehen konnte, war entflohen; die andern hatte Krieg, Pest und Hunger weggerafft; Städte und Dörfer lagen ganz oder größtentheils in Schutt und Asche; der sonst schon so angebaute, fruchtbare Boden öd und wüste. Nur dem guten Willen der Schweden unter Kanzler Oxenstierna und den redlichen unverdrossenen Bemühungen seiner für den Fürsten und das Vaterland mit Klugheit thätigen Staatsmänner, Burkhard und Varenbühler, verdankt Würtemberg seine gänzliche Wiederherstellung im westphälischen Frieden. Allmählig erholte sich das Herzogthum wieder, das Land unterstützte den ganz verarmten Regenten und die Regierungscasse fast über seine Kräfte. Sogar neue Erwerbungen wurden gemacht, die man, ohne daß die ersten Urkunden darüber je bekannt geworden sind, als besonderes Fideicommiß der Regentenfamilie und wie ein Majorat des Regenten zu behandeln sich gewöhnte. Obschon bald nach diesem auch für Würtemberg die Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich drückend ward, obschon Melac und andere Mordbrenner dieses Königs darin wütheten und zerstörten; dem Jammer des 30jährigen Kriegs kam diese neue Noth doch nicht gleich. Der unseligste Einfluß Ludwigs XIV. war, daß Würtemberg eine in ihrer Art einzige und mehr denn verderbliche Mätressenregierung, jene der Frau von Grävenitz, unter Herzog Eberhard Ludwig, hauptsächlich dem Beispiel desselben zu danken hat. Seit dem spanischen Successionskrieg hatte das Herzogthum vor äußern Feinden Ruhe bis zu den Kriegen der französischen Revolution. Nur einmal zogen fremde Heere durch, während des zweiten schlesischen Kriegs; am dritten nahm Herzog Carl, nicht mit Feldherrnruhm, einen auch auf Erhebung durch Österreich über die Landstände berechneten Antheil gegen Friedrich den Einzigen. Man schrieb den Ritterzug für Maria Theresia jugendlichem Übermuth und reichen französischen Hülfsgeldern zu, die dem für seine Prunklust geldbedürftigen Herzog bezahlt wurden. Das Herzogthum litt, aber das Attentat, nach absoluten Principien regieren zu wollen, wurde durch oberrichterliche Entscheidung des Reichshofraths und auf immer übernommene Garantie von Preußen, Hannover und Dänemark verhindert, in dem vermittelten „Erbvergleich" aber noch mehr beschränkt. Nach diesem abgewendeten Sturm wurde, da Carl vom fremden Einfluß, auf welchen der Premierminister, Graf von Montmartin, unbesonnen gebaut hatte, sich unabhängig machte, den Hofaufwand ganz abstellte und gemäßigtere Unterhaltungen liebgewann, die zweite Hälfte der Regierung dieses Herzogs eine der schönsten Zeiten des Landes. Schöne Kunst und Wissenschaft gedieh. Noch jetzt spricht man überall mit Achtung von seiner Carls-Akademie in Stuttgart; alle Künstler, deren Würtemberg sich bis diesen Tag rühmt, verdanken ihre Bildung seinen Anstalten. Trotz des früheren Pressens und Vergeudens war kein blühenderer Wohlstand im Herzogthum als in seiner besseren Zeit, von den 70ger Jahrgängen des letztverflossenen Jahrhunderts an. Die Bevölkerung stieg bis auf 600,000 Menschen, und Bedeutendes war zur Vergrößerung desselben während der ganzen Zeit der Herzoge nicht geschehen, außer dem, was Herzog Ulrich von der Pfalz erobert, Herzog Friedrich für große Summen, bei lang fortdauerndem Widerspruch des badischen Hauses, von einem Markgrafen erkauft hatte. Ohne Einfluß auf die Landesreligion war, daß von 1733 — 1797 catholische

Fürsten, Carl Alexander, und seine drei Söhne, Carl, Ludwig und Friedrich, insgesammt mit dem Beinamen Eugen, regierende Herren waren. Der letzte von ihnen, Friedrich Eugen, von dem die ganze jetzt vorhandene würtembergische Familie abstammt, ward der Gemahl einer preußischen Prinzessin; er ließ seine Kinder wieder lutherisch erziehen, und mit seinem ältesten Sohn und Nachfolger, dem verstorbenen König Friedrich, begann nicht nur in dieser, sondern in jeder Hinsicht eine neue Periode für den würtembergischen Staat. — Schon unter Friedrich Eugen hatte die französische Republik die überrheinischen Besitzungen des Hauses sich einverleibt; schon unter ihm war das Herzogthum von französischen Völkern abwechselnd besetzt und wieder geräumt worden; auch war schon unter ihm von Entschädigung Würtembergs für das Verlorne und im dem Kriege Erlittne auf dem Friedenscongreß zu Rastadt die Rede gewesen. Der Sohn kam in dieselbe Lage wie der Vater; aber ihm trug nun auch, unstreitig durch Anwendung zeitgemäßer Unterhandlung und durch die Energie seines von Talent und Erfahrung unterstützten imponirenden Charakters, der Friede von Lüneville (8. Febr. 1801) und der Reichsdeputationsschluß (25. Febr. 1803) herrliche Früchte. Jetzt hauptsächlich wurde sichtbar, wie bedeutend es war, daß einer der alten Grafen Mömpelgard erheirathet hatte. Dafür wurde Friedrich mit 112,000 Unterthanen entschädigt; es waren Reichsstädte oder geistliche Fürstenthümer und Klöster, in der Mitte oder an den Gränzen des alten Landes. Ihm selbst und seinen Nachfolgern ward die Churwürde. Aus diesen Entschädigungen bildete sich für einige Zeit ein neuwürtembergischer Staatsorganismus, mit dem Herzogthum nur durch den gemeinschaftlichen Herrn und durch Voranstalten zur Incorporation verbunden. Bis 1805 blieb Friedrich Churfürst; er hatte in diesem Jahr für den französischen Kaiser Antheil genommen an dem Kriege gegen Österreich, und Königswürde und Souverainetät und neue Ländererwerbungen mit einer Bevölkerung von mehr denn 200,000 Menschen belohnten ihn für diesen bei so vieler Übermacht Napoleons und da die österreichische Macht selbst nur bis Ulm vorgerückt war, fast unvermeidlich gewesenen Entschluß. Jetzt war der Zeitpunkt, wo sich das römische Reich deutscher Nation auch der Form und dem Namen nach auflöste. Sofort ward das neue Königreich einer der Staaten des sich eben bildenden Rheinbunds und hatte als solcher thätigen Antheil an allen weitern Landkriegen des französischen Kaisers, mit Ausnahme des spanischen. Durch jenen letzten Krieg mit Österreich (1809) stieg endlich die Bevölkerung desselben auf 1,350,000 Einwohner. Diese Vergrößerungen waren vorderösterreichische Provinzen in Schwaben, von Würtemberg umschlossne oder daran gränzende Gebiete mehrerer zuvor unmittelbarer Reichsfürsten und Reichsritter, Länderstriche, welche Baden und hauptsächlich Baiern gegen anderweitige Entschädigung abtraten. Weiter ward ein großer Theil des Deutschmeisterthums dem Königreiche einverleibt. Auch nach dem Sturz des französischen Kaisers wußte König Friedrich alles, was er bis dahin erworben hatte, durch Beitritt zu den großen Verbündeten sich zu erhalten. So macht er Epoche in der würtembergischen Geschichte, wie einst jene Ulriche und Eberharde, welche Mann für Mann das anererbte Land vermehrt den Söhnen zurückließen, wie jener Eberhard im Bart, unter welchem das Land zum Herzogthum erhoben wurde. Seit 1805 bildet

nun das Königreich einen der bedeutendern Staaten des deutschen Bundes, eben so souverain, d. h. von Unterordnung unter ein anderes Staatsrecht freigesprochen, wie Österreich, Preußen, Baiern, Sachsen und Hannover. 368 Quadratmeilen sind sein Flächenraum; um das ganze Land sind, wie um einen Kern und Mittelpunkt, die fruchtbaren Badener und Donaugegenden in Oberschwaben und eben so treffliche Striche des nördlichen Franken angeschlossen. Die Einwohner sind ein fleißiges und fähiges Volk; nicht durch Sitzen in Fabriken verkrüppelt und muthlos, sondern ein gesunder Menschenschlag, durch Landbau derb und kräftig, haben sie sich auch durch ihre Tapferkeit in neuerer Zeit als echte Abkömmlinge des alten Schwabenvolks bewiesen. Das Lutherthum hat aufgehört, alleinherrschende Religion zu seyn; alle christlichen Confessionen haben gleiche Rechte. Findet sich auch noch eine Verschiedenheit der Bildung zwischen den Einwohnern des ehemaligen Herzogthums und den neu erworbenen Unterthanen, bald wird ein Geist alles Volk beleben; mußten ja die Würtemberger bei der eignen Art, wie ihr Vaterland entstanden ist, von jeher durch Geben und Nehmen sich gegenseitig zusammenbilden. Nirgends ist ein Mangel zweckmäßiger Anstalten für höhere und für Volksbildung; glänzendere sind noch in Werden; an innern Einrichtungen des Staats wird thätiger, als je und irgendwo, gearbeitet, hoffentlich nicht ohne zu bemerken, daß man in den Nachbarstaaten des endlosen Organisirens früher müde geworden ist, und fühlt, wie man eher einzelne Mängel auszubessern, als immer wieder zur Umänderung ganzer Geschäftstheile sich rasch entschließen sollte, weil schon die stete Furcht vor Unstätigkeit für alle Unternehmungen und Einrichtungen das hemmendste Übel ist, und jede so rasch beschlossene Umbildung wieder ihre eigene Fehler mit sich bringt und schneller zeigt, als selbst ihr Besseres. Einige fruchtbare Jahre werden den sehr beschränkten Genuß wieder mehren. Eben diese wohlfeilern Zeiten aber müssen dann das Steigen der Abgaben an Staats- und Gemeindekosten und die ungeheure Zinsvermehrung an Staats- und Privatschulden nur desto fühlbarer machen und an die höchst nöthige Minderung des Forderns und Gebens desto kräftiger erinnern. König Wilhelm, Friedrichs des I. Sohn und Nachfolger, unterzog sich der Vollendung des Verfassungswerks, das vom Vater, wir lassen unentschieden warum, angefangen worden war. Schon als er im öffentlichen Manifest seinen Unterthanen den Antritt der Regierung kund that, machte er sie zwar nicht auf jene Bedingung der Erbhuldigung, auf die Rechte des tübinger Vertrags, als die Basis der ganzen Verfassung des ehemaligen Herzogthums, aufmerksam, nahm aber „die heilige Verpflichtung auf sich, Wohlfahrt und Glück der ihm anvertrauten Unterthanen durch eine dem Zeitgeiste und den Bedürfnissen des Volks entsprechende und seinen Wohlstand erhöhende Verfassung sicher zu stellen." Unstreitig steht unter den Bedürfnissen des Volks die Achtung seiner wohlhergebrachten Rechte oben an, da auch ein neues Verfassungsrecht nicht ohne den Grundsatz, wechselseitig anerkannte Rechte nur durch wechselseitige Einwilligung zu ändern, sicher gestellt seyn kann. Weil die Vorarbeiten noch nicht vollendet waren, so vertagte er einstweilen die Versammlung, um die bedeutenden Kosten zu ersparen. Das Geschäft wurde mit Eifer, doch dem König, der sein seinem Volke gegebenes Wort baldigst lösen wollte, kaum eifrig genug betrieben, ob er gleich selbst diese Zwischenzeit zu mehreren wohlthätigen Verfügun-

gen benutzte, wie zur Einrichtung eines durchaus für das, was von ihm ausginge, verantwortlichen geheimen Raths; wobei wohl anzunehmen ist, daß eben deßwegen der Regent, weil er selbst nicht verantwortlich seyn soll, nie anders als durch verantwortliche Staatsdiener etwas verfügt. Endlich ward der Verfassungsentwurf fertig. Er liegt vor den Augen der Welt; in vielen Hinsichten beschränkt er die seit 1806 unbeschränkte königliche Macht. Der König ging es ein, weil er es so als Recht erkannte. Am 3ten März 1817 eröffnete er in Person die Versammlung der Stände, und erklärte feierlich, daß man alle noch anwendbare Normen der erbländischen Verfassung bei dem neuen Entwurfe gewissenhaft zum Grunde gelegt habe, auch der Entwurf der ständischen Commission sorgfältig benutzt worden sey, die geheimen Räthe aber Befehl hätten, bei jedem Abschnitt, auf Erfodern, die Gründe zu entwickeln, welche eine Abweichung entweder von der erbländischen Verfassung oder dem Entwurf der ständischen Commission rechtfertigten. Da der neue Entwurf diplomatisch überall verbreitet wurde, so konnte man wohl von Gegenden her, wo man eine fast überspannte Machtentwickelung höchstens durch ein absolutes Regierungssystem erhalten zu können meynen mag, selbst bedenkliche Äußerungen, als wäre zu viel geboten worden, hören und erhalten. Eine ganz andere Stellung aber hat ein nicht auf Eroberungen, vielmehr auf rechtliche, ruhige Selbsterhaltung rechnender Staat von 1,300,000 Menschen, von deren 600,000 bereits schriftlich ausgedrückte Regierungsgrundsätze, als die Bedingung ihres Gehorsams, für sich haben. Die zur Entwickelung eintretenden Minister vermieden allzu wenig den Ton einer am Ende doch entscheidenden Übermacht. Dennoch gab die Ständeversammlung den neuen Artikel, die königlichen Geheimen- und andere Räthe bei ihren Berathschlagungen, als zu Einreden berechtigt, zuzulassen, ohne viele Mühe provisorisch zu, um während des Unterhandelns bis zur wirklichen Abschließung des Verfassungsvertrags die Probe zu machen. Wer den Entwurf gemacht hatte, konnte und sollte über das Ganze und seine einzelnen Theile den erfoderlichen Aufschluß geben. Ein Comité ward darauf von Seiten der Versammlung niedergesetzt, um sich von ihm den Verfassungsentwurf begutachten zu lassen; bald brachte dasselbe die Differenzen auf 5 Hauptpunkte zurück. Sie bezogen sich auf das, was derselbe hinsichtlich der Verantwortlichkeit der Staatsdiener, der Form der Repräsentation, der Permanenz derselben, der Sicherstellung der Stände in Erfüllung ihres Berufs, endlich hinsichtlich der Staatshaushaltung in seinen einzelnen Kapiteln verordnen wollte. Die Minister sahen, wie man leicht begreift, ungern, der Controle der Versammlung unterworfen zu werden, während sie selbst wegen alles dessen, was sie als Stände sprachen und handelten, von Verantwortlichkeit frei bleiben mußten, weil executive Gewalt den Ständen niemals, sondern blos die Kraft der freien Überzeugung und des öffentlichen Urtheils zukam. Da selbst König Friedrich Adel und Bürger als Regierte mit gleicher Gehorsamspflicht in eine Versammlung constituirt hatte, so sträubten sich beide zugleich gegen das neue Project der Theilung in zwei Kammern. Ein zahlreicher Ausschuß, der aber keineswegs die ganze Vollmacht der Landesversammlung selbst hatte, sollte fortdauernd bestehen. Endlich wollten sie die Einnehmer und Bewahrer der vom Lande als Zuschuß zur Rentkammer oder Regierungscasse jedesmal erst bestimmt bewilligten Steuergelder bleiben,

bis sie an die königlichen Cassen abgegeben würden. Weil das Ansehen des Regenten gegen die Minister und Stände alsdann am meisten gesichert ist, wenn die Grundverfassung die Willkührlichkeit soviel als möglich verhütet und das Gesetz regieren läßt, so war es nur denen, welche sich gern zu Ausnahmegesetzen einen Weg vorbehalten möchten, natürlich, zu argwohnen, als ob einzelne dieser näheren Bestimmungen das königliche Ansehen gefährdeten. Die geheimen Räthe hatten schon angefangen, in Erörterung derselben und jener Punkte überhaupt in öffentlicher Versammlung sich einzulassen, als zugleich auch in Vorwurf gebracht wurde, daß die Annahme der Verfassung von der Mehrheit der Stimmen abhängen würde, die in der Versammlung dafür oder dagegen seyen. Plötzlich besorgte man, der den Verfassungsentwurf vornehmlich betreibende Minister von Wangenheim hoffe, etwa durch eine nur kleine Mehrheit die Ansprüche der stammländischen als wohlerworbenes Recht, als jus partis, geltenden Verfassung beseitigen zu können. Man bestand also darauf, daß das Stammland nur für sich selbst aufzugeben habe, was es nachlassen wolle, und daß überhaupt über wichtige Punkte nur eine bedeutendere Majorität zu entscheiden habe, wie der Entwurf selbst zu künftigen Abänderungen eine solche größere Mehrzahl fodere. Dagegen wurde ausgestreut: der hohe Adel, der sich immer noch mit andern Hoffnungen schmeichele, sehe mit Vergnügen, wenn nichts zu Stande komme, suche es zu hintertreiben, und denke, im Trüben fischen zu können; andere hätten andere eigennützige Absichten; manche glichen pedantischen Gelehrten, die, in einem wissenschaftlichen Streit begriffen, eigensinnig das letzte Wort und Recht haben wollen; der Ehrgeiz anderer fühle sich tödtlich beleidigt, daß sie, die vorher in so hohem Tone gesprochen, und alle Welt mit Erwartung ihrer Großthaten im Zusammensetzen der Paragraphen des ständischen Verfassungsentwurfs erfüllt hätten, jetzt auf das einfache, unscheinbare Geschäft der bloßen Annahme einer guten Verfassung beschränkt werden sollten; viele, behauptete man, hingen willenlos, oder die (verdorbene?) öffentliche Meinung in Stuttgart fürchtend, an dem Munde von Solchen. Als nun jene Frage zur Sprache kam, erinnerten nach den Rechtsbegriffen von den besondern Rechten Einzelner oder bestimmter Theile (jura singulorum und itio in partes) allerdings die sämmtlichen 32 Repräsentanten altwürtembergischer Oberämter, daß die Versammlung nicht befugt wäre, das vertragsmäßige, die Huldigung bedingende Recht eines Dritten, nämlich des Herzogthums, aus einer Art von Machtvollkommenheit für gültig oder ungültig zu erklären. Sie protestirten so; die Mehrzahl der Versammlung erklärte sich erst mit Undeutlichkeit für Entscheidung durch absolute Mehrheit der Stimmen, der König wurde geneigt, seinen oder seiner Räthe Sinn ihrer Adresse unterlegen zu lassen, so daß ein Rescript seine Zufriedenheit damit bezeigte, und den Zweiunddreißigern unumwunden sagte, sie könnten nach Haus gehen, wenn sie gewissenshalber nicht bei der weitern Verhandlung zu bleiben vermöchten. Sie gingen nicht, sondern wußten (ein solches Schreckenswort war das gute alte Recht!) die Versammlung zu bewegen, daß sie in einer zweiten Adresse ihre dem König allzukünstlich vorgetragene Meinung deutlicher erklärten: die gesammte Versammlung habe (wie sie rechtmäßiger Weise auch nicht anders durfte) nur in so fern die Stimmenmehrheit anerkannt, als den Altwürtembergern dadurch in ihren besondern Rechten nicht zu nahe getreten würde.

Wie gefährlich überhaupt, wenn Wohl und Wehe eines Landes und seiner Zukunft von 55 Stimmen gegen 54 abhängig gemacht würde und leicht zu bewegen wäre, daß ein mit aller Macht und Kunst die Staatskräfte manoeuvrirender Minister sich jenes 1 über 54 verschaffen möchte. Der König ließ zum drittenmal über die Frage abstimmen, und nun erklärte, weil man das Abbrechen der Verhandlungen, so lange nur möglich, vermeiden wollte, die Mehrheit der Versammlung in einer dritten Addresse, daß sie die Stimmenmehrheit unbedingt als entscheidend anerkennen wolle. So war die Versammlung durch das ungemäßigte Betreiben des leitenden Ministers in Angst und Verlegenheit gesetzt. Desto mehr wünschte und betrieb die Versammlung die ihr zugesagte und immer durch angeblichen Mangel an Local hinausgeschobene Öffentlichkeit ihrer Sitzungen. Aus einem unbedeutenden Auflauf vor dem Ständehaus, worüber man höchstens einzelne ihrer Mitglieder oder Officiaten in unerwiesenen Verdacht zu bringen suchte, konnte auf keinen Fall der ganzen Versammlung ein Vorwurf gemacht werden, welche vielmehr das erlaubte Zuhören für das beste Mittel, tumultuarisches Zusammenlaufen zu verhüten, halten mußte. Dem König war es zur eigentlichen Herzensangelegenheit geworden, mit seinem Volke hinsichtlich der Verfassung zu Recht zu kommen. Er eilte, aber, wie es scheint, zu sehr und hielt sich zu rasch für überzeugt, daß durch jene gemeinschaftlichen Erörterungen der einzelnen Punkte des Verfassungsentwurfs, welche doch in der Rede vom Trone erst noch am 3ten März zugesagt worden waren, nichts mehr erreicht werden könnte; daher zog er mit Beiseitsetzung des Ministers, welcher bisher in der Sache vorzugsweise gehandelt hatte, zu einem letzten Versuch blos solche Männer zu Rath, die sein besonderstes Vertrauen hatten, so wie jenes der Versammlung zu haben schienen. Er bestimmte durch dieselbe jene fünf Hauptpunkte größtentheils den eigenen Vorschlägen der Stände gemäß, aber leider! mit dem als Ultimatum und definitiv ausgesprochenen, bei einer Vertragsberathung höchst unerwarteten Zusatz: die Versammlung sollte sich innerhalb acht Tage mit Ja oder Nein erklären! Es mag seyn, daß der Termin unschicklich kurz war; es mag seyn, daß die categorische Erklärung unanständig rauh von der Versammlung verlangt wurde; die zum Gebieterischen geneigte Partie meinte, dieses alles hätte dennoch einem Könige zu gut gehalten werden sollen, von dessen väterlicher Gesinnung jeder Würtemberger überzeugt seyn müßte. Die Vertreter des Volks konnten auch innerhalb dieser acht Tage über einzelne noch mögliche Vergleichspunkte nicht einmal deliberiren, weil nur das Ganze anzunehmen oder nicht anzunehmen, in des Königs Namen als dessen unabänderlicher Wille erklärt worden war. Der unmittelbare Adel mit den Altwürtembergern und den Unterrichtetsten aus dem neuen Lande bildeten eine große Majorität, nicht für Verwerfung des Verfassungsentwurfs und der neu gegebenen Additionalartikel, sondern nur gegen die ohne durchgeführtes Berathschlagen befehlsweise geforderte Annahme. So stimmten 67 gegen 42. Es machten nämlich der niedere Adel und manche aus Neuwürtemberg eine Minorität für die Annahme. Jene blieben auf ihrem behaupteten Rechtsboden; das gute alte Recht sey doch nicht vergeben, und wenn es auch erst später realisirt werde. Diese erklärten, sie werfen sich mit kindlichem Vertrauen an das Herz ihres Königs, welcher feierlich erklärte, daß er, ungeachtet dieser nicht von ihm geahnten Wendung der Dinge, schon jetzt sein getreues Volk der Wohlthaten des Verfassungsentwurfs, in so weit

dieser sich nicht auf eine landständische Repräsentation beziehe, theilhaftig machen werde. (Rescript vom 5ten Jun. 1817). Zugleich wurde die Versammlung am 5. Jun. des Jahres 1817 förmlich aufgelöst. Indeß ist in der Verfassung des Geheimenraths vieles anders angeordnet worden, als der königliche Entwurf bestimmt hat. Viele Verfügungen unterzeichnet der König allein, ohne sie durch das verantwortliche Geheimerathscollegium gehen zu lassen und dadurch dessen Verantwortlichkeit zu interponiren. Viele Organisationen der Staatsverwaltungsstellen konnten nicht ohne sehr vermehrten, vom Volke nicht bewilligten, Staatsaufwand gemacht werden. Den 13ten Jul. 1819 hat der König aufs neue eine Ständeversammlung eröffnen lassen, mit der Zusicherung, daß es der glücklichste Tag seines Regentenlebens seyn werde, wenn er einen Verfassungsvertrag unterzeichnen könne.

Würtembergische Landstände. Das ehemalige Herzogthum Würtemberg hatte eine ständische Verfassung, wodurch die Bewohner desselben vor andern Völkern Deutschlands ausgezeichnet begünstigt waren. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts fing sie an, sich zu bilden; durch den Tübinger Vertrag von 1514, als Ulrich seine Unterthanen allzu willkührlich in Anspruch nahm, erhielt sie Bestand und Gehalt; unter Herzog Christoph und seinen nächsten Nachfolgern in der zweiten Hälfte des sechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts vollendete sich mehr und mehr ihre Gestalt, in welcher sie den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erreicht hat. Nur Ein Stand war, genau genommen, vorhanden, nämlich das Volk oder die Gesammtmasse der eingebürgerten Bewohner Würtembergs, und dieses Volk wurde auf seinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Ämterabgeordneten vertreten. Der Adel hatte sich im funfzehnten Jahrhunderte, da beigesteuert werden sollte, abgesondert. Indeß sind fast alle ständische Verfassungen, wo der Adel neben den Bürgerlichen fast gleich stark war, zu Grunde gegangen. Die würtembergische war der Hofluft um so weniger zugänglich. Schade nur, daß der Herzog die Prälaten, so oft einer starb, aus der Geistlichkeit des Landes wieder ersetzte. Sie waren von Amtswegen Stände des Herzogthums, und neben anderm lag ihnen hauptsächlich die Wahrung der Rechte der Kirche und des Kirchenguts ob, welches auch jetzt noch die Gutseinnahmen des durch die neuen Lande hinzugekommenen Adels aufwiegt. Nur wählte der Hof oft Unwissende, oft allzu geschmeidige Prediger des passiven Gehorsams. Die Abgeordneten der Städte und Ämter waren nach altem Herkommen aus dem Magistrat der Amtsstadt, nicht von freigewählten Wahlmännern aus den Bürgern selbst gewählt, sondern eben von jenem Magistrat und der Amtsversammlung, das heißt, von Schultheißen der Flecken und Dörfer, welche das zu jeder Stadt gehörige Amt bildeten. Landtage waren lange Zeit selten; der engere Ausschuß, fast beständig in Stuttgart beisammen und beinahe wie die allgemeine Landesversammlung selbst zu handeln berechtigt, hatte, da der Regent allein diese zu berufen hatte und nicht leicht gern berief, die Plenarzusammenkünfte mehr und mehr für entbehrlich zu erklären, Anlaß und Vorwand gegeben. Der engere Ausschuß, eine fortwährende ständische Delegation, verwaltete die Steuercasse des Landes, disponirte über die sogenannte geheime Truche und wachte, daß der Herzog den Rechten des Landes nicht zu nahe trat; er hatte seine eigene Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räthe und übriges zahlreiches Personal, zureichende Diäten. Zwei Prälaten und sechs Ab-

geordnete von Städten und Ämtern, die sich, wenn nicht ein Landtag sie auflöste, selbst ergänzten, bildeten diesen engern Ausschuß; in einzelnen Fällen verdoppelte er sich durch einen hinzugerufenen größern Ausschuß. Die eigentlichen Volksrechte nennt in der Hauptsache schon der Tübinger Vertrag. Bis zu Ende des Jahres 1805 dauerte diese Verfassung des Herzogthums ununterbrochen fort. Der Presburger Friede vom 26sten December dieses Jahrs, zwischen dem Kaiser der Deutschen, Franz II., und jenem der Franzosen, gab dem Churfürsten von Würtemberg, Friedrich II., Königswürde und Souverainetät, und in Folge der letztern, da die gebieterischen Zeitumstände eine Art von Dictatur begünstigten, ja zum Theil unvermeidlich machen konnten, erklärte der neue König mit dem Anfange seines Königthums (1806) die ständische Verfassung des bisherigen Herzogthums Würtemberg für aufgehoben und sich selbst von nun an für den unumschränkten Herrn desselben. Ob unter der zu Preßburg ausgesprochenen Souverainetät auch wirklich Unumschränktheit im Innern der Staaten, und nicht vielmehr blos Unabhängigkeit von außen zu verstehen sey, und wenn jenes, ob denn die Mächte zu Preßburg das Recht gehabt hätten, zum Nachtheil eines Dritten Verfügungen zu unbedingtem Gehorsam (vulgo: Staatssklaverei) zu treffen, kann hier nicht entschieden werden. Die Thatsache ist: Friedrich regierte von nun an als unumschränkter, unbedingten Gehorsam fodernder und meist auch erhaltender König. Schnell wurde alles Eigenthümliche der bisherigen Verfassung des Herzogthums durch immer neues und neues Organisiren aus dem Wege geräumt. Auch ist es nicht unwahr, wenn man behauptet, daß dieser Verfassung es zwar nicht daran gefehlt hat, was Menschenrecht und Menschenwürde sich von der Staatsverwaltung ausbedingen, daß sie aber, auch abgesehen von gewissen der Verbesserung bedürftigen Ausartungen, nicht mehr genug Gemeingeist in der schlaff gewordenen Mitwelt, nicht genug Halt und Stütze in der Gesinnung und nöthigen Kraftthätigkeit der Würtemberger hatte, welche, erstaunt über den Zusammensturz der Reichsgerichte, und auf das Einheimische allzu beschränkt, nicht die Freimüthigkeit hatten, da sie den Regenten an den Huldigungseid erinnerten, auch insgesammt auf dem feierlich bedingten Gehorsam alleinig mit Treue zu beharren. Nur hierin liegt die eigentliche Garantie freier Verfassungen. Aber alle würtembergischen Staatsdiener schwuren, ihrer nie verlöschenden Bürgerpflichten allzu wenig eingedenk, und von dem Begriff eines Brotherrn kläglich eingeschüchtert, das, was der König ohne den Minister von Normann zu fodern kaum für möglich gehalten hatte, den Eid des unbedingten, statt des verfassungsmäßigen Gehorsams ohne Widerrede, mit Ausnahme von Zweien, welche bald ihren Schritt bereut zu haben schienen; nur ein einziger Stadtmagistrat, und auch dieser nicht aus dem Innern seines Herzens, äußerte bescheidene Wünsche um das Belassenwerden bei der bisherigen Verfassung. Wahrscheinlich ist es, daß es fruchtlos gewesen seyn möchte, wenn auch ganz Würtemberg sich dahin erklärt hätte; aber bei noch vorhandenem Sinn und Herz für die Verfassung würden solche Erklärungen dennoch erfolgt seyn, um so mehr, da sie ohne Gefahr geschehen konnten, indem Napolon selbst ständische Versammlungen, wenigstens repräsentationsweise, einführen ließ. Weil man sich selbst nicht besser achtete, regierte Friedrich bis gegen das Ende seines Lebens als unumschränkter Herr, und nie erhub sich eine Stimme gegen ihn aus der Mitte seiner Unterthanen,

ob er gleich diese Herrschaft im Allgemeinen und in tausend einzelnen Fällen mit mehr Milde hätte üben mögen, als er gethan hat. Zwar dachte man mit Sehnsucht an die alte bessere Zeit zurück, gewöhnte sich aber zugleich auch an das Joch der neuern, ja, es wurde bei vielen träge Meinung, daß ein Bestehen der Verfassung in jenen Jahren unmöglich gewesen wäre. Das Härteste und Drückendste schrieb man den Franzosen und ihrem Kaiser auf die Rechnung, und gegen diese stieg in der Stille, je länger das Unwesen dauerte, desto höher der Grimm auch bei den Würtembergern. Schon nach der großen Niederlage des Rückzugs aus Rußland, am Ende von 1812, noch mehr nach den Tagen bei Leipzig im folgenden Jahre, hätten Tausende aus allen Ständen freiwillig zu den Waffen gegriffen, wenn Friedrich, der Gebieter, selbst es nicht verhindern zu müssen geglaubt hätte. Ganz Deutschland, vorzüglich das nördliche, war damals in freudiger Begeisterung; allen Druck meinte man schon mit dem französischen Joch weggeschüttelt zu haben. Freiheit von den Fremden hatte man sich erkämpft, und von Freiheit überhaupt, wie sie des Menschen würdig sey, träumte sofort gutmüthig schwärmerisch alle Welt. Der häufige Mißbrauch in vielen Staaten, in allen der rücksichtslos durchgreifende Gebrauch der Unumschränktheit führte natürlich auf die Idee der beschränkten Monarchien, und „Einführung ständischer Verfassungen" wurde für alle diejenigen, welche mit Abscheu auf das Nächstvergangene zurücksahen, und voll sanguinischer Ansprüche an Gegenwart und Zukunft auf beiden Seiten auf redlich guten Willen rechneten, zum frohen Losungswort. In Würtemberg, welches acht Jahre vor diesem seine ständische Verfassung noch gehabt und bequem und behaglich sich dabei befunden hatte, war über diesen Punkt alles noch ziemlich still, als anderer Orten schon laut und kräftig darüber gesprochen wurde; die Furcht vor dem König, welcher, wie man wußte, das Aufheben der herzogthümlichen Verfassung sich nicht als letztes Verdienst anrechnete, nebst der geheimen Polizei und der bereitwilligen Dienstbarkeit aller Staatskostgänger war entscheidend genug gegen alle lebhaftere Äußerungen. Mehr verlor sich diese Schüchternheit, als sich Friedrich im September 1814 nach Wien auf den großen Congreß begeben hatte. Während seines Aufenthaltes daselbst bis zum Anfang von 1815 war einiges Erwachen des Selbstgefühls im Adel und Bürgerstand, nach gemeinschaftlich ertragenem Druck, die Folge von der Entfernung des gefürchteten Mannes und von den liberaleren Nachrichten, welche aus Wien her lautbar wurden. Man verbarg sich die Freude nimmer, als man hörte, daß Preußen hauptsächlich und Hannover in sehr anziehenden Abstimmungen auf Einführung ständischer Verfassungen in allen Staaten Deutschlands beständen, und kaum wurde sie dadurch etwas getrübt, wenn man den eigenen König als denjenigen nannte, der sich hauptsächlich mit aller Kraft, und von Bayern unterstützt, dagegen setze. Auf die bedenkliche Frage: ob es bei dem Stattfinden ständischer Versammlungen vornehmlich um eine bedeutende Stellung der Standesherrn und um einen für Dritte nutzbaren Gegensatz zwischen Regenten und Regierten zu thun seyn könnte, war man noch nicht durch Erfahrungen hingeleitet. Und siehe! Noch ehe in Wien etwas beschlossen war, brach Friedrich daselbst auf, langte mit dem Januar 1815 wieder in seiner Hauptstadt an, und beinahe mit seiner Ankunft, schon am 11ten Januar, erließ er unerwartet die Erklärung an seine Unterthanen, daß er statt der erbländischen, welche im Drange der Zeit hätte untergehen müssen, eine neue, den

jetzigen Verhältnissen angemessene ständische Verfassung einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen gesonnen sey. So zeigte er denen in Wien, welche ihm seinen Rath in den deutschen Angelegenheiten überhaupt nicht so, wie er wünschte, beachtet hatten, daß er handle, während sie deliberirten, und daß er ohne sie handeln könne. Aber nirgends in Würtemberg, wo man nachdachte, machte diese Erklärung einen für ihn günstigen Eindruck: denn Niemand glaubte anders, als daß es dabei seine Absicht bleibe, unter einer von ihm selbst beliebten Form nach der alten Art unumschränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königliche Verordnung, welche bestimmte, wie es zu halten sey mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksrepräsentanten. Was sie festsetzte, war wesentlich verschieden und (die allzugroße Überzahl des Adels abgerechnet) ungleich besser als alles, was in dieser Hinsicht im Herzogthume Sitte gewesen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht und sie konnten, mit wenigen Ausnahmen, jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich sich aufhielt. Zugleich aber ertheilte der König das Recht der Landstandschaft den einst unmittelbaren fürstlichen und gräflichen Familien, die mit ihren Ländereien an Würtemberg gefallen waren; er ertheilte dasselbe Recht beinahe eben so vielen andern adelichen Familien, welche mehr oder minder in Verbindung mit dem Hofe standen. Der Kanzler der Universität Tübingen und der älteste lutherische Prälat, so wie von Seiten der Catholiken der Bischof und der älteste Decan, wurden auf ewige Zeiten zu Landständen ernannt. Diese und jene Virilstimmführer der zweiten Classe sollten wohl im Nothfalle den einst Unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht vieles Nachgeben erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, von welchen ihm die meiste Unbequemlichkeit kommen sollte, schien der König gar nicht zu fürchten. So wenig waren er und seine Minister von der neuen Stimmung eines Theils der Würtemberger und von dem, was vorging, unterrichtet. Es gab aber in Würtemberg auch, wie an andern Orten, feurige junge Männer voll innerer Gewißheit einer neuen schönern Zeit, welche nicht erst im Anbrechen, sondern deren heller Tag bereits gekommen sey. Solche zogen in einzelnen Gegenden, vorzüglich des ehemaligen Herzogthums umher, berichteten das Volk, machten es aufmerksam auf seinen gegenwärtigen erbärmlichen Zustand und jenen gesetzlich geordneteren zur Zeit der alten Verfassung. Sie benutzten die bessere vom König vorgeschriebene Wahlart, die Stimmen des Volks auf solche zu lenken, denen sie Muth und Talent genug zutrauten, einen Kampf mit dem Könige und seinen Ministern zu bestehen. Die Wahlmänner, welchen diese Geschichten neu und ungewohnt waren, wären fast aller Orten in Verlegenheit gewesen, für wen sie stimmen sollten. Der König seiner Seits hatte einstweilen eine Commission von Staatsdienern verschiedener Art ernannt, welche ihm ihre Vorschläge und Ansichten von einer Verfassung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form; natürlich geschah die Redaction derselben unter seinem unmittelbarsten Einfluß; und der 15. Febr. des J. 1815 war der wie ein Hoffest geordnete Tag, an welchem die Ständeversammlung zu Stuttgart eröffnet wurde, um die neue Verfassung im Namen des ganzen Volks als königliches Geschenk und königliches Gesetz aus den Händen des Königs zu empfangen. Mit Demuth und Unterthänigkeit, woran man seit neun Jahren gewöhnt war, hofften der König und seine Minister, würden namentlich die Abgeordneten des Volks sie annehmen. Diese und die

Virilstimmführer sammelten sich in den nächsten Tagen vor dem 15ten Februar in Stuttgart; die ersten meistens unbefangene, und zum Theil, was man heißt, ehrliche Bürgersmänner; wenige geeignet, das Wesen einer Verfassung zu beurtheilen. Sie wurden in Stuttgart frischweg von einigen jener warmen Patrioten in Empfang genommen; in Privathäusern wurde die königliche Verfassung, welche noch Geheimniß seyn sollte, vorgelesen. Man vereinigte sich, sie, weil sie nicht ein Vertragsrecht gewähre und die ältere Vertragspflicht nicht achte, ohne alles Weitere zu verwerfen. Das wußte in Stuttgart jedermann, nur der König nicht und die ihn berathenden Minister. Am bestimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der gottesdienstlichen und die Stände ehrenden Feierlichkeiten, welche früher Sitte waren, und worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Person mit einer Anrede an die Stände, übergab seine Verfassung und entfernte sich im festen Glauben, daß nun alles in Ordnung sey. Aber die in der vergoldeten Kapsel liegende Verfassungsurkunde blieb auf dem Tische liegen, wie sie niedergelegt war. Der König hatte kaum der Thür den Rücken gewendet, als sich sogleich, der Verabredung gemäß, einige Mitglieder erhoben und in abgelesenen Aufsätzen die Versammlung auffoderten, nur auf die Verfassung des ehemaligen Herzogthums sich einzulassen. Die ganze Versammlung stimmte ohne weitere Berathung, weil man schon das kannte, was jetzt der König mitgetheilt hatte, durch aufgehobene Hände der Auffoderung bei. Noch denselben Nachmittag schickte die Versammlung die Erklärung, daß sie, was an der alten Verfassung in Vergleichung mit den königliche Rescripten zu bessern sey, sofort in Berathung ziehen würde, dem Könige zu, und somit war seine Verfassung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichts desto weniger verworfen. Unstreitig war die königliche Verfassung von wenigem Werth für den Augenblick, und die Stände hätten unverantwortlich gehandelt, wenn sie derselben durch ihre Annahme Gültigkeit gegeben hätten. Der König hätte nun vielleicht die Versammlung ohne weiteres entlassen können. Allein er und die Minister, denen er sein Vertrauen in der Sache schenkte, fanden ein gewisses Temporisiren und Unterhandeln räthlicher und dem erwachten Volksgeist angemessener. Daß man fünf bis sechs Virilstimmführer, welche vom Hofe abhingen, mit Gewalt zu einer Art von königlicher Partei in der Ständeversammlung zu machen suchte, war mehr ein Enthüllen der Schwäche. Desto muthiger operirten die Stände. Von den meisten Städten und Ämtern kamen Adressen ein, wodurch sie aufgefodert wurden, die W i e d e r h e r s t e l l u n g d e r V e r f a s s u n g d e s H e r z o g t h u m s mit aller Kraft zu betreiben; und obschon diese Petitionen dem Volke von seinen Abgeordneten selbst erst klar genug gemacht worden seyn mögen, so waren doch der Aufmerksamen auch auf dem Lande viele. Man war sich des erfahrnen Drucks der Willkührherrschaft in allen Ständen persönlich bewußt. Unwahre Nachrede aber war es und durch die frühesten, offensten Erklärungen der Stände von selbst zu widerlegen, wenn man dennoch ausstreute: sie verständen unter der alten Verfassung nicht blos die eigentlichen Rechte, so sie dem Volke gewährt hatte, sondern auch das vollständige äußere Gerüst derselben. Man hatte z u m v o r a u s a u f g e g e b e n: die alte Wahlart der Landesabgeordneten, die Absonderung des Adels, die Nichtduldung des catholischen Cultus, das Geheimnißvolle in Verwaltung der Landesgelder, die Ausartung der Ausschüsse in Surrogate der Ständeversammlungen. Aber man verlangte, daß die neben den Kammereinkünften zur Hülfe für

die Erfüllung der Regierungspflichten verwilligten Landesbeiträge von den Bevollmächtigten des Landes gesammelt werden sollten, damit der etwaige Mehrertrag der so vielen indirecten Steuern immer gewiß in der Verwahrung für das Land bleiben müßte. Man verlangte dergleichen Zusicherungen, weil sie an sich recht und zweckmäßig waren; allerdings aber desto zuversichtlicher, weil man sie als wohl hergebrachtes Recht nie aufgegeben hatte. Das Rechte sollte auch als Recht gelten und geltend bleiben. Das Herzogthum, hieß es, habe seine Verfassung nie aufgegeben und reclamire jetzt sein wohlbegründetes Recht, und ein Recht darauf sey auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsdeputationsschlusses von 1803 und des Preßburger Friedens vom Jahre 1805 zugetheilt. Um ihre Foderung gewichtiger zu machen, hielten sie dem Könige ein furchtbares, aber nicht unwahres Gemählde der allseitigen Noth vor, in welche das Land seit der Zeit der Souverainetät gerathen sey, machten ihm nicht undeutlich Meineid zum Vorwurf, indem sie ihn oft genug an den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfassung einst als unwiderruflich beschworen habe; sie ängsteten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks und verlangten zugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommenen Napoleon bewaffnen solle; an das würtembergische Heer, um auch dieses sich zu verbinden, erließen sie Dankadressen. In Verlegenheit setzte man sie durch eine juridische Kunstfrage: ob sie sich für constituirt ansehen sollte oder nicht? Erklärte sie sich für's Erste, so konnte man es gegen sie auslegen als factische Anerkennung eines Theils der königlichen Verfassung. Und doch hätte das Constituirtseyn so manchen andern Vortheil gewährt! Der König behandelte sie lange als constituirt. Sie mußte es ihm seyn, da sie durch sein Rescript bestand. Der nachher einwirkende Präsident von Wangenheim wollte sie nur wie constituirend gelten lassen, damit sie sich nicht über andere Staatsverwaltungsgegenstände auslassen könnte. Was den König betrifft, so hatte er sich bereits in schriftliche Erörterungen mit der Versammlung eingelassen, einige dringende Beschwerden abgestellt, und da er die Stände auf der Basis des alten Rechts unverrückt bestehen sah, das Zusammentreten einer Commission verordnet, zur Hälfte aus Staatsdienern, die sein Vertrauen hatten, zur Hälfte aus Mitgliedern der Versammlung, von dieser gewählt, um einen Weg auszumitteln, worauf man zusammenkommen möchte. Auch schien es wirklich, als wollte er in einigen Hauptsachen nachgeben und in anderem, was weniger wesentlich war, sprachen die Stände nachgiebiger. Allein im Ganzen wollte der König die fortdauernde Gültigkeit des alten Rechts und seine Ausdehnung auf das gesammte Land nicht anerkennen, die Ständeversammlung aber von diesem Grundsatze nicht abgehen; und so zerschlug sich die Unterhandlung. Am 8ten August vertagte er die Versammlung; sie sollte am 15ten October desselben Jahrs aufs neue zusammentreten. Alle Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung bis dahin einstimmig gehandelt; die einst Unmittelbaren hofften noch Wunderdinge für sich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt; die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger glaubten, daß auch sie entschieden rechtlich die Verfassung des Herzogthums in Anspruch nehmen könnten. Einer oder zwei vom Adel nebst einigen altwürtembergischen Advocaten, als unabhängigen Rechtsanwalten, waren die Seele der Versammlung gewesen. Die ganze Verhandlung mußte dem

bürgerlichen Prozesse in etwas ähnlich werden, weil ein Vertrag unläugbar als Bedingung des Gehorsams des Landes vor Augen lag. Wenn es gleich am Richter fehlte, so trat die Klarheit des Vertragsrechtes dagegen ein, so daß, wer ihn nicht halten würde, wohl auch den Nutzen davon aufgeben müßte. Der erste unregelmäßige Schritt wäre gewesen, wenn man die Idee des positiven Rechts ohne Ersatz aufgegeben hätte. Dieses aber wollte auch kein Besonnener. Die Zeit zwischen der Vertagung und dem neuen Zusammentreten ließen jene Wortführer der Versammlung nicht unbenutzt. Viele fuhren fort, nach ihrer Heimkehr das Volk zu belehren. Sie foderten auch die drei Mächte, Preußen, Dänemark und Hannover, welche in den siebziger Jahrgängen des vorigen Jahrhunderts dem Herzogthum seine Verfassung garantirt hatten, in öffentlichen Briefen auf, ihnen behülflich zu seyn bei Zurückfoderung derselben. Die veränderten Zeitumstände erklärten, warum ohne Rücksicht auf alte unbeschränkte Zusagen die Volksrepräsentanten von keinem dieser Höfe Antwort erhielten. Am 2ten September kamen von manchen Orten des Landes Schulzen, Bürgermeister und ähnliche Männer nach Kornwestheim nahe bei Ludwigsburg, um wegen Zusammenberufung der Stände persönlich Bittschriften zu übergeben, wie von manchen Städten schriftliche Bitten eingeschickt waren. Der König, wie er denn zum voraus voll Argwohns gegen sein Volk war, befürchtete, als er, wohl mit Übertreibung, davon benachrichtigt wurde, einen Angriff auf das offene Ludwigsburg und setzte es in Belagerungsstand; seine Polizei brachte die schon Versammelten aus einander, und wies zurück, was noch auf dem Wege war. Weil aber immer häufiger die Wiedereinberufung von Seiten der Städte begehrt und die Steuereinnahme zweifelhafter wurde, so kam im October dieses Jahres die Landesversammlung aufs neue zu Stuttgart zusammen; sie bestand durchaus noch aus denselben Mitgliedern, weil sie im August nicht aufgelös't, sondern nur vertagt worden war. Mit welchem Selbstvertrauen sie auftrat, beweisen ihre Umzüge in den Kirchen, beweis't die Feier des 18. Octobers; die Bürgerschaft in Stuttgart war entschieden auf ihrer Seite. Allein bald nach ihrer Zusammenkunft am 11. Nov. that der König einen entscheidenden Schritt. Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche des ehemaligen Herzogthums auf seine alte Verfassung ward jetzt von ihm anerkannt, während er durch eine sogenannte Belehrung aus einem anders wozu bestimmt gewesenen Aufsatz des darauf zum Geheimenrath erhobenen Oberjustizraths Lempp beweisen ließ, daß die neuen Lande kein Recht hätten, sie zu verlangen. Der Beweis bestand nur darin, daß es für eine solche große, nie erwartete Incorporation freilich auch kein ausdrücklich ausgesprochenes Gesetz gebe. Und doch war alles durch die Kräfte des Stammlandes in die Vereinbarkeit gekommen! und doch war bisher jeder größere und kleinere Landeszuwachs in gleiche Pflichten und Rechte mit dem Stammlande übergegangen! Lempp war auch, wie noch aus schriftlicher Erklärung von ihm bekannt ist, zu ehrlich, etwas Mehreres, als dieses, daß das Incorporationsrecht nicht ausdrücklich beschworen sey, behaupten zu wollen. Galt denn aber selbst das Beschworene mehr als die Macht wollte? Wie viel weniger das, was nicht ausdrücklich als Huldigungsbedingung beschworen war? so lange das Volk zwar sein Recht, aber nicht den Sinn kannte, nur dem Rechte zu gehorchen. Allerdings wurden vom König und von dem jetzt viel einwirkenden Präsidenten von Wangenheim zugleich vierzehn liberale Grundsätze als Basis einer für das ganze Land zu entwer-

senden neuen Verfassung aufgestellt und erklärt, daß von der herzogthümlichen, was immer noch für die neuere Zeit passe, in sie aufgenommen werden solle. Wenn aber trotz alles dessen das Herzogthum auch jetzt noch auf seiner ehemaligen Verfassung bestehe, so bleibe nichts übrig, als, was freilich höchst gefährlich seyn würde, die Theilung des Königreichs in zwei Staaten; jenes sollte dann seine Verfassung, natürlich gehörig modificirt, zurückerhalten, und für die neuen Lande sollte eine besondere auf die Grundlage jener vierzehn Artikel errichtet werden. Die Stände erklärten, auf jene Basis unterhandeln zu wollen, und eine gemeinschaftliche Commission aus Staatsdienern und Mitgliedern der Ständeversammlung zu Entwerfung der Verfassung ward sofort niedergesetzt. Damals hatte seit dem October 1815 den bedeutendsten Einfluß in diese Angelegenheiten der Präsident und Staatsrath, Freiherr von Wangenheim. Schon waren jene vierzehn Artikel Folge dieses Einflusses auf den König; weiter ward jetzt Wangenheim einer der vier königlichen Commissäre, welche in Verbindung mit eben so vielen ständischen auf die vierzehn Artikel die Verfassung des Königreichs entwerfen sollten. Auch dieser Commission wollte Wangenheim nur allzu gern mit unaufhaltsamem Rednerdrang eine Superiorität seines Geistes und seiner Ansichten fühlen lassen, wie sich auch der Ton aller königlichen Erlasse an die Stände von dieser Zeit an so änderte, wie es zuvor nach dem zarten Gefühl des Königs für das Schickliche und Würdige nie geschehen war. Wangenheimischer Gedanke war vornehmlich auch die Idee von den beiden Kammern, in die sich die Ständeversammlung theilen sollte, welche von jetzt an allmählig im Guten und Bösen beleuchtet wurde. Für ihre Commissäre, welche mit den königlichen zusammensaßen, ernannte die Versammlung so, wie der König seinen Geheimenrath dazu bestimmte, eine eigene sehr zahlreiche Instructionscommité, hauptsächlich aus den Advocaten, die in ihrer Mitte waren, bestehend, welcher die vier referiren, und von wo aus sie zu weitern Schritten bevollmächtigt werden sollten; sie mochte dies für desto nöthiger halten, weil ihr dieselben bereits allzu Wangenheimisch zu werden schienen. Aus den Arbeiten dieser Comité bildete sich nach und nach ein eigener Verfassungsentwurf, der später der ganzen Versammlung vorgelegt und von ihr gebilligt wurde, und unter dem Namen des ständischen bekannt ist. Die Arbeiten der beiden Commissionen zogen sich unvermeidlich in die Länge. Der Rest der Stände hatte inzwischen meist Muße; sie sammelten aber, in Sectionen getheilt, mancherlei Vorarbeiten für zukünftige Berathungen. Nur wurde von ihrer geistigen Thätigkeit nicht viel lautbar, weil die Regierung sogar, wenn sie irgend einmal mit ihren Committenten sich besprechen wollten, sogleich Polizeimaßregeln dagegen verhängte. Mit Schmerz sah und ertrug nur allzu lange die Versammlung, daß man, selbst unter dem Namen von Würdigungen, ohne den Charakter eines Vergleichcommissärs zu schonen, ungescheut ihr Ansehen zu zernichten, und sie persönlich, wie wenn die wenigen ständischen Ämter ihr Zweck seyn konnte, herabzuwürdigen strebte und besonders auch Cottaische Zeitungsblätter und Zeitschriften dazu missbrauchte. Übersah gleich die Ständeversammlung von 1817 alle jene Quasigeniestreiche vielleicht mit allzu großem Gleichmuth, so sah sie endlich doch noch während der Zeit der Unterhandlung eine vom König ohne ihr Zuthun ausgeschriebene Steuer, so wie ein eben so erlassenes Statut, die Tilgung der Staatsschulden betreffend, nach Pflichten als eine Nöthigung

an, Adressen an den König zu erlassen, worin sie sich in starken Ausdrücken darüber beschwerte. Nicht die Steuer an und für sich selbst griffen sie an, denn sie wußten wohl, was nothwendig war, wenn der Staat nicht still stehen sollte, und auch nicht das Schuldenbezahlungsinstitut, sondern das war ihre Klage, daß man nicht sie darum gefragt hatte, indem allerdings alle dergleichen Einrichtuugen ohne ständische Prüfung und Einwilligung nicht legal, gewöhnlich auch nicht erwogen genug und vielmehr willkührlich schwankend leicht wechselnd und creditlos sind. Der sich selbst genügende Sachführer des Königs dagegen erklärte, die Versammlung sey nicht constituirt, sondern blos zu Schließung eines neuen Verfassungsvertrags beisammen; das sollte sie bedenken und sich nicht in Sachen mischen, die sie nichts angingen. Auch ließ sich um diese Zeit bereits eine zwar nur aus zwei Bürgerlichen und wenigen Adelichen bestehende, aber auf die Macht trotzende, königliche Partei in der Versammlung lauter vernehmen; sie war im Besitz der allgemeinen Zeitung; griff durch sie hauptsächlich ihre Gegner an und suchte durch ihre Darstellungen darin das größere deutsche Publicum für sich zu gewinnen; manche gehässigen Gerüchte, daß es jenen Hauptsprechern der andern Partei um Consulentenstellen, reiche Besoldungen u. dergl. noch mehr als um die gute Sache zu thun sey, sind durch sie weiter verbreitet worden. Dies führte nicht zum Guten, sondern veranlaßte persönliche Erbitterung und machte nur noch starrsinniger. Überhaupt herrschte in Würtemberg die ganze ständische Periode über bei dem gebildeten und halbgebildeten Publicum ein starker Terrorismus der Meinung. Die einen, und diese bildeten die Mehrzahl, hielten sich rücksichtslos an die dem gesunden Menschenverstande so einleuchtende Idee des alten Rechts, und wer nicht ganz ihrer Meinung war, galt ihnen für einen Verräther der guten Sache aller Völker überhaupt. Unstreitig war bei dieser Partei persönliche Erbitterung gegen den König und die Härte seiner frühern Regierung mitwirkend. Die andern bezüchtigten diese einer unverständigen Beschränktheit und Befangenheit, und dem Wirken der Anführer dieser Partei in der Ständeversammlung legten sie, wie denn dies menschliche Art ist, nicht die lautersten Absichten zum Grunde, obgleich jeder Blinde begreifen mußte, auf welcher Seite mit leichter Mühe am meisten zu gewinnen gewesen wäre, und die, welche sich in einer freien Versammlung auszuzeichnen vermochten, ohnehin auch für die sogenannten Staatsdienste Kopf und Geschick genug gehabt hätten. Endlich wurden dem Könige von jener Commission für Entwerfung der Verfassung einzelne Artikel derselben vorgelegt; eine dritte Commission, sie zu prüfen, ward von ihm niedergesetzt; und die widersprechendsten Gerüchte, wie er dieses und jenes aufgenommen habe, kamen ins Publicum. So viel ist gewiß, daß er, des ganzen Verfassungswesen müde, beinahe entschlossen war, alle Kreuz- und Querzüge der bisherigen vermeintlichen Genialität und Idealität mit einemmale zu durchschneiden, die Hoffnung seines Volks, den ständischen Entwurf, zu genehmigen und dadurch mit einem Federstrich aller Cabale ein Ende zu machen. War dieses die Absicht des scharfsichtigen Menschenkenners und entschlossenen Selbstregenten, so ist sein Tod, der am 30. Oct. 1816 unerwartet schnell erfolgte, noch ehe etwas in der Sache geschehen war, gewiß auch in dieser Hinsicht als ein unglückliches Ereigniß für Würtemberg zu betrachten. Auch die neue Erfahrung, welche (1819) aus dem Gange der ständischen und landesfürstlichen Verhandlungen in Würtemberg hervorleuchtete, beweis't abermals, daß das Möglichstgute gewiß

erkannt und erreicht wird, wenn nur dem Nachdenken im Entwickeln des Dafür und Dawider ungehemmte Freithätigkeit bleibt. Irrthum erzeugt unausbleibliche Übel; das fühlbare Übel treibt nicht nur zum Denken des Richtigern, sondern, was das Nöthigste ist, auch zum Wollen desselben. — Mit der Annahme des königlichen Verfassungsentwurfs von 1817 konnte es auf keinen Fall gut gehen, weil der Minister, der ihn einseitig bearbeitet hatte, ihn in der Ständeversammlung durchaus als in allen seinen Theilen vortrefflich durchfechten wollte. Es konnte nichts nützen, daß seiner Dialektik mehrere Mitglieder, besonders der jetzige Staatsrath Fischer, ihre Gründe ebenfalls mit Beredsamkeit entgegenstellten. Der Kampf des Rechtbehaltens war zu ungleich; der Minister konnte, wie er mehrmals gethan hat, auch immerfort sich darauf zurückziehen, daß es unabänderlich so der Wille des Königs sey. Weil denn die Macht nie auf der Seite der Ständeversammlungen ist, so kann man auch nach dem Dienstbarkeitssinn der Meisten im Publicum immer voraussetzen, daß eben diese Menge sogar den Vorwurf der Rechthaberei am Ende auf die Unmächtigern werfe. Aber ein Werk der Überzeugung wäre es doch nie gewesen, wenn auch vielleicht nach einer zwei- oder dreimonatlichen Fortsetzung der Debatten die Streitfertigkeit des Ministers eine Aufnahme seines Entwurfs unter dem erhabenen königlichen Namen durchgesetzt hätte. Hiervon, scheint es uns, hatte der stillbeobachtende König ein richtiges Vorgefühl. Nur wählte Er, um es zu vermeiden, nicht etwa das Mittel, den allzu eingenommenen Vertheidiger seiner 337 Paragraphen und eben so zahlreichen Beilagen und Supplementen von den Debatten zurückzuziehen, die Wünsche der Stände aber ohne solche Zänkereien im Beiseyn einiger, weniger befangenen Räthe noch weiter zum Wort kommen zu lassen, die Gründe der Einreden zu erwägen und alsdann sich über eine ausgleichende Übereinkunft mit Billigkeit zu erklären. Zwar ließ der König von selbst und ohne jenen Minister mehrere Nachbesserungen des Entwurfs sofort zugeben. Statt aber die Stände, deren Bemerkungen doch gerade zu diesen Nachträgen Anlaß gegeben und also die Nutzbarkeit ihrer Prüfungen dargethan hatten, auch vollends über das übrige ruhiger durchzuhören, wurde eine Annahme im Ganzen, als definitiv, gefodert. Diese Methode war von vertragsmäßiger oder überhaupt frei erwogener Übereinkunft allzu auffallend entfernt. Man schien die leidige Entstehung solcher blos kriegerischen Verträge, wo man nur als minderes Übel zugiebt, was man in der Noth nicht zu vermeiden vermag, mit einem Staatsvertrage zu verwechseln, welcher willigen Gehorsam, d. h. einen solchen hervorbringen will, der doch niemals ohne Überzeugung zu erhalten ist. Die zu schnellerer Beendigung gewählte Form mußte die Gemüther scheu machen, wenn auch der Inhalt des Ministerentwurfs an sich nach Inhalt und Fassung annehmbarer gewesen wäre. — Wie sehr der gute Geist des Königs selbst sich zur wahrhaft annehmbaren Form gewendet, wie herrlich er dadurch den Ständen zum Beweis ihrer wohlmeinenden Liebe zur Sache, und seinem ganzen Volke zu den liebenswürdigsten Proben verständigdankvoller Gesinnungen und froher Treuergebenheit Anlaß gegeben habe, ist unter dem Artikel: König Wilhelm von Würtemberg, aus theilnehmender Empfindung erzählt. Gewiß könnte der König in diesem Augenblicke nicht nur mit dem Besten seiner Vorfahren, dem Ersten der Herzoge, Eberhard dem Bärtigen, sagen, daß er im dicksten Walde in dem Schooße jedes seiner Unterthanen ruhig sein Haupt niederlegen könnte. Er dürfte noch mehr, er dürfte vor ganz Deutsch-

land behaupten, nicht blos daß jeder Würtemberger, sondern noch manches andere deutsche Herz sich vor ihm, wenn er es je bedürfte, zum Schilde machen würde. Nichts erkennt das Volk der Deutschen redlicher, als wenn es sich und sein Recht, d. h. die ihm gebührenden Pflichten, mit Redlichkeit und Zutraulichkeit behandelt sieht. Nichts haßt das deutsche Herz mit tieferm und stillem Unmuth, als wenn es unter dem Scheinbilde der Rechtlichkeit seine Rechte verkümmern und vieldeutig machen lassen oder wie ein Gnadengeschenk der Willkühr behandelt sehen soll. Aber auch nicht durch die biedere Form und Haltung allein hat der neue Verfassungsvertrag dem König das Herz seines Volks erobert. Auch der Inhalt dieser Constitution beweis't, daß das fortgesetzte freie, wohlwollende Nachdenken von beiden Seiten vieles Bessere zur Reife, vieles Wahre zur Klarheit gebracht hatte. Selbst die Nachbarstaaten und überhaupt alle Brüderstaaten Deutschlands mögen wohl die meisten, hier als Volks- und Fürstenrecht anerkannten Grundsätze — zwar niemals eifersüchtig, aber — wahrhaft nacheifernd zu erwägen haben. Und wie wichtig ist schon der mehrfach gegebene Erfahrungsbeweis, daß gar wohl mit einer Ständeversammlung, sogar mit einer aus Adel und erwählten Volksabgeordneten vereinten, durch freigelassene Berathschlagung und Überzeugung eine passende Landesverfassung in der wenigstens haltbarsten, die Willigkeit anziehenden Form eines Grundvertrags zu Stande zu bringen ist. Auch die zur Vorbereitung von beiden Seiten gewählten Commissarien, auch die Ständeversammlung selbst haben hierdurch Preis und Dank aller Deutschen verdient. Besonders auch der aristokratische Bestandtheil verdient die Anerkennung, daß er durch seine speciellen Ansprüche das allgemeine Gute aufzuhalten sich nicht erlaubt hat. — Festgesetzt wurde demnach vor allem die Unzertrennlichkeit des Staats, die Anerkennung aller „organischen" Beschlüsse des deutschen Bundes neben verfassungsmäßiger Mitwirkung der Stände zur Bestimmung der dafür nöthigen Territorialmittel. Festgesetzt ist die Unverletzlichkeit des Regenten, wegen der heiligen Majestät seiner Amtswürde; seine kräftige Ausübung der Staatsgewalt, geordnet nach verfassungsmäßigen Bestimmungen und durch eine nie außerhalb des Königreichs verletzbare Regierung. Die Verhältnisse der Regentenfamilie (also ohne Zweifel auch die so nöthige, zweckmäßige Fürstenerziehung) sind auf ein Hausgesetz ausgesetzt, das dann, wie alle Landesgesetze, ein gemeinschaftliches seyn wird. Die Kleinode des Staatsbürgers, Freiheit der Person, Religions- und Denkfreiheit, mit Einschluß gesetzlicher Freiheit der Presse und des Buchhandels, Sicherheit des Eigenthums, Auswanderungsfreiheit, auch die Gleichheit der staatsbürgerlichen Pflichten und Rechte — werden ausdrücklich gewährt. (Eine Habeas-Corpusacte, oder gesetzliche allgemein bekannte Bestimmung, unter welchen Umständen der blos Angeklagte bald möglichst der vorläufigen körperlich und ökonomisch schädlichen Einkerkerung entledigt werden solle, ist ohne Zweifel bald zu hoffen.) Für das „allgemeine Beste" kann nur das vom Geheimenrath als nothwendig erkannte, und dies nur gegen Entschädigung vom einzelnen Eigenthümer gefodert werden. Auch einzelne Privilegien sind nur durch Gesetze, also durch Beistimmung der Stände zu ertheilen. Diese verwenden sich, wenn ein Unterthan durch die Instanzenreihe der Behörden hinauf sein Recht nicht erhalten hat. Vorzüglich ist gesorgt, daß alle Staatsdiener sich nicht blos als Diener der Staatsverwaltung denken, daß sie vielmehr alle Diener der Verfassung und also des Gesetzes seyn sollen, aber auch dafür ist gesorgt, daß sie, indem sie nicht will-

kührlich, nicht ohne Collegialbeschlüsse, ein- oder ab- oder versetzt werden dürfen, der Verfassung getreu bleiben können, ohne daß ihnen übermenschliche Verläugnung zugemuthet wird. Jeder Staatsdiener hingegen ist der Staatsgesellschaft verantwortlich, wenn er etwas Verfassungswidriges, ohne Remonstration an die nächste Behörde, vollzieht. Leicht zu unterscheiden ist, was direct wider die Verfassung, oder was gegen Staatsverwaltungs-Verordnungen vollzogen würde. Alle vom Regenten ausgehenden Verfügungen, welche Staatsverwaltung betreffen, müssen von dem Departementsminister contrasignirt, und dieser dafür, wie für das, was er selbst verfügt, verantwortlich seyn. Eine hohe Gerichtsstelle für diesen Zweck, ein Staatsgerichtshof, ist zum voraus ausgemittelt. Rechtschaffene Geschäftsmänner sichert diese Strenge gegen oben und unten, wie gegen den eigenen Menschentrieb zur Willkührlichkeit. Wer etwa selbst als Minister Stände bequemer für seine Person einzurichten trachtete, bedenkt nicht, wie weit und wie schnell im Wechsel der Personen und Verhältnisse die Willkührlichkeit zu steigen, an welche Abgründe sie das Ganze und den Einzelnen hinzudrängen vermöge. (Wer heute noch zu oberst auf dem Rade der Glücksmacht stand, kann er nicht morgen Gegenfüßler über sich haben, die nun, was er alles für sich der Willkühr frei erhalten hatte, ihm schwer auf den Kopf fallen lassen können?) Ferner wird in dieser isonomischen Constitution ein frei berathendes Geheimeraths-collegium Organ des Regenten, um echte Detailkenntnisse und Specialeinsichten in sich, dem Einen, zu concentriren, auf dessen parteilose Oberaufsicht, um Alle zu ihren Pflichten anzutreiben, das untergeordnete Ganze tagtäglich vertraut und hofft. Die Gemeinden, wie hier richtig vorausgesetzt wird, sind nicht um des Staats willen; umgekehrt sind sie als Grundlage des Staatsvereins anerkannt. Auf diesem Grundsatz ruht eine ihnen zurückgebene freiere Eigenverwaltung und Wahrung der Körperschaftsrechte durch selbst gewählte Bürgerausschüsse. Jede Kirche erhält ihre Fonds in gesonderter Verwaltung durch Ihresgleichen. Ohne Beistimmung der Stände kann kein Gesetz gegeben, geändert, authentisch erläutert werden. Das Recht der Vollziehungsanstalten aber wird allein vom Regenten und in seinem Namen ausgeübt. Richter sind unabhängig für Alle, auch für den Fiscus. Vor Ausübung des Begnadigungsrechts hört der Regent des erkennenden Gerichts Bericht oder dessen freigegebenes Gutachten. Die Strafe der Vermögensconfiscation ist aufgehoben. Auch die Mittel zum Vaterlandsschutz, an Personen wie an Geld, und die militärischen Gesetze werden mit Einwilligung der Stände, also durch öffentlich gerechtfertigte Überzeugungsgründe, regulirt. Das schöne Familiengut (der Patrimonialbesitz-Ersatz) der Dynastie ist garantirt, aber nicht abgabenfrei. Das in seinem Wesen unverletzliche Kammergut oder der bestehende Regierungsfonds sichert ihm eine, für die Lebenszeit des Regenten stipulirte, Civilliste, die Apanagen aber giebt es unmittelbar. Weder im Krieg noch Frieden kann eine directe oder indirecte Steuer ohne Bewilligung der Stände ausgeschrieben werden. Ihre Pflicht ist, nicht zu willigen, wenn nicht die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit der Ausgaben und die Verwendung voriger Staatseinnahmen nachgewiesen ist. Ihnen wird die Steuerpartition, auch monatlicher Cassenbericht über Einnahmen und Ausstände mitgetheilt. Die Schuldenzahlungscasse steht unter Leitung und Verantwortlichkeit der Stände. Ihr Ausschuß giebt dem Finanzminister Abschrift des monatlichen Cassenberichts. Die Jahresrechnung wird vom Regenten und den Ständen durch eine Commission abgehört und das Resultat öffentlich. Landtag

ist regelmäßig (erst?) alle drei Jahre, bei jeder Regierungsveränderung innerhalb der ersten vier Wochen. Der Huldigungseid wird dem Thronfolger erst dann abgelegt, wenn er in einer den Ständen auszustellenden feierlichen Urkunde die unverbrüchliche Festhaltung der Verfassung bei seinem Königswort zugesagt hat. Die Kammer der Standesherrn, welche aus den Prinzen des Hauses, den sonstigen Reichs- oder Kreisstimmhabern und einem Drittheil vom König ernennbarer Mitglieder besteht, kann eine Abgabenverwilligung, welche der zweiten Kammer zuerst vorgelegt wird, nur im Ganzen annehmen oder verwerfen, nachdem beide Kammern sich zu vertraulichen Besprechungen ohne Protokoll und Abschluß versammelt hatten. Verwirft die erste Kammer die Verwilligung, so werden die Stimmen der ganzen Versammlung zusammengezählt. Andere Beschlüsse gehen nur aus Einstimmung der Mehrheit jeder Kammer mit der andern hervor. Die Kammer der Abgeordneten besteht aus dreizehn vom Ritteradel aus ihrer Mitte Gewählten, aus den Generalsuperintendenten, dem Landesbischof, einem vom Domcapitel gewählten Mitglied und einem Decan, dem Universitätskanzler, sieben Gewählten der größern Städte und Einem von jedem der 62 Oberamtsbezirke. Die Wahlart ist dafür, daß die Begüterten zwei Drittheile der Wahlmänner geben. Die Zahl der Wahlmänner ist wie 20 zu 140, zwei Drittheile der Wahlmänner bestehen aus denen, welche die höchste directe Steuer geben, ein Drittheil wird durch eine Mehrheit der Wählenden von zwei Drittheln gewählt. Die Wahl des Abgeordneten selbst aber hängt dann nur von dem Vertrauen dieser Wahlmänner, nicht von seinem Vermögen, ab. So ist, daß die Wahl nicht vom Pöbel ausgehe und doch auch nicht das Vermögen den Verstand ausschließe, verhütet. Käme eine der Kammern nicht in der zum Beschließen nöthigen Vollständigkeit zusammen, so können die kommenden Mitglieder in der andern Kammer mitstimmen. Die Sitzungen der zweiten Kammer sind in der Regel öffentlich. Minister können an den Berathschlagungen beider Kammern Theil nehmen. Freie Abstimmung. Rechtsverletzungen in derselben können vor Gerichte gebracht werden. Eröffnung, Vertagung, Auflösung geschieht auf (contrasignirten) Befehl des Regenten. Durch einen Ausschuß von zwölf Mitgliedern wird die Volksrepräsentation permanent erhalten. Er kann aber die Plenarversammlung nicht entbehrlich machen, weil er zu Gesetzen, Steuern, Kriegsaushebungen, Schuldenübernahmen, nicht willigen darf, bei Eintritt des Landtags aufhört und Rechenschaft zu geben hat. Ihre Beamte wählen die Stände und bezahlen sich und sie aus einer öffentlich mit dem Finanzetat zu bewilligenden Casse, deren Rechnung öffentlich justificirt wird. — Dies sind wenigstens die Hauptpunkte eines Verfassungsvertrags, welcher vom ganzen Lande aus freier Dankbarkeit mit lauter Feier aufgenommen ist. Wer irgend, auch nur um der Conversation willen, den Inhalt einer nicht blos als Formalität gemachten, ständischen Verfassung überblicken möchte, hat hierdurch ein Beispiel deutscher Art. Von ähnlicher Art waren mit ähnlichen Pflichten und Rechten fast in allen deutschen Reichsstaaten, in Würtemberg bis 1806, wahre Repräsentationen durch Berechtigte und Gewählte. Man sehe Rudhart über Bayern, Schlosser über Jülich, Cleve und Berg 2c. Solche stellvertretenden Stände hatten sich, wie die Vollziehungen und selbst die Vollziehungsversuche zeigen, die Regenten gedacht, als sie vom Congreß zu Wien, wie König Friedrich von Würtemberg, wie Bayern, Baden, Weimar, Coburg, Nassau 2c. zurückkamen und Verfassungen begannen. So hat allerdings das monarchische Princip die echte Re-

gentenmacht, wenn dies nur nach der Verfassung und nicht noch Nebenabsichten und Begehrungen der Oligokratie wirken will. Der Regent hat die Macht, daß ohne sein Ja alles Ja der beiden Kammern nichts wirkt, daß sein Nein sie beide aufwiegt. Aber außer diesem Gleichgewicht gegen die ganze Volksrepräsentation hat er, als so viele Mittel zu einem fast unermeßlichen Übergewicht, ohne persönliche Verantwortlichkeit die Initiative aller Gesetze, die Oberaufsicht über alle Pflichterfüllungen in allen Staatsanstalten, die Besetzung aller Ämter, die Ertheilung aller Ehrenzeichen, die Waffenmacht, die Unabhängigkeit seiner Regentencasse (Civilliste), im Nothfall Vertagung oder Auflösung der Kammern. Nur daß er keinen andern als verfassungsmäßigen, d. i. gesetzlich vorausbestimmten Gehorsam begehre. Demokratie, d. i. ein Regieren des Volks, soll nicht seyn, kann es auch nicht seyn durch solche Stände. Das einzig entscheidende ist, daß das monarchische Princip sich nicht in ein demokratisches verwandele. Regent und Volk werden sich wohlbefinden, wenn jener die Vollstrecker aller seiner Staatsmacht überall wirklich aus den Unterrichtetsten und Tüchtigsten wählt und an irgend eine Classe durch Nebenumstände gebunden zu werden sich hütet. Nur damit nicht die Leidenschaften Weniger unter dem Namen des Regenten die Regierten als bloße Mittel gebrauchen können und durch die Veränderlichkeit der Einzelnen und ihrer Einsicht alles alle Tage unstät und veränderlich sey, sind allgemeine Verfassungsgrundsätze und die offenkundige landständische Bewahrungsanstalt für dieselbe unentbehrlich. Eifer für die Pflichten, Mäßigung in den Ansprüchen, Vertrauen auf Vertrauenswürdige, leite Regenten und Regierte auf dieser Mittelstraße zur möglichsten Vereinigung ihrer beiderseitigen Zufriedenheit, zum höchsten Verfassungs- und Bundesgesetz: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Wolle dein Wohl, so wie es mit dem Wohl des Andern verträglich und harmonisch ist! (Das weitere sehe man in den vorhergegangenen Art. Wilhelm [König von Würtemberg] und Würtemberg.)

Würzburg, das Großherzogthum, seit dem Jahre 1813 ein Theil des Königreichs Bayern, hat in den neuern Zeiten mancherlei Veränderungen erfahren. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde im Jahre 741 gestiftet, Burghard als erster Bischof daselbst von dem heiligen Bonifaz bestellt und geweiht, und seine Kirche von den fränkischen Königen mit einigen Besitzungen dotirt, welche die fromme Milde der deutschen Kaiser und Könige in der Folge vermehrte. Die Bischöfe selbst erwarben von den benachbarten fränkischen Grafen und Herren mehrere Besitzungen, aus welchen zusammen der nachherige große Territorialumfang des Fürstenthums Würzburg sich bildete. Der Zufall, daß ein Fürst, ein geborner Herzog von Sachsen, Bischof zu Würzburg wurde, gab Veranlassung, daß seine Nachfolger, von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts an, den Titel als Herzoge von Franken annahmen. In geistlichen Angelegenheiten stand der Bischof zu Würzburg unter dem Erzbischofe zu Mainz, selbst nachdem Papst Benedict XIV. im Jahre 1752 dem Bischofe zu Würzburg das erzbischöfliche Pallium und das Kreuz ertheilt hatte. Sein Titel war: des heiligen römischen Reichs Fürst und Bischof zu Würzburg, Herzog zu Franken. Ihm zur Seite stand ein zahlreiches Domcapitel, das viel eigenthümliche Besitzungen hatte; angesehene adeliche Familien bekleideten seit langer Zeit die Erbämter des bischöflichen Hofes. Der ganze Flächeninhalt des Hochstifts wurde auf 87 Quadratmeilen mit 250,000 Einwohnern, und die jährlichen Einkünfte des Fürstbischofs wurden auf 500,000 Gulden angegeben. In Folge des Friedens zu

Lüneville wurde das Hochstift Würzburg, so wie die andern unmittelbaren geistlichen Besitzungen in Deutschland, durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom J 1803, mit Ausnahme einiger andern fürstlichen Häusern zugetheilten, ungefähr sieben Quadratmeilen betragenden Ämter, an Bayern zur Entschädigung für seine verlornen Rheinprovinzen als ein weltliches Erbfürstenthum überlassen. Der letzte Fürstbischof, aus dem freiherrlichen Hause Fechenbach, erhielt für den Verlust von Würzburg eine jährliche Pension von 60,000 Fl. und überdies 30,000 Fl. als Coadjutor des Fürstbischofs von Bamberg. Durch den Frieden zu Presburg (den 26sten December 1805) wurde Würzburg dem ehemaligen Großherzog von Toscana, der sein im Jahre 1803 mit dem churfürstlichen Titel als Entschädigung erhaltenes Herzogthum Salzburg nebst Zubehör an Österreich abtrat, zugetheilt, und der churfürstliche Titel wurde von Salzburg auf Würzburg übergetragen. Als dieser Fürst am 30sten September 1806 dem rheinischen Bunde beitrat, nahm er den Titel als Großherzog von Würzburg an. Die bekannten Ereignisse des Jahres 1813 und die Verhandlungen des Wiener Congresses veränderten diese Verhältnisse aufs neue. Der Großherzog erhielt seinen Erbstaat Toscana wieder, und Würzburg wurde an Bayern überlassen. Das Großherzogthum Würzburg, so wie es gegenwärtig einen Theil des Untermainkreises des Königreichs Bayern ausmacht, hat auf 91½ Q. Meilen 290,000 Einw., die größtentheils catholischer Religion sind. Das Land ist meistentheils eben, aber auf drei Seiten von hohen oder waldigen Gebirgen, dem Rhöngebirge, dem großen und kleinen Haßberge und Steigerwald, umgeben. Außer andern kleinen Flüssen durchströmt der Main einen großen Theil des Landes, und nimmt die fränkische Saale auf. Der Boden ist sehr fruchtbar und bringt viel Getraide, in einigen Gegenden mehr als der eigene Bedarf erfodert, hervor; vorzüglich wichtig aber ist der Weinbau, der besonders auf den Anhöhen des Mainthales, aber auch in andern Districten, betrieben wird. Die edelsten Sorten, der Stein- und Leistenwein, wachsen nur in der Nähe der Hauptstadt. Der Handel mit diesem Producte ist der beträchtlichste und einträglichste für das Land, das übrigens nicht reich an Mineralien ist und, ungeachtet der starken Bevölkerung, wenig Manufacturen und Fabriken hat. — Die mit Wällen und Graben umgebene Hauptstadt Würzburg hat eine angenehme, doch etwas versteckte Lage an beiden Ufern des dreihundert Schritte breiten Mains, über welchen eine 540 Fuß lange steinerne Brücke von acht Bogen und mit Statuen von Heiligen besetzt führt, die beide Theile der Stadt mit einander verbindet. Sie hat in ungefähr 1900 Häusern gegen 21,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das große und schöne, 1720 neuerbaute, ehemalige Residenzschloß, eins der schönsten Fürstenschlösser, mit einem schönen Garten aus. Den ersten Rang nach ihm hat das große, reich dotirte und vortrefflich eingerichtete Juliushospital, welches ein Accouchirhaus, einen botanischen Garten, anatomischen Saal und verschiedene Sammlungen hat, und für junge Ärzte sehr interessant ist. Unter den vielen Kirchen sind besonders bemerkenswerth: die große Domkirche mit ihren Monumenten und der Schönbornischen Capelle; das sehr geschmackvoll erbaute neue Münster mit den Überbleibseln des heiligen Kilians, des Frankenapostels; die prächtige vormalige Stifts- und Hauger Pfarrkirche mit ihrer hohen Kuppel; die Universitätskirche mit einer Sternwarte auf dem majestätischen Thurme rc. überhaupt findet man hier viele ansehnliche Häu-

ser; zunächst dem Schloßplatze sind die Straßen, welche alle des Nachts durch Laternen erleuchtet werden, breit und regelmäßig, die meisten andern sind schmal und krumm. Die im Jahr 1582 von dem Bischof Julius gestiftete, oder vielmehr neuorganisirte Universität hat bisher immer einen hohen Rang unter den catholischen Universitäten Deutschlands behauptet, und mehrere sehr berühmt gewordene Lehrer gehabt. Würzburg hat mehrere Fabriken, welche Wollenzeug und Tuch, Spiegel, Leder, Tabak, Glaubersalz und Farben liefern, doch sind sie nicht sehr erheblich. Auch unterhält die Stadt Mainschifffahrt und Handel, besonders mit Wein. Außerhalb der Stadt auf dem linken Ufer des Mains, liegt auf einem vierhundert Fuß hohen Berge die Citadelle, die Marienburg. Auf einem Abhange dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der Leistenwein, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge der Steinwein. Überhaupt rechnet man auf 7000 Morgen Weinberge, welche die Stadt umgeben.

Wurzel, derjenige Theil der Pflanzen, welcher in der Erde befindlich ist, und sowohl die Pflanzen aufrecht erhält, als auch dazu dient, die zu ihrem Leben und Wachsthum nöthige Nahrung aus der Erde zu ziehen und ihr zuzuführen. (S. Pflanzenanatomie.)

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrmals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz oder Dignität hervorbringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 ꝛc. weil 2 . 2 = 4; 2 . 2 . 2 = 8; 2 . 2 . 2 . 2 = 16. Im erstern Falle sagt man 2 ist die Quadrat- oder zweite Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder vierte Wurzel von 16. Aus einer Zahl oder algebraischen Größe die Wurzel ausziehen, heißt daher diejenige Zahl finden, die mehrmals mit sich multiplicirt diese Dignität hervorbringt.

Wüthendes Heer, oder wie es die Alten nannten, Wütis-Heer, ist, nach der Mährchenwelt, ein Haufe Nachtgespenster, welche, besonders im Thüringischen und Mansfeldischen, zu gewissen Zeiten im Felde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebell umher ziehen sollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard genannt) an ihrer Spitze hätten; viele wollten Gestalten, auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei gesehen haben. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan (s. d. Art.) hergeleitet hat, und das besonders zwischen Gotha und Eisenach, dann auch im erzgebirgischen Kreise und im Harzwalde seine nächtlichen Promenaden vornehmen sollte, ist ohne Zweifel die Ausgeburt furchtsamer, zaghafter Menschen gewesen, die durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammengesetzt haben: indessen hat man ehedem mit solch einer Gewißheit an diese Spukereien geglaubt, und dabei erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehreren seiner Cumpane, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe, daß das Mährchen sehr lange als Volkssage unter dem gemeinen Mann und namentlich auch unter den Jägern gegolten hat. S.

Wyttenbach (Daniel), dieser gelehrte Philolog, geboren zu Bern, war seit 1799 Professor der Philologie zu Leyden und zeichnete sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus, die er immer als Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit an-

sah. Er hat mehrere schätzbare Ausgaben griechischer und römischer Classiker besorgt, auch mehrere eigene Schriften in seinem Fache herausgegeben, welche sich in Meusels gelehrtem Deutschlande verzeichnet finden. Wir begnügen uns seine Ausgabe des Plutarch, (Plutarchi Moralia, id est opera, exceptis vitis, reliqua, graece et latine, Oxonii, 1795 — 1810, 6 T. in 7 Vol. 4. oder 12 Vol. 8.) seine meisterhafte Vita Ruhnkenii, womit er seinem ehemaligen Lehrer ein schönes, auch von Seiten der Latinität ausgezeichnetes Denkmal gesetzt, seine Bibliotheca critica und seine Selecta principum historicorum etc. anzuführen. Der Vater dieses Philologen scheint der 1779 verstorbene ehemalige Professor zu Marburg gleiches Vornamens gewesen zu seyn, der 1740 Prediger zu Bern wurde, und mehrere dogmatische und moralische Lehrbücher herausgab. Dieser in unserer Zeit berühmteste unter den Philologen Hollands starb im Januar 1820.

X.

X, der vier und zwanzigste Buchstabe des deutschen Abc, welcher einen zusammengesetzten Laut bezeichnet, welcher in ks aufgelöst werden kann.

Xanthippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des Sokrates, die vor noch nicht 50 Jahren der deutschen Jugend in dem ersten Lesebuche unter einer nicht passenden Benennung bekannt wurde, und die wohl nicht so viel Celebrität erlangt haben würde, wäre sie nicht eben die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die Grillen einer Xanthippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben, antwortete Sokrates: Weil sie meine Geduld übt, und eben dadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von Andern wiederfährt, zu ertragen. Auch Xenophon legt in dem bekannten philosophischen Gastmahle dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes auf sie in den Mund. Unter ihren launenhaften Einfällen wird auch dieser von den Schriftstellern erzählt, daß sie oft den Mantel ihres Mannes umgenommen habe und damit ausgegangen sey. Sokrates war dann genöthigt, entweder zu Hause zu bleiben, oder in schlechterer Kleidung zu erscheinen. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirst nun nicht davon essen können," war alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xanthippe ließ aber auch dem Charakter ihres Gatten Gerechtigkeit wiederfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, auch den erschütterndsten Ereignissen stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xanthippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten gestellt worden sey, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen. Mit ihrem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein unverträgliches, zänksüchtiges Weib, das dem Manne das Leben sauer macht.

Xanthus, s. Skamander.

Xantippus, ein dem Körper nach unansehnlicher, aber durch geistige Fähigkeiten sehr ausgezeichneter Feldherr der Lacedämonier,

von denen er im ersten punischen Kriege den Carthaginensern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zu Hülfe geschickt wurde. Der römische Consul Regulus hatte die weit überlegene Flotte der Carthaginenser besiegt, die Landung in Afrika bewerkstelligt, die carthaginensischen Feldherrn geschlagen, und war bis gegen Carthago vorgedrungen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den Besiegten vorschrieb, brachten diese zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem Xantippus den Oberbefehl über ihr Heer. Xantippus lockte die Römer in eine für sie nachtheilige Stellung, schlug sie mit großem Verluste, und machte selbst ihren Anführer Regulus zum Gefangnen. Die Carthaginenser erhielten dadurch wieder ein Übergewicht über die Römer. Aber so viel sie auch dem Xantippus dabei zu danken hatten, so fürchteten sie doch, aus einer kleinlichen republikanischen Eifersucht, daß er ein zu großes Ansehn erlangen möchte. Sie schickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben aber ins geheim den Auftrag, ihn auf der Überfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Diese schwarze Handlung brachte die Carthaginenser um alles Vertrauen, und die Ausdrücke: Punische Treue und mehr als punische Treulosigkeit, wurden zum Sprichwort.

Xenien (von dem griechischen Worte Xenion), Geschenke, die man den eingeladnen oder zum Besuch gekommnen Gästen bei den Griechen und Römern zu geben pflegte, — eine Gewohnheit, die zum Anstande gehört zu haben scheint. Der bekannte römische Epigrammatist Martial gab die Überschrift Xenien dem 13ten Buche seiner Sinngedichte — einer Anzahl Distichen, die er seinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gastmahle gehörenden Gegenstandes Lob oder Tadel enthält. Unter demselben Namen erschien in Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797 (Tübingen bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Distichen, die auf den damaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland Bezug hatten, manches literarische Unwesen mit Laune und Geist rügten, schlechte Schriftsteller mit feinem, öfter mit bitterm Spotte geißelten, bisweilen aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt und Menschenleben überhaupt enthielten. Als Verfasser derselben nannte man öffentlich die beiden großen Dichter Göthe und Schiller, und es ist dieser Behauptung nicht widersprochen worden. Diese Xenien wurden mit so großer Begierde gelesen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum drittenmale aufgelegt werden mußte. Es stand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider sie auf, unter denen jedoch die Meisten viel Schwäche und blos den Schmerz der beleidigten Eitelkeit zur Schau stellten. Nicht ungegründet war indessen der Vorwurf, den man den Xenien machte, daß unter der großen Menge dieser Distichen auch schwache, den Anstand beleidigende und selbst im Versbau fehlerhafte sich fänden, und daß ihr Ton bisweilen an die Streitigkeiten eines Scioppius, J. C. Scaliger und Klotz erinnerte. Wie bei jenen Streitigkeiten, blieb es auch diesmal beim Alten; der schlechten Schriftsteller sind seitdem eher mehr als weniger geworden, und nach zwei Decennien ist die ganze Fehde so ziemlich vergessen. Ausführliche Nachrichten darüber finden sich in No. 54 — 60 des allgemeinen literarischen Anzeigers, Leipzig 1797. Wielands Urtheil findet man in den literarischen Spießruthen oder hochadelichen und berüchtigten Xenien, Weimar ohne Jahrzahl.

Xenŏkrates, ein berühmter griechischer Philosoph, gebürtig aus Chalcedon. Er war ein Schüler des Plato, zugleich mit Aristoteles, unterschied sich aber von diesem lebhaften und talentvollen Mitschüler

dadurch, daß er nur langsam und mit Mühe den Unterricht seines Lehrers faßte. Plato schätzte ihn sehr hoch wegen seines eisernen Fleißes und seines beharrlichen Charakters; nur fand er an seinem Schüler einen Mangel der feinern Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch den Grazien zu opfern. Mit Plato reis'te er auch nach Sicilien. Nach dessen Tode begab er sich mit Aristoteles nach Kleinasien, kehrte aber bald zurück und wurde der zweite Nachfolger des Plato in der Akademie (s. d. Art.), der er 25 Jahre lang bis an seinen Tod mit großer Achtung vorstand. Er hat verschiedene philosophische Werke geschrieben, aber keins derselben ist auf uns gekommen. Er stand wegen seiner Rechtlichkeit so in Ansehen, daß als er einst vor Gericht ein Zeugniß ablegen sollte, die Richter den dabei gewöhnlichen Eid von ihm nicht verlangten, sondern sein bloßes Wort als hinlänglich annahmen. Die Athenienser schickten ihn mit Aufträgen an den König Philipp von Macedonien. Er behauptete auch gegen die Großen seinen Charakter als practischer Philosoph. Von einem ansehnlichen Geschenke, das Alexander ihm sandte, nahm er nach langem Weigern einen sehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht durch Verachtung zu beleidigen. Als einen Beweis, wie gut er seine Leidenschaften zu beherrschen wußte, erzählt man, daß die bekannte Buhlerin Phryne vergebens ihre Künste und alle Reize ihrer Schönheit aufgeboten, um ihn zu besiegen, und aus Verdruß über die fehlgeschlagene Absicht ihn für eine Statue erklärt habe. — Er ist von einem andern Xenokrates, mit dem Beinamen der Arzt, unterschieden, der zu den Zeiten des Tiber oder Nero lebte, und von dessen Schriften nur noch ein Werk über die Benutzung der Wasserthiere als Nahrungsmittel übrig ist, das einen ziemlich vollständigen Begriff von den Kenntnissen giebt, welche man damals über die Naturgeschichte der Fische und Conchylien hatte.

Xenophanes, ein griechischer Philosoph, berühmt als der Stifter der eleatischen Schule. Die Zeit seiner Geburt und seines Todes ist nicht ganz gewiß. Er soll ein Zeitgenosse des Pythagoras und Anaximander gewesen seyn, und ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Nachdem er aus seinem Vaterlande Kolophon vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Groß-Griechenland. Hier ließ er sich gegen 536 v. Chr. zu Elea nieder und davon hat sein System, und die Schule, die er stiftete, den Namen erhalten. Er blieb nicht bei den Meinungen seiner Vorgänger in der Philosophie stehen, sondern stellte neue Untersuchungen über die Natur der Dinge an. Er bestritt die Mythologie, wie Homer und Hesiod sie dargestellt hatten, spottete über die Fabeln von den Göttern und war einem, nur noch unausgebildeten, idealischen Pantheismus zugethan. Seine Hauptsätze sind: Das Seyende ist ewig und unveränderlich, Eins und Alles, das Vollkommenste und Beste, — und wird Gott genannt. Dieser ist als solcher einzig, sich vollkommen gleich und daher kugelartig, weder begränzt noch gränzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, unter keines Menschen Form vorzustellen, alles vorstellend und vermögend. Die Vielheit der Dinge ist nicht wahrhaft. In empirischer Hinsicht soll er behauptet haben, daß Alles aus Erde, oder aus Erde und Wasser entstanden sey. Er nahm eine Veränderung der Oberfläche unsrer Erde durch Wasser an, und hielt den Mond für einen bewohnten und angebauten Weltkörper. Er läugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorhersagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als

Böses in der Welt anzutreffen sey. Im Allgemeinen klagte er über die Ungewißheit des menschlichen Wissens, und beschränkte alles auf Wahrscheinlichkeit und Meinung. Von seinen Gedichten, in denen er philosophische und andere Gegenstände vorgetragen hatte, finden sich nur noch einige Fragmente beim Athenäus, Plutarch und Andern. Die Fragmente seines Lehrgedichts περι φυσεως sind gesammelt in des Stephanus poesis philosophica.

Xenophon, der berühmte griechische Geschichtschreiber und Feldherr, geboren zu Athen ungefähr 450 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politische und geistige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetsten Männer, zu denen er selbst gehörte, auftraten. Xenophon war einer der vertrautesten Schüler des Sokrates, und der Liebling dieses seines Lehrers; auch kann man aus seinen Schriften den wahren Geist der Sokratischen Philosophie am besten kennen lernen. Er schrieb die Apologie und die Denkwürdigkeiten des Sokrates; in den letztern, einem ganz vorzüglichen Werke, hat er die Grundsätze seines Lehrers aufbewahrt, doch mag er auch bisweilen seine eignen Ansichten beigefügt haben. Xenophon war nicht blos speculativer Philosoph, er wendete die Philosophie auch auf das Leben an. Er widmete sich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit seinem Lehrer zugleich im peloponnesischen Kriege. Als der persische Fürst, Cyrus der Jüngere — zum Unterschiede von dem Stifter jener Monarchie also genannt, — seinem ältern Bruder Artaxerxes Mnemon den väterlichen Thron streitig machte, sendeten ihm die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem sich Xenophon als Freiwilliger befand, und ein Günstling des Cyrus wurde. In den Ebnen von Babylon verlor Cyrus Schlacht und Leben, aber auch die vornehmsten Anführer des griechischen Hülfsheers blieben in der Schlacht oder wurden durch List gefangen und getödtet. Xenophon trat jetzt als ein Anführer an die Spitze des noch 10,000 Mann starken griechischen Heers, das sich in einer sehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuversicht ein, und führte es aus Ober-Asien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlich gesinnt waren, auf einem gegen 500 deutsche Meilen langen Wege, von keiner Reiterei unterstützt, unter tausend Gefahren und Beschwerden nach Griechenland zurück. Dieser Rückzug ist der berühmteste in der ganzen Kriegsgeschichte; man hat ihm verschiedne ähnliche Unternehmungen in den neuern Zeiten an die Seite gestellt, aber er ist noch von keiner übertroffen worden. Xenophon selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Expedition des jüngern Cyrus beschrieben. Er begleitete nachher den spartanischen König Agesilaus auf einem Zuge nach Asien gegen die Perser. In der Folge wurde er den Atheniensern in Rücksicht seines Patriotismus verdächtig gemacht, und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verschiednen Orten Griechenlands, auch zu Corinth, ganz von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, blos den Wissenschaften, und starb in einen Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken schrieb Xenophon das Gastmahl der Philosophen, als Gegenstück eines ähnlichen Werkes des Plato, verschiedne kleinere Schriften zur Politik, Kriegswissenschaft und Ökonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der Cyropädie. Dieses berühmte

Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält Xenophons Grundsätze über die beste Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten unter den damals bekannten Regenten. Xenophon hielt die monarchische Regierungsform für die beste, und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Sein Styl ist überhaupt, und besonders in diesem Werke, musterhaft und vollendet, seine Sprache durchaus rein. Er ist daher einer von den griechischen Classikern, die zum jugendlichen Unterrichte vorzüglich gewählt werden, obgleich seine philosophischen Schriften für Anfänger nicht geeignet sind. Die Griechen schätzten sein Verdienst als Schriftsteller so hoch, daß sie ihn die griechische Biene und die attische Muse nannten. Seine Werke sind, einzeln und zusammen, häufig herausgegeben und oft übersetzt worden. Die neusten Ausgaben sind von Schneider und Weiske. — Ein andrer, zu den erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, war aus Ephesus gebürtig, und schrieb einen Roman: Geschichte des Habrokomes und der Anthia, welchen Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg eines riesenhaften Eroberungsplans bekannt. Er war ungefähr 460 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung geboren, und der zweite Sohn des um Persien sehr verdienten Darius Hystaspes (s. d. Art.). Er wurde seinem ältern Bruder Artabazanes, der noch während des Privatstandes des Vaters geboren worden war, ohne Zwist in der Thronfolge vorgezogen. Von seinem Vater hatte er zwar die Eroberungssucht, aber nicht die dazu erforderlichen Fähigkeiten geerbt. Nachdem er sich Ägypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen hatte, glaubte er auch den schon von seinem Vater entworfenen Plan, Griechenland zu unterjochen, ausführen zu können. Er versammelte in dieser Absicht ein ungeheures Heer. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben auf eine Million Köpfe an. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hiebei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so würde die Macht des Xerxes doch immer noch hinreichend gewesen seyn, die Griechen zu erdrücken. Aber der Erfolg zeigte ganz das Gegentheil. Xerxes setzte, um aus Asien nach Europa zu gehen, mittelst einer Schiffbrücke über den Hellespont. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Gränze des Landes, an den Engpässen von Thermopylä (s. d. Art.). Nachdem hier der heldenmüthige Leonidas mit seinen Spartanern gefallen war, drang Xerxes mit Übermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlassene Athen. Nicht so glücklich war er zur See. Das erste Seetreffen bei Artemisium war für keinen Theil entscheidend gewesen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingeflößt. Aber das zweite Treffen bei Salamis, in welchem, nach Angabe der Geschichtschreiber, 2000 persische Schiffe gegen 380 griechische fochten, fiel für die Perser unglücklich aus. Xerxes ließ seinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, der aber nicht lange nachher bei Platäa gänzlich geschlagen wurde. Er selbst ging aus Scham und Unwillen nach Persien zurück, und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Francisco), Cardinal, Erzbischof von Toledo und spani-

scher Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien sehr viel zu verdanken hatte, war 1437 zu Torreloguna, einem kleinen Orte in Altcastilien, wo sein Vater Advocat war, geboren. Er studirte zu Salamanca, reis'te hierauf nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste offen werdende geistliche Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo weigerte sich, ihm eine Stelle zu geben, und da Ximenes über diese Zurücksetzung sich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß setzen. Ximenes kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geistliche Stelle im Kirchsprengel Siguença, dessen Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franziscanerorden, wurde Beichtvater der Königin Isabelle von Castilien und 1495 Erzbischof von Toledo. Diese Würde nahm er erst nach vielem Weigern an und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschaffte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen seines Sprengels gab er weise Vorschriften und bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Mendicantenorden in Spanien. Er gründete 1499 die Universität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachher ein Werk, welches allein schon ihn berühmt gemacht haben würde — eine Ausgabe des alten Testaments in sechs Sprachen (s. d. Art. Polyglotte.) Früher schon (1514) hatte er ebenfalls zu Henares eine Ausgabe des neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. Ximenes Thätigkeit erstreckte sich auch auf andere Gegenstände. Es herrschten in der königlichen Familie Uneinigkeiten. Philipp von Österreich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinands des Catholischen von Aragonien und der Isabella, Königin von Castilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern erhielt Philipp, da seine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, das Königreich Castilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seinem Schwiegervater Anlaß, die Ximenes beseitigte. Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjährigen Enkel, den nachmaligen Kaiser Carl V. Auch hierbei hatte Ximenes durch sein Ansehn und seinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vom Papste den Cardinalshut, wurde zum Großinquisitor von Spanien ernannt und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeschäften. Da er aber Ferdinands mißtrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in sein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, diesen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beschäftigte ihn vorzüglich. Er entwarf in dieser Absicht den Plan, nach Afrika überzusetzen, um die Festung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ferdinand diesen Plan in der Hoffnung genehmigte, daß Ximenes bei der Ausführung umkommen würde. Ximenes wendete die Einkünfte seines Erzbisthums, des reichsten in Europa — es brachte jährlich 300,000 Ducaten ein — zu diesem Zuge an. Eine Meuterei, welche unter einem Theile der Truppen entstand, die keinen Geistlichen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöflicher Kleidung, über die er einen Harnisch trug, von Priestern und Mönchen, wie bei einer geistlichen Prozession, umgeben, führte

er selbst das gelandete Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Oran eine Schlacht, in welcher die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde sofort erobert, und die Besatzung derselben niedergemacht. Ximenes ließ Oran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte dann als Sieger nach Spanien zurück, wo ihn Ferdinand feierlich empfing. Als dieser 1516 starb und sein Enkel Carl noch minderjährig war, wurde Ximenes Regent von Spanien. Während dieser nur zwei Jahre dauernden Administration bewirkte Ximenes außerordentlich viel. Er brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und brachte die veräußerten Domainen wieder an die Krone. Die spanischen Großen, die ihn wegen seiner stolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er. Er stellte das Ansehn der Gesetze wieder her und setzte die spanische Kriegsmacht auf einen respectabeln Fuß. Alle seine Entwürfe und Ideen waren groß. Er besaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langsam in seinen Entschließungen, aber schnell in der Ausführung. Das spanische Cabinet hatte ihm noch lange nachher das Ansehn zu danken, in welchem es in Europa stand. Daß er die Wissenschaften sehr beförderte, ist schon oben erwähnt worden. — Ximenes war ein wahrhaft großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Stolz, Härte und selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten ein solches Betragen bisweilen nothwendig; seine Strenge war vorzüglich gegen die Anmaßungen der Großen des Reichs gerichtet. Bei verschiednen Gelegenheiten zeigte er sich als Menschenfreund und selbst sein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grausamkeiten. Als er beim Einzug in das eroberte Oran die Menge der erschlagnen Feinde sah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige," sagte er, „aber Menschen, die man zu Christen machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Siegs entrissen." Sein Leben und die Geschichte seiner Staatsverwaltung ist von verschiednen Schiftstellern beschrieben worden, s. unter andern Histoire du Cardinal Ximenès par Fléchier, Evêque de Nismes, Amsterdam 1700. — Historie von dem Staatsministerio des Cardinals Ximenes, Hamburg 1719.

Xuthus, der dritte Sohn Hellens und der Orseis. Da er bei der Theilung von seinem Vater übergangen und von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben worden, ging er nach Attica, wo er dem Erichtheus gegen die Eleusinier Beistand leistete und sich mit dessen Tochter Creusa (s. d. Art.) vermählte, von seinen Schwägern aber nach der Gründung der attischen Vierstädte vertrieben wurde. Seine Söhne waren Achäus und Jon (s. d. Art.).

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Y.

Y, ein aus dem Griechischen aufgenommener Buchstabe, der seinen griechischen Namen Ipsilon behalten hat, zu den Selbstlautern gehört und völlig wie unser i klingt. In griechischen Wörtern und Namen wird er mit Recht beibehalten, dagegen kann er in allen deutschen füglich mit dem i vertauscht werden.

Yang-the-Kian, gemeiniglich Kiang oder der große Fluß genannt, ist der größte Strom in China, und überhaupt einer der größten Asiens, dessen Lauf auf 400 Meilen geschätzt wird. Er entspringt wahrscheinlich in der unter Chinesischer Oberherrschaft stehenden Provinz Sifan, und tritt, nachdem er über gewaltige Felsbänke und zwischen enge Felsenpässe sich durchgedrängt hat, als ein ruhiger, sanfter Strom in die große Chinesische Ebene ein. Seine Quelle ist noch nicht genauer bekannt, indem noch kein Europäer diese Gegenden betreten hat. Seine Wassermasse wird durch die beträchtlichen Nebenflüsse Yalong, Mitsho, Yan, Han, Yuen, Yon und Kan vergrößert. Er fließt anfangs von seiner Quelle aus südlich bis Yunnan, wendet sich dann nach N. O. durch die Provinz Setschuen und Houguang, wo er den Landsee Tong-ting-hu bildet, tritt in die Provinz Kiangnan, läuft bei Nanking vorbei und ergießt sich dann durch eine 15 Meilen breite Mündung in das Chinesische Meer. Auf seinem untern Laufe steigen die Kriegsflotten der Chinesen hinauf. 5 Meilen von seiner Mündung liegt die 20 Meilen lang und 5 bis 6 Meilen breite Insel Tsong-ming.

Yard, ein englisches Längen- und Ackermaaß, als ersteres etwas über 2¾ Fuß, als letzteres 1200 □ Ruthen haltend.

Yarmouth, eine regelmäßig gebaute und befestigte Stadt in der englischen Grafschaft Norfolk (Norfolkshire) am deutschen Meere, auf einer Halbinsel zwischen der See und dem Flusse Yare, dessen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Sie heißt auch Great Yarmouth, im Gegensatz von Little (Klein) Yarmouth, das gegenüber in der Grafschaft Suffolk liegt, und wohin eine Brücke führt. Diese Stadt zählt 154 Straßen, 3200 Häuser und 18 000 Einwohner, die einigen Handel mit dem Auslande, vorzüglich mit den Ostseehäfen, mit Holland, Portugal und dem mittelländischen Meere treiben. Nach Norwich werden über Yarmouth viele Güter eingeführt, und eben so die eigenen Fabrikate von da ausgeführt. Die Küstenfahrt besteht in der Einfuhr von Steinkohlen und Ausfuhr von Korn, Malz und Worstedzeugen. Nach Grönland werden einige Schiffe auf den Wallfischfang geschickt, auch gehen Schiffe aus, um Kabeljau zu fangen. Eine Hauptnahrung der Einwohner besteht jedoch seit den ältesten Zeiten in der Herings- und Makrelen-Fischerei. Den ganzen Monat October hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Heringsfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangenen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40 bis 50 Schiffen nach Spanien, Portugal und verschiednen Häfen Italiens verführt. Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören die Nicolaikirche, das Theater, das Fischerhospital, das Zuchthaus, das Rath- und Zollhaus. Es ist auch ein Seebad hier vorhanden.

Yeoman, in England der nächste Rang nach der Gentry. Sonst waren 250 Mann der königlichen Leibwache aus diesem Stande welche Yeomen of the Guard heißen. Jetzt sind es nur noch 100 und 70 als Reserve.

Yorik, s. Sterne.

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Prinz-Regenten und zweiter Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien, geb. d. 16. Aug. 1763, war von 1783 bis 1802 Fürstbischof von Osnabrück, wurde 1811 d. 25. Mai zum zweiten-

male zum Generalissimus der brittischen Landmacht ernannt, ist kais. österreichischer Feldmarschall, Großmeister des Bathordens, und hat, außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetretenen Bisthums Osnabrück, ein Einkommen von 24,000 Pf. In einem Alter von 16 Jahren kam er nach Berlin, um den preußischen Kriegsdienst zu lernen. Hier vermählte er sich d. 29. Sept. 1791 mit Friederike, König Friedrich Wilhelms II. von Preußen Tochter, und kehrte hierauf nach London zurück. Er ist kinderlos und wohnt zu Oatlands-Park bei London. Sein öffentliches Leben hat ihn mehr als einmal der strengsten Beurtheilung, selbst in dem Parlamente, blosgestellt. Im J. 1793 erhielt er den Befehl über das brittische Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen von Coburg gehörte. Unter dem Herzog von York dienten Sir Ralph Abercrombie, Sir William Erskine und andere Offiziere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte bei den Fehlern des allgemeinen Plans keinen glücklichen Erfolg. Der Herzog nahm Valenciennes nach einer Belagerung von sechs Wochen. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Sie war von Österreich mit dem brittischen Cabinet verabredet, um dadurch das Parlament zu gewinnen, daß England als Hauptmacht an dem Kriege Theil nähme. Nach Playfair (Polit. Portraits, I. Lond. 1813 S. 73.) sollen selbst Offiziere vom Generalstabe des Prinzen von Coburg, aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu dessen Einnahme vorzüglich die Österreicher beigetragen hatten, den Britten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigstens äußerten die Österreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog von York die Schlacht von Hondsscoote bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren und 4000 Mann eingebüßt hatten. Der Feldzug von 1794 endigte so, daß er sich einschiffen mußte. Im J. 1795 ward er zum Oberfeldherrn der brittischen Heere ernannt. Er stellte viele Mißbräuche ab, traf manche gute Einrichtung, und wurde, wegen seines milden Betragens dabei, von der Armee geliebt. Im J. 1799 commandirte er die Expedition nach Holland, an der ein russisches Hülfscorps unter dem General Essen Theil nahm. Zwar ergab sich die holländische Flotte dem Viceadmiral Mitchel und der Herzog landete im Helder, aber zu spät. Es hatte nämlich an Transportschiffen gefehlt, um 30,000 Mann zu gleicher Zeit übersetzen zu können. Auch waren ohne die Schuld des Herzogs Zeit und Ort schlecht gewählt. Man landete in einer ungünstigen Jahreszeit (Ende Augusts) und statt tiefer südlich, in Nordholland. Das Wetter war nachtheilig und die Russen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht. Daher siegte Brune an der Spitze der französisch-holländischen Armee bei Bergen (d. 19. Sept.) über die Alliirten. Zwar griff der Herzog den Feind am 2. Oct. bei Alkmar wieder an, und drängte ihn zurück; allein er benutzte diesen Vortheil nicht, und ward daher am 6. von Brune zurückgeschlagen. Hierauf kam d. 18. Oct. eine Capitulation zu Alkmar zu Stande, nach welcher die Engländer 8000 Kriegsgefangene zurückgaben und das Gebiet der Republik räumten. Der Herzog übernahm hierauf wieder die Leitung des Heerwesens. Allein seine Verbindung mit Mistreß Clarke wurde für seinen Ruf sehr nachtheilig. Als er mit dieser listigen Frau Bekanntschaft machte, hielt er sie für eine Wittwe. Sie wußte ihn lange zu täuschen; so bald er aber erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Um-

gang ab, beging aber den Fehler, ihr eine Pension von 400 Pf. zu verweigern. Sie schloß sich daher an ein Mitglied des Unterhauses, den Obersten Wardle, an, welcher den Plan entworfen hatte, den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterstützt von mehrern Unzufriednen, welche sich zurückgesetzt glaubten, trat er den 27. Jan. 1809 als Ankläger gegen den Herzog auf und verlangte eine Untersuchung seines Betragens als Oberbefehlshaber. Er warf ihm vor, daß er bei Vergebung der Militärstellen, Pensionen u. s. w. Mißbräuche geduldet, Bestechungen zugelassen und besonders durch den Einfluß seiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, sich habe leiten lassen. Die Anklage fand vor dem Unterhause Statt und der Kanzler der Schatzkammer bestand auf den Fortgang der Untersuchung. Die Clarke erschien mehrmals vor dem Unterhause persönlich. Sie gestand ein, Geld empfangen zu haben, um Beförderungen zu unterstützen; allein der Herzog habe ihr dazu die Erlaubniß gegeben. Ihre frechen Antworten belustigten das Publicum und schadeten dem Herzog in der öffentlichen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweisen. Vielmehr wurde der Herzog mit einer Mehrheit von 278 Stimmen gegen 196 freigesprochen, als habe er selbst keinen Antheil an den vorgefallnen Bestechungen und Unregelmäßigkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Absetzung des Herzogs als Befehlshaber der Landarmee zu verlangen. Zwar wurde diese Adresse durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog fand für gut, das Commando der Armee freiwillig niederzulegen. Dies geschah im März 1809. Doch schon d. 25. Mai 1811 setzte ihn sein Bruder, der Prinz-Regent, in die Stelle eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers der gesammten brittischen Landmacht wieder ein. Indeß war die Ursache seiner Entlassung, seine Verbindung mit Mistreß Clarke, die unter dem Schutze seiner Gunst Handel mit Militärstellen und Pensionen getrieben haben sollte, noch in frischem Andenken. Daher trugen d. 6. Juni Lord Milton und Francis Burdett im Unterhause auf den Beschluß an: „Es scheine dem Unterhause sehr unschicklich, daß die Räthe des Prinz-Regenten diesem die Wiederernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeschlagen;" allein ihr Antrag wurde, da die Grenville-Foxische Partei dem Prinz-Regenten ergeben war, mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt sich dagegen mit Spottgedichten auf die Prinzen des königlichen Hauses. Übrigens wird jeder Unbefangene sich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne Unordnungen, die vorgefallen seyn mögen, verantwortlich seyn kann. Es ist schon ein großes Verdienst, daß bei einem Heerwesen von 200,000 Mann und 5000 Offizieren diese Ordnung und dieser zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden ist, eingeführt und erhalten wurde. Doch ist es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von seiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen strengen Gebrauch gemacht oder Härte verschuldet hat. Vielmehr legte ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. Das Parlament hat ihm daher mehrmals, z. B. d. 6. Juni 1814, den Dank der Nation für seine gute Militärverwaltung bezeugt. Nach dem Tode der Prinzessin Charlotte ist der Herzog der Kronerbe. K.

York, Graf von Wartenburg, königlich preußischer General der Infanterie, Ritter aller preußischen und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverlässigen Materialien, der uns hin-

dert, etwas Bestimmtes über die frühern merkwürdigen Begegnisse dieses ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, dessen Leben wir nur seit dem Jahre 1806 zu schildern vermögen. Er war damals Oberst und Commandeur en Chef des Jägercorps und commandirte in dem Feldzuge dieses Jahrs erst die Avant-, später die Arriergarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Übermacht keinen Vortheil erlangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Meklenburg verwundet und nach Preußen gebracht, entging er dem Schicksale der Blücherschen Armee bei Lübeck und fand dort eine Anstellung. Bei der Reorganisation des preußischen Heeres im J. 1808 ward er als Generalmajor zum Inspecteur sämmtlicher leichten Truppen ernannt. Im J. 1812 bei dem preußischen Hülfscorps *) unter dem Generallieutenant von Grawert angestellt, erhielt er dessen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit das Commando niederlegte. — Dieser Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber schwieriger ward die Lage des Generals, als Buonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach der Memel befahl; er führte hier die dritte Colonne, welche die Arriergarde bildend, am 20. Dec. 1812 von Mitau abmarschirte, verfolgt von den Abtheilungen der Generale Wittgenstein und Paulucci (die am 27. bereits in Memel einrückten), während die Vordertruppen des Feindes sich bereits an der Memel ausbreiteten. Nicht sowohl das Kritische dieser Lage, welche wohl durch der Truppen erprobte Tapferkeit verbessert worden wäre, als vielmehr ein Blick auf die politischen Verhältnisse, veranlaßten den General von York zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraft welcher sich das preußische Corps von den Franzosen trennte, und unabhängig neutrale Quartiere bezog. Dieser Schritt, der gleichsam das Signal zur allgemeinen Bewegung in ganz Preußen gab, ward zwar zuerst von dem Könige, der noch durch wichtige Rücksichten beengt war, scheinbar gemißbilligt, aber bald genug durch die Stellung, die der Staat annahm, auf das Glänzendste gerechtfertigt. Der General hat durch diesen fürwahr nicht leichten Entschluß eben so sehr seine Umsicht und Charakterstärke beurkundet, als zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen und zu den nachherigen Ereignissen kühn die Bahn gebrochen. Nachdem das geschmolzene Corps in Preußen wieder möglichst completirt und ausgerüstet worden, führte es der General an die Elbe, wo es zuerst bei Danigkow (5. Aprl. 1813) gegen die aus Magdeburg vorgedrungene Armee des Vicekönigs von Italien siegreich focht. Darauf theilte es in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen die rühmlichen Anstrengungen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tage vor letztrer Schlacht (19. Mai) bei Weissig mit ruhmwürdiger Ausdauer gegen das überlegene fünfte französische Armeecorps unter Sebastiani. Während des Waffenstillstandes beträchtlich verstärkt und als erstes Corps der preußischen Armee dem schlesischen Heere unter Blücher zugetheilt, nahm es entschiednen Antheil an dem Siege an der Katzbach (26. Aug.). Der General erfocht darauf, als völlig selbstständig zu betrachten, den

*) Es bildete dieses 20,000 Mann starke Corps mit der aus Polen, Bayern und Westphalen zusammengesetzten Division Grandjean das 10te Corps der französischen Armee unter dem Marschall Macdonald, bestimmt, den linken Flügel des französischen Heeres zu decken und gegen Riga zu operiren.

Sieg über Bertrand bei Wartenburg (3. Oct. s. d. Art.), in dessen Folge das schlesische Heer seine Operationen auf das linke Elbufer übertrug. — Es ist bekannt, daß er von dieser glänzenden Waffenthat den Ehrennamen Graf York von Wartenburg führt. Eben so selbstständig ist sein Verdienst in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei Möckern über Marmont erkämpften Siege des schlesischen Heers sein Corps ausschließlich den wichtigen, hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine genauere Schilderung dieses mörderischen Gefechts würde hier zu weit führen; wer aber den Gang desselben genau kennt, wird sich sagen, daß nur eine so unerschütterliche Festigkeit, wie sie den General von York auszeichnet, den Sieg fesseln konnte. Am 18. vom Schlachtfelde abmarschirt, drängte er schon wieder am 20. die fliehenden Feinde bei ihrem Übergange über die Unstrut bei Freiburg. Als die verbündeten Heere darauf siegreich in Frankreich eingedrungen waren, fand der General zuerst wieder bei Montmirail (d. 11. Febr. 1814) Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf aufs neue und um so sichrer zu beurkunden, da es hier die Rettung eines Verbündeten galt. Der General Sacken hatte sich zu voreilig in ein Gefecht mit Buonaparte eingelassen, das allgemach seine völlige Niederlage herbeiführen mußte, als der General York auf dem Schlachtfelde erschien und durch seine Anordnungen das Gefecht, wiewohl mit eignem großen Verluste, in so weit wieder herstellte, daß Sacken wenigstens vom gänzlichen Untergange gerettet ward. Ein nicht geringeres Verdienst erwarb er sich in der Schlacht bei Laon (9. März). Dann in Gemeinschaft mit dem General von Kleist unternahm er den — nicht angeordneten, sondern blos genehmigten — nächtlichen Angriff auf den französischen rechten Flügel, der die Zerstreuung der Corps von Marmont und Arrighi zur Folge hatte, der Schlacht erst einen entscheidenden Charakter gab (es wäre ohnedies blos ein parirter Stoß gewesen) und unter andern Umständen die Vernichtung Buonaparte's herbeigeführt haben würde. Wenn dies auch bisher noch nicht im Publicum so gewürdigt worden zu seyn scheint, so hat sein König den Werth der That hinlänglich durch die Verleihung des Großkreuzes des eisernen Kreuzes anerkannt, welches nach den Statuten blos der General erhalten kann, der als Oberbefehlshaber eine entscheidende Schlacht gewinnt. Nach der Eroberung von Paris folgte der General dem Monarchen nach England, ward zum Grafen York von Wartenburg erhoben, mit einer ansehnlichen Dotation beliehen und zum commandirenden General in Schlesien und dem Großherzogthum Posen ernannt. Der Krieg, den Buonaparte's Rückkehr nach Frankreich veranlaßte, rufte ihn zwar an die Spitze des fünften preußischen Armeecorps, das sich an der Elbe und Saale sammelte, aber der Umstand, daß dieses Corps zu einer friedlichen Unthätigkeit verdammt blieb, mag wohl eben so wie einige Kränklichkeit veranlaßt haben, daß er dessen Oberbefehl niemals wirklich übernahm. — Er erlitt zu dieser Zeit einen schmerzlichen, auf seine Gemüthsstimmung gewiß einflußvollen, Verlust durch den Tod des einzigen Sohnes, der als Husar im brandenburgischen Husarenregimente in dem unglücklichen Cavalleriegefechte bei Versailles (1. Juli 1815) nach der rühmlichsten Gegenwehr, mehrfach verwundet, wenige Tage darauf starb. Im Gefolge dieser Umstände bat er nach der Rückkehr des Königs um seine Entlassung, die ihm endlich bewilligt ward. Er lebt seitdem in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Schlesien.

Young (Edward), ein bekannter englischer Dichter, Sohn eines Landpredigers in Hampshire, geboren 1684. Er studirte zu Oxford die Rechtswissenschaft und wurde daselbst 1719 Doctor der Rechte. Er beschäftigte sich frühzeitig mit der Dichtkunst und gab von 1719 an nach und nach drei Trauerspiele: Busiris, die Rache und die Brüder (das letztre von J. H. Schlegel deutsch übersetzt 1764) heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden, aber auch den Fehler seiner spätern Gedichte haben, daß sie zu bilderreich und sententiös sind. Auf diese dramatischen Arbeiten folgten einige moralische und religiöse Gedichte. Da Young mehr Neigung zur Theologie hatte, so gab er die Jurisprudenz auf, trat in den geistlichen Stand und wurde 1728 Capellan des Königs Georg II. Zwei Jahre später erhielt er eine sehr einträgliche Pfarrstelle und verheirathete sich. Der Tod seiner Gattin und ihrer beiden Kinder erster Ehe versetzte ihn in eine wehmüthige Stimmung und gab Veranlassung zu seinem berühmten Gedichte, Nachtgedanken, das mit großem Beifall in England aufgenommen wurde. Durch Eberts meisterhafte Übersetzung wurde das Gedicht auch in Deutschland bekannt, und weckte ein Heer von Nachahmern, die in steifer poetischer Prosa schwülstige Gedanken zu Tage förderten. Die Periode, da Youngs schwermüthige Poesien in Deutschland Lieblingslectüre waren, ging der überspannten Wertherschen und der empfindelnden Siegwartischen voran. Außer jenen Gedichten schrieb Young: Satiren auf die Ruhmbegierde, und den Centaur oder über das Modeleben, nebst einigen kleinern Aufsätzen und Gedichten. Die erstern sind ebenfalls von Ebert mit den Nachtgedanken zugleich übersetzt worden, unter dem Titel: Dr. E. Youngs Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satiren auf die Ruhmbegierde, übersetzt von J. A. Ebert. Braunschweig, 1760—71, 5 Bde. — Young starb in seiner Pfarrei zu Wetwyn 1769. Er war ein Mann von Talent, wahrer Religiosität und liebenswürdigen Sitten. Sein ganzes Wesen war zum Feierlichen gestimmt und alle seine Handlungen hatten diesen Anstrich. Über seinen Werth als Dichter mag hier folgendes strenge, aber ziemlich richtige Urtheil eines englischen Kunstrichters stehen. „Die Natur hatte Young eine reiche Fülle eines lebhaften und originellen Geistes gegeben. Er war vielseitig und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Aber diese Vorzüge wurden durch entgegengesetzte Fehler gemindert. Beispiele von Mangel an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geschmack finden sich nicht selten bei ihm. Oft spinnt er einen starken und glänzenden Gedanken mit ermüdender, bis ins Kleinliche gehenden Weitläuftigkeit bis zum äußersten Ende aus; er scheint den ganzen Umfang seines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz entfernte Bilder und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe mit einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbildungskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert sich bisweilen in Schwulst, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu seyn." — Von dem Dichter Young ist der als statistischer Schriftsteller und Verfasser einer Reise durch England und Wales (1771 ff.) bekannte Arthur Young zu unterscheiden.

Ysenburg, s. Isenburg.

Yverdun (Iverdon, Ifferten), eine sehr industriöse Stadt des Schweizercantons Waadt, in einer angenehmen Lage am neufchateler See, auf einer durch zwei Arme der Orbe gebildeten Insel, welcher

hernach Thiele heißt, und sich in den neuenburger See ergießt. Über jeden dieser Arme führt eine schöne Brücke. Die Stadt hat breite und gerade Straßen mit regelmäßigen Häusern, deren Zahl sich auf 334 beläuft, und 2500 Einwohnern, welche zum Theil in verschiedenen Leinwand-, Zitz- und Kattunfabriken beschäftigt sind, vorzüglich aber einen sehr bedeutenden Transitohandel zwischen Frankreich, Deutschland und einem Theil der Schweiz treiben, welcher durch die vortheilhafte Lage der Stadt, wozu auch der hiesige Hafen gehört, sehr begünstigt wird. Zum Behuf des Handels sind zwei große Kauf- oder Niederlagshäuser vorhanden. Es giebt hier ein gutes Gymnasium. Der nicht unbekannte Professor de Felice, ein neapolitanischer Gelehrter, legte hier eine Druckerei an, in welcher er, mit Hülfe einiger französischen und schweizerischen Gelehrten, in den Jahren 1777 und 1778 eine neue Ausgabe der Encyclopädie (s. d. Art.), unter dem Titel: Dictionnaire universel, X Tom. gr. 4. veranstaltete. In dem hiesigen alten Schlosse legte der berühmte Erzieher Pestalozzi (s. d. Art.) im J. 1804 sein Erziehungsinstitut an, wo es noch gegenwärtig ist. Der verdienstvolle Pestalozzi, der am 12. Januar 1818 seinen 74sten Geburtstag feierte, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er die von der Subscription auf eine neue Ausgabe seiner Werke erhaltne Summe von ungefähr 50,000 französischen Livres als einen unveränderlichen Fonds zu Gründung einer Armenanstalt nach seinen Erziehungszwecken, und ganz vorzüglich zu immerwährender Beförderung der Erziehungsmittel seiner Anstalt, in sichre Hände niederlegen wolle. Johann Niederer, Pestalozzi's älterer Gehülfe, leitet eine Mädchenerziehungsanstalt und Konrad Näf, Pestalozzi's Mitbürger, steht einer Taubstummenanstalt vor, die durch einfache, leichtfaßliche und gründliche Lehrart sich auszeichnet.

Z.

Z, der fünfundzwanzigste Buchstabe des deutschen Abc (wenn man das Y nicht zählt) und der härteste unter den Sauselautern.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slavonischen Sprache, in welcher noch eine Übersetzung der Bibel vorhanden ist, und bedeutet so viel als König; der Kaiser wird in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16ten Jahrhunderte hießen die Beherrscher der verschiedenen russischen Provinzen Großfürsten (Weliki Knaes), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa rc. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samodersheta an, welches eben so viel als das griechische Wort Autokrator bedeutet, und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasilei's Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. Im J. 1721 wurde Pe-

tern I. vom Senate und der Geistlichkeit, im Namen der russischen Nation, der Titel eines **Kaisers** von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lateinische Wort Imperator gebraucht wird. Verschiedene der größern europäischen Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts diesen Titel anzuerkennen. Gegenwärtig führt der Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen die Titel: Zaar von Moskwa, von Kasan, zu Astrachan, zu Polen, von Sibirien und des taurischen Chersones. Die ältesten Söhne und präsumtiven Thronfolger der Zaare wurden ehemals Zarewiz (Sohn des Zaars) genannt. Aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserlichen Prinzen wurden alle **Großfürsten** genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Zarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Constantin, wieder ein. — Auch die ehemaligen Fürsten der dem russischen Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imirette führten den Titel als Zaare.

Zach (Franz Freiherr von), geb. zu Preßburg am 4ten Junius 1754, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen unserer Zeit. Er wurde 1804, nachdem er zuvor in österreichischen Kriegsdiensten gestanden und sich einige Zeit in London aufgehalten hatte, mit dem Charakter eines Obristlieutenants Oberhofmeister der zu Eisenberg wohnenden verwittweten Herzogin von Sachsen-Gotha, die er auch von diesem Jahre an bis Ende des Sommers 1805 auf einer Reise durch Frankreich begleitete. Er führte mit rühmlichem Eifer und zum Besten der Wissenschaft die Direction der Sternwarte bei Seeberg von 1787 bis 1806, wo er sie niederlegte. Gegenwärtig befindet er sich im Gefolge der Herzogin in Italien und ist auch hier für die Astronomie thätig. Zach hat diese Wissenschaft besonders durch treffliche Schriften gefördert und erweitert, worin sich Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darstellung und des Vortrags vereinigen. Bekannt in einem weitern Kreise sind seine: **Geographischen Ephemeriden**, so wie die Fortsetzung derselben unter dem Titel: **Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde.** Eine neue Fortsetzung dieser gehaltvollen Zeitschrift läßt er in Italien erscheinen. Überdies hat er über einzelne Beobachtungen am Himmel gehaltreiche Abhandlungen herausgegeben; auch finden sich in mehrern Zeitschriften, z. B. in der gothaischen gelehrten Zeitung, treffliche Arbeiten von ihm.

Zachariä (Just Friedrich Wilhelm), Professor der Dichtkunst am Carolinum zu Braunschweig, geboren 1726 zu Frankenhausen im Fürstenthume Schwarzburg. Er studirte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der schönen Literatur und der Dichtkunst. Durch das Beispiel seines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der ein beliebter Gelegenheitsdichter war, veranlaßt, hatte er sich frühzeitig als Dichter versucht. Sein erstes größeres Werk war: **der Renommist**, ein komisches Heldengedicht, der erste, wiewohl unvollkommene Versuch dieser Art in Deutschland. Gottsched machte dieses Gedicht zuerst in den Belustigungen des Verstandes und Witzes bekannt, und hat das Verdienst, auch diesen Dichter aufgemuntert zu haben. Aber Zachariä trennte sich, wie andere gute Köpfe, bald von Gottsched, und kam in Verbindung mit jenen vorzüglichen und geistvollen jungen Männern, die sich damals in Leipzig zusammengefunden hatten, und die als Urheber eines bessern Ge-

schmacks in Deutschland anerkannt sind. Der Beifall, mit dem Zachariä's erstes komisches Gedicht aufgenommen worden war, ermunterte ihn, in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine andern komischen Heldengedichte: Phaeton, das Schnupftuch und Murner in der Hölle. Nachdem Zachariä sich ein Jahr in Göttingen aufgehalten hatte, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunschweig, und 1761 Professor der Dichtkunst; es wurde ihm auch die Aufsicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waisenhauses daselbst aufgetragen, die er, nebst der Herausgabe öffentlicher Blätter, mehrere Jahre hindurch besorgte. Er zeigte als Lehrer und als Schriftsteller viel Thätigkeit. Seinen Ruhm als Dichter hat Zachariä vorzüglich seinen komischen Gedichten zu verdanken. Nicht ohne Glück hat er sich auch in der beschreibenden Dichtkunst versucht; seine besten Gedichte dieser Art sind die Tageszeiten und die vier Stufen des weiblichen Alters. Auch gelangen ihm musikalische Gedichte, die er zum Theil selbst in Musik setzte, und leichte, gefällige Lieder gar wohl; in der Ode war er nicht glücklich. Seine komischen und beschreibenden Gedichte sind in einige neuere Sprachen, und in die lateinische übersetzt worden. Er selbst lieferte eine deutsche Übersetzung von Miltons verlornem Paradiese in Herametern, die aber matt, untreu und unharmonisch ist, und keinen Beifall fand. Außer verschiedenen andern, zum Theil unvollendet gebliebenen Gedichten sind auch von ihm: Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier (Braunschweig 1771). Er hatte den glücklichen Gedanken, das Andenken unserer ältern deutschen Dichter zu erneuern, und gab die nach seinem Tode von Eschenburg fortgesetzte Sammlung: Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten 2c. (1r B. 1766, 2r B. 1771) heraus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Schriften erschien in 9 Bänden (Braunschweig 1763 und 1765); eine zweite verbesserte Auflage — in welcher die Übersetzung von Miltons Paradies weggelassen ist — in 2 Bänden (Braunschweig 1772). Nach seinem Tode gab Eschenburg noch einen Band hinterlassener Schriften (1781) heraus. Zachariä hatte als Dichter einen Reichthum von poetischen Ideen und Bildern, und wußte ihnen eine gefällige Form zu geben. Er arbeitete mit Leichtigkeit, war aber dabei weniger correct. Er starb 1777 im 51sten Lebensjahre.

Zähigkeit. Zäh nennt man im gemeinen Leben Körper, deren Theile sich, ohne Zertrennung, beträchtlich verschieben lassen: z. B. geschmolzenes, ohne Zerreißung in lange Fäden ausziehbares, Siegellack, Pech u. s. w.

Zahl. Mehrere Einheiten oder unzertrennbare für sich bestehende Ganze, zusammengenommen, bilden eine Vielheit oder Zahl. Man nennt daher das successive Zusammenbringen des Einen zu dem Andern Zählen. Wird der Einheit kein besonderer Werth beigelegt, sondern sie nur im Allgemeinen gedacht, so wird die aus solchen Einheiten entstehende Zahl eine unbenannte genannt, ist aber der Gegenstand der Einheit bei einer Zahl angegeben, so heißt sie eine benannte. Die Zahlen 3, 4, 5 sind daher unbenannte, hingegen 3 Thaler, 4 Pfund, 5 Meilen benanntene Zahlen. Ist die Einheit einer Zahl ein Bruch, so wird eine solche Zahl eine gebrochene genannt. $\frac{3}{4}$ ist eine gebrochne Zahl, deren Einheit $\frac{1}{4}$ ist; diese gebrochene Zahl kann dann auch wieder benannt seyn, wie $\frac{3}{4}$ Ellen

Die Haupteigenschaft der Zahlen besteht darin, daß sie **vermehrt** und **vermindert** werden können, und hierauf beruht die ganze Operation des Rechnens; alle Zweige desselben sind blos Abkürzungsmethoden. P. S.

Zahl (goldene), s. Calender.

Zahlensystem. Die wissenschaftliche Formirung eines Zahlengebäudes wird ein Zahlensystem genannt. Das unsrige, sagt man, hätten wir den Arabern zu danken. Es besteht darin, daß wir zehn Einheiten, die eben so viel verschiedene Zeichen haben, zusammennehmen und wiederum als eine besondere Einheit, die wir Zehner nennen, betrachten; zehn solcher Zehner werden dann wiederum zu einer Einheit unter dem Namen Hunderter verbunden, und nach diesem Gesetze reiht es sich fort. Es machen demnach zehn Hunderter eine Einheit, die Tausender heißt, aus. Zehn Tausender geben einen Zehntausender; zehn Zehntausender einen Hunderttausender; zehn Hunderttausender eine Million u. s. w. Der Werth einer so geschriebenen Zahlenreihe steigt hierbei von der rechten zur linken Hand, so daß in selbiger die letzte Zahl zur Rechten Einheiten, die folgende Zehner, die dritte Hunderter u. s. w. enthält. Nach diesem Gesetze würden die Zahlen 93120415, wie hier neben einander gestellt, folgenden Werth haben:

9	3	1	2	0	4	1	5
Zehnmillionen	Millionen	Hunderttausender	Zehntausender	Tausender	Hunderter	Zehner	Einer

Da nun dieses Zahlengebäude im Zusammennehmen von jedesmal zehn Einheiten, die wir unter der Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, besteht, so nennen wir es das dekadische, nach dem griechischen Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehne). Ein anderes Zahlensystem ist die Dyadik, entlehnt von Dyadikos (δυαδικος, die Zweie), welches Leibnitz zuerst aufgestellt hat, und welches blos in der Verbindung der zwei Zahlen 1 und 0 besteht; es ist hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 101 fünf, 110 sechs, 111 sieben u. s. w. Auf diese Weise lassen sich Zahlensysteme blos mit drei oder auch vier Zahlen aufstellen, die aber für die Mathematik keinen weitern Werth haben. Die Römer nahmen fünf Einheiten zusammen und schrieben diese so: V; dann brachten sie zwei solcher Fünfer zusammen, woraus das Zahlzeichen X, X entstand, fünf Zehner schrieben sie L, zwei solcher Fünfziger gab einen Hunderter, den sie C (den ersten Buchstaben von centum, hundert) schrieben. Fünf solcher Hunderter gab ein Fünfhunderter D; zwei Fünfhunderter einen Tausender M (den ersten Buchstaben von mille, tausend). Noch gebrauchte man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linkerhand, jedoch unmittelbar an eine andere geschrieben, jene um so viel vermindert, als sie Einheiten hat; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig u. s. w. Auf diese Weise wurde 1818 folgendermaßen geschrieben: MDCCCXVIII. — Nach dem dekadischen Zahlensysteme

ist also jede Zahl zur Linken zehnmal größer, als die zur Rechten. Läßt man nun aber von der Einheit an weiter zur Rechten in jeder Stelle die Zahl zehnmal kleiner werden, so müssen alle solche folgende Stellen Brüche enthalten, die nach demselben Gesetze, wie die ganzen Zahlen zur Linken steigen, zur Rechten abnehmen. Es sind demnach: in der ersten Stelle nach der Einheit zur Rechten Zehntel, in der zweiten Hundertel, in der dritten Tausentel ꝛc. Um nun aber die ganzen Einheiten von den Brucheinheiten gehörig unterscheiden zu können, macht man zwischen den ganzen Einheiten und den Zehnteln in der Linie der Ziffer ein Komma und es heißt demnach:

4	1	3	6	9	8,	2	7
Hunderttausender	Zehntausender	Tausender	Hunderter	Zehner	Einer	Zehntel	Hundertel

Der Bruch nach den ganzen Einheiten, wie hier $\frac{2}{10}$, $\frac{7}{100}$, heißt ein zehntheiliger oder Decimalbruch, weil der Nenner desselben durch 10 theilbar ist. — Noch giebt es ein gewisses System der figurirten Zahlen oder Reihen der Polygonal- oder vieleckigen Zahlen. Dieses sind besondere Zahlenreihen, die bei der Lehre der Progressionen abgehandelt werden, aber sehr wenig practischen Nutzen haben. P. S.

Zähler, s. Nenner.

Zähne. Unter allen Knochen des menschlichen Körpers sind die Zähne, die Ohrknöchelchen ausgenommen, die kleinsten, aber dessen ungeachtet sind sie für die Schönheit und Gesundheit sehr wichtig. Für die Schönheit, weil die Rundung und Fülle des Gesichts davon abhängt; für die Gesundheit, weil die Speisen von ihnen zuerst gekaut und durch sie zermalmt werden müssen, und schlechte Zähne schlechte Säfte im Munde zum Begleiter haben, welche sich dann gleich mit den überdies unvollkommen gekauten, und also minder leicht verdaulichen Speisen mischen. Zugleich können mehrere Buchstaben ohne die Zähne nicht deutlich ausgesprochen werden, und die Zähne sind daher auch für die Aussprache sehr wichtig. Die meisten Menschen achten auf ihre Zähne viel zu wenig, weil sie diese Verhältnisse übersehen, und daher giebt es so wenige, welche vollkommen gute Zähne haben. Bei Kindern zeigen sich die ersten Zähne im Verlauf oder gegen das Ende des sechsten Monats. Hier kommen die ersten Schneidezähne zum Vorschein, denen in dem zweiten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im dritten und vierten halben Jahre. Alle diese Zähne heißen Milch- oder Wechselzähne, weil sie vom 7ten Jahre an allmählig ausfallen, um denen zu weichen, die fürs ganze Leben bleiben sollen. Das Kind hat nur 20 Zähne, der Erwachsene in der Regel 32, nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Augenzähne; die übrigen heißen Backenzähne, wovon die zwei hintersten die Weisheitszähne heißen, weil sie spät, oft

erst im 25sten Jahre erscheinen. — Jeder Zahn hat eine Krone (so nennt man den außer dem Zahnfleische stehenden Theil), den Körper, den Hals, der vom Zahnfleisch bedeckt ist, und eine oder mehrere Wurzeln, die in den Zahnhöhlen der Kinnladen sind. Die Schneide- und Hundszähne haben nur eine, die Backenzähne mehrere, zwei bis drei Wurzeln. Die Krone der Zähne ist der wichtigste Theil. Sie ist mit einem porzellanartigen Schmelze bedeckt, der sehr hart ist, aber durch sehr harte Körper, durch Hitze und Kälte und schnellen Wechsel beider leicht Risse bekommt. Ist das, so wird dann die darunter befindliche Knochensubstanz der äußern Luft Preis gegeben, vom Beinfraß ergriffen, und dies ist dann die gewöhnlichste Ursache der schlechten, schmerzhaften Zähne. Da indessen die Zähne in dieser Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zarter Nerv und Blutgefäßchen liegen, so können auch leicht Krankheitsschärfen darin eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes von innen heraus erregen. Vorzüglich werfen sich leicht Rheumatismen, Gicht, venerische Schärfen auf die Zähne. Um die Zähne gesund zu erhalten, muß man sich daher vor zu heißen, wie vor zu kalten Getränken und Speisen hüten; am meisten den schnellen Wechsel der Temperatur, ferner alles Zerbeißen sehr harter Körper, das Zerknacken von Nüssen meiden, keine Faden abbeißen, keine Knoten aufbeißen; weil die Zähne durch das erstere im Schmelz beschädigt werden, und das letztere sie bis tief in die Zahnhöhle erschüttert und locker macht, und der unterste Theil ihrer Wurzeln eine Substanz hat, die unter dem Namen der hornartigen weicher als die übrige ist, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Säuren aller Art lösen den Schmelz der Zähne auf, besonders thun dies die stärkern und müssen daher sorgfältig vermieden werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei sich haben, schaden daher in der Länge auf die empfindlichste Weise, ob sie schon für den Augenblick die Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, spitzige Dinge beschädigt werden kann, so sind auch alle metallene Zahnstocher, das Stochern mit Nähnadeln, Zahnpulver von Bimsstein, Korallen, Cremortartari ꝛc., Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. — Leute, die viel Fleisch, wenig Brot genießen, nicht die allerbeste Verdauung haben, Tabak rauchen, finden, daß der Schleim im Munde sich an den Zähnen ansetzt, und den Weinstein erzeugt: ein Niederschlag jener im Schleim enthaltenen erdigen Theile; er nimmt vorzüglich die Punkte des Zahnes ein, welche bei dem Essen am wenigsten in Berührung kommen, also die untern Theile überhaupt, dann die tiefern, zwischen Krone und Hals gelegenen, vom Zahnfleisch begränzten Punkte. Das Zahnfleisch wird nach und nach dadurch abgetrennt, Verderbniß, häßlicher Geruch aus dem Munde sind die unausbleibliche Folge. Um ihm zuvorzukommen, muß man täglich die Zähne mit einem guten Zahnpulver, lauem Wasser und einer harten Zahnbürste reinigen. Wo er schon ist, muß man ihn vom Zahnarzte entfernen lassen, und dann die Wiederkehr auf gleiche Weise verhüten. Den Brand an den Zähnen kann man oft noch durch Ausfeilen der brandigen Stelle entfernen, oder durch Arzneien, Plombiren aufhalten, so daß der Zahn noch viele Jahre gebraucht werden kann. Da die mit dem Brande der Zähne entstehenden Schmerzen oft unerträglich sind, und auch außerdem dergleichen Schmerzen entstehen, so ist das Herausnehmen derselben eben so gewöhnlich, als der Verlust der angefressenen Zähne durch al-

mählige Zerstörung auch da ist, wo sie nicht herausgenommen werden, und je wichtiger sie doch für Sprache rc. sind, desto mehr dachte man darauf, diesen Verlust durch künstliche Zähne zu ersetzen. Man bediente sich dazu gewöhnlich der Menschenzähne aus Leichnamen gesunder Menschen; jetzt macht man sie aus Wallroß-, am Kuhzahnen, Elfenbein. Der künstliche Zahn wird entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befestigt. Da aber alle solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegen stehenden natürlichen geschabet werde, daher es auch noch nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondis Name in Paris u. a. O. bereits verschafft hat. * r.

Zähringen, ein Dorf mit 800 Einwohnern unweit Freiburg im ehemaligen österreichischen Breisgau, jetzt im Treisamkreise des Großherzogthums Baden, mit einem zerstörten Schlosse gleiches Namens, von welchem die alten Herzoge von Zähringen, die Ahnherren des jetzigen großherzoglich badenschen Hauses, sich nannten. Der letztverstorbene Großherzog stiftete am 26sten December 1812 einen neuen Haus-Orden des Zähringischen Löwens, dessen Decoration das Wappen dieses Hauses, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen darstellt. (Vergl. d. Art. Baden.)

Zainhammer, ein Hammerwerk, wo das Eisen gezaint, d. h. in breite Stäbe verarbeitet wird.

Zajonczek (Joseph, Fürst), Vicekönig des Königreichs Polen, gehört zu den historisch merkwürdigen Charakteren unsrer Tage. Er ist 1752 zu Kaminieck geboren. Wie alle junge polnische Edelleute widmete er sich dem Kriegsdienst. Er wurde Lieutenant in einem Infanterieregiment und durchlief die darauf folgenden Grade so schnell daß er schon in einem Alter von 32 Jahren (1784) zum Obristlieutenant des Regiments Bulama ernannt wurde. Viertehalb Jahre darauf (1793) ward er Oberst und Chef dieses Regiments. Auf diesem Posten nahm er an dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, thätigen Antheil. Er bekämpfte in vielen Gefechten die damaligen Feinde seines Vaterlandes mit großem Ruhme und zeichnete sich so aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde. Der Ausgang dieses Kampfes ist bekannt. Das Glück begünstigte die Sache der Polen nicht, und mit vielen seiner Landsleute verließ Zajonczek seine Heimath, um in Frankreich ein neues Vaterland zu suchen. Auf dem Wege dahin ward er in Galizien angehalten. Er und sein Bruder, der Mitglied des hohen polnischen Nationalraths gewesen war, wurden verhaftet und in die Festung Josephstadt eingeschlossen. Als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Paris, wo er eine militärische Anstellung suchte. Man schickte ihn zu der französischen Armee in Italien, bei der er den Grad eines Brigadegenerals bekleidete. Die tapfre polnische Legion trug das Ihrige zu den Erfolgen der französischen Waffen in Italien bei, und überall, wo sie gebraucht wurde, behauptete auch der General Zajonczek einen ausgezeichneten Platz. Hierdurch war er Napoleon Buonaparte bekannt und lieb geworden. Dieser nahm ihn daher mit sich, als er die denkwürdige Expedition nach Ägypten un-

ternahm. Auch unter diesem Himmelsstrich focht der General Zajonczek mit großer Unerschrockenheit und Einsicht, und ehrenvoll erwähnt findet sich sein Name in den Berichten von den mehrsten Treffen, welche die sogenannte Armee des Orients lieferte. Zur Belohnung dafür ward er im J. 1802 durch einen Beschluß des damaligen ersten Consuls Buonaparte zum Divisionsgeneral ernannt. Nach seiner Rückkehr aus Ägypten übertrug ihm derselbe den Oberbefehl über eine Division französischer Truppen in Italien. Der Divisionsgeneral Zajonczek begleitete gleichfalls Buonaparte, als er im J. 1812 den Zug gegen Rußland unternahm. An der Spitze eines französischen Armeecorps riß ihm in diesem Feldzuge eine Kugel das eine Bein weg, dessen Stelle jetzt ein hölzernes ersetzt. Seit diesem Unfall diente der tapfere General Zajonczek nicht mehr in den Reihen der französischen Truppen. Eine höhere Bestimmung gab ihn seinem Vaterlande wieder. Im Jahre 1815 ernannte ihn der Kaiser Alexander, als König von Polen, zu seinem Statthalter, Vicekönig oder Namiestnik, worüber die ganze polnische Nation erfreut war, und erhob ihn 1818 in den polnischen Fürstenstand.

Zaleucus, der Gesetzgeber der Republik Locris, einer griechischen Colonie in Großgriechenland (s. d. Art.). Er lebte nach Einigen 500 Jahre vor Christi Geb., und war ein Schüler des Pythagoras, nach Andern lange vor ihm, schon im 7. Jahrhundert. Von seinen Lebensumständen, so wie von seiner Gesetzgebung, ist wenig bekannt, nur einige fragmentarische Nachrichten darüber sind von den alten Schriftstellern aufbewahrt worden. Seine Gesetze scheinen sehr streng gewesen zu seyn. Um den Luxus zu unterdrücken, verordnete er, daß nur öffentliche Dirnen Geschmeide von Gold und Edelsteinen tragen sollten. Der Ehebruch sollte mit dem Verluste beider Augen bestraft werden. Der Sohn des Gesetzgebers selbst wurde überführt, dieses Verbrechen begangen zu haben. Aus Achtung für den Vater bat das Volk inständig, dem schuldigen Sohne die Strafe zu erlassen; aber Zaleucus blieb unerbittlich. Um jedoch die Neigung der väterlichen Liebe mit der Strenge des Gesetzes zu vereinigen, ließ er zuerst sich selbst und dann dem Sohne ein Auge ausstechen. Das Beispiel strenger Gerechtigkeit, das Zaleucus dadurch gab, soll, nach der Versicherung der Schriftsteller, die Folge gehabt haben, daß man, so lange er lebte, von keinem Ehebruche zu Locris etwas hörte. Um seine Gesetze immer aufrecht zu erhalten, verordnete Zaleucus, daß jeder, der einen Vorschlag zu einem neuen Gesetze machen wollte, mit einem Stricke um den Hals erscheinen sollte, damit man ihn sogleich erdrosseln könnte, wenn sein Vorschlag nicht für besser als das schon bestehende Gesetz befunden würde.

Zampieri (Domenico), bekannter unter dem Namen **Domenichino**, ein berühmter Mahler der lombardischen Schule, geboren zu Bologna 1581. Er war ein Schüler Calvarts und der Caracci. Sein Talent entwickelte sich langsam, aber er ersetzte diesen Naturfehler durch unablässigen Fleiß und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruhm. Seine Kunstgenossen beneideten ihn, und erregten ihm manchen Verdruß. Aus Unmuth darüber, vielleicht auch an beigebrachtem Gift, starb er zu Neapel 1641 im 60sten Jahre. Zampieri war auch zugleich ein guter Architekt. Papst Gregor XIII. übertrug ihm die Aufsicht über die päpstlichen Gebäude. Der Palast und die Gärten der Villa Aldobrandini zu Frascati sind nach seiner Angabe eingerichtet. Man schätzt in seinen Gemählden vorzüglich die

Composition. In Frescogemählden ist er meisterhaft. Nicht immer so in Ölgemählden. Seine Zeichnung ist groß und correct, besonders ist der Ausdruck in den Gesichtszügen vortrefflich. Für ein Meisterstück wird sein heiliger Hieronymus (in einer Kirche zu Rom) gehalten. Zampieri's Originalgemählde werden nicht so gar häufig angetroffen; die sonst so reiche dresdner Gallerie besitzt keins derselben. Verschiedene seiner Gemählde sind in Kupfer gestochen worden.

Zanguebar, ein afrikanisches Küstenland auf der Ostküste, welches sich vom Cap Delgado bis zur Küste Ajan erstreckt, in einer Länge von etwa 200 Meilen längs des indischen Meeres. Der Boden an der Küste ist niedrig, sumpfig und waldig, und viele Klippen, Sandbänke und kleine Inseln erschweren von der Meeresseite den Zugang. Im Westen steigt das Gebirge Lupata empor und scheidet dieses Land von den unbekannten Theilen des innern Afrika. Der Boden ist von vielen Küstenflüssen bewässert, worunter der Quilimanzi und der Magadoscho die beträchtlichsten sind, sehr fruchtbar an Getraide, Reiß, edlen Südfrüchten, und hat Überfluß an Rindvieh und Schafen. Die Bewohner, größtentheils Abkömmlinge der Araber, die den Islam angenommen haben, haben hier mehrere Staaten, als Quiloa, Melinda, Magadoxo, Jubo rc. gebildet, welche sonst meistens von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Imam von Maskate unterworfen sind.

Zannotti (Francesco Maria). Dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann war 1692 zu Bologna geboren, als der jüngste von achtzehn Geschwistern. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komischer Schauspieler glänzte, empfing er eine sorgfältige Erziehung bei den Jesuiten. Sein vielseitiger Geist bemächtigte sich mit Leichtigkeit aller Gegenstände des Unterrichts, vornehmlich der philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und schon im J. 1718 übertrug ihm der Senat von Bologna den Lehrstuhl der Philosophie an der dortigen Universität zugleich mit der Bibliothekarstelle. Im J. 1723 ward er Secretär und 1766 Präsident jenes Instituts. In diesem Zeitraum erschienen seine wichtigsten Werke. Vertraut mit der Dichtkunst, übte er sie nicht nur mit Erfolg sowohl in toscanischen als lateinischen Versen, sondern schrieb auch fünf Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufstellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er, nach dem Wunsche Benedicts XIV., auf dem Capitol eine Lobrede auf die schönen Künste, die sich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um seinen Gegenstand noch mehr zu beleuchten, schrieb er eine zweite Rede gegen jene erste, und widerlegte diese in einer dritten. Alle drei Reden, die ein Ganzes bilden, erschienen in demselben Jahre vereint zu Bologna. Dieselbe Schönheit der Schreibart, wie in den genannten, finden wir auch in seinen philosophischen und physikalischen Werken, namentlich seiner Moral und seinen Dialogen über den Druck der Körper, die zugleich an tiefen und erhabnen Ideen reich sind. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Commentarien der Akademie, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Überdies enthalten die Schriften dieser Gesellschaft von ihm mehrere gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische und physikalische Gegenstände. Noch erwähnen wir sein Werk De viribus centralibus,

worin er die Lehre Newtons von den Centralkräften erweitert und erläutert vortrug. — Er starb im J. 1777.

Zante, eine der vorzüglichsten unter den sieben Inseln im ionischen Meere an der Küste Griechenlands, welche die sogenannte (Sieben Inseln oder ionische Republik s. d. Art.), oder, wie sie jetzt heißen: die vereinigten Staaten der ionischen Inseln bilden. Im Alterthume hieß sie Zakynthos, war nach und nach den Griechen und Römern, später den Neapolitanern unterthan, und wurde gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts der Herrschaft der Venetianer unterworfen, welche sie über 400 Jahre hindurch besaßen. Im J. 1797 kam sie, wie die übrigen Inseln, in die Gewalt der Franzosen, denen sie 1799 von den Russen wieder entrissen wurde. Seitdem hat sie einen Theil der Republik der vereinigten ionischen Inseln ausgemacht, die durch den am 5ten November 1815 zu Paris zwischen Rußland und England geschlossenen Tractat unter den unmittelbaren und ausschließenden Schutz Großbritanniens gestellt wurde, und die sich selbst eine Constitution gegeben hat, welche unlängst von dem Regenten Englands sanctionirt worden ist. Die Insel Zante ist vier, nach Andern sieben Quadratmeilen groß, und hat gegen 40,000 griechische Einwohner. Sie besteht größtentheils aus einer ausgedehnten Ebene, welche sich von der nördlichen zur südlichen Küste erstreckt, im Westen von einer Hügelkette und im Osten durch den Berg Skopo und die bergigen Umgebungen der Stadt begränzt. Sie hat keinen Fluß, doch Quellen hinreichend. Überall findet man Spuren eines unterirdischen Feuers, daher sie auch den Erdbeben sehr ausgesetzt ist. Merkwürdig sind die Pechquellen, welche sich bei Chieri, zwei Meilen von der Hauptstadt, an drei oder vier Stellen eines Morastes in der Gestalt kleiner Teiche befinden. Die Ufer und der Grund sind nämlich stark mit Steinöl belegt, welches die Frühlingsgewässer auf die Oberfläche bringen und absetzen. Man sammelt jährlich hundert Tonnen, und es wird nur zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Diese Pechquellen sind noch in dem Zustande, worin sie nach Herodots Beschreibung waren. Der sehr fruchtbare Boden der Insel liefert nur auf vier Monate für seine Bewohner Getraide, denn zwei Drittel der Insel sind mit Reben bepflanzt; daher ist Wein ein Hauptproduct, wovon jährlich 40,000 Tonnen gewonnen werden; desgleichen erntet man jährlich sieben bis acht Millionen Pfd. Korinthen, welche größtentheils nach England gehen; ferner erhält man jährlich an 60,000 Tonnen Olivenöl, auch eine bedeutende Menge von Pomeranzen und Limonien. Die Einwohner sind fleißig und unterhalten Baumwollenspinnerei und Weberei und beträchtliche Liqueurbrennereien. Die Hauptstadt Zante liegt am Fuße eines Berges, auf dem ein von den Venetianern erbautes Fort mit sehr ausgedehnten Festungswerken steht. Sie hat 16 bis 18,000 Einwohner, ist nach italienischer Art gebaut, mit engen Straßen und massiven vier bis fünf Stockwerke hohen Häusern; die Hauptstraße läuft mit der Rhede parallel und bildet mehrere öffentliche Plätze. Der Handel ist lebhaft.

Zappi (Giovanni Battista Felice), geboren zu Imola im J. 1667, gehört zu den besten italienischen Dichtern seines Zeitalters. Nachdem er zu Bologna die Rechte studirt und darin so schnelle Fortschritte gemacht hatte, daß ihm schon in seinem dreizehnten Jahre die Doctorwürde ertheilt worden, begab er sich nach Rom,

wo er bald nicht blos als Rechtsgelehrter, sondern auch als Dichter glänzte. Er war einer der Stifter der Akademie der Arcadier, in welcher er den Namen Tirsi Leucasio annahm und der er zur besondern Zierde gereichte. Ein phantastisch-graziöser Charakter zeichnet alle seine Poesien aus; nur zuweilen dürfte ihn der Vorwurf des Gesuchten und Gekünstelten treffen. Seine Talente hatten ihm die Gunst Clemens XI. erworben, der ihm zu ansehnlichen Pfründen Hoffnung gemacht hatte. Aber noch ehe er zu ihrem Besitz gelangt war, starb Zappi im J. 1719. Seine Gattin, Faustina Maratti, die Tochter des berühmten römischen Mahlers Cavaliere Carlo Maratti, war nicht nur durch Schönheit, sondern ebenfalls durch Dichtertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen Aglauro Cidonia.

Zarskoje Seló (eigentlich Sarskoje Seló, d. i. Sara's Dorf, von dem Taufnamen einer ehemaligen Besitzerin, als der Ort noch ein bloßes Dorf war), ein kaiserliches Lustschloß, 25 Werste oder 3½ deutsche Meile südlich von Petersburg entfernt, von wo aus eine Chaussée durch sehr einförmige Gegenden führt. Catharina I. legte hier ein Lustschloß an, das Elisabeth (1744) vergrößerte und verschönerte, und dem Catharina II., deren Lieblingsaufenthalt es war, mit großem Kostenaufwande seine dermalige Pracht und herrlichen Anlagen verschaffte. Das große drei Stockwerke hohe Schloß ist inwendig und auswendig prächtig verziert, selbst die äußern Gesimse und architektonischen Verzierungen sind vergoldet; doch ist, mit Ausnahme dessen, was Catharina II. erschuf oder veränderte, das meiste in antikem Geschmack. Man bewundert vorzüglich die große Paradetreppe, den Saal mit Spiegelwänden, die Capelle, die Porzellanzimmer und den Bernsteinsaal, in welchem die Wände von oben bis unten mit Bildhauerarbeit aus Bernstein verziert sind. Die Zimmer enthalten prächtige Meublen und schöne Gemählde, auch ist hier eine Gallerie mit Bronzen, von Künstlern der Petersburger Kunstakademie verfertigt. In den Gärten, die in englischem Geschmack gut angelegt sind, findet man eine Eremitage mit Statuen und Vasen, römische und gothische Tempel, Pyramiden, und unter mehrern Säulen und Obelisken auch Monumente und Triumphbogen, welche Catharina II. einigen Männern, die sich unter ihrer Regierung auszeichneten, dem Grafen Romanzow und den Brüdern Orlow, hier errichtete. Den Eingang des Gartens ziert jetzt ein colossaler Triumphbogen in antiker Form, von gegossenem Eisen errichtet, mit der Inschrift: meinen theuern Waffenbrüdern geheiligt. Bei diesem Lustschlosse liegt die Stadt Sofia, womit jetzt Zarskoje-Seló vereinigt, und wo vor mehreren Jahren ein kaiserliches Lyceum für die Bildung von Civilbeamten errichtet worden ist.

Zauberbrunnen, ein kleiner Springbrunnen, von verschiedener, aber immer, wie beim Heber, auf der Theorie des Luftdrucks beruhender Einrichtung, der bald Wasser giebt, bald aussetzt, und zu den Geräthschaften der natürlichen Magie gehört.

Zauberei, s. Magie.

Zauberlaterne, Laterna magica, heißt ein optischer Apparat, mittelst dessen kleine auf Glas gemahlte Figuren im Dunkeln vergrößert an einer Wand dargestellt werden können. Die Vergrößerung geschieht durch zwei in eine verschloßne Laterne gesetzte Linsengläser, von denen das erste die Strahlen so auf das zweite sendet, als ob sie von einem entlegnern Gegenstande kämen,

als das Gemählde ist. Dadurch wird die Länge des Apparats beträchtlich vermindert, indem man das Gemählde dem ersten Glase näher als sonst bringen kann. Um das Bild desto stärker zu erleuchten, ist an der Rückwand der Laterne ein Hohlspiegel angebracht, in dessen Brennpunkte sich eine brennende Lampe befindet. Die Zauberlaterne hat auf die Erfindung des Sonnenmikroscops geleitet.

Zauner (Franz), Hofbildhauer, Professor, und Rath der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste zu Wien, wie auch seit 1806 Director der dazu gehörenden Mahler- und Bildhauerclasse, ist geboren zu Konutzberg (nach Andern Kaums) im deutschen Tyrol 1746 (nach Andern 1748). Die Lust zur Bildhauerei zeigte sich früh bei ihm, er bildete sie bei einem Vetter, der Bildhauer war, aus. Der Trieb, sich zu vervollkommnen, brachte ihn nach Wien. Er kam 1766 dort an, arm an Geld, aber reich an Enthusiasmus und Kunsteifer. Er arbeitete fünf Jahre bei dem geschickten Professor Schletterer. Jede Nebenstunde benutzte er, um theils nach der Natur, theils nach den wenigen vorhandenen Abgüssen der Antiken sich zu bilden, und so bahnte sich sein Genie den eigenen Weg, frei von dem Zwang der Schule. Er arbeitete unter dem Hofbildhauer Bayer an der Verzierung des Gartens zu Schönbrunn. Rastloses, selbst in der Nacht fortgesetztes Studium brachte ihn so weit, daß er nun wünschte, unter eignem Namen etwas Schönes auszuführen. Bald fand sich Gelegenheit. Es sollten Statuen zu einigen Brunnen in Schönbrunn verfertigt werden. Zauner meldete sich deßhalb bei dem kunstliebenden Fürsten Kaunitz, der ihm auftrug, binnen 15 Tagen ein Modell zu einem der Brunnen zu arbeiten. Es sollte die drei größten österreichischen Flüsse mit ihren Attributen vorstellen. Das Modell wurde zur bestimmten Zeit fertig, erhielt allgemeinen Beifall und Zauner führte es nun im Großen aus. Er erwarb sich dadurch die Gunst der Kaiserin Königin Maria Theresia, so wie des Fürsten Kaunitz, und wurde 1776 als Pensionär des Hofes nach Rom geschickt, wo er sich vier Jahre hindurch theoretisch und practisch ausbildete. Eben wollte er nach Neapel reisen, als er 1781 nach Wien zu der erledigten Professur der Bildhauerkunst berufen wurde. Dort führte er das in unbestimmte Manier ausgeartete Studium der Bildhauerei auf richtigere Grundsätze zurück, die ihm die Natur, in Verbindung mit der Antike, darbot. Von eignen Werken führte er folgende aus: Klio, die Muse der Geschichte, sitzend dargestellt, in carrarischem Marmor, für den Fürsten Kaunitz. Das Denkmal der gräflich Friesischen Familie zu Veßlau. Vier colossale weibliche Caryatiden, am Portal des Palais des Grafen von Fries am Josephsplatz zu Wien. Zwei Brustbilder Kaiser Franz II. Hymen, im Museum des Grafen von Fries. Die in Bronze gegossene colossale Bildsäule, die Kaiser Franz II. seinem Oheim Kaiser Joseph II. zu Ehren auf dem Josephsplatz bei der kaiserlichen Burg in Wien 1807 errichten ließ. Da sie sein berühmtestes Werk ist, erlauben wir uns, etwas Näheres darüber zu sagen. Nach der Idee des Künstlers sollte dies Monument einfach, edel und erhaben seyn, wie es der große Monarch selbst war. Er wählte daher den Moment zur Darstellung, wie der geliebte Herrscher in ruhigem Schritt zu Pferde sitzt, den Arm sanft vor sich hingestreckt, und in der Mitte seines Volks, für dessen Wohlfahrt wachend, einherreitet. Durch das römische Costum, durch die Architektur des Piedestals, und durch

die Wahl der Ornamente, suchte er das Ganze im reinen antiken Geschmack zu halten. In den Basreliefs bezeichnete der Künstler Josephs Reisen, und seine Liebe für Ackerbau, Handel und Wissenschaften. Diese Bildsäule ist jetzt fast die größte in Europa. Professor Zauner veranstaltete den Guß in Bronze ganz nach einer von ihm selbst ausgedachten Methode, welche von dem Verfahren das in Mariette's Werk über den Guß der Statue Ludwigs XIV. angegeben ist, sehr wesentlich verschieden war. Er erhielt die Erlaubniß, die Statue erst im Kleinen zu gießen; hierbei sowohl als bei dem so schwierigen Guß im Großen bestätigte der glücklichste Erfolg alle Erwartungen, so daß der Künstler mit dem belohnendsten Vergnügen am 19ten September 1800 die Figur des Kaisers und am 26sten Februar 1803 die Figur des Pferdes in der möglichsten Vollkommenheit aus der abgenommenen Form hervorkommen sah. Um sich leichter eine Idee von der Größe dieser prachtvollen Statue zu machen, fügen wir hinzu, daß allein zur Figur des Kaisers 354 Centner Metall, und zum Pferde 374 Centner Metall gebraucht wurden, und daß in dem Körper des Pferdes 23 starke Männer Platz hatten, ohne gedrängt zu werden. Das Denkmal Kaiser Leopolds II. vom Professor Zauner in weißem Marmor gearbeitet befindet sich in einer Seitencapelle der Augustiner-Hofkirche in Wien. Es stellt diesen Monarchen auf einem Sarkophage liegend vor, in geharnischtem Anzuge mit römischem Mantel. Über ihm gebeugt steht die weinende Germania, im langen Trauermantel. Außerdem hat man von diesem großen Künstler viele Büsten noch lebender Personen in Marmor, welche die treffendste Ähnlichkeit und den passendsten Ausdruck mit einer sehr feinen Ausarbeitung vereinen. Wl.

Zea (D. Francisco Antonio), Vicepräsident des Congresses von Venezuela, einer der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Bürger des spanischen Amerika. Geboren in Neugranada und erzogen in der Hauptstadt dieses Vicekönigreichs, S. Fé de Bogota, erweckte er durch seine Talente das Mißtrauen der spanischen Regierung und der Priesterherrschaft. Er wurde nebst mehrern andern durch ihre Talente verdächtigen Männern im J. 1792 gefangen nach Spanien gesandt, fand aber dort eine gute Aufnahme, und man ließ ihn seine wissenschaftlichen Studien fortsetzen. Zea zeichnete sich auch in Spanien aus, und machte eine Reise durch Europa. Im J. 1806 war er als Professor der Botanik und Oberaufseher bei dem königl. botanischen Garten in Madrid angestellt. Er trat im Namen des spanischen Amerika als Abgeordneter von Neugranada in der Versammlung der Cortes während des Krieges mit Frankreich auf, begab sich in der Folge nach London, und kehrte von da in sein Vaterland zurück, wo er für die Sache der Freiheit thätig war. Er stand im J. 1818 als Präsident des Regierungsrathes und der Finanzen an der Spitze der Verwaltung zu St. Thomas (ehemals Angostura) in Neuguayana; auch war er Generalintendant der Armeen der Republik. Als im Februar 1819 der Congreß der Republik Venezuela in Angostura installirt wurde, wurde Bürger Zea zum Vicepräsidenten ernannt.

Zeche. Dieses Wort soll ehemals so viel als Innung, Zunft bedeutet haben, und in diesem Sinn noch in Straßburg üblich seyn. Gegenwärtig ist es ein bergmännischer Ausdruck, und man versteht darunter ein nach einem bestimmten Maaße abgemessenes Feld oder Gegend, wo unter der Erde durch Stolln oder Schachte gebaut

wird: es ist in diesem Sinne eben so viel als Berggebäude oder Grubengebäude oder Grube. Wenn, wie gewöhnlich, mehrere Personen den Bau einer Zeche gemeinschaftlich unternehmen, so heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie baut, eine Gewerkschaft. Diese theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebildete Theile, welche Kuxe heißen. Nach diesen Kuxen werden sodann entweder die Kosten oder Zubuße zusammengebracht, oder der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerken vertheilt. In der bergmännischen Sprache sind viele mit dem Wort Zeche zusammengesetzte Ausdrücke üblich, z. B. eine Zeche befahren, sich in die Grube begeben, um die Anstalten und Arbeiten zu besehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und sie auf der Zeche arbeiten lassen; das Gegentheil davon heißt, die Zeche liegen lassen, die Arbeit dabei einstellen. Zechregister heißt die Rechnung über Einahme und Ausgabe einer Zeche oder Grube. — Zeche heißt auch so viel als die Reihe, Ordnung, wie irgend ein Geschäft die Glieder einer Gemeinde nach einander trifft. Daher der Ausdruck: um die Zeche (umzechig, zechum), wechselsweise, einer um den andern. Auf dem Lande sind an vielen Orten die Unterthanen verbunden, in herrschaftlichen Angelegenheiten um die Zeche Botendienste zu thun; das Vieh wird um die Zeche gehütet ꝛc. — Endlich heißt Zeche so viel als Gelag, das Trinken in Gesellschaft. Daher die Ausdrücke: Zechbruder, der sich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgesellschaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne die bei einer Sache aufgelaufnen Unkosten bezahlen müssen.

Zechin (ital. Zecchino, von dem Worte Zecca, die Münze, wo das Geld geprägt wird), war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republik Venedig; doch nennt man die Goldmünzen einiger andern Länder, z. B. päpstliche, türkische, im Italienischen auch Zechinen. Die florentiner Ducaten heißen Gigliati, und die kaiserlich österreichischen, besonders die cremnizer Ducaten, werden in Italien Ungheri genannt. Die venetianischen Zechinen waren den ungarischen Ducaten am Schrot und Korn gleich, galten aber in Venedig selbst mehr als diese. Auch auf den neu geprägten behielt man immer die alte Zeichnung bei, weil die Bewohner der Levante, wohin diese Goldsorten im Handel häufig gingen, daran gewöhnt waren. Vom Zechin ist der Ducaten (s. d. Art.) unterschieden; es giebt in Venedig Gold- und Silberducaten (Ducati d'oro, d'argento); auch in Neapel sind Silberducaten gewöhnlich.

Zehnte ist eine Naturalabgabe, welche vom rohen Ertrage der Urproduction im Verhältniß einer bestimmten Quote erhoben wird. Diese Quote beträgt nicht immer, wie man aus der Benennung schließen könnte, den zehnten, sondern bisweilen den 8ten oder 12ten ꝛc. Theil vom Ganzen des rohen Ertrags. Die Entrichtung dieser Abgabe geschieht bald an den Staat, bald an die Kirche, bald an Privatpersonen. Der Zehnte wird entweder blos von den Früchten gefodert, welche Grund und Boden trägt, oder von den durch die Landwirthschaft gewonnenen Thieren; jener heißt Fruchtzehnte, dieser Blutzehnte, Fleischzehnte, Schmalzehnte. Derjenige Zehnte, welcher von neu urbar gemachtem Lande, vom Rottland, entrichtet wird, heißt Novalzehnte oder Neubruchszehnte. „Von allen je ersonnenen Abgaben," sagt Arthur Young mit Recht, „ist der Zehnte am verderblichsten; eine wahre

Brandschatzung, welche das Einkommen des Landmanns so stark angreift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und jeder Gedanke an Verbesserungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörlichen Kriege gegen einander liegen die, welche den Zehnten heben und die, welche ihn entrichten. Unter dem Scheine der vollkommensten Gleichheit ist diese Abgabe die ungleichste von allen und verdient schon in dieser Hinsicht den bittersten Tadel. Diese Ungleichheit entsteht dadurch, daß sie vom rohen, nicht vom reinen Einkommen erhoben wird, welches letztere doch allein Gegenstand der Besteuerung seyn darf. Es giebt nämlich so fruchtbare Districte, daß die Hälfte ihres rohen Products völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem gewöhnlichen Gewinnst wieder zu erstatten, so daß die Hälfte oder fünf Zehntheile als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleiben; dagegen giebt es wieder andere, die sehr unfruchtbar sind, deren Anbau so große Kosten verursacht und deren Product so gering ist, daß zur Wiedererstattung des angelegten Capitals mit dem gewöhnlichen Gewinnst vier Fünftheile der ganzen Ernte gehören, so daß nur $\frac{1}{5}$ oder $\frac{2}{10}$ der Ernte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleiben. Der Zehnte kann also auf einem fruchtbaren Boden nur den fünften Theil der Rente und auf einem unfruchtbaren die Hälfte der Rente wegnehmen. Und eben so wie durch ihre Ungleichheit wirkt diese Abgabe auch dadurch höchst nachtheilig auf den Nationalreichthum, daß sie jede kostspielige Verbesserung und Vervollkommnung der Bodencultur beinahe unmöglich macht; denn da der Zehntherr immer mit erntet, wiewohl er zu den Kosten, welche den höhern Ertrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, so muß der Zehntpflichtige von dergleichen Verbesserungen gänzlich abgeschreckt werden. Auch hält der Zehnte in vielen Fällen den Grundbesitzer ab, den Anbau minder einträglicher Producte mit dem Anbau ergiebigerer zu vertauschen, weil diese nicht so leicht gezehntet oder nicht so gut vom Zehntherrn benutzt werden können. So konnte man nach Adam Smiths Versicherung in England erst versuchen, den Krappbau empor zu bringen, nachdem eine Parlamentsacte erschienen war, welche verordnete, daß von jedem mit Krapp bestellten Acker Feld statt des Zehnten fünf Schillinge entrichtet werden sollten; und der so nützlichen Verbreitung des Futterkräuterbaues und der Obstcultur thut in mancher Gegend von Deutschland nichts mehr Eintrag, als die Furcht, den Hauptertrag dieser Benutzungsweise der Felder dem Zehntherrn überlassen zu müssen, der ernten will, wo er nicht gesäet hat." — Mit Recht ist daher den Regierungen die Abschaffung der Naturalzehnten als eine der weisesten Maaßregeln anzuempfehlen, eine solche Abschaffung aber ohne Entschädigung des Zehntherrn wäre Ungerechtigkeit. Gehört der Zehnte dem Staate, so ist er zur Bestreitung des Staatsaufwandes bestimmt und die Lücke in der Staatscasse, welche durch die unbedingte Aufhebung des Zehnten entstehen würde, müßte durch Abgaben der übrigen Bürger ergänzt werden; sind aber Privatpersonen die Zehntherren, so darf die Regierung noch weniger den Zehnten unbedingt und ohne Ersatz abschaffen, ohne eines Eingriffs in wohl erworbene Rechte sich schuldig zu machen. Alles kommt demnach hierbei darauf an, mit dem Zehnten eine so wohlthätige Veränderung vorzunehmen, daß weder der Zehntberechtigte etwas verliert, noch der Zehntpflichtige etwas zum Nachtheil Jenes gewinnt; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man die Grundstücke nach

einem Durchschnittsertrage von mehrern Jahren abschätzt und darnach den Theil, welcher dem Zehntherrn jährlich gebührt, bestimmt, immerhin mag dann dieser Theil in Natur, d. h. in Körnern, abgeliefert, oder nach dem Marktpreise in Münze bezahlt werden, auf jeden Fall wird auf solche Weise der Zweck erreicht, daß der Landmann fernerhin von der Verbesserung der Bodencultur nicht abgeschreckt und nicht gehindert wird, seine Grundstücke nach freier Willkühr zu benutzen. K. M.

Zeichenlehre, in der Medicin, s. Semiotik.

Zeichnungskunst ist die ältere Schwester der Mahlerei und wird später der Zögling der Geometrie. Umschreibungen durch Linien und Versuche, durch solche auf einer Fläche dasjenige täuschend darzustellen, was wir in der Natur in gerundeten Formen erblicken, dies ist der Anfang alles Zeichnens. Skiagraphie nannte man bei den Griechen solche Linearversuche, einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben. Der altgriechischen Sage nach, wurden Zeichnung und Plastik bei derselben Gelegenheit erfunden, denn die Tochter des Dibutades, welche den Schatten des Profils ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, welchen der Vater dann ausschnitt und in Thon modellirte, wird uns als erste Zeichnerin genannt, so wie der Ritter Sanrias, welcher mit dem Speere den Schatten seines Lieblingsrosses umschrieb, als erster Zeichner. Zeichnung ist eine Kunst der Täuschung, sie will uns Erscheinungen vorzaubern, die nicht wirklich da sind; nur durch den geistigsten Sinn, nur durch das Auge, spricht sie zu uns, sie läßt sich nicht begreifen, dem tastenden Gefühl bleibt sie fremd. Sie bestimmt die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch die Hülfe der Perspective. So wie die Plastik schon ihrer Natur gemäß sich eignet, die höchsten Ideale schöner Körperformen zu schaffen und darzustellen, so ist die Zeichnung geeigneter zur Darstellung übersinnlicher Ideen. Sie spricht mehr zum Sinn als zu den Sinnen. Man kann bei den frühesten Versuchen im Zeichnen schon verschiedene Epochen annehmen, die sich fast bei allen Nationen wiederholen: 1. bezeichnete man die Gegenstände nur durch rohe formlose Linien, z. B. ein Oval war ein Kopf ꝛc. 2. Um solche Zeichnungen mehr in die Augen fallend zu machen, füllte man den Umriß mit schwarzer oder anderer Farbe aus, und zeichnete dann in diesen schwarzen Schattenriß mit Weiß die Augen und Augenbraunen, die Nase und die Haare. Zu allen diesen Abbildungen schrieb man die Namen und überhaupt erklärende Worte, wie wir sie auf den älteren Vasen finden; dies sind die alt-äolischen Worte mit pelasgischen Buchstaben, die selbst bei alten Reliefs oft angebracht sind; diese Sitte blieb aber bei den Griechen selbst in den blühenden Zeiten der Zeichnungskunst, denn die Figuren der großen Gemählde des Polygnot in der Lesche zu Delphi waren sogar durch Überschriften bezeichnet. In der dritten Epoche fing man schon an, die noch schattenlosen Zeichnungen zu illuminiren, man gab nämlich die Farben der verschiedenen Gewänder an, aber alles völlig flach. So stickten Helena und Andromache in Homers Gesängen ihre Teppiche. In der vierten Epoche bemerkte man bei dieser Flachmahlerei den Mangel der Rundung. Ardices und Telephanes (wahrscheinlich erdichtete Namen) fingen an, durch das Schraffiren inwendig die Rundung der Körper auszudrücken. So zeichnete in neuerer Zeit Polidor die Caravaggio mehrere Fres-

co's in Rom, wo er sich mit einer einzigen Farbe begnügte, die Schatten aber durch Schraffirungen ausdrückte. Man nennt dies: „al sgrafito" oder „peintures hachées." Diese Manier zu zeichnen war aber äußerst hart. Philocles und Cleanthes erfanden die Monochromen oder einfarbigen Gemählde (die nicht mit den Monogrammen, oder mit Linien skizzirten Zeichnungen zu verwechseln sind); bei den Monochromen wurden die Farben mit Weiß gemischt, so glich dies der Manier, welche man noch jetzt en camayeu nennt. Dies bildete den Übergang aus dem Zeichnen in das eigentliche Mahlen. Die Griechen waren sehr streng und genau bei ihrem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des Apelles, verlangte, daß seine Schüler zehn Jahre bei ihm aushalten mußten. Man konnte drei Lehrstufen annehmen: in der ersten wurde Festigkeit der Hand und des Striches erworben, die Lehrlinge mußten mit Griffeln auf Tafeln zeichnen, die mit Wachs überzogen waren; in der zweiten studirten sie die Feinheit und den zarten Schwung der Striche, hier arbeiteten sie mit dem Griffel auf geglättete Buchsbaumtafeln und bisweilen auch auf Membranen oder zubereitete mit Wachs überzogene Thierfelle. In der dritten Lehrepoche mußten sie Leichtigkeit und Freiheit erwerben, hier wurde der Pinsel statt des Griffels genommen und mit ihm auf weiße Tafeln schwarze oder rothe, auf schwarze Tafeln weiße Skizzen aufgetragen. Hierzu wurden auch oft gekreidete oder gegypste Tafeln genommen. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht und in ihr verherrlichten die größten Meister ihren Triumph. Der Wettstreit des Apelles und Protogenes in solchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien, welche ganz die Meisterhand verriethen, ist bekannt. Diese Feinheit und Reinheit der Umrisse ist auch der Hauptvorzug aller berühmten Vasengemählde; etwas Hartes und Trocknes erhielten selbst die auf solche Umrisse ausgeführten Gemählde, und man kann wohl behaupten, daß diese Art zu zeichnen der Alten, durch den Einfluß der byzantinischen Schule auf das westliche Europa, auch den frühern trocknen und magern Styl der altitalienischen sowohl als altdeutschen Schule veranlaßte. Wir erwähnen die Tetrachromen (vierfarbigen) und Polychromen (vielfarbigen Gemählde) der Alten nicht weiter hier, weil sie schon ins Gebiet der Mahlerei gehören. Wenn wir in der neuern Zeit die Zeichnungskunst betrachten, so theilen sich die Arten zu zeichnen in drei Hauptgattungen ein: mit der Feder, mit der Kreide, und mit Tusche (en lavis). Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem erstern werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber werden sie ausgespart. Die Federzeichnungen haben stets etwas Hartes, Ungefälliges, doch geben sie der Hand Sicherheit und Leichtigkeit, besonders nützlich sind sie für Landschaftszeichner. Es giebt zweierlei Arten von Federzeichnungen: entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen (hachures) verstärkt; oder es werden nur die Umrisse mit der Feder angegeben und der Schatten wird sanft getuscht. Dies ist besonders geeignet für architektonische Zeichnungen, wie auch für historische Skizzen. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten für alle Kunstlehrlinge, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich dazu sowohl der schwarzen als rothen Kreide, und höht, wenn der Grund

farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie schabt und sie verwischt mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, welche Estompes heißen, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und gefälliges Ansehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die à l'estompe heißt, eignet sich besonders, um breite Massen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; diese eignen sich besonders zu Portraits. In diese Gattung von Zeichnungen gehören auch die mit Bleistift und Silberstift auf Papier und Pergament, die sich zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies crayonnirte Zeichnungen, bisweilen sind sie ganz zart mit einer trocknen Farbe untermischt. Diese Gattung eignet sich mehr für Miniaturmaler und Dilettanten als für Meister. Das Tuschen geschieht vermittelst des Pinsels auf weißes Papier mit ausgespaarten Lichtern, entweder mit chinesischer Tusche, oder mit Sepia und Biester, mit Indigo oder Karmin gemischt. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Vollendung, und ist in allen verschiedenen Gattungen der darzustellenden Gegenstände sehr anwendbar. Alle Zeichnungen werden in fünf Classen eingetheilt: in Gedanken oder erste Entwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien, und Kartons. Die Gedanken sind die ersten Einfälle, die der Künstler aufs Papier wirft, um ein vorhabendes Werk darnach auszuführen. Man nennt sie Skizzen oder Croquis; ihr Zweck ist bloß, den ersten noch rohen Gedanken hinzuwerfen; so wenig man strenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, so hoch werden sie doch geschätzt, wenn ein Meister sie mit Geist und Kühnheit entwarf. Man nennt sie auch tockirte Zeichnungen (dessins heurtés); sie machen den größten Reichthum der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen nennt man diejenigen, die sorgsam vollendet und mit Andeutung aller Kleinigkeiten ausgearbeitet sind. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben oder nach dem Runden (d'après la bosse) gemacht sind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man macht, um die Anatomie zu studiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften macht sich der Künstler auch Studien, welche dann bei der Ausführung von großem Nutzen sind. Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Malerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenbeleuchtung in allerlei Stellungen gesetzt, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen vorkommen, um die Schüler unter Aufsicht der Professoren darin zu üben. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studiren, werden die Gewänder auf den Gliedermann (Mannequin), eine hölzerne Figur, deren Gelenke beweglich sind, gelegt, und darnach gezeichnet; oft werden diese Gewänder naß darauf gelegt, um sich desto bestimmter den Formen anzuschmiegen und diese durchschimmern zu lassen. Kartons sind Zeichnungen auf grauem Papier in derselben Größe, als das darnach auszuführende Gemälde. Der Künstler macht sie, ehe er ein Frescogemälde entwirft. Man heftet sie über den frischen Mörtel einer Decke oder Mauer fest, und fährt mit einem

spitzigen Eisen über die Umrisse, damit sie in den Mörtel eingedruckt werden. Man verfertigt auch Kartons, um Tapeten darnach zu wirken. Man hat noch verschiedene Hülfsmittel, deren sich die Künstler bedienen, um den Umriß eines Gemäldes auf eine andere Leinwand überzutragen, wenn sie es recht treu copiren wollen, oder wenn sie ihren Entwurf nun auf den Grund, auf dem sie ihn auszuführen gedenken, wiederholen wollen. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in abgemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehn. Dann wird es leicht, in jedes Quadrat das zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben Größe seyn, so zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgespannten schwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies giebt zwar keine bestimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erspart dadurch dem Künstler viel Zeit. Will man die scharf bestimmte Form aber nachzeichnen, so muß man eine Calque machen, das heißt: man nimmt mit Firniß getränktes, ganz durchsichtiges Papier, und legt es auf das Gemälde; der Umriß wird nun mit einem feinen Stift umschrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit geschabter Kreide bestrichen, und nun abgedrückt, indem man den Umriß mit dem Stift nochmals übergeht; dies nennt man calkiren. Die Handzeichnungen großer Meister werden stets sehr geschätzt, da sich in ihnen das erste Feuer, womit sie eine Idee fassen, am deutlichsten und genialsten ausspricht. Es wird eben daher, weil hier alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgesprochen ist, weit schwerer, eine täuschend ähnliche Copie von einer Handzeichnung zu machen, als von einem ausgeführten Gemälde. Die großen Malerschulen unterscheiden sich eben so sehr in der Zeichnung, als in der Malerei, und ein geübtes Auge wird die Meister eben so leicht in ihren Zeichnungen unterscheiden können, wie in ihren Gemälden. Der Styl der Zeichnung ist bei der ganz altitalienischen Schule eben so hart, trocken und mager, wie bei der altdeutschen, nur daß dort edlere und schönere Formen durchblicken und richtigere Verhältnisse, bei der altdeutschen oft aber noch bedeutungsvollerer Tiefsinn, der sich mehr zur Poesie als zur bildenden Kunst hinneigt. Später wurde in Italien die römische Schule, durch Raphaels reinen Sinn für schöne und charaktervolle Formen und durch sein Studium der Antike, die echte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung; die florentinische Schule wollte sie gerade hierin übertreffen, und verlor durch Uebertreibung, was sie an Gelehrsamkeit und streng anatomischem Studium wohl voraus gehabt hätte. Die Meister dieser Schule wählen oft kühn verkürzte Stellungen, nur um ihre Muskelkenntniß zu zeigen. Bei den Römern ist jeder Pinselstrich zugleich gemahlt und gezeichnet. Die Florentiner brauchen den Pinsel bisweilen, als ob er nur ein trockener Zeichenstift wäre. In der lombardischen Schule schimmert zartempfundene Zeichnung durch den zauberischen Farbenschmelz durch, doch ist sie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln gebildet. Bei der venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbengluth, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervortritt, so sind es mehr die Formen gemeiner Naturen ohne tiefern Sinn, ohne Adel und Würde, nur imponirend durch ihre kecke Wahrheit und üppige Fülle. Die Venetianer sind die italienischen Niederländer, denn an dieser und ihrer Schule bemerkt man gleiche Vorzüge, nur

mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die französische Schule war zu Poussins Zeiten sehr correct in der Zeichnung und mit Recht nannte man diesen Meister den französischen Raphael; später wurde der Styl äußerst manierirt, erst durch David wurde richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder eingeführt, durch letzteres und sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die neuere französische Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar verschiedenen Styl, um so mehr ist er aus eignem Gemüth und eignem Studium der Natur und der großen Meister entsprossen und diese Eigenthümlichkeit ist gerade sehr löblich; möchte nur nicht eine so große Anzahl deutscher Kunstjünger durch die blinde Verehrung der altdeutschen Schule vom rechten Wege verlockt werden! Die neuern italienischen Meister folgen treuer ihren großen Vorbildern und der Natur. Die Zeichnung bestimmt stets den Geist eines Kunstwerks, da die Malerei mehr den Körper desselben bildet und die letzte Ausführung (Retouche) die Seele hineinhaucht.

WI.

Zeit ist das allgemeine Verhältniß, in welchem alle wahrnehmbaren Dinge stehen, in so fern sie entstehen, blühen und verschwinden, und daher zugleich eine dem wahrnehmenden Geiste nothwendige Form, durch welche das wahrnehmbare Mannichfaltige als nach einander bestehend zur Einheit verbunden wird. Sie ist mithin kein äußerer Gegenstand, auch kein Verhältniß einzelner Dinge zu einander. Sie ist vielmehr wie die Erscheinungswelt, deren Form sie ist, unendlich und ohne Unterbrechung. Von einer bestimmten Zeit aber (relative Zeit) reden wir nur in Hinsicht dessen, was die Zeit erfüllt. Hiernach unterscheiden wir auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als ihre relativen Bestandtheile, die stetig in einander übergehen. Um die Folge und Dauer einzelner Dinge und Begebenheiten zum menschlichen Bedürfniß abzumessen, hat man die großen und sich immer gleichförmigen Bewegungen der Himmelskörper, die zunächst mit der Erde in Verbindung stehen, zum Maaßstabe genommen; daher die physische oder astronomische Zeit. Ein solches Zeitmaaß gewährt uns nämlich die Natur selbst durch die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung unserer Erde um ihre Axe. Dies gibt die Sternzeit (s. d. Art.). Für die bürgerlichen Lebensverhältnisse aber konnte aus wichtigen Gründen die Sternzeit nicht zum Zeitmaaße dienen. Man mußte die Sonnenzeit (s. d. Art.) nehmen. Obwohl diese nun ungleichförmig ist, und weder mit der Sternzeit noch mit der Zeit, welche eine Uhr angibt, genau übereinkommt, so hilft doch diesem Uebelstande die Zeitgleichung ab, vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in mittlere verwandelt. (S. Sonnenzeit und Zeitgleichung.)

Zeitalter, die vier (Mythol.). Der Gedanke, daß es einst eine vollkommen glückliche Zeit des Menschengeschlechts gegeben habe, und diese durch die allmählige Verschlimmerung des letztern verschwunden sey, hat ungeachtet der traurigen Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menschen, theils für die Phantasie der Dichter etwas zu reizendes, als daß man sich darüber wundern sollte, daß diese letztern schon in den ältern Zeiten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Man würde sich vielmehr über das Gegentheil wundern müssen. Die ersten Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend seyn sollende Beschreibung dieses

Zeitalters und seiner allmähligen Verschlimmerung hinterlassen haben, sind Hesiod und Ovid. Nach der Dichtung, die der letztere in seinen Metamorphosen aufstellt, folgten, seit der Entstehung der Erde, viererlei Zeitalter auf einander, nämlich: 1. das goldne Zeitalter, unter der Regierung des Saturn. Da lebten die Menschen frei, ohne Gesetze und ohne Richter; sie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Waffen, keine Krieger und Kriege; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu werden; es herrschte in diesem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter Jupiters Regierung folgte 2. das silberne Zeitalter: Jupiter theilte das Jahr in vier Jahreszeiten. Die Menschen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern gewohnt hatten, fingen nun an, Häuser zu beziehen und das Feld zu bauen. Darauf trat 3. das eherne oder erzene Zeitalter ein, in dem schon Wildheit und Liebe zu den Waffen sich zeigte, doch aber die Menschen sich noch keiner Verbrechen schuldig machten. Endlich erschien 4. das eiserne Zeitalter. In diesem hörte Treue und Redlichkeit auf und Betrug, Hinterlist, Habsucht und Gewalt traten nun an ihre Stelle. Man fing an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumessen; man suchte die in der Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eisen und schmiedete Waffen: es entstanden Kriege, Raub und Mord, und Asträa floh zum Himmel zurück. In diesem Zeitalter wagte es sogar ein boshaftes Geschlecht von Menschen, den Himmel zu stürmen (s. Giganten), bis endlich Jupiter, der Bosheit des Menschengeschlechts überdrüßig, mit Beistimmung der übrigen Götter, um die Zeit des thessalischen Königs Deucalion, durch eine allgemeine Ueberschwemmung das ganze Menschengeschlecht vertilgte. Nur Deucalion und seine Gemahlin Pyrrha blieben übrig. Sie warfen auf einen Ausspruch des Orakels der Themis Steine hinter sich, aus welchen ein neues Menschengeschlecht erwuchs. — Diese Darstellung Ovids ist von Dichtern und Philosophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden.

Zeitgleichung nennt man den Unterschied zwischen mittlerer und wahrer Sonnenzeit, von dessen doppelter Ursache in dem Art. Sonnenzeit ausführlich gehandelt wird. Man stelle sich, um den nicht ganz leichten Gegenstand noch unter einem andern Gesichtspunkte zu beleuchten, eine eingebildete (mittlere) Sonne vor, welche den Aequator zur Jahresbahn hätte, und denselben mit gleichförmiger Geschwindigkeit durchliefe. Diese würde mittlere Zeit, gleich unseren gewöhnlichen Taschen- und Pendel-Uhren, deren richtigen Gang vorausgesetzt, zeigen; wogegen die wahre, die Ekliptik mit ungleichförmiger Geschwindigkeit durchlaufende Sonne wahre Zeit macht, welche jede richtig gestellte Sonnen-Uhr zeigt. Das heißt mit andern Worten, die Zeitgleichung ist der Unterschied zwischen der mittlern und wahren, geraden Aufsteigung (s. Aufsteigung) der Sonne; eine Erklärung, die man vollkommen verstehen muß, wenn man in Erwägung zieht, daß der mit der wahren Sonne zugleich culminirende Aequatorspunkt ihre wahre gerade Aufsteigung bestimmt. (S. Astronomie.) D. N.

Zeitmaaß (ital. Tempo, franz. Mouvement), heißt überhaupt die Bestimmung der Dauer eines gewissen Zeitraumes. Insbesondere aber versteht man in der Musik darunter die Bestimmung des Grades (oder den Grad) der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll. (S. Tempo.)

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Leibrenten.

Zeitungen. Dieses Mittel, die Zeitereignisse schnell bekannt zu machen, Ideen darüber in Umlauf zu setzen, neue Erfindungen mitzutheilen, überhaupt Nachrichten aller Art zu verbreiten und dadurch den Gang der bürgerlichen Geschäfte zu erleichtern, so wie auf die öffentliche Meinung einzuwirken, war in den ältern Zeiten ganz unbekannt. Es ist eine aus den Fortschritten der Cultur hervorgegangene Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdruckerkunst und der Posten begünstigt wurde, und nach und nach eine unübersehbare Ausdehnung und einen eben so unübersehbaren Einfluß gewonnen hat. Das deutsche Wort Zeitung kommt nicht von Zeit her, sondern von dem alten noch im Englischen gebräuchlichen Worte tidings, geschehene Dinge, Begebenheiten. Ihren Ursprung hatten sie in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Soliman II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlassung, daß man in Venedig, vom Jahre 1563 an, die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geschriebenen Blättern an einem besondern Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Das Lesegeld dafür wurde in einer längst außer Cours gekommenen Scheidemünze, Gazotta, bezahlt, und dieser Name ging auf die Neuigkeitsblätter selbst in Italien und später in Frankreich (Gazette) über. In Deutschland kamen im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ähnliche Blätter auf. Es hat sich noch ein „Aviso, Relation oder Zeitung: was sich begeben oder zugetragen hat in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich rc., in Ost- und Westindien rc." im Jahre 1612 gedruckt, erhalten. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt a. M. das Frankfurter Journal angefangen und 1617 kamen ebendaselbst die Post-Avisen heraus. Nach und nach erschienen nun auch an andern Orten unter den Titeln: Relation, Ristretto, Correspondent (wir haben dem Hamburger Correspondenten im zweiten Bande einen besondern Artikel gewidmet), Courier, Postreiter, Chronik, Realzeitung und dergl. öffentliche Zeitungsblätter, die in der Regel mit einem landesherrlichen Privilegio versehen waren, von den Regierungen unter ihre Aufsicht genommen und unter Censur gestellt wurden.

Aber erst mit dem Anfange der französischen Revolution erhielten die politischen Zeitungen den höhern Charakter, der ihnen früher, wo sie sich auf die bloße Mittheilung der Neuigkeiten einschränkten, mit Ausnahme Englands, gänzlich abging. Dem Moniteur, welcher zuerst am 9ten November 1789 erschien, haben wir im sechsten Bande einen besondern Artikel gewidmet, wohin wir verweisen. Es stellten sich nun, da die Pressen durch ein Decret der constituirenden Nationalversammlung freigegeben wurden, anstatt der früher als verächtlich betrachteten sogenannten Zeitungsschreiber, durch Talent, Geist und Patriotismus und oft auch Geburt ausgezeichnete Männer an ihre Spitze, — sie sonderten sich nach den politischen Parteien und Farben; — die öffentlichen Angelegenheiten des Volks wurden in ihnen verhandelt, die Discussionen der Nationalversammlung, durch Geschwindschreiber aufgezeichnet, in ihnen mitgetheilt und darüber, je nachdem die Blätter der einen oder andern Partei zugethan waren, polemisirt. So schwer es seyn mochte, aus ihnen den wahren Zustand der Dinge kennen zu lernen, so waren sie doch das vorzüglichste Mittel, die politische Ausbildung des Volks zu bewirken, und dasselbe zu gewöhnen, über die öffentlichen Angelegenheiten der Nation nachzudenken und dadurch am Ende auch zu eigenthümlichen Ansichten zu

gelangen. Bei den Engländern war dies alles schon früher so gewesen. Die Franzosen ahmten in facto ihnen nur darin nach, wußten aber weniger als ihre Nachbarn, während die Revolution zum Theil durch sie immer mehr entartete, Maaß und Ziel zu halten, und es entstanden Blätter, wie Marats Ami du peuple und Huberts Père Duchesne, die man auf der Stufe, zu der unsere Civilisation gelangt ist, kaum für denkbar gehalten haben sollte. Eine Geschichte des französischen Zeitungswesens während der Revolution würde das höchste Interesse haben, aber auch zugleich fast eine Geschichte dieser Revolution selbst seyn. Wir begnügen uns die wichtigsten einzelnen Erscheinungen dieser Art in den verschiedenen Epochen der Revolution und seit der Restauration hier zu verzeichnen. Ueber den Moniteur, dessen Napoleon vorzüglich sich bediente, um durch das Organ desselben seine Entwürfe vorzubereiten und bekannt zu machen, s. d. besondern Art. — Er hat seit der Restauration, da sich die königliche Regierung mehr der halbofficiellen Blätter, die häufig unter dem speciellen Einflusse des einen oder des andern Ministers stehen, bedient, um auf die öffentliche Meinung zu wirken, an Interessen und an Absatz sehr verloren. Das Journal de Paris erschien zuerst 1777, hat sich während der ganzen Revolution bis jetzt erhalten und ist gegenwärtig (1820) eines der gelesensten Pariser Blätter. Es hat seinen politischen Charakter sehr oft ändern müssen. Eine Zeit lang wurde es von Röderer, Corancez und St. Aubin mit besonderm Erfolge redigirt. Während des Ministeriums Decazes (1818 — 20) stand es unter dem besondern Einflusse dieses Ministers und die liberalen Blätter nannten es spottweise das Journal de Police. Es ist auch noch nach Decazes Austritt als ein ministerielles Blatt zu betrachten. Die Gazette de France war die erste regelmäßig erscheinende französische Zeitung und begann schon im Jahre 1631. Auch sie hat sich mit wenigen Unterbrechungen die Revolution durch erhalten und gehört seit der zweiten Restauration nebst der Quotidienne, dem Journal des débats und dem Drapeau blanc zu den heftigsten Parteiblättern der Ultraroyalisten. In den ersten Zeiten der Revolution zeichneten sich noch besonders als antirevolutionair die Actes des Apôtres (von Peltier geleitet) und der Ami du Roi, so wie im Geist der Revolution die Chronique de Paris (von Condorcet, Noel und andern), l'Orateur du peuple (von Freron), l'Ami du peuple (von Marat), das Journal de la cour et de la ville (von dem nachherigen Marschall Brune angefangen) und viele andere aus. Die oft schnell auf einander folgenden Revolutionen hatten auf das Erscheinen und Verschwinden der Pariser Zeitungen immer großen Einfluß und der 10te August 1792, der 31ste Mai 1793, der 9te Thermidor 1794, der 13te Vendemiaire 1795, der 18te Brumaire (wo Napoleon die Zügel der Regierung faßte), der 30ste März 1814, der 20ste März 1815, der 30ste Juni 1815 gaben einer Menge Blätter ihre Entstehung, wie dagegen andere verschwanden. Lange Zeit erhielt sich durch alle Revolutionen ungestört und ununterbrochen das sogenannte Journal du soir. Durch seinen einfachen und dabei doch geistreichen, aber von allem eigentlichen Parteinehmen freibleibenden Ton schiffte es allen Klippen der Revolutionsstürme glücklich vorbei, und es war eine Art von Sprichwort geworden, daß man, um nicht guillotinirt, füsilirt oder deportirt zu werden, die Wahrheit wie das Journal du soir zu sagen verstehen müsse. Das Direktorium bediente sich insbesondere des sogenannten Rédac-

teur, um Frankreich und der Welt seine übermüthige und freche Politik bekannt zu machen. Eine der wichtigsten Pariser Zeitungen, welche sich auch bis jetzt erhalten hat, und am 1sten Juni 1791 begann, ist das Journal des Débats, eine Zeit lang auch Journal de l'Empire genannt. Es hatte das Glück, an dem Abbé Geoffroy einen Mitarbeiter zu gewinnen, durch den es so gehoben wurde, daß es eine Zeit lang 30,000 Exemplare abgesetzt haben soll. Die Pariser Zeitungen begnügen sich nämlich nicht mit bloßen politischen Nachrichten, sondern liefern sämmtlich in einem sogenannten Feuilleton oder im Blatte selbst literarische Nachrichten. Für letztere zeigte nun Geoffroy ein außerordentliches Talent, und er lieferte in diesem Feuilleton täglich sehr anziehend geschriebene Aufsätze, die sich durch Kenntnisse und Witz eben so sehr als durch Satire und Bosheit auszeichneten. Nach Geoffroy's Tode und dadurch, daß das Blatt zu der Partei der Ultraroyalisten übergegangen, ist die Anzahl der Abnehmer gegenwärtig auf 8000 gesunken. Die besten Mitarbeiter an demselben sind jetzt Maltebrün und Hoffmann. Unter Napoleon, der nirgends die Freiheit und am wenigsten die Freiheit der Presse liebte, war das Zeitungswesen in Frankreich, wie in ganz Europa, mit Ausnahme Englands, gesunken und in allem, was zur Politik gehörte, bloß Echo dessen, was der Moniteur, in welchem der Gewaltherrscher selbst oft eigenhändige Paragraphen einrücken ließ, zu verkünden beliebte. Nach seiner Zurückkunft von Elba gestattete er den Zeitungen zwar Freiheit, aber sie wurde nur sparsam benutzt, da man ihm nicht traute.

Nach der ersten und zweiten Restauration wurden die Zeitungen unter Censuraufsicht gestellt. Erst im Juni 1819 hörte diese auf und auch die Journale genossen einer unbeschränkten Preßfreiheit. Man hatte jedoch verschiedene Gesetzbestimmungen getroffen, welche die Unternehmung, ein tägliches Journal herauszugeben, sehr erschwerten. So war für Paris eine Caution von 10,000 Franken Renten erforderlich, also nach dem Cours der Renten berechnet eine Capital-Summe von 150,000 Franken. Es erschienen dennoch mehrere neue Zeitungen, z. B. die Renommée, an deren Spitze sich Benj. Constant und Jouy stellten, le Censeur, dessen Hauptredacteur Comte und Dunoyer wurden, und bei welchem Depping ein fleißiger Mitarbeiter ist, l'Aristarque françois, le Courier und andere. — Die am meisten verbreitetste Pariser Zeitung blieb jedoch trotz dieser Concurrenz le Constitutionnel, welcher zunächst von Etienne, Jay und Tissot geleitet wird.

Die Wuth der verschiedenen politischen Parteien, welche Frankreich leider immer noch zerreißen, wurde durch die völlige Emancipation der Pressen im Jahre 1819 jedoch so genährt und verursachte solche Scandale, daß die Regierung mit mehreren andern Ausnahmgesetzen, welche sie den beiden Kammern nach Ermordung des Herzogs von Berry vorlegte, auch aufs neue vorschlug, die Journale unter Censur zu stellen, ein Vorschlag der jedoch heftigen Widerspruch bei allen Parteien fand, und der, wenn überhaupt, nur sehr gemildert und auf kurze Zeit angenommen werden wird, da in Frankreich jedermann diese geistige Vormundschaft dritter und, wenn auch unwillkürlich, doch immer befangener Personen (Censur genannt) eines freien Volkes auf die Dauer unwürdig und mit einer repräsentativen Verfassung mit Recht ganz unverträglich findet. Auf alle Fälle aber werden die Repressiv-Gesetze gegen den Mißbrauch der Presse und na-

mentlich gegen die Verletzung persönlicher Ehre künftig sehr geschärft werden, indem alle Parteien in dieser Hinsicht über die Nothwendigkeit einer strengeren Gesetzgebung einig sind.

Diese Zeitungsetablissements haben in Frankreich und England einen großen Umfang und sind auch in industrieller, so wie in mercantiler Hinsicht so wichtig, daß wir uns in Deutschland davon kaum einen Begriff machen können. So beschäftigt der Constitutionnel in Paris eine eigene Druckerei von acht bis zehn Pressen, die Tag und Nacht in Thätigkeit sind; außer sechs bis acht Eigenthümern und einem Redacteur en Chef sind noch zehn bis zwölf Redacteurs für verschiedene Fächer angestellt und die monatlichen Auslagen erfordern, wie uns einer der Eigenthümer selbst versicherte, nicht weniger als gegen 50,000 Franken, also 600,000 Franken das Jahr. Das Honorar, das den einzelnen Redacteurs und denen, welche einzelne Artikel liefern, ausgezahlt wird, ist sehr bedeutend. Für einen Artikel von einer oder anderthalb Columnen werden oft 100 bis 150 Franken bezahlt.

Der Mechanismus bei diesen Instituten ist eben so bewundernswürdig als die Geschicklichkeit, welche sich die Franzosen erworben haben, über jeden Vorfall, der das Interesse des Publicums in Anspruch nehmen kann, augenblicklich pikante Artikel zu improvisiren. Dies gilt besonders bei den Verhandlungen der Kammern, bei den Verhandlungen der Tribunäle und bei den Schauspielen. Nur wenige Stunden nachdem das eine oder andere geschehen, verhandelt oder dargestellt worden, findet man in zwanzig Blättern der Hauptstadt die umständlichsten Berichte darüber. Die Theater dauern in der Regel bis elf Uhr Nachts und später; aber schon am nächsten Morgen findet man über alle Bühnen-Darstellungen, in so fern sie nur einige Aufmerksamkeit erregt haben, in jedem Blatte einen Artikel.

Der Capitalwerth eines Zeitungsinstituts ist in Paris nach Maaßgabe seines Credits beim Publikum und des Absatzes oft sehr bedeutend. Gemeiniglich ist er in mehrere Actien vertheilt, die in einzelnen Fällen jede einen Capitalwerth von 100,000 bis 200,000 Franken repräsentiren, mithin alle zusammen öfters den Werth einer Million Franken und mehr. In England ist dies noch gigantischer, und als im vorigen Jahre (1819) Herr Perry, Eigenthümer des Morning Chronicle, sein Etablissement verkaufen wollte, erklärte er, es nicht unter 100,000 Pfund, also 2,400,000 Franken, abstehen zu wollen.

In England ist das Zeitungswesen überhaupt von noch höherer Wichtigkeit als in Frankreich, hat übrigens denselben Charakter, der durch den Genuß der vollkommensten Preßfreiheit im Guten wie im Schlimmen noch mehr ausgebildet, aber auch in anderer Hinsicht ausgeartet ist. Die wichtigsten englischen Blätter von der Oppositionspartei sind: the Morning Chronicle; von der ministeriellen Partei: the Courier; einen eignen festen unabhängigen Charakter suchte die Times zu behaupten; zu dem leidenschaftlichsten Ultraroyalismus bekennt sich die new Times. Auch the Sun, the Statesman, the Morning Post, the Morning Herold sind, wie viele andere, als sehr wichtige Institute zu betrachten. Die Einnahme der Regierung von diesem Zeitungsverkehr (durch den Stempel und die Posten) ist von der höchsten Bedeutung und schwer zu berechnen. Noch weniger sind

es die darin angelegten ungeheuren Capitale und die davon bezogenen Renten, so wie der ganze industrielle Mechanismus dabei.

Italien, Spanien (bis zur Revol. v. 7. März 1820) und Portugal bieten für das Zeitungswesen wenig Bemerkenswerthes dar. Während der französischen Occupationen dieser Länder hatte es sich allerdings mehr als bisher entwickelt, allein der Despotismus Napoleons ließ keine freie Wirksamkeit zu. Gegenwärtig ist es in diesen Ländern aus begreiflichen Ursachen noch mehr gesunken. Von italienischen Zeitungen ist die Gazetta di Firenze die einzige, welche im Auslande gelesen wird.

Im Königreiche der Niederlande findet man Zeitungen in holländischer und französischer Sprache. Mehrere unter den letztern und vor allen der Vrai Libéral, der in Brüssel erscheint, gehören zu den keckſten europäischen Zeitungen, weshalb die Redacteurs auch stets mit den Tribunälen zu thun haben. Die Presse selbst ist zwar in den Niederlanden frei, allein die Gesetze über die Vergehungen der Presse sind um so strenger, und nicht selten mit großer Härte und selbst Unbilligkeit gehandhabt worden. Eine lange Reihe von Jahren genoß die (franz.) Gazette de Leyde einen großen Ruf und ward als Gazette diplomatique von Europa betrachtet. Sie war das Eigenthum der Familie Luzac in Leyden und von dieser mehrere Generationen hindurch mit der größten Sorgfalt und im reinsten französischen Style redigirt worden. Während der französischen Revolution und der auf einander folgenden Parteien in den Niederlanden hatte sie viele Anfechtungen und ward öfters suspendirt. Ihr jetziger Charakter (wenn sie noch fortdauert) ist uns unbekannt. Von den in holländischer Sprache erscheinenden Zeitungen (Couranten genannt) ist die harlemer Zeitung die beliebteste und die, welche den stärksten Absatz hat. Fast in jeder holländischen Stadt erscheint eine solche Courant, die aber zu vier Fünfteln mit bloßen sogenannten Intelligenznachrichten gefüllt sind, und bei denen sämmtlich die sonderbare Gewohnheit eingeführt ist, daß sie sogar am Rande und hier in die Quere bedruckt sind.

Von dem Zeitungswesen in Rußland und den scandinavischen Reichen ist uns zu wenig bekannt geworden, um davon Bericht geben zu können. Die Petersburger Hofzeitung erscheint in deutscher Sprache.

In Deutschland war bis zum Anfange der französischen Revolution der Zeitungsverkehr unbedeutend, und gegen England, Frankreich und selbst auch die Niederlande gerechnet, ist er es auch immer geblieben. Seit den Beschlüssen der deutschen Bundesversammlung vom 20sten September 1819 ist er aufs neue gestört und gelähmt worden. Die bis jetzt noch geringe Theilnahme des deutschen Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, die erst in den constitutionellen deutschen Staaten aufkeimt; die wieder allgemein eingeführte Censur, die übrigens nur in einigen der kleinern Staaten aufgehoben war, und von der man sich nicht leicht entfernen wird, da die Regierungen sich dabei sehr gemächlich befinden; das Monopol- und Privilegienwesen *),

---

*) So wird im Königreich Sachsen die einzige politische Zeitung Sachsens (die Leipziger) als ein Regale verpachtet. Die Nachtheile davon sind sehr groß. Während bei einem solchen Privilegium die Zeitung selbst natürlich vernachlässigt wird, und man sie bloß wegen der Local-Anzeigen und gerichtlichen Bekanntmachungen liest,

das in den meisten deutschen Staaten damit getrieben wird; endlich die Getheiltheit der deutschen Nationalinteressen und die noch geringe politische Ausbildung des deutschen Volks im Allgemeinen, lassen auch keine grosse und glänzende Erscheinungen darin erwarten oder aufkommen.

Bis zu dem Anfange der französischen Revolution war in Deutschland der Hamburger Correspondent fast die einzige Zeitung, welche ihre Nachrichten aus den entfernteren Ländern und Gegenden durch originale Correspondenzen einzog. Neben ihr erschien in Hamburg noch eine sogenannte neue Zeitung, die jedoch, ungeachtet sie zu Zeiten sehr gute Redacteurs hatte, z. B. Ersch, am Ende die Concurrenz mit dem Correspondenten nicht aushalten konnte und aufhören mußte. Aus diesen Quellen wurden nun für Hunderte von Provinzialblättern die ihnen zusagenden Artikel durch bloßes Anstreichen derselben auf das geistloseste compilirt, was denn eine Zeitung redigiren hieß. Aus der Erbärmlichkeit dieser Beschäftigung und dieser sogenannten Redacteurs läßt sich zum Theil die Verachtung erklären, die in Deutschland mit dem Begriffe eines Zeitungsschreibers verbunden ward, und auch in neuerer Zeit, wo man dieses Geschäft würdiger behandelte, noch nicht ganz aufgehört hat. Der Absatz des Hamburger Correspondenten stieg von dem Ausbruche der Revolution an fortwährend, da besonders in diesem Zeitpunkte und noch eine geraume Zeit nachher die Redaction vortrefflich war und insbesondere die Nachrichten aus England und die Parlamentsverhandlungen mit ausgezeichneter Sorgfalt geliefert wurden. Man gab in jenem Zeitraume den Absatz des Correspondenten zwischen 25 — 30,000 Exemplare an. — Durch die Einverleibung Hamburgs in das französische Reich, seit welcher Zeit es neben dem deutschen auch einen französischen Text liefern mußte, erhielt das treffliche Institut einen solchen Stoß, daß der Absatz bald nur noch einige tausend Exemplare betrug, und auch nach der Freiwerdung Hamburgs hat es sich nicht wieder erholen können, woran aber die Redaction wohl mit Ursache seyn möchte.

Raisonnirende Blätter im Charakter der französischen und englischen Zeitungen gab es bis in neuerer Zeit in Deutschland keine, wenn wir nicht etwa die Neuwieder Gespräche im Reiche der Todten, die sogar in Wien regelmäßig nachgedruckt wurden, dahin zählen wollen.

Dagegen bildete sich im Jahre 1798 in Deutschland ein neues Zeitungsinstitut aus, das bald alle andere überflügelte und bis jetzt fortdauert: die allgemeine Zeitung. Der Buchhändler Cotta, damals in Tübingen, dem wir so viele treffliche und gediegene Unternehmungen verdanken, faßte auch zu diesem Institute die erste Idee und vereinte sich dafür zuerst mit Schiller, dann mit Posselt und Huber. Schiller sagte sich schon vor der Ausführung wieder los davon. Posselt trat an dessen Stelle, that aber sehr wenig, so daß Cotta selbst und sein Associé Zahn die Hauptsache zu besorgen hatten, bis Huber aus Neuschatel in Tübingen eintraf und die

---

werden eine Menge auswärtiger Zeitungen gelesen, wofür eine große Summe Geld ins Ausland geht. Obwohl dieser Zeitungspacht jetzt noch bedeutend genug ist (16,000 Thlr.), so hat er doch früher bei geringerer Pachtsumme nur gedient, einzelne begünstigte Personen auf Kosten des allgemeinen Wesens zu bereichern, und auch die jetzige Summe würde bei einem Zeitungs- und Anzeigenstempel leicht sehr bedeutend erhöht werden können, wenn freie Concurrenz gelassen wäre, wobei zugleich das Publikum selbst viel gewinnen dürfte.

Hauptredaction übernahm. Nur bis zum 8ten Sept. 1798 behielt diese Zeitung ihren ersten Titel: Neueste Weltkunde. Ein Verbot traf sie unter diesem Titel und sie nahm nun den der allgemeinen Zeitung an, welchen sie bis jetzt beibehalten hat. Nach Verlauf des ersten halben Jahres wurde sie von Tübingen nach Stuttgart, dann 1803 wegen Censurschwierigkeiten von da nach dem damals bayrischen Ulm, und als dies auch unter würtembergische Oberherrschaft kam, nach Augsburg verlegt, wo sich das Institut noch gegenwärtig befindet und von der bayerischen Regierung mit besonderer Liberalität behandelt wird. Nach Hubers Tode nahm Stegmann, der früher in preußischen diplomatischen Diensten (zuletzt als Legationsrath in Turin) gestanden hatte, die Redaction und sie hat sich der Leitung dieses ausgezeichneten Mannes, der einem so schwierigen Geschäfte vollkommen gewachsen ist, bis jetzt (1820) zu erfreuen. Als zweiter Redacteur ist uns Hr. Wiedemann, der früher in Paris in einem ministeriellen Büreau arbeitete, bekannt; ihm ist besonders die Redaction der Frankreich und England betreffenden Artikel anvertraut. Die allgemeine Zeitung hat in allen europäischen Ländern Correspondenten, die ihr mit Nachrichten an die Hand gehen; außerdem bedienen sich ihrer häufig deutsche und ausländische Regierungen, um in halb officiellen Art. das Publikum nach ihren Ideen zu bearbeiten. Dies ist von der österreichischen vorzüglich bei den Operationen mit ihrem Papiergelde und ihren Staatspapieren oft mit vielem Geschick geschehen; selbst das französische Ministerium hat in den Jahren 1818—20 sich sehr häufig auch des Vehikels der allgemeinen Zeitung bedient, um Nachrichten ins Publicum zu bringen oder dasselbe zu deroutiren. (Noch mehr indeß hat sich das französische Ministerium der Londoner Blätter dazu bedient.) Mit wenigerm Erfolg hat das preußische Ministerium dieses Hülfsmittel angewandt. In den Beilagen finden sich häufig interessante allgemeine Uebersichten über die politische Literatur einzelner Länder. Von merkwürdigen Reisenden und von den wichtigsten public Characters unserer Zeit werden treffende und genaue biographische Nachrichten und Charakteristiken gegeben. Den Nekrolog liefert vorzüglich Herr Hofrath Böttiger in Dresden *).

*) Dieser geist- und kenntnißreiche vielseitig gebildete Gelehrte ist überhaupt ein sehr thätiger Mitarbeiter an diesem Institute, und es ist dabei nur zu bedauern, daß er, um es allen Parteien recht zu machen, es mit allen entweder schon verdorben hat, oder noch verdirbt. Er ist der Lobredner der entgegengesetztesten von ihnen und redet je nach den Personen dem Aristocratismus wie dem Liberalismus das Wort, jedoch letzteres mit Vorsicht und nur dann, wenn er dabei nicht hier oder dort anzustoßen glaubt. Dies gilt nicht bloß von seinen politischen Berichten in der A. Z. (worüber er auch schon öfters scharf und in der Branschen Minerva einmal [1819] selbst lieblos beurtheilt worden), sondern auch von seinen critisch-literarischen Uebersichten, wo ebenfalls den sich absolut entgegenstehenden Personen und literarischen Instituten, je nachdem gerade die Reihe an sie kommt, Lob und Beifall gespendet und die heterogensten Ansichten sanctionirt werden. So unausstehlich dies allgemein gefunden und so sehr auch mit Recht anerkannt wird, daß dieses Verfahren allen Grundsätzen der Critik entgegen läuft, und ein so empfangenes und ertheiltes Lob ohne Werth seyn muß, — so werden seine Mittheilungen doch und auch die in der Allg. Zeit. sehr gern gelesen, da sie immer in geistreicher und lebendiger Form vorgetragen sind und aus jeder derselben her-

Bei allen diesen Vorzügen ist dennoch der Absatz der allgemeinen Zeitung im Grunde unbedeutend und kann nicht viel mehr als den Kostenaufwand decken. 1817 betrug er nicht mehr als gegen 2000 Exemplare, und er mag auch jetzt nicht bedeutend stärker seyn.

Während der französischen Unterjochung Deutschlands konnte sich das deutsche Zeitungswesen, wie sich denken läßt, nirgends ausbilden, und jedes Blatt hütete sich, eine politische Neuigkeit zu erzählen, so lange sie nicht im Moniteur oder doch in den halbofficiellen pariser Blättern gestanden hatte. Der in Cassel damals erscheinende westphälische Moniteur wurde jedoch von Murhard u. A. in seiner Art zweckmäßig redigirt und von manchem trefflichen Mitarbeiter, z. B. von Villers, öfters mit interessanten Beiträgen ausgesteuert. Die höchste Verachtung erregte dagegen ein nach der Schlacht von Jena in Berlin entstandenes Blatt, unter dem Titel: der Telegraph, von einem getauften Juden Namens Lange redigirt. Die französische Regierung jener Zeit war schamlos genug, sich dieses eben so schlecht redigirten als sich zu den verworfensten Gesinnungen bekennenden Blattes zur Bekanntmachung ihrer officiellen Mittheilungen zu bedienen, und es unter ihren besondern Schutz zu nehmen. Die Freiwerdung Deutschlands im Jahr 1813 gab einer Menge politischer Blätter im Geiste der erwachenden Zeit ihr Entstehen. Kotzebue wurde von dem russischen General Wittgenstein zur Herausgabe einer Zeitung, um auf das Volk zu wirken, eingeladen, und so entstand in Berlin dessen Russisch-Deutsches Volksblatt. Eben da begann Niebuhr ein anderes Journal unter dem Titel: der Preußische Correspondent. Beide gingen aber bald unter. Nach der Ueberschreitung der Elbe durch die vereinigten Heere unternahm der Herausgeber dieses Lexicons ein politisches Blatt unter dem Titel: Deutsche Blätter, die in der ersten Zeit mit einem außerordentlichen, mehr aber in der damaligen Zeit als in ihrem Werth begründeten Beifall gelesen wurden. Zu den berühmtesten Zeitungen dieser Periode muß aber vor allen der Rheinische Merkur von Görres gezählt werden. Wir verweisen darüber auf den Artikel Görres im 4ten Bande und bemerken hier nur, daß am 23. Jan. 1814 das erste, und am 10. Jan. 1816 das letzte Stück erschien. Die gewaltsame, durch einen Cabinetsbefehl bewirkte Unterdrückung desselben kam dem Vf. vielleicht nicht ungelegen, denn der Ton des rhein. Merkurs ließ sich unmöglich in einer ruhigen Zeit — und am wenigsten in einem rein monarchischen Staat ohne constitutionelle Formen fortführen. — Der deutsche Beobachter wurde 1813 nach der Einnahme Hamburgs von einem Hrn. Dävel, Secretair Tettenborns, unternommen und späterhin eine Zeit lang von Cotta, dem Unternehmer der allgemeinen Zeitung fortgeführt. Cotta war hier aber weniger glücklich, und die Entreprise kostete ihm in kurzer Zeit gegen 25,000 Mark B. Einbuße. Sie kam jetzt in Dävels Hände zurück und fand an Röding und Benzenberg Stützen, welcher letztere ganz besonders dies Institut zu einem Depot seiner häufig interessanten publicistischen und staatswirthschaftlichen Ideen machte. Mit Anfang 1819 hörte Benzenbergs Theilnahme auf, und die frankfurter Bundestags-Beschlüsse v. 20. Sept. 1819 boten dem Unternehmer eine vielleicht erwünschte Gelegenheit, das Blatt ganz aufhören zu lassen. Es hat in keinem Zeitpunkte über 700 Ab-

---

vorleuchtet, daß dem Verf. unermeßliche Kenntnisse zu Gebote stehen und seine Belesenheit, seine brieflichen Connexionen so wie sein Welt- und Literaturverkehr wahrhaft erstaunenswürdig sind.

nehmer gehabt und war zuletzt auf 500 gesunken. — Im Oesterreichischen, das bis dahin außer der officiellen Wiener keine Zeitung von irgend einer literarischen oder politischen Bedeutung hervorgebracht hatte, war inzwischen — wir wissen nicht genau wann — auch ein Blatt, der österreichische Beobachter, entstanden, das bald als halbofficiell betrachtet und außer Oesterreich auch in ganz Deutschland mit Aufmerksamkeit gelesen wurde, da es das einzige war, das sich von 1809 — 1812 erlaubte, von Zeit zu Zeit einige Lichtstrahlen über Spanien und die politische Stellung der europäischen Mächte in die Nacht der damaligen Zeit zu werfen. Der Eigenthümer und Redacteur dieses Blatts war und ist noch Hr. von Pilat, ein geborner Hannoveraner, der in Wien zur römischen Kirche übergegangen und als Privat-Secretär beim Fürsten Metternich angestellt war, und dessen Stellung daher besonderes Vertrauen einflößen mußte. Der Absatz soll in dem gedachten Zeitraum bis auf 6000 gestiegen seyn. Gegenwärtig wird der österr. Beobachter außer Oesterreich selbst, im übrigen Deutschland wenig gelesen, da er in der Regel nur die gewöhnlichen Zeitungsartikel gibt, und wenn er einmal selbstständig die Stimme erhebt, dies in einem Sinne geschieht, der den Foderungen der Zeit zu sehr widerspricht, um günstig aufgenommen werden zu können. In seinem Tone hat er sich zugleich eine gewisse Rauheit und eine Art von Dictatur angemaßt, die man nirgends und am wenigsten einem deutschen Zeitungsschreiber nachsieht. Er hat häufig Fehden mit den Redactionen der allgemeinen Zeitung, des Oppositionsblatts, der bremer Zeitung und auch mit den französischen liberalen Blättern angeknüpft, die sich aber nur selten zu seiner Genugthuung geendet haben mögen.

Es bleibt uns übrig, noch etwas von der Preußischen Staatszeitung zu sagen. Dieselbe steht zwar unter der Leitung eines eben so liberalen als kenntnißreichen Mannes, des Staatsraths Stägemann, dem im 9ten Bande ein besonderer Artikel gewidmet ist, allein sie hat dennoch den Erwartungen des Publicums auf keinerlei Weise entsprochen, da dasselbe einmal kein Vertrauen zu den officiellen und ministeriellen Bearbeitungen der öffentlichen Meinung fassen will, und vielleicht auch nicht fassen kann. Eine wahre öffentliche Meinung kann in der jetzigen Zeit sich nur unter einer constitutionellen und repräsentativen Regierungsform und durch völlige Preßfreiheit, bei welcher aber die Excesse derselben durch die strengsten repressiven Gesetze mittelst Geschworner zu richten sind, ausbilden und alles directe Einwirken rein monarchischer Regierungen selbst, denen in erster und letzter Instanz immer die Cabinetsbefehle zu Gebot stehen, ist dabei nachtheilig und völlig vergebens. Insbesondere haben die ersten Berichte über Sands Mordthat und die zuerst in derselben verbreitete Nachricht, daß dieser Mord auf Anstiften einer nicht genannten, aber leicht zu errathenden Universität geschehen, so wie die ersten excentrischen Berichte über die Verschwörung in Deutschland und die sogenannten demagogischen Umtriebe, (man sehe unsern besondern Art. darüber im Anhange des 10. Bds.) der preuß. Staatszeitung um so mehr in ihrem Credit geschadet, als diese Nachrichten und die Art ihrer Mittheilung zugleich so viel Stoff für das Lächerliche darboten. — Außer dem Staatsrath Stägemann hat der Hofrath Carl Müller, ein sehr gewandter und vielfach unterrichteter Mann, die Leitung dieses Instituts, dem man in seiner jetzigen Gestalt keine Dauer versprechen darf.

Zu den im Geist unserer Zeit redigirten Blättern dürfte man vor dem 20. Sept. 1819, der für das deutsche Zeitungswesen eine neue Norm einführte, noch das weimarische Oppositionsblatt,

den fränkischen Merkur, die rheinischen Blätter und die Speirer Zeitung rechnen.

Dem Oppositionsblatt, durch das weimarische Industrie-Comptoir oder Bertuch und dessen Schwiegersohn Froriep begründet, lag eine pikante Idee zum Grunde, und nur der Titel in Verbindung mit dem Zusatze: oder Großherzogl Weimarische privilegirte Zeitung, wurde unschicklich und anstößig gefunden. Ludwig Wieland, ältester Sohn des unsterblichen Dichters, ein Mann von Kenntniß, Geist, Patriotismus und schriftstellerischer (nur zu rauher und derber) Gewandtheit, erhielt die Hauptredaction, und das Institut gewann bald freien Aufschwung, bis die Feier auf der Wartburg (s. d. Art. in diesem Bande unseres Lex.) und die Nachrichten und Darstellungen darüber die weimarische Regierung so ins Gedränge brachten, daß das Oppositionsblatt einige Tage lang ganz suspendirt und der seitherige Redacteur am Ende davon entfernt wurde. Die Red. schwankte jetzt eine Zeitlang in mehrern Händen, bis sie endlich Rüder, während der franz. Occupation Maire von Hamburg, erhielt, der sie wenigstens formell noch jetzt führt. Auch der oben gerügte Titel ist modificirt und das Anstößige daraus weggelassen worden.

Der fränkische in Bamberg erscheinende Merkur wurde von dem als Dichter bekannten D. Wetzel einige Jahre lang mit bedeutendem Erfolge herausgegeben. Wetzeln stand Witz, Laune und Satire stets zu Gebot und er wußte sich derselben in seinem Blatt trefflich zu bedienen. Die rheinischen Blätter wurden vom Hofrath Weitzel in Wisbaden (der sich aber nach dem 20. Sept. davon zurückzog) und die Speirer Zeitung vom D. Butenschön mit Geist und politischem Blick (jedoch besonders mit einem gewaltigen Anti-Borussismus) redigirt.

Durch die bekannten Beschlüsse des deutschen Bundestags vom 20. Sept. 1819 wurden alle deutschen Zeitungen auch in den Staaten, wo, wie in Weimar und in Würtemberg, die Censur durch die Landesverfassung förmlich aufgehoben war, aufs neue wieder unter Censur oder ministerielle Aufsicht genommen und dafür solche Grundsätze aufgestellt, daß aller freie Aufschwung der Ansichten aufhören mußte, und die sämmtlichen deutschen Zeitungsblätter in ihre alte Apathie zurücksanken. Die Dauer dieser Verfügungen des deutschen Bundestags ist auf fünf Jahre gesetzt.

Außer den politischen Zeitungen, mit welchen dieser Art. sich bis hieher beschäftigt hat, sind auch noch die Handels-, die Gelehrten- und die Unterhaltungsblätter zu erwähnen. —

Von eigentlichen Handelsblättern kennen wir die Londner Lloyds list — die Amsterdamer Zeetidingen — das Beiblatt zum Journal de Paris — die Hamburger Börsenhall-Liste und eine Nürnberger Handelszeitung. Sie enthalten sämmtlich Waaren- und Wechselpreise und ihre Veränderungen; die Course der Staatspapiere; Nachrichten über das Ankommen und Abgehen der Schiffe; Verzeichnisse von Fallissements und gezahlten Dividenden und ähnliche die Handelswelt interessirende Berichte. Die Hamburger Börsenhall-Liste (jetzt von D. Hartmann redigirt), die überhaupt als das vorzüglichste dieser Blätter zu betrachten ist, theilt zugleich jedesmal die neuesten politischen Nachrichten mit.

Ueber die gelehrten Zeitungen s. m. im 5ten Bande unsers Werks den Art. Literaturzeitungen. Den dort gegebenen Nachrichten, welche sich nicht bloß auf gelehrte Zeitungen, sondern auf alle cri-

ischen Institute beziehen, insofern sie als Zeitschriften erscheinen, dürfen wir noch zwei neuere deutsche, ein französisches und ein italienisches hinzufügen, welche, wie es scheint, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in einem nicht geringen Grade auf sich ziehen. Es sind dies die beiden deutschen Quartal-Schriften: die Wiener Jahrbücher der Literatur von Matthäus von Collin herausgegeben, und der Hermes oder critisches Jahrbuch der Literatur von Brockhaus in Leipzig unternommen und jetzt auch redigirt. Wenn die Wiener Jahrbücher den sogenannten liberalen Ideen unsers Jahrhunderts mehr abgeneigt als zugethan scheinen, so dürfen sie sich wenigstens rühmen, die geist- und kenntnißreichsten Männer der antiliberalen Partei als Kämpfer in ihren Reihen zu sehen, von welchen wir nur Gentz nennen wollen. Sie zählen ferner (außer dem trefflichen Herausgeber selbst) v. Hormayr, v. Hammer, und viele andere ausgezeichnete Männer unter ihre Mitarbeiter. Die Idee zu diesem Institute soll vom Fürsten Metternich ausgegangen seyn und es ahmt den Londner Quarterly Review, der ihm auch in seinen politischen Tendenzen als Vorbild vorzuschweben scheint, sogar bis auf den Umschlag nach. Die Kosten dieser Unternehmung werden, wie man sagt, zum Theil aus der kaiserlichen Casse getragen — Der Hermes (eine bloße Privatunternehmung des Herausgebers dieses Lexicons) bekennt sich dagegen in seinen politischen Tendenzen zu der entgegengesetzten Partei (der constitutionellen), und um sich hierbei ganz frei bewegen zu können und beim Druck von keiner Censur beengt zu seyn, hat der Unternehmer Druck und Verlag mit dem zweiten Jahrgang (1820) ganz aus Deutschland weg und nach Amsterdam verlegt. Man hat ihn den deutschen Edinburgh Review genannt. — Ferner die in Paris (mit 1819) neu erschienene critische Zeitschrift: la Revue encyclopédique. Sie ist an die Stelle des Millin'schen Magazin encyclopédique getreten, beschäftigt sich aber nicht, wie dieses, vorherrschend mit archäologischen Gegenständen, sondern widmet sich der ganzen französischen und überhaupt europäischen Literatur. Der Redacteur ist Herr Jullien und es zählt die ausgezeichnetsten franz. Gelehrten und auch mehrere Ausländer unter seine Mitarbeiter. — Endlich die seit 1817 zu Mailand erscheinende treffliche Biblioteca italiana, die Acerbi zum Herausgeber hat und theils Abhandlungen theils Recensionen liefert.

Ueber die deutschen Unterhaltungsblätter haben wir in den Art. Elegante Zeitung, Freimüthiger, Kotzebue und Merkel schon mehrere Nachrichten und gewissermaßen die Geschichte ihres Entstehens mitgetheilt. Ihre Zahl hat sich seitdem beständig vermehrt, obgleich auch viele eben so schnell wieder untergegangen als entstanden sind. Die bedeutendsten, außer den oben erwähnten, sind das stuttgarter Morgenblatt, die dresdner Abendzeitung, der berliner Gesellschafter und das von Kotzebue gegründete literarische Wochenblatt, das mehr in die Categorie der Unterhaltungsblätter, als der gelehrten Zeitungen zu setzen ist. Ersteres begann 1807 und ist unter verschiedenen Redactionen von L. F. Huber, Haug, Rückert (Freimund Reimar) und jetzt der Madam Huber geb. Heyne (einer der geistreichsten Frauen und durch ihre Erzählungen der ganzen deutschen Lesewelt auf das vortheilhafteste bekannt) mit Glück und Beifall fortgesetzt worden, da der Unternehmer (der Buchhändler Cotta), der auch stets Antheil an der Redaction genommen, viel auf dies Blatt verwendet. Schon seit einigen Jahren ist dasselbe mit einem sogenannten Kunstblatt und mit

einer literarischen Beilage vereint. Ersteres hat im J. 1820 einen Herrn Schorn, und diese den Dr. Müllner in Weißenfels zu Spezial-Redactoren erhalten. Die Wahl des Erstern scheint eben so glücklich, als die des Letztern unglücklich getroffen zu seyn, indem M. diese liter. Beilage nur benutzt, um seine Privatstreitigkeiten darin auszukramen, die Personen, die ihn nicht für den ersten deutschen Dichter und Critikus halten wollen, zu verunglimpfen und anzubohren, die Verlagswerke solcher Verleger, mit denen er zerfallen, ohne Rücksicht auf die Vf. herabzuwürdigen, und seine eigenen Machwerke durch lobender Selbstrecensionen anzupreisen. Durch dies beispiellose Unwesen entehrt sich diese sonst interessante Unternehmung in dem Grade, daß man von der Einsicht des Unternehmers erwarten darf, er werde demselben über kurz oder lang (d. h. sobald er den Criticaster nur los werden kann, was so leicht nicht seyn wird) steuern und dadurch diesem beliebten Blatte aufs Neue seine volle Achtung verschaffen. — Die dresdner Abendzeitung entstand 1817, und wird von dem unter dem Pseudo-Namen Theodor Hell bekannten Hofrath Winkler, und dem Hofrath Kind (s. d. Art.) herausgegeben. Letzterer nimmt jedoch wenig Theil an der Redaction und scheint nur seinen Namen als Empfehlung dazu hergegeben zu haben. Diese Abendzeitung hat sich ein großes Publikum erworben, was sie vorzüglich den lebendigen und geistreichen Theater-Critiken Böttigers, so sehr man an ihnen auch die Lobewuth aussetzt und diese nicht mit Unrecht wegwünscht, und dem Talente mehrerer Mitarbeiter, welche kleine Erzählungen dazu beizutragen pflegen (wie Clauren-Heun, Schilling, Laun-Schulze und Andere) verdankt. — Der in Berlin erscheinende Gesellschafter besteht seit 1816, und wird vom Prof. Gubitz mit Geschick und Umsicht redigirt. Ueber das literarische Wochenblatt sehe man den Art. Kotzebue. Nach Kotzebue's Tode wurde es noch geraume Zeit mit Brosamen aus dessen Nachlaß und sonstigen Beiträgen gefüllt, ohne daß ein anderer Red. dafür wäre genannt worden. Später bemächtigte sich der literarische Bauchredner unserer Zeit, der Dr. Müllner in Weißenfels, auch dieses Blattes zum Behuf seiner Privatangelegenheiten und es ging hier eben so, wie wir beim Morgenblatt oben angeführt haben. Die Idee zu diesem Blatt ist übrigens ganz für die Frivolität unserer Zeit berechnet, wie man es von dem ersten Gründer erwarten kann *). Man schätzt den Absatz des Morgenblatts (das besonders viel nach Oesterreich geht) auf 1500; den der Abendzeitung auf 800; den des Gesellschafters auf 500 Exemplare; so wie den der eleganten Zeitung auf etwa 1000, und den des Kuhn'schen Freimüthigen auf 800 Exemplare. — Der thätige und einsichtsvolle Buchhändler Colburn in London hat die den deutschen Unterhaltungsblättern zum Grunde liegende Idee, nach einem dazu entworfenen Plane unseres durch seine Reise nach China bekannten, jetzt in London lebenden und dort eingebürgerten Landsmanns Hüttner, seit 1818 dorthin verpflanzt und es erscheint seit dieser Zeit die sehr zweckmäßig und verständig redigirte Literary Gazette, die zu Ende 1819 schon über 3000 Abonnenten zählte. In Frankreich sind diese besondern Unterhaltungsblätter unbekannt, wogegen jede politische Zeitung in ihrem sogenannten Feuilleton literarische, Kunst- und Theater-Nachrichten mittheilt.

B—s.

*) Es ist jetzt (April 1820) das Eigenthum des Herausgebers dieses Lex. geworden, der ihm einen veredelten Charakter geben wird.

Zeiz, ehemals eine Stiftsstadt des Königreichs Sachsen, durch den Vertrag vom 18ten Mai 1815 an Preußen abgetreten, und jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg im Herzogthum Sachsen gehörig. Die Stadt Zeiz liegt fünf Meilen von Leipzig in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der weißen Elster, über welche eine steinerne Brücke führt, und auf und an einem hohen Berge, daher die Straßen größtentheils abschüssig sind. Sie zählt 770 Häuser und mit dem Militär 6500 Einwohner, die sich theils mit Arbeiten in den hiesigen Tuch-, Zeug- und Ledermanufacturen, theils mit Feld- und Gartenbau beschäftigen. Die Stadt ist alt, hat aber, als ehemaliger Sitz verschiedener Behörden, zum Theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 5 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnasium, das eine gute Bibliothek von 12,000 Bänden und vielen Handschriften besitzt. Nahe bei der Stadt an der Elster ist der sogenannte Thiergarten, ein Wald mit Lustpartien. Das ehemalige Bisthum Zeiz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der heidnischen Wenden zum Christenthum zu befördern. Die unruhigen Wenden bezeigten so wenig Lust sich zu bekehren, daß sie 976 den Bischof mit seinen Domherrn auf einige Zeit von Zeiz vertrieben. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen gerathener, ihren Sitz (1029) nach dem mehr Annehmlichkeiten darbietenden Naumburg zu verlegen; das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeiz, doch residirten die Bischöfe selbst gewöhnlich zu Zeiz. Als der letzte catholische Bischof, Julius Pflug, 1564 starb, wurde dem Churhause Sachsen durch einen Vergleich die Administration des Stifts übertragen. Schon früher hatte Chursachsen die landesfürstliche Hoheit und Schutzgerechtigkeit über die in seinen Ländern gelegenen Stifter behauptet. Churfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeiz, nebst verschiedenen andern Ämtern, seinem vierten und jüngsten Sohne Moritz, welcher der Stifter der sachsen-zeizischen Nebenlinie wurde, die bereits im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit seinen Söhnen wieder ausstarb. Durch einen im Jahr 1726 geschlossenen Vergleich wurde das weltliche Stiftsregiment dem Churhause Sachsen auf immer übertragen, die Kirchensachen aber wurden dem sächsischen Geheimenrathscollegio überlassen. Diese Verfassung ist bis zum Jahre 1815 beibehalten worden, in welchem das ganze Stift Naumburg-Zeiz, mit Ausnahme eines Bezirks von einer Quadratmeile, an Preußen abgetreten wurde.

Zellgewebe (tela cellularis), nennt man die Urbildung der organischen Körper, welche sich in allen einzelnen Organen befindet, alle einzelnen Organe umgiebt und verbindet, und woraus sich die letztern nach der Ansicht mancher Physiologen bilden. Man kann es am deutlichsten und leichtesten sehen, wenn man die Muskelfibern der Länge nach aus einander reißt; da bemerkt man viele kleine weiße Fäserchen, welche den getrennten Fibern anhängen, diese sind eben reines Zellgewebe. Es besteht aus einer großen Menge kleiner Zellen, welche unter einander zusammenhängen, und thierischen Dunst, Fett oder auch krankhafter Weise serös-wässerige Flüssigkeiten enthalten.

Zeloten waren eigentlich bei den Juden diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, so wie für ihre Gesetze eiferten, und die öfters so weit gingen, daß sie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathsschänder sofort steinigten oder sonst aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. In der Folge, so wie auch heut zu Tage, belegt man diejenigen mit

diesem Namen, welche ohne Überlegung und mit ungebührlicher Strenge sich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen Andersdenkende eifern.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequem zum Reiten ist; daher auch in den alten Ritterromanen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Wörterbüchern sich noch findenden Worte, der Zelt (französisch Amble) her, das den Gang eines Pferdes zwischen Paß und Trab bedeutete.

Zend, s. Persische Sprache.

Zend-Avesta (lebendiges Wort) ist der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perser, die Gebern (s. d. Art.) oder Gauern in Persien und die Parsen in Indien, von ihrem Religionslehrer und Gesetzgeber Zoroaster oder Zerduscht (s. d. Art.) vor mehr als viertausend Jahren erhalten zu haben behaupten. Englische und französische Reisende hatten schon früher über die Religion der Gebern und ihre heiligen Bücher einige, aber unvollständige Nachrichten gegeben. Anquetil du Perron (s. d. Art.) erlernte, während seines Aufenthaltes in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geschrieben sind, brachte Abschriften derselben bei seiner Rückkehr nach Europa (1762) mit, und gab 1771 eine französische Übersetzung des Zend-Avesta heraus. Es erschien nachher eine deutsche Übersetzung von Kleuker, unter dem Titel: Zend-Avesta, Zoroasters lebendiges Wort rc. 3 Thle. Riga 1776 — 78 und später: Zend-Avesta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern, von Kleuker 1789. Englische und deutsche Gelehrte erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieser Schriften, woraus Streitigkeiten entstanden, über welche der Anhang zum Zend-Avesta rc. von Kleuker 1783 weitere Auskunft giebt. Der Zend-Avesta besteht aus fünf Büchern, welche in der Zendsprache geschrieben sind. Ein Theil derselben soll dem Zoroaster von Ormuzd, dem höchsten Weltregierer, geoffenbart worden seyn. Sie enthalten die Lehren von dem höchsten guten Wesen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem bösen Wesen (Arimanes), von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt rc. und werden beim öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Ein anderer Theil derselben besteht aus einer Sammlung kleinerer Aufsätze und Fragmente verschiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreisungen der vornehmsten Genien des Himmels, Sittensprüche rc. Diese sind von verschiedenen Verfassern und in verschiedenen Dialecten geschrieben. Auch sind in diesen Büchern historische und geographische Notizen enthalten, die jedoch verschiedener Auslegungen fähig zu seyn scheinen. — Freunde der geheimen Wissenschaften haben in diesen Büchern besondere Geheimnisse und die Weisheit des Morgenlandes zu finden geglaubt.

Zenith (Astron.), ein arabisches Wort, welches denjenigen Punkt bezeichnet, der gerade über dem Haupte, dem Scheitel, des Zuschauers steht, und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird, Scheitelpunkt. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Zenith, und man findet es mit Hülfe des Bleiloths, nach welchem die Achse eines Fernrohrs lothrecht gestellt wird, so daß das Auge dadurch gerade in dem Scheitel steht. — Der entgegengesetzte oder Fußpunkt heißt Nadir (s. d. Art.)

Zeno, ein Name, der in der alten Geschichte häufig vorkommt. Besonders sind zwei Philosophen dieses Namens berühmt geworden. 1. Zeno, der Eleatiker, aus Elea, der griechischen Colonie in Gros-

griechenland gebürtig, lebte ungefähr fünfhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung; denn er blühte um die achtzigste Olympiade, in welcher Zeit er mit Parmenides nach Athen reis'te. Er war ein Zögling der von Xenophanes (s. d. Art.) gestifteten eleatischen Schule. Man schreibt diesem Zeno die Erfindung, oder doch die weitere Ausübung der Dialektik (s. d. Art.) zu, deren er sich zur Vertheidigung des eleatischen Systems mit großem Scharfsinn bediente. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern sind Fragmente seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Hierzu gehört, daß er die Vielheit der Dinge, den Raum und die Bewegung als Behauptungen der dem eleatischen System gegenüberstehenden Empiriker zu widerlegen suchte. Man schildert ihn übrigens als einen guten, edlen Mann voll Energie und Patriotismus. Er unternahm es, sein von dem Tyrannen Clearchus unterdrücktes Vaterland zu befreien. Als der Versuch mißlang, stand er alle Martern ruhig aus und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. — 2. Zeno, der Stifter der stoischen Schule (s. d. Art. Stoa). Er war gebürtig aus Kition (Citium), einer Stadt auf der Insel Cypern, ein Zeitgenosse Epikurs und lebte ungefähr von 320 bis 260 vor der christlichen Zeitrechnung. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Zeno geweckt und genährt wurde. Aus Begierde, sich weiter auszubilden, oder, wie Einige erzählen, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie. Für diese Wissenschaft waren damals in Athen mehrere Schulen eröffnet. Zeno hörte zuerst den Cyniker Krates, dann die Dialektiker und den Akademiker Xenokrates. Da ihm keines von den Systemen, mit denen er sich bekannt gemacht hatte, ganz befriedigend, aber auch nicht ganz verwerflich schien, so bildete er sich ein neues System, das die Mängel und Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute daraus aber in sich vereinigen sollte (Eklekticismus), in der Hauptsache aber ein gemäßigter Cynismus ist. Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, erhielt sein System in der Folge den Namen des stoischen. (Siehe über dieses System den Art. Stoa.) Er trat mit diesem Systeme zu einer Zeit auf, wo die Grundsätze der Epikureischen Schule großen Beifall fanden, und eben dadurch eher eine Verschlimmerung, als Veredlung der Menschheit zu besorgen war. Von allen den Gegnern, welche Zeno's System fand, hat keiner seinen Charakter verwerflich machen können. Er war Philosoph nicht blos für die Schule, sondern auch in seinem ganzen Leben, so wie er auch bei Bearbeitung der Philosophie nicht allein den wissenschaftlichen Zweck, sondern zugleich auch die Veredlung des Lebens beabsichtigte. Ein Beweis, welche Achtung er sich durch seine Tugend erworben, ist der Umstand, daß man die Schlüssel der Befestigungswerke von Athen bei ihm, als an dem sichersten Verwahrungsorte, niederlegte. Durch das Ansehen, das er sich bei dem macedonischen Könige Antigonus erworben hatte, bewirkte er wesentliche Vortheile für die Athenienser. Auch bewiesen ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach seinem Tode ein Denkmal mit der Inschrift: sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich, setzen ließen. Er soll im späten Alter sich selbst getödtet haben; ein Beispiel, dem nachher mehrere Stoiker folgten. Zeno legte nur den Grund zum stoischen System,

seine Nachfolger bildeten es weiter aus; sein zweiter Nachfolger Chrysippus wird allgemein für denjenigen gehalten, der es am festesten begründete.

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, war 1669 zu Venedig in einer früher patrizischen, damals aber nur bürgerlichen Familie geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, die seinen aufgeweckten und regen Geist früh mit Kenntnissen bereicherte. Seine erste Berühmtheit aber sollte er der Poesie verdanken. Der Erfolg seiner Melodramen, einer damals sehr beliebten, aber auch sehr gemißbrauchten Dichtungsgattung, war eben so glänzend als verdient. Von mehreren Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterdichters angetragen, er aber zog es vor, in seinem Vaterlande zu bleiben, und unternahm unter dem Titel: Giornale de' Letterati d' Italia, eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. Als im Jahr 1715 seine Gattin, mit der er eben nicht glücklich gelebt hatte, gestorben war, ging Zeno, auf die Einladungen Carls VI. als kaiserlicher Hofdichter nach Wien. Zwar war sowohl die Reise, auf der er das Bein brach, als auch die erste Zeit seines Aufenthalts in Wien wenig erfreulich für ihn; bald aber änderte sich seine Lage, und er fühlte sich höchst glücklich durch die Gunst und persönliche Auszeichnung des Kaisers. Der Beifall, den er erntete, stieg mit jedem neuen Drama; überdies ward er auch zum Historiographen ernannt. Diese Ämter verwaltete er bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein zunehmendes Alter sie niederlegte, und nach Venedig zurückkehrte. Der Kaiser, der ihn als Freund liebte, ließ ihm seinen vollen Gehalt gegen das Versprechen, ihm jährlich ein neues Melodrama zu schicken. Hier lebte er bis zum 11. Nov. 1750 in literarischer Muße, im Besitz einer kostbaren Bücher- und Münzsammlung, die er wenige Monate vor seinem Tode den Dominicanern von der strengen Observanz schenkte. Als Dichter hat Apostolo Zeno ein anerkanntes Verdienst um die musikalische Poesie der Italiener; namentlich hat er der italienischen Oper durch seine Melodramen eine regelmäßigere Gestalt gegeben; ein Verdienst, das selbst Metastasio in ihm anerkennt. Vorzüglicher und von bleibendem Werth ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. In diesen Fächern besaß er die umfassendsten und gründlichsten Kenntnisse. Dies beweisen vor allen seine Anmerkungen zu Fontanini's Biblioteca della Eloquenza Italiana, seine Dissertazioni Vossiane, seine Nachträge zu Foresti's Mappamondo Istorico und seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manutius, so wie die Beiträge, womit er Anderer Arbeiten (z. B. Muratori) förderte, und sein reicher handschriftlicher Nachlaß, der zum Theil noch jetzt der Bekanntmachung werth wäre.

Zenobia (Septimia), eine berühmte Herrscherin in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, die sich durch viele große Eigenschaften, namentlich durch männlichen Heldenmuth einen hohen Grad von Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob. Sie, die Gemahlin des Odenathus, des Stifters des palmirenischen Reichs in Syrien, übernahm nach dessen Tode im Jahr Christi 267 die Regierung und verwaltete sie im Namen ihrer Söhne mit vielem Glücke. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser, die ihr Stolz verachtete, hatte sie sich der Oberherrschaft derselben entzogen; sie vergrößerte ihr Reich bald durch beträchtliche Eroberungen und nahm den Namen einer Königin des Orients an. Dem Kaiser Aurelian war es vorbehalten, sie zu überwinden. Nachdem er ihr Heer, welches den hart

näckigsten Widerstand leistete, geschlagen hatte, wurde sie endlich selbst in Palmyra belagert und alle Hoffnungen eines glücklichen Ausganges für sie waren verschwunden. Aurelian schickte ihr einen Brief eigenhändig geschrieben, und versprach ihr das Leben, wenn sie sich ihm ergeben würde. Aber Zenobia verwarf diesen Antrag mit Unwillen und antwortete ihm mit Kaltblütigkeit, daß ihr immer Muth genug übrig bleiben werde, um im verzweifelndsten Falle die Standhaftigkeit der Cleopatra nachzuahmen. Der Kaiser, hierüber erbittert, wagte einen neuen Angriff, eroberte im Jahre 273 Palmyra und nahm die Zenobia gefangen. Er führte sie mit sich nach Rom und verherrlichte durch sie den glänzenden Triumph, den er hielt. Zenobia erschien in unbeschreiblicher Pracht, in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gewande, und war an goldene Ketten gefesselt, die ihr nachgetragen wurden. Ihr schöner Wuchs, ihre schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde in ihrem ganzen Betragen gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher ansehnliche Ländereien in der Gegend von Tibur, wovon sie so viel Einkünfte hatte, daß sie ihrem vorigen Stande angemessen leben konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmsten Römern verheirathet, ihr Sohn, Vaballath, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien, und ihre Nachkommenschaft soll noch am Ende des vierten Jahrhunderts zu Rom geblüht haben.

Zentgericht, s. Centgericht.

Zeolith, eine Gattung von Fossilien von meist weißer, auch rother, braunrother, gelber, bläulichgrauer Farbe, welche durch Erwärmen electrisch werden, und unter andern die Eigenschaft haben, daß sie sich vor dem Löthrohr schäumend aufblähen (daher auch Brausestein). Es giebt mehrere Arten.

Zephyr, ein schwacher, kühler, angenehmer Abendwind, eigentlich der Westsüdwestwind. Der Name kommt aus dem Griechischen her, und bedeutet nach der Herleitung einen Wind, der lebendig macht, weil zu der Zeit, wenn dieser Wind anfängt zu wehen, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. Nach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die geringern Gottheiten, war ein Sohn des Äolus und der Aurora, und Liebhaber der Chloris oder Flora. Bei den Römern hieß er Favonius. Unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. Man stellte ihn als einen schönen, sanften Jüngling vor, mit einem Blumenkranze auf dem Haupte. Bei unsern Dichtern kommen nicht nur häufig Zephyre, sondern auch Zephyretten vor.

Zerboni di Sposetti ward unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. im Jahr 1796 das Opfer des Ministerdespotismus und der Hofcabalen. Durch die Revolution in Frankreich war eine besondere Furcht über die andern Höfe und Cabinete gekommen, überall witterten sie Jacobiner, jeder freigesinnte und freimüthige Mann ward verdächtig; mit besonderer Ängstlichkeit wachten die Preußen in dem eroberten Theile von Polen. Den Aufstand in Breslau im October 1796 verstand der Minister von Hoym nicht zu beschwichtigen, er wähnte sogar, daß die Schlesier gemeinschaftliche Sache mit den Polen machen würden. In diesem Glauben bestärkte ihn ein Brief, den er von dem Kriegsrath Zerboni aus Peterkau erhielt, der als ein Beispiel der Freimüthigkeit in der preußischen Geschichte aufbehalten zu werden verdient; einiges daraus soll hier mitgetheilt werden: „Es sind (am 6ten October 1796) Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens

vorgefallen, die in einem wohl regierten Staate nicht erhört sind. Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise, wo kann also der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren? Was hievon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht vom 6ten zum 7ten dieses Monats gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entschlüsse, die sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich und ihr Andenken verhaßt seyn! — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen. Sie beugen ihre Knie vor der Convenienz und huldigen der Laune des Moments. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreist in die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Gränzlinien unausstehlich und sich dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. — Das Schicksal hat wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es Ihnen so früh gab. Auf dem Orte, wo Sie stehen, was könnten Sie für Schlesien, für Südpreußen thun? und was geschieht durch Sie. — — Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräfl. Excellenz eine gesetzliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit. — —" Auf dieses Schreiben, das der Minister v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Zerboni zuerst nach Glaz, dann nach Spandau und von da nach Magdeburg als Staats- und Majestätsverbrecher auf königliche Gnade gesetzt. Da jener Brief dazu allein nicht hinreichend schien, so hatte der Minister Hoym aus den Briefen, die in Zerboni's Schreibtisch gefunden worden waren, Auszüge machen lassen, woraus sich ergeben sollte, daß Zerboni das Haupt einer Verschwörung sey. Drei Jahre lang schmachtete Zerboni im engen Gewahrsam, bis es ihm endlich gelang, auf dem Wege des Rechts seine Vertheidigung einzuleiten. Er ward freigesprochen. — Später trat er in seine Dienstverhältnisse zurück und ist jetzt Oberpräsident des Großherzogthums Posen, geschmückt mit mehreren Orden des Königreichs. — Unter dem Titel: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußlichen Kriegs- und Domainenraths Zerboni und seiner Freunde, 1801," machte Zerboni seine Schicksale bekannt.

Zerbst, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, ehemals die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums der zerbstischen Linie des Hauses Anhalt, welche im Jahre 1603 gestiftet worden war, und 1793 mit dem Fürsten Friedrich August (einem Bruder der Kaiserin Catharina II. von Rußland) ausstarb. Die zerbstischen Lande wurden hierauf am 28sten December 1797 unter die drei fürstlichen Häuser Dessau, Bernburg und Cöthen getheilt. Die Stadt Zerbst, die größte in sämmtlichen Ländern der anhaltischen Häuser, liegt an der Nuthe, eine Meile von der Elbe, in einem ebenen, sandigen Boden, hat ein schönes, außerhalb der Stadt gelegenes Residenzschloß, vier Vorstädte und in 1580 Häusern 8000 Einwohner. Lutheraner und Reformirte sind hier unter einander vermischt, und der Rath besteht in gleicher Anzahl aus Mitgliedern beider Confessionen. Es ist hier ein gutes Gymnasium und eine berühmte Töchterschule. Auch giebt es hier eine bedeutende Gold- und Silberfabrik, und eine Wachsfabrik; das Zerb-

ster Bier ist berühmt. Jetzt befindet sich hier das für die anhaltischen und schwarzburgischen Häuser errichtete Oberappellationsgericht.

Zerknirschung (contritio), wird die Traurigkeit genannt, welche sich des Menschen bei einer aufrichtigen und lebhaften Reue über seine Sünden bemächtigt, weil er sich durch das niederschlagende Bewußtseyn derselben gleichsam zermalmt und in seinem Innern vernichtet fühlt. Sie entsteht durch die Schrecken des Gewissens, welche die Erkenntniß der Sünde bei der Vorstellung des übertretnen Gesetzes bewirkt; nach protestantischer Ansicht ohne eignes Verdienst des Reuigen zufolge einer göttlichen Einwirkung, weil das Gesetz und der Ausspruch des Gewissens Gottes Stimme ist; nach catholischer Ansicht, als Handlung des freien Willens, die ein Verdienst haben und zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott mitwirken kann. Diese Verschiedenheit hat einen bedeutenden Einfluß auf die Moral beider Kirchen gehabt, welcher noch jetzt in dem sittlichen Zustande ihrer Glieder merkbar ist. E.

Zerlegung oder Zersetzung ist eine chemische Operation, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geschieht, als Abdampfen, Auflösen, Niederschlagen, Schmelzen, Distilliren und Sublimiren, wirken mittelst der chemischen Verwandtschaft (s. d. Art.), denn indem sie mit einem Bestandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verwandt sind, als dieser mit dem ihm verbundenen Bestandtheile, bewirken sie, daß er denselben verläßt und sich mit ihnen verbindet.

Zerlegung der Kräfte und Bewegungen. Wir müssen, um über diesen Gegenstand so allgemein faßlich als möglich zu sprechen, von der Zusammensetzung der Kräfte und einem Beispiele ausgehen. Man nehme ein viereckiges, rechtwinkliges Brett, und rolle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden mit daran hängender Bleikugel geschlagen ist, der sich beim Rollen abwickelt. Hier wirken zwei Kräfte *): die Hand, die die Walze in horizontaler Richtung fortführt, und die Schwere, welche die Kugel in verticaler Richtung hinabtreibt; der Weg, den die solchergestalt von den zwei gleichzeitig auf sie wirkenden, hier, ihren Richtungen nach, einen rechten Winkel einschließenden, Kräften bewegte Kugel wirklich beschreibt, ist aber, wie man bei Anstellung des Versuchs finden wird, die Diagonale des Vierecks. Eine einzige in letzterer Richtung allein thätige Kraft würde eben das bewirkt haben, was die beiden, einen Winkel einschließenden, gemeinschaftlich und gleichzeitig auf die Kugel wirkenden Kräfte zusammen bewirken. Die Bewegung in der Diagonale erscheint als das Resultat einer einzigen, aus jenen beiden Kräften, nach gewisser Maaßgabe, zusammengesetzten Kraft, und jene beiden Kräfte lassen sich im umgekehrten Falle hinsichtlich der Wirkung als aus der Zerlegung dieser einzigen entstanden betrachten. Durch dieses Beispiel wird der Gegenstand in der Hauptsache vollkommen klar, und man begreift, daß das Resultat ein ähnliches gewesen seyn würde, wenn die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte auch nicht einen rechten, sondern einen

*) Kraft steht hier allgemein für Ursach der Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen; nicht für Ursach der Modification schon vorhandener Geschwindigkeit, wie die Dynamik den Ausdruck wohl zu gebrauchen pflegt.

beliebigen andern Winkel mit einander eingeschlossen hätten. Ist allgemein die Größe und Richtung einer Kraft durch eine gerade Linie ausgedrückt, so verzeichne man ein beliebiges Parallelogramm, dessen Diagonale jene Grade ausdrückt; die Seiten desselben stellen die zusammensetzenden (Seiten-) Kräfte jener zusammengesetzten (mittlern) Kraft dar und können gleich diesen Kräften unendlich verschieden seyn, da der Winkel, unter dem man sie an die Diagonale legen mag, willkührlich ist. (Vergl. Winkelhebel und Zusammensetzung der Kräfte.) Die unzählbaren Anwendungen dieses Satzes lehrt die Mechanik ausführlicher kennen, und den Fall, da von mehr als zwei Kräften die Rede ist, beleuchtet der Art. Zusammensetzung der Kräfte, der überhaupt mit gegenwärtigem im Zusammenhange zu lesen ist. D. N.

Zesen (Philipp von), eine eigene literarische Erscheinung im siebzehnten Jahrhundert. Über den eigentlichen Namen des Mannes herrscht Ungewißheit. Er selbst schrieb ihn auf verschiedene Art: Philipp, gewöhnlicher aber Filipp Zese, Zesen, Cäsien, auch Zesen von Fürstenau, und im Lateinischen Caesius. Er war 1619 zu Prioran, einem damals chursächsischen Dorfe, unweit Dessau, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte zu Halle, Wittenberg — wo er Magister wurde — und Leipzig, und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, aber er scheint in großem Ansehen gestanden zu haben. Er wurde kaiserlicher Pfalzgraf, als Poet gekrönt, in der Folge geadelt, und erhielt von einigen sächsischen Fürstenhäusern den Titel als Rath. Nach vielen Reisen in Deutschland und Holland ließ er sich zu Hamburg nieder, wo er 1689 im siebzigsten Jahre starb. Lange vorher schon (1643) hatte er zu Hamburg eine gelehrte Gesellschaft: die deutsch gesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden, gestiftet, in welcher er den Namen des Färtigen (Fertigen) führte. Die Verbesserung der deutschen Sprache und Dichtkunst scheint der Hauptzweck dieses Vereins gewesen zu seyn. Eine Nachricht von dieser Gesellschaft und ihren Statuten gab Zesen unter dem Titel: das hochdeutsche helikonische Rosenthal rc. rc. Amsterdam 1669, heraus. Im Jahre 1648 wurde Zesen auch in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Wohlseyenden aufgenommen. Er war ein sehr thätiger und fleißiger Mann, der mit ungemeiner Leichtigkeit arbeitete, viel Kenntnisse besaß und nicht ohne Talente war. Aber sein übertriebener Eifer, unsere Sprache umzuschaffen, alles Fremdartige aus derselben zu verdrängen, statt dessen eine Menge unnöthiger und sonderbarer Neuerungen in dieselbe einzuführen, wobei er nur zu sehr Mangel an Geschmack und Kritik verrieth, haben ihm, statt des gehofften Ruhmes, nur Tadel und Spott zugezogen. Seine Anhänger, die Zesianer, erhoben ihn zwar über Alles, schadeten ihm aber vielmehr durch die Übertreibung ihres Lobes, so wie ihres Eifers, die Sprache zu reinigen, in welchem sie auf die lächerlichste und ungereimteste Art noch weiter als ihr Meister selbst gingen. Zesen und seine Schüler wollten eine veränderte Orthographie einführen. Sie nahmen dabei zur Hauptregel an, daß man so schreiben solle, wie man spreche, aber sie gingen darin offenbar oft fehl. Sie schrieben z. B. Mänsch, wärden, Fäder, statt Mensch, werden, Feder. Aber noch weit sonderbarer und auffallender war ihr Bestreben, an die Stelle allgemein bekannter und verständlicher Wörter andere, oft ganz läppische, Ausdrücke einzufüh-

ren, z. B. Dachnase, Schießprügel, Kopfdeckel, Zeugemutter ꝛc., anstatt Schornstein, Flinte, Hut, Natur. Den aus der Mythologie bekannten griechischen und römischen Gottheiten gaben sie abgeschmackte deutsche Namen. Sie nannten die Diana Weidin, Minerva Klugin, Venus Lustin, Pomona Obstin, den Vulcan Glutfang. Sie wollten überhaupt alle fremden Wörter, oder die nur irgend eine fremde Abstammung verriethen, ganz aus der deutschen Sprache wegschaffen. Einige von Zesen anstatt der fremden eingeführte, die Sache ausdrückende deutsche Wörter sind uns indeß geblieben, und er hätte unstreitig manches Gute für die Sprache wirken können, wenn er dabei mit mehr Vorsicht und Kritik gehandelt hätte. Die Anzahl seiner poetischen, kritischen, satirischen und moralischen Werke, die er selbst in allen Formaten herausgegeben hat, beträgt über siebzig, und mehr als vierzig hat er zum Theil unvollendet hinterlassen. Für eins der bessern seiner Gedichte, das zugleich einen Theil seiner Lebensgeschichte erzählt, hält man: Priorau, oder das Lob des Vaterlandes, Amsterdam 1680.

Zetergeschrei, s. Todesstrafen.

Zethus, ein Sohn der Antiope und des Jupiter.

Zettelbank, Circulationsbank, ist die Bankanstalt, welche Zettel, sogenannte Banknoten, die auf einzelne bestimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf setzt, mit dem Versprechen, den Nennwerth dieser Noten baar auszuzahlen jedem Inhaber, welcher dieselben der Bank zur Umtauschung gegen baare Münze einreicht. Anstalten dieser Art können selbst von einem einzelnen Privatmann, welcher das erfoderliche Vermögen dazu besitzt, errichtet werden, gewöhnlich aber schießen dazu mehrere ihre Kapitale zusammen und wählen einen Director zur Leitung des Ganzen. Über die Antheile der Eigenthümer des Bankfonds werden Verbriefungen ausgefertigt, welche Actien heißen, die Eigenthümer selbst heißen Actionäre, und der unter dieselben zu vertheilende Gewinnst der Anstalt wird Dividende genannt; je nachdem letztere groß oder klein ist, haben die Actien eine höhere oder geringere Geltung. Eine Banknote ist nichts weiter als ein Wechselbrief, ausgestellt auf die Bank selbst, der zu jeder Zeit zahlbar ist, und dessen baare Zahlung man nur um deßwillen nicht betreibt, weil man sicher ist, oder vielmehr zu seyn glaubt, sie erhalten zu können, wann man will. Die Dividende oder der Gewinnst der Theilhaber der Bank beruht darauf, daß die Bank, so lange ihr Credit feststeht, d. h. so lange der Glaube unerschüttert bleibt, sie werde ihr Versprechen wegen baarer Zahlung der Noten gewiß erfüllen, nicht den ganzen Betrag der ausgegebenen Noten baar in ihrer Casse zu haben braucht und daher einen Theil desselben zu anderweiten vortheilhaften Geschäften verwenden kann. Setzt die Bank keine größere Summe mittelst Noten im Umlauf, als der zur Umwechslung der Noten gegen baare Münze bestimmte, in ihren Koffern verwahrte Fonds beträgt, so ist kein Gewinnst für die Theilhaber der Bank denkbar; wenn aber die Bank z. B. Noten über 4 Million Thlr. gegen sichere Unterpfänder ausleiht und nur eine Million Thlr. zur Deckung der einzureichenden Noten baar liegen läßt, so wird nach Abzug der durch die Verfertigung der Zettel und durch die Verwaltung der Bankanstalt veranlaßten Kosten ein Überschuß als Dividende bleiben, welcher den Betrag der gewöhnlichen Zinsen des hinterlegten Bankfonds in der Regel weit übertrifft. — Die Geschäfte

einer Zettelbank bestehen gewöhnlich darin, daß sie gegen sicheres Unterpfand auf bewegliche und unbewegliche Güter Darleihen giebt, Wechsel kauft und verkauft, auch den Betrag guter Wechsel vor ihrer Verfallzeit gegen Abzug der hierbei üblichen Zinsen vorschießt. Abgesehen von dem Gewinnste der Theilhaber der Bank sind die Vortheile, welche dem verkehrtreibenden Publicum aus einer solchen Anstalt erwachsen, ausnehmend wichtig; große Summen können nämlich weit leichter mit Papier als mit baarer Münze bezahlt werden, man erspart bei jenem die Mühe des Zählens, ist weniger Irrthümern und Gefahren ausgesetzt und braucht insbesondere auf Reisen des Transports wegen nicht so verlegen zu seyn, wie bei diesem. Der Dieb entdeckt die Noten nicht so leicht, wie baare Münze, und soll eine Schuld an einem entfernten Orte abgetragen werden, so kann man die Noten durchschneiden und die zweite Hälfte absenden, wenn die Nachricht von der glücklichen Ankunft der ersten eingegangen ist; wird eine Note durch Zufall vernichtet, so verliert freilich der Privatmann, der sie verlor, aber für die Nation geht nur ein Blättchen Papier verloren, kein wirkliches Gut, wie bei der Vernichtung von baarer Münze. Noten lassen sich nicht beschneiden oder wie Goldstücke in ledernen Beuteln reiben und leichter machen, die abgenutzte Note, welche nicht mehr umlaufen kann, gilt noch, was sie galt, da die Bank sie ausgab; will es der Inhaber derselben, so kann er sie austauschen gegen eine neue. Bei solchen Bequemlichkeiten, welche die Banknoten gewähren, ist es nicht zu verwundern, wenn man sie häufig, besonders beim Großhandel, der baaren Münze nicht nur gleich achtet, sondern sie ihr sogar noch vorzieht und in so fern die Bank, welche die Noten ausgestellt hat, hinreichenden Credit besitzt, oft begieriger nach Noten greifen sieht, als nach baarer Münze. Als Grundlagen einer guten Bankanstalt dieser Art sind folgende Bedingungen zu betrachten: 1. Die Bank darf keinen größern Betrag in Noten in Umlauf setzen, als die Werthe ausmachen, welche sich in ihrem Gewahrsam befinden; 2. wenn auch die Bankunternehmer finden, daß der größte Theil der zur Sicherheit ihrer Noten dienenden baaren Münze zur Auswechslung nicht nöthig ist und sie also schon mit einem Theile der baaren Fonds alle Anfoderungen, die in einem gewissen Zeitraume an die Bank gemacht werden mögen, werde befriedigen können, so dürfen sie doch den zur Auswechslung überflüssigen Theil nur auf eine solche Art nützlich gebrauchen, daß die baaren Fonds, sobald es erfoderlich, in kurzer Zeit wieder eingezogen werden können; 3. die Cassen zur Auswechslung müssen allenthalben offen stehen, wo die Banknoten umlaufen. — Zettelbanken, welchen eine dieser drei Grundlagen fehlt, geben immer zu der Besorgniß Anlaß, daß ihre Noten über lang oder kurz unter den Nennwerth sinken und alle jene Übel zur Folge haben werden, welche stete Begleiter von fehlerhaften Papiermünzen (s. d. Art. Papiermünze) sind. Ob übrigens die Zettelbank von einzelnen Bürgern oder vom Staate errichtet, ob sie also eine Privatbank oder eine Staatsbank sey, ist an sie ziemlich gleichgültig. Beide Gattungen von Bankanstalten können, wenn sie auf richtige Grundsätze gebaut sind und ihren Hauptzweck, nämlich den Umlauf der in den Tauschverkehr kommenden Gütermasse zu beleben, gehörig erfüllen, höchst wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken. Weil aber für die Regierung ein zu großer Reiz darin liegt, in Zeiten öffentlicher Noth die Staatsbank als eine

Hülfsanstalt für ihre Finanzen zu betrachten, und da die Geschichte so häufige Beispiele liefert von einem Mißbrauche solcher Anstalten, so erklärt es sich, warum Privatbanken dieser Art in der Regel eines stärkern öffentlichen Zutrauens genießen, als Staatsbanken. Hinsichtlich der erstern sollte sich die Regierung nie einen andern Einfluß erlauben, als den des Schutzes und der Oberaufsicht auf genaue Befolgung der Grundgesetze der Anstalt. Maßt sich dieselbe einen stärkern Einfluß in dieser Hinsicht an, so erhält die Privatbank binnen Kurzem den Charakter einer Staatsbank und ihr Credit ist denselben Gefahren ausgesetzt, wie der Credit der letztern. — In keinem Lande ist man eifriger bemüht gewesen, Zettelbanken zu errichten, und der Banknoten statt der Metallmünze sich zu bedienen, als in Großbritannien. Seit dem Frieden, welcher dem amerikanischen Kriege ein Ende gemacht, bis auf den heutigen Tag hat dort die Zahl solcher Anstalten mit jedem Jahre zugenommen, so daß daselbst die Metallmünze gegenwärtig aus der Circulation beinahe gänzlich verschwunden und in die Cassen der Bankiers geströmt ist. Im Jahre 1797 betrug die Anzahl solcher Banken in Großbritannien 353, im Jahr 1799 bereits 366, im J. 1800 386, im J. 1809 735, im J. 1812 878 und im J. 1815 sogar über 1000. Hiervon befinden sich außer der großen englischen Bank 70 allein in London und die übrigen zerstreut im Lande. — Als die wichtigsten und zugleich merkwürdigsten Zettelbanken in Europa aber sind ohne Zweifel die englische Bank in London und die französische in Paris (s. d. Art. Englische Bank, Französische Bank) zu betrachten. K. M.

Zeuge ist eine Person, welche zu einer rechtlichen Verhandlung, sie sey streitig oder nicht, gezogen wird, damit sie entweder über vergangene Thatsachen Auskunft gebe, oder durch ihre Gegenwart bei der Verhandlung in den Stand gesetzt werde, über dieselbe einmal künftig Auskunft zu geben. Das Alter, welches die Gesetze zur Ablegung eines gültigen Zeugnisses erfodern, ist, — peinliche Fälle ausgenommen, — dasselbe, welches zur Ablegung eines Eides erfodert wird. Absolut unfähig, als Zeugen aufzutreten, sind Kinder unter sieben Jahren, Wahnsinnige, der Bestechung und des Meineides Überführte, Personen, welche mit der infamia juris belegt sind. Respective unfähig sind: Personen, die von der Sache Schaden oder Nutzen zu erwarten haben, und solche, welche die Sache, von der die Rede ist, nicht zu begreifen vermögen. Zeugenverdächtigkeit entsteht aus Verwandtschaft und Schwägerschaft bis zum vierten Grade exclusive, aus großer Zuneigung oder starkem Hasse, aus der infamia facti und aus jeder genauen Verbindung, worin der Zeuge mit einer Partei steht, und welche eine besondere Ehrfurcht oder Treue erfodert. Dahin gehören alle Personen, die in eines Andern Lohn und Brot stehen, in Beziehung auf diesen. Auch Juden und Ketzer sind verdächtige Zeugen gegen einen Christen. Zeugen, welche gar kein ihre Glaubwürdigkeit treffender Vorwurf trifft, sind unbescholtene Zeugen, testes classici oder omni exceptione majores.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, versteht man 1. den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2. ein mechanisches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird; z. B. Hebezeug, Reißzeug; 3. Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (weiß Zeug, Tischzeug). Daher ist Zeughaus 1. jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden; 2. im engern Sinne

ein Gebäude, in welchem Geschütz und andere zum Kriege erfoderliche Sachen aufbewahrt werden. Das ausländische Wort Arsenal (wahrscheinlich von Ars) drückt noch mehr aus und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe rc.) verfertigt werden. Zeugmeister, Zeugwärter sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgeräthschaften. Generalfeldzeugmeister ist bei der kaiserlich österreichischen Armee ein Titel, der dem eines Generals der Cavallerie bei andern Armeen gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreiche Polen hieß der Chef der Artillerie Krongroßfeldzeugmeister

Zeus, s. Jupiter.

Zeuxis, ein berühmter griechischer Mahler, der ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte. Er war gebürtig aus Heraclea in Großgriechenland, und ein Schüler des atheniensischen Mahlers Apollodorus, dem man das Verdienst einer treuen Nachahmung der Natur, richtiger Zeichnung und eines guten Colorits beilegt. Zeuxis brachte die Mahlerei zu einem höhern Grade der Vollkommenheit und übertraf seine Vorgänger. Er verstand die Kunst, Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, und hatte ein vortreffliches Colorit. Seine Gemählde wurden daher auch sehr gesucht und theuer bezahlt, so daß er sie zuletzt gar nicht mehr verkaufen wollte, weil sie, nach der Äußerung, die man ihm beilegt, nicht zu bezahlen wären. Der Ruhm, den er sich erwarb, erregte die Eifersucht seines Lehrers Apollodorus, der eine Satire auf ihn verfertigt haben soll. Ganz vorzüglich glücklich war Zeuxis in weiblichen Gemählden. Die alten Schriftsteller rühmen besonders eins seiner Gemählde, eine Helena, die er für die Stadt Crotona — nach Andern für Agrigent — mahlte. Zum Modell dazu hatte er sich fünf der schönsten Mädchen ausgesucht. Berühmt war auch im Alterthume sein Gemählde, Jupiter auf dem Throne sitzend, von den andern Göttern umgeben. Von allen diesen Kunstwerken ist nichts bis auf unsere Zeiten erhalten worden. Er mahlte viel für den König Archelaus von Macedonien. Als vorzügliche Gemählde von ihm werden noch ein Hercules in der Wiege, der die Schlangen erdrückt, ein Athlet, eine Alkmene, eine Penelope erwähnt. Zeuxis mahlte langsam, seine Werke waren aber desto vollendeter. Er war ein treuer Nachahmer der Natur. Als er mit seinem Kunstgenossen, dem berühmten Parrhasius, einen Wettstreit über die größere Geschicklichkeit in der Kunst eingegangen war, mahlte er Weintrauben so natürlich, daß die Vögel auf dieselben zuflogen. Parrhasius stellte ihm eine Tafel mit einem gemahlten Vorhang entgegen. Als Zeuxis verlangte, daß der Vorhang aufgezogen würde, um das, seiner Meinung nach, hinter demselben verborgene Gemählde sehen zu können, bekannte er sich für überwunden, weil er nur Vögel, sein Gegner aber selbst einen Künstler getäuscht habe. Er scheint eine besondere Geschicklichkeit in Fruchtstücken besessen zu haben. Denn als er ein andermal einen Knaben mahlte, der einen Korb mit Weintrauben trug, flogen die Vögel wieder nach den Trauben. Zeuxis fand sich jedoch dadurch nicht geschmeichelt, und wischte den Traubenkorb weg. „Wäre der Knabe," sagte er, „eben so natürlich dargestellt, so würden die Vögel sich vor ihm gescheut haben." Um diese Erzählungen von den Wirkungen seiner Gemählde richtig zu würdigen, vergleiche man die Art. Idealisiren, Kunst, Illusion,

Nachahmung und was Göthe so herrlich über diesen Punkt in seinem Aufsatze über Myrons Kuh (Kunst und Alterthum 3ter Bd.) bemerkt hat. Man erzählt eine, vielleicht nur zum Scherz ersonnene, Anekdote von der Art seines Todes. Er habe nämlich eine Hecuba gemahlt, und sey bei der Betrachtung des über alle Maßen häßlichen Gesichts derselben in ein so heftiges Lachen gerathen, daß er darüber gestorben sey.

Zeyst (Zeist), ein Dorf mit mehr als 1200 Einwohnern und einem schönen Schlosse in der niederländischen Provinz Utrecht, eine Stunde von der Stadt Utrecht entfernt. Das Dorf liegt in einer sehr angenehmen Gegend, wo sich viele Gärten und schöne Promenaden finden. Es gehörte ehemals dem gräflich nassauischen Hause, wurde aber 1752 an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeinde zu Anlegung einer Colonie, die jetzt aus 300 Mitgliedern besteht, einräumte. Die Herrnhuther haben nun hier große Brüder- und Schwesterhäuser und Fabriken angelegt, welche Kunsttischlerwaaren, Handschuhe, Leder, Band, Seifenkugeln, Gold- und Silberarbeiten, Lackirwaaren und Talglichter von vorzüglicher Güte liefern. Unweit Zeyst breitet sich eine weite Haide aus, wo von der französisch-holländischen Armee bei der Thronbesteigung Napoleons eine 148 Fuß hohe Erdpyramide errichtet wurde, die jetzt mit der Herrschaft Napoleons verschwunden ist.

Ziegel, ein künstlicher Stein aus gebrannter Lehm- oder Thonerde. Die Kunst, Ziegel zu formen und zu brennen, ist so einfach, daß man sich nicht zu wundern hat, wenn man ihre Spuren schon bei den ältesten Völkern antrifft. Schon im ersten Buch Mosis wird der Thurmbau zu Babel so beschrieben, daß man Ziegel gebrannt, und Asphalt zum Bindemittel der Backsteine genommen habe. Bekanntlich setzt man den Thurmbau zu Babel gewöhnlich in das fünfte Jahrhundert nach der sogenannten Sündfluth, und es möchten also wohl wenige menschliche Künste seyn, deren Ursprung sich in so frühen Zeiten findet. Da ausdrücklich vom Brennen des Thons die Rede ist, so kann dies schwerlich der Thurm seyn, dessen Ruinen man noch zeigt; denn hier sind die Steine von ungebranntem Thon. Auch Herodot erzählt, daß die Mauern von Babylon aus gebrannter Erde, mit Asphalt verbunden, aufgeführt seyen. Auch die Kinder Israel wurden von dem Pharao gezwungen, Thonerde zu graben und Ziegel zu brennen, da man die Städte Pithom und Raamses baute. Die Griechen vervollkommneten diese Kunst, nach Plinius Bericht. Sie hatten dreierlei Arten von Ziegeln, wovon die ersteren sechs, die zweiten zwölf, und die größten funfzehn Zoll lang waren. Auch die Römer müssen es sehr weit darin gebracht haben: denn Trajans Säule, aus diesem Stoff aufgeführt, ist nach 1700 Jahren noch höchst dauerhaft. Unter den neueren Völkern scheinen es die Holländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens gebracht zu haben, denn sowohl ihre Häuser, als auch das Pflaster ihrer Höfe widerstehen der meist feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Ihnen stehen wenigstens die englischen Ziegel, deren man sich zum Häuserbau in London bedient, weit nach. Der beste Stoff, um Ziegel zu machen, besteht in einer Mischung von Thon und Sand, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. In manchen Gegenden nimmt man auch Mergel dazu, welcher bekanntlich aus Thon und Kalk zusammengesetzt ist; doch darf nicht zu viel Kalk darunter seyn, weil

sich sonst der Mergel eher zur Verbesserung der Ackererde, als zum Ziegelbrennen schickt. An mehreren Orten wird auch der Thon durch Verwitterung des Porphyrs erzeugt, indem der Feldspath sich durch die Länge der Zeit an der Luft zersetzt; auch dieser giebt gute Ziegel. So kann man auch Erde, die aus Alaun und Kiesel besteht zu Ziegeln brennen; sobald aber Kalk zu dieser Mischung tritt, schmilzt im stärkeren Feuer die Masse zu einer Schlacke. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dauerhaftesten Ziegel aus einer Erde bereitet werden, welche drei Theile Thon und einen Theil Kalk enthält. Wird solch eine Mischung einer starken Feuerhitze ausgesetzt, so fängt sie an, sich zu verschlacken, und wird dadurch viel härter und dichter, als gewöhnliche Ziegel. Solche halbverschlackte Ziegel saugen weniger Wasser ein, und zerfallen also im Winter viel weniger als die gemeinen. Die letztern nämlich, wie man an den Dachziegeln häufig genug sieht, nehmen, der beständigen Nässe des Winters ausgesetzt, die Feuchtigkeiten in ihre Zwischenräume auf. Diese gefrieren, dehnen sich aus, und der Ziegel, wenn das Wasser aufgethaut ist, fällt aus einander. Daher pflegt man in England die gewöhnlichen Ziegel anzustreichen, oder mit einer Art Firniß zu überziehen, damit die Feuchtigkeit nicht eindringen könne. — Ein Haupterfoderniß zu guten Ziegeln ist, daß sie vor dem Brennen hinlänglich ausgetrocknet seyen. Wollte man sie brennen, wenn sie inwendig noch feucht sind, so würde das Wasser, durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, die Masse zum Zerplatzen bringen. Daher trocknet man die an der Luft schon getrockneten Ziegel oft noch bei gelindem Feuer, ehe man sie in den Ofen bringt. Freilich hängt das Wasser der Thonerde so fest an, daß es auch durch die stärkste Feuerhitze nicht ganz davon zu trennen ist, aber, wenn seiner eine möglichst geringe Menge ist, so macht es mit der Ziegelerde eine durchaus feste Masse aus, die nicht leicht mehr Feuchtigkeit anzieht. — Der Ziegelofen wird gewöhnlich ganz einfach erbaut: man macht ihn ungefähr zwölf Fuß hoch, fast eben so lang und breit. Die Wände, ungefähr einen Fuß dick, neigen sich nach oben schräg gegen einander. Die Ziegel kommen auf flachen Boden zu stehen und werden, bei jedem Brennen etwa 15 bis 20,000 an der Zahl, mit alten Dachziegeln bedeckt. Dann wird Reisholz zuerst angezündet und zwei bis drei Tage lang ein mäßiges Feuer unterhalten, bis der anfangs schwarze Rauch anfängt, durchscheinend zu werden. Dies ist ein Zeichen, daß die Ziegel hinlänglich trocken sind. Nun setzt man das Ofenloch mit Ziegeln und Lehm so weit zu, daß nur noch eine Öffnung zu ein Paar Scheiten Holz oder zu einem Bündel Reisig übrig bleiben. Dann wird dieser Feuerstoff hineingebracht, angezündet und das Feuer so lange verstärkt, bis die Flamme oben aufschlägt, und die Bogen anfangen weiß zu werden. Nach und nach vermindert man dann das Feuer, und läßt es ungefähr nach 48 Stunden endlich ausgehen. In Schweden pflegt man auch Schlacken aus den Eisenhütten unter die Ziegelmasse zu werfen, wodurch sie natürlich noch viel dauerhafter wird. Man kann statt dessen auch klein gemahlene alte Ziegel oder gestoßenes Glas hinzuthun, wodurch das Verschlacken befördert wird. Die Farbe der fertigen Ziegel beweis't nicht immer ihre Güte. Die englischen Ziegel sind hellgelb und etwas bräunlich, welches wahrscheinlich von der Steinkohlenmasse herrührt, die, mit den Eisenkalken vermischt, einen gelben Ocher darstellt. Denn Eisen ist in der meisten Ziegelerde. Die Gewalt

des Feuers verkalkt dies, und es kann nun, nach der Verschiedenheit der beigemischten Stoffe, mancherlei Farben geben. Die Alten kannten schwimmende Ziegel, die unter andern Plinius erwähnt. Er sagt, sie würden in Spanien und Kleinasien aus einer Art Bimsstein gemacht, und sänken im Wasser nicht unter. Erst im Jahre 1791 fand Fabroni bei Castel del Piano, auf der Gränze zwischen Toscana und dem Kirchenstaat, eine Art Bergmehl, welches aus 79 Theilen Kiesel, aus 12 Theilen Wasser, wenigem Alaun, und noch wenigerem Eisen bestand. Wenn aus dieser Erde Ziegel gebildet wurden, so schwammen sie im Wasser, und es ist also dadurch Plinius Aussage bestätigt.

Ziethen (Hans Joachim von), königl. preuß. General der Cavallerie, Ritter des schwarzen Adlerordens ꝛc., ward 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin geboren, begann seine militärische Laufbahn in seinem 14ten Jahre beim Infanterieregimente v. Schwendy, nahm einige Jahre darauf wegen unverdienter Zurücksetzung seine Entlassung, lebte drittehalb Jahr auf dem väterlichen Gute und trat 1726 beim Dragonerregimente v. Wuthenow als Premierlieutenant wieder in Dienste, wo er sich nun mit unermüdetem Eifer seiner neuen Waffe widmete. Nichts destoweniger ward er von einem unwürdigen Cameraden in Händel verwickelt, die ihm zuerst einjährigen Festungsarrest, später sogar Cassation zuzogen. Er ward jedoch auf einiger Generale Verwendung im Jahre 1730 wieder bei der Leibhusaren-Compagnie angestellt, die der König in Berlin errichten ließ und aus welcher sein nachmals so berühmt gewordenes Regiment entstand. Im J. 1731 zum Rittmeister befördert, machte er 1735 den ersten Feldzug gegen Frankreich unter Befehl des österreichischen Generals Barouay mit, eines damals berühmten Parteigängers, auf dessen Empfehlung er im folgenden Jahre zum Major ernannt ward. Im Laufe des ersten schlesischen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Obristlieutenant. Als er aber wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothschloß sich besonders auszeichnete und seinen vormaligen Lehrer Barouay (der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, verfügte der König seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments und verlieh ihm den Verdienstorden. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 als Commandeur der Avantgarde eines von Olmütz aus detachirten 15,000 Mann starken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der österreichischen Hauptstadt nie wieder ein preußischer Feldherr gekommen ist. Der zweite schlesische Krieg begann (1744) und Ziethen zeichnete sich schon im ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward, im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die österreichische Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve commandirte, und besonders des für ihn so glorreichen Gefechts bei catholisch Hennersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf nach der Schlacht bei Kesselsdorf der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer, als die fortwährende Ungnade Friedrichs, die, von cabalirenden

Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, und erst kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten zur hohen Ehre gereicht. Es würde zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Ziethen in diesem Kriege seinen Feldherrnberuf so vielfach beurkundete. Wir beschränken uns darauf, kürzlich zu erwähnen, daß er für ausgezeichnet kluge Leitung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden erhielt; bei Collin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Escadrons commandirte, verwundet ward; bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nadastischen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umsicht und Thätigkeit leitete; späterhin aber bei Deckung des großen für das Olmützer Belagerungsheer bestimmten Transportes der feindlichen Übermacht und Laudons Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er die österreichische Hauptarmee zurückhielt, zum General der Cavallerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwohl ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem hubertsburger Frieden (1763) verheirathete sich Ziethen in seinem 65sten Jahre nochmals, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, so wie er denn von nun an seinen Feldherrn immer durch Beweise von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieser so sehr verdiente, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus noch an dem bayerischen Erbfolgekriege Theil nehmen, allein der König lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit gnädig ab. So von seinem Monarchen geehrt und geliebt, von seinen Untergebenen und denen, die ihm näher standen, fast angebetet, von der großen Menge mit enthusiastischer Bewunderung verehrt, durchlebte er ein heitres Greisenalter, bis am 26sten Januar 1786 zu Berlin ein sanfter schneller Tod sein ruhmvolles Leben ohne lange vorherige Krankheit endete. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule des Helden, die Friedrich Wilhelm II. 1794 auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen ließ. — Sein obengedachter 1765 geb. Sohn hat sich insbesondere in dem Kriege von 1813 — 1815 gegen die Franzosen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er zum Befehlshaber des in Frankreich verbleibenden preußischen Occupationscontingents ernannt, und hatte als solcher sein Hauptquartier in Sedan. Nach seiner Zurückkunft wurde er zum Militärgouverneur von Schlesien ernannt.

Zigeuner, ein Nomadenvolk, dessen offenbar asiatische Bildung und Sprache nebst ihren Sitten durchaus von allen europäischen abweichen. Was den Namen Zigeuner betrifft, so wird derselbe zwar von Mehreren für eigentlich deutsch gehalten, und von Zieh-Gauner hergeleitet, allein dem steht entgegen, daß sie schon bei ihrer Ankunft in Ungarn im Anfang des 15ten Jahrhunderts Zigani und Zingani, auch von den Italienern, Wallachen und selbst von den Türken Zingari, Tschingani und Zigani ge-

nannt werden. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß dieser Name ursprünglich indisch ist. Denn am Ausflusse des Indus giebt es noch jetzt ein Volk, die Tschinganen, und der Lieutenant Pattinger, welcher sie kürzlich in Beluchistan auf der persischen Gränze traf, bestätigt die Ähnlichkeit ihrer Sitten mit den Gebräuchen der Zigeuner. Die Holländer nennen dies Volk **Heiden**, die Schweden und Dänen Tataren die Engländer Ägypter (Gypsies), die Franzosen Böhmen (Bohémiens), die Spanier endlich Gitanos, welches überhaupt den schlauen Charakter bezeichnet. Dies Volk ist zwar durch ganz Europa verbreitet, und es können leicht, wie Einige berechnet haben, sieben- bis achtmalhunderttausend durch Europa zerstreut seyn. Indessen scheinen die meisten im südlichen Spanien herumzuschweifen, wo man sie auf 40,000 Seelen ansetzt. In Deutschland und Frankreich sind sie nur einzeln, desto zahlreicher aber in Ungarn, Siebenbürgen und der Moldau, wo gewiß allein 200,000 leben. Noch häufiger trifft man sie in der ganzen Türkei, besonders in Bessarabien, der Crimm und um Constantinopel. Man kennt ihr äußeres Ansehen: die gelbbraune oder Olivenfarbe ihrer Haut, die Kohlenschwärze ihrer Haare und ihrer Augen, die blendende Weiße ihrer Zähne; weßwegen manche Mädchen, vorzüglich in Spanien, für große Schönheiten gehalten werden. Dazu kommt das Ebenmaaß ihrer Glieder, welches selbst den Männern nicht fehlt, die übrigens ein zurückschreckendes, scheues Ansehen haben. Ihre Lebensweise ist unstät. Sie haben selten feste Wohnplätze. Wo es das Clima erlaubt, — und sie ziehen deßwegen die südlichen Länder vor, — sind sie hordenweise in Wäldern und Einöden anzutreffen. Selten führen sie Zelte mit sich, sondern gegen die Winterkälte schützen sie sich durch den Aufenthalt in Höhlen und Grotten, oder sie bauen sich Erdhütten, die einige Fuß in die Erde gegraben und obenher mit Rasen, auf Sparren gelegt, bedeckt sind. In Spanien, und selbst in Ungarn und Siebenbürgen, giebt es dennoch mehrere, die Gewerbe treiben. Sie sind Gastwirthe, Pferdeärzte, Roßhändler, Schmiede, bessern alte Kessel und Pfannen aus, verfertigen Eisenwaaren, Nägel und dergl. Einzelne haben es selbst in der Musik zu einiger Fertigkeit gebracht. Ihre Weiber sind in jüngeren Jahren, besonders in Spanien, Tänzerinnen. Sobald sie etwas älter werden, treiben sie durchgehends Wahrsagerei und Chiromantie. Dies Gewerbe ist ihnen durch die ganze Welt eigen, und eine Hauptquelle ihres Erwerbes. Die Kinder gehen bis ins zehnte Jahr vollkommen nackt. Weder Hemden, noch Kopf- und Fußbedeckung kennt ein Zigeuner. Ihre Nahrung ist ekelhaft. Unter den Gemüsen lieben sie Zwiebeln und Knoblauch, ganz nach morgenländischer Sitte. Sonst aber ist alles Fleisch ihnen willkommen, selbst das von verreckten Thieren: daher eine Viehseuche für sie das willkommenste Ereigniß ist. In Ungarn wurden sie vor einigen dreißig Jahren beschuldigt, mehrere Menschen geschlachtet und gegessen zu haben. Auch wurde dies Verbrechen mit der größten Strenge an ihnen bestraft: dennoch bleibt ihre wirkliche Schuld unerwiesen. Unter den Getränken ziehen sie den Branntwein allen übrigen vor. Tabak ist ihre größte Leckerei. Sie kauen und rauchen ihn, so Mann als Weib, mit solcher Begierde, daß sie alles hingeben, um diese Liebhaberei zu befriedigen. Eine eigentliche Religion haben sie nicht. Unter den Türken sind sie Mohammedaner, und in Spanien wenigstens, so wie in Siebenbürgen, nehmen sie christliche Ge-

bräuche an, aber ohne sich um Unterricht, oder um Begriffe von geistlichen Dingen zu bekümmern. In Siebenburgen lassen sie ihre Kinder oft mehrmals an verschiedenen Orten taufen, um desto mehr Pathengeld zu bekommen. Die Ehen werden auf die roheste Weise geschlossen. Unbekümmert darum, ob das Mädchen seine Schwester oder eine Fremde ist, heirathet sie der junge Zigeuner, sobald er will, gewöhnlich in seinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre. In Ungarn lassen sie sich wohl trauen, aber von einem Zigeuner, der die Stelle des Priesters vertritt. Kein Zigeuner heirathet eine Andere, als eine echte Zigeunerin. Wird er ihrer überdrießig, so jagt er sie ohne Umstände fort. An Erziehung ist unter diesem rohen Volke nicht zu denken. Eine allgemeine, fast thierische Liebe zu ihren Kindern macht, daß sie sie nie strafen, sondern daß diese von Jugend auf des Müßigganges, des Stehlens und der Betrügereien gewohnt werden. Das Sittenverderbniß ist unter diesem Volke so groß, daß sie eine wahre Freude an Grausamkeiten finden: daher ältere schlechte Regierungen sich ihrer als Nachrichter bedienten. Dabei sind sie höchst feige, und stehlen nur da, wo sie es mit Sicherheit können. Sie brechen nie zur Nacht in die Häuser. Als in Spanien die Pest in einer Stadt herrschte, sah man die Zigeuner in ganzen Horden einbrechen, um die wehrlosen Einwohner zu plündern. Dabei kann man ihnen aber keinesweges Fähigkeiten absprechen. Sie sind nicht allein äußerst schlau bei ihren Unternehmungen, sondern in Siebenbürgen verrichten sie die Goldwäsche mit vieler Geschicklichkeit. Wegen ihrer natürlichen Feigheit sind sie, in Spanien wenigstens, nie zum Soldatendienst genommen worden. In Ungarn hingegen und in Siebenbürgen hat man sie bisweilen im Kriege gebraucht, aber ohne besondere Beweise ihrer Tapferkeit zu erfahren. — Lange und oft hat man schon an die Verbannung dieses Volks aus Europa gedacht. In Frankreich und Spanien, in Italien und Deutschland wurden schon im sechzehnten Jahrhundert Gesetze gegen die Duldung derselben gegeben. Doch halfen selbst die Verfolgungen nur auf kurze Zeit. In die südlichen Gegenden schlichen sie sich immer bald wieder ein. Da sie in den österreichischen Staaten sehr zahlreich sind, dort auch eine Art von Verfassung haben, indem sie von Oberzigeunern oder Woiwoden gewissermaßen regiert werden, so dachte die große Maria Theresia zuerst daran, diese ihre Unterthanen zu Menschen und Bürgern umzuschaffen. Sie gab im Jahre 1768 eine Verordnung, daß fortan die Zigeuner feste Wohnsitze wählen, sich zu Gewerben entschließen, ihre Kinder kleiden und in die Schulen schicken sollten. Viele ihrer ekelhaften Gebräuche wurden untersagt, und selbst befohlen, daß man sie nicht mehr Zigeuner, sondern Neubauern nennen sollte. Da diese Verordnung ohne Erfolg blieb, so griff man 1773 zu so strengen Maaßregeln, daß man den Ältern mit Gewalt ihre Kinder nahm, und sie auf christliche Weise erziehen ließ. Allein hierdurch wurde der an sich löbliche Zweck eben so wenig erreicht, als durch die milden Verfügungen der russischen Regierung. Doch sind Josephs II. weise Verordnungen (seit 1782) zur sittlichen und bürgerlichen Verbesserung der Zigeuner in Ungarn, in Siebenbürgen und im Banat nicht ganz ohne Erfolg geblieben. — Was ihre Sprache betrifft, so sind die meisten Wörter indischen Ursprunges: theils kommen sie mit wenigen Veränderungen im Sanskrit, im Malabarischen und Bengalischen vor, theils haben sie allerdings seit den vier Jahrhunderten, wo sie sich

in Europa aufhalten, manche Wörter von den Völkern angenommen, unter denen sie leben. Auch ihre Grammatik ist ganz morgenländisch und stimmt mit den indischen Dialecten sehr überein. Diese Ähnlichkeit kann nicht für Werk des Zufalls gelten, zumal da auch Körperbildung und Sitten gleichfalls auf den indostanischen Ursprung schließen lassen. Man hat noch genauer den letzteren dadurch erläutern wollen, daß man sie von einer eigenen Kaste der Hindus ableitete. Nur kann dies nicht die in Hindostan geehrte Kaste der Sudder, d. h. der Handwerker und Ackerbauer, seyn, sondern man muß auf die Parias schließen, die von allen Hindus verachtet werden, weil sie im äußersten Schmutz leben und das Fleisch von gefallenem Vieh verzehren. Indessen läßt sich doch gegen diese Vermuthung das einwenden, daß nicht wohl abzusehen ist, warum diese Kaste gerade ihr Vaterland verlassen und sich durch ganz Europa zerstreut haben soll. Dazu kommt, daß die Nation der Tschinganen am Ausflusse des Indus, ein räuberisches Volk, wenigstens dem Namen nach mehr Ansprüche auf Verwandtschaft mit den Zigeunern macht, und daß sich die Zigeuner selbst Sinde nennen: ein Name, der ohne Zweifel mit Sind oder Indus zusammenhängt. Bei ihrer ersten Ankunft in Italien sagten sie selbst, daß sie vom Indus herkämen. Dann hat der Engländer Richardson vor einiger Zeit eine indische Nation beschrieben, die er Nuts, auch Ventschpyri und Bäsigers nennt. Obgleich sie sich zur Mohammedanischen Religion bekennen, so sind sie doch durch Sitten und Gebräuche, besonders durch Diebereien, Wahrsagerkünste und Unreinlichkeit den Zigeunern äußerst ähnlich. Das Jahr, wo die Zigeuner zuerst in Deutschland erwähnt werden, ist 1417. Sie scheinen aus der Moldau zunächst nach Deutschland und Italien gekommen zu seyn. Damals schon zogen sie in Horden, einen Anführer an der Spitze, umher. Man schätzte die, welche im Jahre 1418 allein nach der Schweiz kamen, auf 14,000 Mann. Man hielt sie anfangs für Pilger, die aus dem gelobten Lande kämen, daher schonte man nicht nur ihrer, sondern sie erhielten sogar Schutz- und Freibriefe. Indessen weiß man, daß sie in spätern Zeiten dergleichen Privilegien sehr geschickt unterzuschieben wußten. Welche Ursach sie aus ihrem Vaterlande vertrieben, ist nicht ganz klar, doch sehr wahrscheinlich, daß es die Grausamkeiten waren, die Tamerlan auf seinem Eroberungszuge nach Indien verübte. Es war im Jahre 1398, als dieser wilde Eroberer ganz Indien durchstreifte, und alles mit Blut und Verheerung erfüllte. Selbst nachdem er im folgenden Jahre nach Samarkand zurückgegangen war, ließ er die eroberten Provinzen von mongolischen Statthaltern regiren, die, eben so blutdürstige Barbaren als er, sich bald unabhängig machten. Vgl. Grollmanns historischen Versuch über die Zigeuner. 2te Auflage, Göttingen 1787 und Johann von Müllers Schweizer Geschichte III. Sämmtliche Werke Th. 21. S. 369 flg.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter von), wurde geboren zu Brugg, einer kleinen Stadt des Cantons Bern, im Jahre 1728. Sein Vater war Rathsherr und seine Mutter aus der französischen Schweiz, daher der Sohn auch früh schon dieser Sprache ganz mächtig wurde. Er studirte in Göttingen die Arzneiwissenschaft, wurde Doctor und zeichnete sich durch Kenntniß und Geschicklichkeit aus. Nachdem er einige Zeit Stadtphysikus seiner Vaterstadt gewesen war, kam er im Jahre 1768 als königlich großbritannischer Leibarzt mit

dem Titel eines Hofraths nach Hannover. Sein früherer Aufenthalt in Brugg, wo er von allem für ihn passenden Umgange abgeschieden gewesen war, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ. Als practischer Arzt hatte er einen großen und verdienten Ruf; besonders wußte er mit seltenem Scharfblicke stets die Natur der Krankheiten zu erkennen. Als Schriftsteller genoß er eines noch ausgebreitetern Ruhms, und seine Schriften wurden auch von solchen gelesen, welche nicht mit gelehrten Vorkenntnissen versehen waren. Seine Darstellung vereinigt Klarheit mit zweckmäßigem Schmuck und einer anziehenden Beredsamkeit. Seine Werke: über die Einsamkeit, Leipzig 1784 und 1785, 4 Theile, und über den Nationalstolz, Zürich 1789, sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet zu nennen, und wurden fast in alle lebende Sprachen übersetzt, dazu kam, daß sie auch von Seiten der überall bemerklichen tiefen und originellen Gedanken und zweckmäßig mitgetheilten Kenntnisse als trefflich anerkannt wurden. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm seine Schrift: Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft. Diese Werke verschafften ihm unter andern auch die Zuneigung der Kaiserin von Rußland, Catharina II., die ihm einen ehrenden Ruf an ihren Hof zukommen ließ, den er jedoch ablehnte. Auch Friedrich dem Großen war er bekannt worden. In dessen letzter Krankheit wurde er zu ihm berufen, und dies gab ihm Veranlassung, über diesen Monarchen und sein Verhältniß zu ihm Mancherlei zu schreiben, was jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt hat; z. B. über Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode; Fragmente über Friedrich den Großen u. s. w. Seine Ansicht von der Welt und dem Leben wurde durch seine immerwährende Kränklichkeit nach und nach so sehr getrübt, daß er sich durch seine letzten schriftstellerischen Arbeiten fast um den Ruhm brachte, dessen er früher mit Recht genossen hatte. Sein Leben war keineswegs glücklich zu nennen. Er starb 1795 im 77sten Jahre seines Alters. Seine sämmtlichen Schriften finden sich verzeichnet in Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten.

Zimmermann (Eberhard August Wilhelm von), einer jener achtungswerthen deutschen Gelehrten, die sich durch Gründlichkeit des Studiums und unermüdeten Fleiß vorzüglich ausgezeichnet haben. Er hatte sich das Fach der Geographie, Ethnographie, Anthropologie und Zoologie gewählt, und gehörte hier, wenn auch nicht zu denen, die man eigentliche Schöpfer oder Begründer ihrer Wissenschaft nennen kann, doch zu denen, welche das Vorhandene und Aufgefundene meisterhaft zu benutzen, anziehend darzustellen, und dadurch unter allen Classen der gebildeten Menschheit zu verbreiten wissen. Er war geboren 1743 zu Uelzen im Cellischen, wo sein Vater — bekannt durch ein Werk über die Todtenurnen der alten Deutschen — Superintendent war; dann bildete er sich auf der Universität Göttingen, und später zu Leyden. An ersterm Orte hatte er sich Hollmanns und anderer Mathematiker und Physiker Beifall erworben, eine Probeschrift über die Analyse der Curven, und auch schon eine meteorologische Beobachtungsreise auf den Harz geschrieben. In Leyden faßte er zuerst den Gedanken, welcher dann die leitende Hauptidee durch alle seine gelehrten und schriftstellerischen Bemühungen wurde, die thierische Schöpfung climatisch zu begränzen und auf die Wanderungen und Verzweigungen der Thierracen, vom Menschen selbst

ausgehend, sein unverwandtes Augenmerk zu richten. Sein eigenes Vermögen und die Großmuth des braunschweigischen Fürstenhauses, dem er mit voller Seele ergeben war, setzten ihn in den Stand, mehrere Reisen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, welche für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil gewährten. Auch besuchte er die nordischen Reiche, Rußland und Schweden. Nach England machte er drei verschiedene Reisen, und gab in London selbst 1788 seinen political Survey of the present State of Europe mit sechzehn statistischen Tafeln heraus. Hier schloß er auch Verbindungen, wodurch er schnell alles Merkwürdige erhalten konnte, was in dem Fache der Physik und der Erdkunde auf den britischen Inseln und in Nordamerika erschien. Früchte seiner Reise nach Italien finden sich in seinem allgemeinen Blicke auf Italien (1797) und in der Abhandlung über die Molfetta in Apulien. In Paris befand er sich im Jahre 1789, eben als sich die ersten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den Plan zu seinen geographischen Annalen, wovon drei Jahrgänge erschienen sind; die eigene Ansicht der revolutionären Bewegungen in Frankreichs Hauptstadt ließ ihn die Folgen derselben für ganz Europa ahnen, aber auch das Elend, welches sie über Frankreich selbst bringen würden. Eine Vergleichung der französischen Staatsumwälzung mit den frühern Ereignissen ähnlicher, wenn schon nicht gleicher Art in Amerika führte ihn zu Ausarbeitung des Werks: Frankreich und die Freistaaten von Nordamerika, Berlin 1795, und später der allgemeinen Übersicht Frankreichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freistaaten von Nordamerika (1800) in zwei Bänden. Ersteres ist mehr geo- und ethnographisch, das andere politisch-historisch. Der Verfasser, welcher seit dem Jahre 1766 Professer der Physik am Collegio Carolino zu Braunschweig gewesen war, wurde nun von seinem Fürsten zum geheimen Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte am Carolinum entbunden, nachdem er vorher schon von dem Kaiser Leopold in den Adelstand erhoben worden war. Das bedeutendste Unternehmen von Zimmermanns schriftstellerischer Thätigkeit ist unstreitig wohl sein geographisches Taschenbuch oder Taschenbuch der Reisen (diesen Titel führt es), welches in zwölf Jahrgängen von 1802 bis 1813 einen großen Theil der uns bekannten Erde in einem höchst gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und wovon eine Art von Auszug, mit den neusten Ansichten und Entdeckungen bereichert, unter dem Titel: die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen, 5 Theile, erschien. Ferner gehören zu seinen eigenthümlichen Verdiensten seine Versuche über die Natur der Körper, namentlich über die Compressibilität und Elasticität des Wassers, worüber er 1779 auch schrieb. Noch in seinem hohen Alter beschäftigte er sich mit Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke, die sich auf sein Lieblingsstudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt ausführte. An der politischen Lage der Welt nahm er fortwährend den lebhaftesten Antheil und zeigte sich als den entschiedensten Hasser der französischen Tyrannei, welche seit 1806 auf seinem deutschen Vaterlande lastete; ja er sprach sich in seinen Schriften darüber mit einer Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die Erwartung besserer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt ihn immer aufrecht im Sturme der Zeit. Er starb 1815 im

73sten Jahre seines Alters, nachdem er dem braunschweigisch-wolfenbüttelschen Fürstenhause fast funfzig Jahre treu gedient hatte.

Zimmt, die Rinde des Zimmtbaumes (laurus cinnamomum), welcher zum Geschlechte der Lorbeern gehört und auf Ceylon, Borneo, der malabarischen Küste und Martinique einheimisch ist. Indeß ist der ostindische, namentlich der von Ceylon, der vorzüglichste. Auf Ceylon giebt es ganze Wälder von Zimmtbäumen. Sie blühen hier im Januar und ihre Früchte, die erst grün, dann roth und zuletzt schwarz oder schwarzroth aussehen, riechen nebst den jungen geriebenen Blättern fast wie Gewürznelken. Die äußere graue Rinde hat weder Geruch noch Geschmack, die darunter befindliche macht den Zimmt aus. Man schält die Rinde im Mai, wählt aber dazu, um den Baum nicht zu tödten, nur die jungen, dreijährigen Zweige, welche man ganz abschneidet, damit der Baum neue treibe. Nachdem man die äußere graue Schale sorgfältig von der eigentlichen Zimmtrinde getrennt hat, trocknet man diese in der Sonne, packt sie dann in leinene Tücher, mit behaarten Fellen umschlagen, und bringt sie in den Handel. Der Gebrauch des Zimmts ist bekannt, so auch seine mancherlei Verfälschungen. Ein guter Zimmt muß von schöner, hellrothbrauner Farbe, und zwar scharfem, aber zugleich angenehmem und süßem Geschmack seyn. Man rechnet, daß jährlich 3 bis 400,000 Pfund Zimmt nach Europa gehen und halb so viel in Indien abgesetzt wird. — Zimmtblüthe, ein dem Zimmt ähnliches Gewürz, das fast die Gestalt der Gewürznelken hat und für die unentwickelte Blüthenknospe des Zimmtbaums gehalten wird.

Zingarelli (Nicolo), ein berühmter italienischer Tonsetzer, Capellmeister an der Peterskirche in Rom, geboren zu Neapel den 4ten April 1752. Im siebenten Jahre verlor er seinen Vater und wurde ins Conservatorium zu Loretto geschickt, um dort die Musik zu erlernen. Hier waren Cimarosa und Giordanello seine Mitschüler. Um die Kunsttheorie gründlicher zu studiren, nahm er bei dem Abt Speranza Unterricht. Im Jahre 1781 componirte er für das Theater in Neapel seine Oper Montezuma, ein Werk, welches Haydn wegen seiner Gründlichkeit sehr schätzte. Im Jahre 1785 ließ er zu Mailand seine Alzinda mit vielem Erfolg aufführen; denn er hatte in diesem Werke die gesuchte Manier verlassen. Seitdem schrieb er für alle italienische Bühnen, besonders aber für Mailand und Venedig. Seine besten Opern sind Ifigenia, Pirro, Artaserse, Apelle e Campaspe, Giulietta e Romeo (eine seiner berühmtesten und auch in Deutschland nach Verdienst bekannten Opern, aus welcher die schöne Arie Ombra adorata aspetta durch Crescentini's Vortrag classisch geworden ist); ferner il Conte di Saldagna, Ines de Castro, la Secchia rapita, il Ritratto, und zwei vortreffliche Oratorien: la distruzzione di Gerusalemme und il trionfo di Davide. Im J. 1789 war er in Paris und gab seine Oper Antigone (von Marmontel), die aber wegen öffentlicher Ereignisse nur zwei Vorstellungen erfuhr. Nach seiner Rückkehr widmete er sich ganz dem vollstimmigen Gesange. Er setzte Mehreres zu acht Stimmen, und wurde nach dreitägiger Prüfung zum Capellmeister am Dom zu Mailand erwählt. Umstände nöthigten ihn, diesen Platz späterhin zu verlassen, und er wurde nach Guglielmi's Tode (1806) zum Director der vaticanischen Capelle berufen. Seit dieser Zeit widmet er sich fast ausschließend der Kirchencomposition. Zingarelli ist tiefer als seine jüngern Landsleute in das Wesen seiner Kunst eingedrungen; daher wahre Sänger noch immer

seine Werke schätzen, und sie wegen ihres ausdrucksvollen Gesangs gern vortragen.

Zink, ein Halbmetall, das nicht gediegen, sondern vererzt, in verschiedenen Ländern, vorzüglich auf dem Rammelsberge bei Goslar und in Ostindien gefunden wird. Er ist von weißbläulichter, dem Blei ähnelnder Farbe, in seiner Structur blättricht, strahlicht oder würflicht, geschmeidiger als die andern Halbmetalle und wird im Feuer leicht flüssig. Bei stärkerm Feuer steigt ein Rauch in die Höhe, der sich wie Wolle an andere Körper ansetzt. Man nennt dies die **Zinkblume**, die auch in den Apotheken (zu Brechmitteln und zu äußerem Gebrauch) bereitet wird. Man läßt aber auch zu diesem Behufe die ganze Masse von Zink durch eine gewisse Operation sich in Zinkkalk auflösen. Der **Zink** vereinigt sich, Eisen und Wismuth ausgenommen, mit allen Metallen. Mit gereinigtem Kupfer vermischt, giebt er das Messing (s. d. Art.). Ein Pfund gereinigtes Kupfer mit acht Loth Zink vermischt giebt ein schönes gelbes Messing, das sich vollkommen unter dem Hammer treiben und zu dem feinsten Drahte ziehen läßt. Bekanntlich werden die Nadeln aus dergleichen Draht gefertigt. Eine andere Mischung von einem Pfund gereinigten Kupfer und 26 Loth Zink giebt einen Tomback von schöner Goldfarbe, der sich auch einigermaßen unter dem Hammer treiben läßt. Aus Kupfer, Zink und etwas Zinn wird **Prinzmetall** gemacht. In England bedient man sich seit kurzem einer Composition von Zink, um die Schiffe dauerhafter und wohlfeiler, als bisher mit Kupfer, zu beschlagen. In Böhmen hat neuerlich ein Technologe, Namens Werner, den Zink zu Orgelpfeifen angewandt, welche sehr hell und stark klingen sollen. Zu Goslar geschieht die Zubereitung des Zinks im Großen, und es wird ein beträchtlicher Handel damit getrieben. Auch der Handel mit dem ostindischen Zink, der mit einem besondern Namen Tuttanego heißt, ist bedeutend. In Sachsen, Polen und Ungarn findet man auch hier und da Zink.

Zinke, heißt 1. ein zugespitzter Theil eines Instruments, z. B. einer Gabel; bei den Jägern die Enden am Hirschgeweihe; 2. ein Blasinstrument, gerade oder krumm und von verschiedener Art. Es war ehemals gewöhnlicher und wurde besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren. Die Stadtpfeifer hießen davon ehemals Stadtzinkenisten. Im Italienischen heißt es Cornetto (Cornettino), französisch Cornet à Bouquin. Die gekrümmte Zinke hat beinahe die Figur eines großen lateinischen S. Bei den Orgeln heißen **Zinken** die Pfeifen, welche den Ton dieses Blasinstruments nachahmen und zum Schnarrwerke gehören.

Zinn (stannum), ein weißes, weiches, im Feuer leicht flüssiges Metall, das, mit andern Metallen versetzt, diese spröde macht; es ist unter allen bekannten Metallen das leichteste. Man findet es nirgends gediegen, sondern stets vererzt, in Zinngraupen, Zwitter, Zinnstein und Zinnspath. In Europa wird es in England, Böhmen und Sachsen, in Asien auf der Halbinsel Malacca und in China gefunden. Es findet sich auch noch in einigen andern europäischen Ländern, aber nur in geringerer Menge und Güte. England hat unter allen europäischen Ländern die ersten Zinnbergwerke gehabt; sie sind in den Grafschaften Cornwall und Devon (Devonshire), und geben eine jährliche sehr bedeutende Ausbeute. In Deutschland hat ein englischer Bergmann, der aus Mißvergnügen sich dahin geflüchtet hatte, in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts (von 1252 an) die ersten Zinnbergwerke eröffnet. Die böhmischen Zinnbergwerke sind zu Schlakenwalde,

Zinnwalde, die sächsischen zu Altenberg, Zinnwalde, Eibenstock und Geier. Das englische Zinn behauptet den ersten Rang in Europa, doch steht ihm das böhmische und besonders das sächsische Zinn an Güte wenig nach. Das ostindische wird für das vorzüglichste unter allen gehalten. Das Zinn wird mit andern Metallen vermischt, und es werden dadurch verschiedene Compositionen hervorgebracht; am häufigsten wird es mit Blei versetzt, woraus das sogenannte Pfundzinn entsteht, das nach der Proportion der Mischung verschiedene Namen erhält. Die Zinngießer verfertigen aus dem Zinn die bekannten Hausgeräthe. Es wird häufig zur Verzinnung der Eisenbleche (Weißblech), kupfernen Geschirre, Pferdegebisse, Sporen ꝛc. gebraucht, um die Metalle, die man damit überzieht, länger gegen den Rost zu verwahren. Zu ganz feinen dünnen Blättchen geschlagen, heißt es Staniol (s. d. Art.) und wird zum Belegen der Spiegelgläser, oder, gefärbt, zum Belegen anderer Sachen gebraucht. Es wird mit andern Metallen versetzt zu Orgelpfeifen, Buchdruckerschriften und Glockengut verarbeitet. Durch Auflösung kann es zu verschiedenen Arbeiten benutzt werden. Jedes Zinn, auch das beste, ist nicht ganz frei von Arsenik, nicht selten ist es, wie z. B. das englische Stangenzinn, mit Blei versetzt. Es kann daher die größte Vorsicht beim Gebrauch zinnerner oder verzinnter Gefäße nicht genug empfohlen werden, daß man nämlich, da das Zinn sich sehr leicht auflös't, nicht solche Speisen, die leicht scharf und sauer werden, darin zubereite, oder sie lange darin aufbewahre. Das chemische Zeichen des Zinns ist ♃.

Zinnober ist ein mineralischer Körper, welcher aus chemisch verbundenem Quecksilber und Schwefel besteht, gewöhnlich von hochrother Farbe. Er wird theils in der Natur schon zubereitet vorgefunden, z. B. in dem Quecksilberbergwerke zu Idria in Friaul u. a. O., theils künstlich gefertigt. Er wird gewöhnlich als Farbe, in seltenen Fällen auch als Arzneimittel gebraucht, und da er außerdem schädliche Einwirkung auf den menschlichen Körper äußert, so ist auch bei der technischen Anwendung desselben Vorsicht zu empfehlen.

Zins (von dem lateinischen Census, die Abschätzung des Werthes eines Grundstücks oder sonstigen Vermögens, nach welchem der Besitzer seine Abgabe zu entrichten hatte), bedeutet 1. jede Abgabe, die einer zu entrichten schuldig ist, 2. eine Abgabe für die Nutzung eines Grundstücks, Hauses, Kapitals ꝛc. Nach der ersten Bedeutung hieß in ältern Zeiten Zins (Census) im weitern Sinne jede Abgabe, die der Zinsmann (Censit) seinem Lehn- oder Grundherrn zu entrichten hatte. Der Zins wurde entweder in Gelde bezahlt, und hieß dann Pfennigzins, in Getraide (Korngült), oder in andern Naturalien nach den deßwegen festgesetzten Jahreszeiten. Im Schwabenspiegel war festgesetzt, welche Naturalien zu Ostern, Pfingsten, Martini, Weihnachten u. s. w. verzinset werden mußten. Küchenzinsen nannte man die Naturalien (Gänse, Hühner, Eier, welche die Unterthanen unmittelbar in die Küche des Lehnherrn lieferten, wo sie die Frau vom Hause in Empfang nahm. (Über die vielfältigen, in Deutschland ehemals und zum Theil noch jetzt gewöhnlichen Zinsen s. historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung ꝛc. von Lange. Berlin 1793.) — Nach der zweiten Bedeutung ist Zins eine verhältnißmäßige Vergeltung oder Entschädigung für ein, entweder auf immer, oder auf gewisse Zeit zur Benutzung überlassenes Grundstück, Gebäude, Kapital ꝛc. Nach der Verschiedenheit des zur Benutzung überlassenen Gegenstandes sind auch die Benennungen des Zin-

ses verschieben. Erbzins (auch Zins ohne weitern Zusatz) ist die ordentliche Abgabe, welche die Unterthanen von ihren Gütern zu entrichten haben. Der Erbzins ist eine Grundbeschwerde, welche auf den Grundstücken haftet, und mit ihnen auf jeden Besitzer fortgeht. Der Ursprung dieser Zinsen ist in jenen frühern Zeiten zu suchen, da die ganze Flur und alle Grundstücke eines Dorfes Einem Herrn gehörten, der einen Theil derselben seinen Dienstleuten zur Beurbarung für ihre eigene Rechnung überließ, zur Entschädigung aber für die bis dahin aus diesen Grundstücken gezogenen Nutzungen die Unterthanen zu gewissen Leistungen an Zinsen, Zehnten, Diensten rc. verbindlich machte. Erbzinsgüter dieser Art sind, mit wenigen Ausnahmen, die Bauerngüter in Sachsen. Der Besitzer eines solchen Gutes steht zwar unter einem Ober- oder Lehnherrn, hat aber das nutzbare Eigenthum seines Gutes, und kann es auch durch Erbschaft oder Veräußerung auf Andere bringen. Ein solches deutsches Erbzinsgut ist von dem römischen Erbzinsgute (emphyteutischem Gute, s. d. Art. Emphyteuse) in gewisser Art unterschieden. Der Zins wird entweder in Gelde (trockene Zinsen), oder in Getraide (Zinsgetraide) entrichtet. Auch sind die Zinshühner (Rauchhühner, weil sie nach den Rauchfängen oder Feuerstätten gegeben werden) gewöhnlich. Noch heutiges Tages wird, wenn einem ein Grundstück vererbt, d. h. zum eigenthümlichen Gebrauch auf immer überlassen wird, ein verhältnißmäßiger, an den Ober- oder Lehnherrn jährlich zu entrichtender Erbzins nach dem Acker- oder Feldmaaße aufgelegt. Erbzins heißt auch das Geld, welches für die Benutzung eines in Erbpacht (s. d. Art.) überlassenen Gutes jährlich zu entrichten ist. Wenn der Erbpachter den Erbzins mehrere Termine nach einander schuldig bleibt, so wird er des Erbpachts verlustig. Dagegen behält der Besitzer eines eigenthümlichen Erbzinsgutes sein Eigenthum an demselben, wenn er auch den Erbzins schuldig bleibt, und der Zinsherr muß deßwegen ordentliche Klage anstellen. Der in den alten sächsischen Rechten verordnete Rutscherzins (Zinszins oder Zins vom Zins), da der schuldig verbliebene Zins mit jedem Tage erhöht wurde, ist nicht mehr gewöhnlich. — Laaszins (Laßzins), die Abgabe, welche von Gütern, die nur auf eine Zeit lang zur Benutzung überlassen worden (Laßgüter, Laßwiesen), zu entrichten ist. — Miethzins, der für die Benutzung eines ganzen Hauses oder einzelner Theile desselben bezahlt wird. — Zinsen, Interessen für ein dargeliehenes Kapital, als Entschädigung für den Darleiher wegen Entbehrung des Kapitals auf die Zeit des Darleihens. Der Zinsfuß (Betrag der Zinsen) ist nicht überall und zu allen Zeiten einerlei; er richtet sich theils nach der Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes, und die Zinsen sind um desto höher, je ärmer ein Staat an Gelde ist, im Gegentheile aber werden sie niedriger, theils ist er durch die Landesgesetze vorgeschrieben. In den frühern, geldarmen Zeiten waren die Zinsen in Deutschland und andern Ländern sehr hoch; selbst der aus Amerika gekommene Reichthum machte keine Änderung darin. Die Päpste fanden für nöthig, Verordnungen deßwegen zu geben, Clemens VII. setzte sie 1592 auf sieben Procent herab. In Deutschland wurden sie durch Reichsgesetze auf fünf vom Hundert festgesetzt. Dieser Satz wird noch in den meisten deutschen Ländern als der höchste erlaubte angesehen; nur in Wechseln sind sechs vom Hundert erlaubt. Aber weder diese Verordnungen der Gesetze, noch die in denselben für die Übertreter gedrohten Strafen können verhindern,

daß nicht Wucher getrieben und weit höhere Zinsen, als die Gesetze erlauben, von Darleihern verlangt und von Schuldnern zugestanden werden. In keinem Lande sind so hohe Zinsen, selbst von der Regierung bezahlt worden, als in Spanien, wohin doch so große Schätze aus Amerika fließen. Zu den Zeiten Carls II. war der spanische Hof genöthigt, die aufgenommenen Kapitalien mit zwölf bis funfzehn vom Hundert zu verzinsen; so groß war der durch die äußerst schlechte Staatswirthschaft erzeugte Mangel. — Noch giebt es Verzugszinsen, unter denen man gewöhnlich diejenigen versteht, die bezahlt werden müssen, wenn das schuldige Kapital nicht zu bestimmter Zeit bezahlt worden ist.

Zinszahl, Römerzinszahl, s. Periode.

Zinzendorf (Nicolaus Ludwig, Graf von), der berühmte Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (s. d. Art.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgesellschaft, wurde 1700 zu Dresden geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der chursächsischer Conferenzminister war und in großer Achtung stand, wurde er in der Lausitz auf dem Lande, in dem Hause seiner Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen, die eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung geistlicher Lieder und poetischer Betrachtungen herausgab und mit dem gelehrten Schurzfleisch lateinische Briefe wechselte. Zinzendorfs erste Jugend fiel gerade in die Zeit, da die Meinungen der Pietisten (s. d. Art.) oft und viel besprochen wurden. Dies und der Umstand, daß der fromme Spener oft in das Haus der Frau von Gersdorf kam, da den jungen Zinzendorf sah und einsegnete, trug, nebst den Andachtsübungen, die täglich im Hause gehalten wurden, unstreitig viel bei, in dem lebhaften Knaben religiöse Gefühle zu erregen, die bald in eine gewisse Schwärmerei übergingen. Noch ein Kind, schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf sie zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, daß der Heiland sie schon finden werde. Diese Stimmung wurde noch mehr in ihm unterhalten, als er, zehn Jahre alt, in das Pädagogium zu Halle unter des berühmten Frankens besondere Aufsicht kam. Hier veranstaltete er geheime Zusammenkünfte zur Erbauung, und stiftete einen mystischen Orden vom Senfkorn. Sein Oheim und Vormund, der anders dachte und ihn zum Geschäftsleben vorbereiten wollte, schickte ihn 1716 auf die Universität Wittenberg, deren theologische Lehrer, unter dem Namen der Orthodoxen bekannt, die heftigsten Gegner der Halleschen Pietisten waren. Zinzendorf blieb jedoch unverändert bei seiner Denkart, und als im Jahre 1717 das Jubiläum der Reformation feierlich zu Wittenberg begangen wurde, schloß er sich ein, und betrauerte den Verfall der Kirche durch Fasten und Weinen. Neben seinen übrigen Studien trieb er für sich allein und ohne alle Anleitung die theologischen Wissenschaften und faßte schon jetzt den Vorsatz, künftig in den geistlichen Stand zu treten. Er verließ 1719 Wittenberg und machte eine Reise nach Holland und Frankreich, die er selbst unter dem Titel: Attici Wallfahrt durch die Welt, beschrieben hat. Er suchte vorzüglich berühmte Geistliche auf und sein Hauptgeschäft war, Unterredungen über religiöse Gegenstände zu halten. Er wurde 1722 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angestellt, welche Stelle er aber 1727 wieder niederlegte. Er hatte während dieser Zeit sehr wenig Antheil an den Geschäften seines Amtes genommen, dagegen aber sich mit der Theologie beschäftigt und häufige Andachtsübungen gehalten. In gedachtem Jahre (1722) vermählte er sich mit einer

Gräfin Reuß von Ebersdorf, und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln. Diese Colonie erhielt 1724 den Namen Herrnhut (s. d. Art.). Zinzendorf faßte nun den Vorsatz, eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen Grundsätzen zu stiften und machte diese letztern in verschiedenen, sich bisweilen widersprechenden Schriften öffentlich bekannt. Es erhob sich daher auch eine große Anzahl Gegner wider ihn, so wie die Anlegung der neuen Colonie selbst ihm mancherlei Verdrießlichkeiten zuzog. Doch ließ er sich durch keine Schwierigkeiten und Widersprüche von seinem Vorhaben abwendig machen. Dahin gehörte auch, daß er sich entschloß, in den geistlichen Stand zu treten. Er ging deßwegen (1734) unter einem angenommenen Namen nach Stralsund, ließ sich dort als Candidat der Theologie examiniren und hielt in der Stadtkirche daselbst seine erste Predigt. Mit einer fast unglaublichen Thätigkeit machte er Reisen in verschiedene Länder, um die Glieder seiner Gemeinde, von welcher schon Missionen ausgingen, zu vermehren, aber nicht überall fand er eine günstige Aufnahme. Aus seinem eigenen Vaterlande wurde er (1736) durch ein landesherrliches Rescript förmlich verwiesen. Als Veranlassung zu diesem Befehl waren die von dem Grafen Zinzendorf eingeführten Neuerungen, Conventikuln, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet würde, angegeben. Doch wurde dieser Befehl im Jahre 1747 zurückgenommen. Zinzendorf hatte sich unterdessen in Berlin zum mährischen Bischof ordiniren lassen. Da er in Berlin nicht öffentlich auftreten durfte, so hielt er eine Zeit lang Privatandachten in seiner Wohnung, die sehr besucht wurden. Im Jahre 1739 machte er eine Reise nach Westindien auf die Inseln St. Thomas und St. Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese zu besuchen und ganz einzurichten. In gleicher Absicht reis'te er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine sechzehnjährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter einigen entfernteren indianischen Völkerschaften seine Gemeinde auszubreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geschäften, die er bezweckte, fast unablässig mit Correspondenzen und Bücherschreiben beschäftigt, und man muß in der That über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch eine vortreffliche körperliche Constitution unterstützt wurde, erstaunen. Unter den während dieser Zeit von ihm herausgegebenen Büchern fanden vorzüglich das Gesangbuch der Gemeinde in Herrnhut und die Wundenlitanei den größten Anstoß. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reise nach Liefland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeinde befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch untersagt und er selbst auf kaiserlichen Befehl unter militärischer Bedeckung über die Gränze gebracht. Er machte hernach mehrere Reisen nach Holland und England, hielt sich in letzterm Lande länger als vier Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl seiner Gegner stets wuchs, doch die von ihm gestiftete Gemeinde immer weiter verbreitet und neue Missionen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien zu Trankebar, entstehen zu sehen. Nach so vielen Wanderungen starb er zu Herrnhut 1760 und wurde auf dem dasigen Gottesacker der Brüdergemeinde begraben. Ein ziemlich unparteiisches Urtheil über ihn von einem seiner Zeitgenossen steht in von Löns kleinen Schriften,

Th. 1. S. auch: Leben des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Leipzig 1790.

Zirbeldrüse, eine eirunde Drüse zu oberst im Gehirn, in welcher sich viele Nerven vereinigen und welche von einigen Physiologen und Psychologen, z. B. Descartes, für den Sitz der Seele gehalten wurde.

Zirkel, s. Cirkel und Kreis.

Zirkonerde, eine von Klaproth als Bestandtheil mehrerer Edelsteine entdeckte eigenthümliche Erde, die die neuere Chemie zu den Elementen rechnet. D. N.

Ziska, s. Zizka.

Zittau, ehemals die dritte unter den Sechsstädten der Oberlausitz, jetzt die zweite Stadt im königlich sächsischen Landestheile dieser Provinz, an der Mandau, welche nahe bei der Stadt in die Neisse fällt, hat 1100 Häuser, von denen die meisten nach dem Brande, welcher 1757 fast die ganze Stadt verheerte, geschmackvoll aufgebaut worden, an 60 aber noch traurige Brandstellen sind. Die Einwohner, an 7800, sämmtlich evangelisch lutherischer Confession, nähren sich hauptsächlich vom Handel, wozu theils die Lage an der nur eine kleine Stunde von der Stadt entfernten böhmischen Gränze, theils die in den umliegenden Dörfern stark betriebene Leinwand- und Damastweberei Gelegenheit giebt. Gegenwärtig ist der Transitohandel mit Colonial- und Schnittwaaren und Garnen sehr lebhaft, der sonst sehr bedeutende Leinwandhandel aber sehr gesunken. Auch andre Gewerbe haben hier guten Fortgang, doch mehr im Kleinen, und auch das starke Tuchmachergewerk liefert seine Fabrikate meistentheils an auswärtige Tuchhandlungen. Der Magistrat, die einzige Behörde in der Stadt, hat bedeutende Vorrechte (s. Lausitz) und übt die Gerichtsbarkeit mit allen herrschaftlichen Gerechtsamen über 43,000 Seelen, da eine große Anzahl von Dörfern mit ansehnlichen Rittergütern der Stadt gehören. Daher sind auch die Einkünfte der Communalcassen sehr beträchtlich und alle öffentlichen Anstalten wohl fundirt. Darunter gehört ein blühendes Gymnasium, eine allgemeine deutsche Stadtschule, welche nach dem Muster der Leipziger Bürgerschule 1811 errichtet wurde und an 800 Schüler beiderlei Geschlechts zählt, ein Seminarium für Landschullehrer, eine mit der Stadtschule verbundne Industrie- und Arbeitsanstalt, das reiche Jacobsspital mit einer eignen Kirche u. s. w. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die im besten Geschmack aufgeführte, aber im Innern jetzt noch nicht vollendete Hauptkirche zu St. Johannis, die interimistische Hauptkirche zu St. Petri und Pauli, drei Begräbnißkirchen, das Zuchthaus, welches das einzige in der Provinz ist und in seinen Mauern eine eigne Kirche hat, das neue Schauspielhaus und der Marstall mit den Salz- und Getraideniederlagen aus. Wohlunterhaltne Kunststraßen mit Baumpflanzungen und Spaziergängen umgeben die innere Stadt, Gärten, deren Besitzer einen starken Handel mit Gartengewächsen und Gemüsen auf sechs Meilen weit nach allen Seiten hin treiben, füllen die Vorstädte. Die um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hier gebildete böhmische Exulantengemeinde hat einen eignen Prediger und neben der Peter-Paulskirche ihre eigne Kirche, über welcher in zwei großen Sälen die an historischen und philologischen Werken reiche Rathsbibliothek würdig aufgestellt ist. E.

Zitterfische oder electrische Fische werden besondere Fischarten genannt, welche das Vermögen besitzen, Körpern, die sie unmittelbar oder vermittelst leitender Materie berühren, electrische Schläge

oder Erschütterungen mitzutheilen. Richer, welcher 1671 von der Pariser Akademie den Auftrag erhielt, auf der Insel Cayenne die dortige Länge des Secunden-Pendels zu untersuchen, hat bei Gelegenheit seines Aufenthalts daselbst diese thierische Electricität an dem sogenannten Zitteraal (Gymnotus electricus), der eigentlich nicht zu dem Geschlecht der Aale gehört, zuerst entdeckt, und Adrian van Berkel machte dessen Eigenschaft zuerst (zwischen 1680 und 89) bekannt. Nach Verlauf von 100 Jahren ward man mit der Beschreibung und den Eigenschaften dieses Fisches bekannter, und der gelehrte Muschenbroek erzählte das, was man damals (1762) von ihm erfuhr, am vollständigsten (Introd. ad philos. nat.). Die Versuche, welche ein D. Schilling aus Surinam (1770) der Berliner Akademie der Wissenschaften berichtete, nach welchen derselbe die Verbindung der Eigenschaften dieses Fisches mit dem Magnete zu beweisen schien, haben sich nicht bestätigt, sondern sind vielmehr durchaus als unrichtig befunden worden. Eben so übereilt schlossen andere Gelehrte, welche dem Zitteraal ein besonderes Gefühl oder einen eignen Sinn zuschrieben, vermöge dessen er es sollte vorher wahrnehmen können, ob er Körper, die in seinen Wirkungskreis kommen, mit dem electrischen Schlage treffen werde oder nicht. — Die Electricität dieses Fisches scheint im Schwanze desselben am stärksten zu seyn. Sobald er sich schnell im Wasser bewegt, pflanzt sich diese Erschütterung bis auf eine Entfernung von 15 Fuß fort. Durch diese electrische Kraft tödtet er Fische die sich ihm nähern. Der zweite electrische Fisch ist der Krampfroche (Raia Torpedo), den man im Mittelmeere, in der Ostsee und andern Gewässern findet. Das electrische Licht, welches einige Gelehrten an diesem Fische bezweifelten, haben andere dagegen wirklich gesehen. Dieses Licht hat völlig den hellen Schein, der sich bei Entladung einer Leydenschen Flasche zeigt. Der Zitterwells oder Rausch (Silurus electricus) ist der dritte Zitterfisch und wird im Nil und in andern afrikanischen Strömen gefunden. Der vierte ist der, vom englischen Schiffslieutenant Patterson auf seiner Reise nach Ostindien zwischen der Küste Zanguebar und der Insel Madagascar gefundene electrische Stachelbauch (Tetrodon). Es ist hierbei zu bemerken, daß sich die Electricität dieser Fische an besonders dazu geeigneten Organen entladet, die entweder an den beiden Seiten ihres ganzen Körpers hinlaufen, oder die als sechseckige Prismen von Fleischfasern auf demselben hervortreten, und die mit einer Menge von Blutgefäßen und Nerven angefüllt sind. Sollte nicht vielleicht die Anhäufung des latenten Wärmestoffs, der durch so viele kleine Blutgefäße und zahlreiche Nerven unter und neben einander in so kleine abgesonderte Räume vertheilt ist, endlich durch eine stärkere Reibung aufgeregt werden und dadurch eine Erwärmung, gegen die Natur des Fischblutes, welches sonst kalt ist, und endlich die electrische Explosion hervorbringen? Sind nicht unter allen Theilen des thierischen Körpers die Nerven für alle electrischen Wirkungen am empfänglichsten und die besten Leiter derselben? — Zwar ist es auffallend, daß sich die thierische Electricität nur an Fischen gefunden hat, die doch in einer Flüssigkeit leben, welche der Erweckung der künstlichen Electricität so sehr entgegen ist; allein sieht man nicht, wenn zwei Cacholonge oder Chalcedone in einem Eimer Wasser, im finstern Zimmer, stark an einander gerieben werden, einen hellen Lichtschein zwischen den Steinen hervorstrahlen, der mit dem electrischen Scheine eine große Ähnlichkeit hat? — D.

Zizka (Zischka). — Johann Zizka von Trocznow, der furchtbare Feldherr der Hussiten, stammte aus einem adelichen böhmischen Geschlechte und ward um das Jahr 1360 auf einem seinen Ältern gehörenden Meierhofe zu Troczow in der jetzt fürstlich Schwarzenbergischen Herrschaft Forbes (Borowany) im Budweiser Kreise im Freien unter einer Eiche geboren. Als Knabe verlor er das rechte Auge; hieß aber nicht deßhalb Zizka, welches sein Geschlechtsname war, und auch nicht Einäugiger bedeutet. Er kam als Page an den Hof des böhmischen Königs Wenzel VI., und diente an dessen Hofe später als Kämmerer. Er zeigte von Jugend auf viel Geistesanlagen, aber auch einen düstern Hang zur Einsamkeit. Zuerst trat er als Krieger auf unter der Schaar von Freiwilligen, welche aus Böhmen und Ungarn dem deutschen Orden gegen die Polen und Litthauer zu Hülfe zogen. Hier nahm er Theil an dem blutigen Treffen bei Tanneberg, den 15ten Juli 1410, in welchem der Orden, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte, eine große Niederlage erlitt. Dann versuchte sich Zizka in den Kriegen der Ungarn wider die Türken, hierauf mit den Engländern gegen die Franzosen, am Tage von Azincourt (1415). Nach seiner Rückkunft blieb er an dem Hofe des Königs Wenzel. Das Mißvergnügen eines großen Theils der böhmischen Nation über das Schicksal der beiden Reformatoren, Huß und Hieronymus (s. d. Art.), ergriff auch ihn. Als nun ein Mönch seine geliebte Schwester, die Nonne war, entehrte, und ihrem grausamen Schicksale überließ, sann er auf Rache; Wenzel selbst äußerte eines Tages gegen ihn, wenn er ein Mittel wisse, die den Böhmen in Costnitz zugefügte Schmach zu rächen, so möge er es thun, er habe dazu seine volle königliche Einwilligung. Nun verließ Zizka den Hof und erforschte die Gesinnungen des Volks. Bald kehrte er nach Prag zurück. Schon war Niclas von Hussyneez an die Spitze der Aufrührer getreten, und Wenzel verlangte von den Bürgern Prags, daß sie die Waffen ausliefern sollten. Da führte Zizka sie bewaffnet auf das Schloß (15ten April 1418) „So, sprach er zum König, wollen wir für dich fechten," und die Bürger behielten die Waffen. Zizka galt von nun an für das Haupt der Hussiten. Bei einem Aufzuge (30sten Juli 1419) traf den Priester der Hussiten ein Steinwurf. Alsbald stürmten sie, von Zizka angefeuert, das Rathhaus und warfen dreizehn Rathsherren unter die Spieße des Volks. König Wenzel starb vor Schreck über diesen Vorfall. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Sigismund, zögerte, die Regierung in Böhmen zu übernehmen; dadurch gewann Zizka Zeit, seine Macht zu vermehren. Doch mußte er sich anfangs von Prag entfernen und nach Pilsen begeben. Als nun Sigismund die Anhänger der neuen Lehre hinrichten ließ, verschworen sich die Hussiten unter Zizka, Sigismund nie als König von Böhmen anzuerkennen. Sie legten Festungen an, und Zizka ließ auf dem Berge Tabor eine Stadt bauen, wovon sie den Namen Taboriten erhielten. Er befestigte die neue Stadt auf eine Art, die seiner Einsicht in die Kriegswissenschaft Ehre machte. Auch schreibt man ihm die Wiedereinführung der Wagenburg (s. d. Art.) zu, durch welche er, bei gänzlichem Mangel an Reiterei, sein Fußvolk gegen die feindlichen Angriffe sicherte. In kurzer Zeit hatte er seinen schlecht bewaffneten und undisciplinirten Haufen zu einem Heere organisirt, dem man nicht widerstehen zu können glaubte. Einige glückliche Gefechte, die er lieferte, verschafften ihm bessere Waffen und Pferde zu einer Reiterei. Seine Unternehmungen wurden aber nicht blos von Raub-

begierde, sondern mehr noch von Rachsucht geleitet. Zizka beging viele Grausamkeiten, theils um sich furchtbar zu machen, theils weil er dem wilden Ungestüme seines fanatischen Haufens nachgeben mußte. Um Prag gegen den Kaiser Sigismund, der mit großer Macht anrückte, zu vertheidigen, begab sich Zizka dahin und verschanzte sich auf dem Berge Wittkow. Er wurde hier am 14ten Juli 1420 von einem achtmal stärkern Heere, das der Kaiser durch die Hülfe einiger deutschen Fürsten zusammengebracht hatte, lebhaft angegriffen. Mit viertausend Mann schlug er die wiederholten Stürme von dreißigtausend zurück. Darum heißt jener Ort noch jetzt der Zizkaberg. Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. Im folgenden Jahre (1421) eroberte Zizka das, von den Königlichen noch besetzte Schloß zu Prag und bekam da die vier ersten Kanonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, so wie das kleine Feuergewehr, welches letztere jedoch anfänglich nur Adeliche sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Zizka setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feste Städte, gewöhnlich durch Sturm, und behandelte die Besiegten mit Grausamkeit. Nach dem Tode des Niclas von Hussynecz 1421 erkannten ihn alle Hussiten als ihr Oberhaupt an, allein er ließ dem König von Polen die böhmische Krone anbieten. Durch unglaublich schnelle Märsche kam er überall seinen Feinden zuvor. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge. Jetzt ließ er sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, so daß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit welcher er gewöhnlich den Ausgang der Schlacht entschied. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Sigismund aufs neue wider ihn schickte, trieb er zurück, schlug es bei Deutschbrod (18ten Januar 1422) in die Flucht, und drang (1422) selbst in Mähren und Österreich ein. Als hierauf die Prager seinem Willen nicht gehorchten, demüthigte sie der blinde Heeresfürst durch mehrere Niederlagen. Nur einmal, bei Kremsir in Mähren, mußte er weichen; es war dies das einzigemal, daß er im offenen Felde geschlagen wurde. Sigismund bot ihm endlich die Statthalterschaft von Böhmen an mit großen Vortheilen, wenn er sich für ihn erklären wolle. Während der Unterhandlungen aber überfiel ihn, als er eben Przibislaw im Czaslauer Kreise belagerte, eine pestartige Krankheit, und er starb am 12ten October 1424. Die über diesen Verlust rasenden Taboriten erstürmten die Stadt, hieben alles nieder und verbrannten den unglücklichen Ort. Zizka hatte dreizehn Schlachten gewonnen und in mehr als hundert Gefechten gesiegt, obgleich alt und blind. Er hielt sich selbst für ein Werkzeug der göttlichen Rache, und das Jammern von Mönchen und Priestern, die er zum Feuertode schleppen ließ, nannte er mit kaltem fürchterlichem Hohne: der Schwester Brautlied! — Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Monumente aufgehangen. Man erzählt, daß Kaiser Ferdinand I. mehr als 130 Jahre nachher, als er auf einer Reise nach Prag die Kirche zu Czaslau besuchte und erfuhr, daß Zizka da begraben läge, darüber so betroffen worden, daß er augenblicklich nicht nur die Kirche, sondern die Stadt selbst, wo er über-

nachten wollte, verlassen habe. Das Grabmal wurde im J. 1623 auf kaiserlichen Befehl abgebrochen, und Ziska's Gebeine fortgeschafft. Eine Fabel ist es, daß Ziska befohlen habe, seine Haut als Trommelfell zu gebrauchen, weil die Feinde dadurch in Furcht gesetzt werden würden. Im Commando der Hussiten folgte ihm Procop, der den Krieg mit Glück fortsetzte, aber auch die an Böhmen gränzenden Länder mit Grausamkeit verheerte. (Vergl. d. Art. Hussiten.).

Znaim (Znoym), eine Stadt im Markgrafthum Mähren und Hauptort eines Kreises gleiches Namens, in einer angenehmen Gegend auf einem Berge, an dessen Fuße die Taga fließt. Die Stadt hat 700 Häuser und 6000 Einwohner. Am Fuße des Berges liegt eine ehemalige schöne Abtei der Prämonstratenser, die jetzt zu einer großen kaiserlichen Tabaksfabrik eingerichtet ist, welche jährlich über 25,000 Ct. Tabak liefert. Znaim ist wegen des Waffenstillstandes merkwürdig, der in der Nähe der Stadt am 12. Juli 1809 zwischen den Österreichern und Franzosen abgeschlossen wurde, und dem am 14. Oct. der Wiener Friede folgte.

Zobel (ein russisches Wort, eigentlich Sobol), ein bekanntes vierfüßiges Thier, das zum Geschlecht der Marder und Wiesel gehört, und dessen kostbarer Pelz sehr geschätzt wird. Der Zobel ist blos in einem Theile des nördlichen Asiens, in Sibirien, einheimisch. Er lebt dort in dichten, einsamen Wäldern und nistet in hohlen Bäumen oder unter ihren Wurzeln in der Erde. Er ist sehr schnell und springt mit vieler Leichtigkeit auf den Bäumen umher. Am Tage schläft er; des Nachts geht er seinem Raube nach, der gewöhnlich in kleinen Säugthieren und Vögeln besteht; doch frißt er auch, wenn es die Jahreszeit mit sich bringt, Beeren und Früchte. Die Farbe der Zobelfelle ist schwarzgrau, blaßroth, braun oder schwarz; die Felle werden am meisten geschätzt, die recht schwarzbraun, dickhaarig und glänzend sind. Die Zobel sind nicht blos in Ansehung der Farbe, sondern auch der Güte ihrer Felle, nach den verschiedenen Gegenden, wo sie sich aufhalten, verschieden. Die, welche von dem großen Gebirge an, das Rußland und Sibirien trennt, bis an den Fluß Oby gefangen werden, sind die schlechtesten. Je mehr die Landschaften gegen Osten liegen, desto schöner sind die Zobel. Am schönsten und zahlreichsten findet man sie an dem Lenastrome in der Landschaft Jakutzk, in dem Gouvernement Irkutzk. Der eigentliche Zobelfang dauert vom November bis in den Februar. Man fängt sie mit Schlingen oder schießt sie auch wohl mit stumpfen Bolzen, um das Fell nicht zu verletzen. Daß die nach Sibirien verwiesenen Staatsgefangenen oder Verbrecher zum Zobelfange gebraucht würden, ist eine zwar lange angenommene, aber ungegründete Nachricht. Gewöhnlich vereinigt sich eine Gesellschaft von zehn oder zwölf Mann zur Zobeljagd, die sich einen Anführer wählen, dem sie gehorchen, und alle Zobel, die sie fangen, unter sich theilen. Sie bauen sich zu diesem Behuf an einem passenden Orte eine Hütte, versorgen sich auf geraume Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln, und stellen dann Fallen auf, in denen sich der Zobel fängt. Die Tatarn legen sich besonders auf diese Jagd und wissen die Zobel auf alle Art zu verfolgen. Wenn der Zobel sich nicht mehr zu retten weiß, so klettert er auf einen hohen Baum; die Tatarn zünden diesen an, und wenn der Zobel herunterspringt, so fängt er sich in den umhergespannten Netzen und wird todtgeschlagen. Die Zobel sind eigentlich ein Regale der Krone, die den Fang derselben nur denjenigen Einwohnern Sibiriens überlassen hat, die einen Theil ihres Tributs da-

mit bezahlen müssen. Es werden aber jetzt weniger Zobel an die Krone eingeliefert als sonst; denn theils haben die Zobel, weil man sie zu häufig gefangen, überhaupt abgenommen, theils sind die Tatarn klüger geworden, verkaufen die gefangenen Zobel an Schleichhändler für einen bessern Preis und zahlen ihren Tribut in andern Thierfellen oder auch in baarem Gelde. In frühern Zeiten, da sie das Pelzwerk noch so brachten, wie sie es fingen, kamen oft Zobel von hohem Werthe bei den kaiserlichen Cassen ein. Die eingelieferten Zobelfelle werden mit einem Siegel bezeichnet und nach Petersburg geschickt. Ungeachtet des kaiserlichen Befehls, alle Zobelfelle einzuliefern, werden doch sehr viele heimlich verkauft. Der Preis der Felle ist nach der Güte derselben sehr verschieden; auch die Größe der Felle, ob sie mehr oder weniger dickhaarig sind und einen gewissen Glanz haben — den die alten, verlegenen Bälge gewöhnlich verlieren — wird dabei berücksichtigt. Von den guten Fellen wird das Stück zwischen fünf bis zehn Rubel bezahlt. Man hat auch weiße und graue Zobel, ferner von kastanienbrauner Farbe mit einem Goldglanze und schwarze mit einem Silberglanze. Die weißen sind sehr selten und werden als eine Seltenheit theuer verkauft; von den kastanienbraunen wird das Stück mit 20 bis 40 Rubel bezahlt. Zu einem Zobelpelz gehören viele Fellchen, und wenn er aus lauter schwarzen Fellen besteht, die einen Silberglanz haben, so wird er auf 5 bis 10,000 Rubel geschätzt und nur zu Geschenken für fürstliche Personen gebraucht. Die Russen verstehen die Kunst, die Zobel zu färben oder durch Räuchern zu schwärzen. Die gefärbten Zobel kann man leicht an dem Mangel des Glanzes, den die von Natur schwarzen haben, oder dadurch erkennen, daß sie, wenn man sie mit einem weißen Tuche reibt, abfärben. Daß sie durch Räuchern schwarz gemacht sind, erkennt man an den gekrümmten Haaren, denn bei einem guten Felle müssen die Haare alle gleich seyn, und wenn man es mit der Hand streicht, nach allen Richtungen folgen. Die Chinesen sollen die Kunst, die Zobel zu färben, in einem so hohen Grade der Vollkommenheit besitzen, daß man sie von den echten nicht unterscheiden kann.

Zobtenberg, ein bekannter Berg in Schlesien, zwei Meilen von Schweidnitz, fünf Meilen von Breslau entfernt, liegt im reichenbacher Regierungsbezirke und besteht eigentlich aus einer Reihe von Bergen, wovon nur ein einzelner Zobtenberg heißt. Er hat wahrscheinlich seinen Namen von dem nicht weit entlegenen Städtchen Zobten, wird aber im gemeinen Leben auch der Zottenberg (Zothenberg) genannt. Er steht mit dem sudetischen Gebirge in Verbindung, hat eine fast kegelförmige Gestalt, eine senkrechte Höhe von mehr als 1200 Fuß und 10,400 Schritte im Umfange. Auf drei Seiten wird er von einer weitläufigen Ebne umgeben, gegen Mittag aber gränzt er an den Geiersberg. Der bequemste Weg auf den Zobtenberg führt von dem Städtchen Zobten aus. Auf der höchsten Spitze desselben stand schon im elften Jahrhundert ein Schloß, das, nach mancherlei Veränderungen der Besitzer, 1471 als Raubschloß zerstört wurde. Seit 1702 ist an dessen Stelle eine kleine Kirche erbaut worden, zu der man auf sechzig Stufen steigt, und zu der am Feste Mariä Heimsuchung zahlreiche Wallfahrten gemacht werden. Südwestwärts hinter der Kirche ist ein hoher und steiler Felsen, von welchem man einen beträchtlichen Theil Schlesiens, besonders die schönen Fluren von Frankenstein bis Liegnitz, übersehen kann. Der übrige Theil des Berges ist mit Holz dicht bewachsen. Es finden sich da auch gute

Marmorbrüche. Der Berg dient übrigens den Landleuten in Schlesien zum Wetteranzeiger. Wenn er mit Gewölk bedeckt ist, so erwartet man Regen; ist er lichtblau und hell, so steht gutes Wetter bevor. Auch erzählt man von diesem Berge allerhand abenteuerliche Mährchen aus ältern Zeiten.

Zodiacallicht, Thierkreis-Licht. Man gewahrt in unsern Breiten, besonders um die Nachtgleichen, zur Zeit des Auf- oder Untergangs der Sonne, oftmals ein von derselben ab, in der Richtung des Thierkreises (daher der Nahme) fortgehendes, spitzzulaufendes, schönes, weißliches Licht, welches große Ähnlichkeit mit dem Schimmer hat, den die Milchstraße verbreitet. Über die Natur dieser zuerst von Cassini beobachteten Erscheinung hat unter den Astronomen ein langer, noch nicht entschiedener Streit geherrscht. Mairan suchte mit vielen, zum Theil scharfsinnigen Gründen darzuthun, daß sie nichts anders als die entweder selbst leuchtende, oder vom Körper der Sonne erleuchtete Atmosphäre der letztern sey. Diese Behauptung ist aber neuerlich vom Verf. der himmlischen Mechanik angefochten worden. Man hat jedoch wahrnehmen wollen, daß die Stärke dieses Lichts im Verhältnisse der Sonnenflecke zu- und abnehme, eine Erfahrung, die wiederum für Mairans Hypothese zu sprechen scheint, indem die Sonnenflecke, nach Herschels Meinung, dadurch entstehen, daß die selbstleuchtende Sonnen-Atmosphäre einzelne Stellen des dunkeln Kerns entblöße. — Fest steht bis jetzt weiter nichts, als daß die Materie, von welcher uns das Thierkreis-Licht zugesendet wird, von außerordentlich feiner Beschaffenheit seyn muß, indem man die kleinsten Sterne mitten durch dieselbe erkennt. D. N.

Zodiacus (Thierkreis) heißt in der Astronomie derjenige Streifen in der scheinbaren Himmelskugel, innerhalb dessen sich jederzeit die Planeten befinden. Dieser Streifen liegt zu beiden Seiten der Sonnenbahn (Ekliptik) und wird von zwei derselben parallel laufenden Kreisen begränzt. Er enthält zwölf Sternbilder, die im Art. Sternbilder genannt sind. Den Namen Thierkreis hat er von diesen Sternbildern, die meist von Thieren hergenommen sind.

Zoega (Georg), ein Däne, war einer der größten Alterthumsforscher unserer Zeit und dabei einer der edelsten und seltensten Männer. Er war im Jahre 1756 in Mögeltonder in Jütland geboren, studirte in Göttingen und zeichnete sich schon vor dem 21. Jahre durch viele gelehrte Abhandlungen aus, die er in deutscher und dänischer Sprache schrieb. 1777 ging er nach Italien und kam 1779 in Rom an. Seitdem wandte sich all sein Streben auf die Archäologie. Zoega hatte unstreitig durch Winckelmann die ersten Anregungen zu einem tiefern Erforschen der Alterthumskunde erhalten, aber so ähnlich sich beide große Männer in ihrem ernsten rastlosen Streben, ihrem regen Schönheitssinn und ihrer Gelehrsamkeit waren, so verschieden war ihre innerste Geistesrichtung. In Winckelmann war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen, er sah in den antiken Kunstwerken die freigewordne Form, das Mittel, wodurch das dichterische Gemüth sich gleichsam veräußerlicht und Andern sichtbar erscheint. Zoega hingegen las in den Werken der alten Künstler und Dichter mehr den tiefverborgnen Gedanken, sie waren ihm geheimnißvolle, deutungsreiche Sinnbilder, die ihn stets wieder in das Heiligthum des innern Gemüthes zurückführten; er ließ sie auf seine Seele wirken wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Dolmetscher sie ihm waren. Er trennte und verband auf solche Weise

immer selbstthätig den innern geistigen Sinn und die vollendete äußere Schönheit eines Kunstwerks, und in diesem Scheiden und Vereinen lag eben Zoega's Hinneigung zu den, von ihm so tief durchdachten, Orphikern und Neuplatonikern. Zoega hatte die echt antike Bildung nicht blos mit Verstand und Gedächtniß aufgefaßt, sie war lebendig in ihn übergegangen; keine Geister neuerer Zeit berührten seine Weltansicht und sein innerstes Leben so vielfach wie die Alten. Je näher man ihn kennen lernte, um so deutlicher fühlte man dies, sein Umgang hauchte griechischen Sinn, selbst durch die Form seines Gesprächs, das in leichter und anmuthiger Kürze reich an den menschlichsten Beziehungen war und absichtslos belehrte. Sein Ernst und seine Richtung nach innen, die frühzeitig zum Schwermüthigen sich neigte, hätte leicht durch viele Sorgen und Leiden ganz darin untergehen können, wenn nicht aus Griechenland milde Heiterkeit ihm zugeweht wäre. So reizbar er auch für kleine Verdrießlichkeiten war, so überwand er doch diese Stimmung durch große Geduld und erwarb sich eine stete ruhige Heiterkeit. Dies drückte sich sehr wohlthuend in ihm aus, als ein stiller Frieden, der durch Ertragen und Vergessen erworben wurde und der das Leben unabhängig macht von dem Erlebten. Auffallend war in seinen frühern Jahren ein gewisser geistiger Cybeledienst, eine Anbetung Gottes in der Natur, vorherrschend in ihm. Der Einfluß seiner Zeit, die durch die kalte Aufklärung zu einer neuen Frühlingswärme des Glaubens überging, wirkte später auch auf ihn. Im Beobachten des Äußerlichen der Religion war er streng, er ließ es gern als heiliges Sinnbild auf sich wirken, aber er haßte die nur halbverstandnen Worte dabei. Im äußern Leben bewies Zoega den freien Mann und war entfernt von Zwang und zwecklosen Schicklichkeiten. Für sinnige kunstliebende Fremde, die Rom besuchten, war er ein trefflicher Führer. Man kann Zoega richtiger schildern durch das, was er w a r, als durch das, was er t h a t, denn so unermüdet auch der Fleiß war, womit er eine bewundernswerthe Menge des Einzelnen prüfte und mit genauer Kenntniß umfaßte, so beklagt man doch mit Recht, daß er nicht dazu gekommen ist, seine Ansichten im größern Zusammenhange auszusprechen. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er durch den Professor Adler dem Cardinal Stefano Borgia vorgestellt, dessen Gunst und Schutz er sich bald erwarb. Dieser Cardinal hatte eine Vorliebe für ägyptische Alterthümer, von denen er eine reiche Sammlung besaß. Zoega, der die coptische Sprache verstand, wurde bald der Ödip dieser uralten Räthsel. 1787 machte er eine vollständige Sammlung ägyptischer Münzen bekannt, mit ausführlichen Erläuterungen. Der allgemeine Beifall, den dies für Geschichte und Chronologie so wichtige Werk erhielt, machte Pius VI. auf Zoega aufmerksam und er trug ihm die schwere Arbeit auf, die Obelisken zu erläutern. 1797 gab er auf päpstliche Kosten sein großes Werk über diese Obelisken (de origine et usu obeliscorum Romae, 1797) heraus, welches ihm den Ruhm der scharfsinnigsten, ausgebreitetsten und gründlichsten Gelehrsamkeit erwarb. Das Museo Borgiano Veliterno war reich an coptischen Schriftrollen; Zoega unternahm die höchst schwierige und mühevolle Arbeit, diese zu erläutern; erst 1810 konnte diese Frucht namenloser Anstrengungen bekannt gemacht werden. Zoega schrieb in deutscher Sprache einen archäologischen Wegweiser durch Rom, der vielen kunstliebenden Rei-

senden sehr nützlich wurde. Er selbst begleitete die ausgezeichnetsten derselben; so war er unter andern ein ganzes Jahr lang der Führer Sr. k. H. des Prinzen Gustav von Meklenburg-Schwerin. Ein größeres Werk Zoega's, welches Schätze der seltensten Kenntnisse enthält, ist in zwei Foliobänden bei Piranesi in Rom 1808 herausgekommen, unter dem Namen: Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tom. Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega. Oft bedauerte Zoega in spätern Jahren, nicht auf das griechische Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptischen widmete. Dies hinderte mehr als irgend etwas anderes die Ausführung seines frühern Planes, die ganze griechische Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen. So wichtig jene Forschungen für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnißmäßig aus. Überdies hatte Zoega mit immerwährenden Hindernissen und dem Mangel aller äußern günstigen Verhältnisse zu kämpfen. Das Schicksal, über zu gründlich und weit angelegte Vorbereitungen das Leben verfließen zu sehen, ohne an das Hauptwerk desselben zu kommen, theilt Zoega mit vielen großen Gelehrten. Er war von dem dänischen Hof zu dessen Generalconsul in dem Kirchenstaat ernannt worden; wenige Tage nach seinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Dänebrogordens ernannte, in Rom an. Er war Professor der Universität Kiel und Mitglied der Akademien zu Copenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom ꝛc. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemeßnen Wirkungskreis finden konnte. Zoega starb 1809, tief betrauert von allen, die ihn kannten; er wurde in der Kirche S. Andrea delle Fratte begraben. Der Secretär der italienischen Akademie, Sign. Thiébaut de Berneau, entwarf eine Lobrede Zoega's, die genaue Rechenschaft von seinen Werken giebt und 1809 in Paris herauskam. Sein großer Landsmann, Ritter Thorwaldsen, zeichnete den edlen ausdrucksvollen Kopf Zoega's, und dies Porträt findet man nebst einer kurzen von F. A. Visconti geschriebnen Biographie Zoega's dessen „Bassirilievi" beigefügt. Abhandlungen von ihm hat nach seinem Tode Welker herausgegeben. Wl.

Zoilus, ein griechischer Rhetor, gebürtig aus Amphipolis, einer Stadt in Thracien, lebte zu den Zeiten des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 270 Jahre vor Christi Geburt. Er ist blos durch seine hämischen Kritiken der Werke des Plato und besonders der Gedichte des Homer bekannt oder vielmehr berüchtigt worden; wegen der letztern wurde er die Geißel des Homer (Homeromastix) genannt. Von seinen Schriften ist nichts auf die Nachwelt gekommen, und der Verlust derselben scheint nicht zu bedauern zu seyn. Er kam nach Alexandria und überreichte dem Ptolemäus seine Kritik der Homerischen Gedichte, welche aber dieser Freund und Beschützer der Wissenschaften mit Unwillen zurückwies. Als Zoilus ihn nachher um eine Unterstützung bat, gab ihm der König die bittre, aber verdiente Antwort: „Da Homer noch lange nach seinem Tode so vielen Menschen Verdienst und Unterhalt (nämlich durch das Abschreiben seiner Gedichte) verschaffte, so würde es dem Kritiker, der mehr Geist als Homer zu haben glaubte, leicht werden, sich seinen Unterhalt zu verschaffen." Auch der Lehrer des Zoilus, Polykrates, hatte, wie die alten Schriftsteller erwähnen, eine Schmähschrift gegen Sokrates herausgegeben. Zoilus wollte sich auszeichnen, that es aber auf eine für ihn nicht vortheilhafte Art. Er ging in einem auffal-

lenden, schmutzigen Anzuge einher, widersprach Allen und redete von Jedermann Böses. „Ich rede von allen Leuten Böses," antwortete er einst auf die Frage, warum er es thue, „weil ich selbst nicht so viel Böses thun kann, als ich thun möchte." Zur verdienten Strafe bezeichneten die Alten jeden hämischen, schmähsüchtigen Tadler mit dem Namen Zoilus.

Zoll, ein Längenmaaß, nach dem Decimalmaaß der zehnte, nach dem Duodecimalmaaß der zwölfte Theil des Fußes. (S. Fuß.).

Zoll (Mauth, Douane), ist eine auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waaren gelegte Abgabe, welche entweder nach dem Werthe oder nach dem Gewichte oder nach dem kubischen Inhalte der Waaren erhoben wird. Die Begriffe von Zoll und andern ähnlichen Abgaben sind in den wenigsten Ländern streng gesondert, gewöhnlich werden Geleits- und Wegegelder mit eigentlichen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen verwechselt und gar häufig wird eine Abgabe als Zoll aufgeführt und bezeichnet, welche in der That nichts anders als Accise ist. In ältern und neuern Zeiten hat man die Zölle als eine nützliche Abgabe empfohlen, weil man glaubte, der Kaufmann zahle sie von seinem Handelsgewinnste, weil man vermittelst derselben den Fremden bei der Durchfuhr eine Steuer aufzulegen vermochte und weil man damit den Handel leiten zu können wähnte. Es ist aber in der Regel nicht der Kaufmann, welcher den Zoll wirklich bezahlt, sondern dieser schießt denselben nur vor und läßt sich ihn demnächst mit Zinsen für den geleisteten Vorschuß im Preise seiner Waaren von den Consumenten wieder vergüten; die Steuer aber, welche beim Transito den Ausländern aufgelegt werden kann, ist, am Sunde ausgenommen, immer nur unbedeutend und ihre Anlegung erfodert große Vorsicht, soll sie dem Handel nicht verderblich werden; und was die Leitung des Handels betrifft, welche man durch Zölle beabsichtigt, so beruht es hauptsächlich auf irrigen, durch das Mercantilsystem (s. d. Art.) auf die Bahn gebrachten Vorstellungen, wenn eine Regierung daraus große Vortheile für den Nationalwohlstand ziehen zu können wähnt. Als eigentliche Consumtionssteuer aber hat diese Abgabe noch die besondern Fehler, 1. daß sie lange Zeit vor der Einführung des besteuerten Gegenstandes in den Kreis der Consumtion erhoben wird; 2. daß sie von manchem Artikel gezahlt werden muß, der gar nicht einmal zur Consumtion gelangt, sondern auf dem Lager des Kaufmanns liegen bleibt, und 3. daß sie als eine Abgabe, welche vom Kapitale erhoben wird, die Betriebsamkeit der Bürger hemmt und eben dadurch ihre Production schwächt. Was die Wirkung der Zölle auf den Verkehr selbst betrifft, so ist dieselbe folgende: Zölle auf die Einfuhr vertheuern uns die Waaren der Ausländer; Zölle auf die Ausfuhr vertheuern unsere Producte den Ausländern. Jener Streben geht auf Verminderung unserer Nachfrage nach ausländischen Waaren, mithin auf Verminderung des Absatzes eben dieser Waaren in unserer Heimath; unser Streben geht auf Verminderung der Nachfrage nach unsern Producten im Auslande und mithin auf Verminderung des Absatzes unserer Producte im Auslande. Erreichen beide ihr Ziel, so vermindern sie zu gleicher Zeit den Verdienst, den wir den Ausländern gaben, und denjenigen, welchen wir von den Ausländern erhielten. Der Erreichung dieses Ziels aber kann die Nation entgegen arbeiten, wenn sie das mit dem Zoll belegte Product zu einem wohlfeilern Preise liefert und auf gleiche Weise kann eine weiter getriebene Theilung der Arbeit zehnfach den Zoll ersetzen, auch

kann, vermindern sich die Kapitalgewinnste, des Zolls ungeachtet der Preis der Waare derselbe oder fast derselbe wie vorher bleiben. — Je nach dem die Zölle entweder auf dem Lande oder auf dem Wasser erhoben werden, heißen dieselben entweder Landzölle oder Wasserzölle; letztere sind auf den schönsten Flüssen Deutschlands hin und wieder zum wesentlichen Nachtheil des Handels so vervielfältigt und erhöht worden, daß die Kaufleute mancher Gegenden, welchen der Fluß vortrefflich zu Statten kommen könnte, die Landfracht vorziehen, sobald der Werth der Waare beträchtlich und deren Masse klein genug ist, um sie auf der Achse verfahren zu können. — Die Zölle, welche bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren aus der einen Provinz desselben Landes in die andere entrichtet werden, heißen Binnenzölle; diese sind die nachtheiligsten von allen, denn sie bewirken nicht nur eine große Ungleichheit der Besteurung der einzelnen Bürger, sondern hemmen zugleich den wichtigsten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr; weise Regierungen haben denselben daher auch in ihren Ländern gänzlich abgeschafft und den Unterthanen dadurch eine große Wohlthat erwiesen. — In mehrern Staaten, namentlich in Großbritannien, wird dem Kaufmanne die auf den inländischen Verbrauch einer Waare gelegte Abgabe ganz oder zum Theil zurückgegeben, wenn er die Waare nach andern Ländern ausführt; eine Vergütung dieser Art heißt Rückzoll und ist in der Regel wegen der Erleichterung, die sie dem Handel gewährt, sehr zu empfehlen, nur ist dabei die gehörige Vorkehrung zu treffen, daß nicht die Waare, bei deren Ausfuhr der Rückzoll bezahlt worden, heimlich wieder ins Land eingeführt werde, wodurch natürlich der Zweck gänzlich verfehlt und der Staat unrechtlicher Weise eines Theils seines Einkommens beraubt werden würde. KM.

Zollikofer (Georg Joachim), Prediger bei der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Leipzig, einer der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner des vorigen Jahrhunderts, geboren zu St. Gallen in der Schweiz im J. 1730. Von seinem Vater, einem braven Rechtsgelehrten, der früher selbst Theologie studirt hatte, erbte er die Neigung, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und erhielt auch von ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht, der auf der Schule seiner Vaterstadt, dann auf den Gymnasien zu Frankfurt am Main und zu Bremen, und zuletzt auf der Universität zu Utrecht weiter fortgesetzt wurde. Bald nach seiner Rückkunft von der Universität wurde er (1754) Prediger zu Murten in der Schweiz, erhielt aber, da er sich vortheilhaft auszeichnete, in kurzer Zeit den Ruf an einige andere Orte, und 1758 als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig. Diese Stelle hat er, ungeachtet verschiedner vortheilhaftern Anträge, bis an seinen Tod behalten, weil er sich bei derselben auf einem Standpunkte befand, von wo aus er viel Gutes wirken konnte. Der Ort, wo er nun lebte, die höhere Cultur der Gemeine, deren Lehrer er war, der Umgang mit mehrern ausgezeichneten Gelehrten, alles trug dazu bei, Zollikofers Talent weiter auszubilden, und ihn allmählig auf die Stufe zu heben, auf welcher er seinen hohen Ruhm als Kanzelredner bis an sein Ende behauptet hat. Während seiner dreißigjährigen Amtsführung hat er als öffentlicher Lehrer ungemein viel Gutes gewirkt, nicht nur bei seiner Gemeinde, sondern auch bei den zahlreichen Zuhörern, die nicht eigentlich dazu gehörten, vorzüglich unter den jungen Studirenden, die in ihm ein freilich schwer zu erreichendes Muster der Nachahmung fanden. Zollikofers Vortrag

als Kanzelredner war, wie sein äußerer Anstand, ruhig und würdevoll, tief eindringend und überzeugend, ohne hinreißend zu seyn, nicht eigentlich populär, aber lichtvoll und faßlich, vorzüglich auf den Verstand und durch diesen auf das Herz gerichtet. Ein Hauptzweck seiner Vorträge war, den Vorurtheilen und herrschenden übeln der Zeit entgegen zu arbeiten, und im wahren Sinne des Worts aufzuklären oder richtigere moralische Begriffe zu befördern. Er besaß die so seltne Kunst, ganz specielle Verhältnisse, Fehler, Gewohnheiten, selbst Vergnügungen des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, auf der Kanzel mit Würde zu behandeln. Zollikofers Charakter, sein öffentliches und Privatleben waren völlig vorwurfsfrei, auch wurde er allgemein geachtet. Als denkender Geistlicher ging er, wo er, nach sorgfältiger Prüfung, sich eines andern überzeugt hatte, mit freiem Geiste und ohne Furcht von mehrern Sätzen des ältern Systems ab. Von seinen Predigten sind ungefähr 250 im Druck erschienen, und alle sind mit dem Beifall aufgenommen worden, mit dem man sie vorher gehört hatte. Er selbst hat von 1769 bis 1788 vier Sammlungen Predigten in sechs Bänden herausgegeben, die mehreremale wieder aufgelegt worden sind. Nach seinem Tode wurden die von ihm hinterlassenen Predigten in neun Bänden herausgegeben. Alle diese Sammlungen haben auch den Titel: Zollikofers sämmtliche Predigten, 15 Bände, Leipzig 1789 — 1804. Ein großes Verdienst erwarb sich Zollikofer durch die Herausgabe eines Neuen Gesangbuchs (Leipzig 1766 und achte Auflage, Ebend. 1786), das Nachahmung fand, und wodurch er einem großen und sehr gefühlten Bedürfnisse abhalf. Sein Freund Weiße (s. d. Art.) stand ihm bei diesem Werke thätig bei. Außer den Verbesserungen alter Lieder sind auch verschiedne (ungefähr 12) neue Lieder von Zollikofer selbst in dieser Sammlung. Auch die von ihm herausgegebenen Andachtsübungen und Gebete haben einen großen Werth. Noch sind von ihm übersetzungen einiger Werke aus dem Französischen und Englischen, z. B. Unterhaltungen der Emilie, a. d. Fr. Leipzig 1774; Brydone's Reise durch Sicilien und Malta, a. d. Engl., Leipzig 1774. Zollikofer starb im J. 1788. Vergl.: Über den Charakter Zollikofers, von C. Garve, Leipzig 1788.

Zone, s. Erdstrich.

Zoolithen, ein aus zwei griechischen Worten zusammengesetztes Wort, wodurch man in der Naturgeschichte fossile thierische Körperarten bezeichnet, die bisweilen gefunden werden, und die für die Naturkunde der organisirten Körper (Zoologie) nicht unwichtig sind. Sie unterscheiden sich von den eigentlich sogenannten Versteinerungen (s. d. Art.) oder den wahren Petrefacten dadurch, daß diese letztern organisirte, mit fremden Erdtheilen durchdrungene, und durch die Länge der Zeit verhärtete und steinartig gewordene Körper sind. Man unterscheidet die Zoolithen nach der in der Naturgeschichte angenommenen Eintheilung der Thiere in sechs Classen: in Tetrapodolithen oder fossile säugende Thierarten und deren Theile; zu diesen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (s. d. Art.), welche man am Ohio in Nordamerika findet; Ornitholithen oder fossile Vögelgerippe, von denen man jedoch erweislich noch keine gefunden hat; Amphibiolithen oder fossile Körper oder Theile von Amphibien; Ichthyolithen oder fossile Fische, von denen sich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieses Besondre ist, daß in

einer gemeinschaftlichen Lage Fluß- und Seefische und von letztern aus den entferntesten Oceanen vorkommen; Entomolithen oder fossile Insecten, besonders im Bernstein; Helmintholithen oder fossile Gewürme und Theile derselben, die zum Theil sehr häufig gefunden werden.

Zoologie, s. Thier.

Zoophyten, s. Thier.

Zoroaster, oder Zerdutsch, ein Lehrer der Weisheit in Persien, der wenigstens sechstehalbhundert Jahr vor Christi Geburt gelebt haben muß. Aber sein Leben ist beinahe in ein eben so undurchdringliches Dunkel gehüllt, als die Lebensgeschichte des Hermes Trismegistus. Bei mehrern alten Völkern hat man einen Zoroaster zu finden geglaubt; und daher vermehren manche die Anzahl der Zoroaster bis auf acht. Der persische — von dem wir noch das Meiste wissen — war ein Verbesserer der Volksreligion, und trug ein neues Religionsbuch unter dem Namen Zend-Avesta (lebendiges Wort) zusammen, worüber der eigne Art. nachzusehen ist. Seine Lehre hat sich noch bis jetzt unter den Gebern erhalten. S. Gebern.

Zosimus, ein griechischer Geschichtschreiber, lebte in der Mitte des 5ten Jahrhunderts nach Chr. zu Constantinopel, und schrieb eine Geschichte der Kaiser, von August bis zum Jahr 410 n. Chr., die wir noch besitzen.

Zrini (Niclas, Graf von), Feldherr Kaiser Ferdinands I., Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien, Tavernicus in Ungarn, geb. 1518, starb den Heldentod in einem Ausfalle des von ihm wider die ganze türkische Heeresmacht unter dem siegreichen Großherrn Suleyman vertheidigten Szigeth, am 7. Spt. 1566. Er war aus dem alten Geschlechte der Grafen von Brebir; sein Haus hieß Zrini (seit 1347) von dem Schlosse Zrin. Schon als zwölfjähriger Knabe verdiente sich Graf Niclas in der Belagerung Wiens von Carl V. ein Streitroß und eine gülbne Kette. In der Folge zeichnete er sich in den Feldzügen gegen Johann von Zapolya aus, der das Königreich Ungarn dem Erzherzog Ferdinand streitig machte, und gegen den Sultan Suleyman, Zapolya's Bundesgenossen. Zrini führte fast immer die Vor- oder Nachhut. Den Dienst der leichten Reiterei bildete er zur höchsten Vollkommenheit aus. Seine Heldengestalt, seine Lebhaftigkeit, seine Freigebigkeit im Belohnen, sein parteiloser Ernst im Strafen erhoben ihn bald zum Abgott seiner tapfern Schaaren. Mit ihnen vertheidigte er zwölf Jahre lang Croatien, dem er als Ban vorstand, wider die Osmanen, und schlug sie 1562 von Szigeth hinweg. Ungarn hingegen war großentheils schon ein türkischer Paschalik, und der Überrest zum Tribut genöthigt. Da wollte Suleyman der Unüberwindliche von Belgrad aus auch noch Szigeth erobern. (Diese Festung liegt in der Szalader Gespannschaft an der Gränze). Zrini, der Gefürchtete, glaubten die Türken, sey noch in Wien; darum hofften sie die Feste eher zu bezwingen. Eine Niederlage, die der türkische Vortrab bei Sziklos durch Zrini's Schaaren erlitt, reizten des Sultans Zorn zum sofortigen Angriff. Also zog der berühmte Großwessir Mehmed Sokolowich, ein croatischer Renegat, mit 65,000 Mann dem Großherrn voraus. Über die angeschwollene Drau mußte eine Brücke in anderthalb Tagen geschlagen werden, und das Heer ging vom 1. bis 5. August über den Strom. Nun versammelte Zrini seine Krieger, 2500 an der Zahl. Alle schworen — er zuerst, dann jeder seinem Hauptmann und

alle Hauptleute ihm, zusammen — für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland zu sterben. Der Platz wurde heftig beschossen. Schon am 7. stürmte der Feind die neue Stadt. Zrini steckte sie in Brand. Nun thürmten die Belagerer rings um die Mauern ungeheure Holzstöße auf, die sie anzündeten; nach mehrern abgeschlagenen Stürmen ward die neue Stadt am 19. Aug. von den trunkenen Janitscharen an sieben Orten zugleich erstürmt, und Zrini's kleiner Haufe von der Übermacht bis an die Zugbrücke des Schlosses selbst gedrängt. Das Feuer der Belagerer dauerte ununterbrochen fort, zugleich setzten sie der Festung, der es an Mineurs fehlte, durch Minen zu. Vom 26. Aug. bis zum 1. Sept. geschahen täglich sieben und mehr Stürme auf das Schloß selbst, die Zrini immer zurückschlug. Eben so standhaft wies er alle Vorschläge und Anerbietungen des Feindes von sich; selbst die Drohung des Großwessirs, daß der Sultan seinen vorgeblich in türkische Gefangenschaft gerathenen Sohn ermorden lassen würde, wenn er die Festung nicht übergäbe, konnte seinen Entschluß nicht erschüttern. Von Zorn und Verdruß darüber außer sich, starb Suleyman, welcher zuletzt 1000 Goldgülden auf Zrini's Kopf gesetzt hatte, den 4. Sept. an der Lagerseuche. Der Großwessir verbarg seinen Tod den Truppen. Am 5. Sept. gelang es den Türken, das äußere Schloß in Brand zu stecken. Zrini flüchtete mit den Seinigen in das innere; vergeblich suchte der Türken ganzes Fußvolk mit ihm zugleich in das Thor der innern Burg zu dringen. In dieser war aber weder Mund- noch Kriegsvorrath, und die Lage derselben ganz abhängig von dem äußern Schlosse. Da unternahmen die Türken am 7. einen allgemeinen Sturm. Schon fiel ihr Feuer bis in des Grafen Gemächer; die Burg brannte. Jetzt versammelte Zrini die Seinigen. Ohne Panzer, mit Helm, Schild und Säbel trat er unter sie: „Gedenkt, rief er, eures Eides! Wir müssen hinaus. Oder wollt ihr hier verbrennen, wollt ihr verhungern? So laßt uns sterben als Männer. Ich gehe voran, thut, was ich.“ Damit stürzte er die Schloßbrücke hinaus, seine Sechshundert ihm nach und hinein unter die Hundertausende von Türken. Bald traf ihn der erste, dann ein zweiter Schuß; er fiel und kämpfte, bis der dritte Ungarns Leonidas tödtete. Alle die Seinen kamen um, zum Theil zurückgedrängt in das brennende Schloß. Aber hier sprangen plötzlich — Zrini hatte Lunten gelegt — die verschiedenen Pulverkammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 Mann gekostet, und ihm selbst das Leben. Die Türken behaupteten den Platz bis 1689. Der Janitscharen-Aga ließ Zrini's Kopf auf einer Stange vor des Sultans Gezelt aufstellen; dann ward das furchtbare Haupt, aus Achtung gegen Zrini's Heldentod, an des Kaisers Feldherrn, den Grafen von Salm, nach Raab geschickt. Das Geschlecht der Zrini's erlosch 1703. — Die deutsche Literatur besitzt von Theod. Körner ein Trauerspiel: Zrini, das jene Begebenheit darstellt, und ein gutes Schauspiel ist, nur kein Trauerspiel. Vergl. Hormayrs österreichischen Plutarch, VII.

Zschokke (Johann Heinrich), ein beliebter und geachteter Schriftsteller, wurde zu Magdeburg geboren, beschäftigte sich zuerst mit dem Studium der schönen Wissenschaften und Künste, und ward 1794 Lehrer der Moralphilosophie und Ästhetik auf der Universität Frankfurt an der Oder. Hierauf begab er sich in die Schweiz und erhielt im J. 1797 von der Regierung des Cantons Graubünden

das Bürgerrecht. Gegen Ende des Jahres 1798 wurde er vom helvetischen Minister der Wissenschaften Stapfer zum Mitarbeiter erwählt, und vom helvetischen Directorium im Frühlinge 1799 zum Regierungscommissär in Unterwalden, im August desselben Jahres zum Regierungscommissär des ganzen Cantons Waldstätten, im Frühling 1800 zum Regierungscommissär der italienischen Schweiz, Ende des Jahres zum Regierungsstatthalter von Basel ernannt. Seit dem Jahre 1801 aber lebt er als Privatgelehrter auf dem ehemaligen Oberamtsschlosse Biberstein bei Aarau, und ist seit dem August 1804 auch Mitglied des Oberforst- und Bergamts dieses Cantons. Er hat viele historische, ästhetische und philosophische Schriften herausgegeben, welche sich besonders durch einen gefälligen, belebten und einnehmenden Vortrag auszeichnen. Auch ist er dramatischer Dichter, und als solcher durch seinen Abällino, seine Übersetzung der Molierischen Lustspiele und andere Arbeiten bekannt, welche Beifall auf der Bühne fanden. Unter seinen neuesten Schriften zeichnet sich besonders aus: die Geschichte der Baiern in 4 Theilen, dann seine Zeitschrift: Überlieferungen zur Geschichte der neuesten Zeit, welche an die Stelle der Miscellen der neuesten Weltkunde getreten sind. Außerdem hat er noch mehrere Romane geschrieben, zum Theil historische, wie die Prinzessin von Wolfenbüttel, auch verschiedene kleinere Erzählungen, zerstreut und in Sammlungen. So giebt er gegenwärtig noch in Verbindung mit mehrern guten darstellenden Schriftstellern eine Zeitschrift heraus, die blos unterhaltende Aufsätze enthält, unter dem Titel Erheiterungen, und des Titels nicht unwerth sich zeigt. Auch über die Forstwissenschaft hat er geschrieben. Der Gebirgsförster, eine Anweisung zu Benutzung der Gebirgswaldungen, 3 Theile, 1806.

Zuchthäuser. Der Name zeigt schon die eigentliche Bestimmung dieser Anstalten an; sie sollen Erziehungshäuser für strafbare, aber noch einiger Besserung fähige Mitglieder des menschlichen Geschlechts seyn; die Sträflinge sollen darin nicht nur gestraft, sondern auch gebessert werden. In wie fern dieser doppelte Zweck in unsern Zuchthäusern erreicht werde oder werden könne, wird sich in Folgendem zeigen. Eine kurze Geschichte von der Entstehung dieser Anstalten mag jenen Bemerkungen vorangehen. — Zu der Zeit, da eine geläuterte Philosophie die Menschen menschlicher machte, und den Werth des Menschenlebens schätzen lehrte, da hörte man auf, nicht nur wirkliche Verbrechen, sondern auch Vergehungen gröbrer Art mit dem Tode zu bestrafen, und errichtete Anstalten, in denen die Strafbaren ihre Schuld abbüßen mußten, ohne doch der Gesellschaft ganz entzogen zu werden; vielmehr sollten sie derselben dereinst gebessert zurückgegeben werden. Bei den Römern war Verbannung die Strafe für Staatsverbrecher aus den Classen der Bürger, Arbeit in den Bergwerken die Strafe für Leibeigne und Sklaven, die sich wichtige Vergehungen hatten zu Schulden kommen lassen. In spätern Zeiten wurden in den Ländern, die eine Seemacht unterhielten, die Verbrecher auf den Galeeren eingeschmiedet; ein Gebrauch, der am letzten bei dem Maltheserorden, als dieser noch Galeeren hatte, üblich war, jetzt aber nicht mehr Statt findet. In andern Ländern wurden sie, und werden noch jetzt, als Knechte des Staats, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht. In einigen Ländern ist die Deportation der Verbrecher

in noch unangebaute Gegenden entfernter Provinzen gewöhnlich; so schickt England seine Verbrecher nach Botanybay, Rußland die seinigen nach Sibirien. Auch in Deutschland hat man, jedoch nur einmal, eine solche Deportation versucht. Der eigentliche Zeitpunkt, wo Zuchthäuser entstanden, ist unbekannt. In England bestand zu Bury (Südbury) in der Grafschaft Suffolk bereits 1589 ein Zucht- und Arbeitshaus, dessen Reglement Morton Eden in seiner Geschichte der arbeitenden Classen in England erwähnt. Die gewerbfleißigen und speculativen Niederländer gaben uns Deutschen, wie in vielen andern Dingen, so auch darin ein Beispiel, die Kräfte und Fähigkeiten selbst böser und verdorbener Menschen zu nützlichen Zwecken zu verwenden. Indem Menschen dieser Art in eigens dazu errichteten Anstalten von weitern Vergehungen abgehalten werden, sucht man zugleich sie durch Arbeiten zu beschäftigen und nützlich zu machen. In dieser Absicht wurde zu Amsterdam 1595 ein Zuchthaus für Männer, und 1596 ein zweites für liederliche Weibspersonen errichtet. Bald nachher waren fast in allen niederländischen Städten ähnliche Anstalten zu finden. In Deutschland entstanden diese Anstalten erst mit dem 17ten Jahrhunderte. Die freien Reichsstädte, die durch Gewerbsamkeit blühend geworden waren, und früher als in souverainen Staaten geschah, eine regelmäßige Polizei einführten, gingen hierin mit ihrem Beispiel voran. Der Magistrat zu Hamburg faßte im J. 1609 den Beschluß, ein Zucht- und Arbeitshaus anzulegen, „damit die Armen unterhalten, die Bettler abgeschafft, und allerhand Unheil gewehret würde.“ Zu Bremen bestand 1617 ein Zuchthaus. Mehrere andere Reichsstädte folgten diesen Beispielen. Später thaten es auch die Regenten souverainer Staaten. So wurde 1708 das Zuchthaus zu Halle, und 1716 zu Waldheim in Sachsen auf den Antrag der Landstände ein Zucht- und Armenhaus errichtet. Gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren schon mehr als 50 Zucht- und Arbeitshäuser in Deutschland vorhanden. Kleinere Städte verbanden sich zu gemeinschaftlicher Errichtung solcher Anstalten, oder gaben ihre Sträflinge in ausländische Zuchthäuser gegen eine gewisse jährliche Bezahlung. Diese öffentlichen Anstalten waren in ihrem ersten Ursprunge meistens ziemlich eingeschränkt. Als aber in Deutschland die Tortur nach und nach abgeschafft, und, statt der sonst gewöhnlichen Landesverweisung, häufiger auf Zuchthausstrafe erkannt wurde, da fand man es in verschiedenen Ländern nöthig, nicht nur die schon bestehenden Anstalten dieser Art zu erweitern, sondern auch neue Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten. Durch die mildern Gesetze unserer Tage, durch die seltener vollzogne Todesstrafe der Verbrecher, sind leider unsere Zuchthäuser mit Sträflingen aller Art größtentheils überfüllt. Aber wer wollte deßwegen jene strengern Gesetze, jene häufigern Todesstrafen zurückwünschen. Daß die härtesten Strafen den Verbrecher nicht abschrecken, hat längst die Erfahrung gelehrt. Es sind genug Beispiele vorhanden, daß während der Zeit, da man einen Dieb an den Galgen knüpfte, auf dem Richtplatze selbst Diebstähle begangen wurden. Das erste und wirksamste Mittel, die Übervölkerung der Zuchthäuser nach und nach zu vermindern — dessen weitere Erörterung jedoch nicht hierher gehört — ist, durch verbesserte Erziehung der Jugend Verbrechen zu verhüten. Ein gleich wichtiger Gegenstand ist der, daß die Zuchthäuser, ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, nicht blos S t r a f-, sondern auch wirkliche

Besserungsanstalten seyn möchten, und in dieser Rücksicht ist immer noch nicht genug Ernst bewiesen worden. Schon oft genug ist die auf häufige Erfahrungen gegründete Bemerkung gemacht worden, daß Zuchthäuser, wo nicht schlimmer machen, doch nur wenig moralische Besserung bewirken. Die Einrichtung der Häuser selbst ist Schuld daran. Man vermischt den noch nicht ganz verdorbnen, vielleicht blos leichtsinnigen Sträfling mit dem größten Bösewichte; der junge Verbrecher wird von dem ältern und erfahrnern unterrichtet, und nach seiner Entlassung aus der Anstalt dem Staate doppelt gefährlich. Selten wird man einen berüchtigten Verbrecher finden, der nicht früher, vielleicht mehr als einmal, Zuchthausstrafe erlitten hätte. Die eingeführten Religionsübungen und die eifrigsten Bemühungen der Zuchthausprediger können nur selten bei einem oder dem andern Besserung bewirken. Es giebt kein anderes Mittel, größre Immoralität in den Anstalten selbst und die Folgen derselben, wenn die Sträflinge wieder entlassen werden, zu verhüten, als solche Anstalten in zwei Abtheilungen, das Besserungshaus und das eigentliche Zucht- und Verwahrungshaus, abzusondern. In Sachsen sind zu Zwickau die Sträflinge in zwei Classen, die härtere und gelindere, abgetheilt. Eine gleiche Verfügung wurde auch in der im Jahre 1811 zu Lichtenburg errichteten Strafanstalt getroffen. Auch erkannte die sächsische Regierung die Nothwendigkeit, Gemüthskranke und Waisen, denen man in frühern Zeiten denselben Aufenthalt mit den Sträflingen angewiesen hatte, abzusondern, und jede Classe in eignen Anstalten unterzubringen. — Unter allen Büchern, die über zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser geschrieben worden, behauptet unstreitig des edlen Britten John Howards (s. d. Art.) oft aufgelegtes Werk den Vorzug. (S. auch: Über Gefängnisse und Zuchthäuser, im Auszuge a. d. E. des Howard, von Köster, Leipzig 1780.) Auch er dringt auf eine Absonderung der Züchtlinge in gewisse Classen, nach den Graden ihrer Verbrechen und Vergehungen, und auf einen Unterschied in ihrer übrigen Behandlung, z. B. in Ansehung der Kost, der auferlegten Arbeiten, des Genusses mehrerer oder minderer Freiheit rc. Sein Landsmann Macfarlan, und dessen deutscher Herausgeber, Garve (J. Macfarlans Untersuchungen über die Armuth rc. a. d. E. mit Zusätzen von Garve, Leipzig 1785), stellen eben dies als das sicherste Mittel dar, die Einrichtung der Zuchthäuser zu verbessern. Es läßt sich freilich dagegen einwenden, daß diese gutgemeinten Vorschläge nicht überall ausführbar sind. Sehr viel hängt hierbei von dem Charakter und dem Benehmen des Hausverwalters oder Vorstehers einer solchen Anstalt ab, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die Verfassung, die irgend eine Anstalt dieser Art unter einem ganz dazu geeigneten Vorsteher hatte, unter seinem minder fähigen Nachfolger in Verfall gerieth. Was von Seiten des Religionslehrers für die moralische Verbesserung der Züchtlinge gethan werden könne und müsse, hat Wagnitz in seiner Schrift: Über die moralische Verbesserung der Zuchthausgefangenen, Halle 1787, gezeigt. S. auch: Wagnitz Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland, 2 Th. Leipzig 1791 fgd. — Über Zuchthäuser und Zuchthausstrafen rc. von C. E. Wächter, Stuttgart 1786, und Dr. Knötzschker: Von Verbannung der Missethäter zur Bergarbeit, Leipzig 1795.

Zucker ist eine süße Substanz, die in vielen Vegetabilien vorkommt, crystallisirbar, verbrennlich und durch Gährung in Weingeist zu verändern ist. Er leuchtet, wenn er im Finstern geschlagen wird; durch Salpetersäure wird er in der Siedhitze in Zuckersäure verändert. Man kann ihn durch Eindicken des abgeklärten Saftes der Weintrauben, der Möhren, Runkelrüben erhalten. Hundert Pfund Runkelrüben liefern durch Auspressen ihres Saftes, der sogleich geschäumt und mit Kalk geklärt wird, durch nachheriges Einkochen und Abscheiden von allen trüben Theilen zwei Pfund guten Zucker. Der Saft der Ahornbäume giebt mit Blut und Kalk behandelt ebenfalls Zucker. Der mehrste aber wird aus dem Zuckerrohre gewonnen. Schon die Soldaten Alexanders des Großen sollen auf dem indischen Zuge Rohr mit süßem Safte gefunden haben, auch erzählt man von den Kreuzfahrern, daß sie das jetzige Zuckerrohr von Tripolis mitgebracht hätten. Mit Gewißheit aber ist nur so viel bekannt, daß es im 15ten Jahrhundert in Sicilien einheimisch war und von dort 1419 durch den Herzog von Vislo nach Canaria und Madeira gepflanzt ward; 1643 kam es nach Barbados; 1648 nach Guadeloupe. Es gleicht dem Schilfe, hat sehr schwammiges Mark, erreicht an 6 Fuß Höhe, einen halben Zoll Dicke und hat einen knotigen, blättrigen Halm. Man schneidet es, sobald die Blätter abfallen wollen, bricht diese ab, und quetscht durch Walzen den Saft aus den Halmen. Dieser sogenannte Zuckerwein läuft in einer Rinne in den großen Kessel ab, worin er sogleich mit Kalk oder Potasche aufgekocht wird, um alle Säure wegzunehmen, die sonst eine schnelle Gährung einleiten würde. Der klare Saft wird in einen andern Kessel genommen, dort nochmals gekocht, auch wohl mit Blut oder dem eiweißstoffhaltigen Fruchtsafte des Robirous esculentus geklärt, und dieses Verfahren so lange wiederholt, bis der Saft beim Auskühlen gerinnt. Das Gerinnen sucht man durch heftiges Rühren in Kühltrögen zu befördern. Sobald es eintritt, schüttet man den Saft in Fässer mit Bodenlöchern und läßt ihn zu Rohzucker oder Moscovade erstarren. Nach dem Erstarren tröpfelt durch die geöffneten Löcher der Syrup oder die Melasse ab. Bisweilen wird der Rohzucker mit feuchtem Thone bedeckt und dadurch noch mehr von der Melasse befreit, er bekommt dann den Namen Sucre terré. Die Rohzucker werden in Kisten verpackt als Castonade oder Cassonade nach Europa versandt, die schlechtesten Sorten heißen Thomaszucker, die bessern Martinique und Guadeloupe, die besten Canarien- und Madeirazucker. Diese Rohzucker reinigt man nochmals von anhängenden färbenden und schleimigen Theilen in der Raffinerie. So wird das Haus genannt, das im Erdgestock mehrere Kessel zum Klären, Sieden, Schäumen, Läutern und Pfannen zum Kühlen hat, in dessen obern Bodenräumen Platz genug ist, die gefüllten Zuckerformen aufzunehmen und den gereinigten Zucker zu trocknen. Zu dem Ende wird der Rohzucker mit reinem Kalkwasser gekocht, Rindsblut zum Abklären zugesetzt und der geklärte Saft durch Flanell geseihet. Der durchgeseihete bekommt durch rasches Einkochen die gehörige Dicke, in der er sich körnen kann, wird darauf in einer besondern Kühlpfanne gerührt, und wenn er zu erstarren anfängt, in thönerne kegelförmige Formen gegossen. Diese Formen sind von verschiedener Größe, haben an ihrer Spitze eine verstopfte Öffnung und werden vor dem Füllen vier Tage in Wasser eingeweicht, worauf man sie ablaufen läßt und

mit der Spitze in Untersetztöpfe stürzt. Hat sich der Zucker in ihnen gekörnt, so stellt man selbige auf den Trockenboden, öffnet die Löcher an ihrer Spitze, damit der nicht geronnene Syrup ablaufe, und schlägt über den erstarrten Zucker eine Decke von feuchtem, wohl gereinigtem und geschlämmtem Thone, dessen Wasser durch den Zucker sickert und den anhängenden Syrup in den Untersetztopf mit sich nimmt. Der so gereinigte Zucker (von seiner Form Zuckerhut, Zuckerbrot genannt) muß außer der Form vollends trocknen, wird geputzt und in Papier gepackt. Der feinste, Canaria Königszucker, wird durch dreimaliges Raffiniren gewonnen, ihm folgen in der Güte: 1. super Fein, 2. ordinär Fein, 3. fein Raffinade, 4. mittel Raffinade, 5. ordinär Raffinade, 6. fein klein Melis, 7. fein groß Melis, 8. ordinär groß Melis, 9. fein Lumpen, 10. mittel Lumpen, 11. ordinär Lumpen. Farinzucker und Syrup sind Abfälle. Kandiszucker wird durch Crystallisation aus einer nicht zu dicken Auflösung des Zuckers erhalten; der braune Kandis wird gefärbt. Das Raffiniren des Zuckers ward in Venedig erfunden; seit 1570 bestehen aber schon in Deutschland Zuckerraffinerien. Sonst kann man auch aus Stärke, durch Sieden mit Schwefelsäure und nachherige Entfernung derselben mittelst Kalks, eine zuckerähnliche Masse erhalten, welche als Stärkenzucker zur Zeit der Continentalsperre den Rohrzucker ersetzen half und dessen Bereitung durch den Petersburger Akademiker Kirchhoff entdeckt ward. Fs.

Zug. Wenn zwei Körper solchergestalt in zusammenhängender Verbindung stehen, daß die Bewegung des einen das Nachfolgen des andern bewirkt, wie die vor einen Wagen gespannten Pferde eins der gewöhnlichsten Beispiele abgeben, so sagt man, der eine Körper ziehe den andern. Dieser in der Erfahrung sich so einfach darstellende Umstand führt in der Theorie auf interessante Untersuchungen. Sind z. B. an einem über einer Rolle laufenden Faden ungleiche Gewichte befestigt, so wird das größere sinken und, das kleinere nachziehend, ein Steigen desselben verursachen. Die hierbei sich ergebende Beschleunigung ist, wie man leicht übersieht, ein in der Maschinenlehre wichtiger Gegenstand, und die Theorie lehrt die Frage darnach aus dem respect. Gewichte der beiden Massen beantworten. Diese Untersuchungen sind bekannt unter dem Namen der Theorie der Überwucht. D. N.

Zug, der kleinste unter den helvetischen Cantonen, welcher zwischen den Cantonen Zürich, Schwyz, Luzern und Aarau liegt, ungefähr sechs bis sieben Stunden lang und vier bis fünf breit ist. Sein Flächeninhalt beträgt nur 5½ Quadratmeilen. Seiner Beschaffenheit nach zerfällt er in zwei Theile, den südöstlichen und nordwestlichen, wovon dieser fruchtbarer Thalboden, und ersterer Gebirgsland ist, wo jedoch die Gebirgsgipfel nicht 5000 Fuß erreichen, und meistens sanft sich herabsenken. Einen großen Raum des Landes nehmen der Zuger und Egerisee ein. Die Einwohner, deren Zahl etwas über 14,000 beträgt, sind deutschen Stammes, und bekennen sich zur catholischen Kirche. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Viehzucht und Obstbau. Die Industrie ist nicht bedeutend. Das Volk besitzt die höchste Macht und übt sie theils in der Landesgemeinde, theils in den verfassungsmäßigen Gemeinden, deren Abgeordnete im dreifachen Landrathe sitzen. Der dreifache Landrath ist die gesetzgebende und der Cantonsrath die vollziehende Behörde. Zur Bundesarmee stellt der Canton 250 Mann und der Geldbei-

trag besteht aus 2497 Franken. Der Hauptort ist die Stadt Zug, am Zugersee und am Fuße des Zugerberges, in einer der angenehmsten Lagen, von blumenreichen Wiesen, Obstgärten, kleinen Weinbergen und schönen Landhäusern umgeben. Den See begränzt gegen Mittag der Rigi, hinter ihm steigt der Pilatus auf und in der Ferne ragen die beschneiten Gipfel der bernischen Hochgebirge hervor. Die Stadt ist klein, und enthält nur 2000 Einwohner.

Zugvögel, s. Vögel.

Zumsteeg (Johann Rudolph), ein beliebter deutscher Tonsetzer, war der Sohn eines würtembergischen Kammerlakaien. Er wurde im Jahre 1760 zu Sachsenflur im Schüpfergrunde im Rittercanton Odenwald geboren, und auf Bitten seines Vaters später in die militärische Pflanzschule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Anfänglich bestimmte man ihn zum Bildhauer, aber sein musikalisches Talent sprach sich zu mächtig aus, als daß man hätte anstehen können, ihn von einer Bahn zurückzuhalten, auf der er in der Folge mit so vielem Beifall wandelte. Die herzogliche Capelle war damals reich an vorzüglichen Mitgliedern, Zumsteeg genoß den Unterricht der vorzüglichsten Meister mit vielem Erfolge. Schon während seiner akademischen Laufbahn componirte er mehrere Singspiele, Cantaten und die Gesänge zu Schillers Räubern, dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Als er hierauf als Hofmusicus bei der herzogl. Capelle angestellt wurde, componirte er Klopstocks Frühlingsfeier, eine Messe und mehrere Balladen und Lieder, wodurch er sich den Beifall des Hofes und des Publicums in dem Grade erwarb, daß er nach dem Abgange des Capellmeisters Poli zum herzoglichen Concertmeister ernannt wurde. Am 27. Januar 1802 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben, zu früh für die Kunst. Er war der erste deutsche Componist, der sich in Balladencompositionen mit entschiednem Glück versuchte. Wem sind nicht seine Leonore, Büßende, des Pfarrers Tochter von Taubenheim u. a. m. bekannt? Auch seine Lieder gehören zu den ausgezeichnetsten und gefälligsten Liedercompositionen der Deutschen, besonders ist seine Kolma ein herrliches Product. Unter seinen Opern sind die Geisterinsel (nach Gotter), Elbondakani und das Pfauenfest die gelungensten. Außerdem hat er einige deutsche Kirchencantaten componirt. Auch als Mensch war Zumsteeg hoher Achtung werth.

Zündwurst, ein wurstähnlicher, mit Pulver gefüllter Sack, vermittelst dessen beim Miniren das Feuer an den bestimmten Ort geleitet wird.

Zünfte, s. Gilde.

Zunge. Mit dem Namen der Zunge bezeichnen wir den fleischigen mit Haut umgebenen Körper in der Mundhöhle und theilen sie in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befestigt ist, in den Körper und in die Spitze. Die Haut, welche sie umgiebt, ist eine Fortsetzung der, die den Mund in Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen ist sie sehr gefäßreich, auf der Fläche sehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte absondern und der Schleim im Munde sie befeuchtet. Unten schlägt sich diese Haut zusammen und bildet das Zungenbändchen, das bei neugebornen Kindern bisweilen zu weit vorgeht und dann einen kleinen Einschnitt fodert. — Die Zunge ist das Organ des Geschmacks. Zu diesem Zweck wurden ihr die Zungenwärzchen am hintern Theile, davon zwischen 7 — 12 von bedeutender Größe und noch viel mehr von minder be-

deutender Größe sind. Es bestehen diese Wärzchen aus feinen Gefäßenden und Nervenenden. Die Zunge selbst besteht aus Muskeln, die ihr, da sie nur hinten im Rachen befestigt ist, erlauben, sich nach allen Richtungen im Munde zu bewegen und auf alle Weise zu verändern, um so die Speisen nicht nur zu schmecken, sondern auch theils zwischen die Zähne zu bringen, theils in die Speiseröhre zu leiten, theils um zur Sprache zu dienen u. s. f. Der Gefäße und Nerven hat sie eine große Menge, von den Nerven aber ist nur einer, der vorzüglich als Geschmacksnerv zu betrachten ist, in wie fern er sich bis in die Geschmackswärzchen verfolgen läßt.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sich sonst der Maltheserorden theilte. Diese waren Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. (S. Johanniterorden.)

Zurechnung (Imputation) ist das Urtheil, wodurch ein Mensch für den freien Urheber einer mit Befolgung oder Übertretung sittlicher Gesetze vorgenommenen Handlung erklärt wird. Dieses Urtheil heißt Zurechnung der That (imputatio facti), wenn es bestimmt, ob und in wie fern eine Handlung frei gewesen, Zurechnung des Rechts (imp. juris), wenn es bestimmt, in wie weit das Gesetz von dem Handelnden erkannt und mit Freiheit erfüllt oder übertreten worden sey, vollständige Zurechnung (imp. plena), wenn beides zusammentrifft. Die Zurechnung kann sich nicht weiter erstrecken als das Gebiet der sittlichen Freiheit des Handelnden, den sie beurtheilt, und also nur in den Fällen Statt finden, wo sich voraussetzen läßt, daß der, welchem etwas zugerechnet wird, auch habe anders handeln und das Gegentheil von dem thun können, was er gethan hat. Hieraus folgt, daß die Zurechnung und die daraus folgende Verdienstlichkeit oder Strafbarkeit bei Erfüllung oder Übertretung des Gesetzes verschiedene Grade hat, welche von den Graden der Freiheit des Handelnden abhängen, mit der seine Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit in gleichem Verhältnisse steigt und fällt. Die bürgerliche Gesetzgebung schreibt zur Beurtheilung des Grades der Zurechnungsfähigkeit folgende Regeln vor: Einem Menschen wird seine Handlung um desto mehr zugerechnet, 1. je weniger äußere Veranlassungen und Gründe und innere sinnliche Reize er hatte, sie zu begehen; 2. je stärker sein Vorsatz dabei war; 3. je mehr er aus eigner Kraft und mit eignen Mitteln dazu gewirkt hat; 4. je wichtiger und zahlreicher die Folgen seiner Handlung sind und je deutlicher er sie vorhersahe oder vorherzusehen fähig war; 5 je mehr er Zeit hatte, die Handlung zu überlegen und sie wirklich überlegte. Nur diejenigen Folgen, welche die Handlung wirklich nach sich zieht, und nur so viel, als der Handelnde dazu beigetragen hat, wird ihm zugerechnet, und zwar das von ihm Beabsichtigte mehr, als das ohne seine Absicht Geschehene. Jedoch sichert auch die genaueste Beobachtung dieser Regeln nie völlig vor Irrthum, da die Richtigkeit des Urtheils über die Handlung eines Andern zu sehr von der Kenntniß und unbefangenen Ansicht der Individualität, Bildungsstufe und Gemüthsstimmung desselben, der Verhältnisse und Umstände, in deren Conflict er handelte, also solcher Dinge abhängt, die ein fremdes Auge nicht vollkommen übersehen und würdigen kann. — Daher wird vor menschlichen Richterstühlen die Zurechnung auf das, was von der Außenseite und Wirkung einer Handlung dem Thäter erweislich zuzuschreiben und nach

bürgerlichen Gesetzen zu rügen ist, eingeschränkt, das Urtheil über den innern Werth oder Unwerth derselben aber Gott und dem eignen Gewissen des Thäters überlassen. Vor diesem höhern Richterstuhle muß dem Menschen begreiflicher Weise eine viel größere Anzahl von Handlungen und jede derselben in andern Graden der Schärfe oder Milde zugerechnet werden, als vor dem irdischen Richter. Was dieser als eine leichte Vergehung behandelt, ist oft nach den Grundsätzen der christlichen Moral eine schwere Sünde. Die älteren Theologen glaubten aus Röm. 5, 12. schließen zu müssen, daß Gott die Sünde Adams allen Menschen zurechne, doch ist diese harte Lehre seit Mosheim von den protestantischen Theologen allmählig aufgegeben worden. E.

Zürich, der erste der 22 Cantons der helvetischen Eidgenossenschaft, nach der im Jahr 1814 unter ihnen festgesetzten Rangordnung, und einer der drei Vororte oder Cantons, welche abwechselnd die Bundesangelegenheiten leiten (s. d. Art. Schweizerische Eidgenossenschaft), gränzt an das Großh. Baden und die Cantone Schafhausen, Thurgau, St. Gallen, Schwyz, Zug und Aarau. Er enthält auf 45 Q.M. 182,123 Einw., folglich über 4000 Menschen auf einer Q.M., und gehört daher zu den am meisten bevölkerten Gegenden der Schweiz. Dieser Canton besteht, mit Ausnahme einiger Berge von mittlerer Höhe (davon die höchste Spitze, der Hörnli sich 3589 Fuß über das Meer erhebt), aus Hügeln und Ebenen. Vorzüglich zwei Bergketten von Süden nach Norden laufend, durchstreichen denselben. Die ausgedehntere und höhere (die Allmannskette) folgt der auf derselben entspringenden Tös nach; dieser gegenüber, gegen Westen, zieht die andere Bergkette, der Albis sich hin und bildet mit ihr das Thal, in welchem der Zürichersee mit seinen lieblichen, wohlangebauten Gestaden und der Hauptstadt liegt, und in welchem die wilde Sihl und die Limmat fließen. Der fruchtbarste, flachste Landstrich ist nordöstlich von der Allmannskette zwischen der Tös und dem Rheine bis Schafhausen. Das Clima ist mild, und der Boden ergiebig, besonders durch den unermüdeten Fleiß der Bewohner, denn in keinem Canton hat der Landbau eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht; sehr beträchtlich ist, außer dem Getraidebau, auch der Wein-, Obst- und Gemüsebau. Schöne ausgedehnte Waldungen befinden sich in verschiedenen Gegenden, die Viehzucht ist ansehnlich, und von Mineralien giebt es besonders Torf und Steinkohlen. Allein diese beträchtlichen Erwerbsquellen werden von den Fabrikarbeiten überwogen, die nach und nach sich von der Stadt über den ganzen Canton ausgebreitet haben. Vor der schweizerischen Revolution waren mit denselben bei 50,000 Menschen beschäftigt. Es bestehen an 50 englische Spinnmaschinen, viele Kattundruckereien, mehrere Kattunfabriken, auch werden von Einzelnen viele tausend Stück baumwollene Tücher und Mousselin verfertigt; nach den Baumwollen- sind die Seidenfabriken die ansehnlichsten. Die Einwohner sind deutschen Stammes, und bekennen sich, mit Ausnahme zweier Gemeinden, zu der reformirten Kirche. Der Canton ist, in Rücksicht seiner besondern Staatsverwaltung, aristo-demokratisch. Die Regierung ist in den Händen des großen und kleinen Raths. Jener, aus 212 Mitgliedern bestehend, giebt die Gesetze und übt die souveraine Gewalt aus; der kleine Rath, den 25 aus dem großen Rathe gewählte Mitglieder bilden, hat die Vollziehung der Gesetze und entscheidet in letzter Instanz, legt aber dem großen

Rathe Rechnung von seiner Verwaltung ab. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr hindurch den Vorsitz in beiden Räthen. Über geistliche Angelegenheiten führt der Kirchenrath, über Schulsachen der Erziehungsrath, beide aus mehrern Mitgliedern bestehend, besondere Aufsicht. Der ganze Canton ist in elf Amtsbezirke abgetheilt, deren jedem ein Oberamtmann vorsteht. Die erste Instanz machen die Friedensrichter. Die Einkünfte des Cantons betragen über 671,000 schweizer Franken, die Ausgaben etwas weniger. Zur Bundesarmee stellt er 3858 Mann, und sein Geldbeitrag ist auf 77,453 schweizer Franken angesetzt. — Zürich, die Hauptstadt des Cantons, liegt an der schnell fließenden Limmat, da, wo diese aus dem züricher See heraustritt, in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die Limmat, welche im Canton Glarus entspringt, anfangs die Linth heißt, und erst bei Zürich den Namen Limmat erhält, theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und hat in 1160 Häusern 10,600 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das große Münster, in welchem der Staatsschatz verwahrt und bei welchem ein Chorherrnstift ist, das Frauenmünster, das ansehnliche Rathhaus, das sehr zweckmäßig eingerichtete Waisenhaus, eins der schönsten Gebäude, die zwei Zeughäuser, das ganz neue Irrenhaus 2c. In dem ehemaligen Zunfthause zur Meise hält die Tagsatzung ihre Versammlungen. An dem 1520 gestifteten akademischen Gymnasio oder der Akademie sind 14 Professoren angestellt. Die vom Professor Usteri im Jahre 1773 errichtete Töchterschule ist das Muster für andere Anstalten dieser Art geworden. Überhaupt giebt es viele Unterrichts- und Erziehungsanstalten, als das politische Institut, das medicinisch-chirurgische Institut mit 17 Professoren, das Collegium Humanitatis 2c. Zürich enthält verschiedene literarische, Kunst- und andere Sammlungen, z. B. die Stadtbibliothek nebst dem Münzcabinet, die an Handschriften reiche Bibliothek der Chorherrn; die physikalische Gesellschaft besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturaliencabinet und vortreffliche Instrumente. Auch Privatpersonen haben ausgezeichnete Sammlungen. Vier Buchhandlungen befinden sich hier, worunter die von Orell, Füßli und Compagnie die bedeutendste Verlagshandlung ist, und die größte, sehr gut eingerichtete Druckerei der Schweiz unterhält. Die züricher Gelehrten haben sich unter allen Schweizern am meisten ausgezeichnet. Ulrich Zwingli, zwar nicht in Zürich geboren, hielt hier am 1sten Januar 1519 seine erste Predigt und legte hier den Grund zu der Glaubensänderung, die sich von Zürich aus weiter in der Schweiz verbreitete. Die Namen Bodmer — als Literator, weniger als Dichter — und Breitinger (beide rüstige literarische Kämpfer gegen Gottsched), Konrad Geßner, Salomon Geßner, Heidegger, Lavater sind in der Geschichte der deutschen Literatur bekannt. Auch die Landleute der Umgegend von Zürich haben zum Theil viel Bildung; Hirzels philosophischer Bauer liefert ein Beispiel davon. Die Sitten der Einwohner Zürichs sind einfacher und strenger, als in verschiednen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigesetze halten sie immer in gewissen Schranken. In Zürich herrscht große Industrie; diese Stadt ist nebst den zunächst liegenden Dörfern der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedenen Zweige von Manufacturen, die durch den größten Theil des Cantons verbreitet sind, vereinigen. Die Baumwollen- und Mousselinmanufac-

turen sind die wichtigsten unter allen; bedeutend sind auch die Manufacturen leichter seidner Stoffe; ferner giebt es hier Fabriken von Tabak, Tapeten, Strohhüten, Taftschirmen, Talglichtern, Seife, eine Glockengießerei, viele Gerbereien und Färbereien. Mit diesen Fabrikaten wird ein beträchtlicher Handel getrieben, auch der Getraide- und der Weinhandel, so wie der Speditionshandel mit Gütern zwischen Deutschland und Italien sind bedeutend, und die hiesigen Bankiers machen große Wechselgeschäfte. In der Stadt ist der Lindenhof, ein angenehmer Spaziergang, und vor der Stadt ist der Schützenplatz, eine von der Sihl und Limmat beim Zusammenflusse derselben gebildete Landzunge mit herrlichen Schattengängen und zwei Denkmälern Gesners. Die Gegend von Zürich gewährt viele reizende Spaziergänge und Aussichten, z. B. auf dem Hütliberg, auf der eine Meile entfernten Forche, wo man einen großen Theil der östlichen Schweiz übersieht, bei Regensberg, wo man die schönste Übersicht der Alpenkette genießt, und auf dem Schnabelberg oder der Hochwacht auf dem Albis, wo man eine deutliche Ansicht der schweizer Gebirge erhält. Auch Zürich hat in den neuern Zeiten mancherlei Schicksale erfahren. Eine schon lange gedauerte Spannung zwischen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzosen bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieser Canton verhältnißmäßig weniger als andere litt. In dem Kriege, den die zweite Coalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkischen Republik verbundene Schweiz traf, war Zürich ein sehr bedeutender militärischer Punkt. Am 4ten und 5ten Jun. 1799 focht hier der Erzherzog Carl gegen die Franzosen mit Glück und besetzte am 7ten Jun. die Stadt. Im August fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Am 24. Sept. schlug Massena die vereinten österreichisch-russischen Truppen, und dieser Sieg veranlaßte den Rückzug derselben aus der Schweiz. Das sonst berühmte und gefüllte Zeughaus zu Zürich, in welchem man unter andern Merkwürdigkeiten Wilhelm Tells Armbrust aufbewahrte, wurde unter diesen Umständen geleert.

Züricher See, nach dem Genfer See der größte in der Schweiz, fünf Meilen lang, aber in der größten Breite nur anderthalb Stunden breit, gehört theils zum Canton Zürich, theils zu St. Gallen und Schwyz. Seine Gestalt ist lang und schmal, in der Richtung von Südost nach Nordwest; er gleicht mehr einem großen Flusse als einem See, und wird in den **obern** und **untern** See unterschieden. Der **obere See** fängt in der Gegend von Uznach vom Einfluß der Linth in denselben an, und geht in einer Länge von vier Stunden bis Rapperswyl, wo eine hölzerne, 1850 Fuß lange Brücke über denselben führt. Der **untere See** geht von Rapperswyl bis Zürich, welches am Ende desselben liegt, sechs Stunden lang, ist gegen hundert Klaftern tief und sehr fischreich. Da, wo er an Zürich stößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demselben hervor (s. d. A. **Zürich**). Die Ufer desselben sind, besonders in der Nähe von Zürich, überaus reizend mit Weinbergen und vielen großen und gutgebauten Manufacturdörfern besetzt. Über den Weinbergen erheben sich nach und nach andere Berge, die immer höher ansteigen und zuletzt erblickt man die Gletscher von Glarus, Schwyz und Bündten. Im Gasthause zum Schwert in Zürich hat man eine vortreffliche Aussicht auf den See. Noch mehr Genuß durch die sich nach und nach eröffnenden mannichfaltigen Aussichten gewährt die Fahrt auf dem See selbst, die von allen, die sie gemacht haben, gerühmt wird,

und von Dichtern oft besungen worden ist. Sie erzeugte auch Klopstocks treffliche Ode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht." Auf der kleinen, unweit Rapperswyl gelegenen Insel Ufnau, von welcher aus man eine vortreffliche Aussicht hat, war in einer Capelle das nun zerstörte Grab Ulrichs von Hutten (s. d. Art.), der aus den Stürmen der Welt zurückgezogen 1523 hier starb. Die Schifffahrt auf diesem See ist bedeutend, doch wird sie der vielen seichten Stellen wegen nur mit kleinen Schiffen, die höchstens 250 Centner tragen, betrieben. Unter den dreißig Fischarten, die der See ernährt, werden vorzüglich die Lachse, Forellen, Aale und Bratfische geschätzt. So wie Zürich selbst im Revolutionskriege (1799) ein wichtiger militärischer Punkt war, so wurde auch der See in gleicher Absicht benutzt. Eine Flotille von bewaffneten Kanonirschaluppen unter dem Befehle des Engländers Williams sollte auf dem See die Operationen der Verbündeten zu Lande unterstützen.

Zurlo (Giuseppe, Graf von), ein berühmter italienischer Staatsmann der neuern Zeit, war 1759 zu Neapel geboren. Alte Literatur und Philosophie beschäftigten ihn schon in einem frühen Alter und er entwickelte schnell seine glücklichen Anlagen. Als die Regierung sich bemühte, den unglücklichen Folgen des Erdbebens vom Jahre 1783 abzuhelfen, und Männer von den anerkanntesten Verdiensten an die Spitze der verheerten Provinzen rief, ward Zurlo dem Vicarius des Königs als Rathgeber zugeordnet. Die großen Talente und schönen Eigenschaften, die er hier entwickelte, gründeten seinen Ruf. Von nun an trat er in die wichtigen Richterstellen und wurde 1798 zum Finanzminister berufen. Aus zarter Rücksicht für seinen Vorgänger lehnte Zurlo diese Ernennung ab, ohne jedoch seinen Rath zur Verbesserung des Finanzzustandes seinem Vaterlande zu entziehen. Als bald darauf der Hof nach Sicilien flüchten mußte, ließ der König ihn zur Verwaltung der Finanzen zurück. Seine Thätigkeit war von sehr kurzer Dauer. Das Volk, das einen ungerechten Verdacht gegen ihn hegte, bemächtigte sich seiner Person und verwüstete sein Haus; nur mit Mühe rettete er sein Leben. Schon nach einigen Monaten wurde die königliche Regierung wiedereingesetzt und jetzt ernannte der König Zurlo zum Finanzminister. Das Land war mit Papiergeld überschwemmt, der Credit vernichtet, und die Bedürfnisse eben so groß als dringend. Zurlo stellte in kurzer Zeit die Finanzen wieder her, indem er dem Papiergelde hypothekarische Sicherheit gab. Die ihm dafür angebotene Belohnung lehnte er uneigennützig mit der Erklärung ab, daß er sich um so weniger durch das allgemeine Unglück bereichern möchte, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. Sein Ministerium endigte im Jahre 1803. Zurlo lebte von den öffentlichen Geschäften entfernt, bis 1809 der neue Regent des Landes ihn zum Justizminister ernannte. Während der wenigen Monate, die er in diesem Posten blieb, richtete er alle Zweige der Gerechtigkeitspflege wieder ein und schrieb selbst eine Prozeßordnung und ein Strafgesetzbuch, welches die neue Criminalgesetzgebung dieses Landes bildete. Bald aber schien der Regierung das Justizministerium ein zu beschränkter Wirkungskreis für Zurlo, und sie übertrug ihm die innere Staatsverwaltung, welche nicht blos wieder eingerichtet, sondern von neuem geschaffen werden mußte. Zurlo traf die zweckmäßigsten und wohlthätigsten Maaßregeln für die Staatswirthschaft, Künste und Manufacturen, öffentlichen Unterricht, schöne Künste u. s. w., die wir jedoch hier nicht ins Detail verfolgen können. Seine rühm-

liche Thätigkeit endigte mit der Auflösung der damaligen Regierung. Von Madam Murat, der bisherigen Königin, aufgefodert, sie zu begleiten, war er edelmüthig genug, sich auch diesen Wünschen zu fügen. Er trennte sich von ihr in Triest, überstand zu Venedig eine schwere Krankheit, von der langsam genesend er sich mit gelehrten Bemerkungen zu einer anonymen Übersetzung des Anakreon beschäftigte, die dort erschien, verlebte dann drei Jahre in der Zurückgezogenheit zu Rom und erhielt endlich 1818 Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland.

Zurückprallung. Wenn ein bewegter Körper auf seinem Wege an Hindernisse stößt, wodurch eine Veränderung der ursprünglichen Richtung veranlaßt wird, so sagt man, der Körper pralle an jenem Hindernisse ab, von demselben zurück. Hierbei gilt das bei der Zurückstrahlung der Lichtstrahlen Statt findende Gesetz, daß nämlich senkrecht anprallende Körper auch senkrecht zurückprallen, sonst aber der Winkel der Zurückprallung dem Winkel, unter dem der Körper anstößt, gleich ist und in keinem Falle die Ebene der Richtung eine Veränderung leidet, d. h. daß die Linie der Zurückprallung in der Ebene durch die Linie des Anprallens und den Perpendikel vom bewegten Punkte auf den getroffenen Gegenstand liegt. (S. Zurückstrahlung.) D. N.

Zurückstrahlung. Wenn das Licht auf ganz, oder doch zum Theil undurchsichtige Flächen fällt, so wird es unter einem Winkel (dem Zurückwerfungswinkel) zurückgestrahlt, welcher dem Einfallswinkel gleich ist, bleibt aber in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene): senkrecht einfallende Lichtstrahlen werden also auch senkrecht zurückgeworfen. Dies ist das der gesammten Catoptrik zum Grunde liegende Gesetz, davon wir zur Erklärung der Erscheinungen des Sehens in Spiegeln Gebrauch gemacht haben. (S. Spiegel.) Die Zurückstrahlung mit ihren Gesetzen erscheint hiernach nur als ein besonderer Fall der Zurückprallung (s. d. Art.); diese Gesetze selbst scheinen aber in ihrer Einfachheit begründet zu seyn. D. N.

Zusammenkunft, s. Aspecte.

Zusammensetzung der Kräfte und Bewegungen. Wenn ein Punkt von zwei Kräften zugleich getrieben wird, welche sich den Richtungen und Größen nach wie die bei den Seiten eines Parallelogramms verhalten, so wiederfährt ihm eben so viel, als ob ihn nur eine Kraft triebe, deren Richtung und Größe durch die Diagonale jenes Parallelogramms ausgedrückt wird. Die beiden ersten Kräfte heißen die Seitenkräfte, die daraus resultirende, die mittlere Kraft, und die Richtung, in der sie thätig wird, die mittlere Richtung. Hat man sich von der Richtigkeit dieses Satzes überzeugt, so wird es nicht schwer werden, das Resultat, auch unter der Voraussetzung von mehr als zwei auf den Punkt wirkenden Kräften, zu finden; denn je zwei dieser Kräfte werden sich zuerst zu einer mittleren Kraft vereinigen, die so gebildeten mittleren Kräfte aber hiernächst wiederum als Seiten- oder äußere Kräfte betrachten lassen, deren letztes Resultat eine in einer einzigen Richtung thätige Kraft wird. So erhellt im Allgemeinen, daß aus dem Zusammenkommen mehrerer Kräfte oder Bewegungen, deren Richtungen Winkel mit einander einschließen, eine einzige Bewegung oder Kraft entstehen kann, die den bewegten Punkt nach einer zwischen jene fallenden Richtung fortführt, und dies ist, was man unter Zusammensetzung der Kräfte und Bewegun-

gen versteht. Die Anwendungen davon im bürgerlichen Leben sind zahllos. D. N.

Zundersee, s. Südersee.

Zwanzigguldenfuß, s. Münzfuß.

Zweck ist das, was durch den Willen des Menschen wirklich gemacht werden soll und zugleich einen Bestimmungsgrund desselben enthält. (S. Absicht.)

Zweibrücken (französisch Deux-Ponts), eine jetzt zum Rheinkreise des Königreichs Bayern gehörende Stadt, ehemals die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums gleiches Namens im oberrheinischen Kreise. Nach dem Absterben der ehemaligen Grafen von Zweibrücken kam dieses Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürstenthum Zweibrücken genannt. Aus diesem Hause stammte Carl Gustav, der, als seine Verwandte, die Königin Christina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den schwedischen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode seines Enkels, Carls XII., (1718) kam Zweibrücken an einen der nächsten Verwandten, und nach dessen unbeerbtem Absterben an die Nebenlinie des pfälzischen Hauses, Birkenfeld. Von dieser pfalzzweibrücken-birkenfeldischen Linie stammt das jetzige königlich-bayersche Haus ab (s. Bayern.) Das Fürstenthum Zweibrücken wurde während des Revolutionskrieges von den Franzosen besetzt, durch den Luneviller Frieden mit dem übrigen linken Rheinufer an Frankreich abgetreten, und machte nachher einen Theil des Departements des Donnersbergs aus. Es enthielt auf 36 Quadratmeilen eine Bevölkerung von 70,000 Menschen. Durch den Frieden zu Paris am 30sten Mai 1814 wurde es an Deutschland zurückgegeben, und gehört jetzt größtentheils zum Rheinkreise des Königreichs Bayern; der übrige kleinere Theil gehört zu den überrheinischen neuen Oldenburgischen, Sachsen-Coburgischen und Hessen-Homburgischen Besitzungen. Die Stadt Zweibrücken ist nicht groß, aber gut und regelmäßig gebaut, besteht aus der Altstadt, Neustadt und der vom Herzoge Christian sehr schön angelegten Vorstadt, liegt in einer angenehmen Gegend von Anhöhen und Gehölz umgeben, und hat 800 Häuser mit 5000 Einwohnern. Es ist hier ein Gymnasium und der Sitz des Appellationsgerichtes für den Rheinkreis. Das vormalige große herzogliche Residenzschloß, sonst eins der prachtvollsten Fürstenschlösser Deutschlands, liegt jetzt in Ruinen, die zu einer catholischen Kirche umgebaut werden sollen. Zu den ausgezeichneten öffentlichen Gebäuden gehören die Stadtkirche und die Lutherische Kirche. In der Literargeschichte ist Zweibrücken nicht unbekannt. Es erschien hier ehemals eine gutgeschriebene französische Zeitung (Gazette de Deux-Ponts), und von dem Jahre 1779 an gab eine Gesellschaft von Gelehrten in der hiesigen herzoglichen Druckerei eine Reihe von correcten Handausgaben griechischer und römischer Classiker heraus.

Zweifel heißt derjenige Zustand der Seele, wo man für die Wahrheit widersprechender Sätze gleich starke Gründe einzusehen meint und sich also für keinen bestimmen kann. Weil bei dem Übergange von niedern zu höhern Stufen der Erkenntniß die Meinung schwanken muß, bis sie den vorigen Standpunkt aufgegeben und einen neuen errungen hat, so ist dieser Zustand unvermeidlich für den, der redlich nach Wahrheit forscht, doch nur vorübergehend, da sein Streben ihn zur Gewißheit oder zum Glauben führt. Im Zweifel beharren, verräth Trägheit oder Unglauben, jene, wo durch weiteres

Forschen neues Licht und festere Überzeugung zu erringen ist, diesen, wo die Gränzen, an denen die menschliche Wißbegierde in allen Richtungen ihres Strebens endlich still stehen muß, auf Entscheidungen hinweisen, bei denen der religiöse Glaube sich beruhigt. Zweifel in Sachen der Religion entsteht viel öfter aus Unwissenheit und Verworrenheit der Begriffe oder aus muthwilliger Empörung gegen die Autorität, die den Glauben empfiehlt, als aus echter Wahrheitsliebe. Baco von Verulam sagt: „oberflächliches Kosten in der Philosophie bringt vielleicht zum Atheismus, tieferes Eindringen führt zur Religion zurück. Vergl. Glaube und Skepticismus. E.

Zweikampf. Der Name bezeichnet schon die Sache, deren Ursprung sich in das graue Alterthum verliert. Die alten Geschichtschreiber erzählen uns jedoch nur Beispiele von solchen Zweikämpfen, die im Angesichte zweier einander gegenüberstehenden Heere geschahen, und durch welche der Streit zwischen zwei Völkern entschieden werden sollte. Ein solcher Zweikampf war der, welcher zwischen den Horatiern und Curiatiern Statt fand. Ganz verschieden davon waren die gerichtlichen Zweikämpfe der Deutschen, da nämlich in zweifelhaften und schwer zu entscheidenden Fällen die Richter durch das Gesetz verpflichtet waren, den Parteien einen Zweikampf vor Gericht anzutragen und ihnen aufzugeben, ihren Streit mit den Waffen in der Hand auszumachen. Man ging dabei von dem, zwar in seinen Vordersätzen vollkommen richtigen, aber in der daraus gezogenen Folgerung falschen Grundsatze aus, daß Gott, als der Regierer der Welt, die Unschuld in seinen Schutz nehme, daß er daher auch — und hierin lag der Irrthum — so oft es die Menschen verlangten, durch seine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unschuld einer Person an das Licht bringen werde. Durch die gerichtlichen Zweikämpfe glaubte man also eben das zu bewirken, was durch die sogenannten Gottesurtheile oder Ordalien bewirkt werden sollte. Die Zeit, wann diese Gewohnheit der gerichtlichen Zweikämpfe entstanden, ist ungewiß. Zu den Zeiten des Tacitus scheint sie noch nicht üblich gewesen zu seyn, sie würde sonst wohl seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen seyn und er würde ihrer in seiner umständlichen Beschreibung von der gerichtlichen Verfassung der Deutschen gewiß erwähnt haben. Von den Franken ist es gewiß, daß sie den Zweikampf erst nach der Eroberung Galliens von den Burgundern annahmen und unter sich einführten. Da der Charakter dieser Nationen durch die beständigen Kriege verwildert war und Tapferkeit mehr als jede andere Tugend galt, so konnte leicht der Gedanke entstehen, daß der Tapfere auch immer das gute Recht auf seiner Seite habe. Und so kam denn die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise seiner Behauptungen sich auf sein Schwert zu berufen. Beim gänzlichen Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung und bestimmter Gesetze wurde das Schwert als die einzige Richtschnur des Rechts und Unrechts angesehen. Bei diesen Zweikämpfen waren gewisse Formen festgesetzt, die genau beobachtet wurden. Die Richter trugen entweder selbst auf den Zweikampf an, oder der Beleidigte foderte seinen Gegner dazu heraus, um seine Unschuld zu beweisen. Selbst die Zeugen waren verbunden, ihre Aussagen durch den Zweikampf zu bestätigen. Wenn die Parteien an dem vorherbestimmten Tage und Orte erschienen, wurden Kampfrichter (Grieswärtel) bestellt, deren Amt es war, genau Acht zu geben, daß keiner von den Streitenden einen überwiegenden Vortheil über den Andern haben

möchte. Die Waffen wurden untersucht, und Sonne und Wind unter beide getheilt, so daß keinem die Sonnenstrahlen oder der Wind beschwerlicher als seinem Gegner fallen konnten. Der Überwundene oder der, welcher sich dem Sieger ergab, wurde für ehr- und rechtlos, oft auch für vogelfrei erklärt und seine Güter wurden confiscirt. Betraf dies Schicksal den Kläger, so mußte er noch dem Richter und dem Beklagten eine Geldstrafe erlegen. Wenn der Überwundene im Zweikampfe blieb, so wurde er nicht ehrlos und erhielt ein anständiges Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, dem Besiegten, wenn er nicht um Leben und Schonung bat, den letzten Todesstoß zu geben. Nicht die Adelichen allein, sondern alle Freigebornen überhaupt hatten das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entscheiden, weil kein freier Mann mit Leibesstrafen belegt werden durfte. Wer den Zweikampf ausschlug, wurde sogleich für schuldig erkannt. Personen, die selbst nicht fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise und Schwache, mußten Verfechter stellen, die sich für sie schlugen. Diese gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit fort, ob man gleich das Barbarische und Unzweckmäßige derselben erkannte. Die Kaiser errichteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu Hall in Schwaben sich am längsten erhielt. Jeder konnte seinen Gegner an einem solchen Orte zum Zweikampf herausfodern. Durch die Einführung der päpstlichen Decretalen (1235) und einer bessern Gerichtspflege wurden auch die gerichtlichen Zweikämpfe, so wie die Ordalien nach und nach abgeschafft. Als im elften Jahrhunderte der Geist des Ritterwesens sich ausbildete, wurden auch außergerichtliche Zweikämpfe gewöhnlich, die vor selbst gewählten Schiedsrichtern gehalten wurden, um über Ehrensachen zu entscheiden. Auch diese verschwanden in der Folge. An ihre Stelle kamen die Duelle (s. d. Art.) auf, die noch jetzt in allen gesitteten Staaten mehr oder weniger üblich sind, und weder durch Gesetze, noch durch angedrohte Strafen ganz haben unterdrückt werden können. Über die gerichtlichen Zweikämpfe s. Meiers Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in Deutschland, Jena 1795.

Zweischattige heißen die Bewohner der heißen Zone, deren Schatten, weil die Sonne durch ihren Scheitelpunkt geht, bald nord-, bald südwärts fällt. D. N.

Zwerge sind eine bloße Spielart, keine besondere Gattung des Menschengeschlechts. Die Pygmäen der Alten, die Quimo's, die Commerson gefunden haben will, und andere Zwergnationen sind blos Geschöpfe der Einbildungskraft. Es ist bisweilen der Fall, daß unter den großen und starken Kindern gleich großer und starker Ältern sich auch ein Zwerg befindet. Die Natur behandelt diese Geschöpfe nicht immer ganz stiefmütterlich, und wenn gleich kein Beispiel von einem Zwerge vorhanden ist, der sich durch außerordentliche Talente ausgezeichnet hätte, so sind sie doch öfters nicht ohne Anlagen. Ein Zug, der sie besonders charakterisirt und sie den Kindern noch mehr gleich macht, ist die hervorstechende Eigenliebe und hohe Meinung, die sie gewöhnlich von ihrer kleinen Person haben. Bei den Römern wurden die Zwerge zu mancherlei Verrichtungen, bisweilen selbst, um des Contrastes willen, bei Fechterspielen gebraucht. Am Hofe zu Constantinopel wird immer eine Anzahl Zwerge als Pagen unterhalten. Die, welche zufälliger Weise zugleich taub und stumm oder verschnitten sind, werden als treuere Leute vorgezogen. Auch an den deutschen Höfen fehlte es noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter

der Hofdienerschaft nicht an einem Cammerzwark, wie man ehemals schrieb, der bisweilen auch die Rolle eines Hofnarren spielte. Der Geschmack an dergleichen Belustigungen hat sich verloren. Am weitesten trieb es damit in Rußland Peter der Große, der die Zwerge seines Reichs an seinem Hofe versammelte, und die bekannte Zwergenhochzeit veranstaltete. — Bei den Gärtnern heißt Zwerg ein Gewächs, das in seiner Art niedriger als andere ist; Zwergbaum, ein Baum, der durch Pfropfen und besondere Wartung so gezogen ist, daß er keinen Stamm in die Höhe treibt, sondern bald über der Wurzel sich in Zweige ausbreitet, und nichts desto weniger viele und gute Früchte trägt.

Zwickau, eine Stadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, liegt an der Mulde, welche hier viele Mühlen treibt und durch die Vorstädte fließt, in einem sehr anmuthigen Thale, und hat in ungefähr 900 Häusern etwas über 4000 Einwohner. Es werden hier Tücher und Kattune fabricirt, Leder zugerichtet und Werkzeuge für die Wallarbeiter verfertigt. Auch befinden sich zwei große Farbenfabriken, eine Siegellack- und eine Karminfabrik hier. Zwickau hat vier Kirchen, ein Hospital und eine lateinische Schule mit einer Bibliothek von 16,000 Bänden, die zum Theil aus der grünhainischen Klosterbibliothek entstanden ist, und mit einer Naturaliensammlung. In dem hiesigen Schlosse Osterstein, welches von der Stadt durch Mauern und Graben getrennt ist, wurde im J. 1775 ein Zucht- und Arbeitshaus angelegt. Die Sträflinge sind hier in zwei Classen, die härtere und gelindere, getheilt. Die Arbeiten derselben, die zweckmäßig eingerichtet sind, verschaffen einen nicht unbedeutenden Ertrag. Eine Stunde von Zwickau, bei Planitz und Bockwa, sind bedeutende Steinkohlengruben.

Zwillinge (Physiologie). Nach der physischen Natureinrichtung des Menschen wird nur ein Kind auf einmal gezeugt und geboren. Als Ausnahme von der Regel geschieht es, daß zwei Kinder zugleich geboren werden, welche alsdann Zwillinge heißen. Oft, doch nicht immer sehen diese einander sehr ähnlich, obwohl Geschlecht und Geistesfähigkeiten selten gleich sind.

Zwillinge (Dioscuri) waren nach der Mythologie zwei Söhne des Jupiter und der Leda, Castor und Pollux. (S. d. Art.)

Zwingli (Ulrich). Dieser mit Luthern gleichzeitige Reformator wurde zu Wildhaus in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg 1484 als der dritte von acht Söhnen des dasigen Amtmanns geboren. Er legte den Grund zu seiner künftigen Gelehrsamkeit von seinem zehnten Jahre an in Basel und Bern, wo er besonders unter der Anleitung des in der damaligen Zeit als Dichter und Gelehrten berühmten Heinrich Wölflein die Alten studirte. Seine fernere Ausbildung erlangte er theils auf der Universität zu Wien, wo er sich der Philosophie, und dann in Basel unter Wyttenbach der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer in Glarus, und hier that er, was Luther im Augustinerkloster zu Erfurt that, er las nämlich die heilige Schrift fleißig. Die Briefe Pauli schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, was ihm hernach bei seinen Disputationen gute Dienste that. Den Feldzügen der Glarner für den Papst gegen die Franzosen in der Lombardei wohnte er in den Jahren 1512, 13 und 15 als Feldpriester bei, für welchen Dienst er bis 1517 vom Papste eine Pension von funfzig Gulden jährlich be-

zog. 1516 wurde er als Prediger in das, durch die vielen Wallfahrten berühmte Kloster Maria-Einsiedeln, wo in der Vorzeit besonders ein altes und der Sage nach wunderthätiges Marienbild hoch verehrt wurde, berufen. Hier zeigte sich sein Geist erhaben über den Geist der damaligen Zeit, und ihm weit vorstrebend, als er mit einer bessern Einsicht ausgerüstet, wider die in der Kirche eingerissene und für sie selbst in moralischer Hinsicht so verderblichen Mißbräuche, ja sogar wider die Wallfahrten und die Verehrung der Maria mit Eifer predigte, und die Bischöfe zu Sitten und Constanz auffoderte, die Verbesserung der Religionssätze nach Anleitung des göttlichen Wortes thätig zu befördern. Doch war er damals noch so wenig verdächtig, daß ihm der päpstliche Legat Anton Pulci den 1sten September 1518 das Diplom als Akoluthen-Caplan des heiligen Stuhles gab. Bald darauf wurde er nach Zürich berufen, und trat sein Amt als Leutpriester oder Pfarrer am großen Münster daselbst den 1. Jan. 1519 mit einer Predigt an, worin er sich für das reine Evangelium und gegen den Pericopenzwang erklärte. Daher hat am 1sten Januar 1819 die reformirte Kirche in der Schweiz ihr Jubelfest begangen. In diesem Pfarramte, zu dem er 1521 noch eine Stelle als Chorherr erhielt, that er sich besonders durch seine Predigten über die biblischen Bücher hervor und man kann als sicher annehmen, daß diese Predigten nebst denen wider Irrthümer, Aberglauben und Laster den Grund zu seinem nachmaligen Reformationswerk legten. Er hatte eben dieselbe Veranlassung dazu, die Luther hatte. 1518 fand sich nämlich Bernardin Samson, ein Franziscaner aus Mailand, in der Schweiz ein, in der Absicht, für den päpstlichen Hof durch den Ablaßkram Geld zu gewinnen. Zwingli, der bei Samsons erstem Erscheinen noch in Einsiedeln predigte, widersetzte sich ihm sowohl hier als in Zürich mit der ganzen Gewalt seiner Kanzelberedsamkeit, und erlangte, da der Ablaß schon überall verhaßt geworden war, doch so viel, daß er in Zürich nicht in die Stadt gelassen wurde. Sogar der Bischof von Constanz, den Samsons mönchische Arroganz sehr beleidigt hatte, unterstützte Zwingli in seinem Angriffe auf Samson. Von nun an ging Zwingli mit dem einstimmigsten Beifall der Züricher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer weiter: denn die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Verbesserungen dergestalt, daß sie schon 1520 einen Befehl durch ihr Gebiet ergehen ließ, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze gelehrt werden sollte. 1522 wurde daselbst die Reformation auch in äußerlichen Sachen vorgenommen. In eben diesem Jahre schrieb Zwingli sein erstes Buch gegen die Fasten der römischen Kirche, und fing das Studium der hebräischen Sprache an. Die von Adrian VI. an Zwingli gemachten Anerbietungen zu hohen klericalischen Ehrenstellen machten diesen nicht wankend. 1523 lud der Stand Zürich alle Theologen, die Zwingli eines bessern überführen könnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein. Bei dieser Disputation waren an sechshundert geistliche und weltliche Personen beisammen. Zwingli hatte seine Glaubensartikel, welche der Gegenstand derselben seyn sollten, an der Zahl 67, aufgesetzt; allein die Einwendungen des berühmten Johann Fabers, nachmaligen Bischofs zu Wien, schienen der Obrigkeit zu Zürich so wenig befriedigend, daß sie vielmehr Zwingli's Lehrart als richtig anerkannte, und denselben nebst seinen Gehülfen bei derselben bestätigte. Die zweite Disputation, bei welcher Zwingli nebst seinen Amtsgenossen in Gegenwart von mehr als neunhundert

Personen die Verwerfung des Bilderdienstes und der Messe mit solchem Erfolge vertheidigte, daß sie auf obrigkeitlichen Befehl einen Unterricht für die Prediger des Züricher Gebiets entwerfen mußten, damit diese einen richtigen Begriff von Zwingli's Lehren bekämen, fällt in eben dasselbe Jahr und hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Künste aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, so wie 1524 die Abschaffung der Messe zur unmittelbaren Folge. Zwingli trat in eben diesem Jahre in den Ehestand, mit der schon 43jährigen Anna Reinhard, der Wittwe des Junkers Meyer von Knonow, gab im folgenden sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion heraus und hatte somit in wenig Jahren das Reformationswerk in seinem Vaterlande auf einen ziemlich festen Fuß gebracht. Mit Eifer fuhr er in demselben fort, und die Obrigkeit zu Zürich, die ihn immer sehr thätig unterstützt hatte, schaffte jetzt die Bettelmönche ab, zog die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete eine beßre Verwaltung der Kirchengüter an. Zwingli war mit Luthern und den übrigen deutschen Reformatoren völlig einig. Er nahm wie sie die Bibel zum einzigen Entscheidungsgrunde an, verwarf alle menschlichen Zusätze, bestritt die Herrschaft und den Eigennutz der Geistlichkeit so wie den Aberglauben mit Kraft und Erfolg und wollte mit einem Worte die christliche Kirche wieder auf die Einfalt der ersten Jahrhunderte zurückgebracht wissen. Nur in einigen Punkten, von welchen indessen die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl der einzige wichtige war, da die andern fast sämmtlich Gegenstände der Liturgie betrafen, war seine Ansicht von der ihrigen verschieden. Um auch diese Verschiedenheit in der Lehre vom Abendmahle und eine seit 1524 ausgebrochene Absonderung der beiden neuen Religionsparteien Luthers und Zwingli's zu heben, wurde vom Landgrafen zu Hessen, Philipp dem Großmüthigen, eine Zusammenkunft zwischen den sächsischen und schweizerischen Reformatoren 1529 zu Stande gebracht. Von Seiten der erstern erschienen als Hauptpersonen Luther und Melanchthon und von Seiten der Schweizer Zwingli und Öcolampadius. Man unterredete sich mit Sanftmuth, und besonders behandelte der sonst so heftige Luther den wackern Zwingli mit brüderlicher Liebe. Ob nun zwar der Endzweck einer völligen Vereinigung nicht erreicht wurde, so kam doch so viel zur Wirklichkeit, daß man einen Vergleich zu Stande brachte, in dessen dreizehn ersten Artikeln man vollkommen übereinstimmend die vornehmsten Glaubenslehren bestimmte und im vierzehnten festsetzte, daß, wenn man gleich nicht übereinstimme, ob im Abendmahle der wahre Leib und Blut Christi gegenwärtig sey, man sich doch gegenseitig mit christlicher Liebe begegnen wolle. 1531, als im vorhergegangenen Jahre Zwingli einigen Verfolgungen und persönlichen Nachstellungen nur mit Mühe entgangen war, brach ein offener Krieg zwischen Zürich auf einer und den catholischen Cantons Luzern, Schweiz, Uri, Unterwalden und Zug auf der andern Seite aus, und Zwingli mußte auf Befehl des Züricher Raths mit dem Banner des Cantons, dessen Führer jederzeit ein Geistlicher war, zu Felde ziehen. Es kam am 11. Oct. zum Angriff und Zwingli rief seinen Landsleuten zu, „Gott zu vertrauen.“ Da aber die Gegner den Zürichern mehr als doppelt überlegen und auch besser angeführt waren, so wurden die letztern geschlagen, und Zwingli war unter denen, die im Kampfe den schönen Tod für das Vaterland starben.

durch Calvin erhielt hernach das reformirte Glaubensbekenntniß die Gestalt, die es noch jetzt hat, obgleich Zwingli sein erster Urheber ist. Es trägt das Gepräge seiner Eigenthümlichkeit, die das Vorherrschen eines scharfen Verstandes bei minderer Fülle der Phantasie von Luthers reicherm Gemüthe unterschied. Kürzlich sind Zwingli's sämmtliche Schriften im Auszuge von Usteri und Vögeli herausgegeben worden. Zürich 1819. 1ste Abtheilung. W—r.

Zwirn wird von vorzüglicher Güte zu Mecheln, Ryssel und Antwerpen gemacht, auch liefert das sächsische Erzgebirge ebenfalls viel davon. Die älteste Art des Zwirnens ist die mit der Spindel, neuer schon das Zwirnen auf dem Spinnrade und auf der Zwirnmaschine, auf welcher mehrere hundert Spulen zugleich zwirnen. Es wird so vorgenommen, daß mehrere einfache, gebleichte oder ungebleichte Fäden von Flachs oder Hanf fest zu einem einzigen zusammengedreht werden. F.

Zwischenact (Entre-Act) nennt man bei theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche (gleichsam als ein Ruhepunkt zur Erholung für Schauspieler und Publicum) entweder zwischen zwei verschiednen Stücken, oder zwischen den verschiednen Abtheilungen eines Stückes (welche Acte, französisch Acts heißen) Statt findet. In Deutschland wird während dieser Zeit jedesmal die vordere Gardine (der Vorhang) herabgelassen, welches aber in Frankreich nicht, oder nur dann geschieht, wenn während dieser Zeit die Decorationen zu verändern oder Vorkehrungen zur folgenden Abtheilung auf der Bühne zu treffen sind. Bei Dramen, Schauspielen, Lustspielen und dergl. wird (wenigstens in Deutschland) diese Zwischenzeit gewöhnlich durch Instrumentalmusik, welche aber selten der Handlung des Stückes recht angemessen ist, ausgefüllt. Daher nennt man auch die Musikstücke (und vorzüglich die eigens hierzu componirten), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre-Acts (Zwischenacte). Bei Opern und großen pantomimischen Ballets fällt dies jedoch in Deutschland in der Regel weg, um die Zuhörer nicht mit Musik zu überladen. In Frankreich finden auch bei den Opern solche Entre-Acts Statt, welche vom Componisten als eine Art kurzer Ouvertüren oder Einleitungen mit charakteristischer Beziehung auf die Handlung des folgenden Acts dazu componirt werden. Von dem größten Theil des Publicums (an jedem Orte) werden solche Zwischenacte gewöhnlich als etwas Außerwesentliches unbeachtet gelassen. Für den verständigern (freilich aber überall kleinern) Theil aber sind sie keinesweges eine bloße bedeutungslose Zeitverkürzung, sondern stehen (oder sollen es ihrem Zwecke nach wenigstens) in genauer Verbindung mit der Wirkung der ganzen Darstellung. Zweck und Bestimmung dieser Zwischenacte ist: dem Zuschauer oder Zuhörer einen Ruhepunkt zu geben, um durch zu anhaltende geistige Anstrengung nicht Überspannung oder Erschlaffung zu erzeugen, zugleich aber auch einen leiser Nachklang der durch das Vorangegangne erregten Gefühle zu erhalten, und das Gemüth in eine für das Nachfolgende empfängliche Stimmung zu versetzen und darauf vorzubereiten. Man sieht hieraus, in welcher genauen Verbindung diese Zwischenmusik mit dem Ganzen steht und wie bedeutend dadurch der Eindruck desselben unterstützt oder (durch unzweckmäßige Wahl derselben) gestört werden kann. Hieraus entspringt daher die so bedeutende und unerläßliche Verpflichtung für jeden Orchesterdirigenten eines Theaters, in der Auswahl dieser Zwischenmusiken sehr behutsam und mit steter Rück-

sicht auf den Inhalt und Charakter der Darstellung überhaupt, und auf den Ausgang der vorhergehenden und den Anfang und Inhalt der folgenden Abtheilung des Stückes insbesondre zu Werke zu gehen. Denn welchen störenden, widrigen Eindruck es macht, wenn z. B. ein Act eines Stückes mit Verzweiflung oder Trauer schließt, und nun unmittelbar, während die Mitempfindung des Zuhörers noch in voller Thätigkeit ist, das Orchester mit einem lustigen Rondo, einer Symphonie, oder (wie es wohl auch geschieht) gar mit einer muntern Polonaise oder Menuet einfällt, und so jeden Nachklang der vorher erregten Gefühle in einem Moment gewaltsam erstickt, davon kann man sich fast in jedem Theater überzeugen. Vormals wurden bei den Italienern die Zwischenacte der sogenannten großen (d. h. ernsten) Opern durch Ballets oder durch kleine Zwischenspiele, die man Intermezzi nennt, ausgefüllt.

Zwischenmittel sind in der Chemie im Allgemeinen solche Substanzen, welche eine sonst nicht Statt findende Verwandtschaft vermitteln. Öl z. B. läßt sich unmittelbar nicht im Wasser auflösen. Hat man aber das Öl, durch Verbindung mit einem Laugensalze, zu Seife gemacht, so erfolgt diese Auflösung, und das Laugensalz ist das Zwischenmittel der Verbindung geworden.

Zwischenräume der Körper, s. Poren.

Zwitter (Hermaphroditen) nannte man sonst Geschöpfe, die mit vollkommen ausgebildeten Zeugungstheilen beider Geschlechter versehen seyn sollten. Wir wissen nicht, ob es eine bloße Künstlergrille gewesen, die sich darin gefallen, die männliche und weibliche Natur gemischt in einem und demselben Körper zu bilden, oder ob Thatsachen zum Grunde gelegen, welche das Daseyn ähnlicher Verbindungen zu erweisen scheinen. Genug, Hyginus und Ovid erzählen: Atlantius, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, habe sich einst in der halikarnassischen Quelle Salmacis gebadet, die Nymphe der Quelle, entzückt von seiner Schönheit, umfaßte ihn und schwur, ihn nicht verlassen zu wollen. Da erhörten die Götter ihren Wunsch und verbanden beide zu einem Körper, der aber beide Geschlechtstheile hatte und beiderlei Naturen vereinigte. (S. Hermaphrodit.). Man erklärt übrigens diese Fabel aus der Weichlichkeit und dem weibischen Wesen der Anwohner jener Quelle, worauf Strabo, da er den Harlikarnaß beschreibt, ausdrücklich hindeutet. Indeß war die Idee einmal da, und was sonst Künstlergrille gewesen, das glaubten Naturforscher und Ärzte in ältern und neuern Zeiten, als wirkliche Erscheinung beobachtet zu haben. Ja, die Gesetzgeber der Juden unterschieden schon, wie gewöhnlich sehr fein, vier Arten von Zwittern, bei den einen herrsche das männliche, bei den andern das weibliche Geschlecht vor, bei den dritten seyen beiderlei Geschlechter gleich, und bei der vierten Classe sey weder das eine noch das andere Geschlecht vorherrschend. Nimmt man die Sache genau, so kann nur der ein wahrer Zwitter genannt werden, dessen äußere Geschlechtstheile nicht allein beiderlei Formen zeigen, sondern der auch neben den Hoden und Saamensträngen zugleich Eierstöcke und einen Uterus besizt. Giebt es solche Geschöpfe, so sind es Zwitter. Allein diese sind und bleiben fabelhaft. Alle Beispiele vorgeblicher Zwitter zerfallen in zwei Classen, entweder sind sie männlichen Geschlechts und ihre äußern Theile sind nur nicht gehörig ausgebildet, oder sie sind weiblichen Geschlechts, ohne daß die äußern Theile ihre Vollkommenheit erreicht hätten. Der Grund dieser mangelhaften Ausbildung liegt in dem Fehler des Stehenbleibens

auf den frühern Stufen der Bildung. Denn, je näher der Embryo seinem Ursprung ist, desto weniger kann man ein Geschlecht bei ihm unterscheiden. Nicht allein sind die Hoden verborgen, sondern man sieht auch an männlichen Embryonen weit mehr Spaltung der Ruthe; man kann diese, da sie undurchbohrt ist, eher mit der Clitoris vergleichen, und, was später Hodensack wird, ist dann bloße Haut, die in der Mitte eine längliche Spalte hat. Bleibt diese Bildung, so ist es natürlich, daß man ein solches Geschöpf für einen Zwitter halten muß. Es giebt nun aber solche Mißbildungen nicht selten, die man wohl Androgyne zu nennen pflegt. Sie haben keine Hoden; der Hodensack hat in der Länge eine Spalte, die aber nicht in den Unterleib führt; doch kennt man einzelne Beispiele, wo wirklich diese Spalte in einen blinden Sack überging und sogar einen periodischen Blutfluß erlitt, der aber von fehlerhafter Richtung der Hämorrhoiden herrührte. Gewöhnlich ist die männliche Ruthe sehr klein und undurchbohrt, oder sie ist in der Mitte gespalten, wie sie es im frühesten Zustand des Embryo's war, woraus dann wieder der Verdacht der weiblichen Natur entsteht. Es giebt Fälle, wo solche Geschöpfe in den Jahren der Mannbarkeit starke Brüste bekommen, wie Baillie einen solchen Fall erzählt. In jenen Jahren entscheidet sich aber gewöhnlich das Geschlecht. Die, welche vorher für Mädchen gehalten wurden, zeigen sich auf einmal als Knaben, oder vielmehr als Jünglinge, durch Ausbrüche des Geschlechtstriebes und durch Aufrichtung der Ruthe, auch Ausfließen des Saamens, wenn sie stärker gereizt werden. Indessen sind solche Geschöpfe oft schwächlich, und es dauert oft lange, ehe sie einmal den Geschlechtstrieb fühlen. Seltner sind die Fälle, wo Zwitter ursprünglich weiblichen Geschlechts sind, aber durch ungemein große Clitoris und durch verengte Scheide, deren Lefzen vielleicht herabhangen, als Männer erscheinen. Solche Zwitter (Gynandrae) sind leicht zu erkennen. Denn die Clitoris ist nie durchbohrt; der Urin fließt immer aus der noch so engen Spalte der Scheide; und, wenn auch die Brüste platt bleiben, so stellt sich der Monatsfluß aus der Scheide, als ein sicheres Merkmal des Geschlechts, ein.

Zwölffingerdarm (Duodenum), das Stück des Darmcanals, welches unmittelbar nach dem Magen folgt, und bei dem erwachsenen Menschen ungefähr zwölf fingerbreit lang ist. Der Übergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm heißt der Pförtner; dieses Stück des Darmcanals geht wieder in den Theil des dünnen Darms über, welcher Leerdarm heißt.

Zwölftafelgesetze, s. Rom.

Anhang.

Müllner (Adolph) neuer Artikel.
Radical-Reformers.
Sand (Carl Ludwig).
Stael (Frau v. geb. Necker.)
Taschenbücher- und Almanachs-Literatur in Deutschland.
Umtriebe (demagogische).

*) **Müllner** (Amandus Gottfried Adolph), geboren zu Langendorf bei Weißenfels den 18. Oct. 1774, der einzige Sohn des Amtsprocurators, Heinrich Adolph Müllner. Seine Mutter war die Schwester des berühmten **Bürger**. Er erhielt seinen ersten Unterricht auf der Stadtschule zu Weißenfels, und las in seinem elften Jahre Wielands Oberon, über welchen er gerathen war, mit dem größten Eifer und Versäumung seiner Schulstunden durch. Im J. 1789 bezog er die Fürstenschule Pforta, wo sein Lieblingsstudium die Mathematik war. Sein Lehrer in dieser Wissenschaft, der noch lebende **Schmidt**, hielt auch Vorträge für freiwillige Zuhörer über deutsche Dichtkunst, worin er besonders Prosodie und Reimlehre entwickelte. Diese zogen Müllnern vorzüglich an, und reizten ihn zum Lesen deutscher Dichter, so wie zu eignen Versuchen in deutscher Verskunst, welches seine übrigen Lehrer mißbilligten. Daß ihn **zu gleicher Zeit** die trockne Mathematik und die Dichtkunst anzog, bewies er dadurch, daß er (etwa im 15. Jahre) die Entstehung der elliptischen Curve (der Planetenbahn) aus der Kreislinie in gereimten Versen besang. Während seiner Schuljahre war er mehreremale im Hause seiner Ältern zugleich mit **Bürger** anwesend. Einen tiefen Eindruck machte es auf ihn, als dieser bei einer freundschaftlichen Veranlassung seine Ballade **Lenore** mit dem ihm eignen Feuer recitirte. Bürger, der dies bemerkte, wurde dadurch seinem jungen Neffen geistig näher gebracht, und schrieb ihm über mehrere poetische Versuche, die ihm Müllner nach Göttingen sendete, unter andern über eine Übersetzung der Horazischen Ode an den Blandusischen Quell, nebst Anmerkungen. Hierdurch veranlaßt, äußerte ihm Bürger schriftlich: „Ich gestehe dir gern, daß ich in deinen Jahren so weit noch nicht war; aber ich glaube, wer in voller Jugendkraft so viel Mühe und Fleiß auf die Übersetzung eines fremden Gedichtes wenden kann, der hat selten viel **eigne** Erfindung.“ Diese Äußerung wirkte entmuthigend auf den Schüler, und er gab von dieser Zeit an alle Versuche in der Dichtkunst, bis auf unbedeutende Gelegenheitsverse, auf; nicht so die Lectüre von Schillers Dichterwerken, die ihn am meisten befriedigten. 1793 — 97 studirte er in Leipzig die Rechte und lernte im Schauspielhause Shakspeare's Werke in Schröders Bearbeitungen kennen. Von 1797 arbeitete er als überzähliger Actuarius im Amte Delitzsch bei Leipzig, zog aber 1798 nach Weißenfels und begann dort als Advocat zu practiciren. Jetzt wurde ihm die dramatische Kunst ganz aus den Augen gerückt. Er verheirathete sich 1802. Im J.

*) Da der im 6ten Bande enthaltene Artikel über den jetzt so viel besprochenen Doctor **Müllner** in **Weißenfels** wesentlich von ihm selbst herrührt und daher nothwendig einseitig ist, so liefern wir hier nachträglich einen aus einer freien und unpartheiischen Beurtheilung entsprungenen neuen Artikel über diesen public Character. d. Red.

1808 schrieb er Erinnerungen über den eben im Druck erschienenen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Chursachsen, unter dem Titel: Modestinus 60 Gedanken über den Entwurf ꝛc. (1804 bei Hennig in Greitz gedruckt). Auch war er seitdem Mitarbeiter mehrerer literarischen Institute im juristischen Fache. Im J. 1805 erwarb er sich durch Vertheidigung einer Dissertation, ad LL. 10 et 24. C. de procurat. in Wittenberg die Doctorwürde. Das für Norddeutschland verhängnißvolle Jahr 1806 brachte ihn auf das Studium der französischen Sprache, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war, und aus deren Classikern er von nun an häufig übersetzte. Sobald er sie ohne Wörterbuch verstand, zogen sie ihn wenig mehr an. Er nahm schon 1808 wieder an der Rechtswissenschaft lebhaften Antheil, und schrieb im Gefühle der geistlosen Handwerksmäßigkeit, womit er die Urtheilsfabrication betrieben sah, die allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde (Leipzig 1812) *). — Das Hoftheater von Weimar, welches zur Sommerszeit zu Lauchstädt spielte, weckte in ihm die Neigung zur Ausübung zur Bühnenkunst, und ein Privattheater, welches er im J. 1810 in Weißenfels errichtete, wurde die Veranlassung, daß er sich als Lustspieldichter versuchte. Er schrieb das kleine Stück: der angolische Kater, dann (nach Voltaire) die Zurückkunft aus Surinam, später (1811) die Vertrauten, welche zuerst auf dem Burgtheater in Wien großen Beifall erhielten; (1812) die Zweiflerin, oder die gefährliche Prüfung (s. Spiele für die Bühne, Leipz. 1815 und Almanach fur Privatbühnen, Leipz. 1817). Um diese Zeit machte das genannte Privattheater auf Müllners Veranstaltung einen Versuch im Tragischen durch die Aufführung des vierundzwanzigsten Februars von Werner. Die Beschäftigung mit diesem Gedichte, welches eine vorherrschende Richtung auf das Schicksalsprincip enthält, führte ihn zum Nachdenken über die antike und moderne Tragödie. Aus derselben ging im Mai 1812 seine erste Tragödie, der neun und zwanzigste Februar, hervor. Diese verschaffte ihm Ifflands persönliche Bekanntschaft, der wiederholt in ihn drang, eine Tragödie zu dichten, die den Theaterabend füllen möchte. Eben damals beschäftigte Müllnern eine in Eduard Henke's Schrift über die Strafrechtstheorie aufgeworfene Frage, ob es nicht Verbrecher gebe, deren übersinnliche Existenz nur auf Kosten der sinnlichen zu retten, und auf welche die Bemerkung des Seneca anwendbar sey: ingeniis talibus vitae exitus remedium est, optimumque est abire ei, qui ad se nunquam rediturus est. Dieser Zufall gab ihm den Hauptgedanken seiner zweiten Tragödie, die Schuld, die in dem Monat October 1812 angefangen und vollendet wurde. Sie erschien zuerst ebenfalls auf dem Burgtheater in Wien (im April 1813) und hat auf den ersten deut-

*) Diese Elementarlehre erschien im Selbstverlage des Verfassers und ward, da er auch nachher keinen Verleger dafür finden konnte, und das Publicum sie verwarf, Maculatur. M. erlaubte sich am Ende um die ihm liegen gebliebenen Exemplare doch an Mann zu bringen, ein sehr verpönter Mittel. Er gab sie mit einem neuen Titel und der Jahrzahl 1819 heraus, schrieb Selbst-Recensionen darüber u. s. w. Es wurde dies aber bald bekannt, und er darüber mit Recht in öffentlichen Blättern gezüchtigt. d. Red.

schen Theatern viel Beifall erhalten. Auch erschien sie in Leipzig 1816 im Druck, und erhielt trotz zweier Nachdrücke schnell eine zweite Auflage. Eine **dritte** ist bald auf die zweite gefolgt. Bald nach der Schuld schrieb **Müllner** das Lustspiel, **die großen Kinder**, und ein Duodrama, **der Blitz**, desgleichen ein kleines Lustspiel: **die Onkelei**. Seine dritte Tragödie von der heroischen Gattung, **König Yngurd**, erschien 1817. Von einem neuen Trauerspiele: **die Albaneserin**, hat er einige Bruchstücke drucken lassen *).

Diese aus dem 6ten Bande unsers Werkes mit Hinweglassung einiger zu idiosynkratischen Ausschmückungen wieder abgedruckten factischen Umstände können schon hinreichen, nachdenkenden Lesern den richtigen Maaßstab für die Beurtheilung eines Dichters zu geben. Daß ein elfjähriger Knabe den Oberon lieber liest, als in die Schule geht, hängt ganz natürlich zusammen und wird sich öfter finden, jedoch eben bei einem solchen die Sinnlichkeit häufiger anregenden Buche in der Regel die Neugier am Stoffe wirksamer seyn, als die poetische Lust in der Form, und es wäre ein günstigeres Zeichen, wenn eine Begeisterung am Homer oder am Sophokles die Versäumniß der Schulstunden verursacht hätte. Noch verdächtiger ist für das dichterische Gemüth der Hang zur Mathematik und ein Besingen der „Entstehung der elliptischen Curve aus der Kreislinie in gereimten Versen;" ein Beweis, daß der Sänger die Poesie in der Berechnung einer künstlichen Sprache, nicht in den ewigen Quellen der Natur und des menschlichen Herzens gesucht habe. Andre Dichter sind auf andern Wegen nicht zur Vers-, sondern zur Dichtkunst geführt worden. Das Genie quillt in der Jugend zu phantastischen Verirrungen über, und lernt erst, wenn es ausgeschäumt und die Reife erlangt hat, die Beherrschung der Meisterschaft; die kluge und kühle Berechnung und Abglättung von Sprachversuchen zeugt dagegen für Mangel an Phantasie und Fülle, und das ist es auch, was Bürger, der ein wahrer Dichter war, über seinen Neffen ausgesprochen hat. Wäre dieser Ausspruch unwahr gewesen, so würde der Schüler seine Versuche nicht aufgegeben haben; das gekränkte Dichtergefühl ergießt sich in Klagen für sich und geheim, unterdrucken läßt es sich nicht. Ist es daher sogar zu verwundern, daß gerade aus einem solchen Drucke nicht ein lyrischer Dichter entstanden ist, so muß es noch mehr auffallen, daß Müllner den Schiller zwar gern gelesen, und den Shakspeare im Schauspielhause kennen gelernt habe, zu eignen dramatischen Versuchen jedoch erst durch eine Liebhaberei am Selbstspielen, bei welcher ihn bekanntlich weder Natur noch Talent unterstützen, durch französische Lustspiele und durch Werners vierundzwanzigsten Februar erweckt

*) Dieses neue Trauerspiel **Müllners** ist auch bereits (März 1820) auf mehrere teutsche Bühnen gebracht worden, hat aber bis jetzt nirgends höhere Theilnahme gefunden. Den darüber in der Zeitung für die E. Welt, dem Morgenblatt, den Originalien und vielen andern Zeitungen enthaltenen Nachrichten, die das Gegentheil versichern, wird man, da diese Nachrichten größtentheils von Herrn **Müllner** selbst herrühren, erst dann Glauben beimessen können, wenn das teutsche Publicum Gelegenheit gefunden, diese neue Production des Herrn M., der es an Flittern und sogenannten „Knalleffecten" nicht fehlen, die aber auch theilweise höheres Verdienst haben soll, mit Ruhe zu prüfen.
D. Red.

worden ist. Wäre übrigens bei letzterer Gelegenheit sein „Nachdenken über die antike und moderne Tragödie" durch Wahrheit und Einsicht beherrscht gewesen, so würde er bald darauf gestoßen seyn, daß das Wernersche Schicksal, auf einen sich von der Religion entfernenden Aberglauben des gemeinen Volks gebaut, den Modernen das Fatum der Alten, das ihnen ein geheiligter, den allgemeinen Nationalglauben gewaltig durchdringender Religionssatz war, nicht ersetzen könne, daß vielmehr das wahre Schicksal, wie es Menschen nur zu ergreifen vermag, im Menschen und in seiner Natur liege, und so in den Dichtungen von Shakspeare und Schiller, weil diese einmal genannt sind, anzutreffen sey. Das neue Schicksal, das Müllner gar auch theoretisch aufzubauen versucht hat, ist nichts als ein krankhaftes Hirngespinst, und eine Versündigung am Höchsten.

Das Lustspiel M's ist vom eigentlichen Wesen des Lustspiels, in Hinsicht dessen wir nur auf Solgers Erwin, Gespräche über die Kunst, und dessen vortreffliche Recension der dramatischen Vorlesungen A. W. Schlegels in den Wiener Jahrbüchern der Literatur verweisen, gänzlich entfernt. Dazu ist es auch kein deutsches Lustspiel, sondern ein französisches, dem die vorgenommenen Veränderungen und Anpassungen nach Zeit und Ort seine Natur, da eine solche nicht im Zufälligen, sondern im Wesentlichen besteht, nicht nehmen können. Man könnte vielmehr sagen, daß M. die französische Komödie noch französischer gemacht habe, da nun die Conversation erst recht auf der äußersten Spitze des Epigrammatischen tanzt und ohne eine eben so kalte Reflexion, wie sie bei der Hervorbringung obwaltete, gar nicht empfunden werden kann. An leichten freien Witz ist auf keine Weise, an Humor, wie er aus einer überreichen kräftigen Seele hervorquillt, noch weniger zu denken, und so ist uns Müllner nicht einmal, was uns Kotzebue war, geschweige daß er uns werden könnte, was ein Fortschreiten auf der von Shakspeare vorgezeichneten Bahn versprechen dürfte. Was M. in seiner Gattung allenfalls Leidliches leisten kann, dürfte in den Vertrauten erschöpft seyn.

Für eine Naturanlage zum Drama ist es überhaupt ein trauriges Zeichen, wenn sie erst im 38. Lebensjahre hervor will, und wir erinnern uns keines bessern dramatischen Dichters, der nicht schon seine frühe Jugend mit einem unruhigen Streben zu seiner Höhe bezeichnet hätte. Der dramatische Dichter muß einen unbezwingbaren Trieb in sich fühlen, die Natur und ihre Erscheinungen, die Menschenwelt und ihre Begebnisse dramatisch aufzufassen und zu gestalten, es verwandelt sich ihm alles in Handlung und nimmt unwillkührlich die entsprechende Form an, und hat er eine menschliche Erfahrung mit einer großen und göttlichen Idee beseelt, so läßt es ihm keinen Frieden, er muß das Neue, ihm noch unausgesprochen Scheinende, das ihn bewegt, verkündigen, und das große allgemeine Schicksal der Menschheit im kleinen Bilde wieder abspiegeln. Was soll man nun sagen, wenn jemand im mehr als reifem Mannsalter damit anfängt, einen 29sten Februar zu schreiben, der den 24sten Februar Werners mit der Neuerung wiedergiebt, daß Gott, der die ewige Liebe ist, einen durch menschliche Mathematik festgesetzten Schalttag dem Teufel überlassen habe, übrigens aber seinem Vorbild an Poesie, wenn wir uns hier nur an die Wortbedeutung des griechischen ποιειν (machen) halten wollen, weit nachsteht? — Inzwischen führt die von M. gewählte Form und der Vers auf eine andre Betrachtung. Es war um diese Zeit der Calderon in Deutschland wieder auferweckt worden und für

an, nicht nur durch die Gewalt und das Überschwengliche seiner Poesie Verehrer und Anhänger zu finden, sondern auch durch die Form anziehend gefunden zu werden. Diesen Umstand benutzte M., um den Trochäus und so etwas Neues, das den Anstrich einer Originalität geben sollte und in gewisser Hinsicht, was den unvermeidlichen Ton des Ganzen betrifft, auch mußte, in seine Tragödie einzuführen. Kam nun des durch eine solche Form minder als andre Schauspieler abgeschreckten Ifflands wiederholtes Eindringen, der Gedanke, „einen Theaterabend zu füllen," vollends Henke's Strafrechtstheorie und ein auf Schrauben gestellter Controverssatz nebst Seneca hinzu, so ist es kein Wunder, wenn die große Tragödie, die Schuld, zu Stande gebracht wurde. Zu welchen unseligen Resultaten ein Schicksalsprincip, wie es in derselben vorwaltet, führen müßte, wenn es auch nur die geringste Wahrheit hätte, ist von einsichtsvollen Kunstrichtern bereits dargelegt worden, und wird auch allgemein eingesehen werden, wenn erst einige Blendungen des Moments von den Blicken der Zuschauer abgefallen sind. Wir wollen davon abstehen, daß alles nach dem Calender geschieht, es bliebe gräßlich genug, wenn das Schicksal seine Launen auch an andern Tagen ausgeführt hätte. Dennoch hat dieses Stück eine lobwürdige Eigenschaft: es ist die Abwickelung der Fäden aus einem einzigen einen Mittelpunkt bildenden Knäuel, und diese hatte Müllner dem Calderon abgemerkt, für welchen es ein schönes Zeugniß abgiebt, daß er selbst durch eine solche Caricatur der Andacht zum Kreuz, wie die Schuld ist, einige Wirksamkeit beweisen konnte. Indem sich jedoch M. von der strengen musikalischen Form seines Vorbildes entfernt, welche ihre eigenen nothwendigen Bedingungen so wesentlich mit sich führt, daß Inhalt und Gestaltung sich wechselseitig bestimmen und nicht abgesondert gedacht werden können, verfiel er in das Formlose, wo nun kurze und kürzere, gereimte und ungereimte Verse ohne innern Grund aufs Willkührlichste durch einander laufen. Die allgemeine Harmonie fährt dabei schlecht, doch auch der Wohllaut des Einzelnen muß sich manche Härte und Unnatur gefallen lassen, besonders wo ein auf den Kopf gestellter Gedanke eingezwängt werden soll. Von den Charakteren läßt sich nicht viel Besseres rühmen. Ein lasterhaftes Ehepaar, das auf eine unbegreifliche Weise mitten im Abgrund der Sünde noch leidlich genug, sogar von der nächsten Umgebung undurchschaut, mit einander hat fortleben können, ein vorlautes Kind, ein wankelhafter Vater und eine preziöse Schwester sprechen indessen die Schuld, wenn auch nicht ohne in viel unnatürliche Widersprüche zu verfallen, doch wenigstens für einen summarischen, in die innern Fugen nicht eindringenden Überblick noch erträglich durch, aber den Gipfel der Verwirrung erreichen die Müllnerischen Menschen im Yngurd, so daß sich das Paradoxon durchführen ließe, die einzige vernünftige Person sei die Braunhild, nachdem sie toll geworden. Ein König, der erst nicht weiß was er will, dann sich alte Liebesgeschichten erzählen läßt, wo er sich schlagen sollte, und nach verlorner Schlacht sich in Eil einem Teufel ergiebt, den er in seinem Gehirn trägt; ein Mädchen, das Vater und Mutter nicht mehr liebt, weil es von einem Liebhaber geträumt hat, nach welchem sich umzusehen, es seine Lebenszeit auf einem Felsen verbringt; ein Knabe, der sich für einen Dichter hält, weil er, sich in allerlei träumerische Hirngespinste vergaukelnd, das Leben nicht frisch und kräftig anzufassen versteht; ein matter Prätendent, eine verbuhlte und boshafte Alte, und eine Mutter, die ihrer Tochter gleich zu Anfang selb-

same Naturgeheimnisse entwickelt, bilden nebst einigen dem Shakspeare schlecht nachgebildeten Nebenpersonen die Gesellschaft, die uns hier im Reich der Langeweile und Unnatur herumführt. Wenn das Anschauungen der Welt und des Lebens sind, so giebt es keine Welt und das Leben ist nicht; ohne Wahrheit aber was ist Dichtung? — Daß übrigens M. hier Calderon verlassen, und statt dessen Shakspeare theils im Macbeth, theils im König Johann nachzuahmen versucht hat, kann uns nicht entschädigen, weil er damit zugleich jene Gewalt innerer Verknüpfung, die höhere Einheit Shakspeare's völlig mißkennend, aus den Händen ungeschickt verlor. Wie auch seine Nachahmung des Einzelnen ausfällt, davon mag das der Schlegelschen Übersetzung Heinrichs IV (1. Thl.) entlehnte Wortspiel Schotte und Schatte im Yngurd eine Probe seyn.

Nur um ihn erst zu einem Verstehen des großen brittischen Meisters gelangen zu sehn, würde man Herrn M. überhaupt anrathen, denselben an der Quelle zu studiren, wenn nicht wiederum das Befremdliche zu besorgen stände, daß ihm auch bei den englischen Classikern, wie einst bei den französischen, das Wörterbuch mehr Vergnügen machen möchte als sie selbst. Doch im entgegengesetzten Falle bildete sich derselbe vielleicht ein besseres Compendium, als wonach er die bisherigen Stücke zusammengesetzt hat, denen man es nur zu sehr ansieht, wie sie nicht als organisch nothwendige Einheiten hervorgedrungen, sondern mit peinlicher Berechnung nach und nach construirt worden sind. Es ist ein Verschiedenes um die Abfassung juristischer Dissertationen und Lehrbücher und ein Gedicht, und auch die Schauspielfabrication kann zur geistlosen Handwerksmäßigkeit herabsinken.

Die Popularität M's hat sehr abgenommen. Die Schuld machte durch die Benutzung eines aufkeimenden Zeitgeschmacks und durch eine in Bildern gleißende und zu anscheinend tiefsinnigen Gedanken sich versteigende Sprache, welche nicht nur die inneren Widersprüche vor den durch Effecte geblendeten Augen zu verbergen, sondern auch die Dürftigkeit der Handlung und die gänzlich unnöthige Mordcatastrophe zu verstecken hatte, eine Art Aufsehen. Auf der einen Seite hatte M. dafür gesorgt, Schauspielern und Schauspielerinnen Tiraden in den Mund zu legen und Abgänge zu bereiten, bei denen Knallwirkungen gar nicht ausbleiben konnten, auf der andern war man überrascht, eine auffallende dramatische Erscheinung so plötzlich hervortreten zu sehen, und nahm man dieselbe für das Werk eines Anfängers, nach welchem sich andre in rascher Aufeinanderfolge, geläuterter von den großen Mängeln aller Anfänge, aufschwingen würden, so schien eine daran gesetzte Kraft allerdings der Aufmunterung werth. Es kam noch hinzu, daß das Stück zuerst in Wien von vortrefflichen Künstlern aufgeführt ward, dadurch auf ein enthusiastisches und alles Neue liebendes Publicum heftig wirkte, und nun von wiener Kunstrichtern, die das Werk fast für ein vaterländisches Eigenthum ansahen, wie sie es mit allem Einheimischen machen zu müssen glauben, aus allen Kräften angepriesen wurde. So fand man denn zuletzt wohl gar den Dichter gegen sich selbst ungerecht, als er in einer dem Druck angehängten Selbstrecension dem ungemessenen Lobe scheinbar bescheiden widersprach, um es erst recht hervorzuheben, und bald, nachdem die Klippe des ungewohnten Verses überstiegen war, wurden die Rollen des Stückes auch Steckenpferde stehender und wandernder Künstler, denn nach der neuen Weise ist es überhaupt bequemer, rhetorische Aufgaben zu lösen, als zu spielen. —

Der Yngurd hat schon weniger Unterstützung vom Publicum erhalten, doch der Hauptheld betet wie die Jungfrau von Orleans und verflucht sich dann zum Teufel, eine Königin wird toll und das Ganze geht vor, man weiß nicht recht wie noch wo; so hat sich denn das Stück noch fortgespielt, wo ein recht derber und kräftiger Lungenheld zu bewundern war. — Die Albaneserin, von der sich nach den gedruckten, mit allen bekannten Fehlern behafteten Proben wenig erwarten ließ, hat nichts erfüllt, und wird sogar die Bühne bald verlassen müssen. An einem Orte haben selbst freundschaftliche Vorbereitungen der Jugend des Erfolgs entbehrt, man klagt vielmehr über die trockene Begeisterung und den kalten Wahnsinn; wie vorher das Laster, so sei hier die Tugend zum Zerrbild geworden, und die unsinnigste Vorfallenheit winde sich mühsam unter aufgeschichteten Floskeln fort.

Dieses Sinken im öffentlichen Credit mußte einem Schriftsteller, der sich so ganz an die vorübergehende Erscheinung des Taggeschmacks klammerte, Verdruß verursachen. Doch statt diesen zu verbergen und auf Selbsterkenntniß und eine bessere Richtung geleitet zu werden, schlug er einen ganz eigenen Weg ein, seine wankende Herrschaft zu befestigen und für die Zukunft wo möglich sich allein zu versichern. Man hat zuweilen gesagt, er habe nach dem Bilde Napoleons (Andere meinen gar Yngurds) durch Terrorismus zur Alleinregierung gelangen wollen, doch läßt sich von einem Freunde der Mathematik der Rechnungsfehler nicht vermuthen, daß er seinen Kopf für eine Armee angesehen hätte. Dem sey wie ihm wolle, M. fing an, sich wie einst auf die juristische, nun auf die ästhetische Kritik zu legen, und diese vorzugsweise dem Dramaturgischen zu widmen. Durch hin und wieder zu glühend gespendete Lobpreisung glücklich berauscht, versuchte er, unter seinem Namen auftretend, durch die Gewalt desselben zu vernichten, was ihm allenfalls bei der Menge noch im Wege, im Lichte oder gar im Verdienste, d. h. im Gelderwerb, stehen könne. Anfangs brachte dies, bei einer in neuerer Zeit um sich greifenden Weichlichkeit gegen die vielen kleinen öffentlichen Stimmen und den unter den Schriftstellern gebräuchlich gewordenen Ton gegenseitiger Becomplimentirung, in der That eine solche Art von Schrecken hervor, daß Viele sich dazu verstanden, dem beißenden Kritikus laut und leise zu huldigen, um dadurch seine Lauge von sich abzuwehren. Auf die Länge wollte es jedoch nicht vollständig gelingen; es fand sich, daß bei einigen Angegriffenen gleichfalls Muth und Geist vorhanden war, sie erkühnten sich nicht nur zu widersprechen, sondern auch das Geistlose und die von der Elementarlehre der kunstrichterlichen Entscheidungskunde allzusehr entblößten kritischen Motive ihres Gegners aufzudecken. So weit nun diese Kühnen in der literarischen Achtung stiegen, so sank der angreifende Theil in derselben, und der Zorn machte ihn vollends so rücksichtslos, sich durch unverhehlte wunderliche Drohungen und Versprechungen Blößen zu geben, die ein System, von welchem man ohnehin genug wußte, noch mehr enthüllten. Zwar verkleidete sich derselbe nunmehr in Anonymität und suchte, sich in den Besitz einer Menge Zeitungsorgane zugleich setzend, und durch dieselben auf die mannichfaltigste Weise bald die Andern antastend, bald sich selbst mit solchem Lobe überhäufend, als sey er ein Dritter, simultan eine versteckte Stimmenmehrheit zu begründen, doch konnte sich leider sein Phantasus zu wenig verbergen, um nicht bald aufgespürt und an den Tag gezogen zu werden. Als die höchste Pa-

tenz seiner Laune ist es aber vielleicht anzusehen, daß selbst die Verleger ihm ungünstiger Gesinnungen sich ihm entweder hingeben oder büßen sollten. Die Nachwelt wird es kaum glauben, daß er die ihm fremdesten Werke geschmäht habe, weil sie mit einigem Tadel für ihn aus Einer Presse oder Verlagshandlung hervorgegangen waren; doch hat er es durch dies alles bei der Mitwelt dahin gebracht, daß bereits das Licht des Lächerlichen auf ihn fällt, in welchem sich nicht leicht mit einigem Einfluß regieren läßt.

Das langweiligste Durchführen von ihm selbst gewählter lächerlicher Masken, wie der Zuckerbäcker, der Kurze, der Lange, der Semiofficielle, die constitutionell gesinnte Dame, die Vierundzwanzigpfünder u. s. w., unter welchen er bald achtbare und gelehrte Männer, bald Staatseinrichtungen, bald Bühnen und Künstler anfällt, wird gleichfalls nicht lang vorhalten. Man hört zuletzt auf, die Persönlichkeit mit Satire, gezwungene Witzelei mit Humor zu verwechseln, die breite Fläche tritt nach dem Stumpfschreiben einiger Formeln greller hervor, und so wird es unausbleiblich dahin kommen, daß ein Schriftsteller, der sich mit einem ihm mehr geneigt als gebührend entgegengekommenen Wohlwollen nicht zu sättigen wußte, seinen ephemeren Ruhm selbst zerstört, indem er das Publicum zwingt, die Augen zu öffnen. Er wird, im eigentlichen Sinne sich selbst überlebend, den Kummer haben, sich so ungeliebt als lieblos versinken zu sehen, wie schon manches Bessere vor ihm versank. Man vergleiche über ihn, wenn man Interesse daran findet, diesen Mann genauer kennen zu lernen, „Müllneriana oder Verhandlungen über eine Recension des Yngurd im 3ten Stück des Hermes zwischen Herrn M. als Vf. des Yngurd, Herrn Prof. Krug, als Red. und Herrn Brockhaus, als Unternehmer des Hermes. Leipzig, Brockhaus 1820. No. I. Zweite Auflage. 8 Gr. und No. II 6 Gr. und Apollo der Leukopetraer. Vom Prof. Krug. Zweite Auflage. (in demselben Verlage) 4 Gr. *).

*) Als Probe, wie auch das Ausland über Müllnern urtheilt, setzen wir folgenden Auszug einer Kritik seines Yngurd aus der Revue encyclopédique (Févr. 1820) noch hieher:

Le succes qui a couronné les ouvrages dramatiques de M. Müllner, est un des signes les plus caractéristiques de la décadence de l'art dramatique en Allemagne. En vain les critiques éclairés ont-ils relevé tout ce que ces productions avaient de défectueux et d'absurde, M. Müllner n'en est pas moins persuadé qu'il est le régénérateur du théâtre allemand; et ses admirateurs exclusifs croient faire beaucoup d'honneur à Schiller et à Goethe, en ne les mettant pas trop au-dessous de celui qu'ils proclament un second Shakespear. Espérons que le tems fera bientôt justice de ce ridicule engouement, et qu'après une ivresse passagère, le goût naturel et le bon sens des Allemands leur fera mieux apprécier le mérite et l'immense supériorité des chefs-d'oeuvre de leurs, grands poëtes tragiques. Nous ne fatiguerons point nos lecteurs par l'analyse de la tragédie d'Yngurd, bizarre imbroglio, dans lequel on voit sans cesse les efforts que fait l'auteur pour imiter Shakespear, et sa déplorable impuissance à suivre les traces de ce beau génie. Evenemens sans vraisemblance, confusion dans le plan, caracteres outrés et hors de toute nature, exageration et affectation

Radical-Reformers. In England droht ein doppelter Haß die Fugen des Staatsgebäudes aus einander zu sprengen: der Haß der Armen gegen die Reichen, und der Haß des Sectengeistes (Methodisten, unter Andern auch der Catholiken) gegen die bevorrechtete bischöfliche Kirche. Die große Volksmenge der Fabrik- und anderer Arbeiter in den Manufactur-Städten ist von beiden Arten jenes Hasses schon längst erfüllt gewesen; allein nie waren frühere Ausbrüche desselben, z. B. der der Ludditen oder der Maschinen-Zerstörer, so furchtbar durch die Masse, Rohheit und dennoch vorsichtig abgemessene Kühnheit der Theilnehmer, als im Jahr 1819, wo die Partei der Radical-Reformers den blinden Haufen zu lenken begann. Der Druck der öffentlichen Lasten, die Stockung des Handels, und der fortdauernde Anwachs der Nationalschuld (am 6. Januar 1819 betrug sie über 1181 Mill. Pf. St. und die allgemeine Ausgabe, mit Einschluß des Tilgungsfonds 45,749,246 Pf. St. Dagegen hatten sich die Staats-Einkünfte im letzten Quartale um ½ Mill. Pf. St. vermindert), haben die ärmere Classe, die Größe der Armentaxe aber, welche jetzt bis ins Ungeheure gestiegen ist, (in London und Westminster leben jetzt 18,430 Armenkinder von öffentlicher Milde) hat die wohlhabende Classe fast zur Verzweiflung gebracht. Nun giebt es in England nach den Listen der den Reichen seit dem Frieden abgenommenen Einkommentaxe unter 2,600,000 Familien, nur 656,000, die jener Taxe unterworfen gewesen waren, weil sie 50 Pf. St. jährliche Einnahme und darüber hatten. Der ganze Grund und Boden aber ist in den Händen von nur 38,000 Familien. Man schließe hieraus auf die Zahl der Ärmern, denen seit Abschaffung der Einkommentaxe, die sie nicht traf, keine allgemein drückende Taxe abgenommen worden ist. Ihre Erbitterung deßhalb hat sich nicht blos gegen die Minister, sondern auch gegen das Unterhaus gewandt, wo die Whigpartei (s. d. A.) in sich selbst uneins, und im Kampfe mit den Ministern bisher stets unterlag. Es konnte daher nicht fehlen, zumal da die Polizei in ihrem Aufspürungssystem selbst Unzufriedene aufreizte, um sie bestrafen zu können, und da die Minister unter dem Vorwande der öffentlichen Unzufriedenheit ihre Gewalt immer mehr ausdehnten, daß mehrere Whigs auf die Seite der Radical-Reformers traten. Das Volk verlangt, von Sir Rob. **Wilson** (s. d. Art.), **Hobhouse** und Sir Francis **Burdett** (s. d. Art.) im Unterhause hierin unterstützt, und von **Cobbet** durch Schriften aufgemuntert, eine freie und gleiche jährliche allgemeine Parlamentswahl; nur dann, glaubt es, werde Verminderung der Taxen u. s. w. von selbst folgen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat es — wozu ihm die brittische Verfassung das Recht giebt, — in häufigen und zahlreichen Versammlungen öffentlich berathschlagt, Verbindungen und Ausschüsse errichtet, Beschüsse gefaßt, Bittschriften übergeben u. s. w. Da alle Schritte fruchtlos waren, so stieg mit der Erbitterung die Kühnheit. Man versagte sich den Genuß des Thees, Caffees u. a. Artikel, damit die dadurch verursachte Verminderung der Zollgefälle die Regierung in Verlegenheit setzte. Auch unter den Frauen bildeten sich eifrige Reformer-Clubbs. Zuletzt sprach man von Bewaffnung; das Volk, von einigen Parteimännern, **Hunt** (s. d. Art.) **Watson**, **Thistlewood**, **Preston**,

dans le style: voilà le jugement que les critiques allemands les plus sages ont porté sur la nouvelle production de M. Müllner.

u. A. geleitet, übte sich in militärischen Bewegungen, trug Piken und Fahnen. Nun hielt Hunt in Manchester den 16. Aug. 1819 eine große Versammlung von beinahe 100 000 Menschen; die Obrigkeit aber ließ, um ihn zu verhaften, nach Verlesung der Aufruhracte (was jedoch nicht in der gehörigen Form geschah), da sich die große Volksmenge nicht sogleich zerstreuen konnte, die Yeomanry (berittene Miliz), von Husaren und Infanterie unterstützt, einhauen, wodurch an 500 Menschen aus dem Volke, und darunter viele ohne ihre Schuld, getödtet und verwundet wurden. Die Verhaftung Hunts und 14 anderer, darunter auch einige Frauen, erfolgte ohne Widerstand. Dieses wilde Blutvergießen erweckte ein allgemeines Geschrei des Volks in London und in der Provinz: Zu den Waffen! Rache für den Mord in Manchester! In diesem Sinne hielten Wooler in London, der Wundarzt Watson in Smithfields, und Burdett in Westminster Volksversammlungen, um den Prinz-Regenten zu bitten, das Betragen der Obrigkeit zu Manchester gerichtlich zu untersuchen und dem Volke die Reform des Hauses der Gemeinen zu bewilligen. Auch die Versammlung des Gemeinderaths von London übergab dem Regenten eine Bittschrift, die Verletzung der Constitution in Manchester untersuchen und bestrafen zu lassen. In mehrern Städten Schottlands hielt das Volk ähnliche Versammlungen. Dagegen wurden Hunt und seine Mitschuldigen von den Ministern als Verschwörer, welche die Gesetze des Landes mit Gewalt ändern wollten, gerichtlich angeklagt, doch gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt. Indessen erklärten auch viele Bürger, die mit der Constitution zugleich das Vermögen und den Besitz des Reichthums bedroht sahen, öffentlich ihren Abscheu vor jenen tumultuarischen Volksbewegungen. Desto mehr wurde Hunt der gefeierte Held des Tages. Er hielt den 13. Sept. einen Triumpheinzug in London, der einen Begriff von dem Geiste und von der Macht des brittischen Volks geben konnte. Dreimalhunderttausend Menschen waren Zeugen dieses Festes. Der weiße Hut war das Zeichen eines Reformers; der Zug selbst trug mehrere Fahnen, darunter eine rothe mit der Freiheitsmütze und der Inschrift: Freiheit oder Tod. Doch endigten sich diese und andere Versammlungen ohne alle Unordnung. Das Volk und seine Redner enthielten sich jeder gesetzwidrigen Handlung. Die Mahlzeit, bei der Hunt und seine Freunde nur Wasser tranken, beschloß ein Toast auf Brutus. Zwei Tage darauf, den 15., ertheilte der Regent auf die Adresse des Gemeinderaths eine mißbilligende Antwort. Die Untersuchung der Ereignisse zu Manchester ward auf die Frühjahrs-Assisen 1820 verschoben, das Parlament aber zum 23. Nov. versammelt. Unterdessen waren die an sich zu dieser Rolle ganz untauglichen und vom Volke selbst mehrmals verspotteten Häupter der Reformers, Hunt, Watson und Thistlewood, unter sich zerfallen. Hunt tadelte scharf die Heftigkeit seiner Genossen; deßhalb ward seine Büste von den Radical-Reformers in London zerschlagen, und er zog sich aus der Öffentlichkeit zurück, um eine Fabrik von Surrogat- (Radical-) Caffee und Thee anzulegen. Auf der andern Seite erklärten sich mehrere Große und Whigs von anerkannt edlem Charakter für die Sache des Volks, z. B. der Herzog von Norfolk, der Graf Fitzwilliam, die Lords Egremont, Dundas, Milton, Graf Albemarle. Sie nahmen an mehreren Volksversammlungen Theil und stimmten den Beschlüssen gegen die zu Manchester geschehenen Kränkungen der Rechte des Volks bei. Dagegen zeigte das Ministerium Entschlossenheit und

Kraft. Die Truppen wurden mit 10,000 Mann vermehrt, und überall die berittene Yeomanry aufgeboten. Auch schienen sich in dieser Sache die ausgezeichnetsten Männer der Opposition, wie die Lords Grenville und Gray, und Mr. Tierney, auf die Seite der Minister zu neigen. Der Graf Fitzwilliam, Englands erster Pair, wurde wegen seiner Theilnahme an der Volksversammlung zu York am 14. Oct. vom Ministerium seiner Stelle als Lordlieutenant entsetzt. Allein die Reformers fuhren nur um so kühner fort, fast in allen Städten Englands und Schottlands zahlreiche Versammlungen zu halten. Auch in Irland droht die Eidgenossenschaft der Bandmänner (von einem weißen Bande als Bundeszeichen am Hute so genannt), das unglückliche Land aufs neue in Blut und Elend zu stürzen. Ihre Grundsätze sollen ein Gemisch von englischem Radicalismus und religiösem Fanatismus seyn. Sie wollen weder Zehnten entrichten, noch Protestanten um sich dulden. Doch erklärten sich auch viele Bürger in Adressen an den Prinz=Regenten gegen die Partei der Radicalen, und vereinigten sich unter einander zur nachdrücklichen Aufrechthaltung der Ordnung. Um diese Zeit kam Cobbet aus den vereinigten Staaten wieder zurück. Er schloß sich sogleich an die Reformers an, und hielt nebst Hunt in London Vorlesungen über Mäßigkeit und Moralität. Das Volk in der Provinz beging nur selten Unordnungen, wo das Gesetz und die bewaffnete Macht ihnen Einhalt thun mußten. Desto kühner war die Sprache der Flugschriften. Hobhouse, Sohn eines Parlamentsgliedes, ward deßhalb in Newgate eingesperrt. Nun brachten die Minister fünf Bills in das Parlament, wegen Stempelung der Flugblätter, gegen politische und religiöse Schandschriften, wegen Beschränkung der Volksversammlungen, wegen Verbots der militärischen Übungen und die Wegnahme der Waffen in den Häusern betreffend. Diese Bills gingen sämmtlich durch und erhielten den 30. Dec. die königliche Zustimmung. Dadurch erlangten zwar die Minister eine größere Gewalt; aber die Unzufriedenheit im Volke nahm zu. Man feierte den 1. Januar als einen Fasttag, um über die verlorne Freiheit zu trauern. Zwar bewilligte das Parlament, um arme Auswanderer zu versorgen, zur Anlegung einer Colonie auf dem Cap große Summen, und der Prinz=Regent, seit dem Tode seines Vaters am 29. Januar 1820 König Georg IV., bestimmte seinen Wald von Dartmoore zum Anbau für die Armen der Hauptstadt; allein dies sind nur schwache Palliativmittel für die Größe und den Trotz der Armuth. Als nun der König, noch vor der Beendigung mehrerer legislatorischen Gegenstände, gleich nach den nöthigen Geldbewilligungen, das bisherige Unterhaus im Februar auflös'te, die Minister aber beibehielt, so wandte sich der Haß der Radical=Reformers mit verdoppelter Wuth gegen die Minister. In dieser Zeit bildete sich ein Complott, alle Minister, wie der Courier behauptet, am 23. Febr., wo sie beim Lord Harrowby (Bathurst) speisen sollten, daselbst umzubringen. Wenigstens wurde Lord Harrowby am Morgen dieses Tages von einem Unbekannten, der ihm einen Brief brachte, gewarnt und mit der Gefahr bekannt gemacht. Der Lord zeigte dies sogleich den Ministern an, die ihre Maaßregeln so nahmen, daß noch denselben Tag, Abends gegen 8 Uhr, Magistratspersonen mit Warrants, von Polizeibeamten und Gardesoldaten unter Capit. Fitz Clarence unterstützt, die Verschwornen in ihrem kürzlich erst gemietheten Versammlungshause, in einer Seitenstraße unweit der Wohnung des Lords Harrowby, überfielen, wo sie mit Fül=

lung von Granaten, Patronen und andern Zubereitungen, unter dem Dache in einer Art Scheuer, 20 bis 30 an der Zahl, beschäftigt waren. Die Verschwornen löschten die Lichter aus, und vertheidigten sich mit Pistolen und Degen, wobei ein Polizeibeamter Smithers getödtet und mehrere Constables, auch einige Soldaten, verwundet wurden. Thistlewood soll sich an der Spitze der Verschwornen befunden haben. Endlich wurden neun derselben ergriffen, die übrigen entsprangen durch ein Fenster, unter ihnen angeblich auch der aus dem Watsonschen Prozeß bekannte Arthur Thistlewood. Dieser ward schon am folgenden Morgen, den 24., in seiner Wohnung im Bette ergriffen und als Hochverräther und des absichtlichen Mords der Minister angeklagt, vor Gericht gestellt, nachdem er gleich nach seiner Verhaftung vor dem im Hotel des Staatssecretärs des Innern versammelten geheimen Rathe verhört worden war. Noch ward Brunet, das zweite Haupt dieser Verschwörung, so wie mehrere Andre — Fleischer, Zimmerleute, Schuhmacher u. s. w., sämmtlich ohne einen Schilling baar bei ihnen zu finden, — an den, folgenden Tagen ergriffen. Die bei den Verhafteten gefundenen Papiere sollen den ganzen Plan zu der Revolution, welche die Radicalen in England hätten anstiften wollen, enthüllt haben. Der Morning Chronicle nennt aber das Ganze nur Unordnung, Widersetzlichkeit und Mord, nicht Hochverrath. Wenn das Complott, das sich so furchtbar angekündigt, wirklich jenen Zweck gehabt hat, so sieht sich die brittische Regierung von einer großen Gefahr befreit. Die Suspension der Habeas-Corpus-Acte wird die nächste Folge davon seyn. Allein die Ursachen des immer wachsenden Übels der Volksunzufriedenheit bestehen fort, und man kann wohl fragen: Wo ist Pitt, der Pilot, der das Staatsschiff Großbritanniens leitet (the Pilote, who weatherd the storm)? K.

Sand (Carl Ludwig) Candidat der Theologie, — aus Schwärmerei der Mörder des Staatsraths von Kotzebue, — geboren im J. 1795 zu Wunsiedel im Obermain-Kreise des Königreichs Bayern, wo sein Vater, ehemals preußischer Justizrath, und seine Mutter noch leben, erhielt von seinen Ältern eine sorgfältige Erziehung, die vorzüglich seine (schwärmerischen Ansichten, wie man sagt, nicht unempfängliche) Mutter geleitet haben mag. In den reifern Knabenjahren ging er auf das Gymnasium zu Regensburg, wo er fleißig und brav, aber immer etwas finster und verschlossen war. Er soll daselbst besonders die philologischen Vorträge Kleins, des dermaligen Professors zu Würzburg, mit Vorliebe studirt haben. (Warum begründeten nicht vielmehr Sprach- und historische Studien — die Herder einst einer Mutter empfahl, um die vorherrschende Anlage ihres Sohnes zu allem, was in den Bereich der Phantasie gehört, gleich in ihrer ersten Entwickelung dem besonnenen Ernste der Urtheilskraft zu unterwerfen — die Bildung des Jünglings in einem Alter, das für philosophische Studien noch nicht vorbereitet und reif genug seyn kann?) Von Regensburg zog den jungen Sand Eschenmeyers Ruf nach Tübingen, wo er mit vielem Eifer den Vorbereitungswissenschaften (man weiß nicht, welchen vorzüglich, und in welcher Ordnung) der Theologie oblag, bis auch ihn, wie so viele andre Studirende, die Wiedererneuerung des Kriegs gegen Frankreich im J. 1815 zu den Waffen rief. Er diente als Freiwilliger im bayerschen Heer und sein Hauptmann hat sein musterhaftes Betragen öffentlich anerkannt. Der Friede gab ihn den Studien wieder, welche er nun zu Erlangen fortsetzte. Hier war unter seinen Lehrern Dr. Kaiser

vor Allen derjenige, der ihn besonders anzog. Während er sich durch Fleiß und anständiges Betragen die Zuneigung seiner Lehrer erwarb, gewann er durch Biederkeit und Gradsinn die Liebe fast aller derer, die ihn kennen lernten, und seinen vertrauteren Freunden flößte er, durch seine in Schwärmerei (d. i., um das Ding mit dem rechten Namen zu nennen, jene ausschweifende Überspannung des Gefühlsvermögens und der Einbildungskraft, vermöge deren dunkle Gefühle und unklare Ideen den Menschen da beherrschen, wo Vernunft und Verstand allein ihn leiten sollten) sich verirrende Begeisterung für Religion und Vaterland, Achtung, aber auch damals schon Besorgniß ein; denn es blickte allenthalben nur zu deutlich hervor, daß in ihm das Gemüth eine gewaltige Herrschaft über den Verstand behauptete. Ein Unglücksfall im Sommer 1817 entschied vollends den Verlust des klaren, sittlich freien Bewußtseyns in ihm. Es war nämlich sein Stubengenosse und liebster Freund vor seinen Augen beim Baden ertrunken, ohne daß er ihm helfen, ohne daß er mit ihm sterben konnte. Fortan war Tiefsinn die Farbe seiner Seele, bis das Wartburgsfest (s. d. A.) *) und das akademische Leben zu Jena, wo er seit Michaelis 1817 studirte, seinen niedergedrückten Geist wieder etwas aufrichteten. Hier, wo Kotzebue in der Nähe, durch kalten Spott und bittern Witz, ohne Gemüth und Erhebung, das Heiligste in den Augen einer feurig fühlenden Jugend, die akademische Freiheit angriff und den Verdacht auf sich zog, daß er die Meinung der Großen und des russischen Cabinets durch öffentliche und geheime Berichte nachtheilig für die Nationalehre und die politische Volkskraft seines ehemaligen Vaterlandes lenke, hier mußte der mit Verachtung gepaarte Haß gegen diesen vermeintlichen Feind der deutschen Nation in Sand um so heftiger entbrennen, je mehr sich der kräftige und reine Jüngling durch Gesinnung und That über die Sphäre der Knabenzucht erhoben fühlte, in die der spottende Tadel eines der politischen Angeberei verdächtigen Lustspieldichters, dessen Charakter durch nichts Hohes Ehrfurcht einflößte, an dessen Namen vielmehr schimpfliche Erinnerungen hafteten, die akademische Jugend zurück versetzt sehen wollte. Auch konnte es wohl keinen schneidendern Gegensatz geben, als Kotzebue, den gewandten, der Überlegenheit seines Witzes sich bewußten Weltmann, wie er die Geißel der Satire gegen seine Gegner schwingt, und ihm gegenüber den von Nationalstolz, Vaterlandsliebe und akademisch-politischem Parteigeiste zur sectirischen Schwärmerei entzündeten Sand. Alle Züge, welche den Charakter des Schwärmers ausmachen, erkennt man in dem ansich so braven Jüngling. Verschlossen und wenig gesprächig brütete seine Phantasie über dem, was er mit tiefer lebhafter und inniger Empfindung umschloß, über der Idee des Vaterlandes, für die er sein Leben im Kam-

*) Hier machte er sowohl durch sein kraftvolles und schönes Aeußere, als auch durch seine Rede viel Eindruck. „Es geziemt, sagte er,“ „dem deutschen Jüngling kein Opfer ihr zu groß zu achten, wenn es Deutschlands Selbstständigkeit und Freiheit gilt. Das Vaterland richtet nach manchen getäuschten Erwartungen seine Hoffnung auf seine Jugend. Wie die Franzosen das Recht haben, zu fodern, daß Fremde sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen, so müssen auch die Deutschen das nicht dulden. Allein fremde Agenten durchziehen ungestraft das deutsche Vaterland, um unumschränkte Fürstenmacht zu predigen und die aufkeimende Freiheit zu unterdrücken u. s. w.“

pfe gewagt hatte, und für die er es zum Opfer darzubringen immerfort bereit war. Er drückte oft neuen Ankömmlingen auf der Universität die Hand, sprach ernst einzelne große Worte zu ihnen und schien sie gleichsam für Wahrheit, Recht und Vaterland einzuweihen. Man will bemerkt haben, daß er das Studium der Exegese ganz vernachlässigt, daß er fleißig in der Bibel gelesen, und die letzte Zeit den anatomischen Hörsaal besucht habe. Dem Gespräche überhaupt wenig zugänglich, mußte er in seinen Ansichten immer tiefer versinken, und bei aller Demuth eines religiösen Gemüths, stolz auf sein Bewußtseyn, jeden Andern tief verachten, der den Schwung seines Gefühls nicht begriff oder theilte; er mußte bei dem, was er für wahr und gut hielt, rechthaberisch, hartnäckig und unbeweglich stehen bleiben, und da er die Kraft zu handeln wie den Willen dazu hatte, gern etwas Großes für seine Idee von dem Vaterlande zu thun beschließen, selbst mit Hintansetzung des Lebens, das ihm, wie er die Zeit ansah, keine Freude mehr gab. Diese Gemüthsrichtung beweisen folgende Zeilen, welche man von Sand in dem Stammbuche eines Freundes, am 21. Juni 1818 zu Jena, geschrieben fand: „Unser Leben Heldenfahrt, kurzer Sieg und früher Tod." Hierauf einige überspannte Äußerungen und Körner's Worte: „Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn, oder frei zu den glücklichen Vätern gehn." Sand erblickte in Kotzebue den geistigen, mithin den furchtbarsten Feind seines Vaterlands. Das literarische Wochenblatt, die Auftritte in Weimar, Ludens, Okens, Wielands, Lindners Verfolgung, endlich die Stourdza'sche Schrift, deren Abfassung (Stourdza hatte sie nur aus Kotzebue's schlechtem Französisch in ein besseres Französisch übergetragen) man Kotzebue'n zuschrieb, dies und manches Andre scheint den unglücklich befangenen Jüngling zu dem Entschlusse gebracht zu haben, Kotzebue zu ermorden. Mit diesem Vorhaben verließ er Jena den 9ten März, und reis'te über Erlangen nach Mannheim, wo er den 23. früh um 7 Uhr ankam. Nachdem er sich gebadet und gegessen hatte, besuchte er mit der größten Unbefangenheit die Kirche, das Schloß und die öffentlichen Spaziergänge, und begab sich, da er des Vormittags nicht vorgelassen worden war, Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kotzebue's, der eben eine Gesellschaft bei sich erwartete. Er ließ sich als ein Fremder aus Weimar anmelden (wo Kotzebue's 82jährige Mutter lebte), und ward in ein Zimmer geführt, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Der junge Mann überreichte ihm ein Papier, und während er dies las, durchbohrte er ihn mit mehreren Dolchstichen *). Darauf verließ er das

*) Falsch ist es, was eine Staatszeitung erzählte, das Papier habe die Worte enthalten: „Kotzebue's Todesurtheil, gesprochen von der Universität — d. 18. März und von dem Ueberbringer vollzogen" —!! Wohl aber hat man bei Sand nach seiner Verhaftung Aufsätze von ihm selbst gefunden, die seinen exaltirten Zustand und seine That betreffen: z. B. „Todesstoß dem Aug. von Kotzebue. Nur in der Tugend Einheit! Unsere Tage fodern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch! Entscheidet auf Leben und Tod!" — „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich Verräther und Verderber meines Volks — August von Kotzebue niederzustoßen," u. s. w.

Haus, doch kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er, die Hände gen Himmel erhebend, aus: Es ist vollbracht! und stieß sich den Dolch in die Brust. Man schaffte ihn ins Hospital. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft, auch bei mehrern Confrontationen dabei, daß er keine Mitschuldigen habe (was auch durch keinen Umstand sich dargethan hat), und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Seiner That sich freuend, die er nach seinem Geständnisse seit einem halben Jahre überdacht und nach manchem Seelenkampfe als nothwendig für das Gesammtinteresse Teutoniens beschlossen habe, bedauerte er blos Kotzebue's Familie. Er ließ sich vorlesen, las späterhin auch selbst, meist in der Bibel, oder in Schillers und in Körners Gedichten. — Bei der Untersuchung seiner Papiere in Jena d. 25. März fand man nichts von Bedeutung, als folgenden Anfang eines Briefes: „Ich gehe meinem Schicksale, dem Schaffott entgegen," und einen Brief von ihm an einen Studenten in Jena, den dieser der Burschenschaft vorlesen sollte. Sand erklärt darin, daß er aus ihrer Verbindung trete, — weil es ihr nicht gleichgültig seyn könne, wenn er auf dem Rabenstein sterbe, und er hierdurch nur dem zuvorkomme, was sie ohnehin unter diesen Umständen für nothwendig erachtet haben würde, — der Ausschließung aus ihrer Mitte. — In einem andern Briefe bezeichnet er die That näher, zu welcher er sich anschicke, und sagt, — daß es ihm freilich schrecklich sey, einen Menschen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen, 2c. Auch aus dem Brief, den Sand, kurz vor Verübung seiner blutigen That, an seine Verwandten erlassen hat, welcher aber erst später eintraf, überzeugt man sich, daß Sand nur das Opfer seiner eignen fanatischen Verblendung, nicht das Werkzeug einer Verschwörung gewesen ist; aber nicht ohne Wehmuth kann man in diesen Zeilen den Kampf eines edlen Gemüths, aus welchem Großes hätte werden können, mit den Verirrungen einer wilden Schwärmerei und den Sieg der letztern erblicken. Der Brief ist abgedruckt in der Allg. Zeit. 1819, 106 fg. Der Bruder des Unglücklichen und seine Mutter erhielten die Erlaubniß, ihn zu sprechen. Die Untersuchung ward in Mannheim von dem Oberhofgerichtskanzler von Hohenhorst, zwei Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirector von Jagemann geführt. Sie scheint längst zum Spruche reif zu seyn; indeß sieht der unglückliche Sand dem Tode entgegen. Die peinlichste Strafe für ihn würde es seyn, wenn sein Bewußtseyn erwachte, und er einsähe, daß kein Einzelner befugt ist, der Zeit und dem gesetzlichen Willen der Gesellschaft vorzugreifen, und an sein Urtheil, an seine Überzeugung wie das eigne Leben, — was Heldenmuth anzeigt — so das Leben eines Andern, der unter dem Schutze der Gesetze und des Völkerrechts steht, und das Glück einer schuldlosen Familie zu setzen; — wenn er einsähe, daß Recht und Wahrheit gegen ungerechte und falsche Meinung nicht durch die Spitze eines Dolchs siegen können, sondern daß sie dadurch sich selbst tödten; daß er also nicht blos der Mörder eines Schriftstellers, den bereits die öffentliche Meinung entlarvt und vernichtet hatte, und der eben darum im Begriff war, Deutschland ganz zu verlassen, sondern daß er auch der Mörder der eigenen Sa-

che war, für die er sein Leben einzusetzen glaubte! — Wenn er einsähe, welch ein ungeheurer Irrthum es ist, sich durch ein inneres Gefühl berufen zu glauben, an die Stelle des Gesetzes, des Richters und des Urtheils seine Privatmeinung setzen zu müssen und dieser Alles Preis zu geben, was der vermeintliche Feind Heiliges und Theures auf Erden hat! Welch ein Wahnsinn, dem ewigen Rathschlusse Gottes entgegenzustreben, der auch dem Sünder, wie dem Irrenden Zeit läßt, in sich zu gehen und sich zu bessern! Und was hatte endlich Kotzebue gethan, wofür er nicht schon in der öffentlichen Meinung büßen mußte? Was Kotzebue sonst noch gegen Mysticismus und Schwärmerei geschrieben hat, war an sich nicht nur wahr, sondern erhielt sogar durch Sands That die furchtbarste Bekräftigung. Nun erst, durch Sands Verbrechen erschreckt, fanden Viele in Kotzebue's Anschuldigungen des akademischen Geistes den Anschein der Wahrheit. War endlich Kotzebue an Deutschland ein Verräther, so war er es durch offenkundige Schriften; und hatten diese nicht schon Widerleger gefunden? Dessen ungeachtet erregte Sands That bei den Deutschen mehr Theilnahme und Bedauern als Abscheu. Kotzebue war in der öffentlichen Meinung zu tief gesunken, und sein Mörder stand in der Glorie eines Heros der deutschen Jugend, kräftig und schön gebildet, wie er war, mild und ernst, wie er sich äußerte, tadellos und brav, wie man sein früheres Leben kannte, als ein freiwilliger Märtyrer des Vaterlandes (?) da, so daß mancher seine That für ein schönes (!) Zeichen der Zeit erklärte. Uns dünkt, Sands That war so wenig ein besonderes als ein schönes Zeichen der Zeit. Denn in jeder bewegten Zeit gab es gemüthskräftige Menschen, ohne Klarheit und Zusammenhang in ihren Ideen, die eben darum von dunklen Gefühlen überwältigt, den Verhältnissen trotzten und ihr Leben an eine ungeheure That — so mußte ihnen das Verbrechen des Mordes erscheinen — setzten, um ein dunkles Etwas, das sie Idee nannten, zu behaupten. So handelten Hunderte in der Zeit der französischen Revolution, so Charlotte Corday, so einst Tell, so in unsern Tagen Schill, so der heldenmüthige Jüngling Staps. Aber unter allen übersprang keiner so anmaßend kühn die sittliche Ordnung des göttlichen Gesetzes: Du (d. h. Du Einzelner nach deinem subjectiven Urtheil) sollst nicht tödten, als der von seiner Meinung und seinem Stolze bis zum methodischen Wahnsinn bethörte Sand. Was wir von Ravaillac wissen, lautete eben so, wie das, was Sand erklärte; nur daß Heinrich IV. im moralischen Sinne eben so hoch über Kotzebue steht, als Sand über Ravaillac. Dieser wollte nämlich die Christenheit von einem kriegslustigen König, den er für einen Feind der Christenheit hielt, befreien, und äußerte in jedem Verhör, daß er Christum im Herzen trage! Die Idee der Religion bethörte den Mörder Heinrichs IV.; die Idee des Vaterlandes den Mörder Kotzebue's. Jener wurde von fanatischen Priestern in seinem Hasse bestärkt; dieser ward von seinem eigenen stolzen Wahne, daß er berufen sey, der feigen Welt ein Beispiel zu geben, zum Morde hingetrieben. Jener durfte voraussetzen, daß seine That Europa von einem Kriege befreien würde; dieser hatte keinen Grund zu glauben, daß seine That Deutschland gegen den Despotismus schützen werde, für dessen Anwalt er Kotzebue hielt. Wohl haben diejenigen Männer ein schönes Zeichen der Zeit gegeben, welche mit ihres Namens Unterschrift den geistigen Kampf gegen Kotzebue kämpften; Sand hat blos ein Zeichen von seiner Ideenverwirrung gegeben, und dadurch die alte Wahrheit aufs

Neue bestätigt, daß der unlogische, unphilosophische Mysticismus verbunden mit der unmoralischen Rohheit vieler jungen Leute, sich gewaltsame Selbsthülfe zu erlauben, ein kräftiges nach Sieg und Ruhm dürstendes Gemüth, das sein Leben andrer Umstände wegen ohnehin gering achtet, sehr leicht zu jener Schwärmerei verleite, welche Gesetz und Ordnung unter die Füße tritt. Übrigens läugnen wir nicht, daß Sands Mysticismus mit einer hochherzigen Kraft gepaart war; und diese auf eine Nationalsache gerichtete Kraft, die unserem heutigen Mysticismus, der aus Schwäche und Scheu vor dem Denken entsprungen, oft nur Modethorheit ist, gänzlich fehlt, war es eben, was dem unglücklichen Schwärmer die Bewunderung des großen Haufens und das theilnehmende Mitleiden aller guten Menschen gewann. Darum glaubte auch der Berliner Professor der Theologie, de Wette, einen Trostbrief an Sands Mutter (die dessen, wie wir glauben, nicht bedurfte) schreiben zu müssen (Berlin d. 31. März 1819), in welchem er zwar sagte: „Die That ist — allgemein betrachtet (warum nicht: schlechthin?) — unsittlich und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufend. Das Böse soll nicht durch das Böse überwunden werden, sondern allein durch das Gute. Durch Unrecht, List und Gewalt kann kein Recht gestiftet werden, und der gute Zweck heiligt nicht das ungerechte Mittel." — Allein wie soll man damit die übrigen Sätze dieses Briefs zusammenreimen, z. B.: „So wie die That geschehen ist, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht (— beide sind ja offenbar die eines Schwärmers, d. h. eines von Gefühl und Einbildung zum Irrwahn bethörten Menschen gewesen —) ist sie ein schönes Zeichen der Zeit."!? Wenn diese und ähnliche Stellen nichts weiter sagen wollen, als: auch ein guter Mensch kann unter gegebenen Umständen aus Begeisterung für eine Idee zum Verbrecher werden, wenn Vernunft und Verstand (bei hundert Andern thun dies freilich Furcht und Schwäche) nicht sein Gefühl und seine Einbildungskraft beherrschen, so waren sie doch sehr zweideutig abgefaßt. Übrigens ist es bekannt, daß der König von Preußen sich durch diesen im Vertrauen an eine unglückliche Mutter geschriebenen Privatbrief bewogen gefunden hat, den Professor de Wette mittelst Cabinetsordre vom 30. Sept. 1819 seines Lehramts zu entlassen. Nach Beendigung des Sandschen Prozesses soll ein actenmäßiger Bericht darüber im Druck erscheinen, durch welchen vielleicht manche hier erzählten Nebenumstände eine Berichtigung erhalten können. In der Hauptsache ist schon jetzt so viel gewiß: Sand war ein Mörder aus Schwärmerei, ohne Mitschuldige; und seine That hat Deutschlands Feinde nicht widerlegt.

Stael-Holstein (Anne Germaine von), geborne Necker, eine hochbegabte Frau, die man die größte Schriftstellerin aller Zeiten und Länder genannt hat, und ohne Übertreibung wenigstens die geistreichste Frau unsers Zeitalters nennen kann. Seit Voltaire und Rousseau schrieb niemand mit gleicher Kraft in der französischen Sprache. Eine seltene Begünstigung äußerer Umstände trug viel bei, die Geistesanlagen zu entwickeln und eigenthümlich auszubilden, die sie der Natur verdankte. Ihr Vater, Jacob Necker (s. d. Art.) wohnte seit 1750, als Mitglied eines großen Handelshauses und später als Resident der Republik Genf, seiner Heimath, in Paris, wo Frau von Stael 1768 geboren wurde. Kaum war sie neun Jahre alt, als ihr Vater durch seine Erhebung zum Finanzminister (1777) den glänzenden Kreisen der Hauptstadt noch näher gerückt ward. Ihre

Mutter, die Tochter eines Geistlichen in der französischen Schweiz, frommsinnig, strengsittlich, lernfleißig und verständig, aber zu metaphysischem Grübeln geneigt, und in ihrem Benehmen gezwungen, übernahm die erste Erziehung ihrer Tochter, und früh lernte das lebhafte Kind mit angestrengtem Fleiße und hörte viele Unterredungen an, die über die Fassungskraft seines Alters gingen. Das Neckersche Haus ward von den ausgezeichnetsten Männern der Hauptstadt besucht, und wie andere Frauen jener Zeit, die auf literarische Bildung Anspruch machten, sammelte auch Frau Necker berühmte Gelehrte um sich, unter andern Raynal, Marmontel, Thomas. Die Aufmunterung zum Reden, die das junge Mädchen in diesen Gesellschaften erhielt, und die vielfachen Anregungen ihres Geistes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; sie bildeten die seltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau von Stael sich auszeichnete, und weckten früh ihre Neigung zu geistigen Kampfspielen, aber, da man in jenen Gesellschaften mehr auf glänzende und spitzfindige, als gründliche Erörterung der Gegenstände sich verstehen mochte, auch wohl den Hang zu auffallenden Meinungen, der sich besonders in ihren ältern Werken sichtbar macht. Das muntere Mädchen schloß sich jedoch seit früher Jugend weniger an die strengsinnige Mutter, bei welcher sie einen peinlichen Zwang fühlte, und hing mehr an ihrem Vater, dessen Geistesstimmung der ihrigen verwandter war, und der es besser als Frau Necker verstand, den Geist seiner Tochter nach ihrer Eigenthümlichkeit zu erregen. So bildete sich die gegenseitige Anhänglichkeit, die von seiner Seite als innige Zärtlichkeit, mit welcher ein gerechter väterlicher Stolz sich vereinte, von ihrer Seite als schwärmerische Liebe, als eine fast an Anbetung gränzende Verehrung erschien. Mit so lebhaftem Entzücken aber Necker die Auszeichnung seiner Tochter und ihre herrlich erblühenden Geisteskräfte bemerkte, so wenig ermunterte er sie zu schriftstellerischen Arbeiten. Er, von Natur den Schriftstellerinnen abhold, hatte selbst seiner Frau solche Beschäftigungen untersagt, besorgt, daß der Gedanke, sie beim Eintritte in ihr Zimmer zu stören, ihm das Gefühl eines lästigen Zwanges geben werde. Um sich nicht einem ähnlichen Verbote auszusetzen, hatte seine Tochter sich seit ihrer zartesten Jugend in der Gewohnheit befestigt, Unterbrechungen ohne Unmuth zu ertragen, und gleichsam im Fluge zu schreiben, so daß es ihm, wenn er sie immer stehend, oder auf die Ecke eines Kaminsimses gestützt fand, nicht einfallen konnte, sie in einer ernsthaften Beschäftigung zu stören. Von ihrer zartesten Jugend an beschäftigte sie sich mit schriftlichen Arbeiten. Als im Jahre 1781 ihres Vaters berühmter Bericht über den Staatshaushalt (compte rendu) erschien, schrieb sie ohne ihren Namen einen Brief, welcher Neckers Aufmerksamkeit auf sich zog, der sogleich ihre Darstellungsweise darin erkannte. Bald nachher, in ihrem elften Jahre, machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet, und selbst Raynal wollte um diese Zeit sie veranlassen, für seine Geschichte der Niederlassungen und des Handels der Europäer in beiden Indien, einen Aufsatz über den Widerruf der Verordnung von Nantes zu schreiben. Ihre ältesten Schriften, die durch den Druck bekannt wurden, sind drei Erzählungen, die sie aber erst 1795 herausgab, worauf ein Lustspiel (*Sophie* 1786) und zwei Trauerspiele (*Johanna Grey* und *Montmorency* 1787) folgten. Das erste Aufsehen aber erregte die junge Schriftstellerin durch ihre *Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter*

(Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau), die im Jahre 1788 nur in wenigen Abdrücken bekannt gemacht wurden, im folgenden Jahre aber in einer vermehrten Auflage erschienen. Nicht lange vorher hatte Fräulein Necker das Band der Ehe, aber nicht aus freier Wahl, geknüpft. Ihr Herz scheint einem edlen Manne, dem Vicomte Matthieu de Montmorency, gehört zu haben, mit welchem sie während ihres ganzen Lebens durch innige Freundschaft verbunden war; aber der schwedische Gesandte in Paris, der Freiherr von Stael-Holstein, ein Mann von wackerer Gesinnung und edlem Benehmen, nur weit älter als sie, war desto glücklicher in seinen Bewerbungen, da Frau Necker, eine eifrige Protestantin, darauf bestand, daß die Wahl auf einen Mann ihres Glaubens fallen sollte, und sein König, dessen Liebling er war, ihm auf mehrere Jahre die Gesandtenstelle zusicherte, um Fräulein Necker gegen die Besorgniß zu sichern, Frankreich verlassen zu müssen.

Die Revolution, welche ungefähr gleichzeitig mit ihrer Verheirathung ausbrach, hatte auf ihre Geistesrichtung und ihr Schicksal einen entscheidend wichtigen Einfluß. Theilnahme am öffentlichen Leben mußte in ihrem Geiste früh und kräftig erwachen. Ihre Jugend fiel in die Zeit großer Ereignisse, welche, obgleich sie anfangs nur auf einen fernen Welttheil beschränkt zu seyn schienen, doch die leise vorbereitete neue Gestaltung Europa's beschleunigte; das erste Ministerium ihres Vaters (1777 — 81) brachte den häuslichen Kreis, worin sie aufwuchs, der großen Welt und dem Staatsleben noch näher, und Verhandlungen über Staatssachen waren schon zu jener Zeit, selbst in den Gesellschaftssälen gebildeter Frauen, Hauptgegenstände der Unterhaltung. Mit den politischen Ansichten ihres Vaters vertraut und mit den freisinnigen Gedanken genährt, wodurch mehrere ausgezeichnete franz. Schriftsteller ihren Zeitgenossen eine neue Richtung gaben, mußte sie seit ihrer frühesten Jugend von Freiheitsliebe entflammt werden, und schon in ihrer Schrift über Rousseau ward diese Gesinnung kräftig ausgesprochen. „Weder ihrer Gemüthsart — sagt Frau Necker de Saussure — noch ihrem Schicksale konnte die allgemeine Bewegung gleichgültig seyn, da sie dem Mittelpunkte der gewaltigen Wirkung nahe war, durch ihren Geist sich zu allen aufgestellten Grundsätzen erhob, und durch alle Ergebnisse in ihren Gefühlen berührt wurde. Wo alle Köpfe erhitzt waren, konnte ihr Kopf nicht gleichgültig bleiben. Sie bewunderte Englands Verfassung eben so sehr, als sie Frankreich liebte, der Gedanke, die Franzosen so frei zu sehen, als die Engländer, sie auf gleicher Linie zu erblicken in Beziehung auf alles, was die Rechte der Menschheit sichert und die Würde derselben aufrichtet, mußte ihre feurigsten Wünsche befriedigen, und wenn man erwägt, daß mit dieser Aussicht sich die Hoffnung verband, ihr Vater werde zu einer solchen Wohlthat beitragen und Dank dafür ernten, so wird man über ihre Begeisterung nicht erstaunen." Sie hat in ihrem nachgelassenen Werke umständlich erzählt, wie die großen Ereignisse sie ergriffen haben und welchen Antheil sie an der bewegten Zeit genommen. Ihres Vaters Verbannung (1787) machte einen eben so erschütternden Eindruck auf sie, als seine bald nachher (1788) erfolgte Berufung ins Ministerium und die hohe Volksgunst, die ihn umgab, das Herz der bewundernden Tochter erhoben. Als der Sturm der Revolution, der ihm bald zu mächtig ward, im September 1790 ihn zwang, für immer vom Schauplatze des öffentlichen Lebens abzutreten, und Zuflucht in seiner Heimath zu suchen, mußte seine Tochter

mit den Ihrigen in Paris bleiben. Sie sah bald nach so feurigen Hoffnungen mit tiefem Schmerze ihre Erwartungen betrogen. „Bei einem Mitgefühle, welches selbst gegen gleichgültige Menschen so lebhaft war, daß es eigener Schmerz wurde, bei einem Abscheu gegen Willkühr, der alle Kräfte ihrer Seele erregte, ward sie bei dem Anblicke der Herrschaft des Schreckens mehr als irgend jemand mit Entsetzen erfüllt. Unter denjenigen, welche nicht die theuersten Gegenstände ihrer Zuneigung beweinten, konnte niemand mehr als sie leiden. Mit der innigsten Theilnahme an fremdem Schmerze, mit schrecklichen Besorgnissen für ihre Freunde, verband sich der Gedanke, daß der Name der Freiheit für immer geschmäht, und ihres Vaters Name gleiches Schicksal erfahren werde. Was sie auf Erden vergötterte, die Freiheit und ihres Vaters Ruhm, schien ein Streich niederzuwerfen." Während Robespierre's Herrschaft wirkte sie edelmüthig, selbst eigene Gefahr nicht scheuend, dem Tode Opfer zu entreißen, und hatte den hohen Muth, eine kräftige und beredte Vertheidigung der gefangenen Königin, die ihr doch immer abhold gewesen war, bekannt zu machen. Nach dem Aufstande vom 10ten August verschob sie ihre Abreise von Tage zu Tage, da sie nicht allein sich retten wollte, während so viele Freunde in Gefahr schwebten. Am 2ten September, als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte sie Paris verlassen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging sie nur durch eine wunderbare Vereinigung rettender Umstände seiner Wuth und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters an, das nun die sichere Zuflucht aller Unglücklichen ward welche der Tyrannei in Frankreich entronnen waren. Als Schweden die französische Republik anerkannt hatte, ging ihr Mann wieder als Gesandter nach Paris, und auch sie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrschaft des Directoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die sie benutzte, die Zurückberufung mehrerer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Directoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand (s. d. Art.), der im Jahre 1796 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Während dieser ruhigen Zeit wandte sie sich auch wieder zu schriftstellerischen Arbeiten. Dahin gehören zwei politische Schriften: über den Frieden mit dem Auslande — und über den innern Frieden, worin sie ihre Ansichten über Frankreichs Lage im Jahre 1795 mittheilte, und die merkwürdige Äußerung niederlegte, daß Frankreich nur durch willkührliche Kriegerherrschaft zur gesetzmäßigen Monarchie gelangen werde. Ein Jahr später erschien eine Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker (De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations. Lausanne et Paris 1796, 3te Aufl. 1797), ein Werk, das bei einem großen Reichthume tiefer und lichtvoller Gedanken doch keine vollständige Ausführung des vorgelegten Gegenstandes ist, und eine so verfehlte Anlage des Planes hat, daß es nicht als harmonisches Ganzes vollendet werden konnte. — Ihre häuslichen Verhältnisse nahmen ungefähr um diese Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit ihrem Manne, der in seinen Neigungen ihr wenig ähnlich war, und in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, war vom Anfange an ziemlich kalt gewe-

sen, wie es bei einem so ungleichen Verhältnisse nicht anders seyn konnte, zumal da sie, bei aller schonenden Achtung, die sie ihm, wie man versichert, bewiesen hat, doch ihre Eigenthümlichkeit, wie es scheint, ihm zu scharf entgegenstellte. Endlich, als sie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß seiner unbedachtsamen Freigebigkeit sichern zu müssen glaubte, wie uns Frau Necker de Saussure erzählt, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte sich Frau von Stael ihm wieder, und reis'te im Jahre 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er starb, ehe sie das Landgut ihres Vaters erreichte.

Den Mann, der auf das Schicksal ihres spätern Lebens einen so feindselig störenden Einfluß hatte, Buonaparte, hatte sie kurz vorher zum erstenmale gesehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzosen lebhaft entzündet, und auch Frau von Stael näherte sich ihm, wie sie uns selbst erzählt (Considérations sur la révol. franç. II. 1797), mit einer verwundernden Bestürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht sich gesellte. Je öfter sie ihn sah, desto schüchterner ward sie, und sie fühlte dunkel, daß keine Regung des Herzens auf ihn wirken könne. Sie hielt es dennoch für möglich, ihn für die Sache der schweizerischen Unabhängigkeit zu gewinnen, als man, um Geld zur Unternehmung gegen Ägypten zu erhalten, einen Einfall in die Schweiz machen wollte, wozu die Unruhen im Waadtlande den Vorwand liehen. Später sah sie selber, daß ihr Versuch mißlingen mußte, und sie gesteht offen, daß alle Fehler, die sie in der Politik begangen, aus ihrem Wahne geflossen, die Menschen seyen durch die Wahrheit, wenn sie ihnen mit Kraft vorgestellt werde, zu bewegen. Die Gefahr, welche der Schweiz drohte, trieb sie aus Paris und sie eilte zu ihrem Vater nach Coppet, wo bei dem Einfalle der Franzosen eine Schutzwache unter dem jetzigen Marschalle Suchet ankam; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte Frau von Stael nach Paris zurück, um die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten zu bewirken. Eine ruhige Heiterkeit schien dem Abende seines Lebens aufzugehn, und Frankreich die Schuld der Gerechtigkeit ihm abtragen zu wollen. Auch Buonaparte besuchte ihn, kurz vor seinem Übergange über den St. Bernhard, im Sommer 1800, und machte während der langen Unterredung einen guten Eindruck auf ihn, da er mit Vertrauen von seinen künftigen Entwürfen sprach. Neckers Wahrheitseifer aber verdarb alles. In seiner Schrift: Letzte Ansichten über Politik und Finanzen (dernières vues de politique et des finances), die er im Jahre 1802 herausgab, nannte er zwar Buonaparte den nothwendigen Mann, und rühmte den hohen Geist des Gewaltigen, aber er beurtheilte auch freimüthig die consularische Verfassung, und berührte Buonaparte's Entwurf, eine Monarchie in Frankreich zu gründen und sich mit einem neuen Adel zu umgeben. Buonaparte, der seine Entwürfe nicht zuvor verkündet wissen wollte, ließ Neckers Werk in den Zeitschriften angreifen; auf sein Geheiß schrieb der Consul Lebrun einen herben Brief an Necker, worin er ihm rieth, sich nicht mehr mit Staatsangelegenheiten abzugeben, und Frau von Stael wurde von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß sie ihrem Vater falsche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung, die sie auf viele Jahre von ihrem geliebten Geburtsorte

entfernte, lebte sie bei ihrem Vater in Coppet, meist aber auf Reisen, und nur einmal war sie seitdem, im Jahre 1806, auf einige Tage heimlich in Paris.

Ihr schriftstellerischer Ruf war indeß desto höher gestiegen, da sie durch zwei Schriften, die sie nach langem Schweigen herausgab, auch viele Gegner gereizt hatte. Ihr geistvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen (De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales. Paris 1800, 2 Bde. 8.) fand viele Widersacher, unter welchen Fontanes der scharfsinnigste und würdigste war, und allerdings hat sie den Einfluß der Literatur auf den Charakter und auf das Glück der Menschheit wohl überschätzt, und über die vergangene und künftige Geschichte derselben zu zuversichtliche Behauptungen ausgesprochen. In einem weitern Kreise verbreitete ihren Ruf der Roman Delphine (1802, 3 Bde), ihr treues Abbild, wie sie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geist und Empfindung dem gewöhnlichen Maaße entweichenden Wesens, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geschlechts in einen unglücklichen Kampf geräth, ein Werk, das von einigen Beurtheilern zu hoch erhoben, und von andern so tief herabgesetzt wurde, daß Frau v. Stael, die sonst nie zu ihren frühern Schriften zurückkehrte, sich gedrungen fühlte, in einem besondern Aufsatze den sittlichen Zweck der Delphine zu vertheidigen. Einige Zeit nach der Erscheinung dieses Werks, im Jahre 1803, machte sie ihre erste Reise nach Deutschland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb sie bald zur Rückkehr, aber ehe sie die Schweiz erreichte, empfing sie (im April 1804) die Todesbotschaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beschäftigt; sie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte sich durch ihn beschützt, getröstet, durch seinen Beistand aufgerichtet. „Alles was mein Vater mir gesagt hat — spricht sie (Considérations sur la révol. franç. II. 311) zwölf Jahre nach seinem Tode — ist felsenfest in mir, alles was ich durch mich selber gewonnen, kann verschwinden, der Bestand meines Wesens aber ruht auf meiner Anhänglichkeit an seinem Andenken, ich habe geliebt, was ich nicht mehr liebe, geachtet, was ich nicht mehr achte; der Strom des Lebens hat alles weggerissen, nur nicht diesen großen Schatten dort auf dem Gipfel des Berges, der mir das künftige Leben zeigt." Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod sie versetzte, entwickelte ihre Glaubensansichten, und machte die frommen Regungen ihres Gemüthes beständiger und lebhafter. In dieser Stimmung schrieb sie jenen trefflichen Aufsatz über Neckers häusliches Leben, den sie der Samlung seines Nachlasses (Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille 1805) vorsetzte. In keinem ihrer Werke lernt man so genau sie selber kennen.

Um ihren Schmerz zu zerstreuen, reis'te sie im Jahre 1805 nach Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beständiger Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war Corinna (Corinne ou l'Italie, Paris 1807. 2 Bde. 8. 6te Aufl 1817. 3 Bde. 12.), das vollendetste, glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung, ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemählde von Italien glücklich verschmolzen sind. Durch Fried-

rich Schlegels gelungene Übersetzung ist es auch Eigenthum der deutschen Literatur geworden. Im Jahre 1810 ging Frau von Stael nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu sammeln, das sie schon auf ihrer ersten Reise durch Deutschland entworfen hatte, einem Gemählde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philosophie. Die Censur hatte die Handschrift des Werkes mit ängstlicher Sorgfalt durchgesehen und viele Stellen weggestrichen, aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary weggenommen und sogleich vernichtet wurde. „Ihr seyd ein Volk und Ihr weinet!" hatte sie ja den Deutschen zugerufen, und der Geist, welcher überall in der Schrift wehte, war dem Interesse der Willkührherrschaft so sehr entgegen, daß die Unterdrückung des Buches zwar ungerecht, aber nichts weniger als ungereimt war. Erst zu Ende des Jahres 1813 erschien das Werk (3 Bände) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig (bei Brockhaus), welche sich durch eine schätzbare Einleitung von Villers und dadurch auszeichnet, daß die im Texte übersetzten Stellen aus den deutschen Dichtern und Prosaisten im Original beigefügt sind. So reich dieses Werk an scharfsinnigen, geistvollen Gedanken ist, und so achtungswerth durch die Wärme, womit es den Franzosen deutsche Art und Kunst empfiehlt, so hat man doch mit vollem Rechte viele schiefe Ansichten und falsche Meinungen gerügt, und gerade in dieser Schrift, mehr als in ihren andern Werken, einen auffallenden Mangel an Übereinstimmung in den Grundsätzen gefunden.

Frau von Stael ward nun härter verfolgt, und ihre Verweisung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Selbst ihre Freunde, welche die Verbannte besuchten, setzten sich grausamer Verfolgung aus. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr gestattete, verschönerte eine neue Verbindung, die sie ungefähr um diese Zeit unter Umständen knüpfte, die bezeichnend für ihre Eigenheit sind. Ein junger Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geschwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte, und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau von Stael zu ihm sprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, und entflammten sein Herz und seine Einbildungskraft. „Ich werde sie so sehr lieben, daß sie mich am Ende heirathen soll," sagte er früh zu einem Freunde. Die Umstände begünstigten seine Wünsche. Frau von Stael, durch Leiden gebeugt, hatte sich schon länger mit dem Gedanken vertraut gemacht, einem geliebten Manne noch einmal ihre Freiheit zu opfern, und mit der Hoffnung, in England eine ruhige Zuflucht zu erhalten, nicht selten auch den Wunsch vereint, dort einen edlen Mann zu finden, den sie eines solchen Opfers würdig achten könne. Die neue Verbindung machte sie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch schwierig wurde, da sie die Bedingung festsetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Sie hat es den Ihrigen selbst gestanden, daß sie dies mißbilligte, wie uns Frau Necker de Saussure erzählt, mit der Versicherung, ihre Freundin sey nur durch eine Scheu, wovon sie selbst ihr Muth nicht befreite, und durch die Anhänglichkeit an einen Namen, den sie berühmt gemacht, verleitet worden, auf einer Bedingung zu bestehen, die sie in eine zweideutige Stellung bringen mußte.

Sie wollte um jeden Preis das Land verlassen, wo sie Andere in ihr Schicksal zu verwickeln fürchtete, aber von Beobachtern und Kund-

schaftern umringt, sah sie die Gefahren und Schwierigkeiten bei der Flucht. Sie kämpfte lange unschlüssig gegen den Gedanken, das Grab ihrer Ältern und die Schweiz, ihr zweites Vaterland, zu verlassen und wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen. Im Frühjahre 1812, im letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entschloß sie sich endlich zur Abreise, als man sie sogar mit Gefängniß bedrohte, wenn sie sich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von den französischen Heeren verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzosen ging sie nach Petersburg, und bald darauf, im Herbste 1812, nach Stockholm. Hier erschien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbstmord (Réflexions sur le suicide), worin sie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der sie sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging sie nach England, wo sie großes Aufsehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam, und auf die Frage eines englischen Ministers, was sie wünsche, hatte ihr lebendiges Vaterlandsgefühl nur die offene Antwort: Buonaparte möge siegen und — fallen. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereignisse sie in einer besondern Schrift (Dix années d'exile) theilweise erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke erscheint, landete sie im Jahre 1814 zu Calais, und die ersten Menschen, die sie am Ufer sah, waren — preußische Soldaten. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung, und ihr Einfluß hat nicht wenig beigetragen, den Rückzug der fremden Kriegsvölker zu beschleunigen. Im folgenden Jahre, als Buonaparte von Elba zurückkehrte, verließ sie Paris und eilte nach Coppet. Buonaparte ließ sie nach Paris rufen, da man sie bei dem neuen Verfassungswerke brauche, aber sie weigerte sich mit den Worten: „Er hat die Constitution und mich zwölf Jahre entbehren können und auch jetzt liebt er keine von uns beiden." Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau von Stael endlich durch Einschreibung ins große Buch Vergütung für die alte Schuld von zwei Millionen, die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen, eine Schuld, die einst selbst das Directorium anerkannte und in geistlichen Gütern bezahlen wollte, was aber Necker ausschlug; Buonaparte hingegen hatte seit 1802 keine Vorstellung darüber mehr angenommen.

In einem glücklichen häuslichen Kreise, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchst gebildeten Tochter, die mit einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten, dem Herzoge von Broglio, verbunden war, geachtet und gesucht von den geistreichsten Männern der Hauptstadt, und von der Hoffnung erhoben, ihr Vaterland nach so vielen Stürmen im Genusse einer freien Staatseinrichtung zu erblicken, lebte sie in Paris, und nur der Schmerz über Frankreichs Besetzung durch fremde Heere bewegte sie so lebhaft, daß sie sich vorgenommen hatte, ihre Heimath wieder zu verlassen und erst nach dem Abzuge der Verbündeten zurückzukehren. Bis zu ihrer letzten Krankheit beschäftigte sie sich mit den Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung (Considérations sur les principeaux évènements de la révolution française, Paris 1819, 3 Bde., 8. Leipz. bei Brockhaus 1819, 3 Bde.), worin sie der Nachwelt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen wollte. „Es ist die Frucht,

welche die belehrendste Vergangenheit in einem mit der Zukunft beschäftigten Geiste gereift hat." Wenige waren besser als Frau von Stael im Stande, die Wichtigkeit der Gegenstände zu würdigen, die sie hier überschaute, und niemand hatte auch so wenig Anlaß als sie, die Thatsachen aus persönlichen Rücksichten zu beschönigen und zu entstellen; daher athmet das Werk den echten Geist geschichtlicher Unparteilichkeit. Drei verschiedene Zwecke laufen darin neben einander: die Rechtfertigung des öffentlichen Lebens ihres Vaters, die treue Darstellung des Ganges und der Bedeutung der Revolution, und die Entwickelung der politischen Grundsätze, welchen die Huldigung unsers Zeitalters gebührt. Frau von Stael hat diese Zwecke mit geübter Denkkraft und lebendigem Geiste durchgeführt. Wenn auch nach ihrer Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit ihres Vaters noch nicht alle Zweifel eine befriedigende Lösung gefunden haben, so hat sie doch zu der gerechten Würdigung des edlen viel verkannten Mannes mit siegreichen Gründen gezwungen. In ihrer Darstellung der Revolution hebt sich Buonaparte's Schilderung hervor, die zu dem bedeutendsten gehört, was über den Außerordentlichen gesagt worden, obgleich man vielleicht nicht verfechten kann, was man behauptet hat, daß Buonaparte so auf die Nachwelt kommen soll, so auf die Nachwelt kommen wird, wie Frau von Stael ihn geschildert hat. Ihre politischen Grundsätze stellen das gesetzlich freie Staatsleben ihrem Volke als das Ziel hin, dem es selbst durch die Verwirrung des Revolutionssturmes, oft unbewußt, nachgestrebt hat, und ihr Zweck ist, zu zeigen, daß Frankreich eine der brittischen ähnliche Verfassung haben müsse. Aus diesen verschiedenen Zwecken aber, welche die Verfasserin sich vorgesetzt hat, entsteht der Mangel an Einheit des Planes, worin der Hauptvorwurf besteht, den man dieser geistvollen, kräftig anregenden Schrift machen kann; denn der Umstand, daß Frau von Stael, durch den Tod ereilt, dem ganzen Werke nicht die letzte Vollendung geben konnte, muß gegen andere Gebrechen nachsichtig machen. — Mitten in dem glücklichen Verhältnisse, dessen Frau von Stael sich erfreute, nahm der Tod sie hinweg. Seit dem Anfange des Jahres 1817 kämpfte sie mit den schmerzlichen Leiden, wozu der Kummer während ihrer Verbannung, ihr langer Winteraufenthalt im Norden (1812) und der Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes, der sie ein Jahr später traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankheit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wendung. Schmerzlich war ihr das Scheiden vom Leben und von ihren Lieben, und furchtbar, wie sie selber zu ihrem Arzte sagte, der Gedanke an die körperliche Auflösung, so wenig der Tod, moralisch betrachtet, Schrecken für sie hatte. Bis zu ihrem letzten Augenblicke behielt sie völlige Gemüthsruhe und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. Ich glaube zu wissen, sagte sie eines Tages, wie aus einem Traume erwachend, was der Übergang vom Leben zum Tode ist, und bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht; unsere Gedanken verwirren sich und der Schmerz ist nicht sehr lebhaft. So ward es ihr gewährt. Lange vor ihrem stillen Hinscheiden war der schwere Kampf geendet. In den ersten Morgenstunden des 14. Jul. 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiederte sie auf die Frage, ob sie schlafe, ihrer treuen Pflegerin: Schwer und tief! Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Unter der Aufsicht des deutschen Arztes Friedländer, der sie in Vereinigung mit dem alten Arzte Portale, und dem erfahrnen Wundarzte Jurines behandelt

hatte, ward ihre Leiche fast auf ägyptische Weise mumienartig gegen Verwesung verwahrt. In dem verschlossenen bleiernen Sarge wurde ein Spiegelglas über dem wohl erhaltenen Gesichte angebracht, und darauf die Leiche nach Coppet geführt, wo man sie in der Familiengruft, ihren Ältern gegenüber, beisetzte. — Eine geistvolle Schilderung der seltenen Frau gab uns unlängst ihre vertraute Freundin und nahe Verwandte, Frau Necker de Saussure in Genf, in der Notice sur le caractère et les écrits de Mad. de Stael, welche der eben zu Paris begonnenen Sammlung der Werke der Frau von Stael vorgesetzt ist, und im 18ten Stücke der Zeitgenossen in einer vollständigen Verdeutschung mitgetheilt wird. Es muß hier auf diese treffliche Darstellung, welche Frau von Stael als Schriftstellerin, so wie in ihren häuslichen und geselligen Verhältnissen schildert, verwiesen werden; doch mögen auch hier ein Paar Züge des Bildes stehen, das die Verfasserin mit fester Hand, und zwar mit Liebe, doch nicht mit blinder Vorliebe, gezeichnet hat. „Sie zog unwiderstehlich an, und hatte sie anfangs in Erstaunen gesetzt, so wußte sie bald zu fesseln. Die Art von Kraft, die mißfällig seyn kann, war ihr nicht eigen, sie besaß eine verführerische Mischung von kräftiger Empfindung und Biegsamkeit des Charakters. Es war so viel Wahrheit, so viel Liebe, so viel Größe in ihr, die göttliche Flamme war so glühend in ihrer Seele, so hell in ihrem Geiste, daß man den edelsten Neigungen des Innern zu folgen glaubte, wenn man sich an sie schloß, und man betrachtete sie als ein Wesen, das einzig war, durch die Theilnahme, welche sie einflößte, und durch die hinreißende dramatische Wirkung, die sie machte. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch sein Übergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Äußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleide eine rührende, siegreiche Beredsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich offenbaren, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war, wenn ich so sagen darf, lebenvoller als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger zur Hingebung als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erschütterte und ihre Ruhe störte. Und diese Gabe, die erhabenste vielleicht von allen, diese Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern eben so erstaunlichen, machte sie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Es war ein zu großes Mißverhältniß zwischen ihr und Andern. Sie hatte das Geschick der Menschheit lange vorher begriffen, ehe sie sich zur Ergebung stimmte. Das Leben, zu bitter für sie in seinen Schmerzen, war ihr zu einförmig in den Genüssen, die es darbietet, und jener schöne Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, das Mißverhältniß zwischen unsern Wünschen und unserm Loose, erhielt bei dem Blicke auf Frau von Stael eine neue Kraft. Man glaubte einen höhern Geist zu sehen, den ein

neidisches Schicksal dem Elende und den Täuschungen des Erdenlebens ausgesetzt und der bei seinen hohen Vorzügen das Leere und das Unglück dieses Lebens nur desto tiefer fühlte." — „Man sieht bei ihr bestimmt hervortreten, was in den meisten Seelen nur unbestimmt sich regt, weil sie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltsames in ihrem Wesen. Keine fremdartige Form war ihr eingedrückt worden, und selbst die Erziehung hatte keine tiefen Spuren bei ihr zurückgelassen. So wie auf ihre Urtheile, die sich in ihrer Aufrichtigkeit ungestüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben so wenig wirkten in ihrem Innern Eigensinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichterisches Gebiet eingeführt, in eine neue, und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenstände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältnissen erschienen. Keine in unserer Natur gegründete Eigenschaft und Stimmung ward bei ihr vermißt, und nur das Erkünstelte und Kindische allein ist ihr fremd geblieben. Für alle Gemüthsregungen war sie empfänglich, jedes begeisterte Gefühl ward von ihr begriffen, jede Ansicht von ihr aufgefaßt, und nichts Großes, nichts Bedeutendes hat sich in verschiedenen Erdgegenden und in verschiedenen Zeitpunkten der Gesittung im menschlichen Herzen entwickelt, das nicht in ihrem Innern einen Anklang gefunden hätte. In der wichtigsten Beziehung endlich, in Hinsicht auf die Religion, kann das Beispiel der Frau von Stael auch belehrend seyn. Dieser selbstständige Geist, dieser Verstand, dem jedes Licht so willkommen war, überzeugte sich von Tage zu Tage mehr von den hehren Wahrheiten des Christenthums. Das Leben hat für sie seine Bestimmung erfüllt, denn durch so viele Wechsel führte es sie zu jenem großen Gedanken, wohin wir Alle auf so verschiedenen Wegen gelangen." — „Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Erziehung, die sie dem Leben verdankte. Begabt mit der empfänglichsten Seele, in einem Alter, wo die ganze beseelte Schöpfung dem Rufe zur Erhöhung der Fähigkeiten zu folgen scheint, erweitert und übt sie unaufhörlich ihren Geist. Freundschaft und Kindesliebe haben bei ihr eine schwärmerische Stimmung. Die ersten frommen Regungen empfängt sie auch als ein Gefühl und vielleicht als die Quelle der erhabensten Empfindungen. Die Jugend kommt, das Alter, wo die Vernunft sich in Zweifeln regt und zugleich die Begeisterung ihre Flügel hebt, wo das Herz alles, der Geist nichts glaubt, wo die Untersuchung aller Fragen zur Verwerfung aller Urtheile führt, und wo sehr oft bei einem rauhen Stoicismus der Grundsätze die Sophismen der Leidenschaften nichts vermögen. Der Einfluß dieser Lebenszeit und eines mit ihr einstimmigen Zeitalters mag bei Frau von Stael merklich seyn; aber der Gedanke an die Gottheit ist unverändert in ihrem Herzen geblieben, und eine frühzeitige Beobachtungsgabe führt bald zu dem großen Ergebnisse, daß die Leidenschaften nicht glücklich machen. Sie erklärt alle irdischen Gefühle für gefährlich, und bei dem Schiffbruche ihrer Hoffnungen sieht sie kein sicheres Rettungsmittel, als Mildthätigkeit und Ergebung, zwei ganz christliche Tugenden, welchen sie unter andern Namen huldigt. Späterhin richtet sie ihren forschenden Blick auf die Geschichte und die Werke des menschlichen Geistes; sie erstaut über ihre Entdeckungen und das Christenthum erscheint ihr in seiner wahren Gestalt. Der große Einfluß, und noch mehr die Schönheiten desselben erwecken ihre Überraschung. Sie fühlt,

daß nur eine geheime Übereinstimmung mit dem Herzen und mit allem, was gut und groß in unserer Natur ist, jene Wirkungen erklären kann, und allmählig bereitet sie sich, eine der „Menschheit heilsame Lehre als ein göttliches Gesetz anzunehmen." Über die schriftstellerische Eigenheit der Frau v. Stael sagt die Verfasserin: „Man könnte unter allen Schriftstellern Rousseau am ersten in Vergleichung mit ihr stellen, weil sich bei ihm dieselbe Vereinigung von Geisteskräften fand; aber er unterscheidet sich darin von ihr, daß er diese Kräfte nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel richtete. Oft verläugnete er die edelste Hälfte seines Wesens, und die ganze Spitzfindigkeit seines Geistes aufbietend, um seine Gefühle Lügen zu strafen, war er Zweifler in der Philosophie und Menschenhasser im Leben mit jener Seelengluth, die Glaube und Liebe entzünden. Er war ein vollkommenerer Meister in seiner Kunst; seine Darstellungen sind vollendeter, tiefer gedacht vielleicht, und doch steht er durch mindere Aufrichtigkeit, durch mehr Rederei, mehr Sophismen, als Denker unter ihr, während sein wilder Stolz, seine herbe, rauhe Sinnesart, seinem Talente eine finstre Gluth geben, die gar nicht dem edlen Feuer gleicht, das Frau von Stael beseelt. Das Menschengeschlecht, das Rousseau zu lieben glaubte, war nur ein, ihm selber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebt, was sie umgiebt, und trägt auf die Menschheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen über. Was vielleicht ihrer Darstellung an Vollendung abgeht, wird mehr als ersetzt durch den Zauber der ersten Aufwallung, durch die Frische der Begeisterung, wenn man so sagen darf. Es ist ein Bach, der lebendig aus der Quelle springt und funkelt in seinem Hinrieseln. Ihr Talent ist aber auch noch auf andere Weise, als durch jene Vereinigung verschiedener Geisteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen ist. Dieses Gepräge verdankt sie ihrem Charakter, sie verdankt es der Kraft, so wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umstande, daß sie nie die Weiblichkeit verleugnet. Vielleicht ist dies das Geheimniß ihres Zaubers. Sie spricht als Frau zu dem Leser, sie setzt sich persönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu sagen, was in ihrer und seiner Seele vorgeht, aber sie weiß sehr wohl, daß man die Ansprüche ihres Geschlechts sehr bald vergessen würde, wenn sie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erscheinen; mag sie daher ihn aufzuklären oder zu blenden suchen, sie läßt ihre Überlegenheit nie drückend fühlen, und mag sich nie einen Vorzug anmaßen. Es scheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der sittlichen Welt gegeben, und sie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang." Die Freundin hat nur leise die Mängel der Darstellung berührt, welche sie besonders in den ältern Schriften der Frau von Stael findet; aber es möchte sich wohl im Allgemeinen behaupten lassen, daß der Geschmack der Frau von Stael nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anspruchvoll ist, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entstehende Übertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig gewesen sind und der Darstellung von Thatsachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, selbst in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchstücke, denn als durch Einheit verknüpfte Darstellungen betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfsinn bei lebhafter Einbildungskraft, philosophischere Blicke auf das Menschenherz, die Wall-

tik und Literatur, als in vielen andern Schriftstellerinnen. Manche ihrer Meinungen, zumal über Lebensverhältnisse, mögen die Prüfung nicht aushalten, weit untadelicher aber ist sie in der Politik, wo sie sich stets als eine warme Freundin und Schutzrednerin der Freiheit und freisinniger Grundsätze zeigt, und mehr beneidenswürdig als tadelnswerth erscheint jene empfängliche Stimmung, die nach allem, was sie erfahren und gelitten, sie noch immer verleitet, das Verdienst früherer Versuche zu politischen Verbesserungen zu überschätzen, und die Hoffnung auf deren künftiges Gelingen zu hoch zu spannen. Mag sie auch mit zu großer Zuversicht eine bessere Zukunft verkünden, ihre Schriften wirken doch kräftig dahin, ihre Vorhersagung zu rechtfertigen. W. A.

Taschenbücher- und Almanachsliteratur in Deutschland. „Die deutsche Literatur unserer Tage bietet im Gegensatze zu der frühern ein merkwürdiges Bild dar. Wir brauchen kaum ein halbes Jahrhundert zurückzugehen und die Bücherbänke in Deutschland blicken uns finster, streng, gelehrt, fast abschreckend an. Ungeheure Folios gönnen auch den beleibtesten Quartanten nur unwillig einen Raum und diese sehen wieder mit Stolz auf das noch scheu sich anschmiegende Geschlecht der Octavbände herab. Wie anders ist es jetzt u. s. w." So beginnt eine gehaltreiche Beurtheilung der Almanachsliteratur von 1820 im Hermes St. VI., die sich von den gewöhnlichen Recensionen der Almanache, wie sie sich in unsern Tageblättern befinden, wie eine Lessingsche Kritik von einer Müllnerschen und Böttigerschen unterscheidet, und wir müssen unsere Leser einladen, von derselben vollständig Kenntniß zu nehmen, wenn sie sich über diesen Zweig des deutschen Bücher- und Literaturwesens, wie er geworden und wie er ist, genau unterrichten wollen. Bei unserm beschränkten Raume können wir uns nur einige literarisch-bibliographische Andeutungen darüber erlauben. Der Ursprung unserer jetzigen Taschenbücher für die elegante Welt verliert sich in die Anhänge, welche man den Calendern für das Volk, dergleichen z. B. der hinkende Bote seit länger als anderthalb hundert Jahre gewesen, jährlich zu geben pflegte. Es entstand die Idee, den gebildetern Ständen bei der Gelegenheit, wo sich auch diese mit einem Calender für das nächste Jahr zu versehen pflegten, eine Sammlung kleiner unterrichtender und unterhaltender Aufsätze in die Hände zu liefern. Man begnügte sich dabei zuerst mit einer blos zierlichen Form. Nach und nach steigerte sich das Bedürfniß durch die sich mit diesem Zweige der Literatur beschäftigende Industrie und die Concurrenz. Man fügte Kupfer hinzu, anfangs wenige und von geringem Kunstwerth. Chodowiecky und sein ausgezeichnetes Talent für die Charakteristik in kleinen Zeichnungen begünstigte und entwickelte diese Liebhaberei bald außerordentlich. Die Ansprüche an die chalkographische Ausstattung so wie an den äußern Schmuck haben sich seit dieser Zeit immer gesteigert und wir sehen jetzt nicht blos alle unsere eigenen Künstler zum wahren Kunstverderb mit diesen Lilliputblättern beschäftigt, sondern sie genügen selbst nicht für das Bedürfniß, und die Unternehmer suchen sogar die Chalkographen in Frankreichs und Englands Hauptstadt auf. Wo ferner sich vor zwanzig bis dreißig Jahren eine einfache Broschirung zeigte, sieht man jetzt mindestens saubere Bände mit Goldschnitt und Figuren, und gar nicht selten sind Bände von echtem Maroquin, von Moiré, ja vom zierlichsten Moire mit silbernen Schlössern. So viel hunderte vor dreißig Jahren dem Unternehmer ein solches Büchlein ko-

stete, eben so viel Tausende muß er jetzt darauf verwenden und das Unternehmen ist gegenwärtig fast halsbrechend für die Buchhändler geworden; denn irgend ein zufälliger Umstand, der sie hindert, das Taschenbuch zeitig auf den Markt zu bringen, der es nur um einige Wochen verspätet, kann den Verlust des ganzen darauf verwendeten Kapitals nach sich ziehen. Dieselbe Steigerung, welche in den Ansprüchen auf das Äußere Statt gefunden, ist auch bei der Zusammenstellung des Inhalts eingetreten und wir sind dahin gekommen, daß sich fast die ganze poetische Literatur der Deutschen in diese Ephemeren geflüchtet hat und nur in dieser Form noch Sammlungen gedeihen. Auch sind die Ansprüche der Autoren, welche Beiträge dazu liefern, in gleichem Grade gestiegen; man verlangt und bezahlt in Goldstücken, wo sonst einige Silberthaler zureichten, ja es giebt eine Classe von sonst achtbaren Schriftstellern unter uns, welche ein förmliches Gewerbe mit ihren Erzeugnissen für Taschenbücher treiben und ihre Producte jährlich höher auszumünzen suchen. Man bestellt wohl gar bei ihnen, wie man sich ein Kleid bestellt, Gedichte, Erzählungen und Aufsätze aller Art nach vorgeschriebenem Maaß und sie übernehmen es, jeden gegebenen Auftrag pünktlich auszurichten, so fern nur der dafür erheischte ansehnliche Ehrensold bezahlt wird, was nicht selten sogar pränumerando geschehen muß. Man sieht hieraus, daß diese Unternehmungen jetzt in der Regel nicht blos von den Verlegern, sondern auch von den Dichtern, Autoren und Redactoren aus Industrie betrieben werden, und da das Publicum dies bemerken muß, so darf man nicht minder annehmen, daß ihre Culminationsepoche vorüber und ihr Herabsinken nahe ist. Wir wollen hier nur noch über diejenigen Taschenbücher, welche in ihrer Epoche die größte Celebrität erlangten oder noch besitzen, einige literarisch-bibliographische Notizen geben.

Eines der ersten Taschenbücher dieser Art, die in Deutschland mit Beifall gelesen wurden, war das Lauenburger. Es erschien zuerst 1770 und wurde bis 1798 fortgesetzt, fristete sich darauf noch zwei Jahre unter andern Titeln und erlosch dann. — Die Gothaischen Hofcalender, welche auch die Genealogie der europäischen und deutschen Fürstenhäuser lieferten und außerdem mancherlei brauchbare Notizen mittheilten, erschienen zuerst 1764 und von 1766 an auch französisch. Sie sind ohne alle, oder doch ohne bedeutende Unterbrechung bis jetzt fortgesetzt worden und haben besonders im Auslande eine Art von diplomatischer Autorität gehabt. Ihr Absatz ist gegen sonst sehr gesunken. — Lichtenbergs Beiträge und sein fortgesetzter geistreicher Commentar zu den verkleinert darin mitgetheilten Hogarthischen Kupferstichen waren es vorzüglich, was dem Göttinger Taschencalender von 1776 bis 1813, wo er aufhörte, ein großes Lesepublicum verschaffte. Er erschien zugleich eine Zeitlang in einer franz. Übersetzung. Das Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer, welches unter der Redaction von Claudius (nicht des Wandsbecker, sondern des Leipziger) erschien, hatte sich durch die eine Zeit lang mit Glück fortgeführte Geschichte der darin eingeführten Familie Ehrenberg ein großes Publicum erworben. Am Ende schlief dies freilich aus Langerweile dabei ein und das Taschenbuch hörte nun (1813) einige Jahre auf, bis ein neuer Verleger und ein neuer Redacteur (Herr Hofrath Rochlitz) es (1818) wieder ins Leben zurückriefen. — Das ebenfalls in Leipzig erscheinende Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, das vor allen andern ein großes Glück in der deutschen

Lesewelt gemacht hat, erschien zuerst 1791 im Verlage von Voß und Leo und wird bis jetzt (1820) und zwar seit zwei Jahren sogar zweifach fortgesetzt. Der erste Jahrgang kostete 16 Gr., die spätern stiegen successiv bis 1 Thlr. 16 Gr. Die Redaction der ersten Jahrgänge hatte der als Bibliograph und Buchhändler bekannte Roch, in dessen Verlag auch das Taschenbuch bald nachher überging. Später kam es in den Verlag des Buchhändlers Enoch Richter (Firma Gleditsch), in welchem es ungestört eine lange Reihe von Jahren blieb und während welcher Zeit es der Hofrath Becker und nach dessen Tode der Hofrath Kind redigirten. Letzterer, der das Eigenthumsrecht an diesem Taschenbuche für die Beckerschen Erben zu besitzen behauptete, gerieth darüber mit dem genannten Verleger in Streit, der eine Trennung Beider zur Folge hatte. So besitzt das deutsche Publicum seit zwei Jahren (1819 und 1820) ein doppeltes Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, von welchen das eine durch Kind bei Göschen und das andere bei Gleditsch durch den Prof. Wendt in Leipzig zusammengestellt wird. Das Cottaische Taschenbuch für Damen wurde 1798 begonnen. Es hat sich durch die bedeutenden Connexionen dieser Handlung stets interessanter Beiträge von Huber, Pfeffel, Lafontaine, Göthe und Jean Paul zu erfreuen gehabt und sich dadurch erhalten. Das Äußere dagegen ist, wie bei allem Cottaischen Verlag, höchst vernachlässigt. — Cotta unternahm 1802 ein ähnliches Taschenbuch in französischer Sprache unter dem Titel: Almanach des Dames, und ließ dasselbe in Paris zusammenstellen und drucken, wie auch dort die Kupfer dazu stechen. Es ist eine Compilation von pièces fugitives und sein Verdienst beschränkt sich auf die oft hübschen Kupferchen. — Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft wurde 1800 von dem Buchhändler Wilmans, damals in Bremen, unternommen, und wird bis jetzt mit Erfolg fortgesetzt. Der jetzige Redacteur ist Stephan Schütze. Die Minerva, ein ebenfalls sehr beliebtes Taschenbuch, das 1809 zuerst herauskam und wahrscheinlich von dem Verleger, Herrn Gerhard Fleischer, selbst zusammengestellt wird, hat sich durch die Idee, zu den Kupfern Darstellungen aus den Werken Schillers zu wählen, welche von Böttiger mit einem Commentar begleitet wurden, sehr beliebt gemacht. Über diese Commentare erklärt jener Recensent im Hermes sich folgendermaßen: „Selten bestraft sich wohl das Entfernen von einem durch Neigung und Kenntniß angewiesenen Wirkungskreise (archäologischen Studien) auffallender als bei diesen Kupfererklärungen (Böttigers)." „Der Verf.", bemerkt der Recensent weiter, „sich auf Anlaß Shakspeare's und Schillers an die bewegte literarische Gegenwart hingebend, macht ein Angeschlossenbleiben an die schöne, antike Vergangenheit für die Zukunft doppelt wünschenswerth, und wenn dieser Aufsatz wirklich der letzte dieser Art seyn soll, so haben die Freunde des Alterthums gewiß sich und ihrer Belehrung Glück deßhalb zu wünschen. Nicht schwer, doch hier zu weitschichtig, würde eine Aufzeichnung von Irrthümern und Widersprüchen seyn, in welche der Verf. durch ein System, kein System zu haben, verfallen mußte, so daß selbst das Richtige und Feine untergeht oder wirkungslos bleibt. Es genüge, ein so heterogenes Personal als das folgende, dem nach der Reihe Lob gespendet wird (und nirgends in geringer Gabe), auszuheben, um ein Erreichen allerseitiger Befriedigung, wo nicht allerseitigen Gefallens, als eine literarische Unmög-

lichkeit darzustellen: Shakspeare, Schiller, Münter, Apel, Göthe, Gerstenberg, Bouterwek, Wieland, Lucian Buonaparte, Dannecker, Ramberg, Kügelgen, Seckendorf, Raphael, Tischbein, Wenzel Sternau, Müllner, Raupach, Mellisch, Eßlair, Talma, Madam Schröder, A. W. Schlegel, Collin, Millin, Genelli, Wiener Modejournal, Klingemann, Zimmermann in den Originalien, die Originalien selbst, Peucer, Robert, Whateley, Steevens, Herder, Tieck, Garrick, New monthly magazine, Füßli, Madam Bethmann, Blümner, Madam Siddons, Einsiedel, Gozzi, Garlieb Merkel, Holbein, Blumenhagen; alle diese Namen werden in einer bunten Mosaik auf ein Paar Bogen excerpirt, citirt und gelobt. Kommt hingegen einmal ein leichter Tadel vor, so fehlt es an der rechten (oder an aller) Gründlichkeit, welche in der Nennung des Namens besteht u. A. Ein Anderes ist es bei diesem Commentator, wenn der Gescholtene nicht mehr lebt, wie es z. B. mit Wetzeln u. A. der Fall ist." Im Jahre 1815 erschien unter der Leitung Fouqué's und des Buchhändlers Schrag das Frauentaschenbuch, das wegen seines meistens wohlgewählten Inhalts und seiner zierlichen Kupfer beim Publicum freundliche Aufnahme fand. Zu den beliebten Ephemeren dieser Art sind ferner noch Cornelia von Schreiber, Penelope von Theodor Hell und Vergiß mein nicht von Clauren = Heun zu zählen. Die Aglaja, welche in Wien von Wallishäuser herausgegeben und vielleicht auch zusammengestellt wird, zeichnet sich durch sehr saubere in punktirter Manier ausgeführte Kupfer von John aus. Nicht minder machen wir noch auf die Alpenrosen, ein in Bern erscheinendes Taschenbuch, aufmerksam, das von Wyß, Kuhn, Hegner (dem geistreichen und gemüthvollen Verfasser der Molkenkur, Salys Revolutionstage und der Reise unter dem Titel: Auch ich war in Paris) und andern schweizer Gelehrten und Dichtern oft mit trefflichen Beiträgen ausgestattet ist. — Wir erwähnen des Taschenbuchs Urania zuletzt, weil es von dem Herausgeber dieses Lexicons geleitet wird. Dieses Institut erhielt dadurch, daß es zum größern Theil Werke liefert, welche die Ehre, nicht den äußern Werth eines Preises gesucht haben, und nicht aus einer Bestellung hervorgegangen oder auf die Autorität eines Namens aufgenommen worden sind, einen eigenthümlichen Charakter. Nachdem die ersten Jahrgänge dieses Taschenbuchs (für 1810, 12, 15, 17) auf die gewöhnliche Weise unter verschiedenen Redactionen waren zusammengestellt worden, faßte der Unternehmer desselben den Gedanken, ihm durch öffentliche Preisaufgaben, zu denen alle Dichter Deutschlands eingeladen würden, einen höhern Werth zu geben. Er setzte daher Preise aus auf die beste poetische Erzählung und auf das beste Lehrgedicht in der Epistelform. Das Glück krönte gleich den ersten Versuch (im J. 1820) mit einem seltenen Erfolg. Ein junger Dichter, Ernst Schulze, fühlte sich durch sie begeistert, und es entstand „die bezauberte Rose, eine poetische Erzählung in drei Gesängen," die als das schönste Gedicht, das die deutsche Poesie in dieser Gattung besitzt, genannt werden kann, und so lange dauern wird, als es eine deutsche Sprache und Poesie giebt. Es ist seitdem vielfach gedruckt und nachgedruckt worden und befindet sich in den Händen von Tausenden *). Merkwürdig wurde dabei noch

*) Die dritte Auflage dieses Gedichts ist 1820 in fünf verschiedenen Ausgaben erschienen, die nach ihrer verschiedenen Ausschmückung 1 Thlr. — 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. — 2 Thlr. 12 Gr. und 8 Thlr. kosten.

der Umstand, daß die Krönung dieses Gedichts die letzten Stunden des jungen Sängers versüßte. (Man vergleiche darüber den Art. Schulze (Ernst) im achten Bande.) Auch in den folgenden Jahren 1819 und 1820 ist die Ausbeute der Preisaufgaben nicht gering gewesen und man kann hoffen, daß der Herausgeber dieses Institut auf die so glücklich begonnene Weise fortsetzen werde. Wenn auch nicht unsere ersten Dichter zur Concurrenz treten werden, so bietet sie doch unsern jungen noch namenlosen Dichtern Gelegenheit dar, ihre Kräfte zu versuchen und verschafft ihnen die Gewißheit, blos nach ihrem Talent und nicht nach Nebenrücksichten beurtheilt zu werden. — Die äußere Ausschmückung der Urania gehört auch zu den vorzüglichsten.

Wir führen weiter noch verschiedene deutsche Taschenbücher auf, die sich besondern Zwecken gewidmet hatten oder noch widmen. Unter diesen verdient vor allen das von Mohn herausgegebene Niederrheinische Taschenbuch (Düsseldorf bei Schreiner) genannt zu werden, welches in sechs Jahrgängen von 1799, 1800, 1, 2, 3 und 5) eine Reihe der schönsten Bilder der damaligen Düsseldorfer Gallerie in vortrefflichen Stichen von Heß mittheilte, welche Blätter diesem Taschenbuche für Sammler einen dauernden Werth zusichern. — Der unermüdliche und unerschöpfliche Kotzebue begann 1803 ein dramatisches Taschenbuch unter dem Titel: „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande," welches bis zu seinem Tode im Jahre 1819 mit großem Beifalle fortgesetzt worden ist. Es enthält neben vielen Trivialitäten auch eine nicht geringe Zahl lebendiger, geistreicher und unterhaltender dramatischer Gemählde, die noch lange unsere Bühne und die Darstellungen von Dilettanten erheitern werden. Für das Jahr 1820 erschien die Sammlung noch aus Kotzebue's Nachlaß gefüllt. Von 1821 an übernimmt Theodor Hell (Winkler) eine neue Zusammenstellung *).

Öfters sind auch ausgezeichnete Werke unserer Dichter zuerst in der Gestalt von Taschenbüchern von den speculirenden Verlegern geliefert worden. So brachte Vieweg in Braunschweig 1798 Göthe's Hermann und Dorothea zuerst als Taschenbuch, Unger in Berlin 1802 Schillers Jungfrau von Orleans; eben so auch Cotta späterhin auf gleiche Weise Göthe's natürliche Tochter, letztere jedoch mit geringerem Glücke.

Noch müssen wir der deutschen Musenalmanache erwähnen, obgleich dieselben gegenwärtig nicht mehr an der Mode sind, und von Verlegern und Buchhändlern als die incurrantesten Artikel betrachtet werden. Die berühmteste Sammlung derselben ist die von Bürger und Voß. Der französische Almanach des Muses brachte beide Freunde auf den Gedanken, eine ähnliche Sammlung für Deutschland zu bilden, und ihr Bemühen wurde in jener durch den bekannten Göttinger Freundesverein für die deutsche Poesie so bedeutungsreichen Zeit mit großem Erfolge gekrönt. Von 1770 bis 1776 gaben beide Dichter die Sammlung unter dem Titel: Göttingischer Musenalmanach (auch Blumenlese) gemeinschaftlich

*) Auch der sich in Allem versuchende D. Müllner hat einige Jahre lang einen dramatischen Almanach für Privatbühnen herausgegeben. Da er selbigen aber mehr als ein Vehikel betrachtete, sich dabei auf eine geschickte Weise loben zu können, so hat er aus Mangel an Absatz bald aufgehört.

heraus. Von 1777 — 1794 besorgte sie Bürger allein. Von 1795 bis 1803, wo er aufhörte, war Carl Reinhard der Herausgeber. Voß begann 1777 eine besondere Sammlung in Verein mit Göckingk, welche bis 1798 fortdauerte und sich von jener durch den Titel Hamburgische poetische Blumenlese auszeichnete. Auch Schiller begann 1796 eine solche Sammlung und durch die Aufnahme der Xenien erhielt dieser erste Jahrgang einen so außerordentlich starken Absatz, daß er mehreremal neu aufgelegt werden mußte. Es erschienen nachher noch die Jahrgänge 1797 — 1800. Zu den anziehendsten Sammlungen dieser Art wurde auch der Wiener Musenalmanach gerechnet, welcher in den Jahren 1781 — 88 und — 96 von Blumauer und Ratschky herausgegeben und dann einige Jahre lang von Leon fortgesetzt wurde. In neuerer Zeit hat sich das Interesse an diesen ausschließlich poetischen Blumenlesen so vermindert, daß gegenwärtig auch nicht eine einzige Sammlung dieser Art mehr besteht. Wetzel kündigte für 1820 eine neue an, allein der Tod raffte den talentvollen Dichter weg, ehe er den ersten Jahrgang hatte ordnen können. B — s.

Umtriebe (demagogische) in Deutschland. Ein neues Criminal-Kunstwort bezeichnet ein neues Verbrechen, ein neues Verbrechen bringt neue Rechtsformen, neue Strafen hervor, und fällt das Verbrechen einer ganzen Nation zur Last, so ist es Rechtens, daß die ganze Nation dafür Strafe leide. — — — — Diese Bemerkungen kann man machen bei dem großen Prozesse, den die aufsehende Gewalt des Staats gegen den verführten und verdorbenen Zeitgeist und gegen die Schuljugend der deutschen Nation im Jahr 1819 begonnen und bereits (im März 1820) bis zum Schlußberichte der in Mainz versammelten Central-Untersuchungs-Commission fortgeführt hat. Zwar giebt es Ungläubige, die den Umfang des angeschuldigten und gewissermaßen schon bestraften Verbrechens noch in Zweifel ziehen; ja sie gehen so weit, behaupten zu wollen, der Thatbestand der großen Schuld, als ob frevelnde Giganten schon ein ganzes Alpengebirge über einander gethürmt hätten, um einige und dreißig Throne von ihrer Höhe in den Pfuhl der Demokratie hinabzustürzen, sey nichts als ein elender Maulwurfshaufen. Allein diese irrige Ansicht von blöden Maulwurfsaugen wird durch die in öffentlichen Urkunden, in der preußischen Staatszeitung und in andern Blättern bisher aufgedeckten Schulfrevel bereits hinreichend widerlegt. Man denke nur an Alles, was dem Beginnen demagogischer Umtriebe vorausgegangen ist! — Die Theilnahme des Volks und der Jugend, besonders der akademischen, an dem Kampfe gegen Napoleon zur Wiederherstellung der deutschen Fürstenthrone hatte die Fürsten in Wien bewogen, ihren Völkern neue, dem gegenwärtigen Zustande ihrer gesteigerten Cultur angemessene ständische Einrichtungen (vergl. die Proclamationen und Declarationen, so wie die in Klübers Archiv aufbewahrten diplomatischen Noten) zu versprechen. Dieses Versprechen brachte in den durch jene Theilnahme ohnehin schon exaltirten Köpfen ein allgemeines Hinneigen zu einer neuen Ordnung hervor, indem man, weil die Fürsten den alten Kaiserthron nicht wieder aufrichteten und sich selbst von den Fesseln des Reichslehnwesens für immer losmachten, auch in Ansehung der Völker die alten auf die Reichslehnverfassung gegründeten Territorial-Feudalstände für aufgehoben ansah. Aber bald verrieth eine „heimliche Unruhe und eine

dumpfe Gährung" in Reden und Schrift die, wie uns dünkt, ungegründete Furcht, daß man bei der Organisation einer ständischen Aristokratie, welche Postulate anhöre und dem Volke zutheile, nichts als die Wiederherstellung der Feudalstände, blos um den Staatscredit zu untermauern, beabsichtige. Der Antagonismus zwischen der alten und der neuen Zeit regte sich aufs neue in dem Streite der Praxis mit der Theorie; daher wurden die Ströme nicht frei, und das Zollwesen blieb, wie es schon ein alter Schriftsteller bezeichnete, die mira insania Germanorum. Der dunkle Sinn des 13. Art. der Bundesacte und die im Sinne des Volks geschehene Vollziehung desselben in Bayern, Baden, Weimar, Würtemberg, Nassau rc. reizte die Ungeduld der übrigen Völker Deutschlands. Aber in dem Wunsche derselben nach Reformen sah die Aristokratie ein revolutionaires Anwogen, dem sie als Damm sich entgegenstellen müsse. Nun entstanden gegenseitig Mißtrauen und Erbitterung. Mehr als ein Schriftsteller des Tages, auch wohl mancher unreife Kopf, schrieb vorlaut und unartig für die Volkssache. Denn man hatte zwar das Grab einer vernünftigen Freiheit der Rede und Schrift, den Censurzwang an einigen Orten selbst zu Grabe getragen, aber man hatte vergessen, vorher durch ein Gesetz über Preßmißbrauch die Gränzen des Erlaubten zu bezeichnen, und die Mittel, Strafbares zu hindern, sich zu sichern. Daher bewegte sich mancher im Gebrauche der neuen ungewohnten Redefreiheit etwas tölpisch; und es kam bei der lieben Jugend, welche sich für das Gute und Rechte — anfangs selbst mit Erlaubniß der Regierungen — zu begeistern angefangen hatte, wie bei jedem Weine, die sogenannte Zeit des Brausens. Die alte fromme Zucht und Ordnung war nämlich schon längst aus der häuslichen Erziehung großentheils, und zum Theil auch aus den Schulsälen entwichen, so daß die Jünglinge immer unreifer die Akademie bezogen, von wo sie der Ruf ins Feld zweimal abrief. Sie kehrten für politische Ideen begeistert zurück, darum nahmen sie fortwährend Antheil an vielem, was man in der aufgeregten Zeit sprach, und behandelten Alles mit der vorherrschenden Richtung unserer Zeit — die bisher einzig und allein fast nur noch auf den Universitäten, wo die Denkfreiheit falsche Theorien besser zu widerlegen im Stande ist, als das Gebot der Macht, siegreich bekämpft wurde, — mit Gemüth und Einbildungskraft, den Verbündeten des altdeutsch-romantisch-ästhetisch-catholicirenden Mysticismus, und der von Friedrich Schlegel einst apotheosirten „göttlichen Grobheit." Indeß reizten auch wohl hier und da die vornehme Gleichgültigkeit gegen die Feier des 18. Octobers und das verächtliche Absprechen gewisser Leute über das Daseyn und die Bedeutung der eben so frommen als glorreichen Volksbegeisterung in den Jahren 1813 fg. das Volk und ganz besonders die erwachsenere Jugend zum Unwillen. Da gab die Jubelfeier der Reformation dem Nationalgefühle einen erhöhten Schwung. In dieser — psychologisch sehr erklärbaren — Stimmung feierte die akademische Jugend das Wartburgsfest; zugleich bildete sich die Giganten-Coalition der acht und dreißigeinigen Burschenschaft. Diese auf Nationaleinheit gerichtete Verbindung und der politisch-literarische Polizei-Muthwille einiger Bursche beim Octoberfeuer des Wartburgsfestes gaben einer gewissen Partei die Waffen in die Hand, welche bewirkte, daß die akademische Freiheit von der Diplomatie und von der Polizei zugleich angegriffen ward. Dies reizte die jungen

Leute heftig auf; dazu kam der Vorfall in Göttingen. Doch erst als Stourdza und Kotzebue in die Schranken traten, entstand in der Studentenwelt ein Lärm, wie ihn etwa Vater Homer bei dem Frosch- und Mäusekriege gehört haben mochte. Man nahm die Sache zu ernsthaft, und dadurch wurde sie es. So geschah es, daß mehrere junge Leute die Tramontana verloren; ja ein in der Gemüthsschwärmerei längst befangener, übrigens unbescholtener Jüngling exaltirte sich bis zum Fanatismus. Er griff zum Dolche und setzte Leben und Ehre an die Sache des Ganzen. Natürlich bewunderte mehr als Einer den Muth, der für etwas edel Gefühltes einem Meuchelmorde sich hingab; der durch das viel zu langmüthig geduldete Duellunwesen an Selbsthülfe gewöhnte jugendliche Dünkel übersah dabei, daß der Zweck falsch durchdacht und daß das Mittel ein Verbrechen war. Bei Andern hingegen kamen zu dem gerechten Abscheu noch Furcht und Argwohn. Man glaubte an einen Assassinen-Bund; denn hier und da sprach ein Knabe wie ein Dolchritter. Nun wurden politisch verdächtig die, oft nur scheinbare, Rohheit vieler Turner, deren Gesetze übrigens (man lese GuthsMuths Katechismus) streng sittlich waren, der allerdings anmaßende Ton eines großen Theils der jungen Welt und das renommirende Deutschthum der Burschenschaft. In dem ärgerlichen Streite über Turnen und Turnziel übertrieben die Turnfreunde viel und verdarben durch ihr Zunftspiel alles. Das Kindlein wurde mit dem Bade ausgeschüttet. Als das Gefährlichste erschien die geheime Verbindung. Hatte aber der Tugendbund schon früher den Trieb zu solchen Verbrüderungen selbst unter Männern genährt, und hatte späterhin die **Kette** des **Adelsbundes** dem Volke Besorgnisse eingeflößt, so war es sehr natürlich, daß auch in der Studentenwelt das alte Spiel mit Orden und Landsmannschaften sich als Burschenschaft erneuerte. Sie bezweckte in dieser Form — es ist Thatsache — viel Gutes und Löbliches: die Jugend vergaß dabei freilich, daß es zum Guten keiner geheimen Verbindung bedarf, die ohnehin nur zu oft der eigenen Selbstständigkeit des Jünglings von Charakter nachtheilig werden kann. Politische Anfeindung machte jene Verbindung, welche übrigens ohne Theilnahme der akademischen Lehrer zu Stande gekommen war, nur noch enger und den Geist derselben hartnäckiger. So entstand eine Opposition der Gesinnung und Meinung, welche die politische Farbe der Zeit an sich trug, auch in der Schul- und akademischen Jugend, wie sie schon im Volke durch die hingehaltenen oder bestrittenen politischen Erwartungen, Erinnerungen und Ansprüche sich gebildet hatte. Zwar blieb es beim Schreiben, Sprechen und Lesen; als aber endlich das politische Leben in den süddeutschen Ständekammern sich regte, und die Furcht immer mehr zunahm, daß auch in Preußen und Österreich der Wunsch nach einem Repräsentativsystem, wie es in einem großen Theile Deutschlands schon vorhanden war, laut werden möchte, da bot der durch dies alles zusammengenommen erschreckte, beleidigte, erzürnte Cabinetsgeist dem Zeitgeiste offene Fehde. Voll von dem Glauben an eine allgemein vorhandene Verschwörung, beschloß man der Hydra demagogischer Umtriebe in ganz Deutschland mit einemmale die Köpfe abzuschlagen, oder die wilden Schößlinge des Baumes der Erkenntniß des Guten und des Bösen — alle gefährliche Theorien der Lehr- und Preßfreiheit mit der Wurzel auszurotten. Vorläufig wurden in der preußischen Monarchie die Turnplätze geschlossen; dann fanden in Töplitz ministerielle Verabredungen Statt; zugleich erfolgten in Ber-

lin im Juli 1819 Verhaftungen von Studenten und jungen Gelehrten. Jahn wurde nach Spandau, dann nach Cüstrin und späterhin nach Berlin zurück in gefängliche Haft gebracht, und vor die seit dem 16. September mit der Untersuchung beauftragte gerichtliche Immediat-Commission gestellt. Über zwei Dolche, die man bei ihm fand, gab er sogleich befriedigende Auskunft. Mehrere, die für seine Schuldlosigkeit, in Ansehung der öffentlichen Bezüchtigungen, in öffentlichen Blättern Zeugniß abzulegen gewagt hatten, verloren dieser Publicität wegen ihre Stellen im Civil- und Militärdienste. In Bonn nahm ein Polizeibeamter aus Berlin die Papiere von drei Professoren, Arndt und den beiden Welcker, in Beschlag, was (nach einem Schreiben des Staatskanzlers) „nicht sowohl wegen eines persönlichen Verdachts gegen sie, als vielmehr zur näheren Ermittelung der in Deutschland vorhandenen demagogischen Umtriebe verfügt worden war." Denn als sich um dieselbe Zeit, im August, in Carlsbad die Minister von Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar, Meklenbrug und Nassau versammelt hatten, war das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung zum Umsturz der deutschen Throne allgemein, man sprach von einem in den Papieren eines Studenten gefundenen Plane zu einer deutschen Republik. Eine Chateaubriand zugeschriebene Schrift: Des sociétés secrètes en Allemagne etc. sah überall geheime Verbindungen zu Revolutionen, selbst in den Bibelgesellschaften und in der Lancasterschen Methode. Die Polizei war in voller Thätigkeit. Auf der churhessischen Universität Marburg forschte eine besonders dazu niedergesetzte Commission dem demagogischen Gespenste nach. Sie entdeckte so wenig als die in Heidelberg, Tübingen, Erlangen und die gleich anfangs in Jena mit größter Strenge angestellte Untersuchung von Sands Mitschuldigen, deren er keine hatte. Doch glaubte man, revolutionairen Planen der Burschenschaft auf die Spur gekommen zu seyn. Auch die Verhaftungen im Nassauischen führten zu keinem Resultate, und in Meklenburg-Schwerin wurden zwei als Staatsgefangene eingezogene Candidaten nach Urthel und Recht als völlig straflos freigesprochen. Unterdessen hob man die Turnanstalten in beiden Hessen, in Sachsen-Weimar und in andern Ländern auf. In Jena verlor der Hofrath Oken seine Professur, weil er die Isis, die noch fortdauert, nicht aufgeben wollte, und Prof. Fries verlor, wie es heißt, sein Lehramt, behielt jedoch seinen Gehalt, ohne daß beiden eine Verführung der Jugend zu demagogischen Umtrieben zur Last gelegt wurde. Schon fing das Publicum an zu glauben, daß nur ein blinder Lärm Deutschland geängstigt und die öffentliche Aufmerksamkeit von andern Dingen abgezogen habe; ja Benjamin Constant behauptete (de l'Etat de l'Europe sous le point de vue constitutionel) geradezu, daß die Voraussetzung dieser „conspiration ténébreuse" denjenigen Classen willkommen gewesen, die dabei interessirt seyen, daß jede Constitution ausgesetzt und jede Reclamation in Aufruhr umgedeutet werde. Dieser Franzose erinnerte uns, daß „Arndt, Görres, Jahn (der erste Freiwillige im J. 1813) die deutsche Jugend vor Kurzem noch zum Kampfe für ihre legitimen Fürsten aufgefodert hätten; wie sey es denkbar, daß sie jetzt gegen dieselben conspiriren sollten! Nur lästige Mahner gebe es in Deutschland an erhaltene Verheißungen, „keine Verschwörer." Allein es gab dafür, was wir besser wußten, deraisonnirende Phantasten, ungezogene Tadler und unberufene Staats-

redner. Daher ward in Deutschland die Überzeugung der Diplomaten von dem Vorhandenseyn revolutionairer Verbindungen immer fester. Diese Überzeugung erklärte der Präsidial-Vortrag des österreichischen Bundestagsgesandten in der Epoche machenden Sitzung des Bundestages vom 20. Sept. 1819. Europa erstaunte über die Raschheit und die Einmüthigkeit (obwohl in Ansehung der letztern Zweifel sich erhoben, weil das erste Protokoll, welches die Widersprüche einiger Bundesmächte enthalten haben würde, erst nach manchem Hin- und Herreden zurückgenommen worden seyn soll), mit welcher diese hohe Versammlung bei diesem Anlaß als Gesetzgeberin und Richterin für ganz Deutschland auftrat, und eine wahrhaft staatsrechtliche Reform ins Werk setzte, indem sie die Autonomie der einzelnen souverainen Staaten, in Bezug auf mehrere gemeinsam wichtige Gegenstände ihrer Verfassung und Gesetzgebung, der legislatorischen Gewalt des Bundes unterwarf, die im XI. Art. der Bundesacte sanctionirten Beschränkungen der Bundesgewalt überall, wo es auf Sicherheit, öffentliche Ordnung und Erhaltung des Besitzstandes ankommt, aufhob, und zugleich den bisher noch fehlenden Schlußstein der Bundesverfassung, die Bildung einer wirklichen Vollziehungsmacht des Bundes im Innern, aufstellte. Nie hatte Österreich im alten deutschen Reiche auf eine so wirksame Art seine Initative geltend gemacht, als an diesem Tage, der den deutschen Staatenbund factisch einem Bundesstaate näher brachte, und dadurch den Nationalwunsch nach größerer Einheit des Ganzen in allem was national gemeinsam ist, unerwartet in einigen Punkten auf einmal realisirte. Eben so rasch vollzogen die einzelnen Regierungen, was ihre Gesandten, ohne weitere Instructions-Einholung, unterzeichnet hatten. Ein erfreuliches Zeichen für die Nation, welche jetzt die seit dem westphälischen Frieden im alten Reiche vermißte Kraft des Ganzen zu einem neuen Leben sich gestalten sah. Bei alle dem war es für die, welche bisher an keine revolutionairen Umtriebe geglaubt hatten, — widersprachen doch selbst mehrere, ja, sonderbar genug, eigentlich alle Regierungen dem Daseyn derselben in ihren Ländern! — ein niederschlagender Beweis von der Größe und Furchtbarkeit des verborgenen Übels, daß noch vor den geendigten Untersuchungen, Anklage, Urtheil und Strafe zugleich vermittelst allgemeiner Polizeiverbote ausgesprochen wurden. Österreich foderte nämlich in jenem Präsidial-Vortrage die Bundesversammlung auf, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die in einem großen Theile von Deutschland herrschende unruhige Bewegung und Gährung der Gemüther zu richten, welche sich in „Aufruhr" predigenden Schriften, in weit verbreiteten sträflichen Verbindungen, selbst in einzelnen Greuelthaten (Sand und Löning) offenbart habe. Der Präsidialgesandte fand zwar die Quellen des Übels zum Theil in Zeitumständen, und zeichnete besonders aus: 1. die Ungewißheit über den Sinn des 13. Art. der Bundesacte; 2. die unrichtigen Vorstellungen von den der Bundesversammlung zustehenden Befugnissen und der Unzulänglichkeit der Mittel; allein er klagte auch als Mitschuldige an die Gebrechen des Schul- und Universitätswesens, und den Mißbrauch der Presse. Österreichs Verlangen, daß so lange die Bundesversammlung den 13. Art. der Bundesacte nicht ausgelegt habe, die in mehrern Bundesstaaten eingeleiteten Constitutions-Arbeiten noch ruhen möchten, wurde nebst allen von der Präsidialgesandtschaft vorgelegten, auf fünf Jahre gültigen, Entwürfen von der Bundesversammlung sofort

genehmigt. Es ward nämlich die zur Vollziehung der für die innere Sicherheit im Bunde zu fassenden Beschlüsse der B. V. entworfene provisorische Executionsordnung als Bundesform anerkannt; es wurden auf allen deutschen Universitäten Curatoren angestellt, die darüber zu wachen haben, daß die Professoren keine gefährlichen Lehren vortragen und die Studirenden kein politisches Treiben mehr verfolgen. („Die Studenten sollen nichts vorhaben, als sich zugleich für das gelehrte und für das thätige Leben vorbereiten.") Kein deßhalb abgesetzter Professor soll je wieder ein anderes Lehramt in Deutschland erhalten; kein Student, der an der Burschenschaft oder ähnlichen Verbindungen ferner noch Theil nimmt, soll in einem öffentlichen Amte angestellt und kein relegirter Student soll auf irgend einer andern deutschen Universität zugelassen werden. Es ward ferner eine allgemeine Censur für alle Zeitblätter und Schriften, die nicht über 20 Bogen im Drucke stark sind, angeordnet, und der Bundesversammlung eine unmittelbare Censurgewalt über alle mißfällige Schriften, in welchem deutschen Staate sie auch erscheinen mögen, ohne weitere Appellation eingeräumt; worauf mehrere Regierungen nicht blos die ihrem Volke verfassungsmäßig zugestandene Preßfreiheit sofort suspendirten, sondern auch die Vorschriften jener Censur noch strenger abfaßten (vgl. Hermes V. die Vorrede). Endlich ward eine Central-Untersuchungs-Commission von sieben Mitgliedern (ernannt von Österreich, Preußen, Bayern, Hannover, Baden, Darmstadt) mit Einschluß eines Vorsitzenden in Mainz niedergesetzt, welche ausschließlich zur weitern Untersuchung der gegenwärtig in mehrern Bundesstaaten entdeckten revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen bestimmt ist, die nöthigenfalls sogar verdächtige Individuen aus jedem deutschen Bundesstaate requiriren, verhaften und nach Mainz abführen lassen kann, und deren Bericht über die gemachten Entdeckungen bald erwartet wird. Unterdessen setzte man die Untersuchungen an mehrern Orten mit großem Eifer fort. Jedermann fragte jetzt: Wer sind die Verschwörer? und wo sind sie? Da erschien die Schrift von **Görres**: Deutschland und die Revolution, welche vor jenen Beschlüssen geschrieben war, und scharfen Tadel über einige Regierungen aussprach, auch in erhabener Mystik viel Irriges behauptend, manches Ultramontane, Phantastische und selbst Illiberale vorschlug. Das Buch ward confiscirt, und der Vf. entzog sich durch die Flucht nach Frankreich der über ihn schon verhangenen Festungsstrafe. Hierauf las man in dem Journal général des Pays-bas einen aus Berlin datirten Artikel, welcher aus zehntausend Actenstücken ungefähr zwölf Fragmente mittheilte von sinnlosen revolutionairen Äußerungen, ohne jedoch hinzuzufügen, wer sie gethan, wie viele deren seyen, wo und zu welchem Behufe sie so gesprochen oder geschrieben, und was sie machinirt d. h. wirklich veranstaltet hätten. Man schloß wohl nicht mit Unrecht aus jenen Äußerungen, z. B. „Alexanders, Friedrich Wilhelms Throne müssen fallen," daß Leute, die so sprechen und schreiben konnten, sehr dumme, wo nicht verrückte Verschwörer seyn müßten, welche mehr Anlage noch zu Tollhäuslern als zu Zuchthäuslern hätten. Übrigens behauptete jener Artikel, der vielen Lesern aus einer echten Quelle geflossen zu seyn schien, in zuversichtlichem Tone: man habe seit 1812 versucht, Verbindungen unter den studirenden Jünglingen auf den deutschen hohen Schulen, selbst in Berlin, zu Stande zu bringen. Der Plan sey gescheitert; allein im Stillen gereift, habe er sich bei dem

Wartburgsfeste entfaltet. (So mußte er ja wohl gleich im Entstehen offenkundig genug seyn!) Nun kenne man bereits 14 solcher Verbindungen (die furchtbare Burschenschaft), alle zu Einem Zwecke verbunden; unabhängig von diesen, dem Anscheine nach noch ziemlich unschuldigen, grösseren Vereinen, bestünden besondere Ausschüsse von auserwählten, durch Fähigkeit und glühenden Eifer ausgezeichneten Mitgliedern. Wer noch nicht bis zu dem Fanatismus erhitzt sey, daß er als thätiges Werkzeug bei der gewaltsamen Wiedergeburt des Vaterlandes — dem geheimen Zwecke aller dieser Verbindungen — sich hinzugeben verlange, bleibe in den Profanen, und werde nie in das Heiligthum zugelassen. Man habe bis jetzt vier dieser Ausschüße entdeckt (also kennt man ja die Verschwörer!), welche die vierzehn größeren Verbindungen leiteten: drei auf Universitäten, den vierten in der Residenz eines deutschen Fürsten; sämmtlich über den Plan und über die Mittel einverstanden, die bestehenden Verfassungen umzustürzen; nur nicht darüber, ob das in einen Körper zusammengeschmolzene Vaterland eine Wahlmonarchie oder einen demokratischen Freistaat bilden soll. Die Mitglieder nennen sich selbst nach ihrer Kleidung (wahrlich sehr offenherzig!) die Schwarzen, und zählen nicht blos Studenten, sondern Männer aus allen Ständen, während die eigentlichen Häupter sich noch zu verbergen wüßten. Unter den Eingeweihten gebe es den höhern Grad der Unbedingten, welche das, was ihnen als das Eine, was noth thue, erscheine, durch jedes Mittel zu vollziehn entschlossen seyen. Sand sey ohne Zweifel Einer aus dieser Classe. (Was sich aber trotz aller Nachforschungen und nach allen gemachten so wichtigen Entdeckungen dennoch nicht erwiesen hat!) — Wenn man die Behauptungen dieses Artikels mit den bis jetzt bekannt gewordenen Resultaten der Untersuchung vergleicht, so geräth man in Versuchung, den ganzen Artikel für einen Criminalroman, oder für ein Phantasma zu halten, das die Polizei geäfft hat; wenn er nicht gar eine Mystification ist. Man erinnert sich dabei unwillkührlich an die von einem gewissen Oates erfundene Verschwörung, an welche England, nach Hume's Bericht, zehn Jahre lang glaubte, und die mehreren Menschen das Leben kostete! — Nachdem jener Artikel eines niederländischen Journals ganz Europa mit der großen Verschwörung der Schwarzen bekannt gemacht hatte, las man bald darauf in mehrern öffentlichen Blättern ein merkwürdiges, mit dem Namen Bernstorff unterzeichnetes, angebliches Circular des Berliner Cabinets an die Gesandten und diplomatischen Agenten bei den fremden Höfen, welches noch mehr Furcht vor dem geheimen Übel „eines erkünstelten Mißvergnügens verbreitete, das neben dem natürlichen (in den Verhältnissen der Zeit gegründeten) herrsche, und das aus irrigen Grundsätzen, aus verderblichen und chimärischen Theorien, aus geheimen und strafbaren Absichten, aus niedrigen und eigennützigen Leidenschaften entstanden, und durch die Schriften einer revolutionären Partei verbreitet worden sey." — Diese aus Wahlverwandtschaften von Meinungen und Gesinnungen hervorgegangene Partei habe sich durch förmliche Gesellschaften verstärkt, welche den Umsturz von Deutschland zur Absicht hätten, um eine einzige und untheilbare Republik (!!) oder sonst eine Chimäre gewaltsam zu realisiren. Sands und Lönings Attentat sey, wenn sie auch keine eigentlichen sogenannten Mitschuldigen hätten, nichts desto weniger die Folge der allgemeinen Denkungsart einer gewissen Classe, das

Zeichen einer ernsthaften, tiefen, ausgebreiteten Krankheit! Preußen habe die Nothwendigkeit eingesehen, durch außerordentliche Mittel die Finsternisse aufzudecken, unter welchen die furchtbare Verbindung falscher Lehren und der Bedürfnisse mit den persönlichen Leidenschaften bereitet worden. Allenthalben hatten Thatsachen die Muthmaßungen bestätigt und die Thätigkeit einer Partei bewiesen, die für eine mehr oder weniger entfernte Zukunft den Saamen der Empörung im Finstern ausstreue. Die geheimen Anführer würden durch Gleichheit der Grundsätze und Gesinnungen mit einander verbunden, und seyen durch eine natürliche Anziehung mit einander verknüpft. Sie wollten alle politischen Unterschiede unter den Völkern Deutschlands aufheben; zu diesem Endzwecke hätten sie sich der aufwachsenden Generation bemächtigt, der sie den Geist der Unabhängigkeit und des Stolzes einhauchten: Vernichtungsgrundsätze, eingehüllt in abstruse Metaphysik und in eine mystische Theologie, um den politischen Fanatismus durch religiösen Fanatismus zu verstärken u. s. w. — Dem Verfasser dieses Artikels sind solche Lehrbücher auf den protestantischen Universitäten nicht bekannt. Im Mittelalter gab es dergleichen; auch unsre Mystiker neigen sich mehr oder weniger fast Alle zum Catholicismus jener Zeit hin, und der verst. Graf Friedr. Leop. von Stolberg empfahl selbst in seinem Aufsatze über den Zeitgeist die knechtische Barbarei des dunkelsten Mittelalters. Dagegen enthalten unsre besseren Compendien über Moralphilosophie, Politik und Ökonomie nichts Abstruses noch Metaphysik.) — Indeß gesteht der Vf selbst ein, daß hier nicht von einer Verschwörung die Rede ist, sondern von der Vorbereitung einer Revolution von Preußen und ganz Deutschland, nicht im jetzigen Augenblicke, sondern in der Zukunft. (Aber wie unterscheidet sich eine solche Vorbereitung zu einer Revolution von einer Verschwörung?) „Gegen Individuen allein mit Strenge verfahren, welche als mit den Absichten und Umtrieben der Partei am meisten vertraut und nicht als die strafbarsten (wer ists denn sonst?) verhaftet worden waren, wäre eine partielle Maaßregel gewesen; in den Ursachen (d. i. in den beiden großen Vehikeln der öffentlichen Meinung, nämlich der Druckerpresse und des öffentlichen Unterrichts) mußte man den Wirkungen vorbeugen.“ Hierauf wird der „Wunsch nach einer Nationalrepräsentation als demokratisch“ gerügt und als die aus dem Mißbrauche der Presse und aus dem schlechten Lehrgeiste entstandene politische Krankheit eines Theiles von Deutschland (doch nicht Würtembergs, Bayerns, Badens, ꝛc.) bezeichnet. Darum seyen gemeinschaftliche Maaßregeln nöthig gewesen. Am Schlusse sagt das Schreiben noch, daß die Gewebe der revolutionären Umtriebe sich in viele Länder erstrecken, wo sie durch besondre Untersuchungen entdeckt worden, ohne daß man sie verfolgen kann, daher werde ein allgemeiner, blos temporärer Untersuchungs-Ausschuß alle Thatsachen am besten auffinden und zusammenstellen. Übrigens hätten die Mächte Europa's, die ihre Anstrengungen gegen die Umwälzungen, so wie gegen die Grundsätze der französischen Revolution vereinigt, Legitimität und Eigenthum auf ihre alten Grundlagen (ist dies in Genua, Venedig, Sachsen, Polen ꝛc. ꝛc. wirklich geschehen?) wieder eingesetzt, und diesen Zustand der Dinge sich gegenseitig garantirt. Je größer nun die Macht Deutschlands sey (durch das enge Anschließen Preußens an Österreich), desto leichter werde sie alle Entwürfe hemmen, die dem Bunde der Bruderliebe und der heiligen Allianz zuwider

wären. — Dieses Umlaufschreiben befestigte den wankenden Glauben an die drohende Gefahr aufs neue. Unterdessen gingen die Untersuchungen fort und die Beschlüsse vom 20sten September wurden vollzogen. Doch war die Vollziehung hier und da äußerst mild. Die Universität Göttingen behielt auf erhobene Beschwerde ihre Censurfreiheit; in Leipzig und in Sachsen überhaupt blieb es bei den bisherigen Censurverordnungen, die für hinreichend angesehen wurden, um so mehr „da die Unterthanen durch ihr Betragen keine Ursache zu Nachforschungen wegen demagogischer Umtriebe gegeben hätten." In Jena wurde der Prof. Martin, als er unter solchen Umständen keine Vorlesungen halten zu können sich erklärte, durch den Großherzog von jener Vormundschaft freigesprochen, der seine Colleaen unterworfen blieben. Anderwärts war die Curatel strenger. In Landshut besuchte der k. Commissär, Herr v. Günther, die Vorlesungen der Professoren und ließ Examinatorien halten. Auch nahm er des dasigen Professors Köppen Abhandlungen über das dermalige Verhältniß der deutschen Universitäten in Beschlag. In Heidelberg und Freiburg erhielt der Commissär das Recht, die Hefte der Studenten zu untersuchen und die von der Dogmatik und dem öffentlichen politischen System in ihren Vorträgen sich entfernenden Professoren zurechtzuweisen u. s. w. Der akademische Senat zu Freiburg sandte daher eine Protestation gegen solche die Lehrfreiheit beschränkenden Maaßregeln an den Hof ein. In Berlin protestirte die Universität gegen die von der Bundesversammlung den Universitäten gemachten Anschuldigungen. Bayern, Würtemberg, Baden u. s. w. behaupteten ihr Repräsentativsystem; und ersteres soll, wie man sagt, auch in Wien, wo einer der muthigsten Vertheidiger der bayerschen Constitution, Herr von Zentner, an dem Ministercongresse Theil nahm, nebst der würtembergischen Gesandtschaft (Herr von Mancelslohe und Herr von Trott), die Öffentlichkeit der ständischen Versammlungen gerettet haben. Aus gültigen Rechtsgründen weigerte sich der aus Cöln nach Berlin in Haft gebrachte Mühlenfels daselbst im Verhöre zu antworten. Überhaupt waren am Ende des Januars 1820 nur an wenig Orten noch Verhaftungen vorgefallen. So saßen zu Bonn im Gefängnißhause der Student Sichel nebst dem vormaligen Turnlehrer Baumeister und dem Studenten Colonius, alle drei in Criminaluntersuchung. In Wetzlar wurden der Director des Gymnasiums, Ludwig Snell, so wie der ehemalige Turnlehrer an demselben, Sartorius, ein genauer Freund von Sand, verhaftet, und in Criminaluntersuchung gezogen. Doch wurden seit man das Verfahren in der Untersuchungssache in den Weg der Gerechtigkeit überwiesen hatte, mehrere der Verhafteten freigelassen. Dies geschah zu Wien, wo einige junge Schweizergelehrte verhaftet worden waren, in Berlin und an andern Orten. Der Freilassung der übrigen sah man entgegen. Da man nun in der Gegenwart keine verbrecherischen Handlungen entdeckte, da sich nicht einmal gegen Jahn solche Beweise, wie man sie suchte, vorfanden, und da man eben so wenig aus den Nachforschungen über die Vergangenheit und die ehemals geäußerten Gesinnungen den Anfangspunkt verbrecherischer Entwürfe herausfinden konnte; so gerieth man in Verlegenheit und fragte sich: was wird denn aus der großen Verschwörung werden, mit welcher wir Europa in Angst gesetzt haben, wenn wir nicht einmal einen einzigen Verschwörer an das Tageslicht bringen können? Die bereits am 8. Jul. 1819 in Beschlag genommenen Papiere der Berliner Burschenschaft hatten blos auf die Spur geführt, daß der Prof. Dr. de Wette in Berlin ein Trostschreiben an Sands Mutter erlassen habe.

Die preußische Regierung trug daher bei der königlich bayerschen auf die Vernehmung der Sandschen Familie über ihre Verhältnisse zum Professor de Wette und auf die Mittheilung jenes Schreibens an. Bei der nähern Untersuchung ergab sich zwar in Ansehung jener Verhältnisse nichts Verdächtiges; allein die von Sands Ältern dem Landgerichte zu Wunsiedel (den 5. August) ausgelieferte Abschrift des de Wette'schen Schreibens an die Justizräthin Sand vom 31sten März veranlaßte die Vernehmung des Dr. de Wette, und da er sich zu dem Inhalte der Abschrift seines Privatbriefes bekannte, die sofortige Entlassung desselben von seinem Lehramte durch eine Cabinetsordre. Dies alles aber entsprach den Erwartungen von der Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen keineswegs, und schon las man in öffentlichen Blättern die einlenkende Bemerkung, „die außerordentlichen Maaßregeln im Preußischen wegen demagogischer Umtriebe und geheimer Verbindungen seyen vielleicht nicht genug in der eigenthümlichen Farbe, die sie in Preußen als preußische (?) nothwendig besitzen, allgemein erblickt und gefaßt worden." — „Die Vorkehrungen hätten fast nur die Zukunft zum Gegenstande gehabt, und wären der möglichen Gefahr entgegengetreten. Es sey der Regierung um Enthüllung, um Einsicht und Kenntniß zu thun gewesen, um Abschreckung und Warnung, damit im Dunkeln kein Übel sich gestalte und vermehre, das späterhin nur trauriger bestritten würde." Endlich ward das Publicum durch die im 15ten und den folgenden Stücken der preußischen Staatszeitung (Februar 1820) enthaltenen „actenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland" aufgeklärt, und nun sah man allerdings, wie groß die Gefahr gewesen war. An der Spitze der deutschen Radicalreformer erscheint hier ein ehemaliger Jenaischer Student, Ferdinand Johann Witt, der Sohn eines holsteinischen Pferdehändlers, welcher erst in Kiel, dann in Jena bis Ende 1818 studirt und zuletzt in Altona unter Polizeiaufsicht gestanden, dann aber, im Oct. 1819, — weil er es in Deutschland nicht mehr habe aushalten können, — sich nach England eingeschifft, und in London die auffallenden Artikel über Deutschland im Morning Chronicle geschrieben hatte. Dieser Enthusiast, der nach dem Protokolle des Jenaer Universitätsgerichts vom 21sten December 1818, schon in Jena für einen überspannten, wo nicht halb verrückten Menschen galt, soll daselbst nebst Sand und andern in Arrest gewesenen Individuen zu einem engern Vereine gehört haben. Er ist Verfasser der Flugschrift: Neuestes aus Churhessen," und hat sich selbst als Verfasser des aufrührerischen Gedichts: „Die deutsche Jugend an die deutsche Menge zum 18ten October 1818, 30 oder 35 gleichviel!" angegeben. Auch soll er ein Werk über die Nothwendigkeit und den Nutzen der Revolutionen noch unter der Feder haben. Jene Aufsätze von ihm im Morning Chronicle stimmen mit den im Juli 1819 in Beschlag genommenen, an Wahnsinn gränzenden, politischen Tiraden eines unter Polizeiaufsicht stehenden Gymnasiasten in einer preußischen Stadt fast wörtlich überein. Dieser Gymnasiast hat nämlich geschrieben: „alle 38 (oder nach seiner eigenen Erklärung zum Protokolle: die souverainen Fürsten Deutschlands) zu tödten, ist ein leichtes Ding!" u. s. w. In einem andern Aufsatze im Morning Chronicle vom 16ten Nov. schildert ein Deutscher die jugendlichen Verbindungen, welche an die Stelle der 1814 aufgelösten deutschen Union getreten sind und die die nachherigen demagogischen Umtriebe veranlaßt haben. Ferner theilt die Staatszeitung als Beweise der Jugendverführung, daß man nämlich in Schulen gelehrt

habe: „die Jugend sey schon im Knabenalter mündig und müsse daher frühzeitig mit den Grundlagen einer auf republikanischen Grundsätzen aufzurichtenden Verfassung sich beschäftigen, so daß sich Tertianer und andere Schulknaben zu Staatsreformatoren und Constitutionsverfassern berufen geglaubt" — jedoch ohne die Namen der jungen Verfasser zu nennen, mehrere schriftliche Expectorationen dieser Lykurgus-Embryone mit, und fügt die Bemerkung hinzu, daß sie sämmtlich leidenschaftliche Schüler der Turnplätze gewesen seyen. Wir führen hieraus nur so viel an: 1. Ein sechzehnjähriger Gymnasiast schreibt phraseologischen Unsinn über Einheit und Freiheit an einen jungen Privatdocenten, den 19. Mai 1819. 2. Ähnliche schwärmerische Luftblasen beschreibt ein sechzehnjähriger Tertianer den 30sten November und den 29sten December 1819 einem Seminaristen. 3. Erklärt sich ein zwanzigjähriger Seminarist schriftlich über das wiederkommende heilige deutsche Kaiserthum; auch die Turngemeinden haben der Wiederkunft eines deutschen Kaisers entgegen geharrt. 4. Ein Buchdruckerlehrling schreibt dito an einen Seminaristen. 5. Ein achtzehnjähriger Handlungsbursche schreibt Ähnliches an einen Schulamtscandidaten den 24sten September 1819. 6. Ein Schüler, der eben confirmirt werden soll, legt demselben Seminaristen den 27sten November 1819 seinen Constitutionsentwurf von einem deutschen Kaiserthume vor, wie es in vierzehn Kreise einzutheilen sey u. s. w. Diese Solone äußern sich zum Theil mit beifälliger Bewunderung, oder wie ein zwanzigjähriger, unmündiger Schulamtscandidat mystisch-albern über Sands That. 7. Noch kecker erklärt sich über das künftige „nicht mehr Bestehen der Kleinstaaten in Deutschland, die er Mäuse nennt, welche stets an unserer Volksthümlichkeit nagen" (die der gesundere und größere Theil der Deutschen aber als Staaten achtet, in welchen die liberalen Ideen sehr oft eine Freistätte gefunden haben und noch finden), ein D. M. in F. f. t. in einem Briefe vom 13ten August 1815. 8. Dieselbe politische Einheit Deutschlands (welche übrigens, freilich in einem andern Sinne, die Beschlüsse vom 20sten September ebenfalls im Auge gehabt haben), ist in mehreren wissenschaftlichen Studentenvereinen, z. B. in G., J., F., ganz ernsthaft besprochen worden, wie die in der Staatszeitung ausgehobenen Stellen aus Briefen und Aussagen mehrerer Studenten und Magister beweisen; aber fast immer erscheint die **Freiheit** und **Einheit** Deutschlands unter Einem Kaiser nur als **Idee**; wie sie schon oft in gedruckten Büchern verhandelt worden ist. Falsche Theorien, selbst in der Politik, sind von jeher innerhalb und außerhalb der Mauern Iliums aufgestellt worden. Suchte nicht erst vor kurzem ein Recensent in der von Mastiauxschen Literaturzeitung (Heft III, 1819) den Grundsatz aus der Finsterniß des Mittelalters wieder hervorzuziehen: „daß der Papst, zwar nicht ex officio, aber auf Anrufen (der Unterthanen) den Huldigungseid relaxiren könnte?" Überhaupt darf man fragen, in welchem öffentlichen Blatte hat man sich unschicklicher gegen Regierungen und Staatsminister erklärt, als es in jenem Blatte geschehen ist, das die protestantischen Fürsten beschuldigt, die catholische Kirche unterdrücken zu wollen? — Die falsche Theorie wird nur durch die Theorie widerlegt, nicht durch die Macht: erst wann Absicht und That hinzukommen, greift die Macht ein. Nun bringt aber die Staatszeitung selbst Zeugnisse bei, daß von gewaltsamen Mitteln, eine Einheit in Deutschland zu bewirken, in den Burschenschaften nie die Rede gewesen sey. Auch stößt man unter allen diesen Einheitspredigern auf

wenig entschiedene Republikaner, die reine Volksherrschaft wollen; nur Eine Stimme — sie soll die eines der verborgenen Häupter seyn — läßt sich toll und gräßlich genug so vernehmen: „Wenn man nur erst die Vereinigung Deutschlands unter ein Haupt bewirkt hat, dann ist ja ein Hals leichter abgeschnitten, als 35, um die allgemeine deutsche Republik zu stiften!" — Hat aber die große Verbindung nur solche Häupter, so möchte sie wohl ganz eigentlich eine kopf- und hirnlose Ausgeburt politischen Aberwitzes, die sich zum Glück nur auf die Schulbänke verirrt hat, genannt werden können. Auffallend ist die Öffentlichkeit, mit welcher diese Jünglinge ihren Galimathias in Briefen und Stammbüchern niedergeschrieben haben, so wie die Formlosigkeit ihrer Verbindungen. So verfahren keine Verschwörer. Im Allgemeinen scheint aus dem bisher Bekanntgemachten zu folgen, daß die Gesinnung und die Idee des Vaterlandes eine Menge jugendlicher Köpfe erhitzt und drehend gemacht hat, daß diese aber weislich die That der Zukunft überlassen haben. Das Materiale des Verbrechens beschränkt sich also nicht auf eine wirkliche Verschwörung, wie sie das Criminalrecht kennt, sondern auf demagogische — späterhin revolutionär genannte — Umtriebe in der Studentenwelt. Nun heißen aber Umtriebe (menées) nicht Absichten, Gesinnungen und Ideen, sondern Machinationen, oder geheime Kunstgriffe, d. i. eine verborgene Art und Weise zum Schaden Anderer zu handeln; demagogisch aber bedeutet so viel, als das Volk unter dem Scheine des Rathgebens verführen. Alles kommt daher auf die Beantwortung folgender Fragen an, die sich bei diesem Prozesse von selbst darbieten: Wer hat das Volk verführt; wozu ward es verführt und wodurch? Was hat das verführte Volk als solches gethan, oder hat es sich verführen lassen? In Ansehung des Wer sind wir zwar noch im Dunkeln; doch beantwortet sich diese Frage zum Theil durch die bereits verhängte Bestrafung. Es sind nämlich als Volksverführer anzusehen oder sie konnten es noch werden: 1. alle Herausgeber von Zeitungen und Schriften unter zwanzig Bogen; denn sie haben die Censurfreiheit auch da, wo sie bereits verfassungsmäßig ausgesprochen war, auf fünf Jahre verloren; 2. alle öffentliche Lehrer; denn die Lehrfreiheit auf Universitäten ist unter Curatel gesetzt worden; 3. alle Turnmeister; denn sämmtliche Turnplätze sind geschlossen, und das Turnwesen ist seit dem 2ten Januar 1820 in der preußischen Monarchie gänzlich verboten; 4. einige öffentliche Lehrer, die ihrer Gesinnungen und Grundsätze wegen abgesetzt worden sind; doch hat man bis jetzt keinen derselben demagogisch-revolutionärer Umtriebe überführen können. Das: Wozu ist das Volk verführt worden? hat die Staatszeitung durch das von den Volksverführern selbst gebrauchte Wort: „wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung Deutschlands" bezeichnet; andere Schriften durch den „Umsturz der bestehenden Ordnung und Ruhe;" — doch habe diesen Umsturz erst die künftig erwachsende Generation zu Stande bringen sollen. Heißt eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung so viel als eine Umwälzung des politischen Zustandes durch die Theorie oder durch die Wissenschaft, d. h. durch eine Idee, die den Willen des Volks zu gewaltsamer That hinreißt? Wenn diese Idee nach den vorliegenden Acten: Freiheit und Einheit Deutschlands unter einem Kaiser ist, so hat sich das Volk, was den Kaiser betrifft, schon seit dem westphälischen Frieden daran gewöhnt, sie nicht mehr zu wollen; was aber die Einheit betrifft, so hat über eine kraftvolle Nationaleinheit alles Gemeinsamen unter den Vernünftigen in Deutschland stets dieselbe

Meinung geherrscht; hierzu bedarf es nicht erst der Burschenschaft. Die Freiheit endlich ist eine Allen angeborene Idee und das Ideal der bürgerlichen Entwicklung überhaupt; oder wie ein alter Purist dieses Wort übersetzt: ein Schöngedacht! Was man aber unter Freiheit und Einheit verstehen soll, darüber ist der große Haufe von jeher nicht ganz im Klaren gewesen; am wenigsten wird ein Haufe junger Bursche darüber die öffentliche Meinung fixiren. Der blinde Fürstenhaß, zu dem mehrere derselben sich bekennen sollen, zeigt sich nicht im deutschen Volke; auch ist er von den Fürsten selbst durch ihre Regierung am sichersten entwaffnet worden. Das Gefährliche der akademischen Bundesidee liegt einzig und allein in der Lehre von der Nothwendigkeit einer Revolution, d. i. eines gewaltsamen Umsturzes; dieser Lehre aber hat zu jeder Zeit am kräftigsten die Zufriedenheit des Volks widersprochen. Theoretische Schulgrübeleien bringen nun und nimmermehr eine Revolution hervor, deren einziger Grund öffentliche Willkühr und öffentliches Elend ist. Die dritte Frage: Wodurch hat man das Volk verführt, ist bereits amtlich beantwortet, jedoch ist zugleich die Volksverführung auf die Schuljugend beschränkt worden, daher das Verbrechen eigentlich in pädagogischen und theoretisch methodologischen Umtrieben besteht. Denn die erwachsene Generation, heißt es in der Staatszeitung, sey „bei ihrer Rechtlichkeit und Vernunft" der Verführung für unempfänglich geachtet worden; darum hätten die Verführer sich der Jugend auf Universitäten, Gymnasien und Schulen bemächtigt. Hier haben wir also dasselbe Verbrechen, weßhalb einst Sokrates den Giftbecher trinken mußte. Nur fehlt es diesmal an dem Sokrates. Als Mittel der Verführung sind nach der Staatszeitung gebraucht worden: 1. die Larve der Deutschheit; 2. die Larve der Erkräftigung vermittelst des Turnens; 3. geheime Verbindungen in und außer der Akademie, besonders die allgemeine Burschenschaft, und angeblich geheimere Grade derselben. „Das Turnwesen und die Burschenschaft, sagt das Circulare, hatten zur Absicht aus der gesammten Jugend einen Staat im Staate zu machen." 4. die Lehre von der Volksthümlichkeit, d. h. von republikanischen Grundsätzen (zwischen beiden ist doch wohl ein großer Unterschied!). Nach diesen Mitteln zu urtheilen, scheint die Zahl der Jugendverführer sehr groß zu seyn; denn wer weiß es, ob die vielen Anhänger und Lobredner des Deutschthums, des Turnwesens und der Volksthümlichkeit diese nicht als Larven vorgenommen haben? — Die vierte Frage beschränkt sich auf das, was die verführte Jugend als solche gethan hat; vom Volke selbst kann dabei nicht mehr die Rede seyn. Die Staatszeitung hat durch die abgedruckten Stellen aus Briefen, Aufsätzen und Protokollaussagen den Vorwitz und den Wahnsinn mehrerer Knaben und Jünglinge hinlänglich nachgewiesen. Überhaupt sind bei diesem Prozesse gar mancherlei Ideen, Gesinnungen und Ansichten aus dem vertraulichen Umgange an das Licht und in Criminaluntersuchung gezogen worden; natürlich mußte auch bei der Abfassung der prohibitiven Strafbeschlüsse auf die möglichen Folgen, welche die realisirte Gesinnung in der künftig erwachsenen Generation hätte haben können, Rücksicht genommen, und den Verführern in Masse diese unheildrohende Gesinnung des jungen Volks als Schuld zugerechnet werden. Da nun die Ältern für die Schuld der Kinder und die Lehrer für die Schuld der Jugend nach dem Criminalcodex der Probabilität verantwortlich sind, so war es Recht, daß die Leser ihrer gesetzlich bewilligten Freude an der Preßfreiheit und die akademischen Lehrer ihrer bis-

herigen Lehrfreiheit (was den Geist der Vorträge betrifft) verlustig wurden, daß die Schaar der Tages- und periodischen Schriftsteller für ihre leichtfertigen oder unartigen Collegen mitbüßten, und daß alle Turnplätze hermetisch versiegelt wurden; Hermes war ja schon im alten Griechenlande der Aufseher über die Athletik und führte den Vorsitz bei den Ringspielen! — Indeß erlauben wir uns nur eine Bemerkung. Schon vor dem Aufkommen des Turnwesens hat man in vielen Familien und gelehrten Schulen, auch da, wo es späterhin keine Turnplätze gab, wahrgenommen, daß in der männlichen Jugend „Bescheidenheit, Gehorsam, deutscher wissenschaftlicher Fleiß, Ehrfurcht und Vertrauen — nicht sowohl für Regenten und für bürgerliche Ordnung. — als vielmehr für Ältern, Lehrer, Vorgesetzte und das Alter überhaupt, merklich abgenommen hatten. Man bemerkte, daß der alte, höchst strafbare, mit den sogenannten humanioribus ganz unverträgliche Pennalismus, der die Jüngern mißhandelte und das Schutzsuchen bei dem Vorgesetzten dem Schutzlosen zum Verbrechen machte, welches die ältern Buben oft auf die grausamste Art rächten, daß dieser rohe Pennalismus auf vielen hochgepriesenen classischen Schulen sein Unwesen forttrieb und selbst in Pensionskinderschulen spukte. Man hatte gesehen, daß in mehr als einer Familie vom sogenannten feinen Tone das väterliche Ansehen ganz gesunken war, weil die Frauen aus ihrer Sphäre heraustraten und der Luxus beide Theile in seine Wirbel fortzog. Was, fragte der Beobachter, wird diese gesetz- und zuchtlos aufgewachsene rohe Jugend auf der Universität beginnen, wo sie füglich unter keiner nähern Aufsicht mehr stehen kann? Wozu sind denn bei unsern Schulen Schulinspectoren vom Magistrate, von der Geistlichkeit und vom Consistorium, und Rectoren angestellt, die große Gewalt — und z. B. auf jenen classischen Schulen, auch große Einkünfte haben, um von den Spenden der Schüler ganz unabhängig leben zu können? Thun diese Männer ihre Pflicht nicht, oder messen sie wohl gar die Strenge ihrer Zucht nach der Beträchtlichkeit der Geschenke ab, — die, beiläufig sey dies gesagt, den Genuß einer Freistelle oft ganz verkümmern, — was soll der Knabe für eine Achtung gegen Vorgesetzte und für Gesetze auf die Universität mitbringen? Hier wo schon längst dem Unsinn der Duelle und anderer rohen Ausbrüche der Selbsthülfe von Seiten des Staats nicht Einhalt gethan werden konnte, wodurch nothwendig das Ansehen desselben in den Augen der jungen Freiherrn sinken mußte! Man untersuche nur die frühere Schuljugend und die Familienerziehung der aufsätzigen Turner und Bursche (denn nicht alle sind roh und unbescheiden; wir kennen mehrere, die sich, trotz ihrer deutschthümlichen Tracht, durch Sitten, Fleiß und Denkart sehr auszeichnen), und man wird in den meisten Fällen finden, daß nicht das Turnen allein, noch die akademische Freiheit, sondern daß auch die schlaffe Zucht der Rectoren und Schulinspectoren, nebst der Schwäche der Väter, an der trotzigen Richtung des Jünglings Schuld gewesen sind. Übrigens hat sich freilich in unserer Zeit das allgemeine Gespräch über politische Reformen wie ein Schnupfenfieber so verbreitet, daß man sich nicht wundern darf, wenn auch die auf alles Neue durch den „heiligen" Krieg vorbereitete Jugend davon ergriffen worden ist. Jeder Wohlwollende muß daher ernstlich wünschen, daß die am 18ten November 1819 ausgefertigte Dienstvorschrift für die außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten bei den preußischen Universitäten sowohl, als die neue Ordnung für die künftige Verwaltung der akademischen Disciplin und Polizeigewalt,

welche einem eigenen Universitätsrichter in allen Fällen, wo Ermahnungen und Verweise nicht ausreichen, übertragen ist, dem akademischen Geiste die reinwissenschaftliche und sittlich freie Richtung wiedergeben möge, welche keiner Burschenordnung bedarf, um akademische Händel anders als durch Duelle abzuthun. Es ist zu wünschen, daß künftig keine politischen Träumereien mehr dem jugendlichen Geiste jene heitere Unbefangenheit und die Freiheit rauben mögen, die allein das ernste Studium zur reinsten Lebensfreude erhöhen können. Sollte nun auch, wie man glaubt, das große Schreckbild einer im Keime erstickten gewaltsamen Umwälzung der monarchischen Ordnung des deutschen Staatenbundes mit der Freilassung der Gefangenen völlig verschwinden, und wie eine Feuerkugel plötzlich verlöschen, so wird dieses politische Meteor dennoch sehr wohlthätige Folgen zurücklassen, wenn man gegen die Schulepidemie theoretischer Schwindelei eine hinlängliche Dosis Nieswurz aus Logik und Disciplin bereit hält, ohne deshalb dem „vernünftigen und rechtlichen" erwachsenen Theile der Nation den Genuß einer rechtlichen und vernünftigen Freiheit zu entziehen.

Nachtrag

zu dem Artikel

Spanien.

Spanien wird d. 7. März 1820 eine constitutionelle Monarchie. „In jedem Falle — so schlossen wir (im Juli 1819) den Art. B. IX, S. 300 — geht Spanien großen Ereignissen entgegen.“ Dies ist geschehen. Ein Wechsel der Dinge, wundervoller als der von Nacht und Tag, hat die Hülle der Willkühr und der Finsterniß von der spanischen Monarchie abgestreift, und — wie durch einen Zauberschlag — ist die Nation hervorgetreten, im Besitze der freiesten Verfassung von Europa! Kein Donner hat die Luft, kein Erdbeben hat den Boden erschüttert: die Sonne ist aufgegangen, und die Nebel sind verschwunden. Aus den Kerkern der Inquisition und aus dem Palaste der Willkühr hat der allgemeine Wille des edeln hispanischen Volks die Constitution vom 18. März 1812 hervorgerufen in das Leben, ohne Rache, ohne Blut. Nicht die Preßfreiheit hat diese Verwandlung — die plötzlichste und allgemeinste, welche je die politische Welt erlebte, — vorbereitet; auch nicht der Meinungskampf einer berathschlagenden Volksversammlung: sondern die Armee. Das kostbarste Werkzeug der Willkühr hat die Willkühr selbst vernichtet. Denn mächtiger als das Bayonnet ist die Idee der Freiheit und des Vaterlandes in der Brust eines Volks, das den Namen Volk verdient; dagegen ist nichts so zerbrechlich als der Thron der Gewalt in einer Zeit, wie die unsrige. Die Nachwelt wird sie nennen das Jahrhundert der politischen Reformation. — In Spanien entwickelte sich diese Umwandlung aus der Natur der Dinge selbst: aus einem Gesetze, das Welten erschafft und zerstört, wie es die Throne der Könige stürzt und aufrichtet, aus dem Gesetze der Nothwendigkeit. Als Ferdinand (s. IX, S. 297) in Valencia war, hörte er nicht sein Volk an, das ihm den Thron bewahrt hatte, sondern eine Kaste, die ruhmlos seiner Person zunächst stand. Auf die Meinung des Herzogs von Infantado und auf den Rath des Generals Elio verwarf er die Constitution der Cortes, statt sie zu beschwören. Hierauf zerriß in Madrid General Eguia mit Bayonneten die Urkunde der Nation; und die bedeutendsten Mitglieder der Cortes wurden in Kerker geworfen; ein Argueles schmachtete in Ceuta! Zwar versprach Ferdinand VII. (IX, 298), die Cortes zu berufen und eine liberale Constitution zu gründen; allein er gab dafür der Nation Mönche, Inquisitoren und Jesuiten. In ihrem Gefolge befand sich das ganze Rüstzeug der Verfolgung und Unterdrückung, selbst die Folter. Vergebens warnten freimüthige Männer, wie Empecinado, Ballesteros und Andere den König. Sie wurden verbannt oder eingekerkert. Aber desto tiefer fühlte das Nationalheer die Schande, daß einige aus seiner Mitte das Vaterland — Freiheit und Verfassung — meineidig zu verrathen die Feigheit gehabt hatten. Porlier, Mina, Lacy, Vidal traten, Einer nach dem Andern, an die Spitze der Anhänger des früher von ihnen beschwornen Staatsgrundgesetzes. Sie wurden verrathen und hingerichtet;

ihre Freunde zu Hunderten auf die Folter und ins Gefängniß geworfen. Die Inquisition verfolgte alle Liberales als Freimaurer. Elio und Eguia herrschten durch das Schrecken; jener in Valencia, dieser in Granada. Im Cabinet des Königs wechselten fünfundzwanzig Minister; nur der behauptete sich, welcher gegen die so oft erwartete, von zwei Königinnen vergebens erflehte, Amnestie und milde Maßregeln am entschiedensten sich gesetzt hatte, Lozano de Torres. Und als er endlich dem Herzog von San Fernando weichen mußte, da verübte er (keiner von den Liberales, die dessen beschuldigt wurden) den Streich mit den untergeschobenen Ordres an die Milizen, um das System der Härte, sich und die mit ihm verbundenen Jesuiten in der Höhe zu erhalten. Unterdessen befestigten die Männer von Buenos Ayres, von Chili, von Venezuela und von Neu-Granada ihre Freiheit; die Floridas mußten an die vereinigten Staaten abgetreten werden; es verunglückten die Truppen, welche man dem bedrohten Lima zu Hülfe sandte, und die große Armada in Cadiz verschlang den Schatz erzwungener Anleihen, den Credit selbst, und kam nicht zu Stande. Gleichwohl beharrte der König auf dieser Unternehmung. Es schien, man wollte die Armee über das Weltmeer hin verbannen, weil man ihren Geist, ihre Vaterlandsliebe fürchtete. Da bildete sich in dem Heere ein geheimer Bund der Offiziere, die Constitution wieder herzustellen und ganze Regimenter beschlossen, sich der Einschiffung zu widersetzen. An die Spitze stellte sich O'Donnel Graf del Abisbal, der Oberbefehlshaber der Expeditionsarmee; als er aber seinen Ehrgeiz, als Dictator das Schicksal der Monarchie zu leiten, durch die Civilgewalt gehemmt sah, trat er auf die Seite des Königs zurück, und ließ d. 8. Juli die Abtheilung der Truppen, welche schon das Zeichen zum Aufstande gegeben hatte, entwaffnen. Darauf unterbrach das gelbe Fieber die Zurüstungen. Endlich ward der Befehl zur theilweisen Einschiffung der Truppen im December 1819 gegeben, und schon sollte sie im Januar 1820 vor sich gehen, als plötzlich vier Bataillone unter dem Obristlieutenant D. Raphael Riego, den 1. Januar des Morgens um 8 Uhr, zu S. Juan die von der Nation 1812 beschworne Constitution proclamirten, hierauf das Hauptquartier zu Arcos umzingelten, den (an Abisbals Stelle vom König ernannten) Oberbefehlshaber Calderon, seinen Generalstab und den Seeminister in Verhaft nahmen, sich der Forts San Fernando und S. Pedri bemächtigten, die Stadt Isla de Leon (40,000 Einwohner) besetzten, und die in Folge des 8. Juli eingekerkerten Offiziere befreiten. Unter diesen befand sich der von ihnen im Voraus schon zum obersten Anführer bestimmte Ingenieuroberste, Antonio Quiroga. Der Angriff auf Cadiz mißlang. Hier leisteten die Seetruppen Widerstand, und die Insurgenten waren nicht stark genug, die Cortadura, welche die Landenge von Cadiz vertheidigt, zu nehmen; doch eroberten sie la Caracca, wo das Seearsenal, ein Linienschiff, mehrere Kanonierschaluppen, viele Transport- und Lebensmittel in ihre Hände fielen, und wo sie gegen tausend (?) Staatsgefangene in Freiheit setzten. Bald wuchs das Nationalheer — so nannten sich die Insurgenten — durch die königl. Truppen, welche zu ihnen übergingen, bis auf 9000 Mann an. Quiroga erklärte im Namen desselben, daß es vom Könige die Annahme der Constitution verlange, und für diesen Zweck siegen oder sterben wolle. Zugleich ward eine provisorische Regierungsjunta in Isla de Leon errichtet. Unterdessen hatten die Offiziere der königl. Truppen in Sevilla dem

General Freyre den Oberbefehl übertragen, und der König hatte ihn bestätigt, weil er die Liebe der Soldaten besaß. Vergebens suchte Freyre die Insurgenten durch Amnestie und andere Versprechungen zu entwaffnen. Als er endlich ein Heer von etwa 12,000 Mann am Ende des Januars versammelt und mit demselben die Isla de Leon bis Chiclana, Conil und nördlich der Bay von Cadiz umstellt hatte, sah er, daß sein Heer selbst wankte und der Sache der Insurgenten anhing, daß Spanier nicht gegen Spanier und gegen die Ehre und das Glück des Vaterlandes fechten wollten. Er suchte daher nur Cadiz zu sichern, wo ein von dem Obersten San Jago geleiteter Aufstand unter den Truppen und Einwohnern kaum hatte unterdrückt werden können. Indeß beschränkten sich die Insurgenten in ihrem Angriffe blos auf die Cortadura. Um die Verbindung mit der Bay von Gibraltar zu erhalten, sandten sie unter dem kühnen Riego eine Schaar von 2500 Mann nach Algeziras (d. 29. Januar), wo ihnen das Volk so wenig als an andern Orten Widerstand leistete. Endlich zog Riego, obgleich von Joseph O'Donnel verfolgt, ungehindert in Malaga (d. 19. Febr.) ein, und setzte nach einem Gefecht mit O'Donnels Truppen seinen Zug nach Antequera fort, wie ein Säemann, der das Korn der Constitution ausstreut. Das Nationalheer unter Quiroga aber wandte sich in öffentlicher Rede an den König (d. 3. Januar), an die Nation, an das königliche Heer, die Seetruppen und an die Stadt Cadiz: „Sie wollten nicht den Thron stürzen, noch den König verlassen, nur das Vaterland von dem Untergange retten, durch das vom Volke einst beschworene Gesetz." — Die edelste Sprache drückte dieses Gefühl eben so wahr als kräftig in dem Aufrufe an das spanische Volk aus. Sie schilderte die Ursachen des Verfalls des Staats und der Nation; sie zeigte die Gefahren des Throns und des Volks ohne Constitution und Freiheit. „Sobald Völker das unbeschränkte Eigenthum Eines Menschen werden, sind sie lebendig todt." — Spanien erwachte, und die Nation hat gewählt zwischen der bisherigen Regierung und dem Gesetze der Freiheit. Schnell reifte in jeder Provinz unter allen Ständen der Entschluß des Nationalwillens; zuerst in den Städten. Voran gingen Corunna und Ferrol. Dort setzten Volk und Truppen d. 21. Febr. die Constitution in Kraft. Don Pedro **Agar**, ein altes Mitglied der Regierung der Cortes, übernahm den Vorsitz in der Junta von Galizien, und wie einen electrischen Schlag empfand ganz Spanien den Ruf: **La Constitucion! Vive Quiroga! Vive Riego!** In Murcia ward den 29. Febr. die Constitution verkündigt; das Volk zerstörte den Palast der Inquisition, und aus dem Kerker des heiligen Gerichts traten Alpuente und Torrijos an die Spitze der Verwaltung. Bald hatte sich die ganze cantabrische Küste, St. Ander (d. 28. Febr.), Oviedo und Bilbao für die Verfassung von 1812 erklärt; darauf erhob sich in seiner alten Kraft Aragonien; die Behörden einmüthig mit dem Volke und den Soldaten zu Saragossa, d. 5. März. Auch war der gefürchtete Guerilla-Anführer, Francisco Espoz y **Mina** (s. d. A.) aus seiner Verbannung von Paris entkommen und hatte den 25. Febr. zu St. Estevan in Navarra die Fahne des constitutionellen Nationalheeres im nördlichen Spanien aufgepflanzt. Sein Aufruf vom 2. März war drohend gegen Ferdinand „den undankbarsten aller Fürsten." Gleichzeitig nahm Pampeluna aus eigenem Antriebe die Constitution an, welche daselbst der Vicekönig Espeleta in Kraft setzte. Madrid selbst gerieth in Bewegung. Von hier war General

Abisbal, statt nach Catalonien sich zu begeben, nach Ocanna (10 Leguas von Madrid) gegangen, wo zum Schutze des Königs ein Heer zusammengezogen werden sollte. Er rief daselbst mit seinem Bruder, Carlos O'Donnel, der das Regiment Kaiser Alexander commandirte, am 4. März die Constitution aus. Darauf vereinigten sie sich mit dem Obersten Riego, der bei Antequera den General Joseph O'Donnel gänzlich geschlagen und überall auf seinem Zuge die Constitution der Cortes eingeführt hatte. General Joseph O'Donnel kehrte mit wenigen Truppen zu dem General Freyre zurück, der nun selbst, nachdem mehrere Bataillone (unter andern das Regiment Soria aus Cadiz d. 18. Febr.) zu den Insurgenten übergegangen waren, und sein Heer kaum noch 7000 Mann zählte, die Constitution in Sevilla bekannt machte, worauf in ganz Andalusien Waffenruhe eintrat. Dies alles schreckte den König in seinem Palaste aus seiner Sicherheit auf. Schon am 29. Febr. war die Regierung von dem nahen Ausbruche eines allgemeinen Insurrectionsplanes unterrichtet. Ferdinand setzte daher eine Dictatorial-Junta nieder, unter dem Infanten Don Carlos. Doch dieser widerrieth alles Nachgeben, während der Infant D. Francisco für die Berufung der Cortes stimmte, sonst werde der König seine Krone verlieren. Dies zog ihm die Ungnade seines Bruders und vierundzwanzigstündigen Arrest zu. Nun rief Ferdinand den nach Valladolid verbannten General Ballesteros zurück; allein dieser lehnte es ab, an Freyre's Stelle den Oberbefehl zu übernehmen. Auch er stimmte für die Berufung der Cortes. Die Hülfe des heiligen Bundes anzurufen, war zu spät. Ein solcher Schritt würde des Königs Krone und Leben in Gefahr gebracht haben. Eben so wenig Beifall fand Elio's Vorschlag, daß der König sich von Madrid entfernen sollte. Endlich trug Ferdinand den 3. März dem ersten Minister, Herzog von S. Fernando, auf, „weil, so hieß es in der königl. Ordonnanz, der Verfall des Staats endlich seine Aufmerksamkeit gefesselt und seine Sorgfalt in Anspruch genommen habe," den alten Staatsrath wieder herzustellen, welcher zweckmäßige Reformen vorschlagen, und dem alle andre Corporationen, die obern Tribunäle, selbst die Universitäten, so wie einzelne Patrioten frei und offen ihre Ideen darüber mittheilen sollten. Die bisherigen Rathgeber des Königs verstummten. Alles vereinigte sich, dem geängstigten Monarchen die Berufung der Cortes anzurathen. Ferdinand befahl daher den 6. März ihre Zusammenberufung nach den alten Gesetzen der Monarchie. Allein das Volk rief: Nicht die alten verjährten Cortes wollen wir; wir wollen die Constitution und die Cortes von 1812! — Selbst die Garnison, mit Einschluß der Haustruppen, an welche das Artilleriecorps des Nationalheers unter Miguel Lopez Danos, und das Geniecorps, unter Felipe Arco Aguero, offne Erklärungen am 4. Febr. erlassen hatten, zeigte sich entschlossen, wenn der König die Constitution nicht annähme, sich mit dem Nationalheer zu vereinigen; doch sollten zwei Bataillone zum Schutze des Königs zurückbleiben. Da bewilligte endlich, — den 7. Abends um 10 Uhr, — obgleich der Infant D. Carlos *) noch widersprach, — auf Zureden des Infanten D. Francisco, des Bischofs von Madrid und des Gen. Ballesteros, — Ferdinand VII.,

*) Don Carlos ist von seinem Bruder d. 14. März zum Oberbefehlshaber der Nationalarmee ernannt worden. Er hat dies dem Heere in einer Proclamation bekannt gemacht, in welcher er den König, seinen Bruder, den großmüthigen Gründer der Freiheit der Nation nennt.

durch die natürliche Folge der Ereignisse dazu gezwungen, dem Drange gebieterischer Umstände, was er so lange der Gerechtigkeit und Weisheit verweigert hatte. Es erschien das berühmte Decret aus seinem Palaste vom 7., in welchem sich der catholische König bereit erklärte, die Cortes von 1812 zu berufen, und nach dem allgemeinen Willen des Volks — siendo la voluntad general del pueblo — die Constitution von 1812 zu beschwören. Dieser Beschluß beruhigte die Hauptstadt. Am 8. stellte General Ballesteros, nach dem Wunsche des Volks, auf Befehl des Königs, die Municipalität (ayuntamiento) von Madrid wieder her, wie sie 1814 unter den Cortes gewesen war. Sie selbst schloß sofort diejenigen Mitglieder aus ihrer Mitte aus, welche damals der Aufhebung der Constitution beigetreten waren. An demselben Tage ward eine allgemeine Amnestie für die wegen politischer Vergehungen Verhafteten und Verbannten bekannt gemacht, worauf das Volk und Ballesteros auch die angefüllten Kerker der Inquisition öffneten, aus denen der verschwundene Graf Montijo hervorkam. Am 9. errichtete Ferdinand VII., der sich nun den König aller Spanier nennt, eine provisorische Junta von elf Mitgliedern, die bis zur constitutionellen Einsetzung der Cortes alle Regierungssachen mit leitet, und ohne deren Genehmigung die Regierung nichts vollziehen darf. An ihrer Spitze steht der Cardinal von Bourbon, Erzbischof von Toledo (bisher in Ungnade), der an den König in Valencia die bekannte Anrede hielt (IX, 297); Ballesteros ward Vicepräsident. Unter den übrigen bemerkte man den Grafen Taboada, den Bischof von Valladolid de Mechoacan (ein aufgeklärter Staatsmann, vom König früher zum Minister ernannt, bald aber fortgeschickt), Don Manuel Lardizabal, und Valdemoro, der sich einst als Präfect von Valencia dem Rathe des Generals Elio, die Constitution zu verwerfen, widersetzt hatte. Vor dieser Junta und in Gegenwart einer Deputation des Ayuntamiento von Madrid beschwor der König an demselben Tage die Constitution, und wiederholte darauf vom Balcon vor dem versammelten Volke seinen Eid. Dann leistete D. Francisco Ballesteros, den Ferdinand zum General der Centralarmee, die in Castilien gebildet werden soll, ernannt hatte (ein Mann, der einst unter Wellington nicht dienen mochte), und alle Corporationen von Madrid denselben Eid auf die Constitution in die Hände des Ayuntamiento der Hauptstadt; auch die Garnison und die Garden beschworen das Verfassungsgesetz *). Am 10. erließ der König (aus der Nationaldruckerei, ehemals Imprenta real) ein Manifest an die Nation: „Er habe 1814 geglaubt, die Constitution sey nicht der Wille des Volks, darum habe er sie damals nicht angenommen. Jetzt habe ich diese Constitution, nach welcher ihr verlangtet, beschworen, und ich werde ihre festeste Stütze seyn. Vereinigt mit euern Repräsen-

*) Man findet dasselbe vollständig aus dem Original übersetzt in der Schrift: Die Constitution der Cortes und die Constitution von Südamerika mit historischen Einleitungen und der berühmten Adresse an den König. Leipzig, bei Brockhaus 1820. 1 Thlr. 12 Gr. Sie ist der französischen von 1791 sehr ähnlich und enthält 384 Art. Die Versammlung der Cortes besteht aus ungefähr 150 Mitgliedern; der König ernennt einen Staatsrath von 40 Mitgliedern, auf den Vorschlag der Cortes. In diesem Staatsrathe können aber nur vier Geistliche und vier Granden Sitz und Stimme haben. Die Cortes versammeln sich, auch ohne vom König berufen zu seyn; u. s. w.

tanten, werde ich das Glück haben, an dem großen Werke der Nationalwohlfahrt Theil zu nehmen. Aufrichtig wollen wir wandeln auf der Bahn der Verfassung; ich an eurer Spitze!" An demselben Tage verlangte der König von der Junta Vorschläge, um die persönliche Freiheit und die Ausübung der Preßfreiheit zu sichern und zu ordnen. Zugleich erließ Ferdinand mehrere Decrete, sämmtlich mit der Eingangsformel: „nach Anhörung der provisorischen Junta und mit ihrer Zustimmung," in welchen er befahl, überall die constitutionellen Behörden mit erfahrnen Männern, welche die Liebe des Volks besäßen, und die öffentliche Meinung kenneten, zu besetzen. Darum mußten der Minister Matasflorida, der Graf Punon de Rostro, und der Herzog d'Alagon, Commandant der Garden, ein Freund Wellingtons, ihren Abschied nehmen. Sie, so wie die Herren Ramirez, Montenegro, Chamorro (von der Camarilla des Königs) und Andere verließen schleunig Madrid. Auch hob Ferdinand selbst am 10. das Inquisitionstribunal in der ganzen Monarchie auf, als unverträglich mit der Constitution, und gemäß dem Decrete der Cortes vom 2. Febr. 1813, das die Inquisition abgeschafft hatte. Darauf stellte am 11. der zum Minister der Gnade und der Justiz provisorisch ernannte D. José Garcia de la Torre (Mitglied der Centraljunta von 1808) alle Verfügungen von 1814 wieder her, die sich auf die Preßfreiheit, welche die provisorische Junta in ihrer Kundmachung an das Volk vom 10. März die Ägide der bürgerlichen Freiheit nannte, und auf die persönliche Freiheit bezogen. Auch gab die provisorische Junta dem König in dem Pater Marina, Canonicus von San Isidoro, einem aufgeklärten Prälaten, der stets zu freisinnigen Grundsätzen sich bekannt hatte, einen andern Beichtvater. In Paris fertigte der spanische Gesandte bereits Pässe aus zur Rückkehr für die Verbannten, unter andern für den Prinzen Masserano. Unterdessen hatte man in Catalonien schon am 10. die Constitution von 1812 wieder hergestellt. In Barcelona mußte sie der Statthalter Castannos beschwören, und der Bischof weihte die Nationalfahne; worauf das Volk an Castannos Stelle den Marquis D. José de Castellar zum Statthalter ernannte, und die Acten der Inquisition verbrannte. — So hat Spanien in den ersten Monaten des J. 1820 ernst und nachdrücklich auf die Beschlüsse des Congresses von Carlsbad geantwortet. Die Verwaltung des alten königlichen Cabinets von Madrid, welche in Pariser und Wiener Blättern Lobredner fand, hat sich selbst gestürzt. Denn welche Früchte erzeugte dieser Starrsinn einer mit Tod und Sklaverei verbündeten Staatskunst? — Verlust der Colonien; schmählicher Tod edler Mitbürger; Valencia's Garten mit dem Blute seiner Söhne bespritzt; allgemeine Lähmung der Kraft; Tod in den Adern der öffentlichen Wohlfahrt; giftiger Haß der Serviles und Liberales; Ein Geist der Rache durch das ganze Land; eine Hydra von immer erneuerten Verschwörungen, und zuletzt allgemeiner Aufstand. Der Folter müde und der Willkühr, beschloß ein wahrhaft edles und großes Volk, unter dem Gesetze der Freiheit zu leben und unter einem Throne, der auf einer Verfassung ruhte. Ein Aufstand des Heers erlangte endlich, was blinde Willkühr so hartnäckig der Vernunft und der Gerechtigkeit versagt hatte. Spanien besitzt jetzt eine Nationalrepräsentation und eine Freiheit der Personen und der Presse, wie kein anderes Land in diesem Umfange. Kein Oberhaus; Ein gesetzgebender Körper und ein König stellen die höchste Gewalt dar. Der König ist nicht verantwortlich; die Minister sind es. Übrigens

hat die spanische Constitution das große Verdienst, daß sie der Erklärung der Rechte organische Gesetze beigefügt, welche, indem sie zu Grundgesetzen werden, aus der leeren Formel eine lebendige Karte, eine practische Freiheit machen. Aber wehe dem König und dem Lande, wenn das ränkevolle Gegenwirken einer besiegten Partei das spanische Volk, welches bisher mit Mäßigung und Großmuth handelte, zu der Wildheit des Löwen aufreizen sollte! Noch geht es ernst auf dem Wege der Ordnung und des Rechts; noch hört es auf das weise Wort des Friedens, das die Männer aussprechen, die ihm die Freiheit wiedergaben. Sie zeigen warnend hin auf das Beispiel Englands unter Carl I. und auf Frankreich unter Ludwig XVI. Möge kein Dämon der Rache für das Alte dazwischen treten, und die Wuth der Leidenschaften entzünden! Dann wird die Zukunft zu dem Ruhme der spanischen Nation das Zeugniß der Nachwelt hinzufügen: Sie betrat den Pfad der Freiheit, indem sie fortwandelte auf der Bahn der Großmuth, der Mäßigung und des Rechts!

Verzeichniß

der

im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

Anhang.

Literarische Anzeigen.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

I.

Hermes. Kritisches Jahrbuch der Literatur No. VI. der ganzen Folge, oder des Jahrgangs 1820 zweites Stück.

(No. V. oder des gegenwärtigen Jahrgangs 1stes Stück wurde ausgegeben den 15. Decbr. 1819. No. VII. wird ausgegeben den 1. Juli d. J. No. VIII. den 1. Octbr. d. J.)

Preis des ganzen Jahrgangs von 4 Stücken, jedes von 25 Bogen engen Drucks, 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.) und eines einzelnen Stücks 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Xr.)

Inhalt dieses Stücks.

Anhang: Letztes Wort in Sachen Müllners von Brockhaus.

Leipzig, den 1. Mai 1820.

F. A. Brockhaus,
Redacteur.

II.

Landsmannschaften und Burschenschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studirenden auf den deutschen Hochschulen. Mit Urkunden. Von Joachim Leopold Haupt. gr. 8. geheftet. Preis 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) (Daraus besonders abgedruckt die Verfassungs-Urkunde der Jenaischen Burschenschaft. Preis 8 Gr. oder 36 Xr.)

Die irrigen Meinungen, welche, aus Unkunde der Verhältnisse, sowohl über die neuern Verbindungen, als auch das Verbindungswesen der Studirenden auf den deutschen Hochschulen überhaupt unter den gebildeten Ständen deutscher Zunge herrschen, hat den Verfasser bewogen, alle diese Verhältnisse näher zu beleuchten und weitläufiger aus einander zu setzen. Die Schrift verbreitet sich demnach über das akademische Verbindungswesen seit der Bildung der ersten Hochschulen in Italien, Frankreich, England und Deutschland, entwickelt die Entstehung der geheimen Landsmannschaften und der Burschenschaft aus den jedesmaligen Verhältnissen und dem Geiste der Zeit, zeigt beider Verbindungen, Grundsätze, Gesetze und die Verhältnisse, welche sie auf den Hochschulen herbeigeführt haben, und giebt endlich einige Vorschläge, wie die jetzige Gestaltung der Dinge von den Regierungen und akademischen Behörden sowohl, als Studirenden selbst zu einer bessern benutzt werden könne. Die beigedruckten Urkunden enthalten: zwei sogenannte Landsmannschaftscomments, eine Landsmannschaftsconstitution und die Verfassungsurkunden der Burschenschaft zu Jena, Gießen und Leipzig. — Das allgemeine Interesse, was man in

Deutschland an den neuesten Ereignissen auf den Hochschulen genommen hat und die Wichtigkeit, welche diese Ereignisse in den Augen der politischen Welt gewonnen haben, macht gewiß in Jedem den Wunsch rege, sie aus den Quellen kennen zu lernen und überhebt uns einer weitern Empfehlung dieser Schrift.

III.

Das Staatsrecht des Königreichs Bayern; von Dr. Julius Schmelzing. In zwei Theilen. Erster Theil. gr. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr. (oder 4 Fl. 30 Xr.)

Der durch seine bisherigen Schriften, insbesondere über das Natur-, Staats- und Völkerrecht dem literarischen Publicum schon hinlänglich und vortheilhaft bekannte Hr. Verfasser unternahm es zuerst durch angezeigtes Werk die gegenwärtige Staatsverfassung und Staatsverwaltung des Königreichs Bayern aus den unmittelbaren und mannichfaltigen Gesetzquellen selbst in systematischer Form darzustellen. Dieser erste Theil begreift die Verfassung des Königreichs Bayern; ihm ist demnach die neueste Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 mit ihren integrirenden Edicten zum Grunde gelegt; aber auch alle damit in Verbindung stehenden früher oder später erschienenen königl. organischen Edicte und allerhöchsten Supplementarverordnungen sind in dieser systematischen Darstellung am geeigneten Orte aufgenommen. Der zweite und letzte Theil dieses Werkes (von gleicher Stärke) umfaßt die Staatsverwaltung des Königreichs Bayern und wird ganz gewiß zur kommenden Michaelis-Messe im Publicum erscheinen. Dieser Theil dürfte um so mehr Aufmerksamkeit und Interesse erregen, indem er einen Gegenstand behandelt, welcher bis jetzt noch von keinem anderen bayrischen Schriftsteller in einer solchen Ausführlichkeit und Genauigkeit aus den diesfalls so mannichfaltigen, zerstreuten älteren und neuesten Gesetzquellen dargestellt wurde; und als eben diese bisher weniger, wie die neueste Verfassungsurkunde Bayerns, durch Schriften zur allgemeinen Kenntniß in Deutschland gekommen sind. Es scheint überflüssig, annoch etwas für die Gemeinnützigkeit dieses Werkes zu sagen, welches gewiß kein angehender Staatsdiener, überhaupt kein gebildeter Staatsbürger Bayerns unbeachtet lassen wird, und das füglich auch als Leitfaden bei Universitätsvorlesungen über diesen positiven Rechtstheil gebraucht werden kann. Dem Ausländer aber gewährt es einen belehrenden und angenehmen Ueberblick über die Verfassung und Verwaltung des bayrischen Staats in seiner verschiedenen Beziehung.